Viro illustri, omnibus Titulis majori
Dno IOANNI MICHAELI à LOEN
quem Musæ colunt, Virtutes celebrant,
scripta super Æthera ponunt.
hanc ipsius Imaginem

Des

Herrn von Loen

gesammlete

Kleine Schrifften:

Besorgt und herausgegeben

von

J. C. Schneidern.

Frankfurt und Leipzig.
Zu finden bey Philipp Heinrich Huttern.

Dem
Durchlauchtigſten Fürſten und
Herrn,

HERRN
Anton Ulrich,

Herzogen
Zu Sachſen, Jülich, Cleve und Berg,
auch Engern und Weſtphalen, Landgrafen in
Thüringen, Marggrafen zu Meiſſen, Gefürſteten Grafen zu Henneberg, Grafen zu der
Marck und Ravensberg, Herrn zu
Ravenſtein,

Des St. Hubertsorden Rittern und Seniorn
des ganzen Durchl. Herzogl. Sächſiſchen
Hauſes.

Meinem Gnädigſten Herzog
und Herrn.

Durchlauchtigſter Herzog,

Gnädigſter Herzog und
Herr!

Die Kühnheit Ew. Hoch-
furſtl. Durchlaucht
gegenwärtige kleine Schrifften
unterthänigſt zuzuſchreiben, weiß

ich mit nichts, als mit der ho-
hen Gnade zu entschuldigen,
deren Sie mich bisher zu würdi-
gen geruhen. Ich schätze solche
über alles; und ich habe schon
lange Zeit auf eine Gelegenheit
gewartet, wo ich die Ehrfurcht
öffentlich an den Tag legen könte,
welche ich vor Dieselben hege.
Die Ausgabe dieser kleinen
Schrifften gibt mir nun um desto
mehr Anlaß hierzu, je mehr sich
dieselben an und vor sich selbst von
Ew. Hochfürstl. Durchlaucht
eine gnädigste Aufnahme verspre-
chen

chen dörfen. Der Herr Verfaſſer iſt einer der vornehmſten Schrifftſteller dieſer Stadt, welche ihrem Vaterlande auſſerhalb durch Wiz und Geiſt volle Schriften Ehre und ſich ſelber, zu ihrem Ergezen eine Beſchäfftigung damit machen, dasjenige, was ſie in der Welt geſehen und beobachtet haben, zu Papier zu bringen. Der Beyfall, welchen deſſelben Schrifften bisher gefunden haben, rechtfertigt ſowohl, als die Sachen, die in dieſer Sammlung enthalten ſind, meine

zuverſichtliche Hoffnung einer groſsmüthigen Aufnahme.

Sollte ich alſo wohl nöthig haben mein Unterfangen durch mehrere Gründe zu vertheidigen, da ſich die unternommene Sache bey Ew. Hochfürſtl. Durchl. leicht ſelbſt beliebt machen kann, und ich es über dieſes mit einem der groſsmüthigſten Fürſten zu thun habe, deſſen leutſeliges und huldreiches Bezeigen ihn auch unter den erhabenſten Perſonen vor andern unterſcheidet und ihm auſſer dem

Glanz

Glanz des hohen Standes so viele Vorzüge machet.

Ich bin einer von denen, welche Gelegenheit gehabt haben Ew. Hochfürstl. Durchlaucht grose und würdige Eigenschaften, seit dem Sie unsre Stadt mit Ihrer hohen Gegenwart beehren, erkennen zu lernen und zu bewundern. Und ich werde nicht aufhören, die wahrhaftig fürstlichen Tugenden eines so erhabnen Prinzens zu verehren, so lange ich die gnädigste Erlaubniß behalte,

mich mit der ehrerbiethigſten Obliegenheit und unſterblicher Ehrfurcht nennen zu dörfen,

Durchlauchtigſter Herzog

Ew. Hochfürſtl. Durchlaucht

Meines gnädigſten Herzogs und Herrn

unterthänigſten Knecht,

Philipp Heinrich Hutter.

Vorbericht

Des Herausgebers.

Da ich die Ehre habe, gegenwärtige Schrifften der gelehrten Welt vorzulegen, so ist es ein Glück vor mich, daß ich von dem ganzen Vorhaben nicht erst weitläuftige Rechenschafft geben darf. Zween Umstände überheben mich dieser Pflicht: Vors erste, daß dergleichen Art Schrifften allemal von der gelehrten Welt wohl aufgenommen werden; vors zweyte, daß die Schrifften Sr. Hochwohlgebohrnen des Herrn von Loen durchgängigen Beyfall gefunden haben, welche bisher ohne Vorsetzung dessen Na-

Namens heraus gekommen sind. Von beyden Stücken könnte ich wichtige Zeugnisse anführen, wenn es nöthig wäre. In Ansehung des letztern darf ich mich nur auf die unter der Aufsicht des Hrn. von Loen vor kurzem heraus gegebene allgemeine Reisegeschichte berufen, welche sowohl wegen der innern, als äussern Beschaffenheit allerwegen wohl aufgenommen worden ist.

Seit dem ich die Ehre habe, den Herrn von Loen zu kennen, ist mir verschiednes von desselben kleinen Schrifften bekannt worden. Alles was ich davon geschrieben zu sehen bekam, war so beschaffen, daß es meine Neubegierde nach mehrern erwecken muste. Ich hatte mir also seit einiger Zeit alle Mühe gegeben, diesen Herrn bewegen zu helfen, daß er die Ausgabe seiner kleinen Schrifften erlauben möchte. Da mir nun endlich die Be-

sorgung dieses Geschäfftes ist gegönnet worden, so übergebe ich nun hiermit solche Schrifften der gelehrten Welt mit vielem Vergnügen und hoffe, daß sie eine so geneigte Aufnahme finden werden, als es ihre innere Beschaffenheit verdienet.

Man kann diese Sammlung als ein moralisches Malereycabinet ansehen, in welchem sich viele Kenner mit eben so grosem Ergezen umsehen werden, als in einem Zimmer voller Gemälde von den grösten Meistern. Diese moralische Schildereyen sind in drey Abschnitte abgetheilet. Die eigne Abbildung des Hrn. Verfassers in seiner Jugend ist zur Einleitung voraus gesetzt. Der erste Abschnitt enthält lauter Abschilderungen moralischer Caractere. Im zweyten Abschnitt kommen Abbildungen würcklicher Personen vor. Und in dem

drit-

dritten Abschnitt sind Abschilderungen verschiedner Höfe enthalten. Wenn man die Vergleichung dieser Schrifften mit einem Malereycabinet fortsetzen woite, so könnte man sagen, der 1. Abschnitt, wenn man des Herrn Verfassers eigne Abbildung in seiner Jugend ausnimmt, enthielte idealische; der 2. Abschnitt aber würckliche Personen: jene, wie sie aus der allgemeinen Vorstellung Natur, diese aber, wie sie aus der besondern Vorbildung sind entlehnt worden. Und der 3. Abschnitt begreife historische Gemälde in einer reichern Zusammensetzung in sich.

Alle diese verschiednen Abschilderungen hat der Herr Verfasser nach der Natur verfertiget: das ist, er hat in der Welt die Urbilder davon angetroffen und gekannt. Unter den Caracteren befinden sich liebenswürdige und häßliche.

che. Wer die Welt kennet, wird eben dergleichen Vermiſchung davon angetroffen haben. Es kommen einem Geitzhälſe, Wollüſtige, Hochmüthige, Müßiggänger, galante Generale, Eigenſinnige, Trunckenbolde, Wanckelmüthige, Scheinheilige, Zanckſüchtige, und dergleichen vor. Man müſte aber auch wenig Menſchenliebe beſitzen, wenn man nicht ſagen wollte, daß man noch immer einen Eraſt, einen Tiron, einen Liberio, einen Sophronime, einen Philintes, einen rechtſchaffnen Geiſtlichen, eine wahre Hoheit, einen würdigen Fürſten, einen wahren Helden ſehe. Aus allen Caracteren, welche der Herr von Loen abgeſchildert hat, leuchtet deſſelben groſe Kenntniß der Menſchen und ſeine Einſicht in die wahre und geſunde Sittenlehre hervor.

Was den zweyten und dritten Abſchnitt betrifft, ſo iſt zu vermuthen,

daß der Herr Verfasser vielerley Arten von Lesern durch seine natürliche Abschilderung hoher und berühmter Personen, wie auch verschiedner der ansehnlichsten Höfe einen ungemeinen Gefallen erwiesen habe. Er schildert nichts ab, als was er selber gekannt und so befunden hat. Er macht hierdurch den Nutzen, welchen er aus allen seinen Reisen, seiner Erfahrung, seinen Umgang und Kenntniß der grossen Welt gezogen hat, allgemein. Jedermann wird mit den abgeschilderten Personen genauer bekannt und erfährt manche besondre Umstände von ihnen, die man in den gewöhnlichen Büchern welche der politischen und gelehrten Geschichte gewidmet sind, nicht leicht antreffen kan. Und von den Höfen erlangt man eine so genaue Einsicht, als wenn man selber einen Zutritt daselbst gehabt hätte. In dem kurzen Vorbericht zu dem dritten Abschnitt hat der Herr von Loen sich wegen

gen der Freyheit mit welcher er von hohen Personen geschrieben hat, verantwortet: und wer das Glück hat denselben näher zu kennen, findet ein viel zu edles, erhabnes und rechtschaffnes Wesen an ihm, als daß er sich mit satyrischen, gehäßigen und anzüglichen Abschilderungen, abgeben solte. Seine Gemüthsbeschaffenheit widerspricht allen Einbildungen, die man sich hierinnen machen könnte. Er liebet die Wahrheit und es kan ihm keine Sache von der Welt weder zu niederträchtigen Schmeicheleyen noch zu gehäßiger Verachtung verleiten. Er ist stets geflissen, in allen Handlungen die Pflichten des rechtschaffnen Mannes zu erfüllen. Hiernächst ist zu bedenken, daß die abgeschilderten Personen bereits meistens aus dieser Welt gegangen und daß die Höfe nicht anders abgemalt sind, als wie sie zu denen Zeiten beschaffen waren, wo sie der Herr Verfasser besucht und seine Anmerkungen niedergeschrieben hatte.

Von des Herrn Verfassers Art zu denken und zu schreiben habe ich um so viel weniger Ursache in dieser Vorrede etwas zu sagen, jemehr dieselbe bereits der gelehrten und artigen Welt schon bekant und einen durchgängigen Beyfall erhalten. Die Materie dieser kleinen Schriften haben an und vor sich schon Gelegenheit gegeben, eine lebhafte und aufgeweckte Schreibart zu gebrauchen, welche dem Herrn Verfasser ohnedis natürlich ist.

Ich kan also diese Vorrede beschliesen, um nicht eine Sammlung kleiner Schriften durch einen langen Vorbericht zu verstellen.

Geschrieben zu Franckfurt am Mayn
in der Ostermesse 1749.

Der Herausgeber.

Verzeichniß

der Schrifften, welche in dieſer Sammlung enthalten ſind.

I.

Abbildung des Herrn Verfaſſers in ſeiner Jugend. S. 8

II. Abbildung eines vollkommenen Mannes. 12

III. Der gelehrte Weiſe. 28

IV. Der Herr von Zankwitz. 30

V. Der Geitzhals. 33

VI. Der Wollüſtige. 41

VII. Der Empfindliche. 44

VIII. Der Hochmuth. 47

IX. Die wankelmüthige Flavia. 51

X. Die närriſche Ehre. 54

XI. Der fromme Teufelsbanner. 61

XII. Der Müßiggänger. 63

XIII. Die Trunkenheit. 69
XIV. Der vernünftige Soldat. 74
XV. Zwey ungleiche Weltweiſen. 76
XVI. Der galante General. 80
XVII. Der Edelmann. 82
XVIII. Die Eigenſinnigkeit. 88
XIX. Die Freygebigkeit. 101
XX. Der Witz. 109
XXI. Der Poet. 116
XXII. Die ſcheinheilige Frau. 121
XXIII. Der Geiſtliche. 128
XXIV. Die wahre Hoheit. 137
XXV. Der Fürſt. 148
XXVI. Der Held. 165

Zweyter Abſchnitt.

I. Abbildung des Königs in Polen. 187
II. Abbildung des Feldmarſchalls Grafen von Flemming. 195

III. Der unglückliche Gelehrte am Hof, oder einige Nachrichten von dem Freyherrn von Gundling. 198
IV. Abbildung des Professor G ** 218
V. Der Abt, Graf Buquoi. 221
VI. Der Graf von Spork. 246
VII. Der Herr von Besser. 254
VIII. Nachricht von dem General Cosander Freyherrn von Göthe. 258
IX. Der Königlich polnische und churſächsische Minister im rheinischen und fränkischen Crais, Herr Steinheil. 265
X. Abbildung des Herrn Abt Schannats. 278
XI. Abbildung des Grafen von Zinzendorf. 290

Dritter Abschnitt.

I. Der kayserliche Hof. 5
II. Der königlich preußische Hof. 22
III. Der Hof zu Dreßden. 39

IV. Das kayſerliche Cammergericht. 67
V. Regenſpurg. 70
VI. Der franzöſiſche Hof, nebſt dem Caracter der Franzoſen. 78
VII. Der Staat von Holland. 106
VIII. Die Schweitz. 129
X. Reiſebeſchreibung nach Savoyen und Turin. 142

Moraliſche

Schildereien

nach dem Leben gezeichnet.

Solaque, quæ poſſit facere & ſervare beatum

Horat. L. I. Ep. 6.

An einen guten Freund.

Mein Herr,

Ich ſende Ihnen hier meine moraliſche Schildereien. Sie wiſſen, daß ich ein groſer Liebhaber von Gemälden bin. Nichts kan mich mehr ergötzen. Weil ich aber den Pinſel nicht ſelbſt zu führen weis, ſo hab ich meine Schilderkunſt mit der Feder probiren wollen. Viele von dieſen Schildereien ſind ſchon in meiner Jugend und auf meinen Reiſen von mir verfertiget und nur hin und wieder ein wenig ausgebeſſert worden.

Ich habe alles in der Ordnung der Zeit gelassen, oder vielmehr ich bin gar keiner Ordnung gefolget, um der Veränderung der Vorwürffe und Bilder nichts von ihrer Annehmlichkeit zu entziehen. Man hält sich nicht gern lang an einer Sache auf. Die Natur selbst entdecket uns in der Mannigfaltigkeit ihre Schönheit. In einem grossen Wald verirrt man sich leicht, in einem kleinen geht man spazieren. In einer Gallerie von Gemälden hängen geistliche und weltliche Sachen unter einander. Hier siehet man einen alten Kopf von Rimbrand, dort einen spielenden Cupido von van Dock. Hier hängt ein Bauren Stück von Breugel, und dort ein Aufzug der Götter von Raphael. Hier sieht man die ritterliche Thaten des Don Quichotten von Coypel, und dort die Siege des grosen Alexanders von le Brun. Hier erblicket man den sterbenden Seneca von Rubens, und dort die reizende Venus von Titian. Kurz, Landschafften, Schlachten, Blumen, Thiere, Menschen, alles ist unter einander. Hier in dieser moralischen Bildersammlung sieht es eben so aus: Alles ist unter einander, doch so, daß ein jedes Original sich besonders betrachten läßt.

Wann es der Character eines ehrlichen Mannes mit sich bringt, dasjenige zu sagen, was er glaubet, das zur Verbesserung der menschlichen Sitten und des gemeinen Wohlstandes dienen könte, so wird man mir hoffentlich die Freiheit, nach der Natur zu schildern, um so viel

viel weniger verdencken, weil ich bey der Liebe zur Wahrheit und bey dem redlichen Eifer das Gute zu befördern, meine Ausdrücke dergestalt zu mäßigen gesucht, daß dadurch niemand möchte persönlich beleidiget oder verunglimpfet werden. Ich habe deswegen mit Fleis die Namen derjenigen unterdrücket, deren Ebenbild nur lasterhafte und lächerliche Exempeln vorstellen, und mir im Gegentheil daraus eine Freude gemacht, denen Tugenden und Verdiensten berühmter und vortrefflicher Leute Recht wiederfahren zu lassen.

Theophrast unter den alten und la Bruyere unter den neuern Schrifftstellern, haben die Kunst Sitten und Menschen zu schildern vortrefflich verstanden; und noch muß man überhaupt denen Franzosen darinnen vor andern Völkern den Vorzug lassen. Die Abbildungen eines S. Evremond und eines Fenelon sind lauter Meisterstücke; Sie bezeigen eine tiefe Einsicht in der Erkänntnis der Menschen. Solchen grosen Meistern habe ich mich zu folgen beflissen Wie weit mir diese Unternehmung in einer Sprache geglücket, welche noch nicht alle nöthige Geltung der Wörter und Ausdrücke hat, die zu der moralischen Mahlerey gehören, darüber kan ich mir nicht viel schmeichlen.

Unsre heutige Sittenlehrer haben, wenn ich es sagen darf, durch ihre allzuweitgetriebne Lehre der Temperamenten und derselben allzugenaue Bestimmung, darinn mehr Verwirrung als Vortheil gebracht: Man hat sich bemüht die Caractere in ein systematisches

Lehrgebäude zu bringen und nach demſelben die Menſchen zu beurtheilen. Kluge Leute aber, welche die groſe Welt, die Menſchen und die Sitten etwas genauer, als die Herren Gelehrten auf hohen Schulen haben kennen lernen, bedienten ſich dieſer Methode niemals, wann ſie von den Höfen und ihren vornehmſten Staatsmännern einen Abriß machten: ſie ſchilderten alles nach dem Leben und ſezten ihre Kunſt allein darinnen, die Aehnlichkeit der Originalien zu treffen, ſie hielten ſich mit bloſen Kunſtwörtern nicht auf: ſie ſuchten das Verdächtige, das Gezwungene und das Zweydeutige, von dem natürlichen, einfältigen und zuſammenhängenden Weſen der Menſchen zu unterſcheiden: ſie verglichen ihre Art zu reden und zu denken mit ihren vornehmſten Neigungen, welche ſie durch Handlungen zu erkennen gaben; und damit war die Schilderey fertig.

Die meiſten dieſer Aufſätze ſind von mir in franzöſiſcher Sprache verfertiget worden, ſie haben deswegen in ihren Wendungen und Ausdrücken etwas von der Art dieſer Sprache behalten, welches doch hoffentlich die Reinigkeit unſrer teutſchen Sprache nicht ſchänden wird.

Da ich anfieng mich denen Wiſſenſchafften zu ergeben, fand ich ein weites Feld. vor mir Ich ſahe mich in völliger Freiheit. Ich ſtrich von einer Gegend in die andre und hielte mich auf, wo mir es gefiel. Nichts ſchien mir reizender als die Wahrheit. Ich ſuchte ihr allenthal-

halben mit verwegnen Blicken nachzuſpüren. Ich war hurtig und übereilte mich oft: Ich brachte deswegen meine Gedanken zu Papier; ich ſahe daß ich ohne dieſes Mittel ſolche nicht wohl mit einander verbinden konte. Meine Aufſätze wuchſen mit Hauffen. Ich zeigte ſolche einigen von meinen guten Freunden. Dieſe waren theils unwiſſend, theils gelehrt; beiderſeits aber ſo höflich, daß ſie lobten, was ſie von mir laſen. Ich habe ein menſchliches Gefühl, und ich müſte ſehr heuchlen, wann ich leugnen wolte, daß mir ihre Höflichkeit nicht gefallen hätte. Verſchiedene von dieſen Aufſätzen kamen darauf, wiewohl ohne Vorſetzung meines Namens, unter die Preſſe. Die Verleger waren damit zufrieden: ſie fanden müßige Leute, die ſolche laſen, und ich bekam auf ſolche Weiſe einen Beruf zu ſchreiben.

Ich bin. u. ſ. w.

I.

Abbildung des Verfaſſers in ſeiner Jugend.

Unum hominem age, praeter ſapientem autem nemo unum agit. Cæteri multiformes ſumus; modo frugi videbimur & graves, modo prodigi & vani; mutamus ſubinde perſonam & contrariam ei ſummimus, quam exuimus. Hoc ergo a te exegi ut qualem inſtitueris præſtare te talem usque ad extum ſervos. Sen.

Da ich mich unterfange andre Menſchen, zu ſchildern, ſo iſt Ihr Zumuthen gerecht, daß ich mich erſt ſelbſt ſchildern ſoll. Ich kan ſolches leicht. Ein Menſch, der ſich einbildet, ſo aufrichtig zu ſeyn wie ich, muß nichts geheimes und nichts zweydeutiges haben. Er muß ſich ſelbſt kennen, ehe er andre beurtheilen will.

Wie ich ausſehe das wiſſen Sie. Es wär lächerlich, Ihnen zu ſagen, daß ich ſolche Augen

gen, einen ſolchen Mund und eine ſolche Naſe habe, und ſo und ſo geſtaltet bin. Ich habe mich nicht ſelbſt gemacht. Ich bin dem Urſprung meines Daſeins, dem groſen Schöpfer, unendlichen Dank ſchuldig, daß er mich mit einer menſchlichen Bildung und einer vernünftigen Seele hat laſſen gebohren werden. Mein Leib iſt geſund, und mein Geblüt iſt von Natur nicht ſchwermüthig. Niemand iſt ſinnreicher ſich zu vergnügen, als ich; wann anders nicht Unordnung, grobe Säfte und ſtarke Leidenſchaften den leichten Umlauf des Gebiürs verhindern. Sie ſagen, ich wär zu gut. Dieſes Lob hat etwas ſchmeichelhaftes, in der That aber verweiſet mir ſolches verſchiedne Vergehungen und Leichtſinnigkeiten. Ich werde ſehr oft betrogen: ich ärgre mich über mich ſelbſt und über mein dummes Gutſeyn, das iſt eine gedoppelte Plage. Ich bin ofenherzig, ſchnell, übereilend, und liebe die Veränderung. Ich falle auf allerhand Dinge; find ich dabey nicht dasjenige Vergnügen, was ich mir dabey eingebildet habe, ſo bin ich hurtig anders geſtellt. Das geringſte, ſo man mir in Weg leget, kan bey mir ein groſes Vorhaben verändern. Ich gehöre unter die Zahl der Empfindlichen; ich wolte ich wäre es nicht; allein ich bin nun einmal ſo. Ich will mich ſuchen zu verbeſſern, das iſt alles, was ich Ihnen von mir verſprechen kan.

Wollen Sie noch mehr von meinen Fehlern wiſſen? Ich bin ſehr eitel: Ich liebe die Luſt-

barkeiten, die Tänze, die Schauſpiele, die Geſellſchaften, eine gute Tafel, ſchöne Kleider und alles, was die Begierden junger Leute zu reizen pflegt. Ich liebe zwar überhaupt ein gemächliches Leben, doch ſo, daß ich leiden kan, wann es zuweilen abwechslend und ein wenig unordentlich iſt. Ich liebe die Ruhe nach dem Gewühl, und die Stille nach dem Geräuſch. Ich bin aber dabey ein Feind von aller übertriebnen Luſt: Ich meide die Ausſchweifungen einer wilden Geſellſchaft, und kan weder Unflätereyen noch groben Scherz vertragen. Ich befleiſe mich der Unſchuld bey einem ſehr freyen Weſen. Meine Lebensart iſt bey Leuten, die in ihren Manieren gezirkelt und abgemeſſen ſind, ein wenig unartig. Ich haſſe von Natur allen Zwang und wünſchte von ganzem Herzen, daß alle unnöthige und peinliche Ceremonien, durch ein allgemeines Reichsgeſetz abgeſchaft würden. Ich ehre die Menſchen nach ihren Verdienſten und nicht nach ihrer Geburt. Der Hochmuth der Groſen iſt mir unerträglich. Ich betrachte die Höfe, wie das Fegfeuer der Redlichkeit, und halte die Vorzüge des Adels für eine Wahnſinnigkeit in der menſchlichen Geſellſchaft.

Weil man heutiges Tages ohne Heuchlen und Schmeichlen nicht leicht in der Welt empor kommen kan, ſo dürfte mein Glück allem Anſehen nach wohl ſehr mittelmäßig bleiben. Ich rede wie ichs denke und öfters mehr als ich ſoll. Ich haſſe

keinen

keinen Menſchen, und freue mich ſo ſehr, wann es andern wohl gehet, als ich Mitleiden verſpüre, wann ſie unglücklich ſind. Groll, Misgunſt und Feindſchafft ſind bey mir ſolche Leidenſchafften, die ich aus bloſer Gemächlichkeit verabſcheuen würde, wenn auch mein Gemüth darzu die geringſte Neigung hätte. Ich kan vortrefflich vergeben, und wann das Chriſtenthum lauter ſolche Geſetze hätte, ſo könt ich ein Heiliger werden.

Ich wolte ich dürfte ihnen nichts von meinem Hochmuth ſagen. Meine gröſte Tugend beſtehet darinn, daß ich ihn ſelbſt haſſe, und ſeinen unruhigen Bewegungen alle Stärke meiner Vernunft entgegen ſetze. Sie werden denken, daß er ſehr gros ſeyn müſſe. Doch er iſt nicht allein dasjenige, was mich plaget. Zuweilen werde ich auch vom Geitz angefochten. Pfui! vom Geitz, werden Sie ſagen; wie kan dieſes ſeyn, wie kan eine ſo ſchnöde Neigung bey einem ehrlichen Menſchen ſich äuſſern? Nehmen Sie es wie Sie wollen. Es iſt nichts anders. Ich habe überaus gern ſchöne Sachen, und liebe deswegen das Geld, um mir ſolche anzuſchaffen. Unſer Herr Thomaſius mag ſagen was er will. Wolluſt, Ehrgeitz und Geldgeitz können ſehr wohl beyſammen ſeyn: es hilft ſogar eine Neigung der andern. Unſer lieber Lehrmeiſter ſchildert die Menſchen nach ſeinem Lehrgebäude, ich ſchildere ſie nach dem Leben und nach meiner eignen Erfahrung: dieſe führet allezeit den Beweis mit ſich. Der Apoſtel Paulus ſetzet Augenluſt,

Flei-

Fleiſchesluſt und hoffärtiges Leben zuſammen in eine Reihe. Das Geld dienet dazu, um ſie alle zu vergnügen. Die Vernunft wehret ihren Ausſchweiffungen, und die Tugend, beſonders diejenige, die der Glaube wirket, gibt unſerm Herzen die ſchönen Empfindungen der Weisheit. Ich bin in der Schule dieſer hohen Sittenlehre. Die Fortgänge, die ich darinn gemacht habe, ſind noch ſchlecht: Allein weil mir ihre Regeln ſo wohl gefallen, ſo kan ich getroſt auch hoffen, darinn weiter zu kommen.

II.

Abbildung eines vollkommenen Mannes (*) nach Anleitung der von dem Herrn von S. Evremond entworffnen Idée de la femme, qui ne ſe trouve point et qui ne ſe trouvera jamais. Siehe deſſen Oeuvres meleés.

Virtus, fama, decus divina humanaque pulchris
Divitiis parent, quas qui conſtruxerit ille
Clarus erit, fortis, juſtus ſapiens etiam et rex.
Et quicquid volet.

Ovid. L. 2. Serm. Satyr. 3.

Unter allen Dingen, die meiner Bewunderung in der Welt ausgeſetzet ſind, rühret mich nichts mehr, als die Vortrefflichkeit

(*) Dieſe Abbildung kan zum Entwurff einer ganzen Sittenlehre dienen.

keit der Tugend. Ich bin aber so unglücklich, daß ich meine Regungen über eine Sache meistentheils bey mir muß verschlossen halten, die man so wenig findet.

Es scheinet also etwas lächerliches zu seyn, von einem Menschen eine Beschreibung zu geben, den man nirgendwo antrifft. Doch hat es der Herr von S. Evremond gewaget, uns eine Abbildung von einem vollkommenen Frauenzimmer darzustellen, so kan es mir um so vielweniger verdacht werden, wann ich meinen Gedanken das Vergnügen gebe, sich bey dem Bild eines vollkommenen Mannes aufzuhalten. Es kan solches allenfalls zu einem Muster dienen, sich selbst darnach zu verbessern.

Es wird mir erlaubt seyn, zu desto glücklicherer Ausführung meines Vorhabens, von dem edlen Meintes diejenige Vorzüge zu entlehnen, die ihm GOtt, die Natur und seine Tugend gegeben haben, um das Bild eines vollkommenen Mannes desto nachdrücklicher und lebhafter zu entwerffen.

Die äusserliche Gesichtsbildung eines Menschen ist eine verborgne Schrifft der Natur, sie hat allerdings ihre gewisse Beziehung auf den ganzen Menschen. Wenn wir diese Sprache verstünden, so könten wir viele Geheimnisse lesen. Wer entziefert uns die verwirrte Zahl in einen Brief, ohne darzu den Schlüssel zu haben? Wer wolte sagen diese Zahlen hätten nichts zu bedeuten?

Die

Die ganze Natur hat einen wundervollen Zuſammenhang: das mindeſte Stäubgen reget ſich nicht ohne Urſache, dieſe Urſache aber hat wieder eine andre Urſache, die auf ſie wirket und einflieſet. Alſo beweget das Waſſer die Luft, und dieſe hinwiederum das Waſſer; beyde aber beweget das elementariſche Feuer, in welchem gleichſam der erſte Stos zu allen Bewegungstrieben ſcheinet verborgen zu ſeyn. Nichts entſtehet von ungefähr: eines folget immer aus dem andern; dieſe Aufeinanderfolgung der einzelen Theile macht die Haltung und den Zuſammenhang im Ganzen. Die allerkleinſte Dinge, die kaum unſer Auge faſſet, ſind in dieſer Ordnung dergeſtalt mit eingeflochten, daß ſie in Anſehung ihrer eine gleiche Bewegungsurſache nöthig haben.

Dieſer wundervolle Zuſammenhang aller Dinge, da eines auf das andre wirket, auf daſelbe folget, und die Urſache von der Entſtehung eines andern iſt, bringet uns überhaupt einen Begriff von der Gröſe des göttlichen Verſtandes bey, der alles nach gewiſſen Regeln beſtimmet, und ſowohl in den kleinſten als in den gröſten Dingen, ſeine Weisheit und ſeine Güte offenbaret.

Die Geſtalt des Melintes bekräfftiget alles, was wir hier von dem Zuſammenhang der Dinge geſagt haben. Die Augen, deren blitzender Mittelpunct mit einem klar durchwirkten Stern umzogen, und mehr feurige als wäſſerige Theilgen

gen haben, zeigen eine der glücklichſten Vermiſchung der Elementen. Ihre Stralen ſind voller Geiſt und Leben; ihre Blicke ſind reitzend und holdſeelig, und die zarte Decke, welche ſich über dieſelbe aufſchlägt, läſſet uns in denſelben alle Bewegungen, die in ſeinem Herzen vorgehen, deutlich beobachten. Hier ſpricht die Demuth, der Eifer und das Mitleiden: hier lachet die Freude, die Hoffnung und die Liebe. Kurz, man kan mit Wahrheit ſagen, daß dem Melintes die Tugend und der Verſtand aus den Augen leuchtet.

Auf ſeiner Stirne lieſet man eben ſowohl, als auf ſeinen Lippen und Wangen, eine gewiſſe Sprache, die man verſtehet, ja gar, die man fühlet, ohne daß man ſolche in Buchſtaben und Wörter verſetzen darf. Hier ſpricht der Geiſt, und entdeckt uns mehr, als der Mund ſelbſt, wenn er uns ſeine Gedanken und Empfindungen offenbaren will.

Alle Züge in ſeinem Angeſicht zeigen eine ſo feine und ordentliche Bildung, daß der geſchickteſte Mahler ſie nicht vollkommener entwerffen könte. Es leuchtet daraus ein ſo edles und grosmüthiges Weſen, daß man von ihm eingenommen wird, auch wenn man ihn nur ſiehet.

Melintes iſt nicht weniger auch wohl gewachſen: alle ſeine Gliedmaſen ſind gegen einander in einer vollkommenen Verhältnis. Er iſt ſchlank von Leibe, ſtark, gelenkſam und zu allen Leibesübungen überaus geſchickt. Seine Geberden

ſind

ſind natürlich, ſeine Stellungen ungezwungen, und alles, was er thut, begleitet eine gewiſſe Anſtändigkeit, die gleichſam ſeinen Handlungen einen neuen Werth beyleget.

Von der äuſſerlichen Geſtalt ſeines Leibes, komme ich auf die innerliche Beſchaffenheit ſeines Gemüts. Dieſe hat nichts verborgenes, nichts zweydeutiges. Melintes zeigt ſich in allen Dingen gleich redlich, gleich tugendhaft: Sein Verſtand macht ihn nicht allein das Gute erkennen, ſondern ſein Herz läſſet ihn wirklich auch ſolches empfinden. Die Tugend iſt bey ihm ihre ſelbſteigne Belohnung, und ſeine gröſte Glückſeligkeit beſtehet in dem ſteten Vergnügen ſolche auszuüben. Kein ſchnödes Laſter, keine übertriebne Luſt, keine unordentliche Begierden ſtöhren die Ruhe dieſes Weiſen. Er lebet mit ſeinem Zuſtand zufrieden: der Genuß des Guten macht bey ihm den Werth der Güter aus. Auſer dieſem Genuß dünken ihm alle Schätze und Reichthümer dieſer Welt gering, und unſres Beſtrebens unwürdig zu ſeyn.

Es iſt ſchier eine gemeine Strafe der Reichen, daß ſie dasjenige, was ſie beſitzen, am wenigſten genieſen. Harpax ſiehet keine Schätze in andrer Leute Händen, die er nicht mit gierigen Augen und einem ſeufzenden Herzen betrachtet. Er möchte gern alles haben, und alles verſchlieſen. Er entziehet dadurch den Genus nicht nur andern, ſondern ſich ſelbſt. Er beſitzet einen ſchönen Pallaſt, und wohnet in einem Winkel. Er hat den prächtigſten Hausrath; in ſeiner

ner Stube aber siehet man nichts als Rechentische und Schränke. Er hat die besten Weine, er trinkt sie aber nicht eyender, als bis sie anfangen sauer zu werden. Und also genieſet Harpax nicht sein eigen gut, sondern verwahret solches mit ängstlichen Sorgen für lachende Erben. Melintes hoher Geist weis nichts von einer so niederträchtigen Neigung: er gönnet gern andern ihren Reichthum und freuet sich, wenn es ihnen wohl gehet. Er hält es für eine Schuldigkeit, seine jährliche Einkünfte zum besten des gemeinen Wesens auszugeben. Er verwendet solche auf Künste und Wissenschafften, er gönnet seinen Ueberfluß denen Handwerkern und Arbeitsleuten; er hat eine Freude ihnen etwas verdienen zu lassen; aber übernehmen dörfen sie ihn nicht, denn er hasset das Unrecht. Er will, daß ein jeder, der mit ihm zu thun hat, redlich und gewissenhaft handeln soll. Er weiß, daß keine Leute dem gemeinen Wesen schädlicher sind, als solche, die keine Ehre und kein Gewissen haben.

Alle seine Ausgaben sind ordentlich eingetheilet. Er sucht sich mit lauter solchen Dingen zu belustigen, welche Kunst und Witz und Schönheit beleben. Er liebet in allem die Reinlichkeit, und ein sinnreiches artiges Wesen. Sein Hausgeräth, seine Kleider, seine Kunstsachen, seine Kutschen und Pferde, seine Art Tafel zu halten; Alles hat ein gewisses Wesen, das gefällt, das rühret und das nicht sowohl prächtig als reitzend und schön ist.

Viele, die nicht die menschliche Laster und

Tugenden zu unterſcheiden wiſſen halten den Melintes für hochmüthig. Sie nennen dasjenige einen Ehrgeitz, was bey ihm die Wirkung eines guten Gemüths und eines erhabnen Geiſtes iſt: ſie ſagen, der äuſerliche Glanz könte keinen andern Urſprung haben, als die Liebe der Eitelkeit: ſie wollen, man ſoll den Ueberfluß an die Armē geben, und ſelbſt armſelig leben. Allein dieſe Leute wiſſen nicht, daß es ein groſes Uebel in der menſchlichen Geſellſchafft iſt, wenn man viele Arme hat. Dieſe Armuth wird durch nichts mehr genähret, als durch Scheinheiligkeit und Müßiggang. Arbeit und Ordnung im Gegentheil, ſind die beſten Mitteln, der einreiſſenden Armuth und ſchändlichen Betteley zu ſteuren. Nichts aber unterhält den Fleiß und die Arbeitſamkeit der Menſchen beſſer, als wann ein jeder einen ſolchen Aufwand macht, wie es ſein Vermögen mit ſich bringet. Der Arme muß ſparſam leben, und arbeiten, ſo wird er nie kein Bettler werden; und der Reiche muß nach Maßgebung ſeines Vermögens ſeine Ausgaben einrichten, ſo werden dadurch die armen Mittel finden, ſich zu nähren. Wären keine Geitzhälſe, keine Müßiggänger, und keine Verſchwender, ſo gebe es auch keine Armen.

Ein Menſch muß in der Welt durch andre leben. Die Armen und Nothdürfftigen müſten im Elend ſchmachten, wann die Reichen und Begüterten ihnen nichts von ihrem Ueberfluß wolten zufliesen laſſen. Solten ſie aber ſolches thun, ohne ihnen Arbeit zu geben, ſo wäre dieſes

ses dem gemeinen Wesen noch viel schädlicher. Wie solten aber alle Menschen Arbeit bekommen, wann nicht Künste und Wissenschafften befördert würden; und was solte die Reichen bewegen, Geld und Güter zu verwalten, wann sie nicht dadurch gewisse Vorzüge zu geniesen hätten? Die Natur ist zwar mit wenigem zufrieden; allein sie leidet auch einen unendlichen Zusatz von Annehmlichkeiten. Gibt man dem Armen Brod, so gebe man ihm auch Arbeit, damit es ihm gedeihe; das ist löblich. Man lasse aber auch dem Reichen die Vortheile seines Guts geniesen; das ist billig.

Der freigebige Melintes läßet es an nichts ermangeln, was seinem Nebenmenschen zur Aufnahme, und zur Nahrung dienen kan. Er gibt vielen Leuten etwas zu schaffen, die mehr seiner Hülfe bedürffen, als er ihrer Arbeit vonnöthen hat. Er thut nichts lieber, als ihnen, was sie verdienet haben, bezahlen; und indem er darinn sein Vergnügen sucht, andern etwas von seinen Gütern mitzutheilen, so gebraucht er zugleich alle nur mögliche Vorsichtigkeit, sich stets in dem Stand zu erhalten, um andern nützlich, und niemanden beschwerlich zu seyn. Nichts wird deswegen bey ihm liederlich verwahrloset; nichts aus Ueppigkeit verdorben; nichts aus Leichtsinnigkeit verschwendet, und nichts aus Geitz zurück behalten. Er verzehret zwar jährlich die Einkünfte, so seine Ländereyen ihm auswerffen, die Ländereyen aber an und für sich selbst, sucht er nicht nur weislich zu erhalten, sondern auch so

viel möglich, noch immer mehr und mehr zu verbeſſern. Viele meynen, da er ſonſt ein ſo trefflicher Naturkündiger iſt, er müſſe den Stein der Weiſen beſitzen; denn man ſiehet gleichſam mit ſeinen Ausgaben ſeine Einkünffte wachſen; allein, wenn man betrachtet, wie klug er ſeine Sachen einrichtet, wie fleißig er dieſelben beſorget, wie vorſichtig er damit umgehet, und welche Ordnung er in allen Dingen beobachtet, ſo ſiehet man, daß die Sachen gantz natürlich zugehen, und daß GOttes Seegen in ſolche Mittel bey ihm mit einflieſet, welche ſich auf ſeine Geſetze gründen. So hält Melintes Haus. Seine Sitten ſind eben ſo ordentlich. Er liebt zwar alle erlaubte Veränderungen und Ergötzlichkeiten; allein ſein Verſtand muß immerdar an demſelben den meiſten Antheil haben. Wo andere Menſchen ihre gröſte Luſt ſuchen, da hört insgemein die ſeinige auf; Was ihn ergötzen ſoll, muß ihm nicht nur gegenwärtig ein Vergnügen geben, ſondern auch dem künftigen nicht ſchaden. Es muß nichts alberes, nichts unflätiges, nichts ausſchweiffendes, ſondern etwas artiges, etwas angenehmes, und wirklich etwas gutes ſeyn.

Sein Umgang iſt ſo leutſelig und rührend, daß man ihn niemahls verläßt, ohne neue und lebhaffte Eindrücke von ihm in ſeinem Gemüth zu behalten. Er weis in ſeinen Geſprächen unſre Gedanken ſo geſchickt aufzuſchlieſſen, und ihnen zu begegnen, daß man ungleich mehr Verſtand bey ihm als bey andern Leuten hat, deren albere Reden uns öffters ſelbſt mit alber machen. Sein

Wan-

Wandel ist so unschuldig, so ehrbar, so ordentlich; seine Sitten sind so gleichförmig, so natürlich, so angenehm, so aufrichtig; und sein ganzes Wesen begleitet eine so hohe Weisheit, daß auch der Neid selbst mit allen seinen sinnreichen Einfällen nichts an ihm lächerlich oder verdächtig zu machen weis. Ja es ist allerdings ein Kennzeichen von einem sehr übelbestellten Gemüth, wenn man für ihn nicht eine vollkommene Hochachtung empfindet. Da man im Gegentheil sich und seine Handlungen nicht besser rechtfertiget, als wenn man ein Beyspiel von dem Melintes darüber anführen kan.

Man glaube inzwischen nicht, daß alle diese Tugenden und Vollkomenheiten ein zusammengesetztes Gebäude von einem langwierigen Fleiß, und einer strengen Sittenlehre; noch vielweniger, daß es blose Gaben der Natur seyen, die mit dem Melintes wären gebohren worden; Wer so urtheilet, der kennet nicht die gefährliche Abfälle, wohin öffters die blose Weltweisheit führet. Wir müssen hier unsre Abhänglichkeit von einem höhern Wesen erkennen. Von GOtt komt Erkenntnis und Wahrheit; Er allein leidet uns zum Guten, und lässet uns wandeln auf dem Pfad der Frommen. Hier ist das Geheimnis, wodurch Melintes alle seine herrliche Gaben und vortreffliche Eigenschafften erlanget. Es solte billig dieses den Christen kein Geheimnis seyn; Allein, da wir leider meistentheils noch so weit davon entfernet sind; so muß wohl folgen, daß wir entweder solches nicht wissen, oder nicht wis-

ſen wollen; dann es iſt an und für ſich ſelbſt ein einfältiges Ding, um darzu zu gelangen. Es iſt der Glaube, der uns von Jugend auf gelehret wird, und der bey uns eben ſo wenig fruchtet, als ob wir von ihm nichts wüſten. Melintes hat davon den rechten Aufſchluß bekommen, und deſſen Kraft empfunden. Er iſt durch ein demüthiges und aufrichtiges Weſen, welches ihm das Lere und Mangelhafte aller menſchlichen Tugenden hat einſehen lernen, zu dieſer groſen Gnade gelanget.

In Anſehung der Religion hält es Melintes nur allein mit dem allgemeinen chriſtlichen Glauben, nach der Einführung des Stiffters; Er verachtet aber deswegen mit nichten die äuſſerliche Kirche: er erkennet bey ihren vielen Mängeln und Gebrechen ihre Nothwendigkeit und ihren Nutzen. Alle Plätze und Häuſer ſind würdige Tempel ſeiner Andacht. Er findet allenthalben reitzende Vorwürffe, GOttes Allmacht, Güte und Weisheit zu loben, zu verehren und zu verherrlichen. Er weis nichts von Aberglauben und gottesdienſtlichen Werken. Der beſte Gottesdienſt, ſpricht er, iſt der Glaube, und die Aufrichtigkeit, zu thun, was der HErr will. Mehr fordert GOtt nicht von uns armen Menſchen. Die Trennungen und Zwieſpalten, welche die Chriſten durch das ſtets fortwährende Gezänke ihrer Geiſtlichen unter ſich nähren, ſind ſchreckliche Gerichte, die wir uns durch unſern Unglauben und unſern Hochmuth zuziehen.

Melintes will, daß man nach dem Hauptgeſetze uns

unſeres Heilandes, welches die Liebe iſt, ſich einander dulden und einer des andern Fehler und Irrthümer ertragen ſoll. Im übrigen bezeiget er ſeinen Glauben durch ſeine Werke; Er iſt demüthig, geduldig, grosmüthig, liebreich, mildthätig, aufrichtig, mäſſig; liebet Recht und Wahrheit, und GOtt in allem was gut iſt.

Die Kräfte des Verſtandes zeigen ſich bey dem Melintes in gleicher Vortrefflichkeit: ſie dienen nicht allein, die Empfindungen und Erkänntniſſe ſeiner Seelen deutlich an den Tag zu geben, ſondern ſie ſind auch fähig in die Verborgenheiten der Menſchen und der Natur einzudringen, und ſolche mit einer lebhafften Scharfſinnigkeit zu entwickeln. Die Wiſſenſchafften koſten ihm nichts: er findet die Züge davon in ſeinem eigenen Verſtand eingegraben, und er braucht weiter nichts als Wörter, um ſie zu erklären. Eine Wahrheit bringt ihn auf die Spur einer andern; er entdecket in einer Reihe vieler Folgen, eine Menge von Wahrheiten, die er auf das geſchickteſte mit einander zu verbinden, und daraus ein ordentliches Lehrgebäude zu verfertigen weis. Er beſitzet die Kunſt zu denken, ſo vollkommen, daß er niemahls einen Zwang ſpüret, einen Beweisgrund oder einen Vernunftſchluß zu finden, wo er ihn nöthig hat. Sein Gehirn iſt gleichſam eine Schatzkammer aller nur möglichen Vorſtellungen und Bilder, welche nie durch unordentliche Bewegungen der Nervengeiſter, oder durch allzuhefftige Leidenſchafften, verwirret werden. Mäßigkeit, Gelaſſenheit und De-

muth ſind die Mittel den Verſtand in ſeiner natürlichen Kraft und Munterkeit zu erhalten. Es iſt gewiß daß unſre Unordnungen das Geblüt und unſre Affecten entzünden, und daß dadurch auch der beſte Verſtand in ſeiner Wirkſamkeit geſtöret, und öffters, wie in auſſerordentlichen Gemüthsbewegungen, gar unbrauchbar wird.

Aus der deutlichen Vorſtellung, die der Verſtand des Melintes fähig iſt, ſich von allen Vorwürffen zu machen, flieſet deſſen ungemeine Beredſamkeit: ſeine Reden, ſeine Aufſätze, ſeine Schrifften führen die Deutlichkeit und die Ueberzeugung mit ſich; alles ſchmecket darin nach einem ſcharffen Witz, nach erhabnen Gedanken, nach edlen Empfindungen: Er zeichnet, er mahlt, er ſchildert alle Sachen ſo natürlich und ſo lebhaft, daß man ſich ſolche, als ob ſie gegenwärtig wären, vorſtellen kan. Er ſchreibet eben ſo leicht, als er denket, ja er hat Mühe die Feder ſo hurtig zu führen, als ihm die Gedanken einſchieſen.

Niemahls hat man bey einem Menſchen einen lebhafftern Begriff, und eine bündigere Art zu ſchlieſen wahrgenommen. Melintes hat dabey ſich ſeine Erfahrung in allen Vorfällen dermaſſen zu Nutzen gemacht, daß ihm wenig Sachen, die einem in der Welt vorzukommen pflegen, fremde ſcheinen. Er kennet die Menſchen, ihre Leidenſchafften, ihre Art zu denken, ihre heimliche Bewegurſachen; ja es iſt als ob er ihnen

aus den Augen lesen könte, was sie leiden, was sie für Anschläge machen, und was sie vor ihm am meisten zu verbergen suchen.

Weil er selbst niemahls nichts böses denkt noch vorhat, so braucht er keine politische Klugheit sich zu verstellen. Seine Aufrichtigkeit sich so zu zeigen, wie er ist, macht ihm allezeit Ehre; und da er jederman liebet, jederman wohl begegnet, und jedermann sich gefällig zu erweisen trachtet; so müste man sich sehr wundern, wie er doch Feinde haben könte, wenn man nicht wüste, daß die Bösen keine andre Ursache des Hasses nöthig haben, als wenn man gut ist.

So genau er die Laster der Menschen kennet, und so empfindlich ihn auch ihre Bosheit rühret, so sucht er doch immer alles zum Besten zu deuten, oder zu entschuldigen; niemahls aber wird er von jemand übel sprechen: es sey dann, daß er ein Zeugnis der Wahrheit geben soll, jemanden für böse Menschen zu warnen. Man trauet seinen Worten ohne Handschrifft und ohne Eydschwur. Wenn er mit jemanden einen Handel vorhat, so überlegt er so genau des andern Nutzen, als seinen eignen. Er handelt lieber gar nicht, wann er siehet, daß der andere dadurch Schaden leiden muß. Er ist ein Feind aller Zänkereyen, und suchet, so viel an ihm ist, Frieden zu halten, mit jederman. Wenn man ihn beleidiget, so sucht er solches zu vergessen; und wenn er ja sich rächet, so geschiehet es durch eine gewisse Unachtsamkeit, welche denen die ihm übel

wollen, das Vergnügen beraubet ihm Verdruß zu machen. Er bezeuget eine gleiche Kaltſinnigkeit in Anſehung deſſen, was die Leute von ihm reden. Es iſt kein beſſres Mittel, ſagt er, die böſe Nachrede zu niederlegen, als nichts böſes thun. Weil er nun auch zugleich allen Schein des Böſen behutſam zu vermeiden ſucht, ſo haſſten auf ihm weder Lügen noch Stachelreden.

Bey einer ſo ruhigen und vergnügten Lebensart iſt Melintes in allen Zufällen gefaßt. Sein Herz achtet die zeitliche Dinge nicht höher, als ihre Flüchtigkeit, und ihr geringer Werth es verdienet. Er betrachtet dieſes gegenwärtige Leben als einen Durchgang in das Zukünftige. Alle Güter dieſer Welt gebrauchet er als Mittel zu den himmliſchen zu gelangen. Er will nichts als was GOtt will; weil nun alle Begebenheiten, die uns vorkommen, deſſen Willen zu erkennen geben; ſo unterwirft er ſich denenſelben mit Demut und Gelaſſenheit. Der Glaube und die tiefe Ergebenheit ſeinen eignen Willen dem Willen GOttes zu unterwerffen, erfüllet ſein Herz mit ſtetem Troſt. Der Tod komme wann er will, ſo iſt er ihm nicht zuwieder; und ſein Leben daure, ſo lang es wolle, ſo iſt es ihm angenehm.

Noch eines: Melintes verheyrathet ſich nicht. Soll ich davon die Urſache angeben? Vielleicht ſiehet er voraus, daß die Sorgen einer weitläufftigen Haushaltung, die Mühe Kinder zu erziehen, und die Eigenſinnigkeiten eines Weibes, ihn aus dem

dem Stand der Ruhe verſetzen würden, deren er jetzo genieſet; und daß es ihm ſchwerer fallen würde im Eheſtand ſo unſchuldig, ſo tugendhaft und ſo weiſe zu ſeyn, als im ledigen Stand. Es ſtreitet in der That gegen die Begriffe ſo vieler vereinigten Tugenden, welche einen vollkommenen Menſchen ausmachen, durch ſo vielerley Dinge, als der Eheſtand nach ſich ziehet, nicht zerſtreuet, und in die gemeine Schwachheiten der Menſchen mit eingezogen zu werden; zumahl da man, ſobald man eine Frau nimmt, ſchon zwey Willen hat, die ſelten in gleichen Abſichten miteinander übereinſtimmen. Geſetzt aber, es ereignete ſich für einen Weiſen das ſeltne Glück, daß ſeine Frau mit ihm ein Herz und eine Seele hätte, ſo machen doch der Anhang der Verwandten, die Beſchwerlichkeiten der öffentlichen Laſten, die Sorgen der Nahrung, die heranwachſende Kinder, die Treuloſigkeit des Geſindes und allerhand plagende Wohlſtandsceremonien, einem ehrlichen Mann ſo viel zu ſchaffen, daß er nicht ſelten darüber aus der Uebung ſeiner Weisheit und Tugend gebracht, und gleich andern genöthiget wird, unrichtig zu denken und menſchlich zu fehlen. Es haben daher viele dafür gehalten, daß ein Philoſoph, d. i. ein Liebhaber der Weisheit, nicht heyrathen müſte. Socrates behauptete zur Uebung ſeiner Gedult das Gegentheil; Allein es iſt allezeit beſſer, wenn man der Gedult nicht nöthig hat.

III. Der

III.

Der gelehrte Weiſe.

Gaudet virtus teſtes ſibi jungere Muſas

Claud.

Eraſt hat viele Vorzüge, die ihm die Natur verliehen, aber noch weit mehrere, welche er ſich durch ſeinen Fleis und durch ſeine Tugend erworben hat. Seine Geſtalt hat nichts einnehmendes, noch rührendes. Er gefällt aber ſobald er redet. Sein Cörper iſt nicht gros, und ſeine Glieder haben nichts von der Gelenkſamkeit, die man an einem geſchickten Tänzer bewundert. Sein Weſen iſt ſteif und ſeine Manieren haben etwas gezwungenes, wann er artig thun will. Er hat ſchwarze, tief im Kopf liegende kleine Augen. Sein Geſicht iſt mager, und ſeine Farbe gelblich braun. Er hat eine ziemlich groſe Naſe, aufgeworffne Lefzen, ein ſpitzes Kien, und eine breite Stirne. Wann er lacht, ſo ſcheinet er ein wenig alber, ja ſelbſt ſeine Freundlichkeit hat nichts anmuthiges, wann er nicht zugleich ſpricht. Im übrigen ſtimmen ſeine Handlugen genau mit einander überein; Er iſt ſich immer gleich, ſtets ernſthaft, ſelten luſtig, niemahls ausſchweiffend. Man ſolte ſagen, er habe nur allein Verſtand und keine Leidenſchafften; So ſehr hat er durch ſeine Weisheit jenen geſtärkt und dieſe geſchwächt Er iſt

aber

aber deswegen mit nichten unempfindlich. Wie könte er solches seyn, und so viel Verstand haben? Ein Mensch, der kein Gefühl hat, pflegt auch nicht zu denken; da im Gegentheil die Scharfsinnigkeit mit der Zärtlichkeit des Gefühls auf das genauste verbunden ist. O wie viele Mühe kostet es hier, Herr von seinen Gemütsregungen zu seyn, und solche nach der Weisheit einzurichten! Erast scheinet alle seine Wissenschafften nach diesem Endzweck hinzulenken. Er besitzet sich vollkommen. Er verstattet denen äusserlichen Dingen nicht mehr Eindruck in seinem Gemüthe, als es die Vernunft für gut befindet. Er hat bey einem tiefsinnigen Witz alle nur mögliche Wissenschafften, und diese hat er nicht allein für sich, sondern für die ganze Welt; dann er theilet ihr solche durch seine gelehrte Schrifften mit. Wer das Glück hat, mit ihm umzugehen, der wird gleichsam damit angefüllet. Alles was er redet, sind Anmerkungen und Entdeckungen über die Sachen welche vorkommen. Er hat dabey nichts von dem stolzen, eigensinnigen, und phantastischen Wesen, womit sich in der Welt so viele Gelehrte pflegen verächtlich zu machen, und die gleichsam aufhören, gesellige Menschen zu seyn, sobald sie anfangen mit Wissenschafften sich anzufüllen. Nein, Erast ist leutselig, und beobachtet in allem den Wohlstand und eine gute Lebensart; ob man gleich nicht von ihm sagen kan, daß er auch galant und nach Hofmanier zugestutzet sey; noch vielweniger daß er die Gabe besitze, dem Frauenzimmer aufzuwarten, und ihm allerhand artige Tändeleyen vorzusagen.

Hier

Hier, muß ich es bekennen, ist Ecast nicht gelehrt, nicht aufgeräumt, und wie man die Leute nennet, kein galant homme. Seine Freunde lieben ihn je mehr sie ihn kennen lernen, und die Welt bewundert ihn, je mehr sie seine Schrifften liest.

IV.

Der Herr von Zankwitz.

. . . . Pone vesanos precor
Animi tumores, teque pietati refer.

Sen. in Tib.

Der Herr von Zankwitz ist ein unerträglicher Mann. Das Verhängnis hat mich auf eine zeitlang zu ihm gebracht, damit ich eine neue Art der Gedult lernen möchte. An Gesprächen fehlt es bey ihm niemals, denn er fraget einem über alles, was ihm einfällt. Wie man seine Meynung sagt, so ist sie nicht recht; will man sich erklären, so wird er ungedultig; will man ihm Einwürffe machen, so wird er zornig; will man eine andre Meynung behaupten, so wird er rasend. Er schreiet, er turnirt, er schmeißt auf den Tisch; er ist ganz ausser sich. Wie! einem Mann etwas zuwieder sprechen, der es besser wissen muß? welcher Frevel! Es ist ein solcher gefährlicher Irrthum, nicht seiner Meynung zu seyn, daß seine ganze christliche Liebe darüber zum Mitleiden aufgefordert wird.

Will man seine Gunst erlangen, so muß man nichts wissen, alle Menschen verachten und ihn allein bewundern. Weil ich mich befleisse, mir den Umgang mit allen Menschen so erträglich zu machen, als es möglich ist, so gebrauche ich bey ihm alle Bescheidenheit im Reden. Ich bediene mich fast nur der Redensarten der Pyrrhonisten. Ich sage nie, ich habe dieses oder jenes gesehen, oder gehöret, sondern mich dünket, es scheinet, es möge seyn: Doch, auch da komme ich offt übel bey ihm an. Wie, spricht er, Sie wissen gar nichts: Sie haben keine gewisse Principia: so lernen die junge Leute in Halle. Da müssen Thomasius und Gundling herhalten. Sag ich ein Wort zu ihrer Vertheidigung, so lauft dem weisen Mann die Gall: über. Die Windmacher, die Marktschreyer, die Jaranten, daß ich bey seinen Worten bleibe, sind alsdann die Titel, womit er das Gedächtnis dieser wackern Leute beehret. Ich muß sie schelten lassen; dann sie werden mirs doch nicht zumuthen, da sie nun beyde in der Ewigkeit sind, daß ich mich ihrentwegen noch mit dem Herrn von Zankwitz herum balgen soll. So eifrig er heut auf diese schilt, die man lobet, so erbittert wird er morgen andre schelten, die man ihnen entgegen setzet. Der zureichende Grund ihn bös zu machen, ist blos allein dieser, wenn man von iemand gutes spricht. Ich rühmte einsmahls das schöne Werk des Herrn Ludewigs über die güldne Bulle. Ich sagte, wie mich dünkt, so hätten die Herren Thomasius und Gundling allzuviel Eifersucht gegen ihn blicken lassen. Herr

von

von Zankwitz machte darauf groſſe Augen, und runzelte die Stirn. Was! ſprach er voller Eifer: ſie waren alle drey Schulfüchſe. Die Geſchäffte machen Leute; wer die Rechte ſtudiren will, der muß in einem Tribunal ſitzen, der muß Urtheile abfaſſen, und ein paar hundert Ballen Acten durchblättert haben: Vor dieſen gab es andre Leute; die neuern ſind elende Copien von guten Originalien; weiter nichts.

Auf ſolche Art widerſpricht der Herr von Zankwitz alles, was man ihm ſaget; Er hadert mit allen Menſchen, und das von Morgen bis zum Abend, bey dem Aufſtehen, bey dem Schlafengehen, in den Geſellſchafften, mit einem Wort allenthalben.

Er behält kein Geſinde über ein viertel Jahr: Weib und Kinder aber, ſind bey ihm am übelſten daran. Dieſe können ihm nicht ausweichen. Er verfolgt ſie im ganzen Haus, mit ſtetem Keiffen; und wenn ſie meynen, ſie wolten es ihm recht machen, ſo treffen ſie es am wenigſten. Ihre beſte Verantwortung iſt, ſich gar nicht zu verantworten; und doch hilft ihnen auch dieſe Eingezogenheit nicht: dann er will man ſoll ihm antworten; thun ſie dieſes, wie ſie es thun müſſen, ſo iſt die Hadermühle bey ihm im Gang, und höret nicht ehender auf, als bis ihn Zorn und Eifer und Aergernis dergeſtalt erhitzen, daß er rothes Pulver einnehmen und ſich zu Bette legen muß.

V. Der

V.

Der Geitzhals.

Nullus argento color eſt avaris
Abditæ terris inimice lamnæ
Crispe Salluſti, niſi temperato
Splendeat uſu.

Horat.

Einen groben Geitzigen nennet man einen Geitzhals. Vermuthlich kommt dieſes Wort von dem gierigen Federvieh, welches alles mit heiſſer Begierde hinunter ſchlucket, und nicht zu erſättigen ſcheinet, wenn es auch gleich den Kropf ſchon angefüllet hat. Ein Geitzhals muß nothwendig reich ſeyn, ſonſt ſchickt ſich dieſe Benennung nicht für ihn.

Die Begierde zu haben, und dasjenige, was man hat, zu vermehren, iſt ein allgemeiner menſchlicher Affect, der an und für ſich ſelbſt ſowohl gut als bös ſeyn kan. Alle Menſchen, nur die liederlichen Verſchwender ausgenomen, ſuchen etwas vor ſich zu bringen. Wann nun dieſes auf eine anſtändige Weiſe, und durch erlaubte Mittel geſchiehet, ſo iſt dieſe Neigung etwas gutes.

Ein Geitziger liebt das Geld, um reich zu ſeyn, und ein vernünftiger um es zu genieſen. Ohne dieſen Genuß hat das Geld keinen Werth. Es iſt demnach die gröſte Thorheit, viele Güter zuſammen

men zu bringen, und ſie nur armſelig für andere zu verwahren. Dieſes iſt eigentlich Geitz. Die Heil. Schrifft nennet ihn die Wurzel alles Uebels, weil daraus die gröſte Laſter und Unordnungen entſpringen.

Es iſt keine Sünde, zu welcher ein Geitziger nicht könte gebracht werden: und es iſt ſchier kein Verderben in der Welt, welches er nicht anſtifftet.

Die gröſten Geitzhälſe ſind, in einem gewiſſen Sinn, die groſen Herren. Ihre Begierde immer noch mehr zu haben, iſt nicht zu erſättigen: Sie machẽ ſich ſogar einen Ruhm daraus, Städte und Länder wegzunehmen, und das ganze menſchliche Geſchlecht zu plündern. Der Geitz hat alſo die gröſten Laſter gezeuget und die Tyrannen erhoben.

- - - Quid non mortalia pectora cogis
Auri ſacra fames?

Nach dieſen Länderſüchtigen Geitzigen, die nimmer genug haben, kommen ihre Bedienten und Kriegsleute, welche ihren Herrn den Raub und die Beute helffen zujagen, und deswegen ihren Antheil davon, ſo gut ſie können, zu erhaſchen ſuchen.

Die kleinen Geitzhälſe, die man insgemein für die gröſten hält, ſind die Kaufleute. Was thun ſie nicht, um reich zu werden? Gewiſſen, Ehre, Ruhe, Gemächlichkeit, Freunde, Vaterland, alles, ſagt man, wäre ihnen feil; Allein man thut ihnen zuviel. Ihr Geitz iſt

lange

lange nicht so gefährlich, als der Geitz der Grosen und Gewaltigen. Er ist vielmehr an und für sich selbst noch für das gemeine Wesen nützlich und vortheilhafft. Denn ohne Geitz wäre keine Handlung; die Handlung aber ist die Ausspenderin aller zum Leben und zur Annehmlichkeit gehörigen Güter. Sie ist die Freundin der Völker, und das Band des geselligen Lebens. Die Kaufleute suchen also die Reichthümer auf eine erlaubte Art. Wissen sie nicht allezeit den Gebrauch davon, so ist dieses ein Fehler, den sie mit andern Menschen gemein haben.

Der Bauer ist dasjenige unter den Menschen, was der Esel unter den Thieren ist. Er muß alle Lasten tragen, er muß die Schätze der Natur andern in das Haus schleppen, sich selbst aber mit rauhem Futter begnügen. Man findet also unter dem armen Landvolk den wenigsten Geitz: bringt es durch seinen Fleiß, und durch seine Arbeit etwas vor sich, so nimmt es der Herr ihm weg. Wo also ein Bauer die Woche etwas zurück leget, so verläufft er solches andächtig auf den Festtägen und erstickt im Bier und Brandewein, die traurige Betrachtung seines Elendes.

Sagt mir nichts von den Richtern, Beamten und andern dergleichen ehrwürdigen Personen: dieselben würden keine so freudige Erben hinterlassen, wenn sie nicht so viel traurige Kläger machten. Man sagt, sie liesen sich bestechen; ich glaube es von den wenigsten, denn wo die Sache ruchbar würde, liefen sie Gefahr, daß man

ſie abſetzte; aber Geſchenke zur Beförderung der lieben Juſtitz, dieſe mögen wohl die meiſten nehmen, wenn man ihnen ſolche aus bloſer Erkentlichkeit, und auf eine anſtändige Art beyzubringen weiß: ſie haben ihre Ehre viel zu lieb, als daß ſie geitzig ſeyn ſolten. Die Gewohnheit hat gewiſſe Formalien bey den Gerichten eingeführet; dieſe bringen ihnen genug ein: die Leute die viele Proceſſe haben, ſind ohnedem ſchon halb, wo nicht ganz verdorben. Warum ſolten alſo die Rechtsgelehrten von einem Gut, das im Streit liegt, nicht ſo viel Nutzen ziehen, als die Aerzte von einem Kranken, den ſie ſeiner Sünden halber unter ihre Züchtigung bekommen.

Wie machen es inzwiſchen die Künſtler und Gelehrten? O fürwahr, die Wiſſenſchafften haben ſchlechte Einkünffte. Der Geitz findet hier allzuwenig Nahrung. Wann ſie nicht ein wenig Handlung und Schacherey treiben, ſo bringen dieſe ehrliche Leute nichts vor ſich. Sie ſchreiben Bücher und machen Zuſchrifften an die Groſen, die nichts von ihrem Latein verſtehen: ſie erſinnen Lobgedichte, und erheben ſie in die Zahl der Götter. Hier gibt es Helden und Heilige genug; dem ungeachtet bleiben dieſe höfliche und ſinnreiche Gelehrten arm. Der Geitz darf ſich bey ihnen vor der Nothdurft nicht regen. Es iſt zu verwundern, wie ſich noch Leute finden, die ein ſo elendes Handwerk treiben mögen, da ſie doch wiſſen, daß dabey nichts aufzuſtecken iſt. Man müſte ſich denn unter den Schutz der Kir-

che

che oder der Proceßgöttin begeben. Denn hier gibt es noch feine Einkünfte.

Inter nos ſanctiſſima divitiarum
Majeſtas et ſi funeſta pecunia templo
Nondum habitas nullas nummorum ereximus aras.

Juvenal.

Doch es iſt noch eine Art, des Geitzes, der den Gelehrten gemein iſt; dieſes iſt der Ehrgeitz. Eine Begierde, die eben ſo unerſättlich iſt, als der Geldgeitz. Ja es iſt faſt ein Geitz, wie der andre, nur mit dem Unterſcheid, daß der eine mit Wind und Einbildung ſich nähret, der andre aber etwas wircklicheſ zu ſeinem Gegenſtand ſich erwehlet. Im übrigen aber koſten ſie gleiche Mühe und gleiche Sorgen, beydes um ſie zu erhalten, als ſie zu vergnügen.

Wann ein Poet ein Gedichte durch die Stirne ſchwitzet, ſo iſt die beſte Vergeltung ſeiner Arbeit, die ſüſſe Vorſtellung, daß man es bewundern werde. Wann er nun das Glück hat, eine ſtarke Einbildungskraft zu beſitzen, ſo iſt er im Stand ſelbſt ſeinen Geitz zu vergnügen, und durch ſolche ſchmeichelhafte Vorſtellungen ſich unendlich zu bereichern. Allein wie derjenige, der viele Güter beſitzet, in ſteter Gefahr lebet, beſtohlen zu werden, ſo muß auch der ehrgeitzige Gelehrte gewärtig ſeyn, daß andre ſein Vergnügen ſtören, wann ſie durch ihre Tadelſucht ihm diejenige Ehre rauben, die er ſich bey ſeinem Werk verſprochen hat. Er thut alſo beſſer, wann er mit ſeinem Ehrgeitz auch ein wenig Geldgeitz

verknüpfet, damit er allenfalls nicht in Gefahr kommen möchte, Hungers und Kummers zu ſterben.

Solte ich einen rechten Geitzhals abmahlen, ſo wüſte ich niemand zu einer ſolchen Abſchilderung beſſer vorzuſtellen, als den Limax. Er arbeitet Tag und Nacht, und ſiehet aus, wie die Leute, von denen man ſagt, daß ſie aus den Gräbern kämen: Blaß, mager, ausgezehrt und leicht wie ein Windhund. Er hat eine gezwungne Freundlichkeit, und einen ſchalkhaften Blick, um die Leute zu hintergehen. Seine Augen haben weder Feuer, noch ſonſt eine lebhafte Miſchung: ſie ſind finſter und erdig. Eine ſpitze Naſe nebſt kleinen eingezognen Lefzen mit einem rothbärtigen Kien: Sehet da ſein Ebenbild.

Crine ruber, niger ore, brevis pede, lumine luscus.
Rem magnam praestas, Zoile, ſic bonus eſt
ſagt Martialis.

Limax iſt ein fleiſiger Kirchengänger, ſtill, eingezogen, ehrbar, mäſſig, keuſch, was ſag ich? Nein; entweder muß die Schrifft ſich geirret haben, daß ſie den Geitz für die Wurtzel alles Uebels angibt, oder man thut dem Limax unrecht, das man ihn geitzig ſchilt. Doch, zieht ihm die Larve weg, ſo wird die Schrifft recht haben. Er iſt der gröſte Heuchler; er erlaubt ſich alle Sünden, wann ſie ihm nichts koſten, und wann er Geld ſiehet, ſo ſind ihm ſeine Götter feil. Nöthiget ihn auf ein Gaſtmahl, ſo wird er ſich auf drey Tage ausfüttern. Locket ihn mit einem

einem Geſchenke, ſo wird er alles, ja ſelbſt ſein Vaterland verrathen. Stöſſet ihm ein Armer auf, ſo erſchrickt er. Ach, ſeufftzet der chriſtliche Mann, iſt dann keine Policey in dieſer Stadt, daß einem die Bettelleute ſo anlauffen.

Er klaget immer über die böſe und Nahrungsloſe Zeiten. Er ſchilt auf die Obrigkeiten, daß ſie die Mißbräuche nicht abſchaffen, und keine beſſre Anſtalten machen, um wohlfeiler zu leben; und gleichwohl iſt ſein Aufwand ſo gering, daß, wo lauter ſolche Leute in einer Stadt wären, man alle Wirthshäuſer und Handwerksleute abſchaffen müßte. Er trinkt Waſſer und iſſet keine Speiſe, als wann ſie verachtet iſt. Er ſpottet der neuen Moden, und hält ſich allein für einen vernünftigen Mann, weil er das Herz hat das Alterthum in ſeinen Kleidern zu ehren.

Im Handeln preſſet er den Leuten die Seele aus dem Leibe: er kauffet nichts, als was man ihm unterm Preiß läſſet, und darüber der Verkäuffer ſich vielmahls des Teufels verheiſet, daß er an ihm verliehren müßte. Er hat tauſend Ränke die Leute zu vervortheilen, und zu betrügen, doch ſo, daß man ihm darüber keinen Proceß an Hals werffen kan; dann er fürchtet ſich vor den Advocaten, wie vor den böſen Engeln, weil ſie mehr Geld für einen Bogen zu ſchreiben, als die Schuhmacher für ein Paar Schuhe fordern. Das ſind abſcheuliche Leute. Er leihet Gelder aus, doch nicht anders, als auf hohe Zinſen und gegen wichtige Unterpfänder, von welchen er

ſich immer etwas ausbehält. Er weis in allen Dingen den Leuten etwas abzukarchen, und rechnet mit niemand ab, ohne leichte Münze zu hohem Aufwechſel dabey zu gebrauchen; wo ihn nicht gar der Henker reitzt, die Ducaten zu beſchneiden, und falſche Münze bey den Juden einzuwechſeln. Man iſt mit ihm betrogen, man mag es machen, wie man will. Er ſchämt ſich keiner Knickerey und Niederträchtigkeit; und wann er nur dem weltlichen Richter entgehen kan, ſo denkt er mit dem lieben GOtt ſchon zurecht zu kommen.

Limax iſt ledigen Standes: er fürchtet ſich vor einer Frau ärger, als vor dem Satan. Wer wolte es ihm verdenken? der Pracht und die Eitelkeiten der Weibsbilder ſind dem ehrlichen Mann ein Greuel. Wie ſolte er ſein ſo ſauer erworbenes Gut auf reiche Stoffe, auf Spitzen und auf Jubelen verſchwenden? Limax iſt ſo thöricht nicht. Daß GOtt erbarm, ſpricht er, wer ſolte ſich noch mit Weib und Kinder beläſtigen, da man Mühe hat, bey ſo ſchlechten Zeiten, als ein ehrlicher Mann durch die Welt zu kommen. Limax hat recht, die Zeiten ſind ſchlecht, denn die Geitzhälſe reiſſen alles zu ſich: man hat Mühe ein ehrlicher Mann zu ſeyn. Niemanden wird ſolches ſchwerer, als dem Limax.

VI. Der

VI.

Der Wollüſtige.

Certa quidem ruinis cauſa eſt manifeſta ruinis,
Luxuriæ nimium libera facta via eſt.

Propert. L. III.

Nie hab ich einen artigern und gefälligern Menſchen geſehen, als den Philander. Alles ſprach, alles lebte an ihm. Er gefiel ſobald man ihn nur ſah: ſeine Augen ſtrahlten von einem lebhaften Feuer, und auf ſeinen Lippen vereinigten ſich die Gracien, ſobald er anfieng zu reden. Der Glanz ſeiner Schönheit verblendete die Weiſen, und man mußte ihm hold ſeyn, ohne zu wiſſen, ob er auch die geringſte Hochachtung verdiente. Man war ungewiß, ob er beſſer mit ſeinen Worten, oder mit ſeinen Blicken ſich ausdrückte.

Kein Menſch wußte ſich netter zu kleiden, und anſtändiger zu geberden. Er hatte etwas überaus gefälliges und ſchmeichelhafftes in ſeinem Weſen, doch ohne alle Niederträchtigkeit, ohne allen Zwang. Alles war an ihm natürlich und voller Lebhaftigkeit.

Sobald er ſich in Geſellſchaften zeigte, regte ſich das Blut der Schönen, und es ſchien eine kleine Zauberey mit unterzulauffen, daß ſie ihm alle zu gefallen ſuchten. Alle ſeine Neigungen giengen

auf die Wohlluſt. Sie trieben ihn ſo weit, daß er aus dem glücklichſten Menſchen der allerunglücklichſte wurde.

Solte man ſagen, daß ein einziges Laſter darzu genug wäre? der artige, der liebenswürdige Philander war den Weibsbildern ergeben. Er verführte ſie, und ſie verführten ihn. Alle Vorſtellungen dargegen waren vergebens. Er ſchlug öfters in ſich ſelbſt, und verdammte ſeine Lebensart; Allein die Feſſeln der Gewohnheit waren bey ihm zu ſtarck: er dachte vernünftig, und that thörigt. Sein Herz war gut, und ſein Wandel bös. Grauſame Schwachheit! welche der lebhafteſte Verſtand nicht überwinden konte.

Philander beſaß alle Vortheile eines glücklichen Menſchen, und wurde von einer ſchändlichen Leidenſchafft hingeriſſen. Er war der grosmüthigſte Freund, der angenehmſte Verſchwender, der aufgeräumteſte Kopf. Er war gewohnt im Reichthum und im Ueberfluß zu leben. Er meynte nicht, daß ſeine Güter zu erſchöpfen wären. Auf einmahl jagten ihn ſeine Schulden von Hauß und Hof, und er ſtarb in ſolchen Umſtänden, als wäre er nie reich geweſen.

Seinen Caracter kan man aus folgenden Reimen die er einsmahls ſelbſten an mich geſchrieben, abnehmen: ſie ſind eben nicht durchgehends regelmäßig, ſie ſind aber deſto natürlicher, und entwerffen mit vieler Artigkeit ſeine muthwillige Art zu denken.

Rempl

Rempli de rats comme à l'ordinaire
Je me jettai ſur ma rattiére
Bien connu ſous le nom de fauteuil
Reverend heritage de mon bisaieul
Là d'une main appuiant la tête
Je reflechis ſur la vie coquête
Que menent ici maint filles et garcons;
Je m'en ſcandaliſai, avec raiſon;
Mais comme auſſi, Dame Nature
Se trouve en tems priveé de pature.
Peut on, ſans crime et ſans chagrin,
Lui refuſer ſon pauvre entretien?
Quoi qu'en diſent nos viellards,
Jl me ſemble qu'a cet egard
Jls ont bien tort.
J'en appelle à tout esprit fort.
Vous me direz: mariez Vous.
Jy conſens de bon coeur; mais beau Sire!
Peut on à moins que d'etre archi fou
Se marier ſeul. Céſt bien pour rire.
Je ne ſuis pas dans le païs auſtral
Ni de la race hermaphroditienne
Que nous decrit le Sadeur, l'animal! (*)
Ma foi il n'y a raiſon qui tienne.
Jl en faut deux pour faire mariage
Et trois bien ſeurs pour un perfait coeuage
Cela

(*) Unter dem Namen Jaquez Sadeur hat einer eine Reiſebeſchreibung im Franzöſiſchen, unter dem Titel Nouveau voiage de la terre auſtrale, heraus gegeben, worinn er vorgibt, daß er ein Land entdeckt habe, worinnen lauter Hermaphroditen wären ꝛc.

Cela ſoit dit en paſſant, par avis
A ceux qui n'en ont jamais rien oui.
Que deviendrai je, aimable garcon,
Sur certain point, ou ma raiſon,
S'égare et ſe perd ſans ceſſe.
Helas! faut il pour étre homme de bien,
N'avoir ni jeu, ni belle, ni rien.
Et ſe damner à force de triſteſſe?

VII.

Der Empfindliche.

Aras pellere curas miſerasque querelas
Non poſſe, potentia non eſt.

Boeth. L. III.

Ich weis nicht, ob ich mehr die Empfindlichkeit loben oder ſchelten ſoll. Ein Menſch, der nicht empfindlich iſt, hat kein ſchönes Gefühl, keine erhabne Meynungen, keine grosmüthige Gedanken; allein wie ſehr hat man ſich nicht auch mit empfindlichen Leuten in acht zu nehmen? wie leicht ſind ſie beleidiget? wie ſchwer iſt ihre Freundſchafft zu erhalten? Es iſt wahr, ſie haben Verſtand, ſie ſind die angenehmſten Leute im Umgang, ſie ſprechen mit Nachdruck und mit Scharfſinnigkeit; Sobald man ſich aber nur ein wenig mit ihnen vergißt, ſo verziehen ſie ihre Bildung, ſie werden kaltſinnig, ihre Lebhaftigkeit läſſet nach; man merket, daß ſie etwas verdroſſen hat, und man ſcheuet ſich

doch

doch sie darüber zu befragen. Wer kan alle Worte auf die Wagschale legen? Wer kan sich in allem so genau in Acht nehmen, daß einem nicht einmahl ein unüberlegter Gedanke, eine freye Redensart, oder eine Unachtsamkeit in Beobachtung des Wohlstandes und der äusserlichen Geberden entfahren solte? Ein kleiner Zufall, ein einziges Wort; ja, nur eine Mine ist genug, bey ihnen das gröste Vorhaben, und den wichtigsten Plan zu verändern. Fürwahr, die Empfindlichkeit gehet zu weit, wann sie einem alle Kleinigkeiten übel nehmen will. Allein, Kleinigkeiten wie ihr wolt; Eben diese unachtsame Kleinigkeiten, sagen sie, entdecken eine Geringachtung. Man siehet daraus, wie es andre mit uns meynen. Was man liebet, das pfleget man auch zu ehren. Es sind gewisse Merkmahle der Gleichgültigkeit, wenn man nicht so viele Aufmerksamkeit hat, demjenigen, was man liebet, zu gefallen.

Ein empfindlicher Mensch schicket sich nicht nach Hof. Er wird selten ein groses Glück machen. Sylvander hat ein gutes Herz, er ist grosmüthig, er ist tugendhaft, allein er ist dabey empfindlich. Er würde sich weit besser empor bringen, wenn er solches nicht wäre. Man muß in der Welt etwas vertragen und seine Empfindlichkeit bezwingen können.

Es sind gewisse Laster, die uns angenehm, und gewisse Tugenden die uns verdrüßlich machen. Sylvander siehet allzugenau auf die Umstände,

wo

wo es um die Sache gilt. Wer ſich nicht verſtellen kan, der kan auch nicht ſich in die Zeiten und Menſchen ſchicken. Wie will er alſo ſein Glück machen! Er iſt voller Redlichkeit, und darum verdrieſt ihn alles, wobey man Liſt und Ränke gebrauchet. Er iſt empfindlich wenn man ihm nur eine Unwahrheit ſagt. Wie vielem Leiden iſt er nicht dadurch unterworffen, da, wie die Schrifft ſagt, alle Menſchen Lügner ſind. Er kan ſich die Menſchen nicht ſo bös einbilden, als ſie ſind, weil er gut iſt; und er wird von ihnen hintergangen, ſobald er ihnen trauet. Sonſt iſt er ſcharffſinnig genug, ihre heimliche Ränke und ihr unächtes Weſen zu entdecken. Vergebends ſucht er alsdann ſeinem Verdruß zu verbergen. Alle Züge ſeines Geſichtes ſind Verräther ſeiner innerlichen Empfindlichkeit. Niemand iſt ſo frey, ſich darüber blos zu geben. Er heuchelt nicht ein wenig, wie es der Wohlſtand öffters erfordert. Nein, er ſagt es den Leuten frey unter das Geſicht, wann ſie ihn beleidigen, und beſitzt in dieſer Art eine ſo anzügliche Beredſamkeit, daß man ihm ſolche ſo wenig für gut halten kan, als er die Fehler andrer zu entſchuldigen weis. Er will, die Leute ſollen tugendhaft, gerecht und aufrichtig ſeyn. Dieſes aber findet er nicht in der Welt. Er muß ſich demnach des Umgangs mit derſelben entſchlagen, oder lernen gleichgültiger ſeyn. Das erſte iſt ihm nicht zu rathen, und das andre nicht von ihm zu hoffen. Wie will ein ſolcher Menſch in der Welt ſein Glück machen.

Trübes Leiden, zarter Seelen,
Die ſich durch Empfindung quälen.
So viel Neigung, ſo viel Pein.
Glücklich, wer in allen Fällen,
Sich der Ruh kan zugeſellen,
Und bey ſich zufrieden ſeyn.

Will man unter Menſchen leben,
Muß man wiſſen nachzugeben:
Gar zu zärtlich tauget nicht.
Fehler, Menſchen, Sitten, Zeiten,
Können keine Tadler leiden,
Klug iſt der, den nichts anſicht.

VIII.

Der Hochmuth.

Urit miſerum gloria pectus.

Sen. Trag. 10.

Der Hochmuth bedeutet eigentlich ſo viel als ein hoher Muth, der einen edlen Geiſt belebet, und denſelben zu groſen und herrlichen Thaten antreibet. Er trachtet nach Ruhm und Ehre, und ſuchet allein, was ſchön, was gut und was erhaben iſt. Dieſes war eigentlich die Gemüthsbeſchaffenheit der tugendhaften Heiden. Wir als Chriſten müſſen allerdings ſchon zu einem ziemlichen Grad der Religion gelanget ſeyn, wann wir das Gute aus Liebe zu dem Guten ſelbſt, und aus einem ſo heiligen

Ge-

Gefühl verrichten, daß wir dir Ordnung GOttes darinnen preiſen und verherrlichen können.

Der Hochmuth, von welchem hier die Rede iſt, hat einen thörigten Urſprung, und macht die Menſchen eben ſo unglücklich als der Geitz. Er treibet alles in eine verkehrte Einbildung und verurſachet bey dem Menſchen einen ſo lächerlichen Wahn von eignen Verdienſten und Vortrefflichkeiten, daß er ſich weit über das Ziel miſſet, und allen andern Geſchöpfen ſeines gleichen vorziehet.

Es war ein ſo unglückſeliger, als närriſcher Hochmuth, welcher das Geſchöpfe antrieb, dem Schöpfer gleich zu werden. Er hat beydes Engeln und Menſchen geſtürzt: ſie waren beſtimmt, die ſeligſten Weſen zu ſeyn. Nun liegen jene mit Ketten der Finſternis gebunden; dieſe aber ſchwärmen zu ihrer eignen Qual noch immer in den thörigſten Leidenſchaften herum, und pflanzen das eingeſogene Gift des Hochmuths auf ihre Nachkommen.

Der Hochmuth eignet ſich alles zu, und gebraucht den Geitz ſelbſt zu ſeinen Abſichten: ſeine Tugenden ſind die Peiniger ſeiner Einbildung, und ſeine Laſter die Peitſchen der Menſchen. Durch den Hochmuth ſind die Monarchien aufgekommen, und die Menſchen, welche die Natur gleich erſchaffen hat, in die Knechtſchaft gerathen; durch ihn iſt der Zank, die Zwietracht, der Raub, der Krieg, das Morden und alle Grau-

Grauſamkeit in der Welt entſtanden: durch ihn iſt die Heiligkeit der Religion in einen ſchnöden Götzendienſt verwandelt worden: durch ihn quälen ſich die Menſchen in dieſem Leben und verdammen ſich nach dem Tod: er formiret den unglücklichſten Zuſammenhang der allerelendeſten Leidenſchaften.

Ein Hochmüthiger macht ſich allen Menſchen zum Feind. Nichts kan den Ehrgeitz vergnügen: Alles bringt ihn auf: Alles entzündet ſeine Wuth: er iſt nimmer ruhig, ſtets voller Anſchläge, ſtets empfindlich, ſtets ungedultig. Man kan ihm nicht Ehrerbietung genug erweiſen; die geringſte Nachläſſigkeit beleidiget ihn; ein ungleiches Wort ſetzet ihn in Eifer, und eine Verachtung macht ihn raſend. Wer kan einen ſolchen Menſchen lieben? er misfällt, je mehr er andre zwingen will ihn zu bewundern: es koſtet ihm ein Hauffen Mühe und Verdruß, ſich haſſen zu machen, da im Gegentheil ein beſcheidener Menſch gefällt, ohne daß er ſich deswegen bemühet.

Es gibt eine Art des Hochmuths, die nicht ſo wild und ungeſtümm iſt; ja es gibt ſogar Leute, die aus Hochmuth demüthig ſind, die ſich zu verſtellen, und unter dem Schein der Sanftmuth und der Leutſeligkeit ihren Ehrgeitz zu verbergen wiſſen. Dieſe Leute haben Witz, Vernunft und Einſichten: ſie wiſſen, daß die Demuth mehr Eindruck gibt und beſſer gefällt, als ein hochmüthiges und aufgeblaſenes Weſen, das nothwendig die Eigenliebe andrer Menſchen gegen uns aufbringen

muß: Sie wiſſen alſo ihren Hochmuth unter der Larve der Demuth zu verſtecken. Sie empfinden aber eine Beleidigung oder Verachtung um ſo viel ſtärcker, je weniger ſie ſolchen blicken laſſen: ſie vergeben alles öffentlich: heimlich aber rächen ſie ſich gewiß. Dieſes iſt insgemein der Caracter der Scheinheiligen.

Noch giebt es eine Art des Hochmuths, welchen die Tugend auf gewiſſe Weiſe ſelber verurſachet, und auch ſelber zugleich verabſcheuet. Dieſer iſt der Hauptfeind der weiſeſten und frömmſten Leute. Sie fühlen und empfinden ihre Vorzüge, ihre Stärcke des Geiſtes, ihre Einſichten: Sie empfinden darüber ein Wohlgefallen an ſich ſelbſt: ihre Eigenliebe nähret ſich mit dieſen ſchmeichelhaften Vorſtellungen: ſie werden ihre eigne Götzen, und ſtreuen ſich ſelbſt den Weihrauch auf den Altar ihrer Einbildung. Dieſer Hochmuth wird um ſo viel gefährlicher, je weniger man ihn verſpüret und demſelben die nöthige Demuth entgegen ſetzet. Man hat deswegen Urſache, auf ihn acht zu haben: die heimlichen Bemühungen nach Lob und Ehre zuſamt der Unruhe, Empfindlichkeit und Eiferſucht, welche dieſe Neigungen bey uns verurſachen, geben ihn deutlich zu erkennen. Ein Weiſer wird ſeiner nicht ſo bald gewahr, ſo fühlet er ein inneres Grauen; und wie könnte er ihn ohne dieſe Empfindung entdecken? Er weiß, daß er ein armes und bedürftiges Geſchöpfe iſt, und daß dieſe Verehrung ſeiner ſelbſt eine Art von einer Abgötterey iſt, welche

ihn aus der Abhängigkeit von GOtt ſetzt. Er weis, daß er auſſer dieſer Abhängigkeit nicht einen Augenblick ſicher iſt, in die gröſten Thorheiten und Verwirrungen zu gerathen:

Man bemercket öfters an den berühmteſten und vortreflichſten Leuten, daß ſie, wann ſie auf ihre eigne Kräfte ſich zu viel einbilden, in das alberne und lächerliche verfallen; inſonderheit wenn ſie von ihren eignen Thaten und Wiſſenſchaften reden. Dieſes rühret einzig und allein daher, weil ſie ſich nicht zu beſcheiden wiſſen, demjenigen die Ehre zu geben, dem ſie allein gebühret, und deſſen Geiſt die Weiſen immer deſtomehr demüthiget, je mehr Gaben er ihnen mittheilet. Paulus ſagt deshalben ſehr ſchön: Wer ſich rühmen will, der rühme ſich des HErrn. 1 Cor. X, 17. Von dem alle gute und vollkommene Gaben herkommen, als von dem Vater des Lichts. Jac. I, 17.

IX.

Die wankelmüthige Flavia.

Difficilis, facilis, jucundus acerbus & idem.
Nec tecum poſſum vivere nec ſine te.

Martial.

Flavia iſt ein Weibsbild, welches die Natur uns zum Räthſel hervorgebracht hat. Alles widerſpricht ſich bey ihr. Sie ändert in einem Augenblicke Farbe, Minen und Geber-

den, und dieſes ſo oft und ſo merklich, daß man immer meynet eine andre Perſon vor ſich zu haben: ſie iſt ein wahrhafter Cameleon; man entdeckt an ihr einen ſcharfen Witz, einen groſen Muth, eine erhabne Art zu denken. Was ſag ich? Nein: ſie iſt alber, ſie erſchrickt vor einer Mücke: ſie weis nicht was ſie ſaget. Wie ſolte ich Flavia ſchildern können? Welches Geſicht muß ich von ihr abzeichnen? Sie ſiehet anders aus, wann ſie aufſteht, anders, wann ſie den Thee getruncken hat, anders, nach dem Mittagseſſen, anders, nach dem Caffee, anders, wann ſie in Geſellſchaft, und anders, wann ſie allein iſt. Alle dieſe Veränderungen folgen ſo hurtig auf einander, daß es unmöglich iſt, ſich einen Begriff von ihr zu machen. Ihr Gemüth leidet die allergeringſte Eindrücke der äuſſerlichen Vorwürfe. Ja ſie braucht dieſe nicht einmal. Ihre Einbildungen ſind darzu genug. Wie ihr ſolche einſchieſen, ſo verändern ſich ihre Gedanken, ihre Neigungen, ihre Empfindungen und ihre Geberden. Sehet Flavien in Geſellſchaft: ſie iſt aufgeräumt, luſtig und ausſchweiffend; alles iſt an ihr voller Geiſt und Leben. Ich verlaſſe ſie ein wenig. Ich komme wieder; ſie hängt den Kopf, ſie ſeufzet, ſie weinet. Was fehlet ihr, was drücket ihr zartes Herz mit einem ſo tiefen Kummer? Was iſt ihr begegnet? Nichts: fraget ſie nicht: ſie lacht, ſie ſcherzt, ſie iſt ausgelaſſen muthwillig. Die ganze Welt muß ihrem ſinnreichen Geſpött herhalten: ſie macht Abriſſe, ſie ſchildert, ſie ſtellt die Leute nach dem Leben vor. Wie! wer, Flavia? Ich

beſuche ſie den andern Tag: ſie ſagt kein Wort; ſie ſpricht mit niemand, ſie beantwortet alles mit Ja und Nein: auf einmal ſeh ich ihre Lebhaftigkeit wieder kommen; allein auf eine andre Art, ſie iſt angenehm, holdſelig, ſchmeichlend; o ich betüge mich; ſie iſt nichts weniger; ſie macht ein finſtres Geſicht, ſie zürnet über alles: doch nun iſt ſie in ihrem Geſchicke: ſie hat ein Buch in der Hand: ſie lieſet, ſie iſt ganz andächtig; ich glaube gar ſie betet. Ja, ja, es iſt die Flavia, ich irre mich nicht mehr. Man ſaget mir, ſie ſey eitel und leichtſinnig. Sehet, doch wie kan dieſes ſeyn? Ich komme mit ihr in Geſellſchaft und ſie iſt es wirklich.

Ich werfe den Pinſel weg: es iſt unmöglich, man kan Flavia nicht ſchildern: ſie hat alle Caracteren: nein, ſie hat gar keinen: ſie braucht ihre Tugenden um ihre Schwachheiten zu zeigen und entdeckt bey ihren Schwachheiten ſo viel Witz, daß man ſie bewundern muß. Soll man ſie lieben? Soll man ſie haſſen?

Die Klugkeit räth uns keins von beyden,
Wohl aber Flavien zu meiden.

X.

Die närriſche Ehre.

Miſſerima eſt omnino ambitio honorumque contentio.
Cic. de Offic. L. 1.

Aus dem Hochmuth entſtehet die närriſche Ehre: ſie zeuget in einem ſchwachen Gehirne diejenige lächerliche Einbildung, welche den Menſchen zu den gröſten Thorheiten verleitet. Nebucadnezar, der ſtolze Beherrſcher des groſen Babels, wolte, daß ſein Volk vor ſeiner Bildſeule niederfallen ſolte. GOtt nahm deswegen den Verſtand von ihm. Er wurde wie ein Vieh, er floh vor den vernünftigen Geſchöpfen und fras das Gras auf den Feldern. Seſoſtris, der mächtigſte König in Egypten, beging die Narrheit und lies vier gefangene Fürſten vor ſeinen Wagen ſpannen und ſich damit als einen hochmüthigen Gecken zum Schauſpiel ſeines Volks herum fahren. Alexander, der groſe Länderbezwinger, fiel aus Hochmuth auf den thöriaten Einfall, ſich als einen GOtt verehren zu laſſen; dieſe Narrheit machte ihn in der ganzen Welt ſo verächtlich, als ſeine Heldenthaten berühmt.

Empedocles, Ariſtoteles, Zeno, ja ſelbſt der ſchmutzige Diogenes, waren von einer närriſchen Ehre angeſteckt. Dieſer letztere beging die

die tollſten Ausſchweifungen, um ſich dadurch von allen Menſchen zu unterſcheiden. Wie lächerlich bekümmert ſich nicht der berühmte Cicero, um dasjenige, was die Welt nach ſechs hundert Jahren nach ſeinem Tode von ihm ſagen würde? Finden wir nicht noch heut zu Tage die meiſten Thoren unter den Gelehrten, weil ihre Einbildung, die ſie von ſich und ihren Wiſſenſchaften haben, ſie insgemein ausſchweifen macht. Man unterſtehe ſich nicht, an ihren Schriften etwas auszuſetzen, ſonſt wird man ihrer Schmähſucht ſich preis geben müſſen. Wenn man den Frieden liebt, ſo muß man ja dieſen Leuten nicht widerſprechen. Sie werden dieſen Frevel zu rächen ſuchen: ſie müſſen Recht haben, wenn auch gleich die Kirche und das ganze gemeine Weſen darüber in Unruhe und ins Verderben gerathen ſolte. Dieſes bringt ihre verzweifelte Ehre ſo mit ſich.

Die närriſche Ehre ſtürzet die ganze Welt in Unordnung, ſie raſet ſowohl in den Pallä-ſten, als in den niedrigſten Hütten. Der gröſte Lotterbube, der nichtswürdigſte Schaum eines Menſchen, ſetzt ſeinen Huth auf das eine Ohr, knirſcht mit den Zähnen, reibt die Hände und drohet den zu erwürgen, der ihn nicht für einen braven Kerl halten will. Er will lieber hundert tauſendmal des Teufels ſeyn, als einen Schimpf auf ſich ſitzen laſſen. Man trette dem berauſchten Vieh nicht zu nahe: es ſchmeiſſet in ſeiner Wuth alles zu Boden, ſo bald es nur ſeine Ehre beleidiget glaubet. Man ſage mir

doch, worinn der Ehrenpunct von ſolchem tollen Menſchen beſtehe?

Doch, was ſehe ich? Hier rauffen ſich ein paar Edelleute mit einander. Der Kampf iſt hitzig: ſie brechen einander die Hälſe. Wie! warum das? Was hat Anlaß zu ihrem Streit gegeben? Ein Wort, ein ungereimtes Wort, das einer von ungefähr gegen den andern heraus geſtoſſen hat, und das nicht mehr bedeutet, als der Wind, den einer mit dem Hut macht, wenn er ihn abziehet. Als ich neulich in die Stadt kam, lief das Volk häufig zuſammen; ich hörte einen groſen Lermen in einem Wirthshauſe, ein Burger war daſelbſt mit dem andern in Streit gerathen, weil er hochmüthig behaupten wolte, daß er beſſer mit ſeiner Flinte ſchieſen könte, als der andre mit ſeiner Büchſe. Ein ſo wichtiger Streit konte nicht anders, als mit blutigen Köpfen entſchieden werden.

Ich gehe weiter: Ich komme in ein Haus, wo zwey Weibsbilder einander bey dem Eingang eines Zimmers ſich wegen des Vortritts verehren. Eine jede wolte aus Höflichkeit dasjenige der andern einräumen, was ſie ſich aus Gerechtigkeit zueignete: Beyde waren ungefähr von gleichem Rang; beyde gleich bedürftig und gleich hochmüthig: der Rang war hier ſo ſchwer zu entſcheiden, man hätte die Sache auf Univerſitäten ſchicken müſſen, wann ich mich nicht ins Mittel geſchlagen hätte. Ich meynte die Sache damit zu ſchlichten, indem

ich

ich der älteſten den Vortritt zuerkannte. Ich traf es ſchlecht: keine wolte die älteſte ſeyn; ich veränderte alſo hurtig meinen Spruch; nein, ſprach ich, die ſchönſte folgt der andern: raſch ſprang die eine der andern vor, um nicht für ſo hochmüthig angeſehen zu ſeyn, daß ſie ſich für die Schönſte hielt.

Wer entwicklet uns hier die feine Denckensart des andern Geſchlechts. Deſſen Empfindlichkeit iſt ungemein, wenn von denen Vorzügen der Schönheit geſprochen wird. Man ſchelte ein Frauenzimmer ſonſt lieber ich weiß nicht was; aber dieſes Ehrenpünctgen laſſe man unberühret, wo man nicht ein groſe Feindſchaft ſich auf den Hals laden will. Darinn aber übertrifft uns dieſes zärtliche Geſchlecht noch weit: wir machen uns eine Ehre aus unſerm Hochmuth; die Schönen aber wiſſen, daß ihnen die Demuth beſſer läßt. Die Männer rächen ſich öffentlich, die Weiber heimlich. Beyde ſuchen ihre Ehre in dem, was andre Leute von ihnen halten: die Männer treiben ihre Rache bis auf Blut und Morden; die Weiber aber ſind menſchlich geſinnter, ſie verabſcheuen das Blutvergieſen, und bedienen ſich gegen ihre Verächter keiner andern Waffen, als ihrer Zungen.

Das lächerlichſte bey dem Ehrenpunct iſt dieſes, daß er die Leute nöthiget, unmäſig viel von ſich ſelbſt zu halten und dieſe Einbildung gegen andre mit Leib und Leben zu verfechten. Wenn

groſe Herrn nicht tapfre Kriegshelden ſind, wenn ſie die Wuth der Waffen hemmen, eine Belagerung aufheben, ihrem Feind in einer Schlacht weichen, ein Land mit Plündern, Raub und Mord vorbey gehen, um leutſelig, um gerecht, um grosmüthig zu ſeyn, ſo laufft dieſes wider ihre Ehre. Hundert tauſend Menſchen jämmerlich umkommen zu laſſen und ins Elend zu ſtürzen, ſind für eine ſolche Ehre nur ein geringes Opfer. Die ganze Welt würde nicht zu viel ſeyn dieſem erſchrecklichen Wahngeſpenſt ein Genüge zu leiſten, welches die Natur erzittern und die Menſchen zu reiſenden Thieren macht.

Alle andre Laſter in der Welt haben noch ihre gewiſſe Beziehung auf den Genuß eines ſcheinbaren Guts. Der Geitz hat Schätze und Reichthümer; und die Wolluſt die Ergötzung der Sinnen zum Endzweck: ſie fühlen beyde etwas wirkliches und weſentliches; der Hochmüthige allein iſt ein bloſer Phantaſt: ſeine Glückſeligkeit beſtehet nur in leeren Hirnbildern, in ſpaniſchen Luftſchlöſſern, in verwirrten Träumen. Mit einem Wort in der Einbildung. Er leidet deswegen alle Widerwärtigkeiten und Drangſaln des Lebens, und läſſet ſich wohl gar darüber todt ſchieſen. Kein Menſch hat alſo von dergleichen aberwitzigen Einbildungen den geringſten Vortheil: ſie widerſtreben denen Empfindungen der Menſchlichkeit, und dienen zu nichts, als die Menſchen unter einander aufzureiben und ſich ſelbſt in das Verderben zu ſtürzen.

Die

Die wenigſte Menſchen in der Welt haben einen rechten Begriff von der Ehre: ſie hafftet auf edlen und groſsmüthigen Thaten: ſie gründet ſich auf Tugend, auf Weisheit, auf Wiſſenſchafften, auf Gaben des Himmels und der Natur. Kurz auf lauter ſolche Vorzüge, die den Menſchen vor andern ein Anſehen und einen Ruhm erwerben. Dieſe Ehre kan nicht durch böſe Nachreden verletzet, am allerwenigſten aber durch Rache und Blutvergieſſen gerettet werden: ſie hafftet auf unſern Thaten; ſie ziehet ihren Werth aus ſich ſelbſt; ſie fragt nicht nach der Leute Reden; ſie macht die Lügen zu Schanden; ſie braucht keiner Ehrenrettung; ſie vertheidiget ſich, wann ſie ſich nur zeiget: Muta perorat.

Das Turniren, Fluchen, Hauen, Stechen, Sengen, Brennen, Morden und dergleichen, alles dieſes iſt nicht die Eigenſchaft der wahren Ehre, ſondern eines verruckten Kopfes, den man in einer wohlbeſtellten Republick, zur allgemeinen Sicherheit, einſperren ſolte. Wahre Helden und groſe Seelen wiſſen nichts von dergleichen Ausſchweifungen. Ihre Thaten machen ihren Ruhm, und die böſen Nachreden erhöhen denſelben, indem ſie Anlas geben, ihre Tugend deſto genauer zu unterſuchen und bekannter zu machen.

Man erzehlet von dem tapfern Admiral Ruyter folgende Begebenheit: Ein groſsprechender Franzos rühmte ſich einſt bey ihm ſeiner

Pfer-

Heldenthaten. Er war ſo verwegen, daß er ſogar den Admiral heraus forderte, um ſeine Tapferkeit gegen ihn auf die Probe zu ſetzen: dem Admiral kam dieſes Zumuthen, als einem vernünftigen Mann, ſehr unſinnig vor. Er wolte den Franzoſen anlauffen laſſen; er beſtellte ihn in einen Garten: der Franzos erſchien zu beſtimmter Zeit. Er hatte einen groſſen Raufdegen an der Seite. Der Admiral aber war nur mit einem kleinen Hirſchfänger bewehret. An ſtatt alſo vom Leder zu ziehen, lies er ſeinem Gegner einen brennenden Lunden überreichen, und ſprach zu ihm: Sehet hier, mein Herr, die Waffen, womit wir unſern Vorzugsſtreit ausmachen wollen. Ich habe meinen Ruhm nur auf der See erlangt. Hier unter eines jeden Füſſen lieget eine Tonne Pulver. Wer unter uns das meiſte Herz hat, der zünde ſolche am erſten an. Der Franzos zog darauf zurück, und wolte ſeinen Muth nicht weiter gegen den Admiral in Verſuchung führen. Es hat alſo der Poet hier wohl recht geſagt:

Heu mihi quam vana eſt ſpes hæc et gloria fama
Pro fama morimur heu pudor usque fame
Stet ſua per totum virtutis gloria mundum
Recte vive Deo; cætera fumus erit.

Sabinus

XI. Der

XI.

Der fromme Teufelsbanner.

Vocibus ergo sacris jam dæmones invoco puros.

Virgil.

Herr von W** war von H** gebürtig, und von wohlhabenden Eltern. Er war ein einziger Sohn, und als ein solcher auch sehr zärtlich erzogen. Der Stoff mochte wohl an ihm gesund seyn; allein wie viele Mütter haben nicht ihre Kinder aus Liebe schon zu tod gefüttert, oder wenigstens ihnen ihr Geblüt auf Lebens lang durch lauter Naschwerk und Süßigkeiten verdorben? Dem guten Herrn von W** war es eben so ergangen. Er war immer krank, doch so, daß er dabey wohl as und trank und schlief. Ich kante ihn in Halle: er war in die Philosophiam occultam gerathen, und hatte weder Mühe noch Kosten gesparet, um in der Magie, Caballa, Chiromantie, und dergleichen verborgnen Wissenschafften die rarsten Bücher und Manuscripta sich zuzulegen. Worauf verfällt man nicht, wenn man ein dickes und schwermüthiges Geblüt hat! Herr von W** hatte ein blasses, hagres und melancholisches Gesicht. Er sah mit fürchterlichen Blicken um sich herum, nicht anders, als ob er immer Geister bemerkte. Mit einem Wort, er glich viel dem Becker aus

der

der bezauberten Welt. Ich machte ihn eines Tages ſehr vertraulich. Er zeigte mir ſeine magiſche und cabaliſtiſche Schrifften, unter andern auch eine Geiſterbeſchwörung. Der Eifer und der Unglaube hatten mich aufgebracht. Ich warf mich über ihn her, riß ihm die Beſchwörung aus den Händen; er hinter mir drein, eine Treppe auf, die andre nieder; mein Lehrmeiſter in der Zauberey war bereits Athem los. Die Leute im Hauſe kamen ihm zu Hülfe, und machten, daß ich dem beängſtigten Menſchen ſein fürchterliches Papier wieder geben muſte. Der ehrliche Mann verſicherte mich auf ſein gutes Gewiſſen, daß, wo ich nur die erſten Beſchwörungsworte abgeleſen hätte, ſo würden die Geiſter erſchienen ſeyn, und mich übel handthiret haben. Ich verlohr alſo durch dieſen bezeigten Frevel faſt auf einmahl die Vertraulichkeit meines Philoſophen. Ich gewann aber, dadurch ſolche bald wieder, indem ich ihm alle Dippgen und Grübgen auf meinen Nägeln zeigte, mit dem Bedeuten, daß ich zu dieſer Wiſſenſchafft einen beſondern Beruf zu haben ſchien, und deutlich bemerket hätte, daß niemahls mein Wechſel ehender anzukommen pflegte, als bis das weiſſe Dippgen auf dem Finger des Mercurs, die Mitte des Nagels erreichet hätte. Er gab mir darauf auch einigen Unterricht, wie man die Träume beurtheilen, wie auch aus andern Vorfällen und Umſtänden wahrſagen könte. Er hatte darinn etwas rechts gethan, und es ſchien noch der Geiſt der alten Chaldäer und egyptiſchen Weiſen auf ihm

zu ruhen. Er gab mir über dieſe geheime Wiſſenſchafften allerhand Bücher, die ich mir aber nicht die Mühe nahm, zu durchleſen. Ich lernte nur die chiromantiſche Sprache und die vornehmſten Zeichnungen, um damit meine Kurzweil zu haben. Allein indem ich alſo damit mein Geſpötte trieb, fopten mich dieſelbe wieder nach ihrer Art. So daß ich von einem würklichen Wahrſager kaum zwey Schritte mehr entfernet war. Im übrigen war der Hr. von W.. ein guter Menſch, der feine Studien beſas; er war aber immerfort dabey mit Einbildung und Hippochondrie gequält, welches ihn verleitete, daß er ſich einen eignen Arzt auf ſeinen Leib hielte, und demſelben eine jährliche Beſtallung gab, dargegen ihm dieſer ſo viel Recipe verſchrieb, daß es in ſeiner Studierſtube faſt wie in einer Apothecke ausſahe. Gewiſſe Schwachheiten, die er begieng, mochten alſo mehr dem überflüßigen Gebrauch der Arzeneyen, als ſeiner ſonſt guten Vernunft beyzumeſſen ſeyn.

XII.

Der Müßiggänger.

Nullus agenti dies longus hujus & officium eſt.

Sen.

Die Zeit iſt das Koſtbarſte was wir haben; ſie iſt unwiederbringlich und alſo unſchätzbar. Gleichwohl iſt nichts, das von den Menſchen weniger geachtet, und leichtſin-

ſinniger in den Wind geſchlagen wird; die meiſte Menſchen gebrauchen ſich derſelben zu ihrem Verderben: ſie ſuchen ſolche mehr zu vertreiben als zu Nutzen zu machen. Ja wir bilden uns ein, daß die Thorheiten die wir begehen, eine gar feine Entſchuldigung erworben, wann wir ſie einen Zeitvertreib nennen dürffen. Es iſt auch in der That das meiſte, was wir thun, nur blos zum Zeitvertreib. Eſſen, Trinken, Spielen, Scherzen, Plaudern, Spatzierengehen, ja ſelbſt die ernſthafteſte Geſchäffte werden mit dieſem ſchönen Namen beleget, gleich als ob die Zeit dem Menſchen nur zur bloſen Laſt aufgeleget ſey, die er ſuchen müſte, ſich vom Halſe zu wälzen. Warum wünſchen wir doch zu leben, wenn uns das Leben ſelbſt eine Marter iſt, deren Empfindung wir durch tauſenderley nichtswürdige Dinge bey uns zu vertilgen ſuchen. Wir haben den Genuß dieſes Lebens vermittels der Zeit, warum tödten wir demnach die Zeit, da wir ja nichts höher ſchätzen, als unſer Leben? Welche ſeltſame Verwirrung von Neigungen.

Lycidas iſt um nichts ſorgfältiger bemühet, als um die Erhaltung ſeines langweiligen Tage; er ſucht alſo dasjenige zu verlängern, was ihm doch in der That am aller verdrieslichſten iſt. Die Zeit fällt ihm ſo lange, daß er nicht weis, was er damit machen ſoll. Amtsgeſchäffte hat er nicht; Er lebet von ſeinen Renten. In denen Wiſſenſchafften iſt er nicht geübet. Er hat darinnen den Wohlſtand ſeiner Geburt beobachtet, war-

um solte er sich den Kopf viel mit Nachsinnen und Studiren verbrechen? Er ist ein Edelmann und hat es nicht nöthig. Er siehet sich genug geehrt, wann er in seinem neu vergoldeten Pariserschimmer in der Stadt auf und nieder fähret, und sich in prächtiger Kleidung, mit einer gnädigen Gesichtsmine den dasigen Einwohnern zeiget. Lycidas hätte also für nichts zu sorgen, wenn er nur ausser Gefahr wär ein so kostbares Leben nicht zu verlieren. Billig solte der Tod einen Unterscheid unter vornehmen und gemeinen Leuten machen; allein es ist bekant, der Tod weis gar nicht zu leben. Lycidas kommt demselben durch seine weichliche Lebensart immer näher, und da man ihn täglich über lange Weile klagen höret; Was Wunder, daß der Tod sich über ihn erbarmet, und ihn wegnimmt, um ihm die Zeit zu verkürzen.

Es ist etwas seltsames, daß der langweilige Lycidas die Eigenschafft hat, auch allen denjenigen, die mit ihm umgehen, seine Krankheit mitzutheilen: Es ist schier unmöglich, lang in seiner Gesellschafft zu seyn, ohne damit überfallen zu werden; und wo nicht zuweilen die Tobacksdose, ein wohlgeschnittenes Kleid, ein neuer Auffatz von Haaren und dergleichen, einem aus der Noth hülffe, so müste man für langer Weile sterben.

Wie ich von denen Leuten bin, welchen die Sparsamkeit der Zeit eine dem Geldgeitz ähnliche Neigung einflöset; also daß ich derselben

ſtets wünſchte mehr zu haben, ohne davon etwas einzubüſen; ſo ſpür ich auch an dieſem ſo ſehr geliebten Capital einen merklichen Verluſt, ſo oft mich die Höflichkeit von dergleichen Menſchen mit einem Zuſpruch beehret und nur immerfort einige Stunden abgezwacket; Ich habe ſchon oft gewünſchet, daß unſre Policey den Zeitdieben einige Geſetze vorkehren, und einer ſo ſchädlich eingeriſſenen Gewohnheit billigen Einhalt thun möchte.

Ich kenne noch eine andere Gattung von müßigen Leuten, welche etwas beſcheidener ſind, und zum wenigſten andern beſchäfftigten Leuten nicht ſo leicht beſchwerlich fallen, als Lycidas. Dieſe ſind gewiſſe ſehr übel geſittete und dick ausgemäſtete Menſchen, die für Faulheit ſich kaum ankleiden, noch ſich viel bey ehrbaren Leuten zu zeigen pflegen. Sie ſtecken ſchier immer zu Hauſe, oder bey einem feuchten Bruder ihres gleichen. Sie ſind dabey unflätig, grob, und Helden in Eſſen und Trinken. Die viele Materie macht ſie ſchwer, verdroſſen, träg und untüchtig zu allen Verrichtungen, welche Geiſt und Leben erfordern.

Von einer ſolchen Leibes und Gemüthsbeſchaffenheit iſt Midas von Faulleben. Dieſer ehrliche Mann hat eine ſo groſſe Furcht vor der Zeit, daß er einen Theil davon blos allein mit dem Anliegen zubringt, wie er den andern will zunichte machen. Das erſte Mittel, womit er die Zeit zu tödten weiß, iſt der Schlaf: ſolchen

weis

weis er auf eine Art zu verlängern, daß er über die ganze Helffte seines Lebens damit verschleisset.

Des Morgends wenn er aufstehet, ist ein ziemlich schmutziger Schlafrock die einzige Kleidung, worinn er sich den ganzen Tag über einzuwickeln pflegt; es sey dann, er werde zu einem Gastmahl gebeten; doch siehet er sich wohl vor, mit seinen Kleidern keine neue Moden einzuführen, oder sonst der Reinlichkeit wegen sich in einigen Zwang zu setzen.

Der Morgen wird erstlich bey ihm mit Caffeetrinken, und wo sich dabey einige gute Freunde einfinden, mit einem Verkehrgen zugebracht; dabey vergiffet er nicht mit dem edlen Kraut Toback, als dem rechten Sinnbild der Vergänglichkeit, die erste Stunden des Tags in Rauch und Dampf aufgehen zu lassen bis endlich darüber die Mittagszeit herbey kommt.

Hier ist nun Essen nnd Trinken bey ihm die wichtigste Beschäfftigung seines Lebens. Hier empfindet er erstlich den kostbaren Genuß der Zeit. Hier wünschet er derselben recht lang zu geniesen; Allein, sobald kan Midas nicht mehr Essen und Trinken, sobald überfällt ihn auch die lange Weile: er gähnet mit artigen Gebehrden, singt zum Zeitvertreib allerhand einfache Noten, wischt die Augen, spielt mit dem Hunde, oder keiffet mit seiner Köchin, weil sie das Essen so schlecht zubereitet, daß er zu geschwind davon ist satt geworden.

Die Zeit nach dem Eſſen zu vertreiben iſt abermahl für den Midas ein neues Anliegen. Der Herr Syrpolityck, und der Herr von Würfelkorn ſind insgemein diejenige die nach Tiſch ſich bey ihm einfinden, um demſelben die Zeit zu vertreiben. Dieſe pflegen ihm allerhand luſtige Begebenheiten zu erzehlen, damit er ſich eine Bewegung mit dem Lachen machen, und alſo das reichlich zu ſich genommene Mittagsmahl glücklich verdauen möchte. Man ſpielt dabey im Brett und in der Carte, und verräuchert zuſammen das niedliche Zimmer des Midas, welches vorhin ſchon wie eine Wachtſtube ausſiehet.

Der Abend kommt auf ſolche Weiſe glücklich herbey. Midas ſetzet ſich wieder zu Tiſch und füttert den hungerigen Magen mit ſo vieler Koſt, daß er ohne Gefahr wieder bis den andern Tag faſten kan.

Midas leget ſich darauf zu Bette; doch dankt er zuvor dem lieben GOtt, aus ſeinem Habermann, daß er ihn den Tag über ſo glücklich hat überleben laſſen. Der darauf folgende Tag wird auf gleiche Art zugebracht. Zeit und Stunden verflieſen. Die Täge eilen zum Ende und die Zeit welche Midas zu tödten ſucht, tödtet ihn endlich ſelbſt. Die Wahrheit hat ihm ſchon folgende Grabſchrifft beſtimmet:

Hier liegt ein Edelmann begraben,
Die Zeit war ſeine gröſte Pein,

Drum

Drum kont er länger nicht im Leben seyn.
Wilst du mein Wandersmann
Von dem was er gethan,
Noch weiter Nachricht haben:
Er as, er trank, er schlief und stunde wieder auf.
Diß ist sein ganzer Lebenslauf.

XIII.
Die Trunkenheit.

Quid turpius ebrioso, cui fœtor in ore, tremor in corpore! Qui promit stulta: prodit occulta: cui mens alienatur: facies transformatur. Nullum enim secretum, ubi regnat ebrietas.

INNOC. De Vilitate Condit. Humanæ.

Als ich unlängst in Gesellschafft verschiedener ansehnlicher Raths-Glieder in Augusta auf einem Gelach, welches man dort auf den Zünften zu geben pfleget, eingeladen wurde, fand ich daselbst unter verschiedenen ansehnlichen Gästen auch den gelehrten Professor Altwitz.

Anfangs wurde die Ernsthafftigkeit der Republic, durch viele ehrbare Bezeigungen bestens heraus gesetzt; wir verfügten uns darauf an eine mit vielen Speisen angefüllte lange Tafel, assen und trunken, trunken viel, wurden gesprächich, offenhertzig, vertraulich; und als wir genug getrunken und geplaudert hatten,

fieng man an zu ſauffen. Ich hatte mir zu gutem Glück gleich Anfangs die Freyheit ausgebetten, und behielt demnach, ſo viel ich mich erinnere, meine fünff Sinnen in ziemlich guter Ordnung. Welch ein närriſches Schau-Spiel vor mich, da ich die andern meiſtens betrunken ſah! Ich hörte Sachen, die man mir ſonſt kaum im Cabinet würde vertrauet haben; ich ſahe Handlungen, darüber diejenigen, welche ſolche verrichteten, ihre eigne Kinder beſtrafen; ich bemerkte Thorheiten, die nur allein denjenigen pflegen für gut gehalten zu werden, die man für wahnſinnig hält. Kurtz, ich fand daß mir jener Türk in Wien die Wahrheit ſagte, als er auf mein Befragen, warum er keinen Wein trincke, mir antwortete: Wein macht Narr.

Ich bewunderte inſonderheit die ſeltſamen Ausſchweiffungen des gelehrten Herrn Profeſſor Altwitzes: Vor dem Eſſen ſah er nicht anders aus, als ein altes arabiſches Manuſcript, welches Wundergroſſe Geheimniſſe in ſich verſchloſſen hielt, und niemand zu entziffern wuſte.

Seine catoniſche Ernſthaftigkeit, welche ſich in einem grauſamen Haarklumpen eingehüllet hatte, und dabey mit fürchterlichen Blicken, aus zweyen tief im Kopf liegenden kleinen Augen heraus ſah, erweckte bey uns Anfangs eine gewiſſe Ehrerbietung, die bey mir doch kaum das Lachen zurück halten konte; Ich fieng bey mir ſelbſten an die vorſichtige Natur zu tadeln,

daß

daß ſie dem Geiſt dieſes Mannes keine beſſere Wohnung eingeräumet hätte: Das ganze philoſophiſche Gebäude ruhte auf zwey neben ausweichenden krummen Beinen, die, wenn der Cörper mehr Materie als Geiſt hätte, ihn ſchwerlich würde tragen können. Seine Bildung, ſeine Leibesgeſtalt, ſeine Manieren, mit einem Wort, ſein ganzes Weſen, hatte einen ſo bündigen Zuſammenhang mit der Antiquitätenkammer, welche er im Kopf mit ſich herum führet, daß ich die genaue Uebereinſtimmung des Geiſtes mit den cörperlichen Theilen des Leibes, nicht anders als bewundern konte.

Dieſes gelehrte Orackel ließ ſich Eſſen und Trinken vortrefflich wohl ſchmecken, welches uns den Vortheil zuwegen brachte, daß er anfieng ein wenig munter zu werden, und ſein ſonſt finſtres Geſicht etwas aufzuheitern. Er lachte recht vergnügt; er zog den Mund von einem Ohr bis zum andern; die Augen fügten ſich im Gegentheil ſo klein zuſammen, daß man ſie kaum mehr ſehen konte. Dabey wurde nun der alten Geſchichtſchreiber und Poeten mit groſem Ruhm gedacht.

Freundenſtein, ein luſtiger aufgeweckter von Adel, als er Altwitzen mit ſo vielem Eifer hörte Homerum, Heſiodum, Ariſtophanem, Lucianum u. ſ. f. heraus ſtreichen, wurde dadurch bewogen, ihm auf die Geſundheit dieſer wackern Leute eines zuzubringen, welchem Altwitz

mit ſonderbarer Ehrerbietung Beſcheid that. Die ganze Geſellſchafft nahm hierauf Anlaß, ihm bald auf dieſes, bald auf jenes Gelehrten Geſundheit ein Glaß Wein zuzutrinken, welche er alle mit gleichmäßiger Bezeigung von Verehrung und Hochachtung bis auf den Nagel ausleerte. Dieſe Kurzweil aber währte nicht lang, der Wein übermannte den Weltweiſen.

Niemahlen habe ich einem ſolchen Schauſpiel mit beygewohnet: Altwitz ſchrie und turnirte, daß man ihn über viele Häuſer hören konte; ſein ſonſt melancholiſcher Geiſt gerieth von Freuden ganz auſſer ſich; er hatte vor ſich her auf den Tiſch eine zierliche Pfütze mit Wein gegoſſen, da er aus Vollheit das Maul nicht mehr zu finden wuſte: dieſe Pfütze gab ihm die gröſte Ergötzlichkeit, da er immer mit beyden Händen hinein patſchte, und uns alle tüchtig voll ſpritzte. Alle dieſe gelehrten Artigkeiten wurden noch vermehrt durch das Lied: Ceciderunt in profundum, welches er mit Niederfallung des Kopfs, und andern kurzweiligen Geberden ſolo muſicirte; Endlich wurde er ganz raſend: er verdrehte die Augen, ſchrie als ein Beſeſſener, und bekam damit das Tiſchtuch zu faſſen, welches er mit allem, was darauf ſtund, zu Boden riß; er ſelbſt aber fiel von ſeinem Stuhl als todt zur Erden nieder, und lag daſelbſt zwiſchen Teller, Schüſſeln, Gläſern, Leuchter, u. ſ. f. ohne einige Bewegung. Man trug ihn alſo nach einer Kutſche, ſchmiß ihn unten hinein, und

ſchleppte

ſchleppte ſolcher Geſtalt dieſes philoſophiſche Schwein in ſeinem Koth und Unflat nach Hauſe.

Ich muß bekennen, daß dergleichen Exempeln mir ganz abſcheulich vorkommen. Nichts deſtoweniger werden ſie durch einen, ich weiß nicht welchen, barbariſchen Wohlſtande entſchuldiget, ja es heiſſet noch gar dem andern eine Ehre anthun, wenn man ihn ſolcher Geſtalt aller ſeiner Vernunft und Sinnen beraubet, und wohl bezecht nach Hauſe ſchicket. Kan auch wohl etwas wilders erdacht werden, als dieſe unſre teutſche Höflichkeit, vermöge deren wir einander um Geſundheit, Leib und Leben bringen, und ſolches dem andern noch gar als eine Wohlthat und Ehre auf die Rechnung ſetzen dürffen? Welche Zeiten! welche Sitten!

Es iſt zwar das leidige Vollſauffen bey Leuten von einem gewiſſen Rang, welche zu leben wiſſen, hin und wieder ſchon ziemlich abgekommen, als wo dergleichen Zwang durchaus nicht mehr gedultet, ſondern einem jeden die Freyheit gelaſſen wird, ſo viel zu trinken, als ihm beliebet; allein man findet dieſen ſo ſchädlichen Mißbrauch noch an verſchiedenen Orten, inſonderheit an ein und andern fürſtlichen Höfen. Ich kan und mag hierinnen meinen ſo übel gearteten Landsleuten keines weges das Wort reden. Die Gewohnheit hat die ſchändlichſten Dinge eingeführet, und ſie deswegen ehrlich gemacht, weil die Groſen und Vornehmen

men in der Welt ſich nicht ſchämen, die erſten Exempel der Laſter zu geben.

Inter cauſas malorum noſtrorum eſt, quod vivimus ad exempla, nec ratione componimur ſed conſuetudine abducimur: quod ſi pauci facerent, nollemus imitari, cum plures facere cœperunt quaſi honeſtius ſit, quia frequentius ſequimur & recti apud nos tenet error, ubi publicus factus eſt.

Seneca.

XIV.

Der vernünftige Soldat.

Summos poſſe viros & magna exempla daturos
Vervecum in patria craſſoque ſub aere naſci.

Juvenal. Sat. X.

Tiron macht zwar von dem Degen ſein Handwerk; er weis aber die Feder nicht minder geſchickt zu führen. Er hat etwas groſes und edelmüthiges in ſeinem Weſen; man ehret ihn wenn man ihn ſiehet, und man muß ihn hochſchätzen, wenn man ihn nur ein wenig hat kennen lernen. Die Natur hat ihn geadelt, und nicht der Stammbaum ſeiner Väter. Seine Tugenden ſind ſeine Ahnen, und ſein eignes Wohlverhalten macht ihn rittermäſſig. Er hat eine gründliche Vernunft, einen hurtigen Begriff, eine lebhafte Beredſamkeit, eine reiche Erfindungskraft und ein glückliches Gedächtnis. Er hat ſo viel Witz und Scharfſin-

sinnigkeit, daß er nothwendig einen Verächter der kleinen Geister und einen Spötter der herrschenden Thorheiten abgeben muß. Er hat die muthwilligste Einfällen von der Welt und versteht die Kunst die Menschen nach dem Leben abzuschildern. Er kan ihre Worte, ihre Geberden und alle ihre Minen nachahmen. Er macht eine ganze Gesellschaft lachen, er selbst aber siehet dabey so ernsthaft aus, als ob er eine Predigt hielt. Die Erfahrung hat ihn klug, und sein widriges Schicksal weise gemacht. Sein Muth hat ihn über alles erhoben: sein Glück aber ist allzumittelmäßig und weit unter seinen Verdiensten geblieben. Er hat ungefehr ein Paar hundert müßige Soldaten unter seinem Befehl, die er stets durch ein dutzend Prügelvögte muß in Ordnung zu halten suchen. Er hat eine solche Gewalt über sie, daß er sie wie ein Zaubrer nach seinem Wink bewegen kan. Es kostet ihm mehr nicht als ein Wort, eine rasche Handlung bey ihnen zu verursachen, und solche auch wieder mit einem Wort zu hemmen. Er ist so ernsthaft, daß man ihn fürchten muß; sobald aber befiehlt ihm nicht der Wohlstand höflich zu seyn, so kan er iedermann durch einen freundlichen Blick einnehmen. Er ist so leutselig als streng; diese beyden Eigenschafften äussern sich bey ihm, nachdem es Zeit und Umstände von ihm erfordern. Er bezeigt durch sein Beyspiel, daß man ein guter Soldat seyn kan, ohne seinen Muth durch Wildheit, Wut und Fluchen an den Tag zu legen. Er hält dafür, ein rechtschaffner Kriegsbefehlshaber müste selbst

die

die gröſte Exempel von der Gerechtigkeit und der wahren Ehre geben, weil darinnen ſein ganzes Geſchäffte beſtehet, beyde zu erhalten und zu beſchützen.

XV.

Zwey ungleiche Weltweiſen.

Dignum laude virum Muſa vetat mori.

Horat. Lib. VI. Od. 8.

Sophaſter iſt ein Weltweiſer von der erſten Gattung. Seine Geſichtsbildung iſt voller Geheimniſſe. Alles iſt darinnen finſter. Er hat kleine tief im Kopf liegende Augen, und bedienet ſich ſchier immer eines Fernglaſes. Er lacht beſtändig, ob er gleich faſt gar nicht redet, und wann er redet, ſo ſolte man meynen, er wüſte gar nichts. Er hat ein ſchlechtes Anſehen, und macht ſeinem Tanzmeiſter, der ihm die Verbeugung des Leibes und die Stellung ſeiner Füſe gelehret hat, wenig Ehre. Oder wie, ſoll man gar die vorſichtige Natur tadeln, daß ſie, aus einem beſondern Eigenſinn, den weiſen Leuten insgemein ſo gebrechliche Hütten, und ſo albere Bildungen mitgetheilet. Sophaſter hat einen ſchönen Geiſt, allein die Wohnung deſſelben iſt von einer lächerlichen Architectur. Die ſchönſten Kinder werffen ſich vor ihm in die Flucht und er hat nicht weniger Schrecken vor ihnen,

als wenn ſie ihn ſehen. So wenig Verdienſte er aber bey dem andern Geſchlecht hat, ſo viele hat er in der Philoſophie. Er iſt ein vortreffſicher Mathematicus. Er ſchreibet die beſte Practica. Er weis ganz eigentlich, wann ein Comet zum Vorſchein kommt, er kennet alle Einflüſſe der Planeten. Er hat die Urſachen von der Ebbe und Flut, von der Magnetnadel, die ſich ſtets nach Norden hinziehet, entdecket. Er hat das Viereck von dem Zirkel erfunden, und zeiget auf eine nie erforſchte Art, wie man Maſchinen und Räderwerk verfertigen ſoll, die in ſteter Bewegung fortlauffen. Er hat die Menſchen in der Sprache der Thiere unterrichtet, und arbeitet wirklich an einer Sprachlehre, vermög deren ſich alle Völker einander werden verſtehen können. Er kennet die unendlichen Kleinigkeiten, welche als untrennbare einfache Theilgen die Cörper formiren, und wie ſie, durch einen wunderbaren Schwung der Wirbelwinde ſich am erſten aneinander gehängt und die erſte Materie, ausgemacht haben. Ihm ſind ſogar die unſichtbare Geiſter, welche die Luft, das Waſſer, die Erde und das Feuer bewohnen, nicht unbekannt. Er iſt in allen cabaliſtiſchen Wiſſenſchaften erfahren, und verſtehet die Magia der alten Caldäer und Egypter aus dem Grunde. Er kan wahrſagen und hat dabey den ganzen Himmelslauf in ſeinem Kopf. Es verirret ſich ſo leicht kein Planet, ſo weiß er ihm bey denen Fixſternen ſeine Stelle wieder anzuweiſen. Er lieſet die Schrifften der orientaliſchen Völker, wie das Teutſche, und unterhält

einen

einen beſtändigen Briefwechſel mit den gelehrten Leuten zu Pekina, Mecha, Iſpahan, Tetuan, Benaren und gros Cair. Er macht Anmerkungen über die Schrifften des Confucius, und erläutert die alten Ueberbleibſel des Averroes, des Trismegiſts und der Araber. Mit einem Wort, er weis alles, aber nicht zu leben.

Liberio iſt auch ein Weltweiſer: er ſieht aber aus ganz andern Augen. Er iſt ſo artig als gelehrt, und weis ſowohl mit den Menſchen als mit den Büchern umzugehen. Sein aufgeräumtes Weſen, ſeine höfliche Maniren, und ſeine muntre Einfälle gefallen allen Menſchen. Man liebet ſeine Geſellſchaft, man ſuchet ſie, und wird nicht müde ihn anzuhören. Er iſt der angenehmſte Plauderer von der Welt: er ſpricht von allen Dingen mit ſo vieler Anmuth als Lebhaftigkeit. Sein Witz weis ſich nach der Fähigkeit eines jeden, mit dem er ſpricht, herunter zu laſſen: er ſpielet mit den Kindern, ſcherzt mit dem Frauenzimmer, und ſpricht mit einem gemeinen Mann von Handwerksſachen nicht anders, als ob er zünftig wäre. Bey den Weiſen iſt er weis, bey den Gelehrten gelehrt, und bey den Soldaten ein Soldat. Ein allgemeiner Geiſt ſcheinet dieſen Philoſophen zu beleben. Er weis ſich in alle Umſtände, in alle Vorfälle und in alle Menſchen zu ſchicken. Liebenswürdige Weltweisheit! die ich allen Entdeckungen des Sophaſiers von den Planeten und von den Einwohnern der Elementen weit vorziehe.

Libe-

Liberio iſt ſelbſt ein ſchöner Geiſt; er liebt deswegen auch die ſchönen Geiſter, inſonderheit wann ſie aus ſchönen Cörpern ſprechen. Allein die Geſprächkunſt mit den Geſchöpfen in den elementariſchen Reichen verſteht er gar nicht: er kennet weder die feurig glänzende Salamander, noch die goldbringenden Gnomen, noch die liebreitzende Sylphiden. Er kan wahrſagen wie ein Zigeuner, und verſteht gleichwohl von dieſer geheimen Kunſt nichts, als die leeren Nahmen. Hier macht er ſich ein Spiel mit der Leichtglaubigkeit des andern Geſchlechts; ſobald weis er nicht etwas von den Geſchichten einiger Schönen, ſo kan er ihnen propheszeyen, daß ſie darüber zittern und beben. In der Dichtkunſt iſt er ein andrer Anacreon. Er ſingt und trinkt trotz ſeinem berühmten Vorgänger. Seine Lieder ſind voller Schönheit und Feur. Zuweilen fällt er ein wenig ſtark in das natürliche, allein wenn man ſich fürchtet, er wolte die Ehrbarkeit ſchamroth machen, ſo umhüllet er ſeine muthwillige Einfälle mit einem ſo künſtlichen Schleyer, daß man ihm verbunden iſt, einen freien Blick zu wagen, ohne die Ehrbarkeit zu verletzen.

XVI.

Der galante General.

Virtus non contingit animo niſi inſtituto & edocto et ad ſummum aſſidua exercitatione perducto.

Seneca.

Die Natur hat ihre Eigenſinnigkeiten: ſie allein zeugt Helden und witzige Köpfe: ſie ſpottet der menſchlichen Hoheit und bereichert öfters mit ihren ſchönſten Gaben die niedrigſten Menſchen. Die wenigſte groſe Herren ſind durch ſich ſelber gros. Mancher Bauers Sohn, den das Schickſal hinter den Pflug geſpannet hat, würde manchmal noch ein beſſerer Regent geworden ſeyn, als ſein Fürſt, wenn ihn Glück und Zufall in gleiche Umſtände gebracht hätten.

Als ich den General von ** das erſtemahl bey Hof erblickte, hielt ich ihn für einen neu angelangten pariſer Petit Maitre. Ich ſah an ihm nichts männliches, nichts groſes, nichts erhabenes. Er beſitzt wenig Geiſt, noch weniger Wiſſenſchafft, und gar keine Erfahrung in Kriegsſachen. Gleichwohl iſt er ein General, ein Staats-Miniſter, ja gar ein Held. So groſe Dinge vermag die Gunſt eines Königs. Zum wenigſten beherrſchet ſie unſre Einbildung und macht, daß ſich die Dinge uns ſo vorſtellen

len, nicht wie sie sind, sondern wie sie der König will gelten machen.

Es ist kein Handwerk, keine Kunst und keine Beschäfftigung in der Welt, welche nicht eine gewisse Unterweisung und Erfahrung zum Grunde setzet. Der Herr Graf von ** ist zum General worden, er weis selbst nicht wie; er wird zu Gesandtschafften gebraucht, und kennet weder die Rechte der Grosen, noch die Art Geschäffte zu behandeln; er kan seine Sachen weder schrifftlich noch mündlich vortragen, und wenn er nicht hochgräflich kühn und unwissend stolz wäre, so hätte er gar keine Eigenschafft, die sich für einen der grösten Höfe in der Welt schickte. Er hört und sieht sich selbst: er redet mit einem lang gezogenen Ton, und bereitet seine Zuhörer auf wichtige Dinge. Man hört immer: es kommen nichts als Wörter: Man hofft auf den Sinn und auf die Zusammenfügung seiner Gedanken; Allein, vergebens. Wie soll er solche zusammen fügen, da er gar nicht denket? Genug, er spricht. Was kan er dazu, daß ihn die Leute nicht verstehen. Doch, was ihm an Gedanken fehlet, das ersetzt er reichlich durch Grimassen und Reverenzen. Diese macht er recht schön; und man müste sehr boshaftig seyn, wenn man etwas an den Verdiensten seiner Füse ausetzen wolte, da ihn die Natur überhaupt zu einem hübschen und artigen Menschen gemacht hat. Allein, daß man ihn zu einem Ambassadeur und General gebraucht, dieses ist ein Irrthum des Hofs und

nicht der Natur; dann dieſe vermag es nicht, wann man nicht die Leute darzu gebrauchet, worzu ſie ſich am beſten ſchicken. Ich bin gewiß, daß Se. Excellenz einen vortrefflichen Tanzmeiſter abgegeben hätten. Vielleicht gibt es ſchlechte Tanzmeiſter, die beſſere Generale geworden wären. Allein dieſe Dinge gehören mit zu der verkehrten Welt. Diogenes meynte, man ſolte ihm deswegen, wann er ſtürbe, das Geſicht nach der Erden zukehren, damit, wann ſich die Welt wieder herumdrehete, er mit demſelben obenhin zu liegen komme.

XVII.

Der Edelmann.

Tantane vos generis tenuit fiducia vestris?
Virgil. Æneid. L. I.

Arimantes iſt ein ſchöner, junger und wohlgehaltener Ritter. Der Adel leuchtet ihm recht aus den Augen; man könte zur Noth auch ſeine ſechszehen Ahnen darinn erblicken, im Fall ſein Stammregiſter ſolte verlohren gehen. Der Nahme ſeiner Vorfahren findet ſich noch in den Nachrichten der alten Turnire, und in den Geſchichten von den Creutzzügen. Sein Vater wolte lieber bedürftig leben, als ſeinen Adel durch eine reiche Burgerheyrat beſudeln, durch welche er ſeine Sachen hätte gut machen, und ſeinem alten Hauſe einen neuen Glanz beylegen können.

Alle

Alle ächte und wahrhaftige Edelleute, die von gleichem Alterthum und von gleicher Armut waren, billigten diese Grosmut; und dieser hochadeliche Vater wuste es seinem wohlgebohrnen Sohn für keine geringe Glückseligkeit anzurechnen, daß er das Blut seiner Vorfahren, welche das heilige Land mit hatten einnehmen helffen, so rein und unbefleckt auf ihn gebracht hatte. Es ereigneten sich zwar zuweilen gewisse Umstände, da Arimantes lieber gewünschet hätte, daß sein Vater nicht sogar ecksel gewesen wäre. Er muste einige Morgen Land versetzen, um sich ein wenig zu kleiden, und die Welt zu sehen. Er kam nach * *. Ein alter Kriegsbefehlshaber der mit ihm verwandt, und ein so vernünftiger Mann, als gut von Adel war, führte ihn in dieser grosen Stadt herum, und zeigte ihm die schöne und prächtige Häuser ihrer beglückten Einwohner. Arimantes sah mit Verwunderung, daß ein mittelmäsiger Burger hier eine beßre Wohnung hatte, als die meisten Edelleute auf dem Land. Dieses verdroß ihn heimlich; er muste fast die Vorzüge solcher Leute beneiden, die er zu verachten vermeynte.

Nach einigen Tagen brachte ihn sein Freund auch in Gesellschaft. Er hatte sich auf das beste angekleidet. Die Haare waren in Buckeln gelegt, und mit Puder reich bestreuet: ein langer Schwanz hieng sehr zierlich zwischen den beyden Achseln hinunter und schlug ihm im Gehen sanft wider den Rücken; Er hatte silberne

Knöpfe auf dem Kleid, einen ſchön bordirten Hut und ſeidene Strümpfe; kurz, er war ſo nett und wohl ausſtaffirt, daß er ſich ſelbſt gefiel.

Allein, ſein ganzer Aufzug hies nichts gegen den Pracht, derjenigen Herren, die er in der Geſellſchaft antraf. Ihre Kleider ſchimmerten von Gold und Silber: die Weſten waren von reichem Zeug, und ihre aufgekrollte Köpfe ſtritten mit den künſtlichen Haarlocken der Damen um den Vorzug. Alles war reich und prächtig: die ſchönſte Kleider, nebſt dem Glanz der koſtbarſten Edelſteine zierten hier auch die heßlichſte Geſichter. Eine Menge Wachslichter vermehrten ihren hell leuchtenden Schein, indem ſie ſich in die groſe Spiegelgläſer und criſtallene Wandleuchter abwarffen. Der Boden in den Zimmern war ſo reinlich und ſo glatt, daß Arimantes mit bebenden Knien ſeine Verbeugungen und Reverenzen machte, um nicht auf die Naſe zu fallen.

So viel Pracht, ſo viel Reichthum, ſetzte den Arimantes in die äuſerſte Verwunderung. Er fand ſich ſo geſchmeidig, und ſo demüthig vor einem ſo glänzenden Adel, daß er nicht wuſte, wie er ſich dabey geberden ſolte. Ach! hätte er gewuſt, wo er wäre, er hätte ſich ſo weit nicht vergeſſen; allein ſein edles Herz muſte dieſesmahl etwas leiden.

Der Caffee wurde mit verzuckerten Früchten und Backwerk herum gegeben. Man zog darauf die Carten, um die Spieltiſche zu beſetzen. Arimantes, der ſich nicht unterſtund, mit ſolchen ſchamerirten Leuten ein Spiel zu wagen, entſchuldigte ſich damit, daß er noch bey der Gräfin von * * die Aufwartung zu machen hätte. Vermuthlich verſprach man ſich weder von ihm, noch von dem alten Officier, der ihn begleitete, keinen groſen Gewinnſt; man lies ſie beyde gehen, ohne ſie im geringſten zu nöthigen, daß ſie bleiben ſolten.

Was dünket Sie, mein Herr, fragte der Officier unter Wegs den Arimantes, von unſerm hieſigen Adel? Es müſſen auſſer Zweifel, Leute von ſehr hohem Stande ſeyn, antwortete dieſer mit einiger Verwirrung, ſie müſſen zugleich groſe Reichthümer beſitzen; ich habe nie ſo viel Pracht beyſammen geſehen. Was den Reichthum betrifft, erwiederte der Officier, ſo kan man dieſes von den meiſten ſagen, daß ſie viel Geld haben. Ihr Herkommen aber iſt ſo gros nicht: ſie ſind ſchier alleſamt, auſer einem oder zweyen, Edelleute von Carl dem VI. Man ſieht ſie deswegen auch noch immer in Furchten, daß man etwas gegen ihren Adel möchte einzuwenden haben. Sie ſind auf tauſenderley Art beſorgt, ihren neuen Stand bekant zu machen. Ihre Kutſchen, ihre Libereyen, ihr Silbergeſchirr, ihr Porcellain, ja ſogar ihre Ofenfüſe, und die Halsbänder von ihren Hunden, müſſen Zeichen und Urkunden ihres Adels

ſeyn, und ihre neue aus der alten Mythologie genommene Wappen aufweiſen. So oft ſie von ſich ſelber reden, erwehnen ſie der Ehrenwörter, deren ſich die Bürger und ihre Hausgenoſſen gegen ſie bedienen: Neulich, ſpricht der Herr von Fiſchkrat, kam mich der Nachbar Ticks beſuchen, und ſagte wider mich: Ihr Gnaden ſehen wieder recht geſund aus. Die Frau Sudelwitz, welche auf einem Dörfgen, ſo ihrem Mann Pfandweiſe iſt zuerkant worden, einige arme Unterthanen hat, redet von nichts, als von ihrer Herrſchaft, da iſt nichts als der gnädige Herr und die gnädige Frau hinten und vornen. So freygebig auch ihre neue Gnaden mit dieſen Titeln ſich ſelber beehren, ſo geitzig ſind ſie im Gegentheil andern ſolche einzuräumen; ja ſie ſind dermaſen eiferſüchtig auf ihre vermeynte Vorzüge, daß ſie lieber allen Umgang mit andern Leuten meiden, die ihnen dergleichen entweder nicht zuſtehen wollen, oder ſo vermeſſen ſind, ſich ſelbſt mit ihnen in einen Rang zu ſetzen. Sie haben ein vortreffliches Gedächtnis, die verächtliche Umſtände und das niedrige Herkommen anderer Geſchlechter bekant zu machen, und dargegen eine ſo glückliche Vergeſſenheit, daß ſie ihren eignen Urſprung nicht mehr wiſſen. Iſt wo eine Schwachheit oder Ausſchweiffung die dem Adel vorgeworffen wird, ſo werden ſie ſorgfältigſt ſich bemühen, ſolche nachzuahmen. Ihre Kinder werden ſich befleiſſen, alle diejenige hochadeliche Thorheiten mitzumachen, die dem Ritterſtand

gemäs sind, und aus einer edlen Furcht bürgerlich zu scheinen, nichts lernen.

Arimantes wurde über diesen Bericht schamroth. Es verdros ihn, daß er sich vor einem so schlechten Adel so viel gedemüthiget hatte. Seine Ahnen schmeichelten ihm; sein ganzer Stammbaum stellte sich ihm auf einmal wieder vor die Augen. O wie danke ich es meinem Vater, dachte er bey sich selbst, daß er das Blut seiner Vorfahren so rein auf mich hat kommen lassen! In dem Genuß so süsser Einbildungen kam er mit seinem alten Gefährden zu der Frau Gräfin von * *. Er wurde daselbst als ein Cavalier von einem bekanten guten Hause, auf das beste empfangen. Die Gesellschaft war nicht gros. Er fand daselbst nichts von dem herrlichen Pracht, welcher in der vorigen ihm allenthalben in die Augen schimmerte. Alles spurte daselbst von dem Moder der alten Ahnen. Alte Tapeten, altes Geschirr, alte Gesichter. Mit einem Wort, alles war alt, alles war ehrwürdig. Durchaehends herrschte ein ernsthaftes und Stifsmäsiges Wesen.

Man spielte kleine Spiele mit eben solcher Aufmerksamkeit, als wo es um grose Summen gilt. Man lebte dabey sehr mäsig. Es wurde weder Caffee, noch Zuckerwerk, noch Brod noch Wein herum gegeben. Die Ehre in einer so hohen Gesellschaft den Zutritt zu haben, war genug. Man sah wohl, daß darinn ein jeder

in dem Beſitz ſeiner alten Titel war, und daß man ſich wenig darum bekümmte, ſolche erſt durch einen groſen Aufwand zu zeigen, da im Gegentheil bey den andern der Glanz der Neuigkeit allzuſtark in die Augen fällt.

XVIII.

Die Eigenſinnigkeit.

Eſt animusque tenax indomitumque caput,

Die Moden verändern die Kleider, und die Tugenden ihre Namen; bald werden wir keine Laſter mehr haben. Halsſtarrigkeit heiſſet Grosmuth, und Eigenſinn, Standhaftigkeit. Die Eigenſinnigkeit iſt der erſte Affect der ſich an den Menſchen äuſſert; wir ſind kaum auf der Welt, ſo wollen wir ſchon mit ganzem Eifer, was wir wollen. Verſagt man uns dasjenige, wornach wir mit den Händen greiffen, ſo empöret ſich das kleine Herz mit Zorn und Wuth. Dieſer Eigenwille wächſet von Tag zu Tage, je mehr man ihm nachgibt. Wie glücklich wären wir, wenn wir bey Zeiten einen ſo gefährlichen Feind unſrer Ruhe bey uns ausrotten konten, ehe er noch Kräfte gewinnet, und alle unſre Handlungen bemeiſtert.

Man beobachtet, daß dieſer Affect ſich noch ſtärker bey dem andern Geſchlecht äuſſert, als bey

bey dem unſrigen. Die Urſache davon iſt dieſe: Wir kommen frühzeitig unter die Aufſicht der Lehrmeiſter, welche durch eine ſtrenge Zucht unſren Willen beugen. Man untergibt uns hernach einen Herrn, der keine Gefälligkeit für uns hat, ſondern uns bey allen Vorfällen durch die Sinnen fähret; Es ſey daß wir Kriegsdienſte nehmen, oder an Hof kommen, oder ſonſt unter ein ander Joch geſpannet werden. Wir ſehen uns allenthalben unter einem jungen und ſpöttiſchen Volk, das auf unſre Fehler lauret, uns verächtlich anblicket, und über die mindeſte Vergehungen durchhechelt. Man wiederſpricht uns, man beſtrafet uns, man lacht uns aus, und wenn wir empfindlich darüber werden, ſo müſſen wir gewärtig ſeyn, daß wir in verdrießliche Händel gerathen; dieſes wiederfährt ſowohl den artigſten als alberſten jungen Leuten. Wir finden allenthalben ſinnreiche Köpfe, die unſre Vorzüge beeifern, und unſre Schwachheiten entdecken. Dieſes erniedriget ein wenig unſern Hochmuth und die vortheilhaften Meynungen, die wir von uns ſelbſt haben. Wir werden beſcheiden, um nicht lächerlich zu ſeyn.

Mit dem Frauenzimmer im Gegentheil, verhält ſich die Sache ganz anders. Sie werden zärtlich erzogen, man ſetzet ihrem Eigenſinn nichts entgegen. Sie erwachſen unter der Aufſicht einer für ſie ſtets beſoraten Mutter. Ihr Verſtand wird mit lauter Tändeleyen und Kleinigkeiten angefüllet: Aus dieſen werden ihre

Begriffe zuſammen geſetzt, die, indem ſie als bloſe Puppen der Einbildung, ſich am erſten in ihr Gehirne prägen, andre Eindrücke, welche von der Vernunft und Ueberlegung herkommen, ſo leicht nicht annehmen. Sobald erſcheinen ſie nicht unter andern Leuten, ſo ſchmeichelt ihnen jedermann. Es iſt eine Unhöflichkeit, ihnen Wahrheiten ins Geſicht zu ſagen, welche ſie beleidigen können: beſitzen ſie dabey ein wenig Schönheit oder Annehmlichkeit, ſo werden ſie erhoben, bewundert und verehret. Man läſſet ihnen keinen Raum übrig, ſich ſelbſt und ihre Fehler zu erkennen: Einbildung, Hochmuth u. Eigenſinn formiren alſo die erſte Grundſätze ihrer Sittenlehre. Die Mannsleute, die ſich in ihre geputzte Angeſichter vergaffen, helfen ſie ſelbſt mit verderben; ſie vergöttern dieſelbe als ihre Buhler, und werden von ihrem Eigenſinn gezüchtiget, als Männer.

Die Eigenſinnigkeit findet ſich ſowohl bey dummen als bey verſtändigen Leuten. Nicht daß der Verſtand an und für ſich ſelbſt die Urſache eines ſolchen Fehlers ſeyn ſolte. Mit Nichten. Es iſt aber etwas gemeines, daß unſre Laſter ſich des Verſtandes bedienen, ja dieſe werden durch jenen nur um deſto gefährlicher. Verſtand und Tugend machen zuſammen die Weisheit aus. Dieſe iſt allzeit lehrſam, und läſſet ſich gerne ſagen: ſie hat nichts übertriebnes, nichts ſtolzes, nichts eigenſinniges: ſie kennet die uns von Natur anklebende Schwachheit, ſie demüthiget ſich, ſie ſucht die

Wahr-

Wahrheit und das Gute, ohne ſich an Vorurtheile und eigne Neigungen zu binden.

Diejenige, die zu wenig Verſtand haben, können nichts bey ſich überlegen, noch das Gute von dem Böſen unterſcheiden: ſie folgen ihrem Trieb, wie die unvernünftige Thiere. Alles was ſie wollen, das wollen ſie mit Heftigkeit. Vergebens macht man ihnen Vorſtellungen; die ſchönſte Vernunftſchlüſſe haben nichts, das ſie rühret. Es iſt eben ſo viel, als wenn man einen Ochſen bereden wolte, ſeine Arbeit mit Ueberlegung zu thun. Dergleichen Menſchen muß man Zaum und Gebiß ins Maul legen, und ſie zwingen, dasjenige zu thun, was Pflicht und Geſetze von ihnen fordern. Dieſes ſind die dumme Eigenſinnige.

Der witzige Eigenſinnige iſt eine Creatur von einer ganz andern Art. Weniger lenkſam, mehr gefährlich, und ſelten zurecht zu bringen. Hier gewinnet die Eigenſinnigkeit das Anſehen, einer Tugend, und man erweiſet ihr wohl gar die Ehre, ſie eine Standhaftigkeit, und wo es geiſtliche Sachen betrift, einen Wahrheitseifer zu nennen. Wie viel Glaubensartikel ſind nicht ſchon aus dieſer Quelle entſprungen? bey unzählichen Streitfragen, welche ein ſtolzer und eingebildeter Witz auf die Bahn brachte, muſte man dem Eigenſinn nachgeben, um Friede zu haben.

Dieſer Eigenſinn allein, vom Hochmuth unterſtützet, hat die vielerley Secten und Ketzereyen in der Welt eingeführet. Ein Menſch fühlet nicht ſobald ſeine eigene Vorzüge, ſo will er herrſchen; er will daß man ſeinen Einſichten ſich unterwerffen, und ihn bewundern ſoll. Man kan ihm nicht wohl wiederſprechen, ohne ihn zu beleidigen; er macht aus ſeinen Lehrſätzen eine Sache GOttes; er wird andächtig bös: es gilt nicht allein um die Wahrheit; er muß ſeine Meynung behaupten.

Die Eigenſinnigkeit verhindert nicht allein die Erkentnis der Wahrheit, ſondern ſie ſtöret auch die gemeine Ruhe, indem ſie nichts als Zank und Uneinigkeit in der menſchlichen Geſellſchaft verurſachet. Wir wollen, daß andre denken ſollen, wie wir, und andre wollen im Gegentheil, daß wir ſo denken ſollen, wie ſie; unendliche Verbitterungen und Feindſeligkeiten werden dadurch genähret; das gemeine Volk wird gegen einander aufgehetzt, und man haſſet einander, um die Eigenſinnigkeit gewiſſer Leute zu verehren, die man Gelehrte und Geiſtliche nennet.

Ein eigenſinniger Menſch iſt überdem auch ein unglückliches Geſchöpfe, in Anſehung ſeiner ſelbſt: er weis nicht nachzugeben, es ſoll alles nach ſeinem Willen gehen, wo er einmahl auf etwas fällt, da iſt er nicht davon abzubringen. Er verhalsſtarriget ſich auf ſeinen Meynungen. er will ſogar dem Verhängnis Regeln vorſchrei-

ſchreiben. Er weichet weder zur Rechten noch zur Linken. Veränderungen, Vernunft, Glück und Zeit, alles dieſes bewegt ihn nicht ſeinen Eigenſinn fahren zu laſſen, und ſich nach ſeinen Umſtänden zu richten: Er will lieber zehen Narrheiten begehen, als einmahl ſagen, daß er ſich geirret habe. Unſre tägliche Erfahrung überzeuget uns unſrer vielfältigen Schwachheiten. Wie können wir unſre Fehler verbeſſern. Wie können wir als Chriſten unſre Mängel und unſer tiefes Verderben einſehen, wenn unſer Gemüth im voraus ſchon mit dem unſeligen Wahn eingenommen iſt, daß wir auf unſern Meynungen beharren, und unſre Thaten durch keinen Widerſpruch entehren wollen. Der Weiſe läſſet ſich ſagen; der Narr aber iſt immer klug, ſpricht Salomon. Der Einfältige kommt zur Weisheit, indem er ſeinen eignen Einſichten mistrauet, und guten Rath annimt. Der hochmüthige Eigenſinnige im Gegentheil, bleibt ein Thor ſo lang er lebet.

Es iſt noch eine Art der Eigenſinnigkeit, die bis zur Hartnäckigkeit ausſchweiffet. Leute von dieſem Caracter ſind eigenſinnig, aus keiner andern Urſache, als um eigenſinnig zu ſeyn: ſie nehmen weder Vernunft noch Vorſtellungen an: ſie ſind dermaſſen verhärtet und verſtocket, daß ſie niemahls den Verſtand brauchen, um eine Sache zu überlegen: ſie haben keine Wahl, ſondern wie ſie auf etwas fallen, ſo fallen ſie darauf: ſie wiſſen davon nicht die geringſte Urſache zu geben: ſie wollen, das iſt alles. Ihre

ganze Freude, ihr ganzes Glücke, ihre ganze Hoheit beſtehet darinnen, dieſem gewaltſamen Trieb ihres Herzens ſich zu ergeben, und ihm, wenn es ſeyn muß, alles aufzuopfern. Alles muß hier ſich biegen, oder brechen; ſie werden Helden oder verlieren den Kopf: ſie ſiegen, oder rennen in ihr eignes Verderben Wenn ſie ſich vorgeſetzt haben, auf einer Stelle zu bleiben, ſo weichen ſie nicht vor tauſend Spieſen und Degen; ſie lauffen in das dickſte Feuer und ſcheuen weder Gefahr noch Tod: ſie raſen ohne Tollheit, und ſchwermen ohne Wahnwitz. Sie ſind vernünftig auſer ihrem Eigenſinn, ſobald aber dieſer ſie einmahl aufbringet, ſo ſcheinen ſie unſinnig. Der ſchwediſche Held des Herrn von Voltaire, hatte etwas von dieſer Eigenſchaft. Seine Tapferkeit würde diejenige der gröſten Helden übertroffen haben, wo er ſich ſelbſt, und ſeinen Eigenſinn hätte überwinden können.

Man ſolte eine ſo harte Leidenſchafft nicht bey dem zarten Geſchlechte vermuthen; allein auch dieſes iſt nicht frey davon: Es giebt gewiſſe Schönen, die eben einen ſo'chen Heldenmuth beſitzen, ſich und ihre ganze Wohlfart einem ſo grauſamen Eigenſinn aufzuopfern. Die Eigenſinnigkeit iſt ohnedem ſchon ein Fehler dieſes Geſchlechts und die Liebe macht ſie nicht ſelten zu eben ſolchen Märterinnen einer blinden Leidenſchaft, als die Männer zu eigenwilligen Schlachtopfern ihrer Heldenſucht. Folgen-

gende Geſchichte leget uns davon ein lebendiges Beyſpiel vor Augen.

Emilie, die einzige Tochter eines reichen Edelmannes, beſas bey einer natürlichen Schönheit auch viel Geiſt und Verſtand. Ihr Vater machte ſich daraus eine beſondre Freude, ſie alles lernen zu laſſen, wozu ſie Luſt hatte. Sie übertraf in den Wiſſenſchaften nicht allein ihr eignes Geſchlechte, ſondern auch viele geſchickte Mannsleute. Sie hatte in der Philoſophie, in der Geſchichtkunde, in der Dichtkunſt, in der Muſic und in der Zeichnung ungemeine Fortgänge gemacht: ſie ſprach franzöſiſch und italieniſch, und ohnerachtet der groſen Lebhaftigkeit, mit welcher ſie ihre Reden ausſties, druckte ſie ſich doch eben ſo fein, als glücklich aus.

Der Vater, der ſeine Tochter vergötterte, überlies ſie ihrem eignen Willen, ſie mochte thun was ſie wolte. Er ſchalt auf die arme Mutter, ſo oft ſie ſich unterſtund, etwas an der Aufführung ſeiner geſchickten Tochter auszuſetzen. Schweige doch, Mama, war öfters ſeine Erinnerung, deine Tochter hat mehr Verſtand als du. Die junge Emilie bediente ſich dieſes Vorurtheils ihres Vaters: ſie folgte in allen Dingen den Eigenſinnigkeiten ihres kleinen Kopfes. Alles wurde gut geheiſſen, alles bewundert; ja ſogar ihre Ausfälle und Schwermereyen wurden für reitzende Artigkeiten eines lebhaften und aufgeweckten Geiſtes

gehalten. Da galt kein Einreden, keine Vorſtellung, kein Unterricht: ſie war ſich ſelbſt ihr eignes Muſter. Wolte man ſie von etwas abbringen, ſo war es eben ſo viel, als wenn man ſie noch mehr dazu nöthigte. Kam es zum Wortwechſel und zum Diſputiren, ſo übertraf ſie in der Kunſt, Schlüſſe zu machen, alle Sophiſten und Sprachhelden; ſie wuste eine Frage mit der feinſten Bosheit zu verwirren: ſie mengte Umſtände hinein, die nicht dahin gehörten, und lies dargegen andre weg, welche das weſentliche ausmachten.

Auf die plauderhafte Jahre der Jugend, folgte das Alter der Liebe. Als die einzige Erbin eines ſehr reichen Mannes hatte ſie Liebhaber genug. Es meldeten ſich bey ihr allerhand Freier: Hofleute, Soldaten, Räthe, artige Müßiggänger, groſe Stuzer, und kleine Gerngroſen, ja gar Edelleute vom Lande, welche mehr die Hoffnung, durch ſie ihre Güter frey zu machen, als alle andre Vortrefflichkeiten der Emilie herbey lockte. Kurz, ſie hatte eine Menge Anbeter, ſie durfte nur wehlen. Allein ſie wehlte keinen: ihr Herz ſtund unter der Botmäßigkeit ihres Eigenſinns. Dieſer allein regulirte ihre Handlungen und folglich auch ihre Liebe.

Ihr Vater hatte einen Schreiber: dieſer war ein grober und ungeſchliffner Menſch, der wenig von hohen Gedanken und ſcharfſinnigen Einfällen wuste. Sonſt aber war er dem Lei-

be

te nach nicht übel gebildet, er hatte schöne rothe Backen, und sah einem guten vollblütigen Bruder gleich. Wer will hier von dem Geschmackurtheilen? Emilie, die kluge, die weise, die gelehrte Emilie, verliebte sich in diese schöne Fleischmaschine: sie gebrauchte alle ihre Reitzungen ihm die süsse Regungen der reinen und vollkommen Liebe einzuflösen. Allein der unwürdige Gegenstand ihrer hohen Empfindungen hatte kein so zartes Gefühl: er wuste nichts von der Feinigkeit des Geistes in einer Sache, die ihm blos mechanisch vorkam: sie muste sich deswegen ein wenig herunter lassen, und ihm ihre Meynungen etwas menschlicher eröffnen: sie that solches als ein Mädgen, das Verstand hatte, und dictirte ihm eines Tages, da sie alleine bey einander waren, folgenden Brief in die Feder:

Mein Herr!

Alle Leute sagen mir, daß ich artig wäre, und daß ich verdiente geliebt zu werden. Ihr sehet mich alle Tage, und sagt mir niemahls dergleichen Höchstlichkeiten. Schreckt euch etwan mein Stand, und daß ihr geringer seyd, so wisset, daß die Liebe alles gleich machet.

Der Schreiber, als er diese Zeilen zu Papier gebracht hatte, stund auf und übergab solche der Emilie, mit einer tiefen Verbeugung, ohne die geringste Verwirrung dabey merken zu lassen. Emilie hielt dieses glückliche Flegma

Bayerische Staats-Bibliothek

für ein Kennzeichen der Ehrerbietung und Beſcheidenheit; ſie nahm den Brief, faltete ihn zuſammen, ſchrieb darauf ſeinen Namen, und warf, indem ſie weg gieng, denſelben vor ihm auf die Tafel.

Der Schreiber war ſo dumm nicht, daß er nicht ſolte ſuchen ſein Glück zu machen: er hatte die förmliche Erklärung vor ſich in Händen. Er that, was auch ein andrer an ſeiner Stelle würde gethan haben, er lies ſich die Abſichten der Emilie gefallen.

Die auf ihrer Tochter Aufführung bisher wachſam geweſene Mutter war kurz vorher mit Tod abgegangen. Es währete aber nicht lang, ſo wurde der Vater des Verſtändniſſes ſeiner Tochter mit dem Schreiber innen. Dieſes ſchnitt ihm durchs Herz. Er ſprach darüber mit ſeiner Tochter: der lebhafteſte Kummer, die gewiſſe Schande, die vernünftigſte Vorſtellungen eines ſie äuſſerſt liebenden Vaters rührten ſie nicht. Wie, ſprach ſie, ganz hochmüthig: Soll ich nicht die Freyheit haben, mir einen Mann zu wehlen? Iſt dieſes nicht ein Geſchäffte das mich allein angeht? Muß ich nicht mit einem Mann leben? Muß ich nicht darauf bedacht ſeyn, darzu einen Menſchen zu wehlen, welcher mir am erträglichſten ſcheinet? Ich gebe es zu, ſprach der betrübte Vater, wann ihr im Stand ſeyd, davon zu urtheilen; wie aber, wann ihr euch in dieſer Wahl betrüget? wehlet wen ihr wollt, wehlet aber nur vernünf-

tig:

tig: bedenket euren Stand, die Ehre eures Vaters, das Glück so ihr machen könnet, die Schande so euch bevorstehet. Allein diese Reden waren vergebens. Emilie blieb unempfindlich gegen ihren Vater, und verliebt in seinen Schreiber.

Der Vater, nachdem er sah, daß er bey seiner Tochter nichts ausrichten konte, machte sich an den Schreiber. Er fieng an, ihn furchtsam zu machen. Er sprach ihm von Gefängnissen, von Todt schiessen, und von allerhand schreckhaften Umständen. Alle diese Bedrohungen wurden mit den Anerbietungen einer schönen Geldsumme begleitet, im Fall er sich gutwillig entschliessen wolte, die Ansprüche auf seine Tochter fahren zu lassen. Der Schreiber war ein guter Mensch, der mit sich reden lies; er sah nicht sobald ein halb tausend Ducaten vor seinen Augen, so wurde er von ihrem Glanz geblendet; er nahm sie und gieng davon.

Emilie, die sich verrathen, und von ihrem Liebhaber verlassen sah, empfand alle Schmerzen und alle Wuth, die eine verletzte Liebe nach sich ziehen kan: Sie fiel in eine gefährliche Krankheit und man fürchtete um ihr Leben. Ihr Vater, der sie mit äusserster Zärtlichkeit liebte, war mit dem grausamsten Schrecken erfüllet; er konte sie nicht in einem so elenden Zustand sehen, ohne sich zugleich als die Ursache ihres Todes anzuklagen. Er entschloß sich deswegen, alle andre Betrachtungen aus den Augen

zu ſetzen, um ſeiner Tochter das Leben zu retten. Er ſand einen Boten hinter dem andern nach dem Schreiber und bat ihn, wieder zurück zu kehren, und das eingangene Bündnis mit ſeiner Tochter durch die Heyrath zu vollziehen.

Allein Emilie war allzuſehr gegen ihn aufgebracht: der Schimpf, den er ihr erwieſen, nagte ſie mit den allerempfindlichſten Schmerzen. Sie konte ſich nicht entſchlieſſen, ihn vor ſich zu laſſen; der arme Vater kam dadurch in eine neue Verwirrung: er wuſte ſich weder zu rathen noch zu helfen: er ſuchte ſeiner Tochter einen von ihren andern Liebhabern annehmlich zu machen; ihr Eigenſinn aber war unüberwindlich: ſie konte weder ihrem Liebhaber verzeihen, noch einen andern an ſeine Stelle annehmen. Ihre Krankheit nahm darüber von Tag zu Tag überhand. In den Anfällen ihrer Hitze verlangte ſie nur nach ihrem Geliebten. Der gute Menſch zeigte ſich öfters vor ihrem Bette, in Meynung, ſich mit ihr auszuſöhnen. Der Vater fügte ſein zärtliches Bitten, und der Beichtvater ſeine andächtigen Vermahnungen mit hinzu; doch alles war vergebens, Emilie fand in dem Gegenſtand ihrer Liebe, zugleich denjenigen ihres Haſſes. Nach einem langen und grauſamen Kampf ſiegte der Eigenſinn, und ſie ſtarb.

XIX.

Die Freygebigkeit.

Liberalitate liberalitas perit.

S. Hieron.

Es iſt ſchwer die Gränzen zu beſtimmen, wo ſich Freygebigkeit und Verſchwendung ſcheiden. Die Freygebigkeit iſt eine Tugend, und die Verſchwendnng ein Laſter. Die eine rühret von dem Trieb einer edlen Seele her, die andre aber verletzet durch ihre Unordnung die heiligſten Geſetze der menſchlichen Geſellſchaft. Die Freygebigkeit wird, ſobald ſie das vorgeſteckte Ziel überſchreitet, zur Verſchwendung; und die Verſchwendung kan niemahls ausgeübet werden, ohne ſich ſelbſt, oder andern zu ſchaden.

Es iſt eine thörigte Empfindlichkeit, wenn man nicht leiden kan, daß man uns geitzig ſchilt; die Leute, die von uns haben wollen, oder welche ſehen, daß man diejenigen Mißbräuche nicht mit macht, die ihnen vortheilhaft ſind, werden uns immer des Geitzes beſchuldigen. Wo würden uns die Urtheile dieſer Leute hinbringen, wann wir nach ihrer Sittenlehre unſre Haushaltungen und Ausgaben einrichten wolten? Wir würden nicht ehender ihren Beyfall gewinnen, als bis ſie uns eben ſo niederträchtig und ſo bedürftig ſehen ſolten, wie ſie ſind. So

lang wird die Freygebigkeit heraus gefordert, bis man nichts mehr hat, freygebig zu ſeyn.

Laßt uns, weil ſo viel in der Welt darauf ankommt, die Eigenſchaft dieſer Tugend etwas genauer unterſuchen. Unter dem Wort Freygebigkeit verſtehen wir eine ſolche Handlung, da wir durch freywillige Gaben und Gutthätigkeiten, andre zu erfreuen ſuchen. Sie entſtehet aus Liebe, aus Großmuth, aus Mitleiden: ſie hat allezeit einerley Endzweck dem Nächſten Gutes zu thun. Die Liebe richtet ihre Triebe auf das Vergnügen andrer Menſchen. Die Großmuth ſetzt ihren eignen Nutzen hintan und das Mitleiden beweget uns, den Armen und Nothdürftigen beyzuſtehen. Sie iſt alſo eine Tugend. Iſt ſie eine Tugend, ſo muß ſie durch die Vernunft regiret werden: ihre Würckſamkeiten müſſen nicht allein nach ihrem Endzweck eingerichtet ſeyn, ſondern ſie müſſen auch diejenigen Ausſchweiffungen vermeiden, denen ſie mehr als andre Tugenden unterworffen iſt.

Wer eine wahre Freygebigkeit ausüben will, der muß ſeinen Stand und ſeinen Beruf prüfen: er muß ſeine Pflichten kennen: er muß wiſſen, in welcher Verbindung er mit andern Menſchen ſtehet, und wie weit ihm alle dieſe Umſtände erlauben, freygebig zu ſeyn. Man iſt nach dem Trieb der vernünftigen Natur, welchen die Religion billiget, verbunden, alle Geſetzmäßige Mittel zu gebrauchen, um ſeinen Zuſtand ſo viel zu verbeſſern, als es möglich iſt.

Aus

Aus dieſem Beſtreben flieſet die Fähigkeit ein rechtſchaffener Vater, ein getreuer Ehegatte, ein nützlicher Freund, ein Wohlthäter der Armen und überhaupt ein guter Bürger zu ſeyn. Ein Verſchwender kan keine wahre Freygebigkeit ausüben; dann indem er dasjenige, was er hat, liederlich und ohne Vernunft hingiebt, ſo ſetzt er ſich in Gefahr, ſelbſt bedürftig und dem gemeinen Weſen zur Laſt zu werden. Er verſorgt die Seinigen nicht. Er bringt ſein Hausweſen in Unordnung. Er macht noch Schulden dazu, und ſtirbt, ohne ſie zu bezahlen. Man ſagt, er habe ſich durch ſeine Freygebigkeit ruiniret; allein man ſolte dieſes keine Freygebigkeit, ſondern eine Narrheit, einen lächerlichen Hochmuth, eine ſchwermende Prahlerey und dergleichen nennen.

Man ſolte ſagen, die Freygebigkeit ſey nur allein eine Tugend der Reichen und Wohlhabenden. Denn wer nichts hat, der kan auch nichts geben. Allein es ereignen ſich Umſtände, wo ſolche auch die geringſte Menſchen ausüben können. Ein armer Bauer iſt freygebig, wenn er einem umſonſt eine Arbeit verrichtet, oder einen Gang thut; denn ſein Leib und ſeine Geſundheit ſind ſeine Güter; wenn er damit einem andern ohne Entgeld dienet, ſo iſt er freygebig. Ein Poet iſt freygebig, wann er einem ein Ehrengedichte umſonſt verfertiget, und ein Soldat iſt freygebig, wann er ſein Leben für das Vaterland waget, oder freywillig für ſeinen Freund oder für ſeinen Fürſten die Waffen führet.

Die wahre Freygebigkeit iſt ſelten eine Tugend der Fürſten, denn ſie muß von uns ſelbſt und unſerm eignen Gut herkommen; ſie muß uns etwas koſten, ſie muß aus Liebe, aus Grosmuth, oder aus Mitleiden herrühren. Die meiſten Fürſten aber bedrängen ihre Unterthanen. Dieſe müſſen alles herbeyſchaffen, er entbehret deswegen nichts. Perdere multi ſciunt, donare neſciunt: ſagt Tacitus. Dergleichen Fürſten ſind nicht im Stande, eine wahre Freygebigkeit auszuüben, ſo lang ſie dem menſchlichen Geſchlecht nicht Recht wiederfahren laſſen, und daſſelbe ſchützen, an ſtatt ſolches zu verderben. Folgendes Exempel wird uns von der Freygebigkeit eine nähere Erläuterung geben.

Sophronime und Bellander waren zwey Brüder, von gleicher Fähigkeit, aber von ungleicher Gemüthsart. Sie hatten reiche Eltern und wurden von ihnen unter der Aufſicht eines Hofmeiſters auf Univerſitäten geſchickt; dieſer war, nach Art dieſer Leute, einer von den falſchen Grosmüthigen, deſſen Verdienſte darinnen beſtunden, daß er ſeine beyde Untergebene von dem ſchädlichen Laſter des Geitzes zu bewahren, und ſie in lauter ſolche Geſellſchaften von jungen Leuten zu bringen ſuchte, wo man derjenigen Eltern ſpottete, die aus zäher Sparſamkeit nicht wiſſen, was ſie mit ihrem Gelde machen ſollen. Seine Untergebene befliſſen ſich alſo einer weit erhabnern Sittenlehre; ſie ſuchten bey Spiel und Wein die Verachtung der Reichthümer frühzeitig zu lernen. Die alte Mutter, welche

die

die Welt nicht kante, wünschte sich heimlich Glück, daß ihre Söhne so einen rühmlichen Ehrgeitz hatten, und sich vor andern durch ihre lebhafte Aufführung hervor zu thun wusten. Sie hielt das Geld für glücklich angewandt, welches sie ihnen mit starken Wechseln übermachen lies. Die jungen Herren giengen darauf auf Reisen: sie machten ihrem vornehmen Hause allenthalben Ehre. London und Paris waren Zeugen von ihrer glänzenden Aufführung und von ihren Freygebigkeiten. Jederman bewunderte bey ihrer Zurückkunft ihren Pracht, ihre Artigkeit und ihre französischen Manieren.

So glücklich hatte der Herr Hofmeister ihnen den Punct der Ehre beygebracht. Dieser aber kam so oft und viel, daß sich die Einkünfte daran stiesen.

Es ereignete sich bald ein Geldmangel, der den Sophronime aufmerksam machte. Er sah, daß wo er noch ein paar Jahre seine Ausgaben und Freygebigkeiten auf gleiche Art fortsetzen würde, sie von sich selbst ein Ende nehmen dürften. Diese Vorstellung rührte ihn. Er rettete was er konte, und kaufte sich ein Gut.

Sophronime hatte etwas sehr geselliges und angenehmes: der benachbarte Adel, den der Müßiggang und die Faulheit druckte, suchte ihn in seine Bekantschaften mit einzuflechten: Immer Zuspruch, immer Gäste; alles kehrte bey ihm ein, alles sah hier hungerich, rostig und

hochadelich aus; alle Arme, alle Bettelleute, alle Landſtreicher meldeten ſich bey dem gnädigen Herrn. Er wolte die Einſamkeit erwehlen, und Wirtſchaften lernen. Er hatte es übel getroffen. In der Stadt machte ihm ſeine Freygebigkeit Ehre, hier auf dem Lande war ſie eine Schuldigkeit.

Er liebte eine reiche Wittbe bey Hofe, ſie heyrathete ihn und brachte ihm einen einträglichen Dienſt zuwegen. Sie war eine gute Haushälterin, damit war Sophronyme gerettet. Seine Frau hies geitzig: ſie wiederſetzte ſich den gemeinen Mißbräuchen, und lies ſich ſchelten. Ihr Mann hatte das Herz, ihr nachzuahmen. Sie hatten Kinder, die ihre Sorgfalt und Liebe aufforderten; ſie ſparten als Eltern und beobachteten dabey einen wahren Wohlſtand, als ehrliche Leute. Sie machten keine Schulden, zahlten alles baar, hielten ihr Geſinde wohl, thaten den Armen Guts, und erwieſen ihren Freunden ſo viel Höflichkeit, als es ihre Umſtände litten: ſie waren alſo in der That freygebig, ſie waren es aber nur bis auf einen gewiſſen Grad, wo dieſe Tugend keinen groſen Schein hatte, weil dabey nichts übertriebnes und nichts ausſchweiffendes war. Vernünftige Leute muſterten ihre Haushaltung nach der ihrigen. Prahler und Windmacher aber, die nicht leiden können, daß andre Leute weniger bedürftig ſind als ſie, wetzten an ihnen ihre flacheligten Zungen: ſie konten ſolches leiden, denn es iſt ein ſüſſer Vortheil Leuten zu mißfallen,

len, deren Hochachtung man fürchten muß. Sophronime lebte also in einem glücklichen Wohlstand, und hätte keinen Verdruß gehabt, wann ihm sein liederlicher Bruder solchen nicht gemacht hätte.

Dieser, nemlich Bellander, gieng ganz andre Wege, nachdem er das Seinige durchgebracht, machte er Schulden: Seine Glaubiger trieben ihn von einem Ort zu dem andern. Er hatte Kriegsdienste genommen, und einige Feldzüge mitgethan. So reich an Schulden, als Ehrentiteln heyrathete er eine Gräfin, die in gleichen Umständen war: sie brauchten beyde hundert Ränke Gelder aufzunehmen. Die neue Schulden machten die alten vergessen; um sich sicher zu setzen, daß man beyde nicht frevelhaft ihm abfordern möchte, lies er sich zu einem Grafen machen, und sich dabey den Titel eines Generals geben. Es spendiren keine Leute besser, als die das Geld darzu borgen: dieses sind die rechten Freygebigen, welche die ganze Welt auslachen. Ein paar so hochgebohrnes Volk, welches ein gleiches Schicksal und gleiche Neigungen vereiniget, haben einen doppelten Verstand die Leute zu hintergehen. Was der Prasser verdirbt, muß der Bösewicht schaffen.

Bellander irrte mit seinem vornehmen Weibe allenthalben herum. Allenthalben hieß es, daß der Graf wichtige Verrichtungen hätte: Allenthalben lebte er auf Unkosten seiner Glaubiger. Wolte man ihn zur Zahlung anhalten,

so

ſo ſchützte er ſeinen Caracter vor; mahnte man ihn mit Höflichkeit, ſo ſchwur er aufrichtig, daß er nicht bey Geld wäre, und doch unterdeſſen Standesmäßig leben müſte. Drohte ein Glaubiger ihn zu verklagen, und nahm ſich dabey ein wenig Freyheit im Reden, ſo ſchmiß er ihn ohne Complimenten die Treppen hinunter. Wie es aber keine Möglichkeit war, eine ſolche Lebensart in die Länge, ohne die geringſte Einkünfte fortzuſetzen, ſo wusten ſie endlich nicht mehr, wohin ſie ſich hinwenden ſolten. Sie nahmen alſo ihre letzte Zuflucht zu dem Bruder, dem in ihrem Sinn ſo ſehr verachteten und geitzig geſcholtenen Sophronime. Dieſer, der bisher ſeinem liederlichen Bruder nur zum Geſpötte gedienet hatte, ſolte ihn nun mit Weib und Kind bey ſich aufnehmen, und ihnen forthelfen. Er dachte nicht daß Bellander ſo unverſchämt ſeyn würde, ihm wieder vor die Augen zu kommen, da er ihm ſelbſt noch eine nahmhafte Summa ſchuldig war.

Was hatte Sophronime hier zu thun? Solte er ſich eines nichtswürdigen Bruders halben eine unglückliche Ehe mit ſeiner Frauen machen, welche ſich allem Beyſtand, die er ihm leiſten mögte, vernünftig wiederſetzte? Solte er den Nutzen ſeiner eignen Kinder, der Betrachtung eines liederlichen Menſchen aufopfern? Solte er ſeinetwegen ſeine Ruhe, ſeine Ordnung, ſeinen guten Namen, ſeine Freunde, ſeine Gemächlichkeit, und ſein mühſam erworbnes Gut Preis geben? dieſes wäre wider alle Gerechtigkeit.

keit. Die Laſter würden herrſchen und die Tugend der Gottloſen Sclave ſeyn. Sophronime glaubte demnach, daß das Band, womit er ſeiner Frauen, ſeinen Kindern und ſeinen Freunden verbunden wäre, weit heiliger ſey, als dasjenige des Geblüts, welches weder ſeine Neigungen gewehlet, noch die Tugend geknüpfet. Er glaubte, daß er bey ſo geſtalten Umſtänden ſeinem Bruder nicht mehr, als die allgemeine chriſtliche Liebe ſchuldig ſey. Er ſchenkte ihm ſo viel, daß er an einen andern Ort kommen konte, und überlies ihn dem Schickſal, welches er ſich aus Muthwillen und Gottloſigkeit ſelber über den Hals gezogen hatte.

XX.

Der Witz.

oder

Abbildung des Philos und des Philint.

Wo viel Weisheit iſt, da iſt viel Grämens.
Eccl. 1, 18.

Ich werde nicht viel Witz nöthig haben, um zu beweiſen, daß man glücklich iſt, wenn man keinen hat. Das Exempel zweyer Brüder wird genug ſeyn, um uns dieſer Wahrheit zu überzeugen.

Philos hat in der Welt ſein Glück gemacht, ohne daß er nöthig hatte, ſelbſt darzu etwas

mit

mit beyzutragen. Er hat ſchöne rothe Backen, und ein rundes Angeſicht. Die Geſundheit und das Vergnügen leuchtet ihm aus den Augen. Seine Geſtalt iſt dick, wohl unterſetzt, fleiſchigt, und etwas beſchwerlich in den Wendungen: alles iſt bey ihm maſtig und ausgefüllt. Die Natur hat ihn recht zu einer Magiſtratsperſon erbauet: man kan nichts Verehrungswürdiger ſehen, als einen ſo ſchönen runden Kopf in einer wohlgepuderten langen Staatsperücke.

Philos war von Jugend auf ein gutes Kind; ſtill, beſcheiden, ruhig, ohne Liſt, ohne Bosheit: Er machte keine groſſe Anſchläge; er mengte ſich in keine Weitläufftigkeiten. Er hatte nichts ausſchweiffendes, nichts übertriebenes, nichts ſchalckhaftes. Die gröſte Mühe war ihm etwas beyzubringen. Es wolte nichts in ſeinen ſchönen Kopf. Kaum daß er leſen und ſchreiben lernte; wegen den Wiſſenſchaften mochte man thun was man wolte, er begriff davon nichts; die Natur, welche mehr Einſichten hatte, als ſeine Lehrmeiſter, wuſte daß ihm doch alle dieſe Dinge dermahleinſt nichts nutzen würden. Warum ſolte er ſich damit den Kopf verbrechen, und ſolchen mit allerhand Grillen anfüllen, die zu nichts dienen, als einem das Leben verdrieslich und unruhig zu machen? Sonſt redete er ſeine Mutterſprache ziemlich gut: er war auch mit gleicher Fertigkeit in den gewöhnlichen Leibesübungen des jungen Adels geübet; Er ſas gut zu Pferd und wuſte, wie man einen Haaſen auftreiben ſolte. Er war dabey ein Haushälter, und liebte

keine

keine grossen Gesellschaften. Wenn er die Belustigungen nicht vor seinen Füssen fand, so gab er sich nicht die Mühe, ihnen viel nachzulaufen: seine Leidenschaften waren so heftig nicht. Die Liebe quälte fast niemahls sein ruhiges Gemüthe. Er überlies seiner Mutter die Sorgfalt, für ihn eine Frau zu erkiesen: sie that solches zu seinem gröſten Vortheil. Philos ist der beste Mann von der Welt: er hat seine Frau so lieb wie seine Pferde und wie seine Jagdhunde. Diese Gattung von Liebe hat nichts sehr beschwerliches. Seine Ehe ist überaus glücklich: die Früchte davon sind liebenswürdig. Vier wohl ausgestopfte gesunde Kinder gauckeln um den vergnügten Vater und um eine in ihre Geburten verliebte Mutter herum. Das gantze Haus ist von dem Ueberfluß und dem Segen einer so beglückten Familie angefüllt. Dem Philos mangelte nichts mehr, als ein Rang. Bey Hof hätte ihm derselbe etwas beschwerlich seyn mögen. Er kaufte sich deswegen einen Platz in der Regierung der Provinz: er versiehet darinnen die Nothdurfft mit allen Ehren. Seine Aussprüche sind sehr natürlich; er fasset alles kurz. Es kommt hier meistens darauf an, daß man eine Sache entscheidet. Er ist darinnen sehr glücklich, denn weil er nicht alles so genau untersuchet, so kostet ihm ein Urtheil nicht viele Mühe.

Einsmahls verklagte einer seinen Schuldmann: dieser kam, nachdem er war vorgefordert worden. Er hielt eine lange Rede, um sich zu entschuldigen. Philos wurde darüber, wie-

wieder ſeine Gewohnheit ungeduldig. Er fragte den Beklagten: Seyd ihr dem Kläger ſchuldig? Jener antwortete mit ja. Nun, ſo zahlt ihn ins T... Nahmen, war Philos Beſcheid, was ſoll das viele Gewäſch? damit ſtund er auf, und ſein Amtſitz hatte ein Ende. Man dencke nur wie hurtig die Proceſſe zu Ende lauffen würden, wenn der ſchädliche Witz der Rechtsgelehrten ſich zu ſo natürlichen Schlüſſen herunter laſſen würde. Ein glückliches Ungefehr vermiſcht mit ein wenig Vernunft, hilft ihm allenthalben durch. O Philos! wie vortrefflich iſt dein Zuſtand! wie glücklich biſt du, daß du nicht viel Witz haſt.

Philintes, der jüngſte Bruder des Philos, hat weder ſolche Eigenſchafften, noch ein ſolches Glück. Er hat ein edles Weſen, lebhafte Augen, eine erhabene Naſe, ſtarcke aber wohlformirte Lefzen, einen ſchlancken wohlgewachſenen Leib, ſehr angenehme und höfliche Geberden; nichts niederträchtiges, nichts unanſtändiges. Sein Verſtand iſt ungemein; er beſitzt eine tiefe Einſicht in allen Wiſſenſchafften. Er verſtehet Griechiſch, Lateiniſch und die vornehmſten europäiſchen Sprachen. Er kennet die beſten Schrifftſteller der alten und neuern Zeiten. Seine Aufſätze ſind voll des feinſten Witzes: Er weis allen Sachen eine artige Wendung, eine gewiſſe ſinnreiche Anmuth, und ein gründliches Weſen zu geben. Mit einem Wort, er hat alle groſen Eigenſchaften, die einen Mann können empor heben und bewundern machen. Sein

Glück

Glück war Anfangs nicht mittelmäßig. Er zeigte sich nicht sobald bey Hof, so brachte er sich die Hochachtung kluger und verständiger Leute zuwegen. Der König selbst schenkte ihm seine Gunst und brauchte ihn zu den wichtigsten Verrichtungen; Allein, sein groser Geist machte andere klein. Die Eigenliebe der Menschen siehet nicht gern dasjenige an andern, wodurch sie sich selbst will gelten machen. Das schlimmste für den Philintes war, daß er nicht allein einen verständigen, sondern auch einen redlichen Hofmann abgab; er zeigte andern ihre Fehler, indem er sich derselben enthielt; seine Tugenden wurden also ein Vorwurff der Aergernis, woran sich die Laster stiesen. Philintes entdeckte bald die heimliche Ränke, womit der Fürst von seinen vornehmsten Räthen hintergangen wurde: er bemerckte, wie sie denselben durch ihre eigennützige Rathschläge in die verwirrteste Händel mit einflochten, und niemahls von einer Sache recht gründlich unterrichteten. Er suchte ihn deswegen auf die Erkenntnis seines wahren Nutzens zu bringen. Dieses war nicht klug. Man hält sich allezeit besser mit den Bedienten, als mit dem Herrn: sie können einem bey diesem immer wieder in Gnaden bringen, wenn man das Unglück hat daraus zu fallen; an statt daß sich niemand unsrer annimt, wenn die Bedienten gegen uns sind. Allein die Klugheit des Philintes muste hier denen Regungen seines guten Herzens weichen. Man sieht daraus, daß ein Mensch der viel Verstand hat, noch unglücklicher wird, wann

er dabey auch redlich iſt. Es währte nicht lang, ſo wurde Philintes für einen unruhigen, eigenſinnigen und gefährlichen Menſchen gehalten. Man liebt nicht die Leute bey Hof, die ſich in alles mengen, und alle Geheimniſſe der erſten Staatsköpfe ausklügeln wollen. Einige ſuchten den Philintes in ihre Banden mit einzuziehen, und ihn an eine von ihren Töchtern oder Anverwandten zu verheyrathen. Allein Philintes, den nichts als Verdienſte und wahre Annehmlichkeiten rühren konnten, heyrathete eine Perſon auf dem Lande, die ſo unvermögend, als Liebenswürdig war. Sehet hier abermahls einen groben Fehler, der von der Zärtlichkeit ſeines Verſtandes herührte. Eine Frau zu nehmen die kein Geld und keinen wichtigen Anhang hatte; kan man dieſes wohl einem Hofmann verzeihen! Philintes ſelbſt hatte keine groſe Einkünfte, und ſeine Beſoldungen giengen mit ſeinem Aufwand drauf. Er war ein ungemeiner Kener von allen raren Kunſt- und Natur-Sachen. Er liebte die Muſick, die Pferde, die Gärtnerey. Kleider, Haußrath, Geſchirr, alles war ausgeſucht, nett und ins Auge ſpielend. Er hielt offne Tafel, man aß bey ihm gut, die Weine waren von den beſten. Man lebte bey ihm ohne groſe Ceremonien. Hier gab es öfters Feſte des Apello für die Gelehrten; hier ſah man die Weißheit der lacedemoniſchen Mahlzeiten mit der ſinnreichen Schwelgerey des Petrons vereiniget; alles ſchmeckte hier nach einer mäßigen Wohlluſt und nach einem feinen Witz. Das ſchlimmſte war, daß dabey viel Geld aufgieng.

gieng. Der König ſtarb. Deſſen Nachfolger, welcher ſeine Erziehung von einem Menſchen bekommen hatte, der dem Philintes nicht gewogen war, ſchaffte ihn ab. Dieſer Fall war ſchnell; Philintes hatte ihn nicht voraus geſehen. Er wurde ein Spiel der Nachſtellungen ſeiner Feinde. Er muſte aufpacken, und fortwandern. Er kam alſo von Hof zurück, wie Boilean ſagt:

Triſte, à pied, ſans laquais, maigre, ſec, ruiné.

Traurige Vortheile eines groſen Witzes. Hätte Philintes nicht mehr Geiſt, als ſein Bruder gehabt, ſo wäre er gewiß nicht ſo unglücklich worden. Ein gemeines Glück iſt nicht für groſe Leute; ſie treiben ſich durch ihren Verſtand und durch ihre Wiſſenſchafften in die Höhe; der Neid aber, und die Verfolgung ſtürzet ſie wieder herunter.

In der Kirche iſt ein groſer Witz eben ſo gefährlich als bey Hof. Er macht lauter Ketzereyen. Man unterſucht die Religion. Man unterſcheidet darinnen was wahr und was göttlich iſt; und was hingegen die Cleriſey und der Aberglaube hinzugeſetzet haben. Dieſes iſt ein frevelhafter Vorwitz. Man kommt hinter die Geheimniſſe der Päbſte. Man findet ihre Macht in allen vier Theilen der Welt ausgebreitet. Sie beherrſchen ſolche unter allerhand Geſtalten, auf dem Dorf, wie zu Rom; in Tunquin, wie zu Goa. Thut man nicht wohl, daß man den Witz excommunicirt, um ge-

mächlich zu glauben? Thut man nicht beſſer, man hält es mit der Conſtitution, als daß man die Ehre ſeiner Einſichten auf Unkoſten einer fetten Pfründe behauptet? Iſt es nicht beſſer, daß man ſich der Kirche unterwirft und dabey gemächlich lebet, als daß man mit einem Kopf voller Witz, und einem leeren Magen im Elend herum wandert? O wie ſchön, wie ſüß iſt es nicht, die dem Altar geweihte Opfer in den ſchönſten Palläſten und an den beſten Tafeln zu genieſen! Nein, laſſet uns den ſchädlichen Witz verbannen, und unſer Leben einer glückſeligen Unwiſſenheit wiedmen.

XXI.

Der Poet.

Ille oculos geſſit ſub pectore nobile monſtrum,
Hinc facies oculos non tulit illa ſuos
Omnia qui vidit terramque hominesque Deosque
Omnia qui potuit cernere: cœcus erat.

Heinſius de Homero.

Ein auſſerordentlicher Witz iſt insgemein mit ein wenig Aberwitz begleitet. Dieſes hatte ſchon Ariſtoteles zu ſeiner Zeit beobachtet. Er ſelbſt war bey ſeiner Weltweisheit nicht ſicher vor kleinen Ausfällen, wann er ſich mit ſeinen Ringen zierte, und ſich einbildete, mit ſeinen dünnen Waden einen galanten Mann vorzuſtellen. Von den Cynickern und andern phi-

philoſophiſchen Fantaſten nichts zu gedenken. Ich will hier nur allein von den Poeten ſprechen.

Selten daß man unter ihnen Leute findet, die nicht ein wenig neben ausſchweiffen; und ſolte es auch nur in gewiſſen Geberden, in der Art ſich zu kleiden, oder in andern kleinen Auszeichnungen beſtehen. Sie haben einmahl etwas poetiſches, das von der gemeinen Bahn der Dinge abweichet, und nicht natürlich iſt. Ein Menſch der immer auſſerordentlich denket, und noch darzu ſeine Gedanken auf eine beſondere Art in gewiſſe Sprünge und Reimen ſetzet, der muß nothwendig eine überaus ſtarcke Vernunft haben, wenn ſeine Lebhaftigkeit und das Feuer welches ihn entzündet, nicht ein wenig neben aus flattern ſoll.

Die Poeten haben dem menſchlichen Witz die gröſte Annehmlichkeit und Stärke gegeben. Sie haben aber auch zugleich die närriſchſte Fabeln und die gröſte Lügen erdacht: Sie haben das Alterthum mit heilloſen Göttern erfüllet, und die gröſte Tyrannen zu Helden gemacht: Sie haben ihre Neigungen und Thorheiten unter lauter Namen von Tugenden vorgeſtellt: Eine ſchmutzige Schäferdirne in eine Nymphe, und ein alberes Bürgermädgen in eine Huldgöttin verwandelt. Sie machen den gröſten Böſewicht um ein Geſchenk zum Heiligen, und entweihen aus gleicher Urſache das Heiligthum ſelbſt: Sie ſchreiben Pſalmen und Quodlibete, und beſudeln eben daſſelbe Papyier, wo ſie von

geiſtlichen Dingen handeln, mit den abſcheulichſten Unflätereyen, wie Roußeau. Sie ſchreiben vor alles und gegen alles, wie ihnen die Sachen einſchieſen, oder wie man ſie deswegen bezahlet Alle Begebenheiten, alle Vorwürffe werden von ihnen übertrieben. Alle andre Wiſſenſchafften ſind beſchäftiget Wahrheiten zu entdecken; die Dichtkunſt allein nähret ſich mit Lügen. Plato wolte deswegen die Poeten aus einer wohlbeſtellten Republick verwieſen haben. Auguſtinus verglich ſie denen Trunkenen, und Hieronymus denen Mäuſen, die andern Leuten das Brod nagen:

Vivunt carmine inſani poetæ,
Si nugas adimas fame peribunt.
His mendacia ſunt opes & aurum,
Fingunt quaeque volunt putantque pal-
mam
Mentiri bene glorioſiorem.

Solte man aber deswegen eine ſo hohe Kunſt verachten, weil ſie von unverſchämten Menſchen mißbrauchet wird? Was vermag ſolches Virgil und Horatz, daß ſie ſo ſchlechte Nachfolger haben.

Die ganze Welt iſt heut zu Tage voll Poeten. Man ſehe nur wie ſie um die Gräber der Verſtorbnen raſen, wie ſie die Hochzeiten mit ihren Brautliedern verunreinigen, wie ſinnreich ſie läſtern, und wie niederträchtig ſie loben.

Doch

Doch ich rede hier nur von den hungrigen und brodlosen Poeten, die mit ihrer Muse gleichsam hausiren gehen, wie Günther sagt, und eine schändliche Betteley treiben.

Es giebt auch noch eine andre Art von Poeten, deren Einfälle man mit Vergnügen liefet, die aber dabey im Umgang unerträglich sind. Man muß sie nicht kennen, wann sie gefallen sollen; sobald man sie siehet, so verlieret man für sie alle Hochachtung. Ich habe Poeten gekant, die so dickblütig und traurig waren, daß es schien, als ob sie keine drey Wörter hervor bringen könten. Andre im Gegentheil liesen ihren sogenanten bel Esprit schwermen, und niemand anders zum Wort kommen; noch andre, sind so abscheuliche Fantasten, daß sie sich einbilden, die ganze Welt müste von nichts als ihren Gedichten reden. Man ist nicht sobald mit ihnen in Gesellschaft, so berauben sie einem damit die Ohren, indem sie solche selbst mit einer entzückten Art hersagen, und alles, was sie darinnen beschreiben, einem lebendig vorgaukeln. Man hüte sich ja etwas daran auszusetzen, wo man nicht will, daß man eben die Begebenheiten mit ihnen haben soll, wie der Misantrope bey dem Molliere. Zweyerley Leute muß man ungescholten lassen, wenn man keine Verdrießlichkeiten haben will, nemlich die Pfaffen und die Poeten. Ich verstehe aber darunter nur solche, die um den Lohn heucheln und schmeicheln, oder schmähen und lästern, und die bey allen Geburts-Fällen, Heyrathen, Beförde-

rungen und Leichenbegängniſſen ihre hungerige Leyer klingen laſſen.

Ein ſchöner Geiſt, den die Poeſie belebet, reimet nur der Tugend und der Wahrheit zu Ehren. Ein edles Feuer lodert in ſeiner Bruſt und treibet deſſelben Flammen himmliſch empor. Weil er erhaben denket, ſo kan er nicht niederträchtig ſchreiben. Der Glanz einer Crone verblendet ihn nicht: ſiehet er ſolche auf dem Haupt eines Tyrannen, oder eines untüchtigen Regenten, ſo wird ſich ſeine Muſe nie ſo weit herunter laſſen, ihm zu Ehren ein Heldengedichte zu ſchreiben. Siehet er aber einen Friedrich auf dem Thron, der zugleich ein Weiſer und ein Held iſt, ſo vereinigen ſich in ihm alle Triebe, deſſen hohes Lob zu beſingen, und denſelben andern groſen Häuptern zum preiswürdigen Exempel vorzuſtellen. Die Majeſtät, ſo gros ſie auch immer iſt, ſchrecket ihn nicht ab, ihn hochzuachten, und zu lieben; ja dieſes noch darzu ihm, wie der Herr von Voltaire dem König von Preuſſen, zu bekennen. Das Glück macht die Könige, die Tugend aber die Helden und Weiſen. Wer jenes knechtiſch erheben kan, der kennet den Werth von dieſen nicht.

Warum erhält ſich die Muſe des Hrn. von Voltaire nicht immer in dieſer edlen Hoheit? Warum verfällt ſie in die Niederträchtigkeit, auch Friedriche zu finden, wo ſie nicht ſind? Warum lobet ſie ohne Unterſcheid alles, was

ihr

ihr einigen Vortheil verſpricht? Warum läßt ſie allzuruhmſüchtig diejenige Lobeserhebungen drucken, mit welchen ſie ſelbſt der groſe Friedrich beehret hat? Iſt es nicht deswegen, weil derſelbe nicht nur ein Poet iſt, ſondern auch daraus ſein Handwerk macht, einer zu ſeyn?

Wie ſehr ſind doch die Gaben des Verſtandes von den Gaben des Gemüths unterſchieden. Der Herr von Voltaire wäre allzugros, wenn er beyde in einem gleichen Grad beſäſe, und eben ſo viel Beſcheidenheit und uneigennütziges Weſen hätte, als er die Kunſt verſtehet, ſchön zu denken und ſchön zu reimen.

XXII.

Die ſcheinheilige Frau.

Decipies alios verbis vultuque benigno.

Mart.

Neulich fiel die Frage vor: Ob ein Mann unglücklicher ſey, wann er eine verliebte, oder eine zänkiſche, oder eine ſcheinheilige Frau habe? Erſt war der Meynung, die erſte ſey unter dieſen am erträglichſten; weil der Mann noch zu gewiſſen Zeiten von der gefälligen und aufgeräumten Gemüthsart ſeiner Frauen einigen Genuß hätte, folglich in ſeinem Eheſtand doch manche Annehmlichkeiten, welche eine Frau von einem ſo gütigen Herzen mit

ſich führte, ihm könte empfinden machen; die ſogenannte Liebhaberinnen, fuhr er fort, ſind insgemein ſolche Weibsbilder, die nicht leicht verdrießlich werden, ſondern ſie befliſſen ſich vielmehr bey jedermann durch ihre Gefälligkeiten ſich angenehm zu machen, und vergnügte Stunden zu haben. Da im Gegentheil eine zänkiſche Frau, wenn ſie auch ſonſt alle gute Eigenſchaften von der Welt beſitzet, doch einen ehrlichen Mann keinen Tag in Ruhe läſſet, ſondern ihn bald über dieſes, bald über jenes Sandkörnchen zur Rede ſetzt, und ihn beſchuldiget, daß er ihr ſolches in Weg geleget hätte. Der Mann iſt dabey nicht Herr in ſeinem Haus, und muß ſich immer ängſtigen, wenn ungefehr ein paar gute Freunde bey ihm einſprechen, oder wann er ſich ſonſt eine Veränderung machen will. Hat er einmahl einen guten Dienſtboten, ſo jagte ſie ihn mit ihrem ſteten Keiffen und Schelten wieder zum Haus hinaus. Bey Tiſche läſſet ihm das zankſüchtige Weib keinen Biſſen ruhig hinunter ſchlucken. Ihr unaufhörliches Hadern macht ihm auch den beſten Wein zu Eßig und Galle. Mit einem Wort, beſchloß Eraſt, ein zänkiſches Weib iſt das gröſte Uebel, ſo einem ehrlichen Mann in der Welt zuſtoſſen kan.

Ich bin zwar ihrer Meynung, erklärte ſich darauf Organt; allein ich halte doch das Uebel noch gröſer, wann auch die Scheinheiligkeit ſich zu der Zankſucht geſellet. Ich ha-

be davon ein Exempel erlebet, welches ich erzehlen will.

Melton, ein Edelman, der viel Mittel besas, und von einem stillen und eingezognen Wesen war, konte sich lange nicht entschliesen, zu heyrathen. Die Schönen schienen ihm allzu eitel und ausschweiffend zu seyn. Er liebte die Ordnung und die Ruhe. Er fürchtete sich vor nichts mehr, als vor solchen Weitläufftigkeiten, davon ihm schier alle Haushaltungen der Verehligten traurige Beyspiele zeigten. Sein Beichtvatter, ein andächtiger Mann, wann je einer war, sprach ihm unterdessen öffters von dem Seegen und der Glückseligkeit des Ehestandes. Melton hielt ihm die Erfahrung entgegen; er sagte, daß man allzuwenig glückselige Ehen entdeckte; daß ein ehrlicher Mann allzuviel wagte, wenn er sich entschlösse, eine Frau zu nehmen, und endlich, daß er mit seinem Zustand zufrieden lebte. Ja, erinnerte der fromme Mann, ein solches Leben aber himmelt nicht. So muß man sich also entschliessen, erwiederte Oront, eine Frau zu nehmen, um durch Creutz und Leiden in den Himmel zu kommen? Ich sage dieses nicht, erklärte sich der Geistliche: Man muß sich im Heyrathen vorsehen. GOtt hat ihnen ein schönes Vermögen gegeben, sie können damit ein frommes Kind glücklich machen, und zugleich mit ihr ein GOtt wohlgefälliges und vergnügtes Leben führen. Wie, ein frommes Kind! unterbrach Oront. Wissen sie ein solches? Der Geistliche nannte hier-

auf

auf die junge Gellia. Sie war ein Exempel der Eingezogenheit und der Frömmigkeit, ſie verſäumete keine Kirche, ſie richtete die Augen darinnen nur nach der Canzel und nach dem Altar, ſonſten ſchlug ſie ſolche immer aus Blödigkeit nieder, und ſah keinen Mannsmenſchen nicht an. Sie hatte ſich dem Cloſter gewidmet, und wenn man ihr vom Heyrathen ſprach, ſo jagte die Schamhaftigkeit ihr alles Blut ins Angeſicht. Ihr Zuſtand hatte ihr die Beſcheidenheit, und ihre Verſtellung den Schein der Tugend beygeleget. Sie hatte keine Mittel, und lebte nur von der Gnade eines ihrer nahen Anverwandten. Gewiſſe Leute, die eine beſondere Freude haben, Heyrathen zu machen, brachten mit Hülfe des Beichtvaters den Oront und die Gellia zuſammen. Sie wurden ein Paar. Gellia war gleich im erſten Jahr mit allerhand Fantaſien herum getrieben. Bald ärgerte ſie ein nackendes Bild, welches ihr Mann unter ſeinen Schildereien hatte, und welches er ſeiner züchtigen Frauen zu gefallen, muſte weg thun laſſen. Bald war ihr die Muſick zuwieder, welche ihr Mann liebte. Bald erklärte ſie alle Leute, die eine Carte in die Hände faßten, für unwiedergebohrne; bald machte ſie ſich gar einen Scrupel daraus, einer gewiſſen Luſt in dem Eheſtand zu genieſen, weil ſie gar zu empfindlich wäre; doch dieſe letzte Betrachtung verurſachte, daß ſie ſich dem alten Gebrauch unterwarf. Im übrigen aber erklärte ſie alle Luſt für ſündlich und böſe. Ihr Mann war bey ihr nur ein natürlicher Menſch, der von der Wiedergeburt

noch

noch nichts wuste. Wie er sich auch aus Gefälligkeit für sie erklärte, so traf er es übel. Sie liebte alle Menschen, nur ihren Mann nicht. Er konte es ihr in nichts recht machen. Gieng er aus, so war er zu weltförmig; blieb er zu Hauß, so störte er sie in ihrer Andacht. Bat er gute Freunde zu sich, so waren es Weltkinder, die nur sündliche Gespräche führten. Sie wolte nur mit geistlichen und frommen Seelen umgehen, und durch sie ihren Mann catechisiren lassen. Eine solche gezwungene Frömmigkeit vertrieb endlich alle Ruhe, alle Freude, alle Ordnung aus dem Hauß. Gellia bekümmerte sich um nichts: sie nahm lauter andächtige Schwestern und Brüder zu ihrem Gesinde: Diese hatten wieder andre Schwestern und Brüder, denen sie gutes thaten. Niemand sorgte, wo das Geld herkam. Melton liebte den Frieden, und lies seine Frau machen, was sie wolte. Er wurde ein Spiel ihrer Fantasien, und ein Märtyrer einer falschen Andacht. Sein groses Vermögen verschwand, ohne daß er wuste wie es zugieng. Er wolte deswegen seiner Frauen einreden, sich der Haushaltung besser anzunehmen; allein, sie war bekehrt, und warf ihm vor, daß er nur den Mammon für seinen GOtt hielt. Der ehrliche Mann wuste nicht, wie er daran war; er wolte gleichwohl auch nicht den Namen haben, daß er keine Religion hätte. Nein, er war in der That fromm; seine Frau mißbrauchte seiner Gutheit: sie verdarben beyde. So großmüthig sie auch das Geld verachteten, so konten sie doch ohne Geld nicht leben:

sie

ſie muſten alſo ihre Güter verſetzen; dieſes war nicht genug: Sie borgten als gute Chriſten, und hörten auf ehrliche Leute zu ſeyn, indem ſie nicht bezahlten.

Wir haben hierbey zwey Anmerkungen zu machen, 1) Ein Frauenzimmer, welches von armen Eltern gebohren iſt, und niemahls gewohnet war, eine Haußhaltung zu führen, pflegt insgemein unfähig zu ſeyn, ein groſes Gut zu verwalten, wenn ſie durch eine reiche Heyrath, darzu gelanget. Sie hat keine Begriffe von der Art, wie man eine Eintheilung macht; wie man etwas verwahret, ſchonet, aufhebet, und nützlich anwendet: ſie weis nicht, wie man die Ausgaben mit den Einnahmen vernünftig überſchlagen, die eine mit der andern abmeſſen, und den Wohlſtand eines Hauſes beſorgen muß; ſie iſt dabey nicht hergekommen. Ihre Eltern lebten von Hand zu Mund: hatten ſie viel, ſo verthaten ſie viel; hatten ſie nichts, ſo behalfen ſie ſich wie ſie konten. Dieſes giebt ſchlechte Haußhälterinnen. 2) Die zweyte Anmerkung iſt dieſe: Eine falſche Andacht, welche die Einbildung mehr mit einem geiſtlichen Hochmuth, als das Herz mit Einfalt und Demut erfüllet, macht nichts als Unruhe, Verwirrung und Zwietracht in der menſchlichen Geſellſchaft.

GOtt iſt ein GOtt der Ordnung, und wie er alles durch Mittel regieret, ſo will er auch, daß der Menſch in allem ſeinem Betragen ſich dar-

darnach richten soll. Er verlangt von uns keine andre Andacht und Frömmigkeit, als die mit dieser Ordnung übereinstimmet. Wer sich einbildet, GOtt werde in Betrachtung der geistlichen Uebungen, denen er sich ergiebet, und darüber er das Zeitliche versäumet, die natürliche Folgen dieser Versäumnis verändern, und also seinetwegen ausserordentlich wirken, der macht seine geistliche Uebungen zu einer Art des Verdienstes; der erwartet von GOtt, daß er seinetwegen den Lauff der Dinge unterbrechen und Wunder thun soll. Er führet GOtt in Versuchung und zeigt seinen Unglauben in dem er vermeynet glaubig zu seyn. Der Seegen, den wir von GOtt erwarten, setzet Mittel voraus, die wir anwenden müssen, etwas, das wir wollen, zu erhalten. Und wenn auch GOtt in Ansehung unsrer ausserordentlich zu wirken scheinet, so geschiehet solches doch nach der beständigen Ordnung seiner Absichten. Wir sind auf Mittel gewiesen, und der Ordnung der Natur unterworffen. Bitten wir GOtt um etwas, so bitten wir ihn zugleich um die Mittel. Nicht, weil GOtt nach seiner Allmacht nicht ohne Mittel wirken könte, sondern weil er nach seiner Ordnung nicht will.

XXIII. Der

XXIII.

Der Geiſtliche.

Wir fehlen alle mannigfaltig. Jac. 3, 2.

Laſſet uns die Sprache der Freygeiſter entlehnen, und hören, was ſie an ihnen auszuſetzen haben. Wir werden ſehen, ob ihre Anmerkungen, ſo anzüglich ſie auch immer ſeyn mögen, dem äuſſerlichen Kirchenweſen können nachtheilig ſeyn. Sie meynen, ſie könten keine beſſere Proben ihres Witzes zeigen, als wann ſie Leute lächerlich machen, die uns zur Wahrheit leiten und in dem Chriſtenthum unterrichten ſollen.

Sie ſagen, der Hochmuth ſey der Geiſtlichen ihre Hauptneigung: Siehet man nicht, führen ſie zum Beweiß an, daß ihre ganze Sorgfalt dahin gehet, um ſich vor andern Menſchen zu erheben und bewundern zu machen. So bald hat einer nicht ein paar Leichenpredigten drucken laſſen, ſo lieſet man ſchon die wunderbare Geſchichte ſeines Lebens. Es wird darinnen angeführet, wie der Herr Vater und die Frau Mutter, als ehrſame Handwerksleute, ihr liebes Söhngen, wegen beſondrer an ihm verſpürten Gaben, auf Unkoſten der gemeinen Liebe, zur lateiniſchen Schule gehalten. Dieſes gibt nun Gelegenheit, die auſſerordentliche Führungen GOttes zu beſchreiben, wie

derſelbe auf die hohe Schule, darauf zur Pfarre und zugleich zu einem Weib gekommen ſey; dergeſtalt, daß er im Zeitlichen, wie die Kirche im Geiſtlichen wär verſorget worden. Hier giebt es nun freylich allerhand Gloſſen, welche eben nicht gar vortheilhafft für die Geiſtlichen ſind. Ich ſelbſt kan nicht läugnen, daß dieſe Lebensbeſchreibungen nicht öfters etwas lächerliches haben ſolten, da man ſonſten dergleichen Schrifften nicht ehender pflegte heraus zu geben, als wann die Leute geſtorben waren; denn nach der alten Regel des weiſen Solons, kan man niemand für ſeinem Ende ſelig preiſen.

Solte man ſagen, daß dieſe Anmerkung etwas zu bedeuten hätte; allerdings, ſagen ſie, man erkennet daraus den geiſtlichen Hochmuth mehr als zu viel. Ein Menſch, der ſo viele Sorgfalt anwendet, ſeinen noch unbeſchloſſenen Lebenslauf der Welt mitzutheilen, der muß nothwendig groſe Meynungen von ſeiner eignen Vortrefflichkeit hegen: Er muß etwas wichtiges vorſpiegeln wollen. Dieſes iſt Hochmuth. Wie kan aber ein Hochmüthiger andern die Demuth lehren, welche mit zum Grund des Chriſtenthums gehöret? Ein Hochmüthiger iſt insgemein auch ein Zäncker. Er verwirret die Kirche, den Staat und das Volk, ehe er etwas in ſeinen Meynungen und Lehrſätzen ſolte nachgeben. Wer ihm widerſpricht, iſt ein Irrgläubiger, ein Schwermer, wo nicht gar ein Ketzer ein Atheiſt: Leute, die mit Feuer und Schwerd müſſen vertilget werden.

Was haben die Freygeiſter noch weiter zu erinnern? Ein den Geiſtlichen nicht weniger eignes Laſter, ſagen ſie, iſt der Geitz. Durch Geld kan man ſie reden und auch ſchweigen machen: ſie lauffen um die einträgliche Dienſte; und wann es darum gilt, daß ſie ſollen befördert oder anderwärts hinberufen werden, ſo rechnen ſie genau aus, was die Pfarre mehr oder weniger einträgt, und darnach ſchätzen ſie den ſogenannten göttlichen Beruf, ob ſie ihm folgen ſollen oder nicht. Dieſe Beſchuldigung mag bey einigen, wo nicht den meiſten, wohl einigen Grund haben. Allein warum ſolte den Geiſtlichen nicht ſowohl erlaubet ſeyn, ihren Zuſtand zu verbeſſern als andren Leuten auch. Doch ich kenne Geiſtliche, die nicht ſo eigennützig denken und die bey einem ſich ereigneten Beruf ihre Betrachtungen vornemlich auf die reinen Pflichten eines evangeliſchen Lehrers gerichtet haben.

Uberhaupt ſehe ich nicht, daß die Geiſtlichen dem Geitz insbeſondre ſolten unterworffen ſeyn: ſie hinterlaſſen insgemein nichts, als Kinder und Bücher. Dieſes zeiget nicht einmal eine Sparſamkeit, geſchweige einen Geitz. Viele geben reichliche Allmoſen, viele bekümmern ſich gar nicht um ihre Haushaltung, um ihrem Amt deſto ſorgfältiger abzuwarten; viele vertiefen ſich auch zu ſehr in den Büchern, und laſſen Weib und Kinder hauſen, wie ſie wollen. Viele eſſen und trinken gerne etwas gutes, und bringen mehr durch als der Altar aus-

auswirft. Fürwahr hier ſind ich wenig Kennzeichen vom Geitz; allein von dem lieben Ehrgeitz kan man ſie ſo leicht nicht freyſprechen.

Ich habe einen in der That frommen Geiſtlichen gekannt: Er war der Oberſte in dem Kirchenrath. Der Fürſt fand für gut, demſelben einen von ſeinen weltlichen Räthen vorzuſetzen. Der fromme Geiſtliche wolte demſelben nicht die Oberſtelle einräumen, ſondern verlies darüber, ohne weitere Urſachen, eine Gemeine, die ihn ſehr werth hielt.

Viele, welche die Fehler ihres Nächſten beſſer einſehen als ich, behaupten, daß öffters auch der demüthigſte Prediger noch einen heimlichen Pabſt unter ſeinem Mantel verborgen trüge. Ich kan ſo verwegen nicht urtheilen; allein dieſes will ich nicht völlig in Abrede ſeyn, daß wenig Geiſtliche ſeyn mögen, denen der Satan nicht mit ſtarken Anfechtungen von dieſer Seite zuſetzen ſolte. Es geht dieſes ganz natürlich zu. Ein Mann, der auf einem erhabenen Lehrſtuhl ſeine Wiſſenſchafften mit einer prächtigen Art an das ganze Volk bringen kan: der ſich ſchier von jedermann verehret und bewundern ſiehet: der ein Schiedsrichter der wichtigſten Fragen über die Seligkeit der Menſchen iſt, und einem, wie man zu reden pflegt, ſo leicht den Himmel öffnen als verſchlieſſen kan. Einen ſolchen Mann koſtet es fürwahr allzuviel, beſcheiden und demüthig zu ſeyn. Ich verzeih es ihnen, wann ſie ſich

nicht gar in weltliche Händel mit einflechten und den Staat ſowohl als die Kirche reformiren wollen.

Man ſage mir nichts von ihrem Handwerks-Neid, wann einer eine beſſere Stimme und mehr Zuhörer hat als der andre. Dergleichen öffentliche Vorzüge ſind ſchwer zu erdulden. Es iſt eine Art der Verſchmähung für einen ſittſamen Geiſtlichen, wenn man ihm nicht gleiche Aufmerkſamkeit und Ehrerbietung erweiſet als denen groſen Rednern, welche die Plätze in den Kirchen, worinn ſie predigen, vertheuren, mittlerweile daß andre die Stühle in ihren Kirchen leer und unwerth machen. Dieſer Schimpf muß einem ehrlichen Mann allerdings ein wenig empfindlich ſeyn: ſie ſind Menſchen, und wer kan mit einem gleichgültigen Weſen ſeine Gaben ſo verachtet ſehen?

Alle übrige kleine Gebrechen, die man etwa noch die Geiſtlichen beſchuldigen könte, ſind Fehler, die ſie auch mit andern Menſchen gemein haben.

Sehet hier die Geiſtlichen nach der Art der Frepaciſter geſchildert, und in ihrer allerverächtlichſten Geſtalt vorgeſtellet. Ich müßte nur noch pöbelhafft ſchimpfen und ſie mit allerley Unnamen und Scheltworten entehren, um meine Schilderey in dem Geſchmack des Dippels und Edelmanns auszuzieren; allein dieſer Leute Art zu denken, gefällt mir ſo wenig, als ihre Schreibart. Sie

ſind

sind diejenige, von denen man mit Wahrheit sagen kan:

Den Abgrund zeigen sie, doch Rath und Hülfe nicht.

Sie können, so zu reden, das Wasser nur trüb machen, indem sie den Morast stets, wie diejenige, die fischen wollen, mit ihren Stangen aufstossen. Weiter wissen sie nichts. Die Geistlichen, wie schon gesagt, sind Menschen wie andre auch; sie haben ihre Fehler. Einige darunter, verwirren durch ihre Zänkereyen die Religion, und stören dadurch die gemeine Ruhe. Folget aber daraus, daß man nach diesen wenigen alle andre beurtheilen müsse? Giebt es nicht auch treue und wohlmeynende Hirten unter ihnen, welche redlich in die Sachen eingehen, sich zum Vorbild ihrer Heerden stellen und durch Lehren und Ermahnungen in der Kirche viel gutes stifften? Geschiehet dieses gleich bey vielerley Schwachheiten und bey einem nicht allemal zum besten eingerichteten äusserlichen Gottesdienst, so hafftet bey mir doch keine Art des Zweiffels, daß sie nicht denjenigen GOtt, dessen Rechte sie lehren, und der Hertzen und Nieren prüft, auch mit Aufrichtigkeit meynen und auf Christi Befehl, wie Petrus seine Schaafe weiden solten. Die Früchte zeigen, wes Geistes Kinder sie sind; und die Wirkung, die sich bey frommen Lehrern an ihren Zuhörern äussert, beweiset, daß sie ihr Amt nicht ohne Krafft und Segen führen.

Ich sehe die Schwachheiten der Geistlichen;

Ich kenne aber keine ſolche Böswichte und Betrüger unter ihnen, wie einige Freygeiſter ſich eine Freude machen ſie abzuſchildern.

Wenn wir aufrichtig die Wahrheit liebten, ſo würden wir uns zuförderſt von Vorurtheilen und Affecten ſuchen frey zu machen. Man muß eine Sache nicht ganz für gut halten, weil ſie etwas gutes hat; ſo wenig als man ſie deswegen ganz für böſe achten muß, weil ſie etwas böſes hat. Alle Sachen in der Welt ſind durch das allgemeine Verderben gemenget: Böſes und gutes iſt unter einander. Gewinnt das Gute bey dem Menſchen die Oberhand, ſo ſtehet das Böſe unter ſeiner Gewalt, und kan nicht mehr über ihn herrſchen, ob es gleich noch hin und wieder ſich reget, und auch wohl gar zuweilen einen frommen Mann zu Fehltritten verleitet. Wenn man ihn aber nach ſolchen Mängeln und Fehltritten verdammen wolte, wo würde da die Gerechtigkeit ſtatt finden? Wo würde man Menſchen finden, welche die geiſtliche Aemter verſehen ſolten?

Ja, ſpricht der Freygeiſt: Die Pfaffen haben in der menſchlichen Geſellſchafft das gröſte Unheil geſtifft; es wär demnach ein Glück für die Welt, wenn man ſolche gar abſchaffen würde. Dieſer Schluß hat etwas überaus lebhafftes. Wenn eine Sache in der Welt aus ihrer richtigen Stellung kommt, wenn ſie zu Mißbräuchen Anlas giebt, wenn daraus böſes entſtehet; ſo ſind wir hurtig mit unſerm Urtheil da-

dahinter drein und wollen, man soll sie gar abschaffen. Wir bedencken nicht, daß endlich nichts mehr übrig bleiben würde, wann wir alles abschaffen wolten, was in der Welt gemißbrauchet und übel handthieret wird; denn wo ist etwas so gutes und so heiliges, das nicht durch unsre Ausschweifungen und Thorheiten pfleget dem Mißbrauch unterworffen zu seyn? Die Religion der Bösen hat allezeit böses gestifftet, soll man deswegen keine Religion haben? Die ungerechte Richter und Sachwalter haben die Gerechtigkeit geschändet, die Gesetze verwirret, und unsäglich: s Unheil in dem gemeinen Wesen verursach:; soll man deswegen kein Gericht und keine Gesetze haben? Die Fürsten und Regenten mißbrauchen ihrer Gewalt: Sie verderben Land und Leute, welche sie beschützen solten; sie verheeren durch jämmerliche Kriege allen Wohlstand der bürgerlichen Gesellschafft: soll man deswegen alle Fürsten und Obrigkeiten abschaffen?

Man wende hier seinen Eiffer gegen die Mißbräuche, gegen die Unordnungen, gegen das Böse selbst, welches allenthalben wie das Unkraut unter dem besten Waitzen mit aufschieset; so werden die gute Früchte Ramm zu ihrem Wachsthum finden; so wird das Böse seine Kraft verliehren und weder in der Kirche, noch in den Gerichts-Häuser, noch in dem Staat die Oberhand behalten können. Gänzlich aber solches auszurotten, ist eine vergebne Bemühung. Denn das Böse gehöret mit zu der ge-

genwärtigen Welt, auf daß das Gute offenbar werde.

Es gibt unter den Geiſtlichen redliche und fromme Leute. Wer wolte daran zweifeln? Allein ſie ſind untermengt. Die Menſchen machen die Prieſter, die Gnade aber allein macht Chriſten. Die Geiſtliche ſuchen Aemter, um ihr Glück zu machen; die Gnade aber bindet ſich weder an die Gelehrſamkeit noch an das Amt, ſie würket ohne Anſehn der Perſon. Chriſtus hatte am meiſten mit den Hohenprieſtern und Schriftgelehrten zu thun; ſie waren ihm am widerſpänſtigſten und verwirrten durch ihr Gezänke über ihre Satzungen, deſſen deutlichſte Lehren. So ſehr er auch auf ihre Bosheit und unlauteres Weſen ſchalt, ſo verwarf er deswegen doch ihr Amt nicht. Er lehrte vielmehr ſelbſt in dem Tempel, und trieb die Marktſchreyer und Krämer daraus, welche dieſes zur Verehrung ſeines himmliſchen Vaters gewidmete Haus durch ihre Schacherey und Leichtfertigkeit entheiligten.

XXIV.

XXIV.
Die wahre Hoheit.

Ite nunc fortes ubi celſa magni
Duxit exempli via.

Claud.

Die wahre Hoheit findet ſich nur allein bey den Weiſen und bey den Helden: Sie iſt eine Tugend, die ſich über die gemeine Begriffe des Pöbels erhebet, und alles verabſcheuet was niederträchtig und laſterhaft iſt.

Die Religion hat nichts, als Hoheit: ſie zeiget wie man ſich mit ſeinem Herzen bis zu GOtt empor ſchwingen, die Eitelkeiten dieſer Welt großmüthig verachten, ſich von allen Sachen, welche die Natur einer unſterblichen Seele beflecken, enthalten, und dagegen ſich immer in einer hohen und wirkſamen Tugend üben ſoll.

Die weiſe Heiden hatten ungefehr davon gleiche Begriffe. Die Aufrichtigkeit, die Großmuth, die Freundſchaft und die Liebe des Vaterlandes, waren bey ihnen ſolche Tugenden, welche aus der wahren Hoheit des Geiſtes herfloſſen. Wie ſolches die Lehren des Socrates, Plato, Ariſtoteles, Cicero, Plinius, Seneca uud andre mehr, deutlich beweiſen. Die Abbildung groſer Leute, welche man bey dem Xenophon, Plutarch, Livius, Tacitus, Quin-

tilian, Curtius, Salluſt und andern alten Geſchichtſchreibern findet, haben etwas, das uns rühret, und die Tugenden der Heiden bewundern macht. Wir können nicht unſre Hochachtung einem Ariſtide, einem Phocion, einem Scipion, einem Cato, einem Auguſt, einem Antonin, einem Trajan, einem Titus und dergleichen verſagen.

Einige Stellen, die ich bey dem Plinius finde, haben mich ganz beſonders gerühret: Sie faſſen alles in ſich was man von der wahren Hoheit des Geiſtes ſagen kan.

„Du biſt Kayſer, ſagte er zu dem Trajan, du „kanſt alles; aber eben dieſes iſt die Urſache, „daß dir deſtoweniger zu thun erlaubet iſt. Wie „es eine Glückſeligkeit iſt, wenn man alles thun „kan, was man will; ſo iſt es im Gegentheil ei„ne wahre Hoheit des Geiſtes, nichts zu thun, „als was man thun ſoll. Weil du nicht höher „mehr ſteigen kanſt, als du geſtiegen biſt, ſo iſt „dir kein Mittel mehr übrig, um weiter zu kom„men, als daß du dich von dir ſelber herunter „läſſeſt; du biſt ſicher, daß du dabey nichts „von deiner Hoheit verliehren kanſt.

Ferner: „Nichts iſt gröſer und deiner würdi„ger, als daß du die entfernteſte Länder durch „deine Güte, und durch deine Großmuth haſt „zu vereinigen gewuſt. Du haſt die Wieder„wärtigkeiten des Glückes zu einem vortheil„haften Ausgang zu wenden gewuſt. Du haſt „alles

„alles angewandt, um dem römischen Volk „denjenigen Uberfluß zuwegen zu bringen, wel„cher ihm nicht sowohl den Stand der Men„schen, als der Bürger empfinden machte. Die„ser Ueberfluß ist dein eignes Gut, du nährest „nicht die Kinder der Bürger mit Blut und „Raub, wie die wilden Thiere ihre Jungen.

Ferner: „Deine Macht ist so eilfertig denen „Nothleidenden zu helfen, daß es genug ist, „wann du weist, daß einer von deinen Bürgern „elend ist, um ihn glücklich zu machen, oder „wenigstens seinen Zustand zu verbessern u. s. w.

Unter den christlichen Völkern haben die Spanier einen sehr hohen Geist, weil er aber nicht selten mit einem gleich grosen Hochmuth gepaaret ist, so kommt es, daß ein Spanier eben so leicht grausam, als großmüthig zu seyn pfleget.

Gracian in seinem Homme universel redet von der Hoheit des Geistes folgender gestalt:

„Die Hoheit des Geistes setzet ein gewisses „erhabnes Wesen zum Grund, welches dem „gemeinen Mann unbekant ist. Sie begnüget „sich nicht gutes einem Freund zu erweisen, son„dern sie hat sogar eine Freude, auch ihren Fein„den dergleichen zu thun. Diese Tugend, wel„che sich auf das Christenthum gründete, em„pfängt ihren vornehmsten Glanz von der Be„leidigung. Sie richtet darauf ihre starre Bli„cke, um aus der leichtesten Rache ein bewun„derswürdiges Werk der Grosmuth zu ma„chen

„chen. Sie verabſcheuet, als eine Feindin von „aller Prahlerey, ein gewiſſes aufgeblaſnes We„ſen, deſſen man ſich in glücklichen Begebenhei„ten, ſo leicht zu bedienen pflegt.

„Der Fürſt ſelbſt fürchtet nicht ſeinem Rang „etwas dadurch zu vergeben, wann er ſich bür„gerlich herunter läſſet. Er fürchtet nicht, aus „ſeiner Majeſtät heraus zu treten, wann er „ſich als ein Menſch zeiget, weil der Menſch „gröſer in ihm iſt, als der Monarch. Er kan „ohne Gefahr die Sitten einer Privatperſon an„nehmen, und ſich ſtellen, als ob er vergeſſen „hätte, daß er der Herr ſey. Es iſt gefährli„cher für die Groſen, wenn ſie zu hoch, als wann „ſie zu bürgerlich ſind. Die Niederträchtigkeit „iſt das verhaſſeſte Laſter, deſſen ſich diewahre „Hoheit ſchämet. Alle Art von Kleinmüthig„keit, Neid, Verrätherey und was ſonſt „eine kleine Seele zeiget, iſt derſelben der„maſſen entgegen, daß ſie ihren Abſcheu dar„gegen nicht verbergen kan. Ohne dieſe Gei„ſtes Hoheit iſt man nicht wirklich groß; mit „derſelben aber iſt man groß, man mag auch „ſo gering ſeyn, als man will.

Die Franzoſen haben ſtets groſe Gedanken und groſe Leute gehabt. Einer ihrer berühmte„ſten Schrifftſteller, und zugleich einer der be„rühmteſten Sittenmahler, ich meyne den La„bruyere, macht von der Hoheit des Geiſtes „folgende Beſchreibung: Die wahre Hoheit des „Geiſtes, ſagt er, iſt frey, angenehm, leut„ſelig,

„selig, bürgerlich: je genauer man sie erkennet, „desto mehr wird man sie bewundern; sie beu„get sich gegen diejenige die geringer sind, und „kommt allezeit wieder in ihr grades Wesen: Zu„weilen giebt sie alles hin, und scheinet gar nicht „dasjenige zu seyn, was sie ist. Sie ist aber „dabey immer im Stand, sich wieder zu zeigen, „und sich gelten zu machen. Ihr Wesen ist „edel und leicht: Sie macht sich ehren, und „flöset uns ein Vertrauen ein: Sie macht die „Fürsten groß, ohne daß sie uns empfinden „läst, daß wir klein sind. Eine falsche Hoheit „im Gegentheil, hat etwas wildes, das sich nicht „beykommen läst; weil sie ihre Schwäche füh„let, so verbirgt sie sich, oder zeigt sich wenig„stens nicht mit einer offnen freyen Stirn: Sie „lässet sich nicht sehen, als nur so viel es nöthig „ist, dasjenige zu scheinen, was sie nicht ist, „und dasjenige zu verbergen, was sie ist, nehm„lich eine wahrhafte Kleinigkeit.

Unter den Italiänern hat Tasso die Hoheit des Geistes mit diesen wenigen Worten schön ausgedrückt:

L'alte non temo, e l'humili non sdegno.

Nichts ist so hoch, um mich in Furcht zu setzen,
Und nichts so klein, um es gering zu schätzen.

Unsre meiste Grosen zeigen ihre Hoheit in einem ungemeßnen Pracht; die wahre Hoheit aber ist ihnen wenig bekannt. Wann sie sich

mit

mit einem ſteiffen Kopfe, mit aufgeworffnen Lefzen und mit groſen Augen, in einem glänzenden Aufzug und einem Gefolg von viel geputzten Leuten zeigen, und öfters wie im Triumf auf einem goldnen mit ſechs Pferden beſpannten Wagen zur Schau herum führen laſſen; ſo meynen ſie, und bilden ſich ein, ſie wären wirklich ſo hohe Menſchen, als ihre Titel lauten; allein wenn ihr Geiſt nichts hohes hat; wann ihre Gedanken niederträchtig und ihre Neigungen pöbelhaft ſich auslaſſen; ſo ſind ſie nichts anders als prächtig gekleidete Comödianten auf dem Schauplatz dieſer Welt.

Die falſche Hoheit hat heut zu Tage faſt alle Menſchen eingenommen; ſie wütet als eine anſteckende Seuche, nicht allein an den Höfen, ſondern auch in den bürgerlichen Staaten. Man ſehe nur, wie die Leute, die darinnen in Aemtern ſitzen, ſich brüſten und aufblähen; wie gebieteriſch und groſsherriſch ſie ſich geberden; wie ſie ſich verehren und tituliren laſſen; da giebt es lauter Herrſchafften, lauter Gnaden, lauter Excellenzen und dergleichen. Weis man doch nicht mehr, wie man einen wirklichen groſen Mann, der Vorzüge und Verdienſte hat, vor andern ehren und unterſcheiden ſoll.

Die ſonſt natürliche Holländer haben endlich auch den närriſchen Wind in Kopf bekommen. Ihre Rathsherren putzen ſich wie die Franzöſiſche Marquiſen, und wollen keine Bürger mehr, ſondern groſe Herren und Standsperſonen ſeyn;

vor ihren Abgeordneten muß ein ganzes Heer ausrücken, und sie gar mit vier Wirbeln verehren. Es ist eine solche kindische Hoheit unter Haer Exelenzien, daß es schier nicht anders läst, als wenn die Meistersänger eine Heldengeschichte vorstellen.

So gar die ehrbare und bescheidne Schweitzer, die bisher noch das einzige Volk waren, welche die albere Titelsucht nicht bey sich haben einreissen lassen, fangen nun auch an, ihre Rathsherren und Bürgermeister, wann sie auch gleich von dem niederträchtigsten Pöbel herstammen, hochwohlgebohrne Excellenzen und gnädige Herren zu betiteln. Wie werden endlich diese kleine fanatische Hoheiten wieder zu ihrer natürlichen Vernunft und Bescheidenheit herunter kommen?

Sehet, so vergessen die Republicken das edle bürgerliche und einfältig-gesellige Wesen, welches die Frucht einer glückseligen Freyheit ist, ohne welche keine wahre Hoheit statt finden kan: Sie lassen die falsche Hoheit bey sich überhand nehmen, und erwegen nicht, daß diese jederzeit den Umsturz aller freyen Staaten nach sich gezogen hat.

An den Höfen hat der Wohlstand die schändlichste Unterthänigkeiten und niederträchtigste Schmeicheleyen geadelt. Wahrheit, Aufrichtigkeit und Unschuld sind allda Kennzeichen eines blöden Verstandes. Wir verkauffen um ein

wenig

wenig Titel und Rang das edelſte Gut unſres Lebens, nehmlich die Freyheit. Wir ſuchen in der Sclaverey unſre Ehre, und helfen aus einem närriſchen Hochmuth dem ganzen menſchlichen Geſchlecht die Feſſel mit anlegen.

Unter allen Völkern ſcheinen mir die Engelländer noch die vernünftigſten zu ſeyn: Sie verehren die wahre Hoheit und eifern für ihre Freyheit. Sie lachen, wann ſich der Adel mit ſeinen Ahnen, und der Staatsmann mit ſeinen Titeln viel heraus nehmen will. Sie ſehen auf wahre Verdienſte, und auf alles, was die Republick kan glücklich machen. Sie halten die unumſchränkte Macht eines Königs, der keinen Geſetzen unterworffen iſt, für eine wahre Tyranney, und für eine Verletzung der Menſchlichkeit. Man findet in ihren Schrifften die gründlichſte Urkunde des Rechts der Natur. Sie haben einen König, der alle Macht hat, die Wohlfart ſeines Volks zu befördern; keine aber derſelben nachtheilig zu ſeyn. Das Volk ſtehet unter ſeinem Schutz, aber nicht unter ſeiner Gewalt: Er ſelbſt ſtehet unter den Geſetzen, und wann er darwieder handelt, ſo wird er zur Rechenſchaft gezogen. Seine Richter ſind die Stimmen des Volks, welches durch einen beſtändigen Auszug vernünftiger Männer ſich unter dem Namen eines Parlaments verſammlet, und die Rechte und Angelegenheiten des Reichs, ja gar die Beſoldung des Königs und die Erhaltung ſeines Hauſes beſorget. Einen ſolchen König kan die Natur leiden, und

ein

ein freyes Volk lieben. Er ſchickt ſich zum Haupt eines vortrefflichen Staats, wo man die Tyrannen verabſcheuet, und die Rechte des menſchlichen Geſchlechts für heilig hält. Hier vereiniget ſich Hoheit, Macht und Ehre in einem König der ein Richter, ein Beſchützer und ein Vater ſeines Volkes iſt.

Weisheit, Grosmuth und Menſchenliebe machen alſo den wahren Caracter der Hoheit aus. Ihr Weſen iſt ſo weit entfernet von der Niederträchtigkeit, als von einem närriſchen Stolz: ſie iſt eben ſo wenig verzagt und kleinmüthig, als unbarmherzig und grauſam.

Keine Hoheit iſt lächerlicher, als diejenige die ſich allein auf eine hohe Geburt beziehet. Ein Menſch, der mit einem langen Regiſter ſtolzer Ahnen pranget, deren Erhebung nicht ſelten das Verderben anderer Menſchen verurſachet hat, und der ſelbſt weiter keine rühmliche Eigenſchaften beſitzet, als daß er von durchleuchtigem Geblüt herſtammet; ein ſolcher Menſch hält ſich für gros und andre für klein: gleich als ob wir nicht alle einerley Urſprung hätten, und von gleichem Stoff wären.

- - - Cœleſti ſumus omnes ſemine nati
Omnibus ille idem pater eſt.

Lucr.

Er will, daß man ſeiner zufälligen Geburt halben ihm alle Thorheiten und Ausſchweiffungen

zu gut halten, und ſich wohl gar, wann es ihm einfält, von ihm berauben und plündern laſſen ſoll. Er ſagt, er müſte Standesmäßig leben: So viel Bediente, ſo viel Pferde und eine ſolche Tafel halten, wobey ein Dutzend müßige Leute aus Ueberfluß ſich kranck eſſen können; Mittlerweile daß etliche hundert, welche arbeiten, deswegen darben müſſen. Man muß ihm Geld geben, ihm dienen, und ſich wohl gar, wenn er mit andern Händel anfängt, ihm zu Gefallen ſich tod ſchieſen laſſen.

Sehet hier den wunderbaren Wahn der falſchen Hoheit. Sehet hier ein ganzes Land im Verderben, weil es der unbeſchränkten Macht eines Fürſtens unterworffen iſt. Komt man an ſeinen Hof, ſo wird man ſchier die Höflinge mit nichts beſchäfftiget ſehen, als diejenige Güter, die man dem Volk gewaltſam auspreſſet, mit ſchwelgender Wohlluſt heillos durchzubringen.

Dem Fürſten macht es der Adel nach; er borgt ſo lang man ihm leihet; ſoll er zahlen, ſo entſchuldiget er ſich, daß er Standesmäßig leben müſte. Der Cavalier fährt mit Kutſchen und Pferde, und ſeine Glaubiger gehen zu Fuß durch den Koth. Der Cavalier muß jährlich ſo viel neue Kleider haben, und ſeine Glaubiger haben mit einem etliche Jahr genug, und laſſen es ein paar mahl wenden, ehe ſie es ablegen. Der Cavalier tractirt prächtig, ſeine Tafel iſt mit den leckerſten Speiſen und beſten Weinen beſetzt;

beſetzt; ſeine Glaubiger behelffen ſich mit einem Stück Rindfleiſch und einem ſchlechten Franken Wein. Sind dieſe Leute nicht Narren, daß ſie ſich nicht auch zu Edelleuten machen laſſen, ſo könten ſie ihr Gut ja ſelbſten verthun, und im Fall der Noth ſich gleicher Vorzüge bedienen, um ſowohl ihr als andrer Leute Geld grosmüthig durchbringen.

Es komt in der Welt alles darauf an, daß man ſich erkühnet, eine gewiſſe Hoheit vorzuſpiegeln, und dadurch die Sinnen der Menſchen zu feſſeln, daß ſie einen für vornehm und vortrefflich halten. Wer ſo viel über andre Leute gewinnen kan, der darf unverſchämt ſich alles über andre Menſchen heraus nehmen. Er kan borgen, tractiren, Figur machen, und mit ſeinen Ehrentiteln prangen; ja gar andere Leute, wann er will, betrügen und hinter das Licht führen.

Que maudit ſoit le jour ou cette vanité
Vint ici de nos jours troubler la pureté
Dans le tems bien heureux du monde en ſon enfance
Chacun mettoit ſa gloire dans ſa ſeule innocence
Chacun vivoit content & ſous d'egales loix,
Le merite y faiſoit le merite des Rois.

Mais enfin par le tems le merite avili,
Vit l' honneur en roture & le vice annobli,
Et l'orgueil d'un faux titre appuyant ſa foibleſſe
Maitriſa les humains ſous le nom de nobleſſe.

Boileau Sat. V.

XXV.
Der Fürſt.

Emitur ſola virtute poteſtas.

Claud. III. de Conſ.

Alle Stände ſind vermengt: Man findet Böſe und Gute unter einander; zu Fürſten aber ſolte man allein die beſte Menſchen wehlen. Ein Fürſt iſt das Haupt eines ganzen Volks: Man erwartet von ihm die gröſte Vollkommenheiten.

So abſcheulich mir die Tyranney vorkomt, ſo zärtlich und ſo demüthig iſt bey mir die Verehrung für einen würdigen Fürſten: Aber eben dieſe zärtliche Verehrung macht, daß ich mir von ihm nur groſe und erhabne Eigenſchaften vorſtelle. Es wird mir erlaubt ſeyn, einen kurzen Abriß von einem ſolchen Fürſten zu machen. Ueberhaupt ſieht er demjenigen des unvergleichlichen Verfaſſers des Antimachievels vollkommen ähnlich. Ich habe nur noch einige Züge zu bemerken, die deſſen Perſon insbeſondere betreffen.

Erſte Eigenſchaft.

Ein Fürſt muß ſeine ganze Hoheit in der Glückſeligkeit ſeines Volks ſuchen.

Dieſe

Dieſe Pflicht begreift alle andre unter ſich, denn darum iſt er ein Fürſt. Er ſoll ſein Volk regieren, um es glücklich zu machen, um es zu ſchützen, um die Unordnungen zu ſteuren, um Recht und Gerechtigkeit zu handhaben, um die Tugend zu belohnen, und die Laſter zu ſtrafen.

Die Natur hat aus dieſen Abſichten denen Menſchen die Anleitung gegeben über ſich Fürſten zu ſetzen, und die Herrſchſucht gab ihnen Tyrannen: die Cronen waren vor Zeiten eine Vergeltung der Tugend; heut zu Tag haften ſolche auf der Geburt. Land und Volk iſt ein väterliches Erbtheil. Der Fürſt kan damit machen, was er will.

Ein böſer Fürſt ſieht nur auf ſich ſelbſt: Er iſt ein Fürſt für ſich und nicht für das Volk. Er macht ſich nicht allein fürchten, ſondern auch haſſen. Er will, daß alles vor ihm zittern ſoll; er leidet nicht, daß man ihm frey unter die Augen ſiehet: Er ſpricht nicht anders als mit einem fürchterlichen Thon, und mit einem grimmigen Geſicht.

In bocca ha ſempre le minaccie e l'onto
Traverſo il guardo e tenebroſo il ciglio.

Ein Menſch gilt bey ihm ſo viel als ein Stück Wild, welches er kaltſinnig auf der Jagd tödtet. Seine Unterthanen ſind in ſeinen Augen nicht viel beſſer als die Fröſche, mit welchen er zu ſeiner Kurzweil ſich die Zeit vertreibet. Wie der ſinnreiche la Mothe ſolches in einer ſeiner

Fabeln ſehr artig ausdrucket. Gleichwohl iſt es eine ausgemachte Sache, wie der vortreffliche Verfaſſer des Antimachiavels p. 2. erinnert, daß der Fürſt nichts weniger als der eigenthümliche Herr derjenigen Völker iſt, welche unter ſeiner Botmäßigkeit ſtehen. Er iſt nichts anders als ihr vornehmſte Obrigkeit, und ſie vereinigen ſich unter ſeiner Regierung, um von ihm beſchützt zu werden.

Die zweyte Eigenſchaft.

Ein Fürſt muß ſich nicht auf ſeine Räthe verlaſſen, ſondern ſich der Regierungsgeſchäfte ſelber unterziehen.

Ein Fürſt, welcher alles auf ſeine Räthe ankommen läſſet, und um nichts weiter bekümmert iſt, als wie er gut eſſen, trinken, ſchlafen und ſich den Lüſten ergeben möchte, verdienet nicht den Namen eines Fürſten: Man verachtet ihn, und ich ſehe keine Urſache warum man ihn verehren ſolte. Der hohe Stand, den keine Tugenden begleiten, iſt wie ein heßlicher Kopf, den viel Edelgeſteine bey einem reichen Aufputz zieren, und der ſich dadurch nur deſto mehr beobachten macht.

So wenig aber ein kluger Fürſt die Regierungs-Angelegenheiten andern überläſt, ſo wenig verachtet er auch die Rathſchläge vernünftiger

tiger Leute: Er trauet ſeinen eignen Einſichten nicht zu viel. Er iſt deswegen beſorgt, ſich die auserleſenſte und vortrefflichſte Männer, die er finden kan, zu Räthen zu erkieſen: Männer, welche die Welt kennen, welche denen Geſchäften gewachſen ſind, und eine weitläuftige Wiſſenſchaft mit Klugheit, Witz, Erfahrung nnd einer wahren Redlichkeit geſellen. Dieſe ſind zwar ſo leicht nicht zu finden: es wird ein wenig Mühe koſten, und der Fürſt wird allen ſeinen Verſtand darzu von nöthen haben. Allein es iſt dieſes eines der nöthigſten Stück, die zur Regierungskunſt erfordert werden. Er muß ſich deßwegen in einer ſo wichtigen Wahl weder von dem äuſerlichen Anſehen, noch von dem Glanz des Adels blenden laſſen. Die Tugend muß bey ihm mehr gelten, als zweymahl ſechszehen Ahnen, und ein ehrlicher Mann mehr als ein ganz Dutzend Schmeichler.

Ein böſer Fürſt iſt eigenſinnig, wild, aufgeblaſen, zornig. Er läſſet ſich nicht einreden; es iſt eben ſo gefährlich ihm zu wiederſprechen, als ſeinen Befehlen nicht ſchnur ſtracks nachzuleben. Er ſpricht, ich will: Das iſt genug. Er braucht demnach keine Räthe, ſondern nur Soldaten und Exequirer.

Ein weiſer Fürſt verlieret nie die wahre Hoheit ſeines Berufs aus den Augen: Sie gründet ſich auf die Wohlfart ſeines Volks. Sein Vergnügen iſt, dieſer Neigung ſich zu ergeben, ſie macht ihn ſo gros, als ſein Volk glücklich

Er weiß als Herr von ſeinem Cabinet und von ſeinen Handlungen, ſeine Räthe in Ehrfurcht zu erhalten: Er weiß denen ſchädlichen Wirkungen ihrer heimlichen Banden vorzukommen: Er weiß ihre eigennützige Anſchläge, ihre Ränke, ihre Verwickelungen, womit ſie alles verwirren, und aufhalten. Allein er muß öffters thun, als wüſte er ſolche nicht, und ſo lang mit Güte und Nachſicht darunter ſpielen, bis der Zeitblick da iſt, da er, ohne ſeinen Nachtheil und Schaden, ihnen durch den Sinn fahren, das Gute befördern, und ihre Cabalen zertrennen kan.

Ein einziger treuer Freund wär genug, ihm die wahre Beſchaffenheit ſeines Hofes bekannt zu machen; dann, wo nicht alle, doch die meiſte ſeiner Höflinge, erſcheinen vor ihm verlarvet. Die Kunſt ſich zu verſtellen und zu maſkiren iſt eine Kunſt des Hofs. Ein Fürſt hat deswegen einen Freund, oder ehrlichen Mann vonnöthen, der es aufrichtig mit ihm meynet, und dem er ſich anvertrauen kan. Ein ſolcher Vertrauter, oder Günſtig, wie man ihn zu nennen pflegt, darf nur einen guten Verſtand, und ein gutes Herz haben; hat er auch Erfahrung und Wiſſenſchaften dabey, ſo kan ihn der Fürſt deſto beſſer brauchen. Allein wie ſehr iſt nicht hier ein Fürſt zu beklagen? er findet dergleichen Leute ſelten: ſie finden allzeit Günſtlinge genug, die ihnen ſchmeicheln, aber ſchier niemahls einen Freund der das Herz hat, ihnen die Wahrheit zu ſagen. Plato hat ſchon zu

ſeiner Zeit davon die Urſache entdeckt. Er ſagt: Libertatem et amicitiam veram natura nunquam tyrannica guſtat.

Ein Fürſt, ſo hoch er immer iſt, muß ſeinen Rang nie über die Tugend ſetzen. Findet er dieſe, ſo findet er einen Freund, deſſen Adel ſich am beſten für ſeinen Purpur ſchicket.

Dritte Eigenſchaft.

Ein Fürſt muß die unbändige Heldenſucht vermeiden, und mehr ſuchen ſein eigen Volk in Ruhe zu beherrſchen, als fremde Länder zu erobern.

Unter allen Leidenſchaften, die einen Fürſten einnehmen können, iſt keine die mehr Unheil in der Welt anſtifftet, als der abſcheuliche Trieb Eroberungen zu machen. Nichts ſchmeichelt mehr die Eigenliebe der Könige, als dieſe unſinnige Heldenſucht. Die Vorſtellung einer groſen Macht; die weit ausgeſpannte Gränzen vieler Völkerſchaften und Provinzen; ein zahlreiches und glänzendes Heer; die Anſtalten zum Krieg; die ſtolze Aufzüge der Befehlshaber; der prächtige Adel, der ſich aus Eitelkeit klein macht, um den Fürſten deſto gröſer zu machen; die Siegeszeichen einer erfochtenen Schlacht; die Unterwerffung einer eroberten Stadt; die Dankfeſte, wo die Andacht ſelbſt Triumflieder anſtellet, um das Blutbad zu heiligen, welches die Menſchen unter ſich angerichtet haben; das

Lob der Dichter und der Zuruf eines aufgebrachten Pöbels, den das Donnern der Canonen unter dem betäubenden Klang der Glocken, und kriegeriſchen Inſtrumenten jauchſen macht. Alles dieſes blendet und rühret einen hochmüthigen Fürſten. Er höret nicht das Schreyen der Nothleidenden; er komt nicht an die Gegenden, wo die Natur ſelbſt über die Wuth und Grauſamkeit der Menſchen ſich entſetzet; wo der Jammer eines ganzen Volks die Seufzer gen Himmel ſchickt, und das Blut der gräßlich Ertödteten um Rache ſchreit. Nein, an ſolche abſcheuliche Gegenden komt der Fürſt nicht ſelbſt. Er ſiehet nur ſeinen Ruhm; er höret nichts als die Lobeserhebungen ſeiner Schmeichler und Befehlshaber. Dieſe umringen ihn allenthalben. Vernunft, Gerechtigkeit und Menſchenliebe finden ſich wenig in dieſer Geſellſchaft: Und ſiehet ja zuweilen des Fürſten Blick neben durch, und höret von ungefehr das kümmerliche Wehklagen der Nothleidenden, ſo kommen doch alſobald tauſenderley andre Dinge ihm wieder vor die Augen, die ihn von der Betrachtung ſolcher betrübten Vorwürfe hurtig abrufen.

Unſelige Heldenſucht! Elende Tapferkeit! Was Wunder, da jener griechiſche Weiſe, der gelehrte Ariſtoteles, ſeinen jungen Schüler aus Macedonien in dieſer ſchädlichen Tugend unterrichtet, dieſer nachmahls von einem Räuber beſchuldiget wurde, daß er der gröſte unter allen Räubern ſey? Kan auch etwas närriſcher

als

als dieſes Hirngeſpinſt der Ehre ſeyn? Bäche von Blut: aufeinander gethürmte Hauffen von ertödteten Leichnamen: Brandplätze, Schutt und Graus in verheerten Städten und Dörfern: verwüſtete Länder: Armuth, Elend und Jammer allenthalben: Sehet hier die traurige Früchte, womit die Helden ihre Siegeszeichen aufrichten.

Vierdte Eigenſchafe.

Ein Fürſt muß Land und Leut beſchützen, aber niemahls ohne Noth ſeine Perſon einer Gefahr ausſetzen.

So verwerfflich die abſcheuliche Heldenſucht iſt, wann ſie einen Fürſten einnimt, ſo ſehr erhebet ihn die wahre Tapferkeit. Als das Haupt ſeines Volks iſt er verbunden, ſolches ſowohl nach der Gerechtigkeit zu regieren, als gegen eine ungerechte Gewalt zu vertheidigen. Es iſt eine Glükſeligkeit für denſelben, wann er daſſelbe in Ruhe und Ordnung beherrſchen kan; Es ſolte ihm als einem Fürſten nicht beyfallen, diejenige Bürger, die ſich ſeiner Regierung anvertrauet haben, zu ſeinen eignen Länderſüchtigen Abſichten zu mißbrauchen. Allein, wenn es darauf ankomt, Land und Leut und Rechte zu beſchützen, ſo wird bey dieſen Umſtänden ſeine Tapferkeit aufgefordert, und das ganze Volk richtet die Augen auf ihn. Hier iſt es ſchön, wenn man ihn mit unverzagten Muth, ohne Schwachheit und ohne Wildheit, vor der Spitze ſeines Heeres ſiehet; doch nicht ſowohl um ſelbſt zu fechten, als ſolches zu regieren.

Iſt aber ein Fürſt kein Kriegesheld, ſo muß er als das Haupt ſeines Volks der Sache mit Rath und Weisheit helfen, und ſeinem Heer einen tüchtigen Feldherrn vorſetzen. Die Groß-muth, die Menſchenliebe und die Wiſſenſchaften bringen einem Fürſten noch mehr Ruhm als die Kunſt zu kriegen.

Ein Fürſt iſt verbunden ſein Leben um ſo viel ſorgfältiger zu bewahren, je mehr die gemeine Wohlfart von deſſen Erhaltung abhänget. Er muß deswegen, wann er bey ſeinem Heer iſt, ſich keiner Gefahr ausſetzen, ſondern alles mit der gröſten Behutſamkeit vornehmen. Carl der XII. König in Schweden focht in einer Schlacht wie ein Dragoner, und ſtarb in den Laufgräben wie ein Menſch der den Tod heraus forderte. Dieſes heißt den Heldenmuth den Helden ſelbſt aufopfern: Guſtav Adolph, einer ſeiner vortrefflichſten Vorfahren, brachte in der Schlacht zu Lützen, ſich und ſeine Bundsgenoſſen, um alle Vortheile, weil er ſich zu weit in die feindliche Hauffen einſtürzte und darüber das Leben verlohr.

Es kan kein gröſer Unglück ſein, als wann ein Fürſt in einem Gefecht umkomt; indem dadurch das ganze Heer auf einmahl auſer der Macht des Befehls geſetzet wird, und in Gefahr ſtehet, durch allerhand Verwirrungen und Mißhelligkeiten zerrüttet zu werden. Ich halte deswegen dafür, daß Ludwig der XIV. es am klügſten gemacht habe, daß er ſich in groſen

ſen und wichtigen Unternehmungen zwar nahe bey der Armee aufzuhalten pflegte, um die Befehle, nachdem die Sachen liefen, deſto hurtiger zu ertheilen, aber niemahls doch ſich ſelber einiger Gefahr ausſetzte. Ich will nicht ſagen, wie hoch insgemein die Siege zu ſtehen kommen, wodurch man einen König zum Helden macht.

Fünfte Eigenſchaft.

Ein Fürſt muß ein guter Haußhälter ſeyn. Er iſt der Oberaufſeher der öffentlichen Gefälle, und der Ausſpender der Vergeltungen wahrer Verdienſten.

Die Haußhaltungskunſt iſt einem Fürſten um ſo viel nöthiger, weil er gleichſam den Haushalter des ganzen Staats vorſtellet. Er muß deswegen in allen Stücken ſich einer genauen Ordnung befleiſſen: überflüßigen Pracht und Aufwand, nebſt der Grund verderblichen Schwelgerey meiden: Keine Schulden machen, keine Landgüter und Höfe, die ihm eigen ſind, vielweniger ganze Ländereyen und Dorfſchaften verſetzen: Die Güter ſeiner Unterthanen nicht mit ſeinen eigenthümlichen verwirren: Das Volk nicht mit unerlaubten Schatzungen und ſchweren Auflagen bedrängen, noch die öffentliche Gefälle zu ſeiner eignen Ueppigkeit verſchwenden, ſondern zu des Landes Sicherheit und Wohlfart gebrau-

brauchen. Hierinnen beſtehet die ganze Haushaltung eines weiſen Fürſten.

Gleichwie das Haupt ſeine Sorgfalt auf alle Gliedmaſen des ganzen Cörpers erſtrecket, ſo wird auch ein wahrer Fürſt ſich die Wohlfart ſeines ganzen Staats überhaupt und eines jeden Bürgers insbeſondere angelegen ſeyn laſſen. Dieſes kan nicht beſſer geſchehen als durch eine ordentliche Haushaltung, und durch eine genaue Verwaltung der Gerechtigkeit. Er läſſet nicht nur einen jeden bey dem ruhigen Beſitz des ſeinigen, ſondern er ſucht ihn auch dabey mit aller Macht zu ſchützen. Die Gelder, die er von ihnen aufhebt, dienen dazu, die öffentliche Aemter, die Angelegenheiten des Staats, und eine durchgängige gute Policey zu unterhalten. Er beſoldet damit die Räthe und Amtleute, die Lehrer in Kirchen un Schulen, die Gerichtsdiener und Soldaten: Er belohnet damit die Tugenden und Verdienſte. Er zeiget durch ſeine Ordnung und weiſe Haushaltung womit er den ganzen Staat regieret, wie ein jeder Bürger für ſich ſein Hausweſen wohl einrichten, und ſeine Einnahmen und Ausgaben vernünftig gegen einander abmeſſen ſoll. Er giebt ihnen Exempel der Mäßigkeit, und einer vernünftigen Lebensart. Er unterläßt dasjenige ſelbſt, was er will daß ſeine Bürger unterlaſſen ſollen, und widerſtehet großmüthig allen Mißbräuchen, welche ſowohl den Hof, als das Volk ins Verderben ſtürzen.

Ein

Ein böser Fürst ist auch ein böser Haushälter. Er betrachtet die Habseligkeiten seiner Unterthanen, wie sein eigen Gut, und verschwendet beyde. Nichts ist ihm zu kostbar, seine Wohllust zu vergnügen. Er plündert sein Volk, um groß zu scheinen, und setzet ein ganzes Land auf das Spiel, um seinen Begierden und Eitelkeiten nichts zu versagen.

Ist der Fürst ein Geitzhals, so ist er seinem Land eben so schädlich. Er füllet Küsten und Kasten und Gewölber mit Gold und silbernen Geprägen. Er entziehet dadurch dem Volk alle Nahrung: der Umlauf des Geldes ist gehemmet, alles Gewerbe stehet still. Die Unterthanen sollen immer geben, und herbey schaffen, ob sie gleich nichts einnehmen noch verdienen. Aus den Arbeitshäusern werden Hospitäler, und aus den Kirchen und Schulen, Armen- und Wayserhäuser. Der Fürst selbst genieset nicht seiner Reichthümer, indem er solche verschliesset; und der ganze Staats-Cörper bekommt die Auszehrung, weil die Nahrungs-Säffte fehlen.

Die Verschwendung ist zwar bey einem Fürsten ein Laster, das nicht so schändlich lässet; allein es ziehet gleichwohl alles Unheil und Verderben nach sich, welche die Folgen der Unordnung und der Verwirrung zu seyn pflegen. Keine Verschwendung ist ohne Ungerechtigkeit. Wo aber Unordnung und Ungerechtigkeit herrschen, da muß endlich Land und Leut, und Fürst und alles zu Grund gehen. Ich habe Fürsten

ge-

gekannt, die ihre Regierung mit Pracht und Ueppigkeit anfiengen, mit Drang und Zwang ihrer erſchöpften Unterthanen fortführten, und mit dem Ruin ihrer Länder, bey unzehligen Schulden endigten; dergeſtalt, daß dieſe in langer Zeit nicht mehr konten in Aufnahme gebracht werden; da im Gegentheil diejenige, die einen geitzigen Fürſten hatten, nach deſſen Tod leicht wieder empor kamen; indem deſſen Nachfolger die hinterlaſſene Schätze darzu gebrauchten, Handel und Wandel einzuführen, und denen von Mitteln entblöſeten Einwohnern wieder zur Nahrung zu verhelfen.

Sechste Eigenſchaft.

Ein Fürſt muß einen fürſtlichen Pracht zeigen, ohne dabey in das Kleine und Niederträchtige zu verfallen.

Ein geziemender Pracht iſt einem groſen Fürſten anſtändig: In ihm vereiniget ſich die ganze Macht des Volks. Der Menſch wird durch das was in die Sinnen fällt, zum Gehorſam und zur Ehrerbietung bewegt. Das äuſerliche Anſehen eines Fürſten muß demnach ſo beſchaffen ſeyn, daß man auch an ſeiner Perſon und an ſeinem ganzen Weſen keine andre Vorwürffe findet, als die ihn Verehrungswürdig machen. Dieſer Glanz, dieſe Hoheit, dieſe Majeſtät, die ſein ganzes thun begleitet, zeiget ſowohl von der Liebe und Hochachtung, als von der Glückſeligkeit ſeiner Bürger. Dieſe ehren

ſich gleichſam ſelbſt in der Herrlichkeit, welches ihr Oberhaupt umgiebet. Unwürdiger Fürſt, der dadurch verleitet wird, die Güter ſeines Volks zu mißbrauchen, und ſolches zu unterdrücken.

Ein weiſer Fürſt richtet ſeinen Hofſtaat nach ſolchen Einkünften ein, die ihm theils ſeine eigne Güter abwerffen; theils aber nach ſolchen, die ihm das Volk freywillig zuſtehet; um dadurch ſowohl die Majeſtät ihres Fürſten zu vermehren, als den Umlauf des Geldes zu befördern, zu welchem der Fürſt durch ſeine Ausgaben den erſten und ſtärkſten Bewegungstrieb zu geben pflegt. Ein kluger Fürſt, der einen gewiſſen Aufwand macht, welcher für ſein Land erſprieslich iſt, der ſetzt dadurch alles in Bewegung, die Künſte und Wiſſenſchaften blühen; der Handwerksmann hat die Hände voll Arbeit; der Landmann verdienet bey ſeiner ſchweren Arbeit ein Stück Geld; und der Kaufmann theilet den Genuß aller Früchte, Arbeit und Reichthümer in dem ganzen Land aus. Es iſt hier ein gewiſſer Mechaniſmus, welcher auf eine ſehr leidliche Art das Geld beſtändig in die Cammer eines Fürſten leitet, und durch die kluge Ausgaben deſſelben wieder dem Volk in die Hände ſpielet. Wie das Herz, welches das Blut durch alle Glieder treibet.

Nichts ſchändet mehr den Pracht eines Fürſten als die Armuth des Volks. Solte er nicht auf die Gedanken kommen, daß ſein Ueber-

muth und ſeine Verſchwendungen ſolches mit verurſachen; oder wann dieſes nicht iſt, daß es zum wenigſten mit auf ihn ankäme, deſſen Verderben zu verhüten, und ſolche Anſtalten vorzukehren, daß die armen und Notheidenden verſorget würden. Der Hochmuth hat leider alle Menſchen verdorben Die Groſen bilden ſich ein, er lies ihnen ſchön, und die Geringen halten ihn für die Ehre ſelbſt. Niemand iſt mit ſeinem Zuſtand zufrieden. Der Groſe will immer gröſer, und der Vornehme immer vornehmer ſeyn. Nichts kan unſre Begierde ſättigen. Der Hochmuth fordert den Geitz heraus: Man muß Geld haben, ein groſes Anſehen zu unterſtützen, ſeine Titel zu erhöhen, und ſeine Vortrefflichkeiten zu behaupten. Wo will man aber das Geld hernehmen, wann die Einkünfte mangeln? Will ein Fürſt das Volk mit ſchweren Auflagen preſſen, um einen unnützen Pracht zu zeigen? O fürwahr ein ganzes Land iſt nicht vermögend, ſo viel aufzubringen, als ein üppiger Hof allein verſchwenden kan. Will ein Fürſt ſeinem Pracht nicht Maaß und Ziel ſetzen, ſo muß er nothwendig Land und Leut ruiniren.

Ein Fürſt iſt an und für ſich ſelbſten groß: Er braucht keiner äuſerlichen Zierrathen um ſeinen Stand zu erhöhen. Die Hoheit haftet auf ſeiner Perſon. Die Macht ſeines Volkes die ſich mit ihm vereiniget, iſt genug ihn Verehrungswürdig zu machen, wenn ihn auch gleich kein äuſerlicher Glanz umgiebet. Ein Cu-

rius

rius war nicht weniger ein Feldherr der mächtigen Römer, ob er gleich bey seinem Camin sich damit ein Geschäfte machte, Rüben zu braten, und es hinderte nicht den frommen Antonin, Kayser von Rom zu seyn, ob er gleich allen eitlen Pracht gering schätzte.

Siehet ein Fürst wohl aus, und hat ein erhabenes und majestätisches Wesen, so ist es desto besser. Nur muß er nichts gezwungenes haben; seine Hoheit muß natürlich seyn; und das Ansehen seiner Person mehr die Gröse seines Gemüths, als seiner Reichthümer zeigen. Wann er sich immer geschmückt wie die Damen, und die kleine Putzmännergen, oder wie die Helden auf der Schaubühne sehen lässet, so benimmt ihm eine so niedrige Sorgfalt im Kleinen vieles von der Ehrerbietung im Grosen. Wie er sich im Gegentheil einer gleichen Verachtung aussetzen würde, wann er sich allzunachläßig und unachtsam, oder wohl gar schmutzig und unsauber kleiden solte, wie ein gewisser Fürst, der öfters ohne Unterkleider, und wie er aus dem Bette aufstund, seinen Leuten Gehör ertheilte; Es ist seiner Hoheit und Würde gemäß, auch in dem äuserlichen einen gewissen Wohlstand zu beobachten, die ihm die Ehrerbietung beybehalten, und der Verachtung derjenigen, die um ihn sind, entziehen kan.

Siebende Eigenschaft.

Ein Fürst muß die Gerechtigkeit lie-

ben und handhaben, deswegen iſt er ein Fürſt.

Die Gerechtigkeit iſt gleichſam die Seele eines weiſen Fürſten, dann in dieſer Eigenſchaft ſtellet er den groſen Beherrſcher der Welt vor: Er iſt der Richter ſeines Volks: Er ſchaffet den Waiſen Recht, er ſchützet die Wittwen und die Fremdlinge; er rächet den Elenden und Armen. Er ſchlichtet der Bürger Sache nach Recht und Billigkeit, und erhält unter ihnen beydes die Ordnung und den Frieden.

Ein böſer Fürſt weis nichts von dieſer himmliſchen Tugend. Er kennet nicht was Recht iſt, er thut was er will: Er überläſſet die Sorgen der Regierung und der Verwaltung der Gerechtigkeit ſeinen Räthen und Beamten; die mögen das Volk ſtrafen, und mit Scorpionen züchtigen: Sie mögen recht richten oder nicht, darum bekümmert er ſich wenig. Er iſt Fürſt, um ſeinen Wohllüſten gemächlich abzuwarten, und dadurch ſeinen groſen Muth zu zeigen, daß er das Herz hat, Land und Leut zu verderben. Wie kan er das Unrecht beſtrafen, welches er ſelbſt begehet? wie kan er das Gute belohnen, welches er ſelber nicht kennet?

Man bedenket nicht, daß keine Bürde ſchwerer iſt, als die Laſt einer Crone So ſehr ein Fürſt über alle andre Menſchen erhaben iſt, ſo verächtlich wird auch derſelbe wenn er ſeiner Würde nicht gewachſen iſt; wann er die

Boͤ-

Bosheit herrſchen, und die Gerechtigkeit mit Füſſen tretten läſſet: Seine Regierung wird abſcheulich, und ſein Name ein Fluch bey denen Nachkommen.

Ich habe nicht nöthig zu erinnern, daß ein Fürſt auch ein ehrlicher Mann, ein erhabener Bürger und ein guter Chriſt ſeyn müſſe. Dieſe Eigenſchaften ſoll er nicht allein mit allen vernünftigen Menſchen gemein haben, ſondern er muß dieſelbe auch in einer ſo hohen Vortrefflichkeit beſitzen, daß er billig darinn den Rang, als Fürſt und Haupt ſeines Volks, über alle andre Menſchen ſolte behaupten können.

XXVI.

Der Held.

- - Tendit in ardua virtus.
Et talis meriti gratia major erit.

Ovid. de Ponto L. II. El. 2.

Es ſind gewiſſe groſe und edelmüthige Leute in der Welt, welche die Schrift das Salz der Erden nennet: dieſe erhält die gütige Vorſehung noch dem menſchlichen Geſchlecht zum beſten; weil es ſonſt ſeinen Jammer und Elend nicht würde abſehen können: ja es würde ohne ſie in Gefahr ſtehen, durch die abſcheulichſte Verwirrungen und Laſter gar aufgerieben zu werden, wie ſolches die Geſchich-

ten der wilden Völker bezeugen, die ohne Ordnung, und ohne Geſetze gelebet, und wie die reiſſende Thiere ſich einander ausgerottet haben.

Dieſe groſe und edelmüthige Leute ſind die Virtuoſen unter den Menſchen und die Weiſen unter den Starken: Sie regieren das menſchliche Geſchlecht durch ihre Rathſchläge, und beſchützen ſolches mit einem tapfern Muth; Sie formiren die Sitten der vortrefflichſten Leuten und verhindern durch ihre Vernunft die Ausſchweiffungen eines raſenden Pöbels. Mit einem Wort: Sie ſind Helden.

Ein Held iſt, wie ihn Cicero beſchreibet, ein ſtarker und grosmüthiger Mann, gut, einfältig, ein Freund der Wahrheit und redlich in allem ſeinen Thun (*). Die Natur hat ihn über andere Menſchen, wie die Fürſten das Glück erhoben. Sein ganzes Weſen zeigt etwas edles, etwas hohes, etwas Verehrungswürdiges. Lieb und Ernſt, Freundlichkeit und Majeſtät, Gerechtigkeit und Güte beleben alle ſeine Handlungen. Sein groſer Geiſt herrſchet über ihn ſelbſt, wie über andre Menſchen. Es iſt billig, daß man ihn ehret, und daß der Schwächere ſich von ihm regieren läſſet.

Zwey

(*) Virum fortem & magnanimum, eundem bonum ſimplicem, veritatis amicum & minime fallacem *Cicero L. I. de Off.*

Zwey Sachen gehören zu einem Helden, er muß vortreffliche Eigenschaften besitzen; er muß solche zum besten des menschlichen Geschlechts anwenden: Es geschehe nun solches im Krieg oder im Frieden, durch tapfere Thaten oder durch weise Rathschläge.

Wo nicht die Tugend glänzt, da sind ich keinen Helden.

Der Begriff von einer Tugend setzet nothwendig eine Uebereinstimmung der Vernunft mit unsern Thaten voraus; Folglich ist der wahre Heldenmuth sehr weit von der Leichtsinnigkeit und von dem Frevel unterschieden; folglich sind öfters diejenige am wenigsten Helden, die man insgemein in der Welt am meisten dafür zu halten pfleget.

Ein wahrer Held thut alles mit Vernunft und aus gerechten Beweggründen. Er lässet sich nicht durch Zorn und Rache aufbringen, noch durch Neid und Mißgunst verleiten, etwas ihm unanständiges zu thun. Ihn blenden weder Schätze, noch Hoheit, noch eine falsche Ehre. Er weis nichts von Eigensinn und stolzer Aufgeblasenheit. Sein ganzes Wesen zeigt, eine edle Seele in der gröſten Einfalt. Verstellung, Betrug, Lügen, Doppelsinnigkeit, Schmeicheleyen und dergleichen sind nur Eigenschaften einer niedrigen Gemütsart: Ihm sind dergleichen Regungen unbekant. Der ehrliche Mann ist bey ihm so groß als der Held. Die

Menſchenliebe und die Großmuth ſind die Regeln aller ſeiner Thaten: dieſen opfert er willig ſeinem Eigennutz, ſeine Ehrſucht und ſeine Gemächlichkeit auf.

Siehet er ſich vor der Spitze eines Heers, dann dieſe Stelle gebühret ihm, ſo iſt ihm auch das Blut der geringſten Soldaten viel zu koſtbar, als daß er ſolches ohne Noth verſchwenden ſolte. Er iſt wohl tapfer, aber nicht grauſam. Er hat keine Freude am Würgen und Morden; Er macht ſich keine Ehre daraus, ſeinen Degen mit der Feinde Blut zu färben, noch ſelbſt mit wildem Muth in die feindliche Legionen einzuſtürmen. Er iſt bey dem Heer, um ſolches zu regieren, nicht aber das Blutbad mit eigner Fauſt zu verherrlichen.

Ein wahrer Held ſetzet ſich niemals ohne wichtige Urſache in Gefahr. Er wagt ſein Leben nicht aus blinder Verwegenheit. Er weis daß ſein Leben ein Gut iſt, welches bey ihm alle Güter gelten macht. Alle Tugenden, alle Gaben, alle Weisheit, alle Rathſchläge gründen ſich auf das Leben. Höret dieſes auf ſo fällt auch alles andre hin. Es iſt demnach eine groſe Thorheit, ein Leben gering zu achten, das man zu ſo viel herrlichen Dingen, zur Verehrung GOttes, zum beſten der Menſchen, und zu ſeinem eignen Vergnügen anwenden kan.

Ein falſcher Heldenmuth weis nichts von dieſen edlen Empfindungen. Er kennet weder die

Pflich-

Pflichten der Menschlichkeit noch der wahren Ehre. Er ist überhaupt unwissend in allem was uns die Gerechtigkeit und Weisheit lehren. Er eilet aus blinder Wuth, der Gefahr und dem Tod entgegen. Er prüfet nicht die Ursachen seiner Handlungen. Er schätzet das Leben für etwas geringes; indem er weder dessen Werth noch rechten Gebrauch erkennet; ja er macht sich sogar aus dieser Verachtung einen besondern Ruhm; nicht anders als ob die Ehre gröser sey, wie ein tollkühner Mensch zu sterben, oder als ein vernünftiger Mensch, zum besten des Vaterlandes zu leben. Dieses ist der närrische Ehrenpunct, welchen ein unsinnig Brafer für seinen Abgott hält. Diesem opfert er sein Glück, sein Leben und alles auf. Er kehret sich an keine Gesetze: er trotzet, er pochet, er flucht; er will über alles hinaus; alles soll sich vor ihm schmiegen und biegen.

- - Iracundus, inexorabilis, acer.
Jura neget sibi nata, nihil non arroget armis.

Die Zeiten, darinnen wir leben, haben einen der gröſten Kriegshelden hervor gebracht: Ich rede von Carl dem XII. König in Schweden. Als Feldherr und Soldat machte er ganz Norden zittern: Er gab seinen Nachbarn einen König nach seinem Gefallen, und stieß denjenigen vom Thron, der ihm zuwieder war. Das Glück seiner Waffen war so schnell, so gros und so ungemein, daß sein bloser Name schon die Feinde schreckte, und sie, wo er im

Anzug war, in die Flucht brachte. Ein ſo unerhörtes Glück vermehrte ſeine Einbildung. Er glaubte, daß ihm nun ferner nichts mehr widerſtehen könte. Er trotzte die Zeiten, die Menſchen, die Gefahr und den Tod.

Die Schlacht bey Pultawa war das traurige Ziel ſeiner herrlichen Siegen. Er wurde von denen ihm ſo verächtlichen Ruſſen geſchlagen. Alles gieng verlohren: Volk, Waffen, Befehlshaber, Geld, Canzley: Nichts blieb übrig als ſein unüberwindlicher Eigenſinn. Er floh in die Türkey, und meynte die Pforte gegen ſeine Feinde aufzuwickeln. Er ſprach mit den Mahometanern, als ob ſie ſeine Unterthanen wären. Er bedrohte ſie, er ſchalt auf ſie, er wehrte ſich gegen ſie aus ſeinem Hauß; nicht als ob er es mit einem mächtigen Reich, ſondern mit einem Haufen Räuber zu thun hätte. Das ganze Gebäude ſtund ſchon in lichten Flammen; alles krachte und blitzte neben ihm herum im Feuer. Der König wolte ſich nicht ergeben: Endlich brach er mit dem Degen in der Fauſt auf die Belagerer los, und wurde, da er fiel, ihr Gefangener.

Mehr entrüſtet als gedemüthiget lehrte er ſeine Wache ihn als einen König ehren. Nach einer geraumen Zeit, da man ihn Tod geglaubet, kam er auf einmal in Europa wieder zum Vorſchein. Er verlies die aſiatiſche Gränzen, durchreißte als ein gemeiner Mann, ohne erkannt zu werden, einen groſen Theil von Un-

garn

garn und Teutschland. Man sah ihn wieder bey seinem Volk, so gebietend und so unerschrocken als vorher. Seine Wiederwärtigkeiten hatten ihn nicht geändert. Ohne Truppen, ohne Geld und ohne Bunds-Verwandten, widersetzte er sich der Macht dreyer grosen Potentaten. Sie wolten ihn zum Frieden zwingen; allein er wuste nicht nachzugeben. Er konte nichts als befehlen.

Da es ihm unmöglich war, dasjenige zu erhalten, was er in Teutschland hatte, fiel er in Norwegen ein, und belagerte Friedrichshall. Wie andere ein Lustfeuer mit ansahen, so betrachtete er hier in denen Laufgräben das Feuer, welches die Belagerten machten. Das Verhängnis erbarmte sich endlich über diesen wunderbaren König, noch mehr aber über das arme Volk, welches seiner Heldensucht aufgeopfert wurde. Eine Falconetkugel warf ihn zu Boden, und befreyete damit die Dänen von ihrem Feind, und die Schweden von ihrem unglücklichen König.

Also starb Carl der XII. der seinem verkehrten Heldenmuth, die Wohlfahrt seiner Länder, das Blut vieler tausend Menschen, und endlich sich selbst aufgeopfert hat.

Der Prinz Eugenius von Savoyen, der unter den grosen Feldherrn unserer Zeiten einem wahren Helden mit am nächsten kam, wird dem ungeacht bey verschiedenen vorgefallenen

Kriegs-

Kriegshandlungen, die ſeinen Namen unſterblich gemacht haben, einer Verwegenheit beſchuldiget. Die Schlacht bey Belgrad 1717. hatte allerdings etwas, daß derſelbe nicht ganz unähnlich ſah. Allein, er wuſte die Schwäche ſeines Feindes, der nicht das Herz hatte ihn anzugreiffen. Er wagte es alſo, da er ſeinen Vortheil erblickte, ihn ſelbſt anzugreiffen, und zeigte ſeinem Heer die Nothwendigkeit ſich durchzuſchlagen. Dieſes brachte ihm einen herrlichen Sieg zuwegen. Seine Kriegshandlungen in Teutſchland und in Italien waren beſſer abgepaßt. Die Lage der Länder und die Eigenſchaft der Völker waren hier bekannter. Der Engeländiſche General, Herzog von Marlborough ſchickte ſich trefflich zu ihm: er mäßigte durch ſeine kaltſinnige Vernunft, den hitzigen Muth des Prinzen; wiewohl demſelben dieſes Feuer bey zunehmenden Jahren dergeſtalt vergieng, daß ich ſchier dieſen ſonſt ſo muntern Helden, in ſeinem letzten Feldzug am Ober-Rhein, mehr für einen alten Schulmeiſter, als für einen groſen General angeſehen hätte. Er ſchien gleichſam nur bey der Armee zu ſeyn, um die groſe Preuſſen und die ſchlechte Crays-Völker zu ſchonen.

Hätte man ein wenig mehr Mäßigung und Vorſichtigkeit gebraucht, um die Türcken bey Grotzka anzugreiffen, ſo würde man vielleicht Belgrad nicht in denen Händen eines Volckes ſehen, das nicht allein unſre Kunſt zu kriegen gelernt, ſondern auch unſere Fehler ſich trefflich zu Nutz

zu machen weis. Die bloſe Herzhaftigkeit macht noch lang keinen Helden; ohne Klugheit iſt ſie vielmehr ſchädlich. Man entſchuldiget ſich übel mit Unglück und Zufällen, wann ſie natürliche Folgen unſerer Handlungen ſind.

Die Herzhaftigkeit macht einen Soldaten, die Klugheit aber einen General: Man muß deswegen eine wilde Herzhaftigkeit denen gemeinen Soldaten nicht allein zugut halten, ſondern auch vor einer Schlacht ihnen mehr Fleiſch, Bier und Brandewein, als ſonſt reichen laſſen, um ihre Lebensgeiſter dadurch aufzumuntern; denn leere Cörper haben kein Feuer, und unterliegen bald bey annahendem Gefecht. Allein mit denen Befehlshabern hat es ſchon eine andere Bewandtnis: dieſe haben allen ihren Verſtand und alle ihre Vorſichtigkeit vonnöthen, um ihren Poſten wohl wahrzunehmen; und müſſen alſo den Kopf mit überflüßigen Dünſten, die von vielem Eſſen und Trinken herrühren, ſich nicht beſchweren. Ein Feldherr inſonderheit muß ſich durch keine ungeſtümme Regungen hinreiſſen laſſen. Er muß Meiſter von ſich und ſeiner Herzhaftigkeit ſein, und bloß allein ſeine Gedanken auf die glückliche Ausführung eines weiſen Unternehmens richten.

Der Herr von S. Evremond, der in der Kunſt die Menſchen zu ſchildern, nicht ſeines gleichen hatte, machte einen Vergleich zwiſchen dem Prinzen von Conde, und dem Marſchall von Turenne, zwey der gröſten Feldherrn ihrer

Zeit

Zeit. Es finden ſich darinnen verſchiedene Stellen die ſich beſonders hierher ſchicken.

„Die Geſchäftigkeit des Prinzen ſagt derſel„be, erſtrecket ſich weiter als die Nothwendig„keit der Sachen es erfordert; der andere iſt ſo „geſchäftig, als er es ſeyn ſoll: Er vergiſſet „nichts überflüßiges: Er ſuchet als Meiſter von „denen Strapatzen des Krieges, ſowohl als „von der Zucht, das feindliche Heer zu ver„derben, und das ſeinige zu erhalten. Man „kan ſich gegen die Ueberfälle des erſten nicht ge„nug in acht nehmen: Seine Kühnheit und „ſein Muth ſchmeiſſet alles darnieder, was „man ſich auch einbildet, ihm entgegen zu ſe„tzen; der andere ſucht ſich aus aller Gefahr zu „wickeln: Er findet Mittel zur Sicherheit, wo „alle Anzeigen ſind, daß er verlieren würde. „Man mag dem Prinzen Truppen geben wie „man will, alte oder neue, bekannte oder un„bekannte, ſo führet er ſie zum Treffen mit ei„nem gleich ſtolzen Muth. Mit wenig Truppen „im Gegentheil, denen Turenne nicht trauet, ſucht „er ſich auſſer Gefahr zu ſetzen, und mit wenig „guten, die bey ihm ein Vertrauen erweckt, „unternimmt er als etwas leichtes, was unmög„lich ſcheinet.

„So viel Eifer der Prinz auch hat Schlach„ten zu liefern, ſo wird Turenne deren doch „noch mehr geben; weil er ſich darzu beſſer „weiß die Gelegenheit zu bereiten. Alles muß „bey ihm dem Nutzen der Sachen weichen: Er

„ver-

„verträgt das Murren seiner Neider, die üble „Dienste seiner Feinde, den Verdruß derjeni„gen, denen er dienet, nur um einen wahren „Dienst zu leisten. Der Prinz hat mehr Auf„merksamkeit auf die Befehle des Hofes, bis „sich eine Gelegenheit ereignet: Alsdann höret „er nichts als seinen Muth, und hält sich nicht „verbunden jemand von seiner Handlung Re„chenschaft zu geben, als seiner eignen Ehre.

Der Ruhm des Herrn von Turenne ist jeder„zeit mit dem Nutzen seiner Verrichtungen ver„knüpft. Man wird ihm verlieren müssen, um „seinen Werth recht zu erkennen, und es wird „ihm sein Leben kosten, einen so vollkommenen „Ruhm, wie er verdienet zu erwerben (*).

Sehet hier zwey grose Feldherrn, deren jeder nach seiner Art unvergleichlich war: ob sie gleich in ihrer Art zu denken und zu handeln sehr weit von einander entfernet waren. Die Klugheit, wie wir bereits angemerket haben, ist eigentlich die Haupt-Tugend eines Feldherrn, wie die Herzhaftigkeit diejenige eines Soldatens ist. Es äussern sich aber nichts desto weniger im Krieg auch solche Fälle, wo der Feldherr ebenfalls für seine Person eine besondere Herzhaftigkeit zeigen, und so braf thun muß, wie ein gemeiner Soldat.

Sci-

(*) S. Evremond oeuvres melées, T. V. 65.

Scipio kan uns hier abermahl zum Exempel dienen. Dieſer wuſte als ein Feldherr zu commandiren, und auch als ein Soldat zu fechten. Niemahls hatte ein groſsmüthiges Herz, eine würdigere Urſach, ſich in ſeinen eignen Muth zu verlieren, als da es darauf ankam, ſeinen Vater zu retten. Dieſer regierte als Feldherr das römiſche Heer. Er hatte ſich zuweit mit denen Feinden eingelaſſen; er wurde von ihnen umringet. Scipio erblickte ihn in dieſer Gefahr. Er hatte keinen Augenblick zu verlieren. Hundert Reuter die er ungefehr bey ſich hatte, waren viel zu langſam in einem ſo zärtlichen Umſtand ihm beyzuſpringen. Er ſtürtzte mit ſchneller Wuth allein in den feindlichen Hauffen, welcher ſeinen Vater umgeben hatte: er machte ſich Raum mit dem Degen in der Fauſt und rettete ſeinen Vater in dem Augenblick, da man ihn niedergehauen wolte.

Dieſer Scipio bezeigte eine gleichmäſsige Herzhaftigkeit, nach der unglücklichen Schlacht bey Cannes, da die Römer von dem Hannibal waren überwunden worden. Er hatte ſich mit einigen vornehmen Befehlshabern, die mit ihm der Gefahr entronnen waren, in eine Berathſchlagung eingelaſſen, um der gemeinen Sache wieder aufzuhelffen. Mittlerweile kam man ihm andeuten, daſs Metell mit einem Trupp junger Römer, welche aus den vornehmſten Geſchlechtern waren, ſich entſchloſſen hätten, Rom zu

verlaſſen, und ſich zu Schiff zu begeben, um Schutz bey einigen benachbarten Königen zu ſuchen. Dieſe Nachricht ſetzte alle Kriegs-Häupter in Verwirrung, und gab Gelegenheit zu neuen Rathſchlägen. Scipio aber ſtund auf, und ſprach: Es iſt nicht Zeit mit vielen Ueberlegungen ſich aufzuhalten, wann die Gefahr auf das äuſſerſte gekommen iſt. Wo euch, fuhr er im Eifer fort, das Heil von Rom noch anlieget, ſo laſſet uns alles daran ſetzen; laſſet uns keinen Augenblick verlieren; laſſet uns den Metell aufſuchen. Scipio gieng damit hin, und hatte nur ein kleines Gefolg. Er fand die junge Römer noch beyſammen: ſie waren eben im Werk begriffen, ihr ſchändliches Vorhaben auszuführen. Er nahete ſich ihnen mit einem ſtolzen und erhabnen Weſen, und, indem er den Degen zog, rief mit einer lauten und beherzten Stimm: Ich ſchwöre Rom nie zu verlaſſen, und werde auch nicht zugeben, daß einer unſrer Bürger ſolches verlaſſe; wo ich anders thue, ſo zerſchmettere mich Jupiter und zerſtöre auf das ſchrecklichſte mein Haus, mein Geſchlecht und alles was ich habe. Wiſſe Metell, fuhr er mit gleichem Eifer fort, daß ſowohl du, als alle ihr, die ihr hier zugegen ſeyd, eben dieſen Eid thun, oder durch dieſes Schwerd umkommen müſſet. Des Scipio Gegenwart, ſein Muth und ſeine Reden ſchreckten die ganze Verſammlung dermaſſen, als ob Hannibal ſelbſt vor ihren Augen ſtünd. Alle ſchwuren wie es Scipio von ihnen verlangte,

und untergaben ſich der Anführung dieſes Helden (*).

Die dritte herzhafte That dieſes groſen Römers findet ſich in eben dieſem Buch. Er hielt die Stadt Liturgis in Spanien belagert. Die Soldaten, nachdem ſie dreymal waren zurück geſchlagen worden, wolten keinen Sturm mehr wagen. Dieſe Zaghaftigkeit verdroß den Scipio. Wie! ſprach er zu ihnen: Seyd ihr es, ihr Römer, die ihr mir geholffen habt Cartago einnehmen, und jetzo fürchtet ihr euch die Mauren einer mittelmäßigen Stadt zu erſteigen? Indem er dieſes ſagte, riß er, mit einem verächtlichen Zorn, einem von ſeinen Reutern den Schild aus der Hand, und rief ganz entrüſtet ſeinen Soldaten zu: ſie ſolten ihm die Leitern anſchlagen; er wolte der erſte ſeyn hinauf zu klettern; er beſtieg ſolche auch wirklich mit einem unerſchrocknen Weſen. Die Römer aber ſahen nicht ſobald ihren Feldherrn in Gefahr, ſo ſchrien ſie aus vollem Halſe, er mögte ſich doch zurück ziehen, ſie wären bereit Sturm zu lauffen, und die Stadt zu erobern.

Sehet hier die Wirkungen einer wahren Herzhaftigkeit, wodurch Scipio ſeinen groſen Heldengeiſt zeigte, da er ſonſt bey allen andern Gelegenheiten ſein Leben mit äuſſerſter Behutſamkeit zu ſchonen wuſte. Wie ſolches deſſen Aufführ-

(*) T. Livius L. XXVIII.

führung bey Carthago bezeugte, wo er sich unter währendem Sturm durch drey grose und starke Soldaten mit ihren Schilden bedecken lies. Der Abt von S. Real macht über diese Handlung eine Anmerkung die hier eine Stelle verdienet.

„Scipio, sagt er, schätzt das Leben so hoch „als es würdig ist gehalten zu werden: niemahls „war eine Sorgfalt gerechter und gegründeter. „Er schonte seines Lebens um den Hannibal zu „zwingen die Vortheile seiner sechszehen jährigen Siegen mit Schande zu verlieren, um vor „seinen Augen und in seinem eignen Land sein „Heer, welches für unüberwindlich gehalten wurde, nieder zu machen, und endlich Carthago, „so bereits Rom in die äusserste Noth gesetzet „hatte, eben diesem Rom zu unterwerffen. Er „schonte seines Lebens um die Gränzen des römischen Staats bis in die Mitte von Asien, „welches denen meisten Europäer noch unbekant „war, unter dem Namen seines Bruders, ausbreiten. Mit einem Wort, er schonte seines Lebens, um solche Exempel der Großmuth, „der Mäßigkeit, der Uneigennützigkeit, der „Standhaftigkeit, der brüderlichen Liebe und „so vieler andern unschätzbaren Tugenden auf-

(*) Oeuvre de l'Abbé de S. Real. T. V. de la Vertu.

‚zuweiſen, daß ſie auch die Nachwelt in Ver‚wunderung ſetzen muſten.

Der wahre Held iſt demnach von einem frechen, tollkühnen und verwegenen Menſchen weit unterſchieden. Alle ſeine Anſchläge werden mit Klugheit überlegt, und mit Tapferkeit ausgeführet. Sein Endzweck gehet in allem auf die gemeine Wohlfart; er ſuchet den Frieden unter der abſcheulichen Nothwendigkeit des Krieges.

Sehet ihn vor der Spitze eines mächtigen Heers: er unterſucht deſſen Beſchaffenheit, er überleget genau, wie viel er mit demſelben unternehmen kan. Er richtet darnach alle ſeine Anſchläge ein. Seine Entſchlieſſungen ſind zuweilen langſam, zuweilen hurtig, nachdem es die Gelegenheit und die Umſtände erfordern. In ſeinem Thun folget alles aufeinander: alles gehet ordentlich, alles geſchwind von ſtatten.

Liefert er eine Schlacht, ſo geſchiehet ſolches mit gröſtem Vorbedacht, und wann er es für gut findet: nicht aus Noth gezwungen, oder aus unzeitigem Eifer. Er wehlet dazu die vortheilhafteſte Lage: er ſtellet ſein Heer in Schlachtordnung: er durchſtreicht alle Linien: er ermuntert ſeine Soldaten zum Treffen: er ſpricht ihnen einen Muth ein: er erinnert ſie ihrer Schuldigkeit. Ein erhitztes Blut wallet in

ſen,

seinen Adern: seine Augen sind voll Feuer: sein ganzes Wesen ist kriegerisch. Wo er sich zeiget, da werden seine Leute beherzt; er selbst aber muß seinen Muth zurück halten: die Klugheit begleitet ihn: sie will gleichen Antheil an seinen Siegen haben: sie richtet alle seine Bewegungen ein: sie stellet ihm alles gegenwärtig vor die Augen.

Virtus animusque in pectore præsens.

Die Schlacht beginnet: man höret den donnernden Knall des groben Geschützes die Losung zum Angriff geben. Das Geräusch der Waffen, das Wiehern der Pferde, der kriegerische Schall der Trompeten und Paucken schrecket die Kleinmüthigen und ermuntert die Herzhaften zum Streit. Die Hauffen regen sich von allen Seiten, sie treffen auf einander mit ganzen Gliedern: Man höret nichts mehr als ein fürchterliches Gebrüll. Der Dampf erfüllet die Luft, das Feuer wird allgemein und das Morden abscheulich. Der Held ist zugegen. Ihm wird bald ein Freund, bald ein Diener von der Seite geschossen. Hier werden Männer und Pferde und dort ganze Linien getrennet, zerfetzt und als vom Donner niedergeschlagen. Das Geschrey der Fechtenden, das Geheul der Verwundeten, das Rasseln der Wägen welche in die Flucht eilen, das Wehklagen der Weiber, die noch mehr aus Furcht als für ihre Männer weinen; alles dieses beweget die Na-

tur, und macht auch die Tapferſten weichherzig.

Der Held bejammert den Verluſt ſo vieler Menſchen: das Mitleiden regt ſich bey ihm; allein ſeine Pflicht, ſein Amt und ſeine Ehre rufen ihn zu andern Betrachtungen. Er iſt in ſteter Bewegung. Er ſiehet, er höret alles; er giebt Befehle auf Befehle; und indem er ſolche austheilet, hat er immer den ganzen Plan von der Schlacht vor Augen. Nichts verwirret ihn in einem ſo wichtigen Geſchäft, nichts macht ihn Kleinmüthig. Er ſucht allenthalben gegenwärtig zu ſeyn, und wo er ſelbſt nicht hinkommt, da fliegen ſeine Befehlshaber auf und ab. Denen Fechtenden ſchreyet er zu, denen Flüchtenden ruft er nach. Er ſelbſt ſcheuet keine Gefahr: er wagt ſich, ſo viel als es einem Feldherrn erlaubt iſt ſich zu wagen.

Doch weder Tapferkeit noch Klugheit helfen; die Sachen lauffen übel. Die Soldaten ermüden im Streit: der eine Flügel wanket, der andre iſt ſchon getrennet. Die Schlacht ſcheinet verlohren... Der Held giebt darum die Hoffnung noch nicht auf. Sein Muth erhitzet ſich von neuem. Er ſuchet die Ordnung der zerſtreueten Hauffen wieder herzuſtellen. Er bringet die Flüchtigen wieder zuſammen: Er führet ſie abermahl an den Feind. Er thut alles was möglich iſt, demſelben den Sieg aus

den

den Händen zu reiſſen; allein das Verhängnis ſtreitet wieder ihn. Nur ein Weg iſt ihm noch offen. Er weichet, aber er weichet als ein Held; ſein Abzug gibt ihm die Ehre eines halben Sieges: er verlieret die Schlacht, und erhält ſeine Armee. Sein hoher Geiſt verfällt nicht in die Schwachheit eines über ſeinen Unfall aufgebrachten Gemüths. Weder Zorn noch Kleinmuth bringen ſolches in Unordnung. Er beuget ſich unter der Hand eines GOttes der den Sieg giebt wem er will.

Begleitet aber ein günſtigeres Verhängnis ſeine Waffen; ſieht er den Feind in der Flucht und ſich als Ueberwinder auf dem Kamfplatz, ſo iſt er darum nicht hochmüthiger. Er ſucht ſich ſeines Siegs zu bedienen, aber nicht zu überheben. Er läßt einen Theil ſeiner Soldaten die Flüchtigen verfolgen. Er verhindert die andern Soldaten, daß ſie nicht ihre Poſten verlaſſen, und zur Unzeit auf Beut und Plünderung auslauffen. Er hemmet die Wuth und Mordſucht der Fechtenden. Er ehret auch die Tugend an ſeinem Feind. Das Glück der Waffen macht ihn zu keinem trotzigen und unbarmherzigen Ueberwinder: die Unſchuldigen zu beſchützen, denen Nothleidenden beyzuſpringen, die Ordnung und die Menſchlichkeit unter ſeinen Soldaten mitten im Gefecht, mitten unter den beſiegten Feinden zu erhalten: dieſes ſind die Regungen ſeines groſ-

müthigen Herzens. So denket, ſo ſieget ein Held. Unächte Begriffe, die uns andere Vorſtellungen von der Tapferkeit geben: Unwürdige Schmeichler, die durch ihr verdammtes Lob die verruchteſte Tyrannen zu Helden machen.

Moraliſcher

Schildereien,

Zweyter Abſchnitt.

Cum Statuas & imagines, non animorum ſimulacra ſed corporum ſtudioſe multi ſummi homines reliquerint: conſiliorum relinquere ac virtutum noſtrarum effigiem non multo malle debemus.

Cicero pro Archia.

I.

Abbildung des Königs in Pohlen.

Man kan ſagen, daß die Natur dieſen Fürſten zu einem König gemacht, und daß diejenige Unrecht hatten, die ihm dieſe Würde ſo lang verweigert haben. Der Bau ſeines Leibes iſt ſtark, unterſetzt und wohlgewachſen. Alle Gliedmaſſen an demſelben haben eine abgemeſſene Verhältnis. Die Züge ſeines Geſichts formiren eine ſolche Bildung, die mit einmahl etwas groſes und erhabenes ausdruckt. Man findet darinn nichts als männliche Zeichen: einen groſen Mund, ſtarke Leſzen und Augenbraunen, eine hohe Stirne und breite Kienbacken. Nur die Augen miſchen in ihr lebhaftes Feuer einen Blick, der huldreich und freundlich iſt.

So hat die Natur dieſen König gezeichnet. Die Beſchaffenheit ſeines Gemüths kommt damit vollkommen überein. Er hat ein ganz königliches Weſen. Er iſt tapfer, groſsmüthig,

angenehm, gefällig, und der liebenswürdigſte Fürſt von der Welt.

Ich ſcheine hier dem König zu ſchmeicheln. Ich will mich mit ſeinen Fehlern rechtfertigen. Er hat ſeine Religion verändert, er iſt den Wohllüſten ergeben, er übertritt das ſechſte Gebott, ohne einmahl Böſes zu denken. Was kan man hier zu ſeinem Ruhm anmerken, ohne den Laſtern das Wort zu reden? Auguſt hat gemeine Fehler, und ungemeine Tugenden. Er iſt ein Menſch, aber dabey ein groſer König: Seine Fehler ſind Fehler ſeines gleichen: ſie haben nichts wildes, nichts grauſames.

Auguſt, ſagt man, hat die Religion verändert! Ich würde es zugeben, wann ich gewiß wüſte daß er zuvor eine gehabt hätte. Es iſt bekannt, daß er von Jugend auf ein kleiner Freygeiſt war, der nicht mehr glaubte, als was viele unſrer Fürſtenkinder insgemein zu glauben pflegen; nemlich daß ein GOtt im Himmel ſey, ſie aber, als Fürſten auf Erden, thun könnten was ſie wolten. Auguſt hatte demnach, als er zu der römiſchen Kirche übergieng, eigentlich noch keine Religion: man kan alſo nicht von ihm ſagen, daß er die ſeinige verändert hätte; er nahm nur eine an. Wie eifrig aber er ſich darinn erzeiget, lehret unter andern das Exempel mit ſeinem groſen Hund, dem er den Roſencranz um den Hals hieng, da ihn ſein Beichtvater erinnerte, der Meße mit beyzuwohnen.

Wir

Wir könnten dergleichen Begebenheiten noch verschiedene anführen, um zu beweisen, daß die Herren Catholicken eben keinen gar eifrigen Proselyten an Sr. Königl. Majestät gemacht haben.

Daß August denen Wohllüsten ergeben ist, solches hat er ebenfalls mit den meisten Grosen gemein. Er ist von einem sanguinischen Temperament; doch muß man dieses von ihm anmerken, daß er bey allen seinen Lustbarkeiten, wo andre sich vergessen, sich selbsten nie vergisset. Er besitzt sich vollkommen und zeiget in allem daß er König ist. Ich unterwinde mich nicht seine Liebeshändel zu rechtfertigen; dergleichen Ausschweiffungen lauffen deutlich wieder die Gesetze unseres Glaubens, welcher auf ein keusches und unschuldiges Leben dringet. Wenn man aber bey einem Laster auch die Tugend loben könnte, so müste man sagen, daß August seine Liebhabereyen vortrefflich zu wehlen wisse.

Es sind Ausschweiffungen, sie mögen so schön seyn als sie wollen; darinn aber ist der König zu loben, daß er nicht, wie es ehemals der Churfürst sein Bruder, wegen der Neitschin gethan, der Königin, seiner Gemahlin, übel begegnet, ja nicht einmahl derselben etwas von seiner Hochachtung und Ehrerbietung entziehet: August ist in der That großmüthig, und es kostet ihn jedesmahl ein grausames Leiden, so oft ihn eine neue Leidenschaft hinreisset, welche

che das Opfer der vorigen verlanget. Wort und Zuſage mit den theureſten Verſicherungen und Eydſchwüren gelten nicht länger als die Neigungen des Königs. Er iſt darinn wie andre Menſchen, welche etwas zukünftiges verſprechen, das nicht in ihrer Macht ſtehet, um einer gegenwärtigen Luſt zu genieſſen, welcher ſie nicht wiederſtehen können. Die Schönen glauben dasjenige was ſie wünſchen, und werden betrogen: ſie beklagen ſich darüber mit Unrecht, weil ſie in gleichen Fällen es ihren Liebhabern eben ſo machen. Wolten wir aufrichtig mit einander handeln, ſo müſten wir uns von unſern zukünftigen Neigungen nichts verſprechen, wie jener gewiſſenhafte Liebhaber, deſſen Braut deswegen wieder zurück gehen wolte, weil er ihr nicht verſprechen könnte, ſie beſtändig zu lieben; dann dieſes, ſprach er, wär eine Sache, die mehr auf ſie als auf ihn ankäme. In der That: Die Liebe läſſet ſich durch nichts binden, ſie iſt frey: ſie beherrſchet uns, auch wieder unſern Willen. Man muß eine ſtarke Seele haben, wenn man Meiſter von der Liebe ſeyn will, welche die Könige aus ihrer Hoheit ſetzt, die Helden zu Sclaven macht und die Weiſen bethöret. Hier ſiehet man das wahrhafte Kleine in dem eingebildeten Groſen. Eva zeigte dem Adam die verbotene Frucht, und er lies ſich verführen.

Ich habe alle die berühmte Liebhaberinnen des Königs geſehen. Die erſte war die Gräfin Königsmark, die Mutter des berühmten Graf Moritzens von Sachſen: ſie war im Jahr

1718.

1718. am Hof zu Dresden: ſie und die Fürſtin von Teſchen hatten beyde von der galanten Welt, in welcher ſie eine kurze Zeit ihre Annehmlichkeiten hatten verehren ſehen, ihren Abſchied bekommen. Man ſah kaum mehr auf ihren Stirnen noch die Spuren der Möglichkeit, daß ſie auf dem Schauplatz dieſes galanten Hofs in einigen Auftritten die vornehmſte Spielerinnen geweſen waren. Sie erſchienen jetzo nur noch als zwey philoſophiſche Zuſchauerinnen, denen die Höflichkeit, wegen dem traurigen Verluſt ihrer vormaligen Annehmlichkeiten, noch mit ihrem Witz und ihrer ſtarcken Vernunft zu ſchmeicheln ſuchte. Die Gräfin von Coſel ſah ich von ungefähr in Halle, wo ſie als eine von Hof verwieſene Liebhaberin des Königs ſich hingeflüchtet hatte: ſie hielt ſich daſelbſt ganz verborgen in einer abgelegenen Straſe bey einem Bürger, unweit dem Ballhaus auf. Ich gieng faſt täglich zu einem guten Freund, der gleich neben bey wohnte. Das Gerüchte breitete ſich aus, daß ſich daſelbſt eine fremde Schönheit aufhielt, die ganz verborgen lebte. Das Studenten-Volk iſt vorwitzig. Ich ſah ſie etlichmahlen mit gen Himmel aufgeſchlagenen Augen in tiefen Gedanken hinter dem Fenſter ſtehen; ſobald ſie aber gewahr wurde, daß man ſie betrachtete, ſo trat ſie erſchrocken zurück. Auſſer den Leuten, die ihr das Eſſen über die Straſe brachten, ſah man niemand als einen wohlgekleideten Menſchen bey ihr aus und eingehen, den wir für ihren Liebhaber hielten. Man kan keine ſchönere und erhabenere

Bil-

Bildung ſehen. Der Kummer, der ſie nagte, hatte ihr Angeſicht blaß und ihren Blick ſehnend gemacht; ſie gehörte unter die bräunlichen Schönen, ſie hatte groſe ſchwarze lebhafte Augen, ein weiſes Fell, einen ſchönen Mund und eine fein geſchnitzte Naſe. Ihre ganze Geſtalt war einnehmend, und zeigte etwas groſes und erhabenes.

Es muß dem König nicht leicht geweſen ſeyn, ſich von ihren Feſſeln los zu machen: Sie war eine Holſteinerin, aus dem Geſchlecht Bruchsdorf: ſie hatte den Herrn von Hoym in Sachſen geheyrathet: ihre Begebenheiten hat uns der Herr von Pölnitz in dem galanten Sachſen beſchrieben. Sie erhielt ſich neun Jahr in des Königs Gnade, und beherrſchte die Sachſen, die Pohlen und den König. Ein ſolches auſerordentliches Weib verdienet in den Geſchichten unſrer Zeiten eine eigne Stelle. Ihr Exempel iſt lehrreich für groſe Herren, weil hier eine einzige Buhlſchaft ſo viel als eine ganze Armee zu unterhalten koſtete. Unſägliche Summen giengen darauf, um die Hochachtung zu zeigen, welche der König für dieſes Weib hatte.

Der an den teutſchen Höfen herum geirrte geiſtliche Ritter, Abt und Graf von Bouquoit, macht aus ihr ſeine Heldin, er nannte ſie eine ſtarke Frau, gab ihr gute Lehren und ſprach ihr

von

von den Wegen GOttes (*). Die Sittenlehre an den Höfen iſt von der gemeinen Sittenlehre ſehr unterſchieden: ſie richtet ſich nach den Umſtänden und Leidenſchaften der Groſen. Die Heiden haben ihren Königen zu Gefallen, die Laſter vergöttert, und die Chriſten machen die Fehler groſer Leute zu Heldentugenden. Was man an dem Pöbel ſtraft, bewundert man öfters an den Fürſten unter einem andern Namen.

Die Gräfin von Dänhof war diejenige Heldin, welcher endlich die ſchöne Coſelin weichen muſte: Sie kam derſelben weder an Schönheit noch an Gemüthsgaben bey. Die Gräfin von Dänhof hatte als eine Tochter des Cronmarſchalls, den ſtärkſten Anhang in Pohlen. Der Feldmarſchall Flemming, den die herrſchſüchtige Coſelin gegen ſich aufgebracht hatte, ſuchte ſie zu ſtürzen, und die Gräfin von Dänhof darzu zu gebrauchen. Die Politic und des Königs natürlicher Wankelmuth mogte alſo wohl den meiſten Antheil an dieſer Liebe haben. Die Gräfin von Dänhof hatte eine friſche Farbe, ein munteres Aug und ein aufgeraumtes We-

(*) Lettre à la Comteſſe de * * * Die Briefe dieſes auſſerordentlichen Heiligen, der im Grund ein ſehr ehrlicher Mann war, ſind einzeln gedruckt, und dörften mit der Zeit ſehr rar werden, wenn anders kein Liebhaber ſeiner Schriften ſolche nebſt ſeinem wunderbaren Lebenslauf, zuſammen heraus gibt.

ſen: ſie lachte und ſcherzte gern, wie das rechte ſächſiſche Wort lautet: Papogayen, Affen, Mohren, kurzweilige Leute und dergleichen waren ihr Zeitvertreib. Viel Geiſt und hohe Gedanken hatte ſie eben nicht. Doch war ſie ſehr angenehm, und hatte keinen Mangel an guten Einfällen. Sie liebte den König ſehr, und konte für Schrecken ohnmächtig werden, wann ſie ſich nur vorſtellte, ihn zu verlieren: ſie machte ihm im übrigen keinen Verdruß, mengte ſich in keine Staats-Geſchäfte, und war weder herrſchſüchtig noch eiferſüchtig; ſondern ihre ganze Neigung gieng dahin, um den König zu vergnügen. Ihre eigne Schweſter, die Littauiſche Feldherrin muſte ſogar mit darzu behülflich ſeyn. Dieſe beyde Schweſtern waren immer um den König. Die Littauiſche Feldherrin war klein und zart von Perſon, aber nicht übel gebildet: ſie hatte Muth für zehen Männer, und man ſagt, daß ſie einmahl die Poſt von Warſchau bis nach Danzig geritten ſey. Sie flog, wann ſie zu Pferd ſas.

Das Glück der Dänhofin dauerte nicht ſo lang, als dasjenige ihrer Vorgängerin. Die ſchöne Dieskau kam im Jahr 1720. an die Reihe der königlichen Buhlerinnen. Dieſes Fräulein vereinigte in ihrer Geſtalt alle Reitzungen und Schönheiten einer Sächſin; der prächtigſte Bau des Leibes trug einen Kopf, den man nicht ſchöner mahlen kan. Die Augen blitzten von einem Feuer, das mehr Unſchuld als Ueppigkeit zeigte; allein Geiſt und Lebhaftigkeit hatte ſie ungleich

gleich weniger, als ihre Vorgängerinnen, deswegen muste sie auch bald der Fräulein von Osterhausen weichen, die zwar nicht so glänzend schön, aber dargegen ein so annehmliches, schmeichlendes Wesen hatte, daß sie das Herz des Königs bis an sein Ende würde behauptet haben, wann die Triebe der Buhlerey sich nicht mit den zunehmenden Jahren des Königs erschöpfet, und ihn in einer Sache kaltsinniger gemacht hätten, darinn er sonst ein so groser Held, als groser König war.

II.

Abbildung des Feldmarschalls Grafen von Flemming.

Viele wundern sich, wie dieser Mann habe so groß werden können. Denn es kommt schier alles hauptsächlich auf ihn an. Es ist wahr, der Feldmarschall hat eben keinen gar tiefsinngen Verstand noch eine weit sich ausbreitende Staatskunde. Allein er hat desto mehr Witz und Lebhaftigkeit. Er ist dasjenige in einem vollkommenen Grad, was man einen artigen Hofmann nennet: munter, aufgeräumt, angenehm, auch, wann es an das Trinken geht, lustig, wild und ausschweiffend. Er siehet wohl aus, und hat eine gute Bildung, seine Lineamenten sind zart und bezeichnen mehr einen Wohllüstigen als Ehrgeitzigen: Er ist mittelmäßig von Statur, wohl untersetzt und

fleiſchigt, ohne dick zu ſeyn. Friſch und geſund von Farbe, und ſtets zur Freude geneigt, wann er in Geſellſchaft iſt. Er hat ein ſehr leutſeliges gefälliges Weſen. Er iſt hurtig im Feuer, aber auch bald wieder zu begütigen. Mit einem glücklichen Scherz kan man bey ihm mehr ausrichten, als durch weit hergeholte Vernunftſchlüſſe. Im Grund iſt er aufrichtig. Er glaubet aber daß er ſich als ein Politicus verſtellen müſte. Seine Verſtellungen ſind alſo nicht natürlich noch fein genug. Für einen Soldaten iſt er zu verwegen und zu unvorſichtig. Er macht keinen Plan, ſondern läſt es darauf ankommen, wie Zeit und Glück und Zufälle es fügen. Man weis deswegen auch von wenig groſen Thaten zu ſprechen, die er verrichtet hat. Die Schweden haben ihn ziemlich in die Schule geführet. In Pohlen hat er unſägliche Summen, meiſtens unnöthig verſchwendet, und ſeinem Herrn die Crone theuer erworben. Weil er ſich die ſchwerſte Dinge leicht vorſtellet, und dabey ſich zuviel auf ſeinen Witz verläſſet, ſo iſt er ſehr kühn groſe Sachen zu unternehmen. Man muß ihm das Recht wiederfahren laſſen, daß er ſtets geſchäftig und voller Anſchläge iſt. Er hat dabey einen hurtigen Begriff und iſt von einer geſchwinden Entſchlieſſung. Er iſt von Natur großmüthig, freygebig, gütig, zugleich aber auch hefftig, jäh zornig und eigenſinnig, wenn man ſich ihm zuviel wiederſetzet, und nicht die Zeit abwartet, in welcher man etwas bey ihm ausrichten kan. Die Arbeit macht ihm nicht viel zu ſchaffen. Er iſt der Unruhe von

Ju-

Jugend auf gewohnt. Wann er in einem Tag hundert Menſchen anzuhören und Beſcheid zu geben hat, ſo iſt ihm dieſes nicht mehr Arbeit, als wenn andre einem Schauſpiel mit beywohnen. Er ſchläft öfters nur auf einem Seſſel, und wenn etwas vorfällt, daß man ihn aufweckt, ſo iſt er ſo munter und ſo aufgeräumt, daß man ihm von keiner Schläfrigkeit nichts anmerket. Dergleichen Leute ſind für die Geſchäfte und für die groſe Welt gebohren. Es iſt gewiß, daß der Feldmarſchall wohl hunderterley Perſonen; unter hundert aber kaum einer einen Feldmarſchall abgeben könnte. Auf ſeiner Canzley ſah es Tag und Nacht geſchäftig aus. Hier war die hohe Schule für junge Leute, welche zu den wichtigſten Geſchäften ſolten zugericht werden. Der Feldmarſchall war ein guter Lehrmeiſter und machte vortreffliche Schüler. Ich kante darunter den Herrn von Suhm, der nachgehends Geſandter an verſchiednen Höfen wurde. Ich meyne nicht, daß ich je einen artigern und angenehmern Hofmann gekennet hätte. Er hatte alles dasjenig an ſich, was die Franzoſen einen homme poli und einen fin courtiſan nennen.

III.

Der unglückliche Gelehrte am Hof.

Oder:

Einige Nachrichten von dem geheimen Rath und Ober-Ceremonienmeiſter, Freyherrn von Gundling.

Dieſer unglückſelige Staatsmann hat unter allen Sterblichen eine der lächerlichſten und zugleich betrübteſten Rolen geſpielet: Er war geheimer Rath und Ober-Ceremonienmeiſter, Präſident der Wiſſenſchafften, Rath in allen Dicaſterien, General-Aufſeher aller Kriegs- und Civil-Aemter, des Königs Tiſchgenoſſe und trauriger Hofnarr.

Dieſer Gundling war ein leiblicher Bruder des berühmten Profeſſors dieſes Namens in Halle. Beyde waren Söhne eines Predigers in Nürnberg. Die Fähigkeit zu den Wiſſenſchaften brachte den einen nach Halle, auf die hohe Schul, und den andern nach Hof. Jener wurde geehrt und dieſer geſchändet; doch ſo, daß man nie von einer dergleichen Art die Menſchen zu beſchimpfen wird gehöret haben. Man gab ihm nemlich alle Würden und Ehrentitel um ihn deſto mehr zum Thoren zu machen.

Er

Er zeigte von Natur nichts thörigtes, als was er mit vielen Gelehrten gemein hatte. Er war ein Pedant, voller Einbildung, aufgeblasen, ruhmredig, finster, ernstlich lächerlich und traurig kurzweilig.

Eine solche Figur schickte sich an einen Hof, wo man keine Comödianten hielt, und doch gerne lachen wolte. Gundling war Anfangs Lehrer auf der Ritter-Schule zu Berlin. Weil der König einen Menschen um sich haben wolte, der ihm sowohl aus den Zeitungen als aus den alten und neuen Geschichten einige Nachrichten geben könte, so kam Gundling darzu in Vorschlag. Der General von Krumkau brachte ihn nach Hof. Der König machte ihn zu seinem Hofrath und Zeitungsreferenten. Gundling wurde also ein vornehmer Mann. Die Einbildung von der Vortrefflichkeit seiner Verdienste übernahm ihn. Der Umgang mit Fürsten und grosen Herren blähete ihn auf. Ein steiff zurück geschlagener Kopf, eine spreustige Mine, eine lang abhängige Staats-Perücke, grose Augen, die keinen Geist hatten, aufgeworfene Lefzen, und Schritte, welche nach der Scanſion in genere heroico abgemessen waren; alles dieses gab den neuen Staatsmann zu erkennen.

Kurz hernach erhielt er auch den Titel eines geheimen Kriegsraths. Wie sich der Titel zum Mann, und der Mann zum Titel schickte, dieses galt gleich viel. Es war damahls eine

Mode, wann ſie nicht noch iſt, daß man den Thoren die Titel um Geld verkaufte. Gundling bekam ſolche, propter Excellentiam, umſonſt. Vielleicht hielt er den Kriegsbedienten bey dem König Collegia über den Polyb, Elian Ceſar und andere alte Schriftſteller, die vom Krieg geſchrieben haben; und erfüllte alſo dadurch noch beſſer die Pflichten ſeines Caracters, als manche Kriegsräthe, welche, wie ehemahls Diogenes, die Kriegsleute für lauter Eſel halten. Vermuthlich gefielen dem König ſeine Einfälle; denn er hatte ihn beſtändig bey ſich, und bediente ſich ſeiner zur Kurzweil.

Anfangs tröſtete ſich Gundling damit, daß der König kein Liebhaber der Wiſſenſchaften ſey; er hielt ihm deswegen eine Zeitlang, als ein kleiner Martyrer der Gelehrſamkeit, die Schnitzer gegen die Philoſophie zu gut. Allein da Se. Majeſtät es ihm zu bund machten, riß er aus, und begab ſich nach Breßlau. Einige wollen die Bekümmernis über die überaus ſchmähliche Art, womit ihm der König begegnet ſey, habe ihm dermaſſen zugeſetzt, daß er ſich aus Verzweifflung zu Halle in die Saal hätte ſtürzen wollen.

Ich weis nicht was die Groſen in der Welt für ein Recht haben, dergleichen unglückliche Menſchen, weil ſie ein wenig Fantaſten ſind, zu mißbrauchen, und ſie dadurch noch verwirrter zu machen. Billig ſolten die Gebrechen des menſchlichen Verſtandes noch mehr unſer Mitleiden rühren,

als

als die Gebrechen des Leibes, die man durch Arzneymittel zu heilen sucht. Zudem so ist es eine leichte Sache, einen Menschen, der nur ein wenig etwas von unordentlichen Bildern im Gehirn hat, zu einem Gecken zu machen. Ich habe einen sehr vernünftigen Mann sagen hören, daß, wo es alle Leute mit einander verabreden würden, ihn für einen Narren zu halten; er selbst an der Richtigkeit seines Verstandes würde zweifeln müssen. Wie viel weniger ist ein schwacher Kopf im Stand, dergleichen Versuchungen auszustehen.

Gundling kam nach einer kurzen Entfernung, wieder nach Hof. Einige sagen, der König hätte ihn als einen Ausreisser von Halle wegnehmen, und wieder nach Berlin bringen lassen; andere sagen, er sey von Noth und Elend gedrungen, selbst wieder dahin gekommen, und habe sich nur dieses von dem König ausgebeten, daß er ihn hinfort nicht mehr für einen Thoren halten solte.

Doch wie wunderlich, wie verwirrt lauffen nicht der Menschen Handlungen wieder einander? Gundling, ein Thor wie ihr wolt, hatte nichts destoweniger mit dem Anfang des 1718. Jahrs wirklich viel Vermögen bey dem König. Viele vornehme Herren des Hofs fuhren zu ihm, und machten ihm die Aufwartung. Er brachte einem Bedienungen, Gnadenbezeigungen und Ehrenstellen zuwegen. Er hatte allerhand wichtige Geschäfte unter Händen: Der Kö-

nig machte ihn zu ſeinem wirklichen geheimen Rath, zum Freyherrn, zum Präſidenten der Academie der Wiſſenſchafften und zum Oberceremonienmeiſter. Er führte ihn in alle Collegia ein; Gundling muſte ihm von allem Bericht abſtatten, was darinn vorgieng; Ja, die Sachen gienge gar zu weit, daß es hies, Gundling ſolte Hofmeiſter von dem Cronprinzen werden; zum wenigſten ängſtigte damit der König ſeine vornehmſte Miniſters. Man glaubte es bey Hof und Gundling glaubte es ſelbſt.

Alle dieſe Dinge waren unterdeſſen nur ein bloſes Luſtſpiel des Königs. Gundling war immerfort um und bey demſelben. Stets unruhig, ſtets geplagt und voller weitläuftigen Anſchlägen: das Schrauben hatte dabey kein Ende; diejenigen die mit ihm an der königlichen Tafel ſpeiſeten, hatten ihn zum beſten, und ſchütteten ihm öfters allerhand Getränke unter einander; dergeſtalt, daß, wo auch Gundling nicht den mindeſten Anſatz zu einigem Aberwitz gehabt hätte, er doch endlich darzu hätte verleitet werden müſſen. Sein Fehler war ohnedem, daß er dem Trunk ergeben war. Hätte Gundling einen ſo aufgeräumten Kopf gehabt wie Ariſtippus, der philoſophiſche Hofſchmarutzer des Dionyſii zu Syracuſa, ſo hätte er dem König und ſeinen Höflingen beſſern Beſcheid geben können; ſo aber fieng er an zu diſputiren und zu ſchelten, ſo bald er ein wenig Weingeiſt im Kopf hatte. Dieſes war eben dasjenige, was man ſuchte. Doch ſoll er manchem

chem zuweilen auch, inter pocula, treffliche Wahrheiten unter die Augen gesagt haben; wobey er öfters selbst der Majestät auch nicht gar geschonet. Allein, was muste man einem Menschen nicht zu gut halten, den man für einen Narren hielt und ihn trunken machte, um Artigkeiten von ihm zu hören?

Die lächerlichste Ehrenstelle, welche ihm der König auftrug, war diejenige eines Ceremonienmeisters. Viele meynen, der König habe dadurch des Herrn von Bessers, der solche vorher bekleidet hatte, spotten wollen; allein, da Gundling auch an die Stelle des grosen Leibnitzens zum Präsidenten der Wissenschafften gemacht wurde, so konnte endlich Besser ihm auch seine gehabte Ehrenstelle, die ohne dem bey dem König war unbrauchbar worden, wohl gönnen.

Der König, um seinen Ceremonienmeister Standsmäsig aufziehen zu lassen, erfand eine besondere Ceremonienkleidung: ein roth mit schwarzen Sammet und goldenen Knopflöchern, nach der neuesten Mode, mit grosen Aufschlägen verfertigter Rock; Ein Unterkleid von Goldstücken; Eine lang auf beyden Seiten herab hängende Staats Peruke von weiser Ziegenhaaren; Einen Huth mit einem weisen Federbusch, rothe seidene Strümpfe mit goldenen Zwickeln, auch Schuhe mit rothen Absätzen: Sehet hier den neuen Herrn Oberceremonienmeister in seiner Staatskleidung.

Der

Der König erwies der franzöſiſchen Mode noch eine gleiche Ehre, indem er die Profoſen bey ſeinen Regimentern ebenmäſig auf franzöſiſche Art kleiden und ſie mit einem groſen Haarbeutel verſehen lies. Auf dieſe Weiſe ſuchte der König, nicht ohne wohlgegründete Urſache, eine Tracht in ſeinem Lande lächerlich zu machen, welche wir Teutſche, zu unſrer eignen Schande, bisher recht kindiſch nachgeäffet haben.

Der Herr Obercerimonienmeiſter, der ſich ohnedem der Reinlichkeit halben in keinen gar zu groſen Zwang ſetzte, war unterdeſſen nicht wenig befliſſen ſeine prächtige Staatskleidung bald abzutragen und zu nichte zu machen: in der Hoffnung, daß ihm der König hernach eine anſtändigere würde verfertigen laſſen; allein der König, der überaus ſinnreich iſt, den Hochmuth ſeiner Miniſter zu demüthigen, lies ihm noch ein ander Kleid von braunem Tuch machen, welches auf den Kanten mit Silber geſticket war, und in einem verſchlungenen Zug die Buchſtaben W. U. R. M. G. ſehr deutlich aufwies.

Ich habe eines von den Patenten geſehen, welches ihm der König hatte ausfertigen laſſen; alle ſeine Titel befanden ſich in demſelben. Die Lobeserhebungen waren darinn eben ſo verſchwendet. Man konnte daſſelbe für ein förmliches Pasquill über die Narrheit der Titel halten. Man kan einem wohl den Adel um Geld, ohne

ohne weitere Abſicht auf einige Verdienſte geben; dann ein Thor kan wohl ein Edelmann ſeyn; aber wie einer, den man für einen Thoren hält, einen königlichen Rath abgeben ſoll, dieſes verſtehe ich nicht. Alle Titel und Würden müſſen natürlicher Weiſe eine Beziehung auf gewiſſe Geſchäfte, oder wenigſtens auf gewiſſe Verdienſte haben. Wo nicht, ſo ſind ſie auch keinesweges als eine Ehre, oder als eine Vergeltung eines rühmlichen Verhaltens, ſondern nur als ein bloſes Spielwerk der Groſen anzuſehen.

Es fehlet dem Herrn Gundling auch nicht an groſen Beſtallungsbriefen; allein es iſt wahrſcheinlich, daß ſolche eben ſo wenig bey ihm, als die Titel zu bedeuten haben. Dann die Einnahme des königlichen Univerſalraths ſind kaum zulänglich einen alten Schreiber, der ein ehrlicher verunglückter Kaufmann von Nürnberg iſt, zu unterhalten; doch ich hätte ſchier ſeinen Diener vergeſſen, der von linker Hand aus edlem Geblüt entſproſſen iſt, und nun hofet, durch das Anſehen ſeines Herrn, ſeine hochadeliche Familie wieder empor zu bringen.

Dieſes war nicht genug. Es fand ſich noch in Berlin eine Tochter des berühmten Geſchichtſchreibers Larrai: ſie hatte ein wenig Mittel, dabey aber einen närriſchen Hochmuth. Man glaubte, daß ſie mit Gundling ein artiges Paar ausmachen würde. Man ſtifftete alſo unter ihnen eine Heyrath. Die vornehm-

ſte

ſte Officiers, welche den Gundling bey dem Kö-
nig zum beſten hatten, verſprachen ſich auf die-
ſem Hochzeitfeſt eine Kurzweil, die alle Einfälle
an Muthwillen übertreffen ſolten; allein Gund-
ling hatte davon Nachricht, er ſtellte ſich krank,
oder war es in der That, und lies ſich den Tag
vorher mit ſeiner Schönen trauen. Auf ſol-
che Weiſe entgieng er dieſesmal den ſchalkhaf-
ten Streichen die man ihm ſpielen wolte.

Bey ſo geſtalten Umſtänden ſiehet man wohl,
daß Gundling dem ganzen Hof zum Gelächter
dienet; dem ungeacht aber will man doch
gleichwohl wiſſen, daß er öfters ganze Stun-
den lang mit dem König allein im Cabinet ver-
ſchloſſen ſey, daß er bey ihm ſchreibet und ar-
beitet, daß er vielen Leuten nützlich und andern
Menſchen ſchädlich wäre, u. ſ. f. Wenn die-
ſes ſich ſo verhält, ſo ſetzen ihn dieſe Umſtän-
de in der That zu weit über einen königlichen
Hofnarren.

Dem ſey nun wie ihm wolle, Gundling
hat nichts weniger als den Witz eines aufge-
räumten Kopfs, der durch einen gewiſſen Bey-
ſchlag, oder durch gewiſſe Ausfälle kurzweilig
und poßirlich iſt. Sein ganzes Weſen iſt dun-
kel und ernſthaft: alles was ihn lächerlich macht
iſt ein pedantiſcher Hochmuth, darinn ihn doch
noch unſäglich viele andere Gelehrte übertreffen.
Ich habe ſelbſt noch einige Briefe von ihm, die
ein ganz ordentliches und geſetztes Weſen an-
zeigen, und nicht das mindeſte ausſchweiffen-

des

des haben. Seine Bücher, die er heraus gegeben, sind alle gründlich geschrieben, doch ohne vielen Geist. Es scheinet demnach, als wolte der König hier einen Gelehrten denen Soldaten zum Schauspiel machen.

Sonst hat der arme Gundling eine nicht gar glückliche Gesichtsbildung, und ich fürchte sehr, daß der Ausgang seiner abentheurlichen Geschichten derselben gleichförmig seyn dörfte:

* * *

Das Ende des unglücklichen Gundlings, welches An. 1732. sich ereignete, bewähret diese Prophezeyhung. Ich will die Nachricht davon, wie ich sie erhalten habe, von Wort zu Wort mittheilen: "Wir haben am verwiche-
"nen Donnerstag allhier ein Begräbniß gehabt,
"von dem Herrn geheimen Rath Baron von
"Gundeling, welches folgender Gestalt ist vor
"sich gegangen; Es ist derselbe, so bald er ver-
"schieden, aus dem Schlosse auf königliche Or-
"dre weggetragen, auf einem Brett nach der
"verwittibten Laquaienfrauen Hause, allwo die
"Chirurgi denselben geöfnet gebracht, nachhero
"sind ihm seine Kleider angezogen, und er in das
"Faß gelegt worden, welches ihm der König schon
"vor etlichen Jahren hatte machen lassen. Es
"sind an solchem ordentliche Bänder um und
"um, daß die Helfte kan abgenommen werden,
"anstatt eines Deckels; Es ist auch ordentlich
"mit fein Welsch ausgeschlagen, und schwarz
"angestrichen wie ein Sarg, nur daß auf die
"oberste Helfte ein weises Creutz über das Faß

"her-

"herunter gieng. Auf beyden Seiten des Faſ-
"ſes ſtunden folgende Verſe:

Hier lieget ohne Haut,
Halb Menſch, halb Schwein, ein Wun-
derding:
In ſeiner Jugend klug,
In ſeinem Alter toll,
Des Morgens wenig Witz,
Des Abends allzeit voll,
Verweint, ruft Bachus laut!
Diß theure Kind, iſt Gundeling.

"Er iſt auch in ſelbigem Faß begraben worden.
"Alle Generals, alle Officiers und ſowohl geheim-
"de als Kriegsräthe, wie auch der ganze Magiſtrat
"der Stadt mit der ſämtlichen Bürgerſchafft
"muſten dieſer Leichenproceßion mit beywohnen.
"Er wurde bis nach Vorſtädt gebracht, allwo er
"in der Kirche ein Gewölbe bekommen; die Her-
"ren Prediger aber wolten nicht mitgehen, ob es
"ihnen gleich der König befehlen laſſen; die
"ganze Schule aber war da, und ſungen: Ach
"wie nichtig, ach wie flüchtig, iſt der Men-
"ſchen Leben. Herr Faßman hielt ihm die Pa-
"rentation. So viel von dem Herrn Gunde-
"lingen.

So weit trieb man an dem Berliniſchen Hof die Poſſen mit dieſem unglücklichen Menſchen. Die Kurzweil der muthwilligen Höflingen ſtarb mit ihm nicht aus. Man ſuchte andere gelehrte Leute auf, welche fähig waren den Verluſt

luſt des Herrn Gundlings, wo nicht völlig, doch einigermaſſen zu erſetzen. Beyliegende zwey königliche Patente zeigen ob und wie man ſie gefunden habe. Das zweyte betrifft zum wenigſten einen Cavalier, deſſen Schrifften die Welt ſehr wohl aufgenommen hat und der ſich ſehr unglücklich muß vergangen haben, um einen dergleichen Abſchied, wie hier enthalten iſt, zu verdienen.

Lit. A.

Wir (*)

Urkunden und bekennen hiemit gegen jedermänniglich, abſonderlich vor der eruditen Welt, daß Wir den Wolgebohrnen, Edlen, Weiſen und Hochgelahrten, Unſern guten beſondern ꝛc. Grafen von Stein, in Anſehung deſſelben weit und breit erſchollenen Gelahrſamkeit und Meriten, auch in Antiquitäten, alten und neuen Münzen, in Phyſicis und Mechanicis, Botanicis, Hydraulicis, Pneumaticis, und Stereicis, wie nicht weniger in der Cabbala und Erkäntnis und Prüfung der guten und böſen Geiſter, deren Nutzen und Gebrauch und Misbrauch, imgleichen in der wunderbaren Lehre von den Præ-Adamitis, und deren vormaligen Wirtſchafft und Haushaltung, auch ſonſt in Hiſtoricis und Metaphyſicis, Logicis, Rhetoricis, Cataploricis, vor allen andern aber in der Algebra, Arte combinatoria und der Punctirkunſt und Boutonomantia, auch in der

O weiſſen

(*) Den hohen Namen des Königs haben wir aus Ehrerbietung weggelaſſen.

weiſſen und ſchwarzen Kunſt erlangten gründlichen und faſt erſtaunenswürdigen Erfahrung zum Vicepräſidenten unſerer Königlichen Societät der Wiſſenſchafften auserſehen, ernannt, angenommen und beſtellet haben; thun auch dieſes hiermit und in Krafft dieſes alſo und dergeſtalt, daß beſagter Graf von Stein in der Ordnung der zweyte Socius von ermeldter gelahrten Geſellſchafft ſeyn und bleiben; was zu deren Nutzen, Aufnehmen und heilſamen Beförderung ihres bereits erworbenen Ruhmes gereichen und erſprießlich ſeyn kan, beytragen und es daran in keinem Stück ermanglen laſſen ſoll, wie es einem fleißigen getreuen und wohlintentionirten Vicepräſidenten und Socio anſtehet, eignet und gebühret, auch der geſamten löblichen Societät zuverſichtliches Vertrauen desfalls zu Ihm gerichtet iſt. Er ſoll auch dahin ſehen und feſt darüber halten, daß die Societät mit Edirung gelehrter Schriften ſich diſtinguire und ein jegliches Membrum wenigſtens ein Specimen Eruditionis alle Jahr durch den Druck heraus geben müſſe. Der Vicepräſident Graf von Stein aber bleibet von ſolcher Arbeit diſpenſiret; obgleich ſein herrliches und erleuchtetes und an Fertilität und Fruchtbarkeit dem beſten Klee- oder Waitzen-Acker gleichkommendes Ingenium dergleichen Productiones in der Menge hervor zu bringen mehr als gar zu tüchtig und geſchickt wäre. Auf das Calenderweſen in unſerm Königreich, Provinzen und Landen muß der Vicepräſident Graf von Stein eine ſorgfältige und genaue

Attention haben, damit keine Unterſchleiffe dabey vorgehen, keine fremde Calender eingeführet und gebrauchet, auch die Gelder, ſo von denen Calendern einkommen, zu keinem andern Ende als wozu ſie deſtiniret, angewendet, übrigens aber, bey Verfertigung der Calender, dem Publico und inſonderheit denen Curioſis, welche gerne zukünftige Dinge vorher wiſſen wollen, zur Freude und Nutzen, alle Behutſamkeit gebrauchen, damit die Prognoſtica von der Witterung, Geſundheit und Krankheit, Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit der Jahre; ingleichem die Krieges und Friedens-Läufe accurat getroffen, bey dem Druck nicht mehr rothe Buchſtaben als von nöthen, gebrauchet, der Sonnencircul nicht verkehret und viereckigt ſondern rund gemahlet, die güldene Zahl nach Möglichkeit vermehret, der guten Tage immer ſo viel als ihrer ſeyn können angeſetzet, die verworffene oder böſe Tage aber vermindert werden mögen. Daferne auch der Vicepräſident Graf von Stein beſondere Veränderungen anmerken ſolte: e. g. daß der Mars einen feindlichen Blick auf die Sonne geworffen habe, oder daß er mit dem Saturno Venere und Mercurio im Quadrat ſtünde, oder auch daß der Zodiacus, wie bereits zu des Campanellae Zeiten angemerket worden, ſich noch weiter aus dem Geleiſe geben und verrücken oder auch, daß ein Wirbel des Himmels den andern, nach des Cartelii Principiis, abſchleiffen und verſchlingen ſolte, und daher eine unmäßige Anzahl von Cometen oder Schwanz-

ſternen zu vermuthen wäre; ſo hat der Vice-Präſident Graf von Stein ohne den geringſten Zeitverluſt mit denen übrigen Sociis daraus zu conferiren, auch nicht allein auf die Ergründung ſolcher Unordungen, ſondern auch auf Mittel und Wege, wie denenſelben am beſten abzuhelfen, bedacht zu ſeyn. Und ob es zwar durch den Unglauben der Menſchen dahin gediehen, daß die Kobbolde, Geſpenſter und Nachtgeiſter dergeſtalt aus der Mode gekommen, daß ſie ſich kaum mehr ſehen laſſen dürfen; ſo iſt dennoch dem Vicepräſidenten Grafen von Stein aus dem Prætorio bekannt, wie es an Nachtmahren, Bergmännlein, Drachenkindern, Irrwiſchen, Nixen, Währwölfen, verwünſchten Leuten und andern dergleichen Satansgeſellſchafften nicht ermangele, ſondern deren Dinge eine groſſe Anzahl in den Seen, Pfühlen, Moräſten, Heiden, Gruben und Höhlen auch heiligen Bäumen verborgen liegen, welche nichts als Schaden und Unheil anrichten, und wird alſo Er, der Graf von Stein, nicht ermangeln, ſein äuſerſtes zu thun, um dieſelbe, ſo gut er kan, auszurotten, und ſoll ihm ein jedes von dieſen Unthieren, welches er lebendig oder todt liefern wird, mit 6. Thaler bezahlet werden. Alldieweil auch eine beſtändige Tradition iſt, daß allhier in der Churmark, ſonderlich in der Gegend von Lennin, Wilsnack und Lebus conſiderable Schätze vergraben ſind, zu deren Beſichtigung, und um zu wiſſen ob ſie noch vorhanden, alle 10. Jahr gewiſſe Ordensleute Jeſuiter und an-

der

der dergleichen Geſchmeiſſe und Ungezieffer von Rom anhero kommen, ſo muß der Vice-Präſident von Stein nicht allein dieſem Pfaffenpack fleißig auf den Dienſt paſſen, um ſie, wo möglich feſte zu machen und zur gefänglichen Hafft zu bringen, ſondern auch keinen Fleiß ſparen, daß er mittelſt der Wünſchel-Ruthe, durch Seegenſprechen, Allruncken, oder auf andere Art, wo ſolche Schätze vergraben, oder verborgen, ausfündig machen möge, und ſollen ihm zu ſolchem Ende auf ſein Verlangen die Zauberbücher, ſo in unſerm geheimen Archiv vorhanden, nebſt dem Speculo Salomonis verabfolget werden; wie er dann auch von jeglichem Threſor, welchen er ausgraben wird, den vierten Theil zu genieſſen haben, und ſolches zu reicher und anſehnlicher Belohnung ſeiner leiſtenden treuen und angenehmen Dienſte Ihm angedeyhen ſoll. Imgleichen ſoll er aller Privilegien, Freyheiten, Präeminentien-Recht und Gerechtigkeiten, ſo andern dergleichen Vicepräſidenten competiren und zuſtehen ſich ebenfalls zu erfreuen haben, und dabey ſo es deſſen bedürftig, wieder allen Eintrag, Beläſtigung und Betrug ernſt- und nachdrücklich geſchützet, mainteniret und gehandhabet werden. Zur Urkund haben Wir dieſe Beſtallung eigenhändig unterſchrieben, und mit Unſerm Inſiegel bedrucken laſſen. So geſchehen Berlin den 19. Januar. 1732.

(L.S.)

Lit. B.

Congé expedié au Baron de P*** à ſa Retraite de Berlin.

Nous * * * * * Savoir faiſons par les preſentes que le Baron de P** natif de Berlin et autant qu'il nous eſt connu, né de parens honêtes, Gentilhomme de la chambre de feu notre Grand pére de glorieuſe memoire; comme auſſi au ſervice de la Ducheſſe d'Orleans dans la même qualité, Colonel à celui d'Eſpagne, Capitaine de Cavallerie dans l'Armée du feu Empereur, Camerier du Pape, Chambellan du Duc de Brunsvic, *Enſeigne au ſervice du Duc de Weimar*, Chambellan à celui du feu notre Pére de bien heureuſe memoire; enfin, et en dernier lieu Grand Maitre des Ceremonies au nôtre: ſe voyant comme *in ondé et emporté* par le torrent des emplois militaires les plus honorables, et des plus eminentes charges de la cour, qui ſucceſſivement ont plu ſur ſa perſonne; las du monde et entrainé par les mauvais exemples du nouveau Chambellan Montaulieu (*), qui peu de tems avant lui,

(*) Dieſer Montaulieu war ein Sohn des General de S. Hypolite der vormals in ſavoiſchen Dienſten ſtund,

lui, à deſerté la cour: le dit Baron de P** nous a recherché et treshumblement ſuplié de lui acorder en grace un congé honete pour le maintien de ſa bonne reputation et renomée.

Deferant donc à ſa demande et ne jugeant pas à propos de refuſer à ſa bonne conduite le temoignage dont il nous à requis, vu les importans ſervices qu'il à rendu à notre cour royale *par ſes plaiſanteries* & les amuſemens qu'il à procure à nôtre Pere defunct l'espace de neuf ans. Nous n'avons pu nous empecher de declarer à la gloire du Baron, et declarons que pendant tout le tems qu'il à paſſé à notre ſervice *il n'a été ni voleur de grand chemin, ni coupeur de bourſe, ni empoiſonneur, qu'l n'a point ravi et violé de jeunes filles, calomnié groſſierement*, ou porté la

---

ſtund, und darinn ſeinen Arm verlohren hatte. Er hatte in Leipzig eine Verwandtin, welche daſelbſt mit dem reformirten Prediger verſprochen war: Sie beſas groſe Reichthumer. S. Hypolite meynte, ſie ſolte ſich beſſer fur ſeinen Sohn ſchicken. Er kante die Welt, und wuſte, wie man die ſchon halb erwiſchte Beute dem Geiſtlichen wieder abjagen ſolte. Er lies ſeinen Sohn gegen Erlegung einiger tauſend Thaler zum königlichen Cammerherrn machen, und damit nach Leipzig reiſen. Die Schone wurde bald von ihrem Vetter, der wohl ausſah, geblendet, der goldene Schlüſſel hatte

moindre attente à l'honneur de quique ce ſoit à notre cour ; mais qu'il s'eſt toujours conduit en galant homme et convenablement à ſon origine, n'ayant jamais fait qu'un uſage honete des talens que le Ciel lui à accordés pour atteindre au but du theatre qui eſt de repreſenter agreablement et plaiſamment le redicule des hommes, afin des les en corriger par là.

De meme, il à toujours ſuivi tres ſincerement le conſeil de Bachus quant à la modera-

---

hatte über ſie eine magiſche Kraft: ſie wurde der Kirche untreu, um Frau Cammerherrin zu werden. Der Geiſtliche muſte mit einem feinen Abtrag vorlieb nehmen, und der Herr Baron von Montanlieu brachte darauf ſeinen eroberten Schatz, als ein andrer Jaſon nach Berlin. Die Verſchwendung iſt ſonſt nicht das im Schwang gehende Laſter dieſes Hofes, wo die Haushaltungskunſt auf das höchſte getrieben wird. Man kan alſo leicht urtheilen, wie groſes Aufſehen der junge Montaulieu durch ſeine Ausgaben müſte gemacht haben; ſie giengen ſo weit, daß er in wenig Jahren ſeiner Frauen groſes Gut, zu 2. Tonnen Goldes völlig durchgebracht, und ſie in ſolche Umſtände geſetzt hatte, daß ſie nichts als ihre Kleider übrig behalten: Unterdeſſen, daß er ſich mit einem Schatz an Jubelen und Edelgeſteinen zu 50. bis 60000. Thaler werth ſoll davon gemacht, und was kaum glaublich, noch weit mehr Schulden hinterlaſſen haben. Siehe Leben Friedrichs Wilhelms, Königs in Preuſſen p. 1062.

deration & à la ſobrieté et pouſsé la charité chretienne jusqu'a faire pratiquer aux paiſans cette maxime de l'Evangile, mieux vaut donnerque recevoir : il poſſedoit encore parfaitement les Anecdotes de nos chateaux et maiſons de plaiſance et particulierement les liſtes de nos vieux meubles et ſavoit de reſte par ſes merites ſe rendre utile et ſerviable aupres de ceux *qui conniſſoient la mechanceté de ſon esprit et le peu de bonté de ſon coeur.*

Nous rendons de plus temoignage au dit Baron qu'il ne nous à jamais fait mettre en colére, ſi ce n'eſt lorsque ſon importunité paſſant toutes les bornes du reſpect, eſſuioit de profaner et de deshonorer les cendres de nos glorieux Ancêtres d'une maniere indigne et inſupportable.

Mais comme dans les plus belles contrées on rencontre des lieux incultes et ſteriles, que les plus beaux corps ont leurs diformités et les tableaux des plus grands peintres leurs defauts ; nous voulons bien auſſi pardonner au dit Baron ſes fautes et defauts ; et nous lui accordons par la preſente, quoi qu'a regrêt, le congé qu'il à ſollicité, voulons au ſurplus abolir et aboliſons entierement la charge, qui lui avoit été confié, afin que la memoire en ſoit pour jamais effacé parmi les hommes ; ne croyant pas que

perſonne ſoit digne de remplir la dite charge aprés le ſuſdit Baron.

Donné à Potzdam le 1. d' Avril 1744.

IV.

Abbildung des Profeſſor G * *

Der Profeſſor gehöret unter die luſtigen und aufgeräumten Gelehrten. Wenn der König in Preuſſen ſich gern eine Kurzweil mit gelehrten Leuten machen wolte, ſo ſolte er dieſen an ſtatt des unglücklichen G * * nach Hof kommen laſſen. Er würde beſſere Beſcheide und ſinnreichere Scherzreden von ſich geben können. Ihm lacht die Freude, der Verſtand und ein jovialiſches Weſen aus den Augen. Er hat die muthwilligſte Einfälle von der Welt, das ganze menſchliche Geſchlecht muß ſeinen gelehrten Spöttereyen herhalten. Die Götter ſelbſt ſind nicht ſicher vor ſeinen Anzüglichkeiten, er findet das Lächerliche bis auf den Thronen der Majeſtäten.

Wie hat noch ein ernſthafter Witz, und eine gründliche Gelehrſamkeit ſich beſſer mit einem luſtigen und aufgeweckten Kopf vertragen. Er beſitzt Wiſſenſchaften, die einem groſen König angenehm, und einem Land nützlich ſeyn können. Er würde ſich alſo

nicht

nicht übel nach Hof schicken; doch er ist noch besser auf einer hohen Schule; da kan er reden und schreiben, was er will.

Es herrscht unter dem Herrn G * * * und seinem Herrn Gevatter, dem Canzler L * * *, eine beständige Eifersucht; so gute Freunde sie auch sind, wann sie mit einander trinken, welches oft geschiehet. L * * * ist ein Mann von einem ernsthaften und hochmüthigen Ansehen, er heget eine grose Einbildung von sich selbst: sie ist nicht ganz ungegründet: Der Mann ist wirklich gelehrt, und von einem erstaunlichen Fleiß. Er hat einen starken Anhang und wagt in den Geschichten der mittlern Zeiten vieles auf Muthmassungen. Er will denselben sogar die Ehre der Wahrheit erwiesen haben. G * * * ist schlimm; er ist auch in diesen Gegenden bekannt. Er findet hier den Herrn Gevatter öfters in dem Land der Feen und der Träume. Nichts ist sodann sinnreicher als seine Art, den Herrn Gevatter zurecht zu weisen. Also wetzen und schleiffen sich diese beyde belesene Männer einander selbst, zum Besten der gelehrten Welt, welche ihnen manche gute Erläuterungen in den teutschen Geschichten und dem daraus fliessenden Staatsrecht zu danken hat.

In seinen Lesstunden lachte man öfters mehr, als in einer Comödie. Er lachte selbst so herzlich mit, daß ihm darüber sein dicker Bauch schockelte. Er war gesetzt und dick von Leibe, hatte eine frische Farbe, ein sehr fleischig-

tes Geſicht mit rothen Hängbacken und einem doppelten Kien.

So viel Witz und Vernunft er beſitzet, ſo ſtark iſt auch ſein Gedächtnis. Er lieſet viel, und kan alles ſehr artig wieder vorbringen. Man muß ihm zuhören, wenn man auch gleich nicht will; ja man hört ihn öfters in ſeinen Leſtunden am liebſten, wann er gar nicht ſtudiret hat, denn da erzehlet er ſeinen Zuhörern die artigſte Dinge. Von ſeinen Einſichten und Wiſſenſchaften zeigen ſeine Schriften.

So viel Ehre und ſo viel Ruhm aber dieſer gelehrte Mann durch ſeine Wiſſenſchaften ſich erworben hatte, ſo ſehr ſchändete ihn ſein leichtfertiges Weib. Sie war eine Baſe des wirklichen Staatsminiſters, Herrn von K***. Dieſe nahe Anverwandtſchaft brachte ihm den Titel eines geheimen Raths zuwegen. Wiewohl es ſeitdem Mode iſt, daß unſre groſe Herren bald ſo viel Räthe auf ihren hohen Schulen, als bey ihren Höfen haben; ohnerachtet ſie die wenigſten davon kennen.

Die Frau geheime Räthin ſah wohl aus: ſie hatte alle Reitzungen einer wohllüſtigen Venuspriesterin. Man erzehlet, daß einsmahls ein junger Edelmann, der bey ihm die Collegia beſuchte, der rechten Thür verfehlet, und zu der Frauen ins Zimmer gekommen wäre. Man weis nicht, was den guten Profeſſor eben damals nöthigte, aus ſeinem Hörſal ſich zu der-

ſel-

ſelbigen zu begeben. Gelehrte Leute haben allerhand Einfälle. Genug er kam in ihre Stube, und fand bey ihr eine ſchöne blonde Perucke auf einem Stuhl hangen. Er fragte, wer ſolche dahin gebracht hätte? das verſchmitzte Weib, ſo reich an Einfällen, als an Buhlerſtreichen, antwortete: ſie hätte ihm längſt gern eine guten Perucke auf dem Kopf geſehen, und zu dem Ende dieſe heimlich beſtellen laſſen, in Hoffnung, ſie würde ihm gefallen. Der weiſe Mann glaubte ſeiner höflichen Frauen, oder that zum zum wenigſten ſo: Er ſetzte die Perucke auf, und gieng davon. Der Edelmann, der ſich ſo lang verſteckt hatte, als dieſe Unterredung währte, kam darauf wieder zum Vorſchein, und muſte ſich bequemen, des Herrn Profeſſors kleine ſchmutzige Perucke aufzuſetzen, um damit ſich aus dem Hauſe zu machen.

V.

Der Abt, Graf von Buquoi.

Unter vielen auſſerordentlichen Menſchen, die ich in der Welt gekant habe, war keiner wunderbarer als der Graf von Buquoi. Ich glaube, daß man mir Dank wiſſen ſoll, wann ich das Andenken eines Mannes, der eine ſolche beſondre Perſon in der Welt geſpielet hat, zu erhalten ſuche; denn da er mehr den Höfen, als den Gelehrten bekannt war, ſo iſt es kein Wunder, daß dieſe weder in ihren hiſtori-

ſtoriſchen A. B. T. Büchern noch ſonſt von ihm einige Meldung thun: Da er doch allein wegen des Eifers, womit er die unumſchränkte oder ſogenannte deſpotiſche Gewalt, als das gröſte Ungeheuer in der menſchlichen Geſellſchaft anzugreiffen, und bis zu ſeiner eignen äuſſerſten Gefahr zu beſtreiten ſich erkühnet, unter den groſen Leuten eine ganz ausnehmende Stelle verdienet.

Er war aus einem vornehmen Geſchlecht in Frankreich, und von Jugend auf zu auſſerordentlichen Dingen geneigt. Seine Lebhaftigkeit gerieth von einem Abweg auf den andern. Aus einem Freygeiſt wurde er ein ſchwermender Heiliger. Aus einem Soldaten ein Cartheuſer-Mönch. Aus einem Mönch ein Feind der Menſchen und ſeines Lebens. Aus einem Menſchenfeind, ein büſender Wandersmann: Hernach ein elender Schulmeiſter; Ferner ein Glaubenslehrer, ein Weltmann, ein Menſchenfreund, ein Aufrührer, ein Gefangener, ein Flüchtling, ein Staatsheld, ein Hofmann und endlich ein chriſtlicher Weiſer. In einem Alter, da man die Welt am meiſten lieb gewinnet, trieb er den Haß gegen dieſelbe ſo weit, daß ihm der ſtrenge cartheuſer Orden noch zu Weltförmig ſchien; Er wolte ſich mit der Welt ganz und gar abwerffen, und inſonderheit ſeine plauderhafte Zunge ſtrafen. Er begab ſich alſo in die wegen ihrer abſcheulichen Strenge berühmte Abtey de la Trappe: Die darinnen befindliche Anachoreten wüteten aus einer ſchrecklich über-

übertriebnen Andacht in ihr eigen Fleiſch und Blut. Buquoi wolte auch hier das äuſerſte aufſetzen, allein er ſchwächte dadurch dergeſtalt ſeine Geſundheit, daß er eine Lebensart verlies, die ihm das Leben ſelbſt würde gekoſtet haben. Er meynte das Herumwandern in der Welt ſolte ſich beſſer für ihn ſchicken. Er entſchloß ſich alſo nach der Regel des H. Ignatius, die Wallfahrt zu Fuß anzuſtellen.

Er kam auf dem Weg nach Paris ermüdet und lechzend in einen Weinberg; er brach darinn eine Traube ab, um ſich damit zu erquicken; allein der Hüter ertapte ihn, und fiel ihn mit ſo derben Worten an, daß Buquoi ſeinen H. Ignatius vergas, und auf einen ſo groben Menſchen, der ihn zu ſchelten ſich erkühnte, ſeinen Degen zog. Die Reue überfiel ihn gleich nach dieſer Heldenthat; er verwechſelte zu ſeiner Erniedrigung ſeinen galonirten Rock gegen die erſte Bettlerskleider die ihm vorkamen, und ſetzte darinnen ſeine bußfertige Wallfart fort. Dieſe Lebensart trieb er eine Zeitlang; allein ſie ſchickte ſich ſo wenig für ſeinen Leib als für ſein Gemüth. Dem ungeachtet, ſo blieb er doch beſtändig bey ſeinem einmal gefaßten Entſchluß, der Welt zu entſagen, und ſeinen Hochmuth zu martern.

Er hielt ſich eine Zeitlang unbekannt zu Roan als ein armer Schulmeiſter auf, und lies ſich le Mort, das iſt, den Todten nennen. So gros auch dieſe Vernichtigung war, ſo fand

doch

doch ſeine Eigenliebe darinnen eine Nahrung daß er wieder plaudern dorfte; denn das Stillſchweigen in der Abtey de la Trappe kam ihm gar zu grauſam vor. Hier lies er alſo ſeine natürliche Beredſamkeit wiederum ſpielen; ſeine ſcharfſinnige Reden, und ſeine mit beſonderm Witz begleitete Einfälle machten ihn in dieſer niederträchtigen Lebensart bald beobachten. Die Jeſuiten ſelbſt ſuchten ihn an ſich zu locken, allein vergebens. Endlich entdeckte ihn einer von ſeinen Bekannten; deſſen Zureden ſowohl als die mühſelige Umſtände, worinn er ſich befand, bewogen ihn Roan zu verlaſſen. Er kam nach Paris.

Der Graf von Lauſun ſolte um dieſe Zeit zum Beſten des aus Engeland vertriebnen Königs Jacob eine Landung in Irrland wagen. Buquoi hielt dieſes Unternehmen für gerecht: Ein andächtiger Heldenmuth forderte ſeine faſt verloſchene Tapferkeit wieder auf. Er wolte ſich mit auf die See begeben; allein ſein ſchwächlicher Cörper verſagte ihm ſeinen Beyſtand, er wurde tödtlich krank. Da es ſich wieder mit ihm beſſerte, ſuchte er in der Vorſtadt des Heil. Antonii eine geiſtliche Geſellſchaft aufzurichten, deren Endzweck dahin gehen ſolte, die Wahrheit der Religion zu beweiſen; indem er aber die Gegenſätze, die man ihm machte, wiederlegen wolte, blieb er ſelbſt im Zweifel ſtecken: Er war zu redlich einen Heuchler abzugeben. Es fehlte ihm ſowohl an genugſamer Ueberzeugung, als an der Macht Wunder zu

thun

thum. Er ſah alſo, daß er zu viel gewaget hatte, und beſchloß deswegen die Lebensart eines Heiligen, wieder mit derjenigen eines Weltmenſchen zu verwechſeln.

Er gieng zu ſeinen Verwandten die ihm eine gute Pfründe zuwegen bringen wolten; weil er aber kein geiſtliches Leben unter den Geiſtlichen gefunden hatte, ſo erwehlte er den Kriegsſtand. Wie immer eine Hauptneigung bey dieſem wunderbaren Grafen die andre völlig zu Boden warf, ſo kam auch hier die Ehrſucht auf einmahl empor: ſein Geſchlecht war durch die Verſchwendung ſeines Vettern, des Grafen von Buquoi, und durch die Ungnade des Hofs in welche er fiel, herunter gekommen; Er ſuchte alſo demſelben wieder aufzuhelffen und ein Regiment anzuwerben.

Da er eben im Begriff war, ſolches aufzurichten, wurde er in Burgund gefangen genommen. Man beſchuldigte ihn, er hätte in dieſer Provinz, ſowohl als in Champagne einen Aufruhr angeſponnen. Die Unterthanen dieſes Königreichs wurden dazumahlen aller Orten von dem Hof mit harten Auflagen und faſt unerträglichen Gewaltthätigkeiten bedränget. Es war damals allein der Lermen mit dem lothringiſchen Salzcrämer, (Fauconniers,) ſo groß, daß ſich deren etliche tauſend ſtark zuſammen rotteten, und mit gewafneter Hand ihren verbotenen Handel behaupten wolten. Der für die Gerechtigkeit gegen die Tyranney unzeitig-

eifrende Graf mengte ſich in dieſe Händel, und würde die Sache weit getrieben haben, wo ihn ſeine allzugroſe Lebhaftigkeit nicht ſelbſt um ſeine Freyheit gebracht hätte. Er ſprach allenthalben ſehr hefftig gegen die gewaltſame Regierung. Man kan ſich leicht einbilden, daß ein Volk, welches unter dem Drang und Zwang des Hofs ſeufzete, dergleichen mitleidige Apoſtel gern angehöret. Als er vernahm wie die Salzkrämer wären geſchlagen worden, brach er in dieſe Worte aus: O die arme Teufel, hätten ſie mich zu ihrem Anführer gehabt; ſo ſolte es jetzo anders mit ihnen ausſehen. Er ſchalt hiebey auf die öffentlichen Beſchwerden, womit man das Volk unterdrückte, und ſetzte, da ihn der Eifer aufgebracht hatte, ſeinen Worten weder Maaß noch Ziel.

Ein armer Bauren Schulz hörte dieſe Reden, er erkühnte ſich ihn zu fragen, wer er wäre, mit dem Bedrohen, daß er ihn angeben wolte. Den Grafen verdroß dieſes dergeſtalt, daß er ihm übel begegnete; worauf dieſer die Landreuter herbey hohlte, die ihn gefangen nahmen; und weil ſich der Herr von Buquoi ein wenig unbändig bey dieſem Handel aufführte und ſeinen Heldenmuth in einer beherzten Vertheidigung ſeiner Perſon zeigen wolte, ſo muſte er mit einigen Rippenſtöſſen dagegen für lieb nehmen.

Weil man auch bey ihm allerhand verdächtige Bücher, Briefſchaften, Larven und Mützen, wie

wie auch Schreibtäfelgen mit Ziefern geſchrieben, entdeckte, ſo hielt man ihn für den Abt de la Bourlie, welcher um dieſe Zeit in den Sevenniſchen Unruhen unter dem Namen des Marquis von Guiſcard bekannt wurde.

Kurz, der Herr von Buquoi wurde gefangen geſetzt: ſeine Freunde bemüheten ſich ihn wieder auf freyen Fuß zu bringen; allein der Erz-Biſchoff von Sens, mit dem er in einen Familien Proceß verwickelt war, zeigte ſich als deſſen Feind, beſchrieb ihn als einen unruhigen und ausſchweiffenden Menſchen, und machte, daß ſolche Berichte zum Nachtheil des Buquoi nach Hof geſchicket wurden, daß dieſer wohl bewacht nach dem ſogenannten Fort Eveque in Paris gebracht wurde. Er ſann auf nichts, als aus der Gefangenſchaft zu entrinnen. Es glückte ihm auch, daß er vermittelſt ſeiner unglaublichen liſtigen Anſchläge ſowohl aus dem beſagten Gefängnis, als aus der Baſtille entrann. Die Umſtände davon ſind hier zu weitläufftig zu erzehlen. Man findet ſie in ſeinem von ihm heraus gekommenen Lebenslauf unter dem Titel: Evenement des plus rares, ou l'hiſtoire du Sr. Abbé Comte de Buquoi, ſingulierement ſon evaſion du Fort l'Eveque & de la Baſtille; avec pluſieurs de ſes ouvrages, Vers et Proses &c. It. Lettres hiſtoriques et galantes de Mad. du Noyer. It. Renneville Inquiſition de la Baſtille.

Dieſer Graf von Buquoi ſpielte die abend-

theuerlichſten Maskeraden von der Welt, um den Nachſtellungen, womit man ihn verfolgte, zu entwiſchen. Endlich kam er glücklich über die franzöſiſche Gränzen, und ſuchte ſeine erſte Sicherheit in der Schweitz. Er meldete ſich daſelbſt bey dem franzöſiſchen Geſandten Graf von Luc. Es ſey um ſich zu rechtfertigen, weil er nicht glaubte, daß er auſſerhalb Frankreich leben könnte: Es ſey aus einer gewiſſen Verwirrung von Empfindungen und Begriffen, die bey dieſem Mann ſtark unter einander liefen: Genug, der Graf von Luc ſchrieb ſeinetwegen an Hof, erhielt aber eine ſehr zweydeutige Antwort.

Buquoi begab ſich darauf mit groſen und wichtigen Anſchlägen nach Holland: dieſelben giengen dahin, um Frankreich, wo nicht zu einer freyen Republic, doch wenigſtens zu einem ſolchen Staat zu machen, aus welchem die abſolute Gewalt auf ewig ſolte verbannet werden. Was trauen ſich nicht ſolche Menſchen zu, die eine feurige Einbildungskraft und eine mit ihrer Fantaſie verknüpfte Stärke des Muths haben, wobey ſie ihr Leben heldenmüthig in die Schanze ſchlagen. Ein wenig mehr zuſammen hängendes und gleiches Weſen, woran es dem guten Grafen von Buquoi fehlte, hätte ſeinen kühnen Anſchlägen ein gewiſſes Anſehen der Möglichkeit geben können, welches ſie unter ſeinen flatterhaften Wendungen und Nebeneinſchüſſen verloren. Zu einem Helden, der dem gemeinen Weſen aufhelffen will, gehöret ein

ſtand-

ſtandhaftes, ernſtliches und groſsmüthiges Weſen, das nicht allein ein hoher Witz belebet, und mit ſchlauen Anſchlägen begleitet gehet, ſondern das auch immer in der Höhe ſich zu halten weis; und dabey niemahls ſchwach, zweydeutig, alber und lächerlich wird. Er muß einen gebietenden und herrſchenden Geiſt haben, den nichts Kleines ſtöret, nichts Groſes erſchrecket und nichts Ausſchweiffendes verächtlich macht. Dem Grafen von Buquoi fehlt es an verſchiedenen von dieſen Eigenſchaften, ſo vollkommen er auch die andern beſas.

Seine eigentliche Vorſchläge, die er den Holländern gethan, ſein Vaterland von der deſpotiſchen Macht des XIV. Ludwigs zu befreyen, ſind mir nicht bekannt worden; vermuthlich kamen ſie mit denjenigen überein, welche der Marquis von Guiſcard, das Haupt der Sevennen, denen gegen Frankreich in Krieg verbundenen Mächten gethan hatte. So viel weis ich, daß es Friede wurde, und daß man dergleichen Projectenmacher weiter nicht anhörte.

Der gute Graf von Buquoi, den ſeine unmäßige Lebhaftigkeit immer zu groſen Dingen anfeuerte, deren Wirkung ſie doch zugleich eben dadurch, weil ſie unmäßig war, verhinderte, wanderte darauf an unſern teutſchen Höfen herum. Er hatte ſich eine Zeitlang in Dresden, inſonderheit aber an den braunſchweigiſchen Höfen, zu Hannover und zu Wolfenbüttel aufgehalten. Er

war mittelmäßiger Gröſe, ſchlank, biegſam, hurtig und wohlgegliedert. Er hatte ſtarke Liniamenten, muntre, lebhafte Augen, und die Bildung eines klugen Mannes. Im Jahr 1721. als ich ihn zu Frankfurt kennen lernte, trug er ſein eigen Haar, welches ſchon ziemlich mit grau durchmenget war. Er ſagte mir damahls er würde nach Antwerpen in ein Cloſter gehen, und die Welt, deren er völlig überdrüſſig wäre, verlaſſen. Seit dem habe ich nichts weiter von ihm vernommen.

Aus verſchiedenen Unterredungen, die ich mit dieſem franzöſiſchen Grafen hatte, vermeyne ich alle Urſache von der Welt zu haben, ihm die beſte Abſichten zuzutrauen. Ich konte an ihm, bey ſeiner etwas ausſchweiffenden Lebhaftigkeit, nichts anders als ein redliches und aufrichtiges Weſen entdecken; obwohl nicht zu leugnen, daß er dabey öfters ſich ſelbſt zu wiederſprechen ſchien. Er war für einen Weltmann zu ernſtlich, und für einen Weiſen zu flatterhaft. Er trieb alles in eine wunderbare Scharfſinnigkeit, und zerriß dadurch den Zuſammenhang ſeiner Gedanken, um deſto feiner zu ſeyn. Er war zuweilen kurzweilig ernſthaft, und andächtig kurzweilig. Er vermiſchte die Weißheit mit etwas lächerlichem, welches ſeinen Gedanken viel von ihrem Werth entzog, den ſie in einer andern Einkleidung würden erhalten haben. Ich kan mir kaum einbilden, daß er alles das wunderliche Zeug ſoll geſchrieben haben, was man von ihm auf einzele Bogen hat drucken laſſen. Es

ſin-

finden ſich aber darinnen gewiſſe Kennzeichen von ſeiner Art, ſich auszudrücken, welche ihm ſo eigen ſind, daß man ſich darüber nicht leicht betrügen kan. Ich rechne darunter die Zuſchrifft und Vorrede von dem Werk Evenement des plus rares, ou l'hiſtoire du Sr. Abbé Comte de Buquoi . . . avec pluſieurs de ſes ouvrages Vers & Proſes et particuliere-ment la Game des femmes et ſe vend chez Jean de la Franchiſe Rue de la Rèforme à l'Esperance à Bonnefoi, 1719. Er nennet ſich in der Zuſchrift, welche er au Prince le plus genereux et du coeur le mieux bati de la part de la Franchiſe meme geſtellet, le plus poli et cependant le plus ſincere Mr. de Buquoi, doch ſetzet er unten dabey avec meſure. Dargegen ſind ſeine Gedanken von der eigenmächtigen Gewalt, von dem Daſeyn GOttes, und von den Mitteln wieder die Schrecken des Todes ſehr gründlich und ſchön. Seine einzelne Briefe und kleine Gedichte ſind auch meiſtens unverbeſſerlich und voller Scharfſinnigkeit: In ſatyriſchen Sachen aber iſt er zu ausſchweiffend und zu klein. Er verlieret die Hoheit der Gedanken unter gemeinen Sprichwörtern und Redensarten, die er allenthalben mit einſtreuet.

Es ſind wenig Menſchen, die es mit ſolcher Kühnheit gewagt, denen Groſen die unhöflichſten Wahrheiten von der Welt zu ſagen; und die, dem ungeacht, dadurch ſich doch nicht ihren Haß zugezogen haben. Einige konten ſich nicht beſſer verantworten, als daß ſie den

Grafen einen Gecken ſchalten: C'eſt un fou, hieß es, il peut dire tout ce qu'il veut. Andere hingegen, welche den Grafen beſſer kanten, urtheilten von ihm weit glimpflicher, ſie verwieſen ihm ſeine Freyheit, indem ſie zugleich die Aufrichtigkeit ſeines Herzens bewunderten und ihm Beyfall geben muſten.

Er war von Natur ein abgeſagter Feind von aller abſoluten Gewalt. Er fand ſolche abſcheulich; und wann es in ſeinem Vermögen geweſen wäre, die ganze Welt wieder den König in Frankreich in Waffen zu bringen, ſo würde er als ein wahrer Staatsmartyrer darüber ſein Leben aufgeopfert haben. Allein ſo gros auch ſein Eifer für die heilige Rechte der menſchlichen Geſellſchaft war, ſo konte er doch nichts mehr damit ausrichten, als daß ihn einige deswegen lobten, andre aber für einen großmüthigen Fantaſten hielten.

Die beſten Vernunftſchlüſſe gelten nichts gegen eine Macht, die keine andre Urſache von ihren Handlungen giebt als: Car tel eſt notre plaiſir. Ein gewiſſer Fürſt pflegte insgemein unter ſeine Befehle die Worte zu ſetzen: Sans raiſonner. Dergleichen Regenten verdienen, daß ſie lauter Maſchinen zu Räthen hätten; doch dieſes würde deſto elender für die Unterthanen ſeyn, und hernach heiſſen

Delirant Reges plectuntur Alchivi.

Die Gründe, womit Buquoi die abſolute, oder un-

unumschränkte Gewalt der Fürsten angriff, bezog sich auf GOtt, auf die Natur und auf die Glückseligkeit der Menschen. In Ansehung GOttes, sagt er, ist es ein abscheulicher Frevel, daß der Mensch sich gleichsam an GOttes Stelle setzt, und gleich wie er nach seinem eignen Willen und Gutdünken in der Welt herrschen will. Er nennet solches eine greuliche Atheisterey und die erschrecklichste Entheiligung seines Namens, wenn ein Fürst, GOtt, als das allerheiligste Wesen zum Deckmantel seiner herrschsüchtigen Unternehmungen gebrauchet. Sind die Sachen in der Welt so beschaffen, daß dieselben einen Fortgang haben, (dann GOtt ist nicht verbunden, die Ordnung der Dinge zu unterbrechen, um dergleichen Unternehmungen zu verhindern,) so sind die Menschen so unwissend, daß sie eine solche unumschränkte Macht für eine Sache halten, die selbst der Himmel billiget. Ja sie nehmen solche wohl gar zum Exempel, um andre Regierungsarten darnach zu mustern und einzurichten. Wohin leiten uns nicht die traurige Folgen solcher verkehrten Gedanken, worüber die Natur erzittert, und der Himmel, der nichts als Ordnung liebet, sich entsetzet.

Die Natur, fährt er fort, verabscheuet auf gleiche Art, was ihre Ordnung und ihre Bande zerreisset. Es ist in ihr ein beständiger Zusammenhang in der Uebereinstimmung und in der Verhältnis aller ihrer Theile, welche gleichsam nur einen Cörper ausmachen;

wir entdecken in unſerm Herzen zwey Hauptneigungen. Die eine beziehet ſich gerad auf uns ſelbſt, und auf alles was uns Vergnügen macht. Die andre geht ebenfalls auf uns ſelbſt, allein ſie nimmt zugleich einen Umweg; ſie iſt die Neigung zur Ehre, welche uns die Hochachtung andrer Menſchen zuziehet.

In dieſe beyde Empfindungen theilen ſich gleichſam die Hauptneigungen unſres Herzens. Alle unſre Handlungen und Abſichten flieſſen aus dieſer Quelle. GOtt als der Urſprung alles deſſen was iſt, muß nothwendig gut ſeyn: er kan alſo nichts anders, als das Gute wollen. Alles was er in beſondern Fällen wirket, iſt eine Vorbereitung auf eine allgemeine Glückſeligkeit. Man ſiehet wohl, daß einige Theile leiden müſſen; allein ſolches geſchiehet nur um das Ganze zu erhalten. Weil nun GOtt gut iſt, ſo will er auch, daß wir uns ſelbſt lieben ſollen. Wie könnten wir ſonſt eine Empfindung desjenigen Guten haben, deſſen er uns will genieſſen machen? Wir können alſo die Liebe für uns ſelbſt ſo weit treiben, als ſie gehen kan: weil aber neben uns andre Menſchen ſind, die eben ſolche Triebe ſich zu vergnügen empfinden, ſo folgt daraus, daß wir einander in der Abſicht auf unſer eignes Vergnügen etwas nachgeben und aufopfern müſſen, um in dem Zuſammenhang der Ordnung das allgemeine Vergnügen zu befördern. Dieſes allgemeine Vergnügen kan nicht beſtehen, als in ſo weit ein jeder etwas von dem ſeinigen darzu mit beyträgt, mithin ſeinen Abſichten und Hand-

lun-

lungen ſolche Gränzen ſetzet, damit ſie das Vergnügen eines andern nicht ſtöhren.

Dieſes iſt ſehr deutlich, allein eine Wahrheit, ſo überzeugend ſie auch immer ſeyn mag, würde dennoch die Menſchen wenig rühren, wann nicht der Urheber unſeres Weſens unſern Begierden Einhalt gethan; indem er uns zugleich eine Neigung eingeflöſet, welche uns den Beyfall und die Hochachtung andrer Menſchen ſuchen macht, und welche wir nicht erlangen können, als nachdem wir uns ſolche etwas koſten laſſen. Auf ſolche Weiſe hat es GOtt wunderbarlich ſo eingerichtet, daß wir unſer eigen Vergnügen dadurch befördern, indem wir demſelben ſogar das allgemeine Vergnügen vorziehen.

Sehet hier den groſen Zuſammenhang in dem bürgerlichen Leben. Sehet hier die Nothwendigkeit die einen jeden verbindet, die Abſichten ſeines eignen Wohlſeyns nicht über dasjenige Ziel zu meſſen, welches ihm das allgemeine Wohlſeyn entgegen ſetzet: Ja, wo die Eigenliebe, um ihrer ſelbſt willen, ſich beſcheidet, auch das Wohlſeyn andrer Menſchen mit in Betrachtung zu ziehen.

Die unumſchränkte Gewalt iſt dieſem ſchönen Zuſammenhang des bürgerlichen Lebens ganz zuwieder: ſie will nichts als für ſich allein: ſie vertilget aus dem Herzen die ſonſt unauslöſchbare Triebe der Natur; ſie wird grauſam, weil ſie unnatürlich iſt; und wird ungerecht, in-

dem ſie die Stimme der Natur durch ihre Herrſchſucht betäubet. Doch, raſet nur ihr Tyrannen: ſchreckt und plagt die Menſchen, wie ihr wollt: verblendet ihre Sinnen, und laſſet euch gar, wann ihr könnet von ihnen anbeten und zu Gottheiten machen. Ihr werdet doch deswegen nimmer die Natur bey euch ſchweigen machen. GOtt hat ihre Züge zur Erhaltung ſeiner weiſen Abſichten und zur Beveſtigung der heiligen Rechte der Natur allzuſtark den Herzen der Menſchen eingepräget.

Doch, ihr wollet keine Tyrannen heiſſen. Ihr nehmet die gemeine Wohlfart zum Vorwand. Ihr erkennet alſo auch wieder euren Willen, daß ihr deswegen nur den Scepter führet, um ſolche zu beſorgen; Nein, es beliebt euch zu ſcherzen: Ihr wiſſet, was ihr thun ſolt, und thut das Gegentheil. Der Glanz der Sonnen umleuchtet eure Augen und ihr wandelt im Finſtern. Wie ſoll man dieſes nennen? Doch, was bekümmert ihr euch um dieſes Geſchwätz? Ihr wollt nun einmahl nichts anders thun, als was euch gefällt. Nun wohlan! Ich will dann auch nur thun was mir gefällt. Ich bin ein Menſch; Ein Menſch gilt ſo viel, wie der andre: was habt ihr für Vorzüge vor mir? Es kommt alles auf das Herz an: Geſetzt, ich habe ein ſo böſes Herz wie ihr: Dann euer böſes Exempel verbindet mich nicht gut zu ſeyn. Welche Treue, welche Aufrichtigkeit könnet ihr euch alſo von mir verſprechen? Es iſt wahr, ihr könnet mich zwingen,

gen, weil ihr die Gewalt in Händen habt; ich aber kan mich verstellen: Seyd ihr also sicher? keines Wegs.

Ein Waghals oder ein Held, man kan ihn nennen wie man will, erkühnet sich eure Macht zu stürzen: Er gewinnt einen Anhang: Ich schlage mich zu ihm: Ihr habt mich bisher zittern gemacht: Ich habe das Recht alles zu unternehmen. Warum nicht? Ihr masset euch solches an. Wer kan mir Gesetze geben, wann ich auch eine Macht überkomme, euch zu schaden? Wohlan wir ziehen gegen einander zu Feld, der Krieg entscheidet nicht das Recht, sondern die Macht. Ich oder ein andrer, der euch überwindet, der schreibet euch Gesetze vor, deren Gerechtigkeit ihr so wenig erkennet, als man jetzo die eurige erkennen kan.

Sehet ihr eigenmächtige Fürsten! sehet wohin euch die Grundsätze einer unumschränkten Macht führen. Ihr gebt dadurch andern das Schwerd in die Hände, welches sie euch selbst an die Gurgel setzen können. Ihr stürzet euch durch diejenige Waffen, womit ihr euch über alle Menschen hinaus setzen wollet. Ihr werdet selbst euer eigner und gröster Feind, indem ihr den Himmel, die Natur und die Menschen gegen euch heraus fordert.

Es ist also richtig, daß ein Tyrann, das ist, ein Fürst, der sein Volk nach einer unumschränkten Macht beherrschet, weder GOtt, noch

noch die Natur auf ſeiner Seiten hat; vielweniger wird er ſich der Hochachtung der Menſchen verſichern können; denn was GOtt und der Natur wiederſtrebet, das kan unmöglich gefallen. Es iſt wahr: Der Fürſt kan ſeine Abſichten verſtellen, er kan etliche Menſchen aus dem Staub erhöhen, und ihren Beyfall durch die Ehrenämter und Reichthümer gewinnen, welche er ihnen mittheilet; allein gegen zehen, die er auf ſolche Weiſe zu feſſeln vermeynet, ihm treu, hold und gewärtig zu ſeyn, ſind tauſend, die ſeine Macht verabſcheuen, ihn haſſen, läſtern und verfluchen. Hochſchätzen können ſie ihn unmöglich; und wann ſie gleich die Furcht zurück hält, ihre Empfindungen blicken zu laſſen, ſo werden ſie dadurch doch mit nichten ausgerottet. Es kommt nur auf eine Gelegenheit an, damit herauszubrechen. Dieſe können ſich nach Zeit und Umſtänden dergeſtalt äuſſern, daß ein gewaltſamer Fürſt an ſeinen eignen Unterthanen auch ſeine erſte und gröſte Feinde findet: ſie werden ihn zu ſtürtzen ſuchen, ſobald ſie können. Ein Menſch hat ſich immer vor ſeines gleichen zu fürchten. Eine ungerechte Gewalt reitzet zur Rache; und was vermag nicht ein Menſch, der von dieſer Leidenſchaft aufgebracht iſt? zumahl wenn er nichts, als ein Leben zu verlieren hat, das die Tyranney eines Fürſten unglückſelig macht.

Doch der Tyrann ſpottet ſolcher Wuth: er hat eine Leibwache, die ihn bedecket, er hat ein Heer das ihn beſchützet: Alles beuget die Knie

vor

vor seiner Macht und richtet seine Befehle aus mit Zittern. Ja was noch mehr: man verehret ihn, als einen GOtt. Zeigt dieses nicht zur Gnüge, daß die Menschen einwilligen, sich seiner Herrschaft zu unterwerffen?

Allein, verkehrter Wahn! die Menschen lernen hier den Uebermuth der Fürsten und ihre Schwachheiten erkennen: Die Verachtung ist mit dieser Erkäntnis unzertrennlich verbunden. Solche Fürsten werden keinen einzigen vernünftigen Menschen auf ihrer Seite haben; dann ein vernünftiger Mensch weis, daß ein GOtt ist; er weis, daß in ihm die Regeln der Ordnung und der Gerechtigkeit ihren Grund haben, daß die Begriffe davon unsern Herzen eingeprägt sind, und daß man also vergebens allerhand Pomp und Pracht vorspiegelt, um das Volk dadurch zu blenden. Die Natur läßt sich nicht zurück treiben: Es darf nur eine Gelegenheit sich ereignen, ihr den Ausbruch zu verstatten, so hat der Fürst von seinem Volk alles zu befürchten.

Man darf nur die Geschichte lesen, um dasjenige zu finden, was die Fürsten, die ihrer Gewalt misbrauchen, zu befürchten haben. Man würde keine Republic finden, wann nicht solche Empörungen und solche Tyrannen gewesen wären, die darzu Anlaß gegeben hätten. Ja die Herrschsucht und Ungerechtigkeit der Beamten waren schon genug dergleichen zuwegen zu bringen. Was hat nicht in den letzten Zeiten Rom

an ſeiner Macht und Hoheit verlohren? Was hat die Schweitz, Holland zu freyen Staaten gemacht?

Noch eins: die Tyrannen ſuchen ſich Freunde, und einen Anhang durch ihre Freygebigkeiten und Geſchenke zu machen. Allein ſie betrügen ſich auch hier. Es giebt unter denen, die ſie für ihre beſte Freunde achten, eben ſo hochmüthige Menſchen, wie ſie: dieſe ertragen ihre herrſchende Gewalt und ihre Hoheit mit einem heimlichen Verdruß. Sie wollen eben ſo gerne befehlen wie ſie; und wie die Fürſten niemahls ihre Begierden ſättigen können, die doch ſchier alles in ihrer Macht haben; wie ſolten diejenige in ihren Wünſchen ſich mehr beſcheiden, da ſie doch unter ſeiner Botmäßigkeit ſtehen, mithin noch lange nicht dasjenige beſitzen, was der Fürſt beſitzet? Sie nehmen alſo nur die Geſchencke und Wohlthaten an, weil ſie ihr Glück zu machen ſuchen, ſo gut ſie können; ſie werden aber deswegen den Tyrannen weder lieben, noch hochachten; weil ſie wiſſen, daß er ihnen nur deswegen Gutes thut, um ſich in ſeiner Macht zu erhalten, und ſich durch ſie eine Schutzwehr gegen das Volk zu machen. Sie ſind alſo Wohlthäter, weil ſie ſchaden wollen, und ſuchen einige zu gewinnen, um alle zu unterdrucken. Haben dieſe Fürſten nicht alles, auch ſogar von denen zu fürchten, die ſie durch Wohlthaten erheben? Denn weil ſie immer deſſen Ungnade zu fürchten haben, ſo werden ſie bey der erſten Gelegenheit der Gefahr zuvor zu kom-

men

men trachten, und ihren eigennützigen Wohlthäter stürzen helfen.

Ja, wenn es auch eine Möglichkeit wäre daß es alle Unterthanen gut mit einem solchen Fürsten meynten, wie sich das Gegentheil erweiset, so würde doch dieses ihn nie von der Schande befreyen, daß er das menschliche Geschlecht hat unterdrucken helfen. Man würde allezeit seine Regierungsart verdammen, und wenn ja die gegenwärtige Zeiten dißfalls mit einer viehischen Dumheit und Unwissenheit gestraft wären; so würden doch die künftige Zeiten dessen Andenken verpfuyen und abscheulich halten: Sie werden ihm einen Titum, einen Trojan und einen Antonin entgegen stellen, um durch die Exempel dieser vortrefflichen Kayser die Ehre der Menschlichkeit zu retten, welche ein Tyrann schändet.

So dachte und so schrieb der Graf von Buquoi wieder die unumschränkte Gewalt und eine tyrannische Regierungsart. Ich habe diese Gedanken aus einem seiner Briefe, den er für l'Authorité geschrieben hat, ausgezogen, und hin und wieder mit meinen eigenen erläutert, weil sie mit den seinigen genau überein kommen. Der Graf von Buquoi war sonst in seinen Vorträgen nichts weniger als mathematisch. Er hatte einen zu starken Einschuß von Gedanken, welche er bey seiner allzugroßen Lebhaftigkeit zuweilen sehr untereinander mengte und in gleicher Zubereitung auftrug. Die-

ſes machte, daß ſeine Gedanken und Schriften unter den Gelehrten nicht den Beyfall gewannen, welchen ſie ſonſt wegen der ſcharfſinnigen Einſicht, die ſie belebet, wohl verdienen. Die Gründe, worauf er bauet, ſind allezeit gleich gut und gleich ſicher: ſie beziehen ſich auf GOtt, auf die Natur, auf den allgemeinen Beyfall der Menſchen und auf die Erfahrung. Dieſes ſind in der That die lauterſte Quellen der Wahrheit. Seine Schriften müſſen nothwendig ſehr rar werden, weil ſie ſchier alleſamt nur auf einzele Bögen ſind abgedruckt und hin und wieder zerſtreuet worden. Es verlohnt ſich noch wohl der Mühe, daß man ſolche ſammlete und miteinander, jedoch nicht ohne Unterſcheid und Wahl, auch nöthigen Anmerkungen, heraus gäbe. Es ſind lauter Originalien; denn der Graf copirte niemand: Er war ſich ſelbſt ſein eignes Muſter und hatte bey allen ſeinen Ausfällen doch immer einen guten Grund. Er ſchrieb als ein Mann von hohem Stande, der ſich ſeiner Geburt halben mehr heraus nahm frey zu ſchreiben, als andre, die blos aus eigennützigen Abſichten Bücher drucken laſſen. Ich will nur ein paar Proben davon hier mit beyfügen.

La Bête
ou
Le Despotisme outré,

Sonnet.

Engéance de Sathan, joug trop injurieux;
Abus, rigueur, excés du pouvoir arbitraire!
Ton Empire veut-il malgré l'ordre et les Dieux
Par cent nœuds redoublés assurer la misére?
C'eſt peu par mille maux de te rendre odieux,
J'en connois un plus grand, ſi l'on te laiſſe faire;
A l'air dont les Mortels n'ont que pour toi, des yeux,
N'eſt-tu point ici-bas *la Bête* qu'on révére?
L'encens fume par tout, mais ce n'eſt point pour Dieu.
Sous ombre de vertu, lorſque le crime a lieu,
Foudre arretez le cours de la Métamorphoſe;
Si-non, Maitre et ſujets aiant le coeur payen,
On revêra bientôt avec l'Apothéoſe
Le néant être tout, et Dieu réduit à rien.

L'Equivoque oté

ou

Le Gouvernement défunct

Par oppoſition à la Régence

à Madame.

MADAME,

Enfin apres trois mois la reponſe de Vôtre Alteſſe Roïale eſt venüe. C'eſt encor beaucoup de grace. Je ſais du moins à quoi m'en tenir. *Le Comte de Buquoit*, dit Elle, *prétend il que je m'employe pour le faire vénir en France, apres que de vive voix, et par écrit; Il n'a ceſſé de ſe déchainer contre cette Cour.*

Parlez vous Madame de la Cour d'aprésent? Je l'admire. N'eſt elle pas le contre pied de l'ancienne? Elle remet de l'ordre, ou celle-cy ne vivoit qu'en Enfant de Famille qui joüe de ſon reſte. Si la conduite du Regent ſe ſoutient, c'eſt le Cyrus de nos jours, le véritable Dieu-donné. La Poſtérité continüera ſon éloge, à meſure qu'Elle augmentera le Blame du feu Roi.

Vrai Roman que Son Regne! Ce que j'y trouve de curieux, ſorti d'une guerre qui, épuiſe

épüiſé de toute façon, devoit le perdre, il ne quite le deſſein de transporter de nouveau des montagnes, que pour ſe jeterdans des entrepriſes qui demandoint plus de Sang, et plus d'argent, que jamais. *Je le veux, je le puis.* C'etoit donc là le bon ſens de ſes deſſeins. Qu'a t'il fait? Rien, avec un pouvoir immenſe que de laiſser à ſa mort les afaires dans une êtrange confuſion.

La Pais s'entretient pourtant; les finances ſe rétabliſſent. Que ne peut-on de même rédonner la vie à des millions hommes ſacrifiés au vaſte de Loüis le grand? L'agriculture et le commerce ſe raniment. Le Luxe diminüe. La volupté va tomber. Le Sexe, ſi ce n'eſt vous, Madame, renvoié au cloitre, ou a la que Noäille n'aura plus de part aux afaires. Le vrai merite eſt recherché. Plus de Pontchartrin, le Parlement fournit des ſujets pour les plus hautes places. C'eſt donc tout de bon que la remontrance a lieu. L'Harmonie ſe remet entre le gouvernement et le Peuple. Que n'eſperer pas? On eſt de bonne foi avec les Voiſins. C'eſt ſeulement pour l'abus des clefs qu'on ſe broüille avec le ſucceſſeur de S. Pierre. Telle eſt l'adminiſtration d'aujourd'hui la condamnation du Regne précédent.

Voila ce que j'ai dit, et que je ne ceſſe point de dire, Madame, *L'Equivoque oté,*

apellez vous cela ſe déchainner? Martir a ce prix de la nouvelle Cour pour blamer l' ancienne, ſi vous me refuſez vos bons ofices, penſez que vous êtes la Mére du Régent. Je ſuis avec un reſpect tres profond

Madame
de Vôtre Alteſſe Roïale

Le tres humble et tres obeiſſant
Serviteur

a Hannovre ce 3eme avril
1719. Le Comte de Buquoit.

VI.

Der Graf von Spork.

Dieſer böhmiſche Graf hat ſich ſowohl durch ſeine Reichthümer und Freygebigkeiten, als durch einen beſondern Ehrgeiz berühmt gemacht. Er hielt ſich theils in Prag, theils auf ſeinen Herrſchaften zu Lyſſa und im Kuckusbad auf. Mönche, Einſiedler, Geiſtliche, von allerhand Orden, Comödianten, Sänger, Poeten, Bettler, Bücherſchreiber, Buchhändler und Advocaten. Sehet hier die Leute, mit denen dieſer Graf ſich am meiſten zu ſchaffen machte, und die ſeinen Ruhm, nachdem er ſich gegen ſie verhielt, nach ihrer Art, wunderbar zu verherrlichen wuſten.

Im

Im Kuckusbad hat er viele ſchöne Gebäude aufführen laſſen, darunter das gröſte ein Gaſthaus für Fremde iſt, die da meiſtens auf ſeine Koſten köſtlich bewirthet werden. Er hat dabey auch ein eignes Comödienhaus gebauet, worinnen er zur Curzeit, wie auch im Winter zu Prag, ſeine eigne Bande Comödianten und Operiſten ſpielen läſſet. Weil ich auf meinem Weg von Prag nach Breslau, unweit der Gegend dieſes Bades vorbey muſte; ſo nöthigte mich dieſer höfliche Graf, dort einzuſprechen, mit der Verſicherung, daß mir daſelbſt alle Ehre und gute Bewirthung auf ſeinen Befehl wiederfahren ſolte; allein, weil er ſelbſt nicht da zugegen war, ſo mochte ich mich auf dieſer Reiſe nicht aufhalten.

Der Graf von Spork war von einer anſehnlichen Geſtalt, und hatte ein ernſthaftes Weſen, welches er doch mit einer gezwungenen Freundlichkeit vermiſchte, wann er leutſelig ſeyn wolte. Er lies ſich immer zur Schau ſehen, und war ſtets auf ſeiner Hut, nicht anders als ein groſer Herr zu erſcheinen. Läufer, Jäger und Hunde, nebſt einem Trup Lackayen muſten ihn ſtets umringen. Er beſas ungemein groſe Reichthümer, welche ihm ſein Vater hinterlaſſen hatte.

Dieſer war der bekannte Kayſerliche General von der Reuterey. Ein Mann von deſſen Abkunft auch ſogar in ſeinem Lebenslauff nichts gemeldet wird. Er war ein Mann von For-

tun, wie man dergleichen Leute zu nennen pfleget. Er diente von unten auf als ein Reuter. Glück und Muth und Kriegserfahrenheit brachten ihn bis zu den erſten Kriegsſtellen. Er wurde zu ſeiner Zeit für den beſten Cavalleriſten in ganz Europa gehalten. Sonſt beſas er weiter keine Wiſſenſchaften, wiewohl er die Kunſt bey ſeinem Dienſt Geld zu machen, vortrefflich muß verſtanden haben, denn er hinterlies unglaubliche Schätze.

Im Jahr 1675. da er ſeinen letzten Feldzug am Ober-Rhein gegen den Turenne that, war er ſo weichmüthig, daß er anfieng zu weinen, als er ſein Regiment Küraßirer ſah gegen den Feind marſchiren. Die übrige Befehlshaber wuſten nicht, was ſie mit dem alten Mann anfangen ſolten, und ſuchten wie ſie ihn von der Armee weg brachten, weil ſeine Aufführung die Soldaten, welche ihn ſehr liebten, nur zaghaft machte.

Als er nun lang gelebet hatte, und an dem war, daß er aus der Welt ſcheiden muſte, wolte er ſich darzu Heldenmäßig zu bereiten. Er befahl ſeinem Caplan, daß er ihm etwas ſchönes in einer Heldengeſchichte vorleſen ſolte. Der Caplan ergrif das alte Teſtament, und las ihm die Thaten des Simſons vor, wie derſelbe mit einem Eſelskienbacken tauſend Philiſter erſchlagen hatte. Was! rief darauf der alte kranke Mann zornig aus ſeinem Bette: Tauſend Philiſter? Ey, halt das Maul: ich

ich weis auch was ein ehrlicher Mann thun kan.

Ich kan für dieſe Begebenheit nicht gut ſprechen. Se non é vero é ben trovato.

Sein Sohn, von dem hier die Rede iſt, war eine ganz andre Art von einem Heiligen. Er war ſtets befliſſen groſe und ungemeine chriſtliche Tugenden vorzuſpiegeln. Er hatte ein Vergnügen, für einen frommen Mann und für ein Ebenbild der Gerechtigkeit gehalten zu werden; er wär es vielleicht in der That geweſen, wann er nicht zu viel Sorgfalt hätte blicken laſſen, ſolches auch zu ſcheinen. Alles muſte von ſeinen Thaten und von ſeiner Frömmigkeit angefüllet ſeyn. Man ſiehet in ſeinem Lebenslauf einen Kupferſtich p. 36. wo die Armen in groſer Menge längſt der Straſſe, wo er vorüber fähret, ſich auf die Knie niederlaſſen, um die Allmoſen von ihm zu empfangen. Er lies lauter geiſtliche Bücher drucken, und ſolche meiſt aus der franzöſiſchen Sprache überſetzen: Ja er und ſeine beyde Gräfinnen Töchter übten ſich in dieſer erbaulichen Arbeit um die Wette; wiewohl dieſelben ur deswegen einen groſen Werth hatte, weil ſie hochgräflich war. Dieſe Bücher wurden meiſt koſtbar gedruckt, ſchön gebunden und nachgehends an allerhand Perſonen durch dem Grafen verehret. Von welcher Freygebigkeit ich gleichfalls die Wirkung empfunden, wie meine Bibliothec die Kennzeichen davon noch aufweiſet. Es finden ſich darunter des Jues Tugendſchule; des Sacy Auslegung der

Epiſtel Pauli, ingleichem des Pictet Sittenlehre, wiewohl der Name des Verfaſſers, weil er aus der verdächtigen Schule des Calvins war, nicht mit beygefüget iſt. Die römiſche Cleriſey, die nirgends eifriger iſt, als in den kayſerlichen Erblanden, entdeckten bald, daß unter den heraus gegebenen Büchern des Grafens, auch etwas aus proteſtantiſchen Quellen mit eingefloſſen war; ſie brachte deswegen ihre behutſame Klagen nach Wien und machten, daß der gute Graf, aller catholiſchen Erklärungen ohngeachtet, zu einer ſtattlichen Geld-Buſe verdammet wurde, welche ihm höher, als alle ſeine Druckereyen zu ſtehen kam.

Der Graf machte ſich im übrigen ein eignes Geſchäfte mit ſeinen Proceſſen. Er betrachtete ſolche als die wahre Creutzſchule ſeines chriſtlich geſinnten Herzens; und man ſolte ſagen, er habe ſie deswegen ſo weit getrieben, als er gekont, um das Verdienſt einer hohen und wohlgeübten Gedult davon zu tragen: Er hat dieſelbe alleſamt als Denkmäler ſeiner Leiden in ſeinen Lebenslauf mit eindrucken laſſen.

Dieſer Lebenlauf führet folgenden prächtigen Titel: **Leben eines herrlichen Bildes wahrer und rechtſchaffener Frömmigkeit, welches GOtt in dem Königreich Böhmen in der hohen Perſon Sr. hochgräflichen Excellenz Herrn Herrn Franz Antoni, des Heil. Röm Reichsgrafen von Spork, Hrn. derer Herrſchaften Lyſſa, Gradlitz, Ko-**

no-

noged und Herſchmaniz ꝛc. der Römiſch-Kayſerlichen Majeſtät wirklich geheimen Raths, Cammerern und Stadthaltern des Königreichs Böhmen ꝛc. als ein Spiegel reiner Gottesfurcht, allen Frommen zu einem Beyſpiel aufgerichtet hat. Aufs neue entworffen durch *Gottwald Caſar von Stillenau.* 1720. in 4. mit Kupferſtichen.

Man muß nicht meynen, als ob der Graf von Spork alle dieſe Aemter am Kayſerlichen Hof bekleidet hätte, davon er hier die Titel führet. Nein: es gilt hier nur um den bloſen Rang. Es iſt ſchon eine ziemliche alte Gewohnheit, daß die Höfe Titel und Würden mittheilen, nachdem ein jeder ſich einbildet im Stand zu ſeyn, ſolche zu führen. An ſtatt der ſonſt gewöhnlichen Beſtallung, zahlet man dafür eine erkleckliche Taxa. Man hat ſodann die Freyheit dasjenige ſeinen eignen Verdienſten zuzuſchreiben, was ein jeder, der reich iſt, ums Geld haben kan; weil aber endlich die Menge der Titularräthe, um die Gebühr, zu groß wurde und dieſe deswegen vieles von ihrer Achtſamkeit verlohren; ſogar daß mancher wirklicher Rath bey einem Reichsgrafen, dem Titularrath von dem Kayſer den Vortritt verſagte; ſo verwandelte man die Titularräthe in wirkliche Räthe; wegen der Taxa und der Beſtallung aber blieb es bey dem Alten. Alſo war der Herr Graf von Spork ein wirklicher Kayſerlicher geheimer Rath und gab doch gleichwohl der Kayſerlichen Majeſtät eben ſo

wenig

wenig Rath, als dieſe ihm Beſtallung. Solte man nicht ſagen, daß die groſe Leute auch zuweilen ſtark in das Kleine verfielen und wie die Kinder eine Comödie ſpielten? Allein dieſe Narrheiten tragen ein. Mancher agirt auf der Schauhbühne einen Fürſten ſo gut, als ob er wirklich einer wär. Es kommt alles in der Welt auf eine gute Einbildung an. Der wirkliche kayſerl. geheime Rath, Cämmerer und Statthalter, Herr Graf von Spork war damit ſattſam verſehen.

Seine Freygebigkeiten hatten ihm von allen Enden und Orten eine Menge Schmeichler und Poeten herbey gezogen; und man könte ganze Folianten mit Reimen und Zuſchrifften anfüllen, welche ihm zu Ehren ſind gemacht worden. Selbſt der berühmte ſchleſiſche Günther hatte deſſen Lob in einem beſondern Heldengedicht beſungen, welches als ein rechtes Muſter von dieſer Art kan betrachtet werden (*). Die Verſe ſind darinn überaus flieſend und rein: ſeine Bilder ſind von einer ausbündigen Schönheit und ſeine Ausdrücke von einer ungemeinen Stärke: Allein, es iſt im eigentlichen Verſtand nur ein bloſes Gedichte; weiter nichts. Man weis, wie viele Heiligen und Helden ſchon das Geld und die Armuth gemacht haben. Das Lobgedicht des Günthers führet den

(*) Siehe Sammlung der Güntheriſchen Gedichte. p. 10.

den Titel: Ebenbild der Wahrheit und Gerechtigkeit. Man lieſet darinnen unter andern auch folgende Stelle:

So wie ein ſchlaues Wild ſich aus den Schlingen windet,
Woran der Schmeichler oft die Eigenliebe bindet;
So ſtrafbar würd es ſeyn, ohn Ehrfurcht und Bemühn,
Dein ſeltnes Ebenbild der Nachwelt zu entziehn,
Die, wenn ſie dermahleins von unſerm Spork nichts wüſte,
Den gröſten Tugendtrieb zur Folge darben müſte.
Der Raum begreift dich nicht, auf Charten wird die Welt,
Samt ihrem Himmelsheer im Kleinern vorgeſtellt,
Verjüngt auch hier mein Riß das Maas der grosen Thaten,
So wird man dich doch gleich mehr kennen, als errathen.

Dieſes heiſſet fürwahr mehr über den Grafen ſpotten, als denſelben loben, denn er hatte einen ſehr mittelmäßigen Geiſt; und wenn ihn nicht ein gewiſſer Hochmuth aufgeblähet, und ihm einige Annehmlichkeiten des Ruhms zu erkennen gegeben hätte, ſo würde er in ſtiller Schwelgerey die Einkünfte ſeines väterlichen Erbes auf gut böhmiſch verzehrt haben. Allein,

die Reichthümer, die er beſas, gaben ihm genugſame gute Eigenſchaften, um Schmeichler herbey zu ziehen. Dieſe Leute können alles bewundern; wo ſie Gold und Silber glänzen ſehen, da finden ſie Tugenden in der Menge. Wäre der ehrliche Graf von Spork dieſen gefährlichen Leuten nicht in die Hände gefallen und hätte man ihn zu derjenigen Demuth in ſeiner Jugend angeführt, die man ihm, da er alt war, fälſchlich zuſchrieb, ſo hätte er in der That können ein weiſer Mann werden, da er ſich im Gegentheil in ganz Böhmen durch ſeinen alberen Hochmuth beynahe lächerlich machte.

Ich bedaure dieſen Herrn, ſo oft ich von ihm ſprechen höre, denn er macht ſich mit allen Menſchen ein Hauffen zu ſchaffen, und thut vielen Leuten Gutes, die ihm ins Angeſicht ſchmeicheln, und ſeiner hinterrücks ſpotten.

VII.

Der Herr von Beſſer.

Als ich bey dieſem berühmten Staatspoeten zu Ende des 1722. Jahrs zu Dresden das erſtemahl einſprach, führte man mich in ſeine Bibliothec. Es war eine grimmige Kälte. Das Zimmer war ringsherum mit Büchern beſtellt. Allein, ſo viel Feuer auch ihre Verfaſſer mögen gehabt haben, ſo gaben ſie doch nicht die geringſte Wärme in ei-

nem

nem ungeheizten Zimmer von sich. Der Herr von Besser erschien in einem rothen scharlachen mit Pelz gefütterten Talar, und hatte eine grose lange Staats-Perucke auf. Ich war im Gegentheil in seidnen Strümpfen und so leicht als ein Pariser gekleidet. Dem ungeachtet aber war mir die Unterhaltung dieses Mannes so angenehm, daß ich mich ziemlich lang bey ihm verfrieren lies. Er sagt, daß er die eingeheizte Stuben nicht vertragen könte; so viel Hitze hatte der ehrliche Mann noch übrig, welche man als übergebliebene Funken seines feurigen Dichtergeistes betrachten konte. Als ich ihn darauf bey andern Angelegenheiten angekleidet sah, machte er eine schlechte Figur, und man bemerkte schier keine Kennzeichen mehr an ihm, von dem Oberceremonienmeister eines vormahls prächtig gewesenen Hofs: Ein Mann von dessen erhabener Mine und vortrefflichen Gestalt, die Musen so viel, als von seinen netten Schriften gesungen haben. Er sah einem ganzen Gelehrten gleich und affectirte nicht einmahl mehr ein Hofmann zu seyn. Er genoß von dem König in Pohlen, unter dem Titel eines geheimen Kriegsraths und Oberceremonienmeisters ein jährliches Unterhaltungsgeld von 1500. Reichsthaler; Er that dafür nichts, als daß er aß und trank und schlief und das ruhigste Leben, mitten unter seinem auserlesenen Bücherschatz führte. So großmüthig war August, daß er seinem Ruhm etwas zu vergeben schien, wenn er einen berühmten Mann, der unglücklich wor-

den,

den, nicht bey ſich aufnehmen und ihm ſeine noch übrige Lebensjahre durch ſeine Freygebigkeit verſüſſen ſolte.

Dieſes war nicht genug, ſondern da ſich der Herr von Beſſer noch ſeiner Schulden halber in ſehr preßhaften Umſtänden befand, und von zeitlichen Gütern nichts mehr übrig hatte, als ſeine Bibliothec; dieſe aber nicht zu Geld machen konte; ſo ſchlug ſich der groſsmüthige König ins Mittel, und kaufte ihm im Jahr 1727. ſolche für zehen tauſend Reichsthaler ab; doch ſo, daß er erſtlich dabey nicht haben wolte, daß man Vortheil aus den beklemmten Umſtänden des Beſitzers ziehen; und zweytens daß man ihm den Genuß ſeiner Bibliothec auf Lebenslang laſſen ſolte. Dieſes heißt recht als ein groſer König kaufen und handeln. Es iſt unmöglich, daß man einen ſolchen Fürſten nicht lieben und ihm die kleine Schwachheiten ſeiner Liebhabereyen nicht für gut halten ſolte.

Die Bibliothec des Herrn von Beſſers war nur ein kleiner Bücherſchatz gegen die Uffenbachiſche zu rechnen; und dannoch glaub ich nicht, daß aus dieſer vielmehr Geld werde heraus gekommen ſeyn. Es wurden bey derſelben öffentlichen Verkauffung die ſchönſte und rarſte Sachen öfters um ein Spottgeld hingeſchleidert. Auf die Manuſcripte wolte gar niemand einmahl bieten. Der Beſſeriſche Büchervorrath hatte alſo ein weit beſſeres Glück. Es waren darunter viele Kupferbücher von Aufzügen, Ere-

Krönungen, Ritterſpielen, Luſtfeſten, Leichen-Begängniſſen und dergleichen die er deswegen für hoch ſchätzte, weil ſie in die Ceremonienwiſſenſchaft einen Einfluß hatten. An andern Orten würde man dieſelbe für keine ſolche Raritäten gehalten haben. Die Bücher waren dabey meiſt ſchlecht gebunden, und mit allerhand farbigten Papieren umzogen, und nach einer ins Auge ſpielenden Schattirung untereinander aufgeſtellt. Der Hr. von Beſſer merkte, daß mich ſolches befremdete: Er fragte mich, ob es mir nicht annehmlicher ſchien, auf einem Blumenbett, Blumen von allerhand Farben, als von einfacher Farbe zu ſehen? Ich hielt dieſes für einen guten poetiſchen Einfall, der den vernünftigſten Grund in der Sparſamkeit des Beſitzers hatte; dann ſchön lies es in meinen Augen nicht. Die einfältige Gleichförmigkeit dünket mich die wahre Eigenſchaft des Schönen und Groſen zu ſeyn: das kleine iſt bund und vielfärbig; das prächtige aber iſt ſich immer ſelber gleich.

So alt der Herr von Beſſer war, ſo hatte er doch immer noch viel Feuer; allein es lodrte zuweilen ein wenig ſtark neben aus. Wenn man bey ihm von dem König in Preuſſen zu reden kam, ſo vergas er die Ehrfurcht für die Majeſtät, und ſchimpfte auf den König wie ein Poet, wenn er aufhöret zu loben. Ja hätte er ſo viel Mannſchaft, als Reimen, aufbringen können, er hätte ihm gewiß den Krieg angekündiget. Sein Haß war unverſöhnlich, und

ſeine Empfindlichkeit brachte ihn aus ſich ſelbſt. Seine vormalige Aufführung in Berlin machte ihm wenig Ehre: der König von Preuſſen hatte darüber ein gerechtes Mißfallen. Es verſchmähete ihn, einen Menſchen in ſeinen Dienſten zu haben, der ſeinen Ruhm liederlichen Weibsbildern preis gab.

Der Herr von Beſſer überwarf ſich zuletzt noch gar mit dem Hofrath König, der ihm doch ſo redlich in allen ſeinen verdrießlichen Umſtänden beygeſtanden hatte, wie davon die Lebensbeſchreibung des Herrn von Beſſers vor deſſen Schriften nachzuleſen iſt.

Ich mache hiebey eine Anmerkung die dem menſchlichen Verſtand wenig ſchmeichelt; nemlich, daß öfters diejenige Leute, die am ſchönſten denken und ſchreiben, ſelten diejenige ſind, die nach ihren Worten leben und auch ſchön thun.

VIII.

Nachricht von dem General Eoſander, Freyherr von Göthe.

Unter vielen groſen und vortrefflichen Leuten, die ich theils auf meinen Reiſen und theils in meinem Vaterland gekant habe, rechne ich drey Männer, deren Eigenſchften ihren Ruhm noch übertroffen hatten. Der erſte war der General Eoſander. Der zweyte der Kö-

nig-

nöglich-Pohlniſch- und Chur-Sächſiſche Miniſter im rheiniſchen und fränkiſchen Creis, Herr Steinheil: Und der dritte, der durch ſeine Schriften berühmte Abt Schannat. Ich würde ihren Verdienſten ein beſonderes Andenken ſchuldig ſeyn, wenn ſie auch meine Jugend nicht mit ſo vieler Liebe und Zuneigung erhoben hätten.

Der General Eoſander hat ſich durch ſeine vortreffliche Wiſſenſenſchaften, beſonders in der Meß- Bau und Feuerwerkkunſt ſehr berühmt gemacht. Er war von Geburt ein Schwede; wer aber eigentlich deſſen Vater geweſen, ſolches hab ich nie recht in Erfahrung bringen können. Ein Paar ſeiner Vettern, die im Jahr 1725. aus Schweden ihn zu beſuchen kamen, zeigten keine gar vornehme Freundſchaft; doch ſoll er von adelichen Herkommen geweſen ſeyn. Er war im übrigen einer derjenigen Geiſter, die von Natur eine allgemeine Fähigkeit beſitzen. Er war inſonderheit zu den ſchönen Künſten aufgelegt. Friedrich der erſte König in Preuſſen wußte bald ſolche an ihm zu entdecken. Dieſes war genug ihn empor zu bringen. Man ſiehet noch die unvergleichliche Denkmäler von ſeiner ausnehmenden Geſchicklichkeit in der Baukunſt zu Berlin, beſonders an Charlottenburg, welches Luſtſchloß guten Theils von ſeiner Erfindung herrühret. Nach dieſes Königs Tod hatte er das Schickſal vieler groſen Leute, die damahls in Berlin waren. Friedrichs Nach-

ſolaer ſuchte eine andre Haushaltung an ſeinem Hof einzuführen: Viele Bedienten wurden abgeſchaft; ſchier allen aber, wurde die Beſoldung vergeringert.

Eoſander wolte ſich nichts abziehen laſſen; er verlies lieber ſeine Dienſte, und begab ſich zu dem König in Schweden, der damals wieder in Europa zum Vorſchein gekommen war, und ſeinen Feinden mehr Muth als Kräfte entgegen ſetzte. Deſſen beſondere Wiſſenſchaften in der Kriegsbaukunſt brachte ihm bey demſelben die Würde eines Generalwachtmeiſters zuwegen. Er half ihm im Jahr 1715. die Wälle und Mauren von Stralſund beſchützen, und machte durch ſeine künſtliche Vertheidigungsanſtalten dieſe Belagerung zu einer der denkwürdigſten in der Welt. Nachdem aber dem ungeachtet die Tapferkeit des Königs, und die Veſtungsarbeit ſeines Kriegsbaumeiſters, der anhaltenden Gewalt der Belagerer weichen muſte, ſo wurde Eoſander bey der Uebergabe dieſer Stadt, zu einem Kriegsgefangenen gemacht. Er bekam aber als ein ſolcher die Freyheit, ſich nach Frankfurt am Mayn zu begeben, wo er ſich bis in das Jahr 1722. aufgehalten.

Der General führte hier eine ſehr koſtbare Haushaltung. Er hatte ein prächtiges Geſchirr, täglich war bey ihm Geſellſchaft, alle Fremde hatten bey ihm einen freyen Zutritt. Man fand bey ihm Fürſten, Grafen, Generale, Geſandten, Räthe, Gelehrte, Kaufleu-

te,

te, Künſtler, Officiers, Spieler, herumirrende Ritter, mit einem Wort, allerhand Leute. Er hatte die beſte Tafel, doch ohne närriſchen Ueberfluß; alles nett, gutſchmeckend, und wohlausgeſucht. Man lebte in ſeinem Hauß ohne Zwang, ohne Gepräng, artig, frey und mit einer natürlichen Wohlanſtändigkeit: Hier war inſonderheit eine Schule für junge Leute, welche die Welt ſehen wolten. Nie habe ich eine beſſere Lebensart geſehen. Nur Schade, daß die Einkünfte des Generals und ſeiner Frauen, die eine Tochter der Geheimen Räthin von Merian war, nicht zulangen wolten, ſolche fortzuführen. Der ganze Merianiſche Bücherverlag, der ſonſt wegen dem Theatro Europäo und andern koſtbaren Werken, eine rechte Goldgrube zu ſeyn ſchien, war darzu nicht hinlänglich. Dieſe Quellen verſeichten, weil man auf einmahl zu viel daraus ſchöpfte. Der Aufwand war zu groß; man machte Schulden, man verſetzte Bücher an Juden und Chriſten; dieſe verkauften ſolche in Mangel der Zahlung, weit unter ihren Preiſſen; damit lag Handel und Wandel und Credit auf einmahl.

Zum guten Glück wurde der General noch vor den traurigen Ausbrüchen dieſer Wiederwärtigkeiten an den königlich-pohlniſchen Hof, als Generallieutenant berufen. Der Herr von Beſſer, der ſich als ein glücklicher Koſtgänger des grosmüthigen Auguſts in Dresden befand, erinnerte ſich bey ſeinen guten Tagen ſeines ehmaligen guten Freunds in Berlin; er rühmte

deſſen groſſe Wiſſenſchaften in Kriegsſachen bey den Grafen Flemming, Wackerbart und Frieſen dermaſſen, daß dieſe ihm bey dem König einen jährlichen Gehalt von 6000. fl. zuwegen brachten. Der Herr von Beſſer beklagte ſich im Anfang des Jahrs 1723. bey mir über die Undankbarkeit des Eoſanders, weil dieſer ihm von Warſchau aus noch nicht geſchrieben hatte, ſo wunderbar empfindlich war damahls dieſer alte Staatsmann.

Im Jahr 1727. verfertigte dieſer General eine Schanze bey Dresden mit einem Bollwerk, welches aller Macht der Bomben wiederſtehen ſolte. Er wolte ſich ſelbſt darunter begeben; allein, zum Glück für ihn, wolte der König ſolches nicht erlauben; dann die darauf geworffene Bomben von ſeinem Gegentheil, traffen ſo wohl, daß alles zuſammen fiel, und der gute General zwar das Leben rettete, dargegen aber ſich dem Geſpötte ſeiner Feinde Preiß geben muſte.

Deſſen heraus gegebene Kriegs-Schule, oder teutſcher Soldat hatte bey Kennern groſen Beyfall: Ich begleitete dieſelbe mit einem Diſcurs über den Soldatenſtand. Er leate darinnen die Kriegsgeſchichte des vorigen Jahrhunderts zu Grund, und machte darüber allerhand ſehr nützliche Anmerkungen, die er meiſten Theils aus ſeiner eignen Erfahrung hergenommen hatte; Allein, weil er darauf im Jahr 1729. mit Tod abgien g, ſo gerieth das Werk ins Stecken; alſo

ſo daß nur der erſte Theil davon iſt heraus gekommen. Derſelbe iſt ſehr prächtig auf lauter Schreibpapier gedruckt und mit illuminirten Kupferſtichen ausgezieret. Vermuthlich aber iſt durch den Verfall ſeiner Schwiegermutter und des ganzen merianiſchen Verlags, dieſes rare Werk wenig mehr zu bekommen.

Dieſer General war von einer anſehnlichen Leibesgeſtalt, etwas mehr als mittelmäßiger Länge, von einem guten Wuchs, mehr ſchlank als geſetzt, doch ſtark von Nerven, Schultern und Hüften. Seine Geſichtsbildung hatte etwas freundliches und angenehmes; wo es aber Ernſt galt, da verzog ſich ſolches ſchnell ins rauhe und zornige. Der Abſtich von ſeinem Bildnis, welches der berühmte Peſne in Berlin geſchildert, und ſich in der ſchwediſchen Fama befindet, iſt ihm ſehr ähnlich geweſen: Wie ſich in ſeiner Bildung Liebe und Ernſt zeigten, ſo war auch die Beſchaffenheit ſeines Gemüths von einer leutſeligen und feurigen Art. Er war vor die menſchliche Geſellſchaft gebohren und liebte nebſt den Künſten und Wiſſenſchaften auch alle Arten der Beluſtigungen; Er ſchickte ſich alſo vollkommen nach Hof und konte alles mitmachen. Er war aufgeräumt, artig, ſinnreich, ſchmeichelhaft und liebte einen groſen Aufwand. Sein Ehrgeitz machte ihn nach Gelegenheit hochmüthig, kühn, tapfer, verwegen und jähzornig. Er wurde zuletzt ſehr mit der Gicht geplagt, welches ihn noch ungeduldiger und empfindlicher machte.

Sonſten hatte er groſe Züge von einem ehrlichen und frommen Mann. Er wuſte von der Religion ſehr gründlich zu reden. Er hatte die Heil. Schrift wohl innen, und liebte beſonders des Joh. Arnds Bücher, vermuthlich weil er darinnen ſeinem auſſerordentlichen Trieb zur Chymie das Wort geredet fand; als womit dieſer General, mehr als es vielleicht gut war, ſeine Neugierigkeit, oder wohl gar einem andern Wahn unterhielt. Wiewohl er öfters mir ſelbſt geſagt, daß ich denen Goldmachern nicht trauen ſolte, die von mir einen Vorſchuß an Geld verlangten; weil es natürlich wär, daß Leute, die eine ſo groſe Kunſt beſäſſen, ehe andern zu geben, als Urſache zu borgen hätten.

Ich erbte ſeinen getreuen Handlanger und Mitarbeiter in dieſen heimlichen Feuerkünſten; Er hieß Copp'ſch, und war ehedeſſen Rath und Hofſtaatscommiſſarius in Berlin geweſen; Der arme Mann hatte kein ganzes Hemd mehr auf dem Leibe, als er zu mir kam, und gleichwohl war er doch um nichts mehr beſorgt, als wo er das Geld ſolte unterbringen, welches ihm ſeine Kunſt Gold zu machen, als unfehlbar verſprach. Ich ſuchte den Mann, der ſonſt eine redliche Seele hatte, von dieſer Krankheit zu curiren; allein er war bereits bey die 60. Jahr alt und blieb alſo, ohnerachtet ich mir die Arzeney etwas hatte koſten lies, ungenesbar. Er hatte einsmahls mit dem General über ſeinen chymiſchen Proceß einen ſtarcken Wortwechſel. Er glaubte ſo veſt das Geheimniß zu beſi-

beſitzen, daß er nicht davon abzubringen war. Je hefftiger es ihm demnach der General beſtritt, deſto mehr entbrant ſein Eifer. Beyde erhitzten ſich darüber auf eine Art, daß dem guten Rath Coppiſch darüber die Geduld vergieng. Aus gerechter Empfindung, daß ihm der General eine Sache abdiſputiren wolte, die er wirklich im Schubſack hatte, ſchlug er halb im Zorn, und halb frohlockend wieder ſeine Taſche: Hier iſt es, ſprach er. Allein unglücklicher Schlag! das Glas, worinnen die koſtbare Tinctur enthalten war, zerbrach, und das herrliche Arcanum floß an den Kleidern herunter. Welche Verzweifelung für den Rath Coppiſch! Welcher Verluſt!

IX.

Der königlichpohlniſche und churſächſiſche Miniſter im rheiniſchen und fränkiſchen Crais, Herr Steinheil.

Dieſer königlichpohlniſche und churſächſiſche Miniſter, Herr Steinheil, war eine von meinen beſten und liebſten Bekanntſchaften in Frankfurt am Mayn. Er war ein Mann von ſo groſen und auſnehmenden Verdienſten, daß ich mich nicht entſchlieſſen kan, deſſen Gedächtniß verloſchen zu ſehen, ſo lang ich lebe. Es hat ſich nicht leicht, am

wenigſten aber zu unſern Zeiten in der Welt zu getragen, daß ein ſolcher Mann gelebet hat, und geſtorben iſt, ohne daß ihm einmahl, ſo viel ich weiß, in der gelehrten Welt, ein öffentliches Ehrendenkmahl wäre geſtifftet worden; deſſen er doch vor ſo vielen andern, deren Lebenslauf man gedruckt lieſet, höchſt würdig war.

Seine Wiſſenſchaften, beſonders in den griechiſchen und lateiniſchen Alterthümern, erſtreckten ſich ſo weit, daß er darinnen einem Græcvio, einem Gronovio und einen Spanheim nichts nachgab; wo nicht gar in vielen Stücken noch überlegen war. Er hatte die vornehmſten griechiſche Poeten und Geſchichtſchreiber mit den gründlichſten Anmerkungen erläutert, und ganze Abbildungen von den Sitten und Gebräuchen der Alten geſchrieben. Er hat darinnen nicht allein, wie oberwehnte Gelehrten gethan, bloſe Alterthümer und critiſche Materien abgehandelt, ſondern wie er in allem ein artiger und aufgeräumter Kopf war, ſolche auch mit allen Annehmlichkeiten eines feinen und brauchbaren Witzes begleitet. Alle dieſe unſchätzbare Schätze müſſen ſich noch bey ſeiner Familie befinden, oder ſind von derſelben mit ſeiner auserleſenen Bibliothec an ein hohes Stift in Franken verkauft worden. Es würde ewig Schade ſeyn, wann ſolche darinnen ihr Begräbniß finden, und der Welt entzogen werden ſolten. Nebſt dieſem hatte auch derſelbe einen Auszug aus allen teutſchen Geſchichtſchreibern von allen alten Familien gemacht,

macht, welche vor 200. Jahren ſind bekannt geweſen, und ſolche nach ſeinem nicht zu ermüdenden Fleiß in eine alphabetiſche Ordnung gebracht, dergeſtalt daß ſolche in genealogiſchen Sachen zu einem vortrefflichen Gebrauch würden dienen können.

Nie hab ich einen Gelehrten gekannt, der weniger von dem dunkeln und verdrießlichen Weſen hatte, welcher Leuten, die viele Tiefſinnigkeit und Wiſſenſchaften beſitzen, ſchier pfleget natürlich zu ſeyn. Er war der aufgeweckteſte belebteſte und artigſte Mann im Umgang, den man finden konte. Weder ſein einbrechendes Alter, da er ſchon ſeine Jahre mit ſiebenzig zehlte, noch die Unpäßlichkeiten, die ihn öfters überfielen, noch die Wiederwärtigkeiten, die öfters ſeine Weißheit heraus forderten, konten ſeinem Verſtand diejenige Lebhaftigkeit benehmen, die allem was er ſagte und was er that eine gewiſſe Anmuth und Wohlanſtändigkeit zu geben wuſte. In ſeinen Briefen herrſchet ein munterer Scherz, bey einer feinen Art zu denken, und ſich auszudrücken. Von ſeiner Stärke in der lateiniſchen Sprache und von ſeiner Scharfſinnigkeit in Steinſchrifften können folgende Proben, die ich nebſt vielen andern noch von ihm aufbehalten habe, zeugen. Weil ſie Abſchilderungen in ſich halten, ſo ſchicken ſie ſich vollkommen hierher.

* * *

Als er die Colic und ich einen Fluß am Auge hatte.

Oculatus lippienti
Ægrotus lanquido
Colicus catarrali
Salutem,
Quam uterque non habet
Plurimam tamen dicit.
Petitionem benigne admitte meam
Cujus precibus, ſuſpiriis, ejulatibus
Ventris tormina et inteſtinorum dilaniationes
Immites præbent aures.
Ita nimirum venter caret auribus
Et malis acerrimis
Se ſociaque fatigat membra
Vix pedes fulciunt corpus dehiscens,
Vix manus tremulæ ſuſtinent, quod apprehendunt,
Non os afficitur ullo ſapore,
Aspernatur naſus Nicotianæ deliramenta.
Soli oculi
Munus non deſerunt aſſuetum,
Sed ſedulo lumine quærunt aliquid
Unde pectus nutriant ſcientiarum cupidum.
His ergo ſatis fiat.
Mitte, quæſo, Bayłii Cometas
Non ut cruciatus portendant horridos
Quos
Nullo omine prævio
Jam ſponte miſer patior;

Sed

Sed ut doceant
Non aliquam Cometis vel cruciatibus vim
ſuppetere
Ad frangendum doloribus animum ſapientis.
Vale, ſi potes,
Ego non valeo.

* * *

In Partum Caniculæ ſuæ Mignoniæ.

Non contremiſcit hodie tellus
Ob Montes partum minitantes;
Non expaveſcit Cœlum
Gigantes diro ortu ſibi imminentes,
Sed omnia nunc vident
Quoniam formoſus prodit dies
Qui lepidæ Caniculæ noſtræ
Prolem ſubminiſtrat tenerrimam
Paucos ante Dies
Aurantiam
Gratiori partus proventu
A nemine mortalium Canum ſuperatum iri
Et ipſa exiſtimabat, et Hera, et omnes.
Nunc tamen Victrices tribuuntur palmæ
Ob Elegantiam et Copiam fœtus
Celebratiſſimæ Mignoniæ,
Trium Catulorum Jus adepta
Promeritis conſpicua erit praemiis
Inter cæteros
Ingenioso Commento
Hominum imitata conditionem
Et nudam edidit Sobolem
Et nudam manſuram. Ca-

Cœcos quidem peperit Catulos.
Sed qui flagrantiori lumine mox heram
aſpicient
Non auferuntur, ſed differuntur,
Oculorum, omnium pectora penetrantium,
Violentæ quidem ſed amabiles faces,
Ludit jam mirâ concordiâ
Eximia fratrum parvulorum triga.
Nec invidet alius alii
Raram formæ præſtantiam,
Artus ſubtili nexu compoſitos,
Splendidam diverſi Coloris Excellentiam
Linearum ductus æquales apteque concinnatos,
Cum quilibet naturam habuerit propitiam
Et peculiaria, quibus glorietur, merita.
Quamvis acri, nemo penetrabit judicio,
Cui in pulchritudinis Certamine
Primæ partes deferri debeant,
Cum omnes coronari mercantur.
Dubitabunt aliquando ſpectatores
An uno fœtu prodiga natura
Tam admirandas dotes profundere potuerit.
Aſſurge ergo univerſa canum Natio
Et Lepidæ noſtræ lepidiſſimæ
Latratu hilari atque ordinato
Felix precare puerperium
Gaudioque exalta immenſo
Ob immortale tuæ genti additum decus
Singulorumque tandem annorum decurſu
Die feſto celebra natales,
Quibus nec pares fuerunt, nec unquam
edentur,
Ideoque jure ſtupendos. In

* * *

In peſſimæ mulieris memoriam.

Lemuribus Sacrum!
Latet ſub hoc monumento defuncta,
Quæ rectius vivens latuiſſet,
Nullo ſui nominis monumento relicto!
Placide nunc quieſcit,
Quæ perpetuum mobile ſuperſtes fuit,
Nam corpus ita circumrotare conſueverat,
Ut motacillæ animam in illud migraſſe crederes.
Titulis mariti decorata;
Quos ipſa merebatur, celavit:
Honeſta videri quam eſſe malebat.
Conſortio Hebræorum, mirum! quantum afficiebatur
Eorumque veſtigia arctiſſime premebat,
Ipſa quidem incircumciſa,
Sed aliorum bona circumcidere geſtiens;
Rapinæ, injuriarum, fraudum gloriam
Sibi ſoli relictam exiſtimabat.
Lucris inhians iniqua mercatrix,
Licitum eſſe in contractibus dolum
Et perſuaſum habuit et uſu continuo probavit;
Vicibus tamen verſis ab illis quandoque emuncta fuit
Quos devorare conſtituerat.
Amiſſo marito, retento tamen pruritu
Senectuti jam propior
Gelida membra igne novo fovere cupiebat,
Ne-

Nemo tamen reperiebatur
Qui eum ſuſcitare volebat,
Dilabentibus ad aſpectum horridæ formæ,
Deſtinatis amatoribus
Natura ludibunda et nimium
prodiga
Mentum virili barba ſignaverat
Diroque exemplo, utriusque ſexus notas
corpori affixerat, ita ut, Fœmina virve fuit
Nullo diſcrimine haberetur:
Nempe
Nota hac turpi notum facere cupiebat
Quam execrabilis anima prematur in corpore monſtroſo
Largiori vini uſu
Labantem animum ſæpe reficiebat,
Ut ſatis virium ipſi adeſſet
Ad quidvis audendum.
Luſibus valde delectabatur
Magno colludentium detrimento,
Nam
Et fallendi artes mire callebat,
Et rixis omnibus erat moleſta.
Coruscantibus undique gemmis ornabatur
Ut deformitas corporis tanto illuſtrior redderetur.
Domus ejus magnifico apparatu extructa
Intus monſtrum alebat;
Nec placere poterat Spectatoribus
Niſi domina abſente:
Cuſtos egregiæ domus
Latratu aſſiduo familiæ erat terrori;
Inter ſervientes eos præterebat,

Qui-

Quibus fides, ut ipſi, nulla erat;
Hinc prodita ſæpius à miniſtris
Ingenii pœnas luebat
Avara
Nec ſibi nec aliis quicquam benefecit
Niſi cum moreretur.
Tandem ergo
Ipſa quidem admodum invita,
Aliis autem vehementer volentibus,
Fœtidam ex halavit animam,
Atque inter plauſus ſuorum,
Hem bonum factum!
Hic fuit recondita
Unde
Ad infeſtandos mortales
Mortuæ nullus datur regreſſus.

* * *

In ædes Wackerbarti Comitis,
flammis conſumtas.

Quid ſtas denmiſſo vultu
Viator attonite?
Nimirum
Quas ante obſervaveras ſuperbas ædes
Quam novertas Supellectilem pretioſam
Quam miratus eras prodigioſam Bibliothecam
Obrutu irrito nequicquam quæris.
Tam copioſos Theſauros
Invida, ſibi et pretio parcere neſcia
Deſtruxit Flamma;

Evanuit
Quidquid amœnitatum hic continebatur:
Dilectæ Domino chartæ
Dominum gratioſum deſerentes
Æthera ingratæ petierunt:
Juſto ergo mœrore te confici exiſtimas?
Verum
Attolle vultum Viator
Mentemque oppreſſam refice
Nam,
Quod vix crederes,
Uno momento
Superatam cernes ignium rabiem
Immenſâ donorum abundantia?
Prodit nempe
Non duro territus ſpectaculo
Sed ſereno fronte
Ad bene faciendum expergefactus
Optimus Regum, verus Patriæ Pater
Stipatus
Supremi Miniſtri animo conſilioque munifico
Pectus Regis
Muneribus effundendis aſſuetum
Mitibus impulſum affectibus
Ad innatos ſibi, orbique celebratos mores
rediens
Largo effluxu inſitam bonitatem diſperſit
Solem flammas ebullientem noviſti
Non ut rapido hoc igne ipſe conſumatur
Sed ut radios tanto illuſtriores diffundat
Et fovendo omnia conſervet
Ita
Ignes ædibus his fuerunt ſubjecti

Ani-

Non ut fortes Domini animos inſueto affli-
ctu deprimerent
Non ut damnum irreparabile alicui vano er-
rore perſuaderent
Sed
Ut jam coruſcantes Reges ſolitasque vir-
tutes
Orbi admirabundo
Multo ſplendidiores exponerent.
Salamandram audiviſti
In flammis nutritam;
Hic
Gloria et magnanimitas Principis
Inter medios ignes ſublimior emicat
Atque incrementum,
Si quod adhuc ſupereſſe poteſt
Incomparabile acquirit.
Abi ergo viator lætior
Et ut fidem dictis fiduciâ certiori adhibeas
Greſſus tuos paulo longius profer
Et ſtupendo poſteris ob raritatem exemplo
Solo Regis noſtri juſſu
Ceu Phœnicem nitidiorem
Ex atris cineribus ſurgentem
Domum longe ſuperbiorem opibusque in-
ſtructiorem
Conſpicies ſurgentem

* * *

In dentium cruciatus.

Væſani dentes!
Quid cruciatu duro herum affligitis benignum?
Non ille dolorum Vobis acerborum
Sed voluptatum amœnarum
Auctor benevolus extitit;
Nonne comminuendo cibos palato gratos,
Quos ille largo affectu ſuggerebat,
Succos hauſiſtis vobis ſalutares?
Non ille, vos abluebat abſurdo Cereris potu,
Sed ut honori Veſtro conſuleret
Dulci vino veſtros irrigabat ordines.
Hanc curam veſtrum cum ſolicite gereret,
Vos indignam veſtro cœtu hanc gratiam ipſi refertis,
Ut præ doloribus Veſtra petulantia excitatis,
Vix ſanæ mentis quandoque compos exiſtat.
Non vos movent gemitus absque intervallo repetiti,
Non ſuſpiria longo ductu ex hauſta,
Non queſtus etiam lapidum miſericordiam attrahentes
Sed congeminatis ictibus effrenem adaugetis licentiam.
Non Leo immitis, non tigris fera hactenus vos nutriit,
Sed herus Veſtræ ſalutis mitis curator;
Cur ergo tam immenſo furore eum eſtis aggreſſi

Qui

Qui nemini, nec vobis, noxius eſſe adſue-
vit.
Turgent veſtro impulſu exacerbatæ genæ;
Ardet veſtris inſultibus incenſa
Quæ vos tamen tenero amore complecti-
tur innocens gingiva;
Punctu aſſiduo divelluntur miſerandæ venæ,
Nec animus vobis eſt ab opere tam furibun-
do ceſſare.
Excedite, evadite, erumpite,
Ingrati hoſpites,
Veſtrumque Dominum tam indigna paſſum
Deſerite maligni,
Aut meliora edocti
Redite cum eo in gratiam.
Noviſtis, quam pronus ſit ad ignoſcendum.
Quidni ergo celeri motu ad eum accedi tis
Male patrata deprecaturi.
Adeſte, adeſte muneri veſtro
Chari olim, nunc ſcelerati dentes
Neque imprecationibus heri juſtis locum
amplius concedite.

* * *

Invitatio ad luſum Reverſino.

Virum
Integræ quidem fidei
Sed lacerata cute
Notis ſervilibus diſtinctum;
Quas tamen non Herus
Sed improba balneatoris manus impreſſit

Prodigum ſui ſanguinis cuſtodem.
Quem non pro patria, nec pro familia
Sed ad lubitum et riſum male conſulentium
Venerandorum tamen carnificum
Hem! quam inutili copia effudit.
Ad ludum non juſtum
Sed inverſo (*) rerum ordine
Malis alterius ultro et absque lucro inſultantem.
Invitat vicinus
Non eodem cutis irritamento
Quod Dii ne faxint
Sed pari luſus opprobrio infectus.

X.

Abbildung des Herrn Abt Schannats.

Man kan nicht in Abrede ſeyn, daß es unter den gelehrten Leuten öfters wunderliche und ſeltſame Köpfe gebe, die durch ein düſteres und ſauerſichtiges Weſen zeigen daß man nicht Urſache habe mit ihnen vergnügt zu ſeyn, weil ſie es weder mit ſich ſelber noch mit andern ſind.

Der Herr Abt Schannat ſah aus ganz andern Augen. Er hatte ein jovialiſches Weſen: Alles

(*) Al inverſo oder Reverſino teutſch: Hinter ſich Trumpf: Ein Spiel, welches man dymahls in Mannheim ſtark zu ſpielen pflegte.

Alles lachte, alles lebte an ihm. Seine Bildung war angenehm, und seine Lebensart frey und ungezwungen. Er hatte eine frische und gesunde Farbe, und war durchaus wohlgewachsen. Wo ich ihn hinbrachte, es mochte seyn zu Alten oder zu Jungen; zu Frauenzimmer oder zu Gelehrten; zu Vornehmen oder zu Geringen, da war er angenehm, und machte sich lieben. Man sah ihm recht sein gutes Herz aus den Augen hervor leuchten. Wie ein Mensch, der ein gutes Gewissen hat, nichts Böses denkt, nichts Böses vorhat, in alles leicht eingehet, und dabey ohne Kunst, ohne Furcht und ohne Verstellung ist, so war Schannat. Er war immer von einer muntern und aufgeweckten Gemühtsart. Niemand solte ihn für einen Bücherschreiber angesehen haben, der sich mit alten Schriften und Urkunden ein nachforschendes und beschwerliches Geschäfte machte. Seine gröste Lust war mit Kindern zu spielen: Er bat öfters ganze Gesellschaften aus dieser wachsenden Pflanzschule der Menschen zu sich; er gab ihnen kleine Geschenke und allerhand Naschwerk; und ließ sie alsdann nach ihrem eignen Gefallen um ihn herum schwermen; doch mußten sie etwas artiges und aufgeräumtes haben. Mit dem Frauenzimmer hatte er auch immer etwas zu schaffen; er unterhielt mit ihnen kleine Kriege und Zänkereyen und machte durch dieses Mittel auch diejenige sprechend, die sonst am wenigsten zu Gesprächen aufgeleget waren. Er war ein eben so artiger Zänker mit seinen guten Freunden; er brachte

immer etwas neues auf die Bahn, und sagte im Scherz, was er wolte, ohne daß man ihm etwas übel nehmen konte. Er deutete eben so wenig etwas zum Argen: Mit einem Wort er war der ganzen Welt Freund; ob er aber ein gar zu orthodoxer Geistlicher der römischen Kirche war, dafür kan ich nicht gut sprechen. Doch unterstund er sich in seiner Diocesi Fuldensi auf die Protestanten wacker los zu ziehen, darüber ihn aber die Acta der Gelehrten zu Leipzig derbe wieder hernahmen (*). Ich schrieb ihm deswegen den unten mit angefügten Brief. Seine Art, mit mir über Religionssachen zu disputiren, war ausnehmend und hatte nicht ihres gleichen. Einer warf immer dem andern die

(*) Vous m'attirez une guerre Monsr. sans me laisser des armes pour Vous defendre. On Vous apelle un Ketzermacher. Vous, que je connois l'homme du monde le plus paisible et le plus doux Qu est ce que cela veut dire *Dira et nefanda haeresis*? Vous etez un terrible homme à renvoier les gens qui ne sont pas de Votre avis: *Dolebis profecto operam tam male locatam.* Si c'est à ce prix la qu'on obtient chez Vous les titres *d'illustris clarissimus doctissimus &c.* Vous me ferez l'honneur, s'il Vous plait, de me traiter toujours d'homme obscur et de tres *ignorant*. Non, je me garderai bien d'avoir à faire avec Vous. Nous avons encore un petit different touchant les Romans; Je Vous propose une composition à l'amiable. Que ferez Vous enfin d'un Archiheretique, qui ne laisse pas d'être avec la sincerité du monde la plus orthodoxe

Monsieur &c.

die Fehler ſeiner Kirche mit einer ſcherzenden Satyre vor; den lieben Aberglauben und das dumme Mönchsweſen pflegte er Coujonneries ſpirituelles zu nennen. Ernſtlich konte und wolte er nicht von ſolchen Sachen reden; denn er verabſcheuete die Religionszänkereyen, ja ſo ſehr, als ich ſelbſt. Sah er ſich dann zuweilen ein wenig in die Enge gebracht, und glaubte daß es der Wohlſtand von ihm erforderte ein wenig bös zu werden, ſo wehrte er ſich mit ſeinem Hut: Daher entſtunden unter uns die argumenta ad pileum, die nachher oft herhalten muſten. Er genoß ſchöne Prebenden; er hielt aber ſo Hauß, daß wann das Jahr vorüber war, er nichts mehr übrig hatte. Sein ganzes Hab und Gut beſtund in zweyen Coffern: der eine diente zu ſeiner Wäſche und zu ſeinen Kleidern, darinnen er ſehr nett und reinlich war, der andere aber für ſeine Papiere und Bücher. Wann dieſe letztere zu ſtark anwuchſen, und die enge Schranken ſeines Bücherkaſtens überſchritten, ſo verſchenkte er ſie an ſeine gute Freunde, oder vertauſchte ſie gegen Gemählde oder andre Kleinigkeiten, womit er ebenfalls andern, die keine Liebhaber von Bücher, aber ſeine gute Freunde waren, ein Geſchenke machte.

Er reißte im Jahr 1735. nach Rom, und kam im Jahr 1738. mit reichen Schätzen der rareſten Schriften des Alterthums beladen, glücklich wieder zurück. Er hatte ſolche in den berühmteſten Bibliothecken in Italien, beſon-

bers in der Vaticaniſchen und Ambroſianiſchen geſammlet. Er wolte ſolche unter dem Titel Accelliones novæ ad Hiſtoriam antiquam et literariam Germaniæ herausgeben: Allein der Tod machte auf einmahl alle ſeine groſſe Vorhaben zu nichte. Er ſtarb im Jahr 1739. den 6. Merz zu Heidelberg. Welcher Verluſt für die gelehrte Welt und für ſeine gute Freunde! Er ſtarb friſch und geſund, da er ein Schälgen Caffee getrunken hatte. Die Art dieſes Todes ſchien jedermann bedenklich. Einige zogen die Herren J * * * darüber in Verdacht, als welche in der Welt die einzige Menſchen waren, mit denen er meines Wiſſens in keinem guten Vernehmen ſtund. Allein man ſucht hier ſonder Zweifel die Urſache des Todes zu weit, die wir Menſchen ſtets in unſern Gliedern tragen. Schannat iſt der erſte nicht, der aus Ueberfluß der Geſundheit und des Geblüts, voll groſſer Anſchläge und unumfaßlicher Geſchäfte in ſeinen beſten Jahren, eines ſchnellen Todes geſtorben iſt.

Der Herr de Beaumarchais hat ihn unvergleichlich geſchildert und dadurch ſeiner geſchickten Feder eben ein ſolches Ehrengedächtnis, als dem Leben unſres beyderſeits hochgeſchätzten Freundes geſtiftet. Ich will ſolches, weil es ein rechtes Meiſterſtück iſt, hier ins Teutſche überſetzet, mittheilen. Es befindet ſich in des Herrn Schannat Hiſtoire abregée de la maiſon palatine, welcher der Herr de Beaumarchais deſſen kurzen Lebenslauf, unter dem Titel: Eloge

Eloge hiſtorique del'Abbè Schannat in einem Schreiben an unſern gelehrten Herrn von Olenſchläger voraus geſetzet hat.

* * *

Eine Sache welche dem Andenken des Abts Schannat ſchier eben ſo viel Ehre macht, als ſeine Schriften, ſind deſſen groſe Gönner und Freunde. Die Cardinäle Albani, Querini, Paßionei waren in Rom ſeine vornehmſte Patronen, ſie waren diejenige deren Credit ihm den Zutritt erwarb, ſelbſt in diejenige Gefächer der vaticaniſchen Bibliothec einzudringen, welche ſonſt die römiſche Staatsklugheit jederzeit für der Neugierde der Fremden verſchloſſen gehalten hatte. Der Cardinal von Mecheln beehrte ihn durch ſeinen Schutz und der Cardinal von Speier bot ihm den ſeinigen an. Der regierende Fürſt und Abt zu Fuld, aus dem Hauſe von Buſeck, gab ihm ganz beſondere Kennzeichen ſeiner Hochachtung; ingleichem der Fürſt und Erzbiſchoff zu Salzburg. Zu Wien hatte er zu ſeinen Beſchützern, ich ſolte ſchier ſagen Freunden, den Reichshofrathspräſidenten, Grafen von Wurmbrand; den Grafen von Kufſtein, und den Grafen von Noſtitz. Der erſte, welcher um ſo viel mehr die Gelehrten liebet, weil er ſelbſt einer iſt, unterhielt mit ihm einen Briefwechſel, und ſuchte ihn als Geſchichtſchreiber in Kayſerliche Dienſte zu bringen.

Dieſes waren nicht allein diejenige Verbindungen und Bekandtſchaften, die er mit groſen

ſen und berühmten Leuten hatte. Die Samler der Acten der Heiligen zu Antwerpen, beſonders die Patres Sollier, Martene, Montfaucon: der verſtorbene Herr von Eckardt, ehe er noch ſich mit ihm wegen dem fuldiſchen Archiv entzweyet hatte; der Pater Pez, der verſtorbene Herr Baron von Craßier: die Herren Menke, Lucius, von Uffenbach, von L**, Maſcov, Schöpflin: die Herren Senkenberg und Steinheil, nebſt vielen andern Gelehrten von raren Verdienſten, hatten für denſelben eine deſto gegründetere Hochachtung, je mehr ihnen ſeine unumſchränkte und ſcharfſinnige Gelehrſamkeit bekannt war. Er unterhielt mit ihnen einen Briefwechſel, davon die Welt mehr als einmahl den Nutzen geſpüret hat. Dieſer letzte Umſtand macht den Lobſpruch von dem Herze des Abt Schannats ſowohl, als von ſeinen Freunden großmüthig, ſeine Entdeckungen andern Gelehrten mitzutheilen und ihnen mit der beſten Art die Ehre, die man ſelbſt davon zu gewarten hätte, zu überlaſſen, iſt das Kennzeichen einer edlen Seele, welche weder von der Ehrſucht, noch von dem Neid eingenommen iſt. Dieſes heißt recht den Nutzen des gemeinen Beſten dem ſchmeichelhaften Vergnügen gelobt zu werden vorziehen. Dergleichen Freygebigkeiten übertreffen noch diejenige der Reichen. Es ſind gewiſſe Gemüther denen ſolche Geſchenke ſchwerer ankommen würden, als wenn ſie einem Geld geben ſolten.

Der Abt Schannat war lebhaft, aufgeräumt, offenherzig, einfältig. Wenn er noch so aufgebracht und erhitzt von einer langen und beſchwerlichen Arbeit kam, ſo brachte er doch in die Geſellſchaft eine aufgeheiterte Stirne, ein leichtes Geſpräch, und ein angenehmes fröhliches Weſen mit ſich. Er gefiel ohne daß er zu gefallen ſuchte und guten Theils eben deswegen, weil er ſolches nicht ſuchte. Seine offenherzige Manieren, und ſeine ſchnelle Zunge ſchienen genugſam darzuthun, daß, weil in ſeinem Herzen nichts falſches und nichts zweydeutiges vorgieng, er ſich wenig um die Wahl der Sachen und der Worte, die er vorbrachte, bekümmerte, ſondern ſich darinnen blos allein ſeiner Lebhaftigkeit überlies. Er ſuchte nichts weniger, als mit ſeiner Gelehrſamkeit zu prangen. Er erwehnte nie der Groſen, die ihn mit ihrer Gunſt beehrten. Er ſprach kein Wort von den Gelehrten, die ihm ganz ausnehmende Kennzeichen ihrer Hochachtung gegeben hatten. Man empfand recht, daß er ein Vergnügen hatte bey einem zu ſeyn, ohne daß er deswegen das geringſte auf eine hochmüthige Gefälligkeit ſeiner ſelbſt ſolte getrieben haben. Er war zufrieden, wann er einem ſeine Hochachtung zeigen konte, die wenigſtens ſo groß war, als diejenige, die man für ihn hatte.

Ich weiß, daß die Höfe ſeine Lebensart geſchliffen und ſeine Manieren angenehm gemacht haben. Allein die natürliche Höflichkeit und das freye, offene Weſen lernet man nirgendwo.

wo. Ein tugendhaftes und zärtliches Gemüth iſt deſſen allein fähig, ja es entſtehet daraus von ſich ſelbſt.

Bey ſo liebenswürdigen Eigenſchaften hatte derſelbe eine lebhafte Ergebenheit für ſeine Freunde, einen ſorgfältigen Eifer ihnen zu dienen, eine ſtete Erkentlichkeit, wann ſie etwas ihm zu Liebe hatten thun können, eine genaue Aufmerkſamkeit, um auch die geringſte Pflichten des bürgerlichen Lebens zu beobachten. Dieſe Eigenſchaften machten ihn äuſerſt empfindlich, wann er glaubte, daß ſeine Freunde nicht redlich mit ihm verführen. So unſchuldig er ſich diſſfalls in Anſehung ihrer wuſte, ſo Verachtungswürdig ſchienen ſie ihm bey ſolchen Umſtänden. So leicht er aber aufzubringen war, ſo leicht war er auch wieder zu begütigen. Man hätte ſagen ſollen, daß ſein Herz, gleich denen beglückten Gegenden, wo alſobald die gifftige Thiere ſtürben, wenn man ſie aus andern Orten dahin brächte, weder Zorn noch Haß vertragen könnte.

Die Religion, die ihrer Art nach die Tugenden der Menſchen ſucht vollkommener zu machen, indem ſie ihnen die wichtigſte und tröſtlichſte Beweggründe darzu an die Hand giebt und gleichwohl nicht immer durchdringet, fand in dem Abt Schannat ein fähiges Herz ſie aufzunehmen, ohne ſie weder durch Affecten noch durch Unwiſſenheit zu verwirren. Er hatte für ſie einen aufgeklärten und friedſamen Eifer.

Sei-

Seine Frömmigkeit war ohne Schmincke und ohne Scrupel. Seine Andacht hatte nichts gezwungenes, noch ungemächliches für andere. Mit einem Wort: er bezeigte in Anſehung GOttes eben diejenige Einfalt und Aufrichtigkeit, als in Anſehung der Menſchen.

So weit gehet die geſchickte Feder des Hrn. de Beaumarchais. Ich beklage nichts mehr, als daß mir viele Briefe von dem Abt Schannat ſind abhanden gekommen. Ich hatte ſie denenjegen eingehändiget, die ſich mit ſeinem Lebenslauf beſchäftigen wolten. Es iſt nichts, woraus man einen berühmten Mann beſſer kan erkennen lernen, als aus ſeinen Briefen, zumahl wenn ſie ſolche ſo nachläßig ſchreiben, wie der Abt Schannat.

Ich will zur Probe nur ein Paar von ihm hier mittheilen; man wird daraus ſeine Art zu denken und zu ſchreiben, ja auch ſelbſt wie er zu reden pflegte, am beſten abnehmen können.

Monſieur!

Quand à l'entrée de cette nouvelle année je Vous aurai ſouhaitté tout ce que Votre coeur deſire et tout le bien que Vous ſavez que je Vous veux naturellement; ſerez Vous content et me pardonnerez Vous un ſilence que ni pareſſe ni oubli ont cauſé? Comme je me trouve toujours enfoncè de mes Etudes jusque par deſſus la téte et que d'ail-

d'ailleurs ce pays ici eſt fort ſterile en nouvelles, j'ai cru qu'il devoit ſuffir entre nous de recevoir par occaſion des complimens reciproques ſur ce que nous avons l'un et l'autre de plus precieux qui eſt notre ſanté.... Il y a apparence, que mon adverſaire de Wirzbourg me laiſſera en repos ainſi que Vous remarquerez par le P. P. de la lettre de Mſr. Joannis, à la quelle je joins une autre que j'ai recu du P. Martene Vous aurez la bonté de me renvoier l'une et l'autre aprez en avoir fait lecture. Il me reſte à Vous prier de faire bien mes complimens au ſujet de la nouuelle année à tous le ſamis en general, mais en particulier à la charmante et aimable Capricieuſe. Comme l'on m'a prognoſtiqué que l'année 1729. me ſera des plus heureuſe je m'attens d'apprendre qu'elle ſe reſoudra pendant le cours d'icelle au ſacré lieu du mariage et que ce ſera par cette douce ſcene que me vendra du bonheur. Adieu montres cher. Continuez moi toujours l'honneur de Vôtre amitié et croiez moi avec un ſincere et tres reſpectueux devouement,

Monſieur &c.

en hate Worms ce 3. de l'an. 1729.

Monſieur!

Comme je Vous connois philoſophie ſur pluſieurs articles en voici un ſur le quel je n'entre-

n'entreprendrai point à Vous ſuggerer de la conſolation. Je ne Vous marquerai non plus quelle a été ma ſurpriſe, et combien j'ai été touché de la nouvelle touchant la mort de Mſr. Votre frere, puiſque j'aurai eu cela de commun avec tous ceux qui ont eu le bonheur d'être connu du defunt qui étoit un parfait honete homme. C'eſt dire tout, La ſeule choſe que je deſire d'apprendre, ſans nean moins trop de curioſité, eſt le Syſteme que cette mort vient ſans doute de former. Je ſouhaitte qu'il tourne entierement à Votre avantage et que le fond ſur le quel repoſent mes pierres antiques ſoit le moindre partage de Votre hereditée.

Je me trouve du reſte enfoncé jusquez par deſſus la tete dans ma nouvelle entrepriſe qui eſt d'un tout autre relief que la precedente. Je ne ſais ſi Mr. S** vous a appris l'avenure que le fameux R** a eſſuyé en dernier lieu; mais comme d'ordinaire un malheur ne vient jamais ſeul, il a perdu encore nouvellement en la perſonne de Sr. d'Eccard une bonne vache au lait. C'eſt là une verité dont il reſſentira les effets malgrétout ſon pyrrhoniſme; ſi jamais le P. Martene le guerit de ſon ſcepticisme et qui verra bientot le jour la Republique des lettres n'en ſera que plus tranquille et n'aura de longtems plus rien a craindre de cet eſprit dangereux. Permettez que Madame

Votre épouſe trouve ici les aſſuerances, de mes tres humbles reſpects et faites moi la grace de me croire de meme toujours tres profondement

Monſieur &c.

Worms ce 10. Dec. 1729.

XI.

Abbildung des Grafens von Zinzendorf im Jahr 1737.

Alles iſt voller Affecten, wenn man von dem Grafen von Zinzendorf ſpricht; und es ſcheinet faſt, als ob man keine Freyheit hätte, eine Wahrheit zu prüfen, ſobald ſich der Eifer der Religion darunter miſchet. Einige machen dieſen Grafen zu einem Ertzbetrüger und zu einem andern Mahomet; andre betrachten ihn im Gegentheil als einen von GOtt geſandten neuen Apoſtel und als einen Heiligen. Ich halte beyde Meynungen für übertrieben. Der Graf ſcheinet mir weder ein Betrüger, noch ein Apoſtel zu ſeyn. Gleichwohl aber ſind ich in ſeinem Caracter und in ſeinen Unternehmungen etwas, das zu beyderley Urtheil Anlaß geben kan.

Der Graf von Zinzendorf hat nicht allein viel Witz, ſondern auch eine ſtarke Einbildungskraft

kraft, welche aber, wenn ſie auſſerordentlich aufgebracht wird, die gemeine Art zu denken verliehret, ſich ſelbſt überſteiget und nicht ſelten neben ausſchweiffet. Man darf nur ſeine Gedichte und Lieder leſen, ſo wird man von dieſem Caracter ſeines Verſtandes gar bald überzeuget werden.

Man findet darinnen ſolche Stellen, die ſo zu reden, aus den erſten Quellen des Parnaſſus ſcheinen gefloſſen zu ſeyn. Andre hingegen ſind überaus trüb und ſumpfigt. Dasjenige Gedichte, welches der Graf auf ſeines Bruders, Graf Friderich Chriſtians, zweyte Ehe verfertiget, und worinnen er das alte zinzendorffiſche Grafen Haus ſehr nett und erhaben beſchrieben hat, zeiget von deſſen Stärke in der Poeſie. Ueberhaupt iſt er glücklicher in dergleichen heroiſchen, als in geiſtlichen Sachen; jene leiden etwas übertriebenes, dieſe aber drücken ihre Schönheit am beſten in der Einfalt aus (*).

Hätte der Graf nichts auſſerordentliches und nichts ungleich ſcharfſinniges, ſo würden ſeine Einſichten klar und lauter ſeyn; man würde ſie leicht faſſen und verſtehen können, und man würde in ſeiner Art zu denken, diejenige Ordnung finden, die man darinnen vermiſſet.

(*) Siehe Graf Ludwigs von Zinzendorf teutſche Gedichte p. 141.

Was die äuſerliche Geſtalt des Grafens anlangt, ſo hat derſelbe ein gutes Anſehen. Er iſt wohl gewachſen und hat eine feine Bildung. Seine Augen ſind weder zu finſter noch zu lebhaft. Er hat eine friſche Farbe, fleiſchigte Theile und alle Anzeigen eines ſanguiniſchen Temperaments. Er ſieht einem ehrlichen Mann, und nicht einem Betrüger ähnlich; ſeine Manieren ſind edel und ſeiner Geburt gemäß; man ſieht, daß er unter hohen Standesperſonen iſt erzogen worden, daß er die groſe Welt geſehen und daß er ſowohl mit Majeſtäten, als mit ſeinen Brüdern, die meiſtens geringe Handwercksleute ſind, umzugehen weiß. Er beobachtet überhaupt einen üblichen Wohlſtand. Man ſieht aber, daß er denſelben alsdann mit Fleiß hinten anſetzet, wann er glaubet, daß ſich ſolcher mit derjenigen Perſon nicht reime, die er in der Welt vorſtellen will. Hier ereignet ſich öfters eine gegeneinander Stoſſung der Hoheit und der Niedrigkeit, wobey der Graf ſtark ins Gedränge kommt.

Er iſt von Natur hitzig, gäh und leicht aufgebracht. Er trotzet auf ſeinen hohen Stand, wenn man ſein Lehramt angreiffet, und ſucht gleichwohl jenen aufzuopfern, um dieſes zu erheben. Er ſchreibt ſehr demüthig; wenn man aber ſeine Schriften angreiffet, ſo antwortet er hochmüthig. Er läſſet ſich nicht gern etwas ſagen, oder einreden. Dieſes iſt ein kleiner Fehler, der öfters die gröſten verurſachet. Er trinket meiſtens Waſſer, er iſſet gewöhnlich ſtark;

ſtark; Zuweilen aber entziehet er ſich auch die Nahrung, und beobachtet weder in der Zeit, noch in den Speiſen ſelbſt, eine ſolche Ordnung, wie es die Unterhaltung ſeiner Geſundheit erfordert. Er will in allen Stücken ſeinen Leib gewöhnen, daß ihn weder eine weichliche noch rauhe Lebensart in ſeinen Unternehmungen hindern möchte.

Sehet hier den Grafen von Zinzendorf, wie ich Gelegenheit gehabt habe, ihn ſelbſt kennen zu lernen.

Was ſeine neuen Verfaſſungen in dem Religionsweſen betrifft, ſo muß ich bekennen, daß es mir ſchwer vorkommt, darüber ein Urtheil zu fällen; Es iſt zu viel Gutes, um alles zu ſchelten; Es iſt zu viel zweydeutiges, um alles zu loben; Es iſt zu viel ſeltſames, um nicht einem Verdacht Raum zu laſſen.

Ich bin nicht der Meynung, daß dieſer Graf, an und für ſich ſelbſt einen vorgefaßten Anſchlag habe, die Welt unter dem Schein der Heiligkeit zu betrügen. Allein man höret von ihm gleichwohl ſo viel ausſchweiffendes, daß es eben ſo ſchwer fällt, diejenige die ihn deſſen beſchuldigen für Lügner, als ihn ſelbſt für einen vorſetzlichen Betrüger zu halten. Hätte ihn nichts als der bloſe Ehrgeitz geplaget, wo hätte er ihn beſſer vergnügen können, als an einem groſen Hof, wo ihn ſeine Geburt, ſein Verſtand und ſeine Wiſſenſchaft zu den erſten Staatsämtern

würden erheben haben; und wo er allenfalls genug von ſich in der Welt hätte können reden machen. Es muß alſo nach aller Wahrſcheinlichkeit etwas von Religion und von Frömmigkeit in ſeinen Bewegungen mit unterlauffen, wenn man auch gleich zugiebt, daß im geiſtlichen Stand der Hochmut ja ſo viel, wo nicht noch mehr Nahrung, als im weltlichen findet.

Wie ſolte der Graf, ja nicht allein er, ſondern ſein ganzer Anhang, darunter ſich ſo viele ehrliche Leute befinden, miteinander ſich dahin verſtanden haben, zum Hohn des Allmächtigen und zur Verläſterung unſers Erlöſers, eine ſolche Maskerade in der Welt zu ſpielen? Nein dieſes kan ich nicht glauben. Man kan ſo leicht aus guten Abſichten irren, als aus böſen die Wahrheit ſagen. Es iſt bey dieſen Leuten ein ſich ſelbſt ſchmeichelnder Wahn, welcher ſich der Sinnen und Einbildungskräfte bemeiſtert, und ſie glauben macht, was ſie wollen. Wie man nun von einer Sache immer weiter und weiter geführet wird, je mehr ſie gewiſſe Fortgänge begleitet, ſo geht es auch mit dem herrnhutiſchen Weſen.

Der Graf von Zinzendorf iſt aus einem alten Reichsgräflichen Geſchlecht. Die alte Frey-Frau von Gersdorf, eine ſehr fromme und kluge Dame, hatte demſelben, als ihrem Enckel, die erſte Eindrücke der Religion gegeben. Er kam aus ihren Händen unter die Aufſicht des bekanten Magiſter Francken nach Halle, in das ſo-

ſogenante Pedagogium. Alle Lehren, alle Vorſtellungen, alle Bilder zielten in dieſer Pflanzſchule vornehmer Jugend, auf gewiſſe Auszeichnungen der Andacht, die nicht ſelten mit einer Art des geiſtlichen Hochmuths vermiſchet ſind. Dieſer formiret ſich am leichteſten, wo man die Demuth lehret, und ſich ſelbſt für beſſer, als andre Menſchen hält. Ein junger Herr, der Geiſt und Wiſſenſchaften hatte, und dabey denen gewöhnlichen Ausſchweiffungen der Jugend nicht ergeben war, machte unter dergleichen Leuten ein groſes Aufſehen. Der hochgräfliche Schüler bemerkte bald ſeine Vorzüge; und wenn es wahr iſt, daß der Magiſter Francke denſelben ein Naſe weiſes Gräfgen ſoll genennet haben, ſo ſetzet dieſes ſo viel voraus, daß er ſich ſchon damahls etwas müſſe heraus genommen haben.

Er gieng darauf nach Wittenberg und war meines Wiſſens, die erſte hohe Standsperſon, die ſeit den Zeiten des frommen Georgen, Fürſtens von Anhalt unter den Proteſtanten geiſtlich ſtudirte. So gering werden bey uns, aus einem allzuweit getriebenen Gegenſatz der päbſtlichen Hoheit, die biſchöfliche Aemter und Würden geachtet.

Er that hernach ſeine Reiſen und machte ſich daraus ein eignes Geſchäfte, wo er hinkam, vom Heiland zu reden. Er floh die gewöhnlichen Eitelkeiten der Jugend. Man bewunderte ſeine Eingezogenheit um ſo viel mehr, weil

man ſah, daß ſolche aus gewiſſen Grundſätzen der Weißheit und der Religion, nicht aber aus einem Mangel von Feuer und Lebhaftigkeit herrührte.

Allein man kan auch in geiſtlichen Dingen ausſchweiffen. Ich würde mich ſcheuen, dieſes zu ſagen, wenn die Kirchen-Geſchichte nicht mit gar zu vielen Exempeln angefüllet wären, die ſolches beſtätigen. Der erleuchteſte unter den Apoſteln ſagt zwar von ſich ſelbſt, daß er über dem Rühmen von Chriſto ſey zum Thoren worden. 2 Corinth. 12, 11. Aber, dieſes war nur allein in Anſehung der Unglaubigen, welche das Evangelium für eine Thorheit oder Wahnwitzigkeit hielten. Sonſt war nichts ordentlicher und nichts vernünftiger, als das Betragen dieſes Apoſtels. Man findet weder bey ihm, noch bey andern heiligen und erleuchteten Schriftſtellern dergleichen beſondre Redensarten und Gedanken, wie man ſolche häuffig in den Schriften des Grafens von Zinzendorf lieſet. In der That, wann der Herr Graf in der büdingiſchen Sammlung, gleich Anfangs in der Vorrede von ſich ſelbſten ſagt: Er habe den Heiland mit zu Hülfe genommen, wann er eine künſtliche Lection bey dem Tanzmeiſter hätte machen ſollen: So kan es derſelbe der vernünftigen Welt mit nichten verdenken, daß ſie über dieſe und dergleichen Ausdrücke die Richtigkeit ſeiner Denkensart in Zweifel ziehet, und dieſes beſonders an ihm auszuſetzen findet, daß

er

er das Lächerliche mit demjenigen, was heilig und anbetenswürdig ist, vermenget.

Es ist mir dieses an dem Herrn Grafen um so viel unbegreifflicher, weil ich sonst in seinem äusserlichen Umgang und Wesen nicht das mindeste gauckelhaftes oder zweydeutiges entdecket habe. Es ist also vermuthlich nichts anders, als die ausserordentliche Lebhaftigkeit eines Geistes, der sich stets in sich selbst beschäfftiget und eine Menge ausserordentlicher Bilder zeuget, welche nachdem die Beschaffenheit seines Cörpers ist und eine Gelegenheit sich ereignet, damit hervorzubrechen, so und so zur Welt kommen, ohne dabey etwas arges zu denken.

An Scharfsinnigkeit, Einsicht und guten Einfällen fehlt es dem Grafen gar nicht; ja man kan von ihm mit Grund der Wahrheit sagen, daß er ehender zu viel, als zu wenig Witz habe. Man muß insonderheit dessen artige Schreibart in französischer Sprache bewundern. Ich habe Briefe von ihm gelesen, die ein so feiner Witz, eine so zärtliche Wendungskunst und eine solche Stärke in den Ausdrücken belebet, daß man solche den geschicktesten Scribenten dieser Völcker zuschreiben solte. Von seinen Gedichten und Liedern ist schon oben Meldung geschehen. Wann er die Heil. Schrift erkläret oder von geistlichen Dingen spricht, so braucht er öfters solche Redensarten, die gantz ausserordentlich sind und sehr von der Eigenschaft der heiligen Sprache abgehen: Wann

er von der Liebe des Heilandes redet, ſo treibt er nicht ſelten die Einbildungskraft ſo weit, daß er darzu die ſchlüpferigſten Vorſtellungen der fleiſchlichen Liebe entlehnet.

Ja er hat kein Bedenken in der Vorrede, ſeiner zu Herrnhut 1735. herausgekommenen Gedichte, frey zu bekennen: „Daß die Kenn„zeichen der wahren Verliebtheit mit unſerer „Abhängigkeit an den Heiland genau zuſammen „treffen, und daß, wann die Romanen in ih„rer Art keine ſchlechtre Arbeit machten, als „die Heldengeſchichte von JEſu von Na„zareth in der ihrigen, ſie etwas mehr werth „wären.

Ich glaube, daß der Graf dieſe Sachen in dem beſten Sinn von der Welt mag geſchrieben haben. Ich ſelbſt bin auch nicht in Abrede, daß ſie in einem reinen und geläuterten Verſtand von der Braut Chriſti wohl alſo mögen angebracht werden; allein man muß gleichwohl die Myſtic hier nicht zu weit treiben. Die Bilder von der fleiſchlichen Liebe ſind voller Unreinigkeit und Befleckung: ſie erwecken ſolche Begriffe und Vorſtellungen, die ſich zu einer reinen Andacht gar nicht ſchicken; ja ſie machen ſelbſt die Unſchuld und die Schamhaftigkeit erröthen. Kein Apoſtel, kein Heiliger bedienet ſich ſolcher Ausdrücke, wie man in den herrnhutiſchen Liedern findet. Warum bleiben wir nicht einfältig bey der Sprache des Evangelii. Ich weis zwar wohl, daß ſich zuweilen die

Pro-

Propheten und insonderheit der Verfasser des Hohen Liedes dergleichen Ausdrücke und Redensarten bedienet haben; allein die Zeiten haben einen grosen Unterscheid in der Lebensart und in der Sprachweise der Menschen gemacht. Die alten orientalischen Völker bedeckten nicht mit einer so sorgfältigen Schamhaftigkeit diejenige Gliedmasen, die bey dem zunehmenden Christenthum die Keuschheit verborgen zuhalten lehrte. Die Unzucht und die Frechheit bey den Alten gieng so weit, daß man sogar die Geburtsglieder vergötterte und die Frauensleute solche, wie heut zu Tag gewisse Bilder der Heiligen am Halse trugen. Salomo und die Propheten lebten zu diesen schamlosen Zeiten und unter dergleichen üppigen Völckern. Ich werde daher bewogen zu glauben, daß gewisse Redensarten und Gebräuche, die bey uns die Zucht und Ehrbarkeit verletzen, damahls in dem Umgang der Menschen eben so üblich müssen gewesen seyn, als heut zu Tage die Mode der Reiffröcke und die gekrauete Haarlocken unsrer Weibsbilder.

Hier ist also das Gute, das Zweydeutige und das Seltsame, welches ohne eine göttliche Scheidkunst nicht wohl bey dem Herrn Grafen von Zinzendorff kan von einander gesondert werden.

Die Gelegenheit zu der neuen herrnhutischen Secte waren einige mährische Familien, die sich auf der Herrschaft des Grafens von Zinzendorf

dorf in der Lausnitz niederlieſſen und den Ort Herrnhut erbaueten. Die Religion dieſer Leute ward im Grund evangeliſch, ob ſie gleich in ein und andern Gebräuchen etwas eigenes hatten. Leute von verſchiedenen Secten und Meynungen ſchlugen ſich zu ihnen: ſie errichteten unter dem Schutz und unter dem Anſehen des Grafens von Zinzendorf, eine neue Art der geiſtlichen Brüderſchaft, und machten allerhand gute Anſtalten, das Leben, die Aufführung und die Sitten ihrer Mitglieder zu formiren, ja ſie trieben ihren Eifer zur Ausbreitung des Chriſtenthums bis in die entfernteſten Weltgegenden: ſie ſandten dahin zahlreiche Colonien, um die wildeſten Völker, die noch nie etwas von GOtt und von einem Heiland der Welt gehöret hatten, zu der Wahrheit des Evangelii zu bringen. Ich verwundre mich nicht, daß dieſe Leute ſo groſe Dinge unternehmen; ich verwundre mich aber, daß ſie von ſtatten gehen und daß binnen einer Zeit von 15. Jahren die halbe Welt von dieſen Dingen angefüllet iſt.

Die allenthalben täglich mehr überhand nehmende Misbräuche, welche ein närriſcher Hochmut und eine Zaumloſe Ueppigkeit empor treiben und die beſten Haushaltungen in Unordnung bringen, mögen gleichfalls ſowohl als der Trieb zur Frömmigkeit die Urſache ſeyn, daß ſich ſo viele Leute zu den Herrnhutern geſellen, darunter inſonderheit einige reiche Engeländer, Holländer und Schweitzer ſich befinden,

den, welche durch grose Geldsummen den Grafen von Zinzendorf in Stand setzten, ganze Herrschaften hin und wieder anzukauffen und ganze Länder zu bevölkern.

Wann ich alle diese Dinge an und für sich selbst, als ein Mensch der unpartheyisch die Wahrheit liebet, und ohne einige mir wohlbekante Vorurtheil zu prüfen vor mich nehme; so kan ich unmöglich in meinem Herzen den Verdacht rechtfertigen, daß die so übel beschriene Herrnhuter ein so böses und abscheuliches Volk seyn sollen, als sie insgemein beschrieben werden. Ich finde nicht, daß die Wahrheit der Religion dadurch etwas gewinnet, wenn man in dem Eifer gegen Irrende sich selbst aus der Freyheit setzet, ein gründliches Urtheil zu fällen. Daß es aber unter ihnen viele Schwermer, Fantasten, Müßiggänger und dergleichen gebe, solches ist nicht zu leugnen; man müste dann die allerunverwerflichste Zeugnisse einiger unsrer grösten Theologen einer Unrichtigkeit beschuldigen wollen, welches ich mir nicht in den Sinn kommen lasse. Wo sind aber Gemeinen, da nicht Böse und Gute unter einander sind? Ich muß hier der Wahrheit Zeugnis geben, diejenigen, die ich von ihnen gekant habe, waren artige, wohlgezogne und in den göttlichen Wegen wohlerfahrne Leute: insonderheit die mährische Leute selbst, die, wenn ich sie schelten wolte, bewundern müste.

Schluß.

Schließlich iſt meine Meynung von allen äuſſerlichen Secten-Weſen dieſe: Lebet man unter einem Volk, das Chriſtum bekennet und deſſen Grund-Lehren nach Ausweiſung des Evangelii annimmt; mithin uns die chriſtliche Freyheit verſtattet, darnach unſer Leben und unſern Wandel einzurichten, ſo halt ich nicht dafür, daß man Urſache habe, ſich in beſondere Secten, die neben eingeführet werden, einzulaſſen, 2. Petr. 2, 1. Die Zänkereyen und Trennungen in der Kirche über den Glauben ſind jederzeit die Kennzeichen unſres Unglaubens geweſen. Alle Secten aber haben ihren Anfang, ihre Abwechſelungen und ihr Ende. Viele redliche Leute, die bey den Herrnhutern nicht gefunden, was ſie geſucht haben, gehen wieder von ihnen ab. Dieſes rechtfertiget den Eifer derjenigen, die bisher wieder ſie geſchrieben haben.

Moraliſcher Schildereien

Dritter Abſchnitt.

Nos igitur poſthæc ſciemus Diis
Cedere, ac diſcemus Atridas venerari.
Duces ſunt quare illis obtemperandum eſt.
Quidni?
Nam & quæ firmiſſima ac potentiſſima
ſunt
Magiſtratibus cedere ſolent.

Sophocl. in Ajace.

Der Verfaſſer an ſeinen Freund.

Ich ſende ihnen hier die verſprochene Abbildungen einiger groſen Höfe und Länder die ich auf meinen Reiſen geſehen habe. Ich hatte darunter meine eigne Begebenheiten gemenget; allein, weil ſolche mich allein angehen, ſo habe ich ſie ſchier durchgehends weggelaſſen. Ich rede hier blos von demjenigen, was ich beobachtet habe. Ich rede davon, als einer der frey denket und die Wahrheit liebt; dem viele Dinge in dieſer Welt klein ſcheinen, die andern gros dünken; und der aus Gefälligkeit für das Herkommen und die Gewohnheit nicht alle Ehrerbietung heget, die man ſonſt zu haben pflegt. Ich rede von der gemeinen Wohlfahrt als ein Menſch, den ſolche mit angehet, und der ſie zu befördern wünſchte, wann er könte. Ich gebrauche darzu die Beyſpiele, welche mir die Erfahrung an die Hand

gibt. Ich weiß, daß ſolche die beſte und ſicherſte Lehrſätze ausmachen. Vielleicht haben ſie, wann ich mir ſo viel ſchmeichlen darf, noch einigen Nutzen.

Solte ich aus einem allzulebhafften Eifer für die Wahrheit hin und wieder etwas zu frey geſchrieben haben; ſo hat die Zeit von 20. bis 30. Jahren, die ſeit dem verfloſſen ſind, mir das Recht eines unpartheyiſchen Geſchichtſchreibers erworben. Ich ſuche niemand, wer er auch ſey, zu beleidigen. Ich habe Frieden mit allen Menſchen, und kenne auch ſo gar meine Feinde nicht; ja, ich glaube nicht einmal, daß ich welche habe; Irre ich in meinen Meynungen, ſo finden meine Irrthümer ihre Entſchuldigung in meinen guten Abſichten. Ich ſchelte nur deswegen auf die Laſter, weil ſie uns unglücklich machen, ich ſuche meine Mitbürger und mich mit ihnen zu beſſern. Dieſes iſt, wie ich glaube, für ein Mitglied der menſchlichen Geſellſchafft, eine erlaubte Handlung.

Die hohe Häupter, deren hier gedacht wird, haben bereits ihr Regentenamt vor dem Thron des allgemeinen Weltbeherrſchers niedergeleget; ihre Macht kan mir weiter nicht mehr ſchaden noch nützen. Dem ungeacht, ſo habe ich mich befliſſen, von ihnen auf eine Art zu reden, die zur Genüge die tiefe Ehrfurcht bezeiget, welche ich ihren mächtigen Nachfolgern ſchuldig bin.

Wo ich es nicht getroffen habe, da laß ich mir weiſen. Ja, ich kan leiden, daß man mich tadle und es beſſer mache.

I.

Der Kayſerliche Hof.

Im Jahr 1717.

Quæ ſparguntur in omnes
In te miſta fluunt, & quæ diviſa beatos
Efficiunt, collecta tenes.

Claud.

Der Wiener Hof hat in der That etwas groſes und vorzügliches, welches der Majeſtät eines römiſchen Kayſers würdig iſt, und ſolche deutlich ins Auge ſetzet. Der Hof an und für ſich ſelbſt hat zwar ſo viel glänzendes nicht; allein die viele Fürſten und groſe Herren, die ſich an demſelben aufhalten, und die vornehmſte Staats- und Kriegsämter beſitzen, erhöhen deſſen Pracht ungemein.

Die kayſerliche Burg iſt ein altes, groſes und weitläuftiges Gebäude, mit kleinen Fenſtern, wo man wenig von einer ſinnreichen Baukunſt beobachtet. Der Hof ſelbſt gleichet einem Paradiesvogel, der ſeinen Glanz in ſeinen Federn zeiget. Einige Staatsdiener und Groſen, welche die Hofämter beſitzen, wohnen ſchier prächtiger als der Kayſer ſelbſt. Man hat ſchon oft und viel von einem neuen Burgbau geſprochen; allein man erwartet ruhigere Zeiten. Wann aber ſind dieſe an einem ſo groſen Hof zu erwarten? Die gröſten Schätze und Reichthü-

mer befinden ſich auf der ſogenannten Gallerie. Die Bibliotheck iſt eine der vollſtändigſten und koſtbarſten in der Welt : ſie hat ſolche Einkünfte, daß man ihrentwegen bald noch einen eigenen Pallaſt wird aufbauen müſſen, um die täglich neu ankommende Werke der ſtets fruchtbaren Gelehrten darinnen aufzuſtellen. Von den meiſten Büchern, welche in dem heiligen römiſchen Reich jährlich aus der Preſſe kommen, wird ein Exemplar dahin geliefert. Nun werden wohl in keinem Reich mehr Bücher gedruckt als in Teutſchland. Man mache alſo einen Ueberſchlag von dem erſtaunlichen Anwachs dieſes Bücherſchatzes.

Unter den Gemälden ſiehet man viele alte, rare, teutſche, brabandiſche und italiäniſche Stücke, von franzöſiſchen aber ſchier gar keine; da im Gegentheil zu Paris auf der Gallerie im Louvre, man faſt nichts als franzöſiſche Arbeit erblicket.

So wichtig auch die kayſerliche Einkünfte ſind, ſo kommt doch das wenigſte in die kayſerliche Cammer. Die Groſen nehmen das meiſte weg. Die Fürſten und Grafen werden Standsmäßig, und die Räthe und Beamten, als Fürſten und Grafen beſoldet. Die Andacht koſtet auch viel Geld ; denn die Geiſtliche beten nicht umſonſt. Die kayſerliche Kriegsvölcker ſtehen vortrefflich wohl, und ein kayſerlicher Hauptmann tauſchet anderwärts nicht mit einem Staabsofficier. Die Dicaſteria und die Canzeleyen bis auf den geringſten Schreiber, genieſen

ſen einen herrlichen Sold. Was koſten nicht die Geſandten und Reſidenten an allen groſen Höfen und in den vornehmſten Städten; wie nicht weniger die Geſchenke an die fremden Geſandten? Was koſten die Gnadengelder und Unterhaltung vieler müſigen Leute? die italiäniſche Kehlen und Geiger, die allein dem Hof jährlich über hundert tauſend Thaler zu ſtehen kommen? der Poeten und Bücherſchreiber mit ihren Zuſchrifften, nebſt der unzehlbaren Menge vornehmer und geringer Bettler, die ſich aus allen Orten und Enden der Welt am kayſerlichen Hof melden, nicht einmal zu gedenken. Alles flehet die kayſerliche Majeſtät um Gnad und Beyſtand an. Dieſe wollen, aus angeborner Huld, auch gern allen Menſchen helffen. Allein die Einnahmen des Kayſers leiden ohne dem ſchon darunter, daß die Haußhaltungen der Unterthanen nicht beſſer eingerichtet ſind, und ſchier allenthalben die Verſchwendung, wie im Groſen ſo im Kleinen herrſchet. Viele Menſchen gerathen darüber in Mangel und Armuth, und erfüllen an ſtatt der Werkſtätt die Spitäler und Armenhäuſer. Vor Alters hatte man an unſern teutſchen Höfen gute Policeyordnungen, die den einreiſſenden Mißbräuchen wehrten, und dem Verderben der Haußhaltungen vorkamen. Heut zu Tag ſcheinen uns dieſe Dinge zu klein, man wird aber bald ſehen, wie viel ſie zu bedeuten haben.

Die oeſterreichiſche Regierung, ſowohl unter dieſem Kayſer, als unter Leopold, ſeinem

Vater, iſt überaus gütig und gelinde: ſie hat nicht das mindeſte Anſehen derjenigen tyranniſchen Gewalt, mit welcher ſo offtmalen andere Monarchen ihre eigene Völker ins Verderben ſtürzen. Nein, man hat von dem Durchlauchtigſten Haus von Oeſterreich nichts als Sanftmuth, Huld und Gnade zu erwarten. Es ſieht deswegen auch in allen oeſterreichiſchen Erbländern, ohnerachtet der vielen Abgaben und ſteten Kriege, noch beſſer aus, als in andern Provinzen. Der Adel iſt reich, der Bürger wohlhabend, und der Landmann nähret ſich an den meiſten Orten, wo ihn der Adel nicht drücket, noch ziemlich wohl. Es heißt: Oeſterreich über alles, wann es nur will; allein man misbrauchet der Güte der beſten Kayſer. Der Eigennutz der Staatsdiener iſt zu gros; alles ſucht ſeinen eignen Vortheil; niemand aber den Nutzen des Hofs. Schröter, Seiler, Horneck und Becher haben ſchon zu ihrer Zeit mancherley gute Rathſchläge gegeben, wie die Haushaltung zu verbeſſern, und die Einkünfte, ohne das Volk zu beſchweren, unendlich weiter könten getrieben werden. Es fehlet vornemlich an einer rechten Handlungsverfaſſung und an einer Bank, zur Erleichterung und zur Sicherheit der Commercien. Dann die oeſterreichiſche Erbländer ſind reich und haben einen Ueberfluß an allerhand Früchten, Mineralien und rohen Waaren, welche den Stoff zur Handlung abgeben. Man findet darinnen auch groſe Städte, Flüſſe und Seehäven, um ſolche zu verſtoſen.

Es

Es iſt alſo zu verwundern, warum ſich der Wiener Hof dieſer Kunſt, Gold zu machen, nicht beſſer zu bedienen ſucht. Allein zur Handlung wird eine gewiſſe Freyheit in der Religion erfordert, zu welcher man ſich in Wien noch nicht entſchlieſen kan. Ich unterſtehe mich nicht dieſe Zärtlichkeit in Glaubensſachen zu tadeln. Wenn dadurch die Aufnahme des Chriſtenthums in der That befördert würde; ſo ſolte man eine ſo heilige Neigung allen zeitlichen Vortheilen dieſes Lebens billig vorſetzen; da aber GOtt der HErr in ſeinem Reich allerhand Unterthanen duldet, und die Eintracht in der Kirche durch einen allzuweit getriebenen Eifer, in Anſehung des äuſſerlichen Gottesdienſtes, noch mehr geſtöret wird, wie es die Erfahrung ausweiſet; ſo wäre zu wünſchen, daß man für die in bloſen Meynungen irrende ein wenig mehr Nachſicht haben mögte.

Man kan nichts als Gnade und Güte von kayſerlichen Majeſtäten rühmen. Man findet aber einen groſen Unterſcheid ſo bald man zu den Fürſten, Groſen und Vornehmen des Hofes kommt. Etliche haben etwas von einem ſteiffen und gezwungnen Hochmuth, der ihnen die Wahrheit zu ſagen, um ſo viel weniger ſchön läßt, weil ſelbſt diejenige, die ihnen zu gebieten haben, bey allen Fällen eine natürliche Huld und Leutſeligkeit blicken laſſen. Es ſind dieſes Strahlen der Majeſtät; wie hingegen der Hochmuth, auch ſelbſt bey den Groſen, etwas kleines und lächerliches zeiget.

Die Oeſterreicher ſind ſonſt ehrliche aufrichtige und gutherzige Leute: ſie lieben ihren Kayſer nicht aus bloſer Eitelkeit und Hoffart, wie die Frantzoſen ihren König; ſondern aus einem natürlich angebohrnen Trieb. Sie haben es Urſach, dann der Kayſer hält ſie recht wie ſeine Kinder, welchen er kein Ungemach und kein Leid zufügen läſſet. Ich habe den Kayſer auf dem Thron geſehen, und die Rede, die er an ſeine getreue oeſterreichiſche Landſtänden gehalten hat, mit angehöret. Man kan ſich nichts zärtlicher und nichts majeſtätiſcher vorſtellen. Wenig Fürſten und Potentaten in der Welt ſind geſchickt, einen ſolchen natürlichen und der wahren Hoheit geziemenden Vortrag zu thun. Verſchiedene alte Edelleute, die nichts von höfiſchen Sitten hatten, ſondern guten Landwirthen gleich ſahen, wurden dadurch dermaſſen gerühret, daß ſie ſich der Thränen nicht enthalten konten: Unſer Kayſer hats holt recht geredt! waren ihre Anmerkungen.

Sonſten will man an ihrem hohen Adel ein gewiſſes aufgeblaſenes und ſtolzes Weſen tadeln. Ich habe ſolches nicht ſo wohl an ihnen als an den Herrn Böhmen beobachtet. Ueberhaupt haben wir Teutſchen ein gewiſſes, ſteiffes und hochgeſchraubtes Weſen, welches uns bey fremden Völkern keine Hochachtung erwirbt.

Es iſt bekannt, wie ſchädlich dieſe Aufführung zu Ende des verwichenen Jahrhunderts denen hohen Gerechtſamen des Erzhauſes in Anſehung der ſpaniſchen Erbfolge geweſen iſt; und

daß

daß unſer guter Kayſer darüber in ſeiner Jugend ſo viele und mancherley Widerwärtigkeiten hat empfinden müſſen. Da hingegen die Franzoſen der Sache in Madrit einen ganz andern Schwung zu geben wußten; wie davon die geheimen Geſchichte ſattſamen Unterricht geben.(*) Anderer Gelegenheiten zu geſchweigen, da offenbar die herriſche und ſpreuſtige Sitten unſerer lieben Landsleute überhaupt die fremde Völker ſelbſt gegen ſie empöret haben, welche ſie mit Liebe und Freundlichkeit am leichteſten hätten gewinnen können. Ich rede hier nicht von derjenigen flatterhaften Höflichkeit, welche in bloſen Worten und zierlichen Reverenzen beſtehen. Nein, ich rede von derjenigen Leutſeligkeit und Menſchenliebe, zu welcher uns ſowohl die Vernunft als die Natur und Religion verbindet.

Laſſet uns hier nicht unſerer ſtolzen Einbildung das Wort reden, und darinnen den Ruhm unſerer Tapferkeit ſuchen, wann wir das Herz haben andere Menſchen zu verachten und unglücklich zu machen. Wir gebrauchen offt eine mühſame und koſtbare Gewalt, wo man mit einem leutſeligen und guten Weſen, das doch ſo wenig koſtet, viel weiter kommen, wo nicht alles ausrichten könte. O fürwahr, wer dieſe Politic recht verſtehet, der braucht keine groſe Gewalt um ſich zum Meiſter des menſchlichen Herzens zu machen. Das rührende Beyſpiel der zwey höch-

(*) Man leſe hierüber unter andern die Memoires ſecretes de Mſr. de la Torre.

höchſten Perſonen in der Welt; ich meyne Ihro beyderſeits regierende kayſerliche Majeſtäten ſind davon ein herrlicher Beweis.

Der kayſerliche Hof könnte unglaubliche Summen erſparen, wann er bey Vergebung der Staats- und Civilämter überhaupt mehr auf perſönliche Verdienſte, als auf vornehme Häuſer und Standsperſonen ſehen würde. Die Fürſten, Grafen und Freyherrn mögten immerhin, zum Glanz und zur Verherrlichung der Majeſtät, die Hofämter beſitzen; denn zu ſolchen wird vornemlich eine gute Geſtalt, ein guter Magen und ein guter Beutel erfordert. In Anſehung der Geſchäften aber iſt mit einem tüchtigen Mann, er ſey hoch oder niedrig gebohren, ungleich mehr auszurichten, als mit andern groſen Herrn, die nichts als ihre Ahnen und Titel aufzuweiſen haben. Man ſiehet es einer Sache nicht an, ob ſie mit adelichem oder unadelichem Geblüt iſt tractiret worden. Der preußiſche Hof hat ſich vornemlich durch dieſe Staatskunſt ſo hoch empor gebracht: ſeine meiſte Cabinetsräthe waren ausgeſuchte Leute. Man ſah auf ihre Federn und nicht auf ihre Ahnen. Ein Mann den Wiſſenſchafften, Verdienſte und Tugend adeln, und der weiter keinen vornehmen und weitläufftigen Anhang hat, der würde weniger Zerſtreuung und weniger Eigennutz haben, als die Fürſten und Grafen, die ſelbſt Land und Leute haben, und eigne Höfe formiren. Dieſe hohe Standesperſonen machen insgemein die ſtärkſten Banden unter ſich, treiben alles wie ſie wol-

wollen durch, und vermehren die Geschäfte unendlich, ohne die geringsten Vortheile zu verschaffen. Man rechne nur wie viele Fürsten- und Grafenhäuser seit zweyhundert Jahren, durch die Milde der oesterreichischen Kayser sind empor gekommen, deren verschiedene zuvor kaum gemein adelich gewesen sind.

Ein Land ist weit glücklicher, wann es mit einem nahrhaften Adel und mit fleißigen Bürgern als mit vielen groſen Herrn bevölkert ist; dann diese sind meistentheils nur solche Geschöpfe, von denen man sagen kan, daß sie, weil sie mächtig und müßig sind, die meiste Unordnung und Verwirrung in dem gemeinen Wesen verursachen. Rechnet man die Menge der Aufwärter und Livereybedienten, welche von den Groſen blos allein zur Pracht und ihre Hoheit zu zeigen, gehalten werden; so wird man finden, daß diese Leute allein bey nahe den zehenden Theil eines Staats ausmachen. Was ist aber einem Land schädlicher als so viele müßige Leute? Schlechte Unterthanen die nicht arbeiten und doch stets eſsen und trinken wollen.

Mit den vielen Clöstern hat es schier eine gleiche Beschaffenheit. Ich habe nichts gegen den geistlichen Stand. Ich weiß, daß er mit zur Erhaltung der Ordnung und der guten Sitten in der menschlichen Gesellschafft gehöret; allein daß sich derselbe hin und wieder mehr als es die gemeine Noth erfordert, und der Wohlstand des Staats es leiden kan, ausgebreitet hat, solches tauget nicht. Der Schaden ist offenbar. Man

kan

kan dieſe Leute weder zur Arbeit noch im Nothfall gegen den Feind gebrauchen: und wenn ſie auch die frömmſten und andächtigſte Menſchen in der Welt wären, welches viele nicht glauben, ſo nutzet doch ihre Menge dem Staat nichts. Fruges conſumere nati.

Hätten die kayſerliche Staatsräthe es jederzeit mit dem Kayſer wohl gemeynet, ſo würden ſie ſtets auf das Ganze gearbeitet haben; ſie würden durch keinerley Nebenabſichten, noch durch kleine gegenwärtige Vortheile ſich davon haben abziehen laſſen; ſie würden niemals dem Kayſer gerathen haben, ſich auſſerhalb zu ſtärken, weil dadurch ſeine Macht von innen geſchwächet wurde, und zu keiner gründlichen Verfaſſung gelangen konnte. Wann die kayſerliche Erbländer gleich den franzöſiſchen und ſpaniſchen Provinzen rund zuſammen lägen, und bey ihren natürlichen Reichthümern auch Handlung und Manufacturen in ſolcher Menge hätten, ſo wäre in der That, wie der Herr von Horneck ſolches erwieſen, Oeſterreich über alles.

Böhmen, Schleſien, Mähren, Ober- und Unteroeſterreich, Cärnthen, Crain, Steyermark, Tyrol, nebſt den ungariſchen Königreichen und Fürſtenthümern; alle dieſe Länder machen zuſammen ein ſchön Stück von Europa aus. Die Natur ſcheinet hier ihre reichſte und vortreflichſte Schäze zuſammen getragen zu haben. Die abgelegene italiäniſche und niederländiſche Provinzen bringen, ſo reich und herrlich ſie auch immer ſind, dem Ezhaus wenig Nutzen, und ziehen daſſelbe im Gegentheil doch immer in allerhand ver-

verdrießliche Weitläuftigkeiten mit ſeinen Nachbarn; deren Freundſchafft ihm, wegen der noch ſtets anwachſenden Macht von Frankreich, gleichwohl ſo nöthig und wichtig iſt. Ich glaube, daß dieſe Länder, nachdem ſie gelegen ſind, dem Haus von Oeſterreich weit mehr Nutzen ſchaffen würden, wenn es ſolche mit einem gewiſſen nexu feudali zu freyen Staaten erklären und ſich darinnen einträgliche Cammergüter aushalten würde; Andere lieſen ſich am beſten gegen ſolche Länder, die an die ſeinige gränzen, vertauſchen, u ſ. f.

Nichts wäre vielleicht geſchickter das ſogenannte Gleichgewicht unter den chriſtlichen Machten zu unterhalten, als etliche mitten durch Europa ſtreichende Republicken. Dieſe würden zu beyden Seiten das Ihrige thun, um den Ruheſtand unter den europäiſchen Fürſten zu erhalten; weil ſie ſonſt immer die erſten ſeyn würden, welche bey entſtehenden Kriegsläuften darunter leiden müſten.

Mit dem Reichshofrath hat es ungefehr die Beſchaffenheit, wie mit der kayſerlichen Cammer zu Wetzlar; doch weis ich nicht, daß derſelbe ſich rühmen kan, ſo alte Proceſſe zu haben, als dieſe. Die Sachen gehen hurtiger; das macht die nahe Gegenwart des Hofs, die alles mit Lebhaftigkeit erfüllet. Hier treibet ein Rad das andere: die viele Geſanden und vornehme Partheyen, denen hier die Zeit nicht lange wird, und in Wien beſſer und wohlfeiler leben, als in Wetzlar, treiben eine Rechtsſache ehender zum Schluß. Es gibt deswegen auch weniger fatale Terminen. Nur

die

die Religions- und Kirchenſachen lauffen nicht ſo ſchnell. An dieſer Art von Rechtsſtreiten haben zu vielerley Menſchen Antheil. Dieſe ſind durch unendliche Abſichten unter ſich getheilet. Wolte man darüber urtheilen, als über Sachen die den Staat betreffen, ſo würden die Geiſtliche ihre Rechte vorſchützen: dieſe ſind von einer ſolchen Beſchaffenheit, daß ſie weder Anfang noch Ende haben. Will der Kayſer, als höchſter Richter im Reich, hier einen Stillſtand unter den Streitenden machen, dann kein Friede iſt da zu hoffen; ſo iſt darzu kein ander Mittel als mutua tolerantia civilis.

Sonſt hat es jederzeit unter dem Reichshofrath vortreffliche Leute gegeben, welche der kayſerliche Hof öffters zu wichtigen Geſandſchafften und in den vornehmſten Staats-Angelegenheiten zu gebrauchen pfleget. Unter den Reichshofrathsagenten können es einige jährlich auf 6000. Reichsthaler bringen: Tam aurea eſt praxis.

Die beyde hohe Reichsgerichte ſind eigentlich noch die Ketten, welche ſowohl die groſe als kleine Reichsſtände in der reichsſatzungsmäſigen Verbindung zuſammen halten. Solten dieſe aufhören, ſo würde auch die Freyheit der kleinen Stände mit einmal verſchwinden; ſo kan ein Unterthan ſeinen Fürſten und ein Bürger ſeine Obrigkeit bey dem Karſer und deſſen beyden höchſten Reichsgerichten belangen, wenn er meynet, daß ihm Unrecht wiederfahren ſey; allein er muß bemittelt ſeyn, denn die Proceſſe koſten Geld; ja, dieſes nicht allein; er muß auch Gedult haben, wenn er bey den

hohen

hohen Gerichten weiter nichts als ein gutes Urtheil erhält; denn der Befehl de exequendo findet viel Anstand und man wird gegen einen Mächtigen nicht fortkommen. Wie viele reiche Bürger, welche Gelder an grose Herrn geschossen haben nach lang geführten Klagen über ermangelter Zahlung endlich ihren Rechtsstreit gegen sie gewonnen und doch weiter nichts dadurch erhalten, als daß sie ihrem verlohrnen Capital noch die Proceßunkosten hinzugethan; die Sachen sind zu klein, Kriegsvölker ziehen zu lassen, und die Executionsordnung im H. R. Reich zu unterstützen. Diese Executionsordnung hat schon offtmals bey den Reichsständen zu vielerley Rathschlägen Anlas gegeben, wie solche anders mögte eingerichtet werden; allein die Schwierigkeit ist allzugros, wann solche die Grosen selbst betrifft. Dergleichen Erfindung gehören ad Impossibilia. Hier ist eine kleine macula imperfectionis, welche in dem verderbten Zustand der Menschen sich allenthalben äussert. Die mächtigste Häuser in Teutschland haben über dem das Jus de non apellando. Wodurch zum wenigsten den Unterthanen dieser Vortheil zuwächset, daß sie weiter keine vergebliche Proceßunkosten aufzuwenden haben.

Einen stattlichen Beweis von der kayserlichen Macht im Reich und denen damit verknüpften Zwangsmitteln zeiget die mecklenburgische Sache; da hingegen die Sachen wegen Rheinfels sich nicht auf gleiche Art haben tra-

ctiren laſſen. Doch dieſe Materie iſt zu weitläuftig. Ich komme wieder auf den kayſerlichen Hof und die Stadt Wien.

Was den Kayſer ſelbſt betrifft, ſo hat er zwar ein ernſthaftes und maieſtätiſches Weſen; allein, wenn man ihn bey der Kayſerin, ſeiner Gemahlin, ſiehet, ſo iſt er ſehr freundlich, und bis zum munterſten Scherz aufgeräumet. In dem einen bezeigt er ſich als Kayſer und in dem andern als ein Menſch. Er iſt ſehr wohl gewachſen und hat eine gute Bildung. Er liebet die Künſte und Wiſſenſchafften und beluſtiget ſich dabey mit der Jagd und dem Scheibenſchieſſen. Er verſtehet die Muſic nicht allein als ein feiner Kenner, ſondern er ſpielet auch das Clavier mit ſolcher Geſchicklichkeit, daß ihm wenig Liebhaber darinnen beykommen. Die Kayſerin, ſeine unvergleichliche Gemahlin, ſoll öffters mit darunter ſingen; doch eine Muſic von ſolcher Art iſt nur für wenig Ohren und es werden ſelten mehr Leute dabey zugelaſſen, als einer der die Violin, oder das Violoncello ſpielet. Die Kayſerin hat alle Vorzüge ihres Geſchlechts. Sie iſt die Schönſte unter ihren Hofdamen, und es fehlet wenig, wann ſie den Handſchuh ausziehet, daß die Oeſterreicher nicht ihre Hand vergöttern. In der That hat man nie eine ſchönere geſehen. Der gantze Leib iſt von gleicher Geſtalt; alles iſt reitzend, holdſelig und maieſtätiſch an dieſer vortrefflichen Kayſerin; ſie iſt ſo weiß von Haut, daß ſie der Kayſer, wann er aufgeräumt iſt, dieſelbe nicht

anderſt als ſeine weiſe Lieſel zu nennen pfleget.

Der Prinz Eugenius von Savoyen hat für einen ſo groſen Helden keinen ſtarken Cörper (*). Er iſt gleichſam wie von ſeinem eignen Ruhm gebeugt. Ein länglicheſ hageres Geſicht mit herunter hängenden Unterlefzen; eine groſe Naſe, kleine ſchwarze Augen, deren Feuer mit der Lebhaftigkeit ſeiner Jahre zu verlöſchen ſcheinet, eine gelblich braune Farbe; ein ſtets nachſinnendes Weſen, das ſich mit wenig Worten ausdrückt: Sehet, die jetzige Geſtalt dieſes vortreflichen Prinzen, deſſen Weisheit nichts deſto weniger um ſo viel ſtärker zu werden ſcheinet, je mehr die Munterkeit, ſo vor dieſem ſeine Tugend belebt, in Abnehmen kommt. Die Muſen ſcheinen jetzo gleichen Antheil an dem Ruhm dieſes Helden zu nehmen, als ſeine herrliche Siege. Er ſammlet eine koſtbare Bibliothec: er bauet und gebrauchet die Kräfte ſeines Verſtandes ja ſo ſehr zu heilſamen Rathſchlägen, als vormals Städte zu erobern und Schlachten zu gewinnen. Es ſind im übrigen noch viele italiäniſche und ſpaniſche Herrn in Wien, welche aber dem Hof mehr Koſten als Nutzen ſchaffen.

Die Oeſterreicher ſind im Grund ehrliche, gute und treue Leute; ſie laſſen Leib und Leben

(*) Dieſe Abſchildung iſt erſtlich nach der Zeit im Jahr 1733. verfertiget worden.

für ihren Kayſer: ſie ſind auch gut und leutſelig gegen Fremde; gegen die Franzoſen aber haben ſie einen natürlichen Haß. Nicht nur deswegen, weil ſie ſchier immer gegen ſie im Krieg verwickelt ſind, ſondern auch, weil ihre Gemüthsart einander zuwider iſt.

Die Lebensart in Wien iſt luſtig, frey, rauſchend, ſchwelgeriſch, dabey andächtig, ernſthafft und natürlich. Man iſt wohllüſtig und verliebt, aber nicht bis zur Verzweiflung. Man lacht und ſcherzet, aber man verbricht ſich nicht den Kopf, um ſcharfſinnig und delicat zu ſeyn. Man iſſet und trinket, man faſtet und ſchwermet; man betet und fluchet, alles wie es die Zeit und Gelegenheit mit ſich bringet. Eine groſe Menge Volks, die nahe bey einander, über einander und neben einander wohnet, macht, daß man leicht bekannt wird. Man nimmt ſich kleine Freyheiten; man wagts. Mit einem Spaß kan man viel wieder gut machen. Viel herum irrende Ritter, Romanenhelden, Poeten und ſogenannte Beaux Eſprits giebt es unter den Oeſterreichern wenig. Ihr Pracht iſt mehr reich als gekünſtelt: ſie verabſcheuen überhaupt alles dasjenige, was viel Mühe und Nachdenken verurſachet. Sie verwenden deswegen auch insgemein mehr auf Hunde, Pferde und Kleider, als auf Bücher und Kunſtſachen. Es giebt zwar unter ihnen auch kleine Putzmännerger und Petits Maitres wie in Frankreich, allein ſie ſind, mit weniger Witz, doch weit mehr erträglich. Man darf nur

wacker

wacker mit ihnen lachen und ihnen Hiſtorien erzehlen, die eben ſo wenig zu bedeuten haben, als ihre eigne, ſo wird man ihre Freundſchafft gewinnen.

Das Gewühl in Wien iſt noch ſtärcker, als in Paris. Die ſtets mit Menſchen, Pferden und Fuhren bedeckte Straſen ſetzen, einen der zu Fuß gehet, öfters in Lebens-Gefahr gerädert zu werden. Die Kutſcher und Seſſelträger ſchreyen ſtets: **Schauts auf! Schauts auf!** und indem man dem einen ausweichet, ſtöſet man auf den andern. Wer alſo in Wien den Hof und vornehme Leute beſuchen will, der muß nothwendig ſich der Kutſchen bedienen. Man ſiehet hier Leute aus allen Orten und Enden der Welt: Ungarn, Huſaren, Heyducken, Polacken, Moſcoviten, Perſianer, Türcken, Mohren, Spanier, Italiäner, Tyroler, Schweitzer kurz, von allen europäiſchen Völkerſchaften. Man ſolte nur ſagen, wo die Schneider alle wohneten, welche ſo vielerley Leuten die Kleider verfertigten; denn dieſes iſt gewiſi, daß man an keinem Ort in der Welt mehr verſchiedene Trachten und Kleidungsarten beobachtet, wann man auch gleich zugiebet, daß in London und in Amſterdam noch mehrerley fremde Völker wegen der Schifffahrt zuſammen treffen mögten.

Die Vorzimmer des Kayſers, inſonderheit auf den Hof- und Feſttägen ſind gegen Mittag ſtets mit groſen Herrn und Geſandten anae-

füllet. Die Hohen werden hier niedrig, und die Fürſten, Grafen und Herrn ſind hier mit den geringſten Edelleuten, Officiern, Schreibern und allerhand Menſchen untermiſcht. An dieſem einzigen Ort ſcheinen die Stände in der Welt einander gleich zu ſeyn; dann ſobald erſcheinet nicht der Kayſer, ſo beuget ſich alles mit gleicher Unterthänigkeit vor deſſen Majeſtät.

II.

Der Königlich Preußiſche Hof in Berlin 1718.

Paulatim vitia atque errores exuit omnes.

Juv. Sat. XIII.

Ich ſehe hier einen königlichen Hof, der nichts glänzendes und nichts prächtiges als ſeine Soldaten hat. Es iſt alſo möglich, daß man ein groſer König ſeyn kan, ohne die Majeſtät in dem äuſſerlichen Pomp und in einem langen Schweiff bundfärbigter, mit Gold und Silber beſchlagenen Creaturen zu ſuchen. Hier iſt die hohe Schule der Ordnung und der Haushaltungskunſt, wo groſe und kleine ſich nach dem Exempel ihres Oberhaupts muſtern lernen. Ich habe, ſo lang ich in Berlin geweſen, kein ganz mit Galonen beſetztes Kleid geſehen. Die koſtbarſte Kleider haben nicht über

etlich

etlich und zwanzig Loth Gold oder Silber: ſie ſind meiſtentheils geſtickt, und dieſes ſo nett, ſo niedlich und ſowohl an den Leib gepaßt, daß man nichts ſchöners ſehen kan. Kein Volk kommt dem natürlichen Wuchs und dem edlen Anſehen der Preuſſen bey: ſie ſind meiſtentheils ſchlank und wohlgeſtreckt von Leibe, friſch und geſund von Farbe und dabey von einem ſehr beſcheidenen Weſen.

Wenn man von dem Berliner Hof redet, ſo verſteht man darunter ſchier nur die Kriegsleute; dieſe allein machen eigentlich den königlichen Hof aus. Die Räthe, Cammerherrn, Hofjunkern und dergleichen, wann ſie nicht zugleich Kriegsämter haben, werden nicht viel geacht und kommen meiſtentheils wenig nach Hof; die Gelehrten aber haben ſich bey dem König am meiſten verächtlich gemacht. Er hat einige dieſer Leute um ſich, weil er ihrer nicht entbehren kan; ſie ſind aber bey weitem nicht ſo geſchliffen, wie ſeine Soldaten. Die Zucht macht Leute, die preußiſche iſt herrlich. Die wenigſte Gelehrten haben eine edle Erziehung und eine gute Lebensart. Auf Univerſitäten ſchwermen ſie in einer wilden Freyheit. Beydes geiſtliche als weltliche Aemter werden mit ſolchen Leuten beſetzt, die gewohnt ſind nach ihrem Eigenſinn zu leben, zu denken und zu lehren. Nichts iſt lächerlicher, als ihr Hochmuth. Es iſt eine Verehrung unter dieſem lateiniſchen Volk, daß ein vernünftiger Mann gar leicht in die Sünde der Spötterey verfallen kan. Man

halte es demnach einem groſen König zu gut, der gewohnt iſt von Jugend auf die artigſte und beleb-teſte Leute um ſich zu haben, wenn er die Gelehrten mit weniger Hochachtung betrachtet.

Ich kenne unter den preußiſchen Soldaten verſchiedene kluge Köpfe, welche denen Wiſſenſchafften mehr Ehre machen, als diejenige, deren Handwerk eigentlich iſt, gelehrte zu ſeyn. Der König braucht ſie zu den wichtigſten Geſchäften und zu allerhand Verſchickungen an andren Höfen. Er kan damit mehr ausrichten, als mit einem ſtolzen Pedanten, der ſich auf ſeine weitläuftige Gelehrſamkeit verläßt und nicht zu leben weis.

Kein Fürſt hat noch iemals das kindiſche Flitterwerk, worinn ſich die menſchliche Hoheit zu kleiden pfleget, natürlicher und vernünftiger eingeſehen, als der König von Preuſſen. Sein Herr Vater hatte die Ehre ſeiner Crone, die er ſich ſelbſt auf das Haupt geſetzet, nach dem üblichen Wohlſtand der Monarchen durch einen erſtaunenden Aufwand und auſſerordentlichen Pracht verherrlichet. Seine Staats- und Hofbedienten wurden dadurch gros und reich, die Schazkammer aber ziemlich erſchöpft. Der König führte bey dem Antritt ſeiner Regierung eine genaue Haushaltung ein; Er ſchaffte viele unnöthige Bedienten und Müßiggänger ab, ſetzte ſeine Leute auf halben Sold herunter und lies viel überflüßiges Geſchirr verkauffen und zu

Geld

Geld machen. Er sammlete sich dadurch in kurzer Zeit so grose Schätze in baarer Münz, als kein Monarch zu seiner Zeit besas.

Nun kommt es nur nochdarauf an, was er damit für einen Gebrauch machen wird. Sie sind das beste Mittel seine weitläufftige Staaten in einen blühenden Wohlstand zu setzen und die magere Aecker, gleichsam als mit einer fetten Dung zu verbessern.

Der König von Preussen ist von seiner Neigung für die Soldaten ein wenig zu sehr eingenommen. Man würde es wagen müssen, ihm zu mißfallen, wenn man ihm Vorschläge thun wolte, wie er sein Land bevölkern könte: In Erwegung daß dieses nie geschehen kan, ohne die gewaltsamen Werbungen abzuschaffen und eine gewisse Freyheit dem Volk zu verstatten, davon der Nutzen mehr in die künftige, als gegenwärtige Zeiten einschlagen würde.

Vergebens sucht der König alle Mittel anzuwenden, um Leute in sein Land zu ziehen, welche die Handlung und die Fabricken darinnen empor bringen könten. So lang nur noch ein Schatten der gewaltsamen Werbungen herum wandert, so ist derselbe wie ein Gespenst, welches alle Menschen erschrecket.

Das sicherste Mittel ein Land zu bevölkern ist die Freyheit. Wo diese ist, da ziehen sich die Menschen Hauffenweise hin. Wo viel Volk

iſt, da ergiebt ſich die Nahrung von ſich ſelbſt. Man laſſe nur den Landmann ruhig bey ſeinem Ackerbau; der Handwerksmann und der Künſtler werden beyde genug Arbeit finden; und der Kaufmann wird ſich eben ſo geſchäftig erzeigen, den Anwachs der Früchte, und die verarbeiteten Waaren zu vertreiben. Dadurch entſtehet die Handlung, welche die Seele der Reichthümer und des Ueberfluſſes iſt. Die Gelder kommen von einer Hand in die andre und dieſer glückliche Umlauf, der alle Nerven beweget, wird den ganzen Staatscörper mit Geiſt und Stärke beleben. Eine Handthierung wird auf die andre wirken, und wie das Räderwerk in einer Maſchine fortlauffen. Die Einkünfte des Königs werden ſich dadurch erſtaunlich vermehren und ſein Volk wird, wann es zugleich durch eine gute Policey regieret wird, das glücklichſte auf Erden ſeyn. Man könte dieſes alles mathematiſch erweiſen, wann die Erfahrung uns dieſer Mühe nicht überhoben hätte, indem ſie zu obigen Grundſätzen, den völligen Beweis vor Augen legt.

Es kommt alles wie geſagt, auf die Freyheit an und daß man das Volk mit keinen groſen Auflagen beſchweret. Es giebt gewiſſe Auflagen die das Volk kaum ſpüret und zu deren Betreibung nur wenig Leute erfordert werden. Ich werde mich bey einer andern Gelegenheit darüber näher heraus laſſen. Man ſucht vergeblich durch groſe Künſte dasjenige auszufindig

zu

zu machen, was öfters die einfältige Natur deutlich zu erkennen giebt.

Ich komme von dieſen Anmerkungen auf den Cronprinzen. Dieſer zeiget bey einem noch zarten Alter eine ungemeine Fähigkeit, ja etwas ganz auſſerordentliches. Er iſt ein überaus muntrer und lebhafter Prinz. Er hat eine ſehr feine und geiſtreiche Bildung. Er zeiget dabey eine gewiſſe Leutſeligkeit, und eine ſo gute Gemüthsart, daß man alles von ihm hoffen kan. Die Frau von Sacerot, welche bisher die Aufſicht über deſſen Erziehung gehabt hat, redet von ihm nichts anders, als mit Entzücken: C'eſt un esprit angelique pfleget ſie zu ſagen: es iſt ein engliſcher Verſtand. Er faſſet, er lernet alles was man ihm vorlegt, mit der gröſten Leichtigkeit. Der berühmte Mſr. la Croze hat unter andern geſchickten Lehrmeiſtern die Ehre, ihn und die Cronprinzeßin zu unterweiſen. Der Cronprinz gehet nun in das ſiebende Jahr: man iſt beſchäftiget denſelben aus dem Frauenzimmer zu thun und ihm eine beſondere Hofſtaat beyzulegen. Der Obriſt von Kalkenſtein iſt von dem König ernennet worden, unter dem Grafen von Kinkenſtein die Stelle eines Hofmeiſters bey dem Prinzen zu verſehen. Dieſer Cavalier iſt einer der artigſten und aufgeräumteſten Köpfe bey Hof. Niemand iſt reicher an guten und muntern Einfällen. Der König ſowohl, als die Königin halten im übrigen dieſen Prinzen unter einer ſcharffen Zucht; und es ſind wohl

wenig

wenig Königskinder in der Welt, denen ſo durch den Sinn gefahren und der jugendliche Wille gebeuget wird. In der That leben Ihre beyderſeits Majeſtäten bey aller ihrer Hoheit nicht anders, als wie zwey chriſtliche Eheleute zuſammen, die mit einer den Eltern geziemenden Sorgfalt ihre Kinder zur Frömmigkeit und allen anſtändigen Tugenden aufzuziehen ſuchen.

Die Königin iſt eine höchſt verehrungswürdige Dame: ſie hat das beſte Herz von der Welt und eine gründliche Vernunft. Sie weiß ſich vollkommen in die Gemüthsart des Königs zu ſchicken. Sie liebt die Muſic, als ihre einzige Ergötzlichkeit. Dem ungeachtet aber finden ſich doch wenig Virtuoſen bey Hof. Der König wendet lieber etwas auf einen guten Waldhoniſten. Der Cammerherr von Brand iſt der Aufſeher der königlichen Muſic. Im Sommer fährt die Königin insgemein gegen Abend nach Montbijou, welches ein Garten an der Spree mit einem kleinen Luſtgebäude iſt, worinnen vor einem Jahr der Czaar ſich hat gefallen laſſen, ſein Quartier zu nehmen. Ein paar ſchlechte Kutſchen mit ſechs alten Pferden beſpannet und ein kleiner Mohr zu Seiten; dieſes iſt gemeiniglich der ganze Aufzug dieſer groſen Königin. Hier, dacht ich, können die Groſen haushalten lernen.

Man kan ſich leicht einbilden, daß, da weder der König noch die Königin den Pracht lieben,

ben, der Hof zu Berlin wenig glänzendes und reiches aufzuweiſen habe. Ich wolte es keinem rathen, daß er ſich an demſelben mit bundſcheckigten franzöſiſchen Modekleidern ſehen ließ, er müſte ſich dann gern auslachen laſſen: Wie ſolches einem von meinen guten Freunden begegnet iſt, der ſeine von Paris mitgebrachte Kleider, nachdem er ſich einmal damit bey Hof gezeiget, wieder einpacken muſte, um dem Mißfallen des Königs und dem Geſpötte der Höflinge ſich zu entziehen; dieſer Monarch kan nichts weniger als dergleichen kleine geputzte Puppen leiden.

Der ſchönſte Glanz des preußiſchen Hofs beſtehet in der auserleſenen Mannſchaft, die der König auf den Beinen hat; inſonderheit iſt das groſe Grenadier-Regiment zu Potsdam, etwas ſo herrliches und majeſtätiſches, daß kein Potentat in der Welt es darinnen leicht dem König in Preuſſen wird vorthun können. Man kan nichts ſchöners, nichts ordentlichers und zugleich auch nichts kriegeriſchers ſehen. Wann ſie ihre Waffenübungen machen, wann ſie ſich ſchwenken, wann ſie Feuer geben, wann ſie auf und ab ziehen; ſo läßt es als ob ſie zuſammen nur einen Cörper ausmachten, und von einer einzigen Triebfeder zugleich angezogen würden.

Man ſagt, daß der König im Stand ſey, für das Geld, womit er unter dem Schloß die Gewölber angefüllet hätte, noch zwey ſolche Armeen

meen auf die Beine zu ſetzen. Dieſes iſt wohl zu glauben. Der gröſte Theil der königlichen Einkünfte kommet in die Gewölber. Die Thorheit der Menſchen zollet dem König jährlich einen Hauffen Geld für bloſe Titel. Keiner kommt zu einer wirklichen Bedienung, er muß davon ſo viel abgeben.

Als unlängſt der Cronprinz mit einem groſſen Gefolg von Officieren hinter dem König hergieng, radelte derſelbe mit ſeinem kleinen Stöckgen wieder die Palliſaden, die vor dem Schloß auf der Seite ſind, wo die Schätze verwahret liegen, und ſprach: Wie froh werden einmal dieſe Gefangene ſeyn, wenn man ſie erlöſen wird. Die Officier, die um ihn waren, fiengen darüber an überlaut zu lachen. Der König hörte ſolches, er wand ſich herum und fragte, was da wär. Niemand wolte ſich erkühnen das gute Wörtgen, welches dem Cronprinzen entfahren war, dem König zu ſagen; dieſer aber drang mit Heftigkeit darauf und machte, als er es vernahm, darüber keine gar gnädige Mine; er entdeckte in den Worten des Cronprinzens die Sprache andrer Leute.

Der König iſt nicht allein ein genauer Haushälter, ſondern auch ein ſtrenger Beobachter der Gerechtigkeit. An den Advocaten, welche durch ihre Zungendreſchereyen in den Gerichtshöfen alles verwirren und weit hinaus ſpielen, hat er einen Greuel. Sie müſſen gleichſam, als ausgezeichnet von andern Leuten,

ten, einen ſchwarzen Mantel tragen. So ſehr auch die Rabuliſten eine ſolche Ahndung verdienen, ſo ſeh ich doch nicht, warum andre ehrliche Sachwalter die Schmach ihrer unwürdigen Mitglieder mit tragen ſollen. Sie ſelbſten ſind am meiſten zu beklagen, wenn ſie gegen ſolche Verachtungswürdige Klopffechter den Kampf antretten müſſen. Dem ungeacht, ſo muſten alle angenommene Advocaten bey dem Cammergericht ſich bequemen und dem königlichen Befehl ſich unterwerffen; allein ihre Mäntelgen ſind von einem leichten dünnen Seidenzeug, ſo geſchmeidig und eng zuſammen gefalten, daß ſie ihnen nicht anders, als ein ſchwarzes Ordensband über den Rücken gehen, welches ſie hernach in den Schubſack ſtecken.

Man kan in der That die preißwürdige Anhalten des Königs um die Weitläuftigkeit der Proceſſe abzuſtellen, nicht genug erheben. Allein es läſſet ſich mit einmal die Sache nicht wohl thun. Wie eine lange Zeit darzu erfordert wurde, ſo vielen Mißbräuchen bey den Gerichten den Eingang zu geſtatten, ſo wird eben wohl auch eine Zeit darzu müſſen angewendet werden, dieſelbe wieder auszurotten. Es ſey dann man wolte ſich entſchlieſſen, die ganze bisherige Praxin forenſem mit einmahl um zu gieſſen und die bisherige viele Geſetzbücher gegen Einführung einer einzigen einfältigen Landesordnung gar abzuſchaffen. Dieſes wär ein Nodus gordicus für einen zweyten Alexander.

In Criminalfällen iſt der König ſehr ſcharf, ja öfters unerbittlich. Wenn man aus Mitleiden für einen Verbrecher die Strafe gerne lindern wolte, ſo muß man das Urtheil nicht nach Hof ſchicken. Der König ſagt: Ein jeder weis was verbotten iſt; und wo man das Böſe nicht ſtrafet, da iſt keine Ordnung, und keine Sicherheit im Land zu hoffen. Die Acciſe, welche ſonſt eines der vernünftigſten Mitteln iſt, die öffentliche Gefälle von dem Volk einzuziehen, wird in Berlin mit allzugroſer Schärfe eingetrieben und gemißbraucht. Sowohl Fremde als Einheimiſche müſſen darunter leiden. Der Lauff der Handlung wird dadurch überaus gehemmet; die Einfuhr nöthiger Lebensmittel verhindert; der gemeine Mann zum Haß und zur Verbitterung gegen die Regierung verhetzet; Ja die Acciseinnehmer, die auf den Aemtern und an den Thoren ſitzen, ſind gleichſam die kleine Tyrannen, beydes ihrer Mitbürger als der Fremden. Leute die ſchon zu der Apoſtel Zeiten keinen guten Ruf hatten und als Zöllner und Sünderknechte angemerket wurden. Sie meynen dadurch ſich als eifrige Bedienten des Königs zu erweiſen, wann ſie Fremden und Reiſenden über alle Kleinigkeiten und Plackereyen Verdruß zu machen wiſſen.

Als ich das erſtemahl nach Berlin kam und im Poſthauß abſtieg, erfuhr ich die Bosheit dieſer Leute. Man durchwühlte mit ungemeiner Frechheit

mein

mein Gepäcke. Der Beſeher warf alle meine Kleider, Wäſche und Briefſchaften vor vielen Leuten, die da zugegen waren, auf die Erden. Ich hatte alle Gedult vonnöthen, mich an dieſem nichtswürdigen Menſchen nicht zu vergreifſen. Doch kont ich mich nicht entbrechen, ihm ſein unbeſcheidenes Verfahren zu verweiſen; allein, er wurde dadurch nur deſto wütender. Mein Diener, der ein loſer Vogel, ſonſt aber ein ehrlicher Schneider ſeines Handwerks war, brachte darauf auch ſein Felleiſen herbey; er hatte darinn eine gute Menge Nähenadeln geſteckt, welche die Spitzen in die Höhe kehrten. Der wilde Viſitirer ſties mit gleicher Wuth die Hände hinein; allein, wie fluchte, wie hüpfte derſelbe im Poſthauß herum, als ihm ein halb dutzend von dieſen Schneiderſpieſſen in die Finger giengen und darinnen ſtecken blieben.

Dieſe Art von Acciſe ſcheinet mir derjenigen Leutſeligkeit und Gaſtfreyheit, welche jederzeit unter allen geſitteten Völkern für etwas Heiliges gehalten wurde, zu wiederſtreben.

Was den damaligen preußiſchen geheimen Rath betrifft, ſo beruhete ſolcher hauptſächlich auf den beyden Staatsminiſtern, Herrn von Ilgen und Herrn von Prinzen. Beyde waren von einem ſehr verſchiedenen Caracter, und gleichwohl in einerley Endzweck und Abſichten vereiniget. Einer ſolchen Vereinigung ſind nur allein die gröſte Geiſter fähig, welche, indem ſie nicht blos allein ſich bey ſich ſelbſt auf-

halten, das Gute lieben und ehren, wo ſie es finden. Dieſe beyde groſe Männer theilten die wichtigſten Geſchäfte allein unter ſich und arbeiteten einander gleichſam in die Hand. Ilgen war ſcharfſinnig, gelehrt, erfahren und von Jugend auf zur Arbeit gewohnt; allein für gar aufrichtig hielt man ihn nicht: er machte viel Complimenten mit freundlichen Minen, den Leuten zu dienen. Es war ihm aber nicht allezeit ſo ums Herz. Er war der Meynung, daß es eine Haupteigenſchaft eines Hofmanns ſey, ſich zu verſtellen. So ſehr er auch in dieſer Kunſt erfahren war, ſo konten doch diejenigen, welche Kenner der Welt und der menſchlichen Gemüther ſind, etwas dergleichen aus ſeinen Manieren urtheilen. Seine Bildung hatte etwas Zweydeutiges: ſeine Blicke ſchielten mit einem verborgenen Schalk aus zweyen tief im Kopf liegenden kleinen ſchwarzen Augen heraus und man merkte, daß er zuweilen mehr dachte, als empfand. Der Herr von Prinz ſah im Gegentheil aus ganz andern Augen. Er hatte ein offenes, freyes Weſen: Freundlichkeit, Güte und Großmuth begleiteten alle ſeine Handlungen. Man fand ſich vornehm und vergnügt in ſeiner Geſellſchaft, weil er ſich herunter lies, und uns mit ihm in eine Gleichheit ſetzte, ohne das mindeſte von ſeiner Hoheit dabey zu verlieren. Sein Obermarſchallamt machte ihm wenig zu ſchaffen. Als Staats-Minister aber arbeitete er für ſechſe. Er hatte dabey die Kirchen und Schulenſachen mit zu beſorgen, als ob er ohnedem nicht genug zu

thun

thun gehabt hätte. Es hies Regis ad exemplum: denn es war damahls kein König und kein Fürſt in der Welt, der ſich ſelber mehr der Geſchäfte annahm, als der König von Preuſſen. Er konte dem ungeachtet, den Herrn von Prinzen nicht allerdings wohl leiden. Er hatte ihm ſogar etlichmahl den Dienſt aufgekündiget; denn der König iſt zuweilen ein wenig heftig und nicht allezeit ſo geſtellt, daß man ihm etwas wiederſprechen kan. Der Herr von Prinz im Gegentheil muſte zuweilen mit der Sprache heraus gehen, weil es die Umſtände der Sache erforderten. Er ließ ſich den ihm ertheilten Abſchied gefallen; allein ſobald kam Ilgen nicht wieder zum König und ſolte etwas ausfertigen, ſo hieß es Seine Majeſtät könten Prinzen nicht wohl entbehren; folglich muſte er bleiben.

Der Hof machte ſich zuweilen eine Kurzweil mit dem armen Gundling, wie ich ſolches anderwärts angeführet habe. Einsmahls wurde er zum Herrn von Kraut, wo ich mich nicht irre, oder einem andern Staatsminiſter zu Gaſt gebeten. Man ſetzte ihn in einen Tragſeſſel, in welchem Sitz und Boden dergeſtalt zubereitet waren, daß ſie unterwegs brachen, und alſo Gundling ein Stück Wegs getragen, und doch zu Fus in dieſem engen Gehäuß mit fort wandern muſte. Bey Tafel trank der König ſeine Geſundheit, und nante ihn, Ihr Excellenz. Herr von Ilgen, der an dieſen Titel

gewohnt war, und nicht beobachtet hatte, daß der König mit dem Gundling ſcherzte, ſtund auf und wolte ſehen, wer ihm die Geſundheit zubrächte. Allein der König erklärte ſich alſo bald, indem er ſagte: Ich meyne da die närriſche Excellenz. Alſo giebt es allerhand Excellenzien an den groſen Höfen.

Das Blut in Berlin iſt geſund und ſchön, und übertrifft noch das Sächſiſche an friſchem und lebhaften Weſen. Es iſt nicht ſo üppig und wohllüſtig, aber ſonſt verführiſch und liebreitzend genug. Die Ordnung, die Zucht und die Ehrbarkeit des Hofs lenket die Sitten des ganzen Volks nach ſeinem Exempel. Die Lebensart in Berlin hat mir beſſer gefallen, als an einem Ort in der Welt. Die Franzöſiſche Manieren haben ſich daſelbſt mit den teutſchen auf das glücklichſte vereinbaret, und machen zuſammen ein ſolches vernünftiges Temperament, daß man bey Hof weder die ausſchweiffende Lebhaftigkeit der Franzoſen, noch das ſteiffe und gezwungene Weſen der Teutſchen bemerket, welche meynen, es ließ ſchön und vornehm, wann ſie ſich hochmüthig und ſchwülſtig geberdeten.

Man kan alſo mit Recht den preußiſchen Hof die Schule der Höflichkeit nennen: Es herrſchet an demſelben eine ſolche durchgängige Leutſeligkeit und ein ſolches angenehmes natürliches Weſen, daß man öfters nicht wuſte, daß ein Unterſchied der Stände ſey, wann ei-

neun

nem nicht zuweilen ein Ordensband, oder ein prächtiges Gebäude in die Augen fiel und dieſen Unterſcheid bemerkte; dann im Umgang ſind die Marggrafen, die Prinzen, die Generals, die Staatminiſters und ſowohl der hohe als niedere Adel überhaupt leutſelig und höflich. Man ſieht hier keine groſe Staatsperucken mit ſteiffen Köpfen und ſpreuſtigen Minen. Man macht keine Complimenten, die nichts heiſſen. Man hält nichts auf ein thörigtes Gepräng und groſe Ceremonien, welche heut zu Tag faſt die halbe Welt zu Comödianten machen. Man kommt zuſammen, man iſſet, man trinket, man ſpielet und gehet wieder von einander, ohne daß man ſich ängſtigen darf, wie man das Ceremoniel beobachten und was man für eine Rede halten ſoll. Die wahre Höflichkeit iſt leicht, angenehm und natürlich.

Man redet hier bey Hof meiſtens franzöſiſch und dieſes ſo gut, als in Frankreich. Dem ungeachtet ſo glaub ich nicht zu viel zu ſagen, wann ich behaupte, daß auch die teutſche Sprache hier ihren reinſten Geſchmack bekommen habe. Die Briefe und die Schriften, welche in dieſem Jahrhundert von hier aus ſind geſchrieben worden, geben davon unverwerffliche Zeugniſſe.

Was im übrigen die Luſtbarkeiten bey Hof betrift, ſo kommen dieſelbe mit denjenigen des wieneriſchen und dresdniſcher Hofs in keinen Vergleich. Ja ich muß ſchier ſagen, man

findet hier gar keine, wenn man ſolche nicht in einem artigen Geſpräch, kleinen Spiel, in einer guten Tafel, in angenehmen Geſellſchaften und Spatziergängen, in mittelmäßigen Concerten, in Künſten und Wiſſenſchaften und dergleichen Dingen zu ſuchen, gewohnet iſt.

Schauſpiele ſiehet man in Berlin gar nicht; Es ſey dann man verſtehe darunter die ſchöne Mannſchaft, die täglich auf die Parade ziehet und welche für einen Liebhaber der Soldaten alles übertrifft, was man ſchönes in der Welt ſehen kan. Nur dieſes einzige gefiel mir nicht dabey, daß die arme Leute, wann ſie Morgens früh vor dem Hauß ihrer Hauptleute ſich verſammleten, zuweilen ein allzu unverdauliches Frühſtück bekamen; indem ihre Befehlshaber über die geringſte Kleinigkeiten ſie mit einer derben Tracht Prügel heimſuchten. Ich wurde insgemein dadurch aufgeweckt und zugleich, indem ich aufſtund, durch dieſe kriegeriſche Zuchtſchule zum Mitleiden bewogen. Wann ich nachgehends mit einigen von meinen guten Freunden, die ſelbſt dergleichen Zuchtmeiſter abgaben, darüber ſprach und ſie mich fragten, wie ich dann meynte, daß man ſo viele rohe Leute zum Gehorſam bringen und in Ordnung halten ſolte; ſo muſte ich ihnen in ſoweit zwar meine Unwiſſenheit bekennen; doch aber erklärte ich mich dahin, daß wo man lauter feine und gezogene Leute, die auf Ehre ſehen, zu Soldaten machen würde, ſo dürfte man ſie durch nichts, als Beſchimpfung und Gefängnis ſtra-

ſtrafen, wie ſolches unter den Franzoſen üblich wär, indem dieſe durchaus keine Stockſchläge vertragen könten.

Der Hof zu Dresden, Im Jahr 1718.

Magna etenim magni eſt excandeſcentia Regis.
Homer. Iliad.

Ich beſchreibe hier den prächtigſten und galanteſten Hof von der Welt; Man muß mir das letzte Wort im Teutſchen gelten laſſen, dann es iſt in Sachſen ſehr üblich, und ich finde auch ſonſt keines in allen mir bekanten Sprachen, welches dasjenige beſſer ausdrücken ſolte, was ich hier ſagen will: es bedeutet ſolches ſo viel, als ein lebhaftes artiges Weſen, das gefällt, das rühret, das ſich der Sinnen bemächtiget und den Witz gebrauchet, um deſto empfindlicher wohllüſtig zu ſeyn.

Das ſächſiſche Blut iſt das ſchönſte in Teutſchland: es iſt feuriger, zärtlicher und verbuhlter, als dasjenige ſeiner Nachbarn. Die Wohlluſt macht die Einwohner in dieſem Land ſinnreich, angenehm, höflich und ſchmeichleriſch; aber zugleich auch wankelmüthig, weichlich, plauderhaft und ſchwelgeriſch. Weil ſie von Natur mit einer glücklichen Erfindungskraft begabet ſind, ſo findet man unter ihnen die mei-

ſie Poeten und Romanenſchreiber ſie ſind die erſten die ſich erkühnet haben teutſche Schauſpiele nach dem Geſchmack der Franzoſen zu ſchreiben (*).

Sie ſind überhaupt zu allen Künſten und Wiſſenſchaften vor andern Teutſchen aufgelegt; und was dabey am merkwürdigſten iſt, ſo ſind ſie eben ſo glücklich in tiefſinnigen und ernſthaften, als in luſtigen und ſcherzhaften Sachen. Unſere zwey gröſte Weltweiſen Leibnitz und Wolff haben in dieſem Land ihren Urſprung genommen. Drey gelehrte Thomaſii, Jacobus und deſſen beyde berühmte Söhne Chriſtian und Gottfried ſind Leipziger geweſen; und wenn wir die Schrifften und die Nachrichten von den gelehrten Leuten leſen, durch welche die vier ſächſiſche hohe Schulen: Leipzig, Wittenberg, Jena und Halle ſo berühmt worden ſind, ſo können wir ſie allein allen andern welche ſich in den übrigen Theilen von ganz Teutſchland hervor gethan haben, kühnlich entgegen ſetzen.

Putz, Ueppigkeit und Schwelgerey macht die Sachſen zu Soldaten; Im übrigen ſind ſie zu dieſem Handwerk nicht ſonderlich aufgelegt, weil ſie zu wohllüſtig und zu gemächlich ſind.

Jener

(*) Wenn man die Gottſchediſche Sammlung und die Luſtſpiele des Herrn Gellerts lieſet, ſo muß man ihre glückliche Nachahmung bewundern.

Jener Churfürst von Bayern spottete deswegen der geputzten sächsischen Männergen nicht ohne Grund; er trib sie mit seinen rauhen und wildbärtigen Küraßirer bald zu Paaren. August richtete mit seinem prächtigen Heer in Pohlen eben so wenig gegen die Schweden aus; aber bey Hof, bey den Damen und in dem Umgang überhaupt, giebt es keine artigere Leute, als die Sachsen.

Das Frauenzimmer, und darunter vorzüglich das Meißnische, hat etwas überaus holdseliges und liebreitzendes; Hier findet man die besten Sprachmeisterinnen der Teutschen und der liebliche Klang ihrer Stimme macht auch selbst unsre sonst rauhe Thöne zärtlich und angenehm. Das sächsische Frauenzimmer übertrifft noch die Engländerinnen an Wuchs und Schönheit. Es hat die Freyheit der Französinnen, und das Feuer der Italienerinnen; in dem schmeichelhaften und zärtlichen Wesen aber geht es allen vor. Es hat dem Ansehen nach etwas sehr sittsames und unschuldiges; es schläget aber die Augen insgemein nur deswegen nieder, um mit einem geschärften Blick desto mehr Unheil anzurichten.

So sehen die Menschen aus, welche zu unserer Zeit den Glanz des dresdnischen Hofs ausmachen. Nie hat man eine solche zusammenhängende Pracht und eine solche stets fortstreichende Galanterie gesehen.

Der König scheinet recht darzu gebohren zu seyn,

ſeyn, den Menſchen Luſt und Freude zu machen. Alle ſeine Luſtbarkeiten ſind auf eine Art angeſtellt, daß ſein Volk nicht darunter leidet, und ſeine Schätze nicht erſchöpfet werden. Er befördert dadurch die Künſte, die Wiſſenſchaften, die Handlung und den Umlauf des Gelds, wovon alle Handthierung und Nahrung ihren erſten Trieb bekommt.

Viele meynen, Auguſt hätte das Geheimnis Gold zu machen. Es iſt glaublich, daß, wo dieſe Wiſſenſchaft der Verwandelung der Metalle möglich wär, dieſer König ſolche beſitzen müſte. Alle chymiſche Philoſophen haben ihre Künſte hier probiret, und die Ausgaben des Königs beziehen ſich gleichſam auf unerſchöpfliche Einkünfte. Ich bin aber der Meynung, daß dieſe Diſtillirer nichts dazu beytragen; wohl aber die ſtattliche Handlung, die reiche Bergwerke, der geſegnete Ackerbau und eine Menge Volk, das ſich durch Fleiß und Arbeit nähret: Quellen die nicht zu erſchöpfen ſind, wenn das Geld fein im Land herum lauft, und mehr hinein gebracht, als hinaus geſchleppet wird. Sachſen hat es unter allen teutſchen Ländern darinnen am weiteſten gebracht.

Unter den hohen Staatsbedienten, welche zu verſchiedenen Zeiten, als ich mich in Dresden befand, am königl. pohlniſchen und dem churſächſiſchen Hof das meiſte zu bedeuten hatten, waren vornehmlich der Feldmarſchall, Graf von Flemming, der Graf von Vitzdum, der

Graf

Graf von Wackerbart, der Graf von Frieſen und der Graf von Manteufel.

Der Feldmarſchall iſt ſo viel als Statthalter: und regieret als erſter Staatsminiſter den Hof, die Armee und den ganzen Staat. Er iſt ein Mann von ungemeiner Fähigkeit, und eines nicht zu ermüdenden Fleiſſes (*).

Vitzdum iſt des Königs Vertrauter, Liebling und Mitgenoß in allen ſeinen Luſtbarkeiten: Er iſt der erſte Hofmann, artig, belebt, anſehnlich und immer aufgeräumt: er hat die munterſte Einfälle von der Welt und weiß zu kurzweilen, ohne jemahls in das Lächerliche zu verfallen. Kurz er iſt recht für den Hof geboren (**).

Der General Wackerbart hat ſich emporgebracht, man weiß nicht wie? er ſieht wohl aus und hat verſchiedene gute Eigenſchaften; allein ſein Glück und ſein Ruhm haben ihn ſelbſt übertroffen.

Graf Frieſe iſt der ehrliche Mann am Hof: Muth, Witz und Klugheit haben gleichen Antheil an ſeiner Erhöhung, als ſeine Geburt und ſein Anſehen unter dem ſächſiſchen Adel.

Der

(*) Siehe deſſen und des Königs Abbildung in dem vorhergehenden zweyten Abſchnitt.

(**) Er ſtarb im Jahr 1726. in einem Zweykampf von der Hand des herumirrenden Ritters S. Gil, eines natürlichen Sohnes des Königs von Sardinien.

Der Graf von Manteufel hat die Beſorgung der ausländiſchen Geſchäfte; er iſt zugleich ein Weltweiſer und beſitzt eine groſe Fähigkeit.

Der Obermarſchall von Löwenthal hat meiſtens ſeine Rolle geſpielt; er iſt ziemlich bey Jahren; doch verſiehet er noch öfters mit vieler Ehre ſeine Stelle bey Hof. Deſſen Söhne haben auf verſchiedene Art in der Welt von ſich reden gemacht (*).

Wann

(*) Man würde nicht fertig, wenn man alle Merkwürdigkeiten dieſes galanten Hofes beſchreiben wolte. Das von dem Herrn von Pöllnitz herausgegebene galante Sachſen iſt mit nichten als ein bloſer Roman zu betrachten; es finden ſich in Anſehung dieſes Hofs darinnen ſehr viele Wahrheiten. Der Verfaſſer hatte davon eine genaue Kentnis. Er hat auch im Jahr 1734. einen Etat abregé de la cour de Saxe heraus gegeben, worinnen die Caracteren des Hofs kurz entworffen ſind; allein, weil er das Werk dem König zuſchrieb, ſo kan man leicht denken, daß er nicht anders als höflich ſich dabey aufgeführet und keine mißfällige Wahrheiten werde geſagt haben. Ich habe ein anderes Portrait de la cour de Pologne, aber nur im MCt. ſolches iſt im Gegentheil mit allzugroſer Freyheit, obwohl ſehr gründlich geſchrieben. Die vornehmſte Miniſtres des alten Hofs, dann es iſt um 30. Jahr älter, ſind meiſtens darinnen heßlich abgemahlt. Der Verfaſſer ſoll ein ſächſiſcher Edelmann, Namens Wolframsdorf geweſen, und darüber auf den Königſtein in ewige Gefangenſchaft gekommen ſeyn.

Nun

Wann die Vergleichung gilt, daß die Welt ein Schauplatz ſey, ſo iſt es richtig, daß alle diejenige die darauf offentlich ſpielen, und die wichtigſte Veränderungen verurſachen, als die vornehmſte Comödianten zu betrachten ſind, welche mit dem berühmten Cardinal Mazarin bey dem letzten Auftritt ihres Lebens ſagen können: Tirez le rideau mon role eſt joué.

Nun zieht den Vorhang zu, die Rollen ſind geſpielt.

Die Stadt Dresden ſcheinet gleichſam nur ein bloſes Luſtgebäude zu ſeyn, worinn ſich alle Erfindungen der Baukünſte angenehm miteinander vermiſchen, und doch beſonders betrachten laſſen. Ein Fremder hat ſchier ein paar Mo-

---

Noo licet ſcribere contra eos qui poſſunt proſcribere. Dergleichen Schriften haben keinen Nutzen, weil ſie mit zu vieler Galle geſchrieben ſind, und etwas Feindſeliges entdecken. Mit Glimpf und Beſcheidenheit laſſen ſich dergleichen Sachen viel beſſer erinnern; will man aber ja auf die menſchliche Laſter und Thorheiten loßziehen, ſo laſſe man die Perſonen weg, und begnüge ſich damit, die Thorheit lächerlich und die Laſter abſcheulich zu machen. In des Herrn von Beſſers, und Herrn von Königs Schriften findet man viele beſondere Nachrichten vom dresdniſchen Hof. Es wäre zu wünſchen, daß ein Voltaire ſich darüber machen, und das überaus merkwürdige Leben des Auguſts wie dasjenige von Carl dem XII. heraus geben möchte.

Monathe damit zuzubringen, wann er alles, was dieſer Ort ſchönes und prächtiges hat in Augenſchein nehmen will; und doch ſiehet er nichts als mit einem flüchtigen Auge.

Es iſt keine Kunſt in der Welt zu finden, davon man hier nicht ausnehmende Meiſterſtücke ſiehet. Alles was in dem Reich der Natur ſich verwundernswürdiges und ſeltenes geäuſſert, verſchlieſſen hier die Raritäten und Naturalienkammern. Alles was man prächtiges und koſtbares an Geſchirren, Pferdsdecken, Schlitten, Waffenzierrathen und dergleichen Geräthſchaften ſehen kan, welche bey Aufzügen, Ritterſpielen und Luſtfeſten gebrauchet werden, wird in einer erſtaunlichen Menge auf dem ſogenanten groſen Stall in einer langen Galleris verwahret.

Von dem in der ganzen Welt berühmten Zeughauß nichts zu gedenken, es iſt bekant, daß die anſehnlichſten in Europa nur mit demſelben pflegen verglichen zu werden.

Gehet man weiter und betrachtet, ehe man noch ſeinen Fuß nach Hof wendet, den in alt Dresden von dem Feldmarſchall, Grafen von Flemming erbauten, nunmehr aber dem König zugeeigneten holländiſchen Pallaſt, ſo findet man darinnen, nebſt tauſend andern Seltenheiten, einen ſo reichen Vorrath des ſchönſten und feinſten Porcellans, welches in der

neuen

neuen königlichen Fabrick zu Meiſſen verfertiget wird, daß man ſolches nicht genug bewundern kan. Dieſes Porcellan übertrifft beydes in der Schönheit und Koſtbarkeit das indianiſche. Ja es iſt eines derienigen Sachen, welche unſre Zeiten auch in Anſehung der Künſte und Wiſſenſchaften beſonders merkwürdig machen. Man kan dieſe Art das Porcellan zu verfertigen, eine wahre Alchymie nennen, indem ſolche unſägliche Geldſummen ins Land bringen.

Das ſogenante türkiſche Haus, welches die Frau Gräfin von Dänhof bewohnet, zeiget nebſt vielen andern Trefflichkeiten den Pracht des ganzen türkiſchen Hofs: alles iſt darinnen ſo ſchön und lebhaft abgeſchildert, daß man ſich von demſelben und dem ſogenannten Seraglio eine natürliche Vorſtellung machen kan.

Ich übergehe die Menge der Palläſte, welche allenthalben durch ihre ſonderbare und reiche Bauart die Aufmerkſamkeit eines Fremden rühren. Ich eile nach Hof. Hier ſehe ich den herrlichen Aufputz der königlichen Zimmer: Ich betrachte die reitzende Anordnung des ſchönen und prächtigen, welches darinnen allenthalben entzückend ins Auge ſpielet. Ich ſehe hier die Künſte, welche ſich gleichſam daraus eine Ehre machen, den König als ihren gröſten Schutzgott zu umgeben. Die Menge der Vorwürffe verwirren das Aug, und man ſiehet eigentlich nichts, indem man alles zu ſehen begierig iſt.

Wird nun einem Fremden auch erlaubt den königlichen Schmuck im grünen Gewölbe und den dabey befindlichen groſen Schatz an Perlen, Jubelen und Edelgeſteinen in Augenſchein zu nehmen, ſo wird er mit mir geſtehen müſſen, daß ein einziges Gewölb in Sachſen noch Reichthümer für ein ganzes Königreich verſchloſſen halte. Es finden ſich darinnen etliche Garnituren von Brillanten, Ametiſten, Rubinen, Saphiren und dergleichen Edelgeſteinen zu Kleidern für den König, welche alleſamt von einer unſchätzlichen Schönheit ſind.

Man kan nicht leicht etwas ſchöners und prächtigers ſehen, als den neuen Zwinger oder Schloßgarten. Dieſes Gebäude würde etwas vollkommenes ſeyn, wenn es nach dem Plan des Königs ſolte ausgeführet und demſelben der neue Schloßbau mit beygefüget werden, wie ich davon bey dem Oberlandbaumeiſter Pöpelman die bewunderswürdige Riſſe geſehen habe.

Was die Schauſpiele betrifft, ſo wird billig darunter die Opera am meiſten bewundert. Alle Künſte und Wiſſenſchaften ſcheinen ſich hier zur bloſen Luſt zu vereinigen; die auſſerordentliche Beſoldungen, welche der König denen Spielenden reichen läſſet, haben aus Italien, als der hohen Schule der Muſic, die beſte und vortrefflichſte Meiſter dieſer Kunſt nach Dresden gelocket. Wenn Senoſino und Berselle ſingen; Lotti aber die Thonweiſe ſe-

tet,

zet, so höret man alles was die Music schönes und zärtliches hat. Das ganze Orchester ist dabey mit den besten Instrumentalisten erfüllt. Die Schaulühne ist zwar an und für sich selbst viel kleiner als diejenige in Wien; allein die Besetzung und Auszierung desselben ist unvergleichlich. Die zweyerley Banden von Comödienspieler sind die ausgesuchteste ihrer Art: die eine bestehet aus Italienern, die andre aus Franzosen. Die Teutschen haben es in dieser Kunst noch nicht so weit gebracht, daß sie verdienten an einem Hof, wo der feinste Geschmack herrschet, ihre Schauspiele aufzuführen. Die Tänzer und Tänzerinnen, welche hierbey bald in Reihen, bald einzel, bald paar weiß ihre seltne Geschicklichkeit zeigen, sind aus eben dem Land, wo die Leichtigkeit der Füsse und des Geblüts die Menschen am meisten hüpfen und springen macht. Die berühmte du Parc hat ihres gleichen nicht in der Behendigkeit und in den geschickten Wendungen; allein man ziehet ihr nur eine schlechte Tänzerin, nemlich die Clement vor, weil diese noch alle ihre Jugendkräfte beysammen zeiget, welche jene verschwendet hat. Es ist bekant, daß die du Parc vormahls mit unter die königliche Buhlereyen gehöret, die allzeit, wann sie zu Ende sind, etwas verächtliches hinterlassen.

Bey Hof werden immer einige Lustbarkeiten angestellt: sie bestehen entweder in allerhand artigen Schauspielen, oder auch nach Zeit und Gelegenheit, in verschiedenen Aufzügen, Ritter-

ſpielen, Kampfjagen, Thierhetzen, Schnepperſchieſſen, Wirthſchaften, Schäferſpielen, Tänzen, Muſicken und dergleichen.

Den 12ten May gab die Gräfin Dürhof dem König auf deſſen Geburtstag ein Feſt in ihrem Garten. Alle darzu eingeladene junge Damen erſchienen als Schäferinnen in weiſſen mit Blumen ausgeſchmückten Kleidern um dem König bey der Tafel aufzuwarten. Sie hatten Kränze auf den Häuptern und Stäbe in den Händen. Eine jede erhielte einen nach ihrem Los ihr zugefallenen Cavallier, dieſen Loszettel hatte jede auf der Bruſt angehefftet. Der Anfang wurde durch ein franzöſiſches Luſtſpiel gemacht. Darauf begab ſich die ganze Geſellſchaft in ein von Laubwerk erbauetes groſes Sommerhauß. Der ganze Garten war beleuchtet und hatte in den beyden Ecken zwey Cabinette. In einem ſpeißte der König mit den vornehmſten Herren und Damen, und in dem andern die übrige Gäſte. Die Muſic ließ ſich oben über dem Luſtgebäude des Königs hören; doch ſo, daß man die Spielende nicht ſehen konte. In der Vertiefung zeigte ſich ein mit Lichtern erhelltes Grottenwerk, mit Waſſerfällen und brennenden Sinnbildern. Alles gefiel mir bey dieſem herrlichen Feſt. Nur zuletzt ſah ich, daß die Menſchen ihrer Luſt nicht ehender Schranken ſetzen können, als bis die Unluſt darzu kommt. Man trank ſtark wo der König war. Die Damen, die Geſandten und diejenigen Herren, welche auf dieſem Kampf-

platz

platz keine Helden waren, hatten sich davon gemacht. Einige pohlnische Magnaten, denen hier die Teutschen wacker zugesetzet hatten, fanden sich übermannnet; sie wolten ausweichen, und jene als Sieger hinterlassen: allein die Wache schützte vor, daß sie Befehl hätte, niemand den Ausgang zu verstatten. Einige darunter sahen so blaß aus wie der Tod; ihre Köpfe wackelten auf ihren Schultern, und ihre Füsse thaten ungewisse Tritte. Es hies: Sta pes, sta mi pes: sie taumelten dem ungeachtet voller Ehrerbietung vor dem König herum. Ein pohlnischer Herr erweckte bey mir ein Mitleiden; das Wasser tropfte ihm durch die Unterkleider herunter; er that nicht anders, als ob er den Geist aufgeben wolte. Ein andrer Polack wurde wild. Er schwur bey dem teutschen Teufel, daß wo man ihn nicht würde hinaus lassen, so würde er der Natur in des Königs Gegenwart ihren Lauf lassen müssen. Als man seinen Ernst sah, lies man ihn gehen. Ist es möglich, daß man die Lust in der Welt so weit treiben kan?

Ein andres Lustfest gab den 13. Julii der Feldmarschall Graf von Flemming. Er lies sechs Regimenter, ungefehr eine Stunde vor Dresden, ins Feld rücken. Die ganze königliche Leibwache zu Pferd befand sich mit dabey. Auf den Höhen waren Canonen gepflanzet und alles regte sich, um dem Hof das Schauspiel von einem förmlichen Treffen zu geben. Hier ließ der Krieg überaus schön. Die Horden

trafen aufeinander mit einem gleichen Feuer. Ihre Schwenkungen, ihre Angriffe, ihre Abzüge; Kurz: alle ihre Bewegungen zeigten etwas fürchterlichluſtiges, weil niemand dabey zu Schaden kam. Der König mit der Gräfin Dänhof und der litthauiſchen Feldherrin Potzky, welche als Amazonen gekleidet waren, nebſt den meiſten groſen Herren, waren zu Pferd. Die übrige Damen fuhren in Kutſchen mit 6. Pferden beſpannet. Der ganze Aufzug war ſchön und prächtig. Nach geendigtem Treffen ſetzte ſich der König unter einem groſen Gezelt mit den vornehmſten Herren und Damen zur Tafel. Noch zwey groſe Tiſche waren in zwey andern Gezelten für die Cavalliers und Fremde aufgedecket: währender Mahlzeit lieſſen ſich die Canonen, Trompeten und Paucken mit einer abwechſelnden Muſic beſtändig hören.

Das luſtige Schauſpiel begunte nach geendigter Tafel. Die Tiſche wurden nicht aufgehoben, ſondern alles Eſſwerk, was darauf ſtund, den hungrigen Soldaten preis gegeben. Weil es aber an Brod gebrach, ſo befahl der Feldmarſchall 1000. harte Gulden, um dieſen Mangel zu erſetzen, in die vorhandene Stücker zu ſtecken. Es wurde darauf zum Sturm geblaſen. Die in Schlachtordnung geſtellte Soldaten rannten Beutgierigſt auf die mit Spieſen angefüllte Tiſche loß; die forderſten aber wurden von den hinterſten zu Boden gedruckt, ſogar daß auch das eine Tiſchblatt mitten voneinan-

an-

ander geborſten und alſo wohl über 100. Mann auf einem Hauffen untereinander wühlten.

Hierauf wurde alles aus dem Weg geſchaffet, in dem königlichen Gezelt aber ein Teppich ausgebreitet und bis Abends um 7. Uhr getantzet. Der Feldmarſchall trank dabey ſeinen Gäſten wacker zu und wurde ſelbſt trunken. Der König ſchien auch nicht mehr ganz nüchtern: doch begieng er nicht die geringſte ſeiner Majeſtät unanſtändige Ausſchweiffung, ſondern geberdete ſich in allem als ein König. Ich beobachtete hier mitleidigſt die Marter eines gewiſſen Cammerherrn, welcher die Aufwartung bey demſelben hatte. Dieſer ſtund wohl eine halbe Stunde lang mit einem Glaß Waſſer hinter dem König und war dabey ſo wankelmüthig auf ſeinen Füſſen, daß man ihn mit einem Finger hätte übern Hauffen ſtoſſen können. Der Feldmarſchall aber war für Freuden auſſer ſich. Er fiel dem König als er ſich wegbegeben wolte, ganz vertraulich um den Haiß: Bruder! ſprach er: Ich ſag dir alle Freundſchaft auf, wann du weg geheſt. Die Gräfin von Dänhof, die den König nie verließ, ſuchte ihn zwar von ſolchen Unanſtändigkeiten zurück zu halten. Allein Flemming war viel zu vergnügt, als daß er ſich dieſesmahl mit dem Wohlſtand hätte viel zu ſchaffen machen ſollen. Er wolte die Gräfin liebreich in ſeine Arme ſchlieſſen. Du kleines H** ſprach er, ſchweig du nur ſtill, du biſt doch ein gutes H**! Dergleichen artige Complimenten

war die Gräfin von dem Feldmarſchall, wann er getrunken hatte, ſchon gewohnt; ſie beantwortete ſolche mit Lachen und bemühete ſich nur ihn von dem König abzuhalten.

Der König ſetzte ſich darauf zu Pferd, ſchlug aber hinten über, und würde einen üblen Fall gethan haben, wann nicht einer von ſeinen ſtarken Läuffer gleich bey der Hand geweſen wäre und ihm unter die Arme gegriffen hätte. Alles lieff darüber zuſammen. Man bat den König, daß er ſich in eine Kutſche ſetzen mögte. Der Stallmeiſter Rakenitz war etwas heftig in ſeinen Vorſtellungen; der König ſtieß ihn deswegen im Zorn von ſich. Die Gräfin Dänhof ließ darauf ihre Beredſamkeit wirken. Der König aber antwortete ihr ſehr höflich; Laiſſez moi, Madame, je connois mon cheval: Ne Vous en mettez pas en peine: Laſſet mich nur, Madame, ich kenne mein Pferd, ſeyd deswegen unbeſorgt. Er rante damit in einem Galopp nach Dresden: ihm folgten die Cavalliergarde und andre Herren des Hofes nach. Die Gräfin Dänhof wolte ihren Heldenmuth auch bey dieſer Gelegenheit zeigen und den König nicht verlaſſen; ſie hätte aber bald das Unglück gehabt vom Pferd zu ſtürzen, wo nicht ein Cavallier, der ſie begleitet, den Fall noch mit Geſchicklichkeit unterbrochen hätte. Man bat ſie deswegen ſich in die Kutſche zu ſetzen. Sie bedachte ſich auch nicht lang, ſondern ſtieg vom Pferd und fuhr ſicherer mit ſechſen,

ſen, als ſie auf einem ritt; wiewohl ſie eine gute Reuterin war.

Nachdem ſich auf ſolche Weiſe der Hof entfernet hatte, begunte der Feldmarſchall immer noch luſtiger zu werden. Er grif in Ermangelung der Damen, nach den anweſenden Griſetten und ſprang mit ihnen herrlich und in Freuden herum. Endlich brach die Nacht darüber ein und machte dieſer ſehr natürlichen Kurtzweil ein Ende.

So ſehen öfters die groſen Leute in der Nähe aus. Wann es geziemend und erlaubet wäre, ihre perſönliche Geſchichten mit einer freyen Feder zu beſchreiben, was würde der politiſche Aberglauben nicht darunter leiden müſſen, der uns in ihnen Götter zu verehren vorſtellet? Ich befragte einen von meinen guten Freunden, der des Hofs kundig war, ob die bezeigte Unehrerbietung des Feldmarſchalls gegen den König ihm ſo hingehen würde. Ha! ſprach er im Lachen, das ſind wir ſo gewohnt. Flemming hat wohl noch andre Sachen angefangen; allein wenn der Rauſch verſchlaffen iſt und er wieder nach Hof kommt, ſo heißt es: Ich höre Flemming iſt geſtern ein wenig närriſch geweſen; Ihro Maieſtät werden es ihm doch nicht ungnädig nehmen. Der König lacht darüber, und dann iſt alles wieder gut. In der That iſt Flemming ein groſer Mann, der dem König ſehr getreu iſt und dem alſo eine kleine Ausſchweiffung im Trunk mit nichten übel zu

nehmen iſt; zumahl da der König ſelbſt dazu Gelegenheit giebt und auf ſolche Weiſe ſeinen Miniſtern öfters in den Grund ihres Herzens ſehen kan.

Das dritte Feſt, welches ich bey meinem Aufenthalt in Dresden mit angeſehen, gab der König den 14. Aug. auf dem Jagdſchloß, Moritzburg, vier Stunden von Dresden, wobey ſich ungemein viele Fremde von weit entlegenen Orten einfanden. Abends gegen 5. Uhr verfügte ſich der König auf eine bey dem groſen Teich zierlich aufgeworfene Luſtſchantze, worauf verſchiedene Säle und Cabinetter, die mit Gallerien zuſammen hiengen, aufgeſchlagen und mit Laubwerk umwunden waren. Man muß ſchon einen Begriff von dergleichen Schauſpielen haben, um ſich ſolche vorzuſtellen.

Es kamen darauf ungefehr zwey hundert verkleidete Männer aufgezogen, welche in vier Hauffen zertheilet waren und die verſchiedene Völkerſchaften der vier Theile der Welt vorſtelleten. Ein jeder Hauffe, der mit einer beſondern Muſic aufgeführet wurde, war ſo gekleidet und ausgemuſtert wie die Völker, welche er vorſtellte: ſie brachten ein jeder die Früchte und Gewächſe, aus denſelbigen Ländern und legten ſie zu des Königs Füſſen. Es fanden ſich darunter die köſtlichſte Erfriſchungen von allerhand Obſt, Früchten und Getränken. Sie führten auch allerhand Seltenheiten von fremden Schätzen und Erd-

ge-

gewächſen mit ſich; wie auch verſchiedene ausländiſche Thiere, als Löwen, Tieger, Bären, Affen, Meerkatzen, Papagayen und dergleichen.

Ein franzöſiſcher Sänger, der den Zug aufführte, bewillkommte darauf die ganze königliche Geſellſchaft, mit einem in ſeiner Landesſprache verfertigten Liede und fügte zu des Königs Lob hinzu, wie es kein Wunder ſey, daß unter einem ſo gütigen Monarchen auch ſelbſt die wildeſte Thiere ihre Natur veränderten und ſich als zahme Geſchöpfe ihm zu Füſſen legten.

Nach dieſer abgeſungenen Anrede ſah man unter Trompeten und Pauckenſchall zwey leichte Kähne vom Ufer ſtoſſen: auf dem einen befanden ſich zwölf holländiſche Bootsleute, unter Anführung des Graf Moritzens von Sachſen. Auf dem andern waren nur zwey italieniſche Gondolirer. Die Holländer thaten mit ihren Rudern alles was ſie konten, allein die beyde Italiener ſchoſſen als ein Pfeil über den See und erhielten den Preiß.

Der König, die Herzogin von Weiſſenfels, die Fürſtin von Teſchen nebſt denen Gräfinnen Königsmark, Dänhof, Potzky und mehr andere Perſonen vom erſten Rang, begaben ſich darauf in eine mit hell blauem Atlas mit ſilbernen Galonen und Quaſten reich ausſtaffirte Gondole. Zwölf Gondolirer, die auf gleiche Art gekleidet waren, faſſen an den Rudern. Darauf folgte der groſe Bucentaurus, welchen

die vier Völkerſchaften mit ihren Drommeln, Pfeiffen, Trompeten und andern ſeltſamen Muſicken, ausfülleten. Nach dieſem fuhren noch über dreißig andere auf italieniſche Art verfertigte Schiffe, alleſamt unter Trompeten und Pauckenſchall, mit untermengten Muſicken. Man ſchoß dabey die auf dem Waſſer in groſſer Menge ſchwimmende Endten, welche alle mit rothen auf den Kamm gepichten Federn gezeichnet waren. Nach dieſer Endtenjagd verfügte ſich der Hof wiederum nach bemeldter Luſtſchanze. Man ſetzte ſich daſelbſt zur Tafel. In der Mitte war ein achteckigter Saal, wo der König ſpeißte: die übrigen Säle und Cabinette waren für die Cavaliers und für die Fremden. Alles war mit Lichter beleuchtet und mit Feſtonen, vergoldeten Schnitzwerk, Aufſchrifften und Sinnbildern ausgezieret.

Nach aufgehobener Tafel zeigte ſich der ganze Teich rings umher mit angezündeten Holzſtöſſen erhellet, wobey zugleich eines der ſchönſten und prächtigſten Feuerwerke ſich ſehen ließ, welches ſowohl auf dem Waſſer als auf dem Land die rarſte Feuerkünſte und Brennwerke in allerhand bewundernswürdigen Spielungen zeigte, und die dunkle Luft mit einer unzehlbaren Men Racketen und Feuerſternen erhellete.

Ein ieder ſuchte darauf ein Nachtlager. Auſſer dem Schloß aber und einigen Scheuren waren daherum keine Gebäude. Man hatte deswegen längſt dem

dem Teichein Paar Reihen Baracken und Garküchen aufgeschlagen. Allein diese hatten für eine so grose Menge Volks nicht Raum genug. Die meisten Menschen musten also in Zelten, in den Kutschen, unter den Bäumen und Gebüschen schlaffen, deren manche sich des andern Tags bey dem Aufwachen ihrer Schuhe, Hüte, Perrucken und Degen beraubet sahen. Der darauf folgende Tag war zu einer grosen Jagd, ungefehr eine kleine Stunde hinter Moritzburg bestimmet. In der Mitte des Jagdplatzes, der mit Tüchern wohl umstellet war, sah man einen grosen Schirm mit grünem Tuch behangen, wohin sich sowohl der Hof als die meiste anwesende Fremde verfügten.

Es wurden auf vier verschiedenen Gängen jedes mahl hundert Stück grosses Wild, welches man aus den benachbarten Wäldern zusammen getrieben hatte, aufgejaget. Diese alle musten durch einen kleinen Teich schwimmen und also den Menschen zur Kurzweil ihr Leben preis geben. Die Jagdmusick wurde dabey beständig mit Trompeten und Paucken abgewechselt. Es wurde aus gedachtem Schirm tapfer in das Heerdenweiß vorbey streichende Wild gefeuret. Einige Damen hatten hier die Unbarmherzigkeit manch armes Thier zu lähmen.

Dreyhundert Hirsch und Rehe wurden auf diese Art geschossen, denen übrigen aber auf Befehl des Königs die Freyheit über das Garn

angewieſen, welches man zu dem Ende nieder-fallen ließ.

Die gröſte Jagdkurzweil begunte darauf mit den wilden Schweinen, deren über hundert geſchlagen wurden. Der König ließ hierbey ſeine Weltbekante Fertigkeit ſowohl mit dem Fangeiſen als dem Hirſchfänger recht bewunderswürdig ſehen. Niemand, ausgenommen der Graf Moritz von Sachſen, konte ihm ſolches nachmachen. Da aber gleichwohl auch andre ſich deſſen unterfiengen, ſo bekamen die Zuſchauer etwas zu lachen, wann dieſe ungeſchickte Helden von den anlauffenden Schweinen übern Hauffen geburzelt, oder ſonſt mit ihrem Fangeiſen herumgetrieben wurden. Abends darauf ſpeißte der König in einem groſen Saal auf dem Schloß. Die Tafel war ſchier ſo lang als das Zimmer. Es waren auf derſelben ein ordentlicher Garten mit Blumenbetten, Oranienbäumen und einem ſpringenden Waſſer ſehr kunſtreich angelegt. Die Speiſen waren ringsherum ſehr artig in einander geſchoben, und formirten zwiſchen allerhand Guß- und Laubwerk gewiſſe Züge und Buchſtaben. Kaum hatte man dieſes ſo ſinnreich angeordnete Bancket mit Bewunderung angeſehen, ſo öffnete ſich unten an dieſer groſen Tafel eine Schaubühne, auf welchem ein Singſpiel unter einer wohlgeſetzten Muſick aufgeführt wurde.

Den darauf folgenden Tag wurde ein ſogenantes par force Jagen um den groſen Teich herum

herum gehalten. Es waren darzu die drey ſchönſte und gröſte Hirſche gewidmet. Der König zeigte ſich mit allen Herren des Hofs zu Pferd. Dieſe erſchienen mit ihren Jägerhörner in Gold mit ſilber reich verbrehmten und mit hellblauer Seide ausgeſchlagenen Kleidern. Von den Damen hatte ſich, auſſer der Gräfin von Dänhof und der lithauiſchen Feldherrin, keine zu dieſer gefährlichen Cavalcade mitgeſellet. Dieſe beyde muntre Damen aber waren beſtändig, als zwey Schutzengel um den König und verfolgten mit nicht weniger Behendigkeit das flüchtige Wild, als der geſchickteſte Cavallier.

Der erſte Hirſch, nachdem er einmahl um den groſen Teich war herum getrieben worden, ſuchte ſich endlich, da er auf dem Land keine Sicherheit mehr fand, durch dieſes Waſſer zu retten. Ihm folgten eine Menge anſchlagender Jagdhunde. Einige Cavalliers und Damen ſetzten ſich darauf in ein Schiff und ſchoſſen ihn todt.

Der andere Hirſch bahnte ſich den Weg zu ſeiner Freyheit, indem er eine Oeffnung in den Tüchern fand. Der dritte fiel, ermattet durch ſo viele Menſchen und Thiere, die ſeinen Tod ſuchten. Abends wurde auf oben gemeldter Luſtſchanz zu Nacht geſpeiſet und endlich dieſes prächtige Feſt mit einem Nachtſchieſſen, wobey alles wiederum ſehr zierlich beleuchtet war und jedesmahl, ſo oft einer in das Schwarze ſchoß, eine Rackete aufſtieg, glücklich beſchloſſen.

Ich

Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle Gattungen der Luſtbarkeiten beſchreiben wolte, von denen ich zu verſchiedenen mahlen, als ich mich in Dresden aufgehalten, einen Zuſchauer abgegeben habe. Ich will nur des Carnevals gedenken, welches im Jahr 1723. gehalten wurde. Alle Abends waren die ſogenante Redutten oder öffentliche Tänze, wo alle Maſken in einem beſonders darzu erbauten Saal zugelaſſen wurden; doch kam niemand in den abgeſonderten Platz, wo der Hof war, ohne die Maſke bey dem Eintritt abzunehmen und wenn er nicht bekant war, ſeinen Namen bey dem Hauptmann von der königlichen Leibwache anzugeben, welcher ſolchen aufſchrieb. Es wurden hier meiſtens pohlniſche Tänze getanzet. Auch war auf der Seite ein Spieltiſch wo Bank gehalten wurde.

Auf dem Amphitheater, welches ſehr gros war, machte ſich das gemeine Volk mit Hüpfen, Springen und allerhand poßirlichen Maſkeraden eine ſchwermende Freude. Es entſtund hier öfters ein ſolches Geſchrey und ein ſo wilder Lermen, daß man mitten im Tanzen aufhörte, um zu ſehen was vorgieng. Die Maſken des Hofs im Gegentheil hatten nichts beſonders. Man ſah ſchier nichts als Domino und Noble venitien.

Oben um dieſen mit unzehlichen Lichtern erhellten Saal gieng eine ordentliche Gallerie, wo die Zuſchauer, ſo nicht maſkiret waren, ſich hin-

hinbegaben. Eine prächtige Ballustrade mit zierlichen Schnitzwerken und Vergüldungen zeigte sich in der Mitte mit dem Chor der Musick. Unten, wo der Pöbel war, fand man allerhand Naschwerk, Getränke und Speisen in besondern kleinen Crambuden. Hinter demselben waren einige Zimmer, in welchen stark gespielet wurde.

So sah es in Dresden aus, wenn man daselbst Carneval hielte. Was bey dieser halb närrischen Kurzweil mir am seltsamsten vorkam, war dieses, daß man sich Abends einander vermaskirt in den Häusern und ohne sich an den meisten Orten zu erkennen zugeben, besuchte. Ich wurde etlichmahl in Gesellschaft von einigen Herren und Damen mit zu dieser Lustbarkeit gezogen. Nichts ist mir je abentheurlicher vorgekommen: Kutscher, Diener und alles stack in Masken. Wir asen und tranken wo wir hinkamen und die Leute am Tische sassen; bey den wenigsten gaben wir uns zu erkennen und wenn man ja bat, daß sich eines von uns entlarven mögte, so kam dieses an mich; ich nahm die Maske ab, indem ich mich aber auf solche Weise entdeckte, verbarg ich desto mehr meine Gesellschaft, weil man mich nicht kante.

Wir kamen unter andern in ein vornehmes Haus, wo ein schönes Kind mich für ihren Liebhaber ansah: sie sprach mit mir Italienisch und sagte mir bey dieser Gelegenheit so ausserordentliche Dinge, daß ich mich des Lachens nicht mehr enthalten konte: sie bekam darüber ei-

einen Argwohn und wolte mir die Maſke mit Gewalt vom Geſicht reiſſen. Ich ſchrie, Maſken Freyheit: ſie aber wolte ſolche nicht gelten laſſen, ſondern verfolgte mich, indem ich mich rettete und die Treppen hinunter ſprang, bis vor die Thür.

Wir beſuchten bey dieſem Herumſchwermen auch einen gewiſſen geheimen Rath, der mitten unter ſeinen Papieren ſaß und uns zum Willkomm, da wir ins Zimmer traten, zu allen Teufeln wünſchte, wer wir auch ſeyn möchten. Der ehrliche Mann hatte den Kopf voller Geſchäfte, man konte es ihm recht anſehen. Unſere Damen waren dem ungeachtet ſo muthwillig und nöthigten den guten alten Mann mit den artigſten Careſſen von der Welt mit ihnen auf die Redutten zu fahren. Fahrt hin in die Hölle, ihr böſe Engel, ſprach er endlich voll Ungedult, und laßt mich hier in Ruhe. Er ließ darauf ſeine Lackeyen kommen und that als ob er ſie zerreiſſen wolte, daß ſie uns in ſein Zimmer gelaſſen hatten; dieſe entſchuldigten ſich damit, daß die Haußthüre offen geſtanden und wir hinauf geſchlichen wären. Dergleichen Hiſtorien wurden um dieſe Zeit die Menge geſpielet. Das merkwürdigſte dabey iſt dieſes, daß man ſich nicht erinnert, daß jemahls bey allen dieſen übermachten Luſtbarkeiten des Hofs ein nahmhaftes Unglück oder ſonſt eine grobe Unordnung ſich ereignet hätte, da es doch gleichſam unmöglich ſcheinet die Gefahr bey einer ſo groſen Menge Volks und bey ſo vielerley Schauſpie-

ſpielen zu entfernen. Die vorſichtige Anſtalten des Königs waren in dieſen Dingen beſonders zu bewundern. Niemand durfte ſich gewaffnet in einer Maſke antreffen laſſen, und die feine Künſtler und Taſchenſpieler, welche bey dieſer Kurzweil Uhren, Tabacksdoſen und Schnupftücher ihren Beſitzern zu entwenden die Geſchicklichkeit hatten, muſten den andern Tag, wenn man ſie ertappte, als Spitzbuben von Verdienſte, in ihren Maſkeradenkleidern den Eſel zieren.

Dieſes Carneval wurde beſchloſſen mit einem prächtigen Caruſſel- und Ringelrennen, wie auch mit einem Jahrmarkt auf dem groſen Platz, wo rings herum Crambuden und in den 4. Ecken Schauhbühnen aufgeſchlagen waren. In allen Kaufmannsläden und Krambuden ſah man Abends alles voller Lichter und Maſken. Den Beſchluß davon machte eine Wirthſchaft bey Hof in dem groſen Redutenſaal, wo gleichfalls alles maſkirt erſcheinen muſte, doch ſo, daß diejenige, die mit zu der königlichen Wirthſchaft eingeladen waren, keine Larven vor dem Geſicht hatten. Die Königin ſelbſt wohnte damahls dieſer Kurzweil mit bey, ſie zeigte ſich aber nur in ihrer gewöhnlichen Tracht. Mehr Jubelen wird man nicht leicht beyſammen ſehen.

Kurz, Dresden ſchien zu meiner Zeit ein rechtes bezaubertes Land, welches ſogar die Träume der alten Poeten noch übertraf. Man

konte hier nicht wohl ernſthaft ſeyn; man wurde mit in die Luſtbarkeiten und Schauſpiele hineingezogen, nicht anders als ob man darinnen einige Rollen mit zu ſpielen hätte. Solte man ſagen, daß bey einem ſolchen ſtets fortſtreichenden Gewühl der Menſchen, da es nicht anders ſchien, als ob dieſelbe bloß deswegen lebten, um ſich luſtig zu machen, doch die Geſchäfte ihren ununterbrochenen Fortgang gehabt hätten? Es iſt in der That zu verwundern, daß dieſe nicht die geringſte Hindernis dadurch fanden. Wenn ein Theil der Nacht mit allerhand Luſtbarkeiten war zugebracht worden, ſo ſah man den andern Morgen jedermann wieder auf ſeinem Poſten: den Kaufmann in ſeinem Gewölbe, den Soldaten auf ſeiner Parade, die Schreiber auf ihren Canzeleyen, die Räthe in ihren Collegien und die Rechtsgelehrten in ihren Gerichtsſtuben. Nur gewiſſe Schönen und irrende Ritter, die keine Bedienungen hatten, wanden ihre Glieder bis gegen Mittag noch in den weichen Federn herum und überlegten mit einem faulen Nachdenken die Begebenheiten des vorigen Abends, indem ſie zugleich Anſchläge machten, ihre Leidenſchaften zu vergnügen: Leidenſchaften die ihren Verdruß und ihren Praſt vermehrten, weil ſie entweder auf das Spiel, oder auf die Buhlerey, oder auf das Zechen gerichtet waren.

Hier trift es alſo wohl recht ein, was ſchon oben iſt erinnert worden.

- - Vita hæc eſt fabula quædam
Scena autem mundus verſatilis hiſtrio et actor
Quilibet eſt hominum. Mortales prope cuncti
Sunt perſonati.

Palingenius.

Kein Ort in der Welt ſieht einem ſolchen Schauplatz ähnlicher als Dresden. Hier giebt es immer Maſkeraden, Helden und Liebesgeſchichte, verirrte Ritter, Abendtheur, Wirthſchaften, Jagden, Schützen und Schäferſpiele, Kriegs- und Friedensaufzüge, Ceremonien, Grimaſſen ſchöne Raritäten; kurz, alles ſpielet: Man ſiehet zu, man ſpielet mit, man wird ſelbſt geſpielt. Ludendo ludimur.

IV.

Das kayſerliche Cammergericht.
Im Jahr 1716.

Cum ſævit et eum parcit ex æquo mala
Remedia quoties invenit nobis periculi pejora.

Sen. in Med.

Als ich ſehr jung von Univerſitäten zurück kam und nicht wuſte, ob ich mein Glück bey den Waffen, oder bey der Feder ſuchen ſolte; fand man für rathſam mich nach Wetzlar zu ſchicken, um daſelbſt den Cammerſchlender zu lernen und einen ſechzig jährigen

Proceß von einer alten Großmutter zu beſorgen. Allein man hätte es wohl nicht übler treffen können, um mir eine Luſt zur Juriſterey beyzubringen.

Ich muß es aufrichtig bekennen: der kayſerliche Cammerſitz gefiel mir gar nicht: die Fremden machen denſelben noch ein wenig lebendig, ſonſt würde es traurig da ausſehen. Man kommt dahin um den letzten Spruch der Gerechtigkeit in den ſchwerſten und verwickelſten Streitſachen zu bekommen. Viele aber ſterben ehe ſie noch den Ausgang ihres Rechtshandels erleben: er kommt auf ihre Nachkommen als eine traurige Erbſchaft. Je länger der Streit währet je mehr häuffen ſich die Acten, je mehr verwickeln ſich die Sachen. Je unauflöſlicher wird der Knoten. Die Beſitzungen der Habſeligkeiten, die Rechte, die Güter, alles verwirret ſich mit den überhäuften Schrifften und mit der Ausbreitung der Geſchlechter. Endlich verliehret man die Quellen gar, und man hat Mühe die unrechtmäßige Beſitzer und die rechtmäßige Kläger ausfindig zu machen. Wie manches Haus und Gut, wann es Feuer und Brand und Krieg und alle Elemente verſchonet, ſinket zu Grund, ohne daß man weiß, wem der Schutt und die umgeſtürzte Mauren zugehören. Es heißt das Gut liegt im Proceß, das iſt, im Verderben. Iſt dieſes das erhabne Recht, welches ich mit ſo groſer Mühe auf den hohen Schulen habe erlernen müſſen? Nein, hier iſt ein ganz neuer Salmathias. Die Praxis Cameralis, ſagte

man

man mir, iſt ein ganz andres Ding, als das prächtige Lehrgebäude des heiligen juriſtiſchen Kayſers Juſtinians. Wer hier einen Rechtsgelehrten, Richter oder Sachwalter abgeben will, der muß wieder ein ganz andres Latein lernen. Dieſes Ding wolte mir durchaus nicht in Kopf. Ich dachte, ich hätte meine Rechte noch ſo ſchön ſtudirt. Was bilden ſich junge Leute nicht ein, wann ſie von Univerſitäten kommen? und nun war alles ſo viel als nichts. Man wolle mir es demnach zu gut halten, daß ich ein kleiner juriſtiſcher Ketzer wurde.

Soll die Rechtsgelahrtheit, dachte ich bey mir ſelbſt, in zehen bis zwanzig Jahren nicht ausfindig machen können, welche unter zwey ſtreitenden Partheyen Recht oder Unrecht habe? Soll ſie einem nicht ſo viel Weisheit einflößen, in zweifelhaften und verwirrten Fällen die Sachen nach einer gründlichen Unterſuchung durch einen vernünftigen Vergleich zu ſchlichten? O ſo muß ſie in der That, man verzeihe den kühnen Schluß, eine elende Wiſſenſchaft ſeyn. Die Gerechtigkeit gründet ſich nach meiner einfältigen Meynung auf eine natürliche Billigkeit, und auf ſolche Geſetze, welche die menſchliche Geſellſchaft für gut befunden hat, zur Erhaltung der Ordnung und des Friedens unter ſich einzuführen.

- - Quæ regulis æqui et boni
Tutiuſa rudibus pariter et doctis patent.
Euripid. in Phœn.

Die Griechen und Römer, deren Klugheit wir in ihren Geſetzen noch billig ehren, wuſten nichts von ſo vielen Formalien und weitläuftigen Proceßordnungen, welche, wann wir die Wahrheit bekennen wollen, zu nichts anders dienen, als die Gerechtigkeit zu verwirren und den Hader und die Rechtsſtreite in der menſchlichen Geſellſchaft mit einer mühſamen Kunſt zu verewigen. Ihre Art Gericht zu halten hatte weiter nichts umſchlungenes und unzugängliches, welches arme, nothleidende und beeinträchtigte Kläger furchtſam macht, die Gerechtigkeit um Hülfe und Beyſtand anzuflehen, oder ſo viele Unkoſten verurſacht, daß mancher lieber ſeine gerechtſame Forderungen ſchwinden läſſet, als eine ſolche Klage anſtellet, da die Unkoſten gewiß und der Ausgang mißlich ja öfters kaum zu hoffen iſt. Die Richter und die Sachwalter zu Athen und zu Rom waren keine beſondere ſtudirte Leute, die daraus ein eignes Handwerk machten, Rechtsgelehrten zu ſeyn. Sie waren die angeſehenſte und vornehmſte Leute unter dem Volk, welche von ihren eignen Mitteln lebten und ſich daraus eine Ehre machten, die gemeine Wohlfart zu beſorgen und wenn ſie Rathsämter verſahen, die Gerechtigkeit zu handhaben. Ein jeder vernünftiger Mann konte bey ihnen einen Advocaten oder Sachwalter abgeben: er durfte deswegen kein kauderwelſches Latein oder barbariſche Kunſtwörter lernen, wie wir ſolches von den Gothiſchen Rechtsgelehrten geerbet und auf unſre Zeiten mit einem reich vermehrten Gloſſario und Barnabas

Briſ-

ſonio gebracht haben. Man bediente ſich vielmehr zu denſelben Zeiten, wo der Witz und die Wiſſenſchaften in der Welt am höchſten geſtiegen waren, der deutlichſten und gewöhnlichſten Sprache bey den Gerichten. Man redete ſo ſchön als man konte, um das Recht ſeiner Parthey zu verfechten und ſuchte in ſeinen Ausdrücken und Vorſtellungen ſo rührend und ſo verſtändlich zu ſeyn, als man bey unſern Gerichten befliſſen iſt dunkel und unbegreifflich ſich vernehmen zu laſſen. Man leſe nur die Reden unſeres lieben und ſogar in allen niedern Schulen berühmten Cicero, welche er pro roſtris gehalten, ſo wird man eine ganz andere und weit edlere Art zu rechten finden, als diejenige die bey unſern Gerichtshöfen üblich iſt.

Usque adeo mores varii mortalibus et mens
Diſſimilis.

Welcher Unterſcheid in den Sitten und Gebräuchen! Wollen wir uns damit tröſten, daß wir in allen Wiſſenſchaften weit über die alte Griechen und Römer hinaus geſtiegen wären, ſo wird doch dieſer Troſt die arme klagende Partheyen an der Cammer und an unſern andern teutſchen Gerichten ſchlecht erquicken; wenn man gleich unſre ſo weit getriebne Rechtsgelehrſamkeit, wegen ihrer abſcheulichen Gröſe und nicht mehr zu umfaſſenden Gränzen, noch ſo ſehr bewundern ſolte.

Glückſelige Zeiten! wo die Richter um einen Rechtsſpruch zu ertheilen, nicht nöthig hatten,

erſtlich ganze Ballen Acten zu durchleſen und mit dem ungeheuren Gemengſel unzehliger Replicken und Communiceturen, ſich die Köpfe zu zerbrechen. Gevrieſene Einfalt! wo man nichts als ein geſchriebenes Geſetzbuch und die natürliche Billigkeit gebrauchte, dem bürgerlichen Hader zu währen und die Gerechtigkeit zu handhaben.

Die abſcheuliche Menge der Geſetzbücher und der Gerichtsordnungen hemmen bey uns leider die Rechtshülfe, an ſtatt daß ſie ſolche befördern ſolten; ja ſie machen daß die Klagende gar darüber zu Boden ſincken und verderben, ehe ſie das Ende ihres Klagewerks erleben können. Man macht es wie die Aerzte bey dem Moliere, welche lieber einen Kranken ſterben laſſen, als daß ſie denſelben nicht ordentlich und nach der Methode curiren ſolten.

Die vielfältige an der kayſerlichen Cammer eingeſchlichene Mißbräuche haben in abgewichenen Jahren derſelben eine lange Commißion von Seiten des Kayſers und des Reichs zugezogen. Ob und wie weit der Sachen bey Wiederöffnung der Cammer iſt gerathen worden, darüber mögen diejenige urtheilen, welche noch eben ſowohl als vor dreißig Jahren auf den Ausgang ihres Rechtshandels vergebens warten, wann ſie nicht ſchon davon die Schwindſucht am Leibe und im Beutel bekommen haben.

Ich bedaure nebſt dieſen Unglückſeligen, auch die

wie viele rechtſchaffene Leute, die ſich als Richter und Sachwaleer an dieſem höchſten Reichsgericht mit dieſem erbärmlichen Schlendrian ſchleppen müſſen; mittlerweile ſie alle dieſe difficiles nugas eben ſowohl als andre ehrliche Leute einſehen und verabſcheuen. Alle unſre Höfe und vornehmſte Reichsſtände, ich glaube daß ich es ohne Verwegenheit behaupten darf, mißbilligen eine ſolche Art zu procediren. Es iſt alſo um ſo viel mehr zu verwundern, daß dem ungeacht in einer ſo wichtigen Sache keine andre Anſtalten vorgekehret werden. Allein, ſo lang die Mißbräuche in der Kirchen und in den Gerichtshöfen mit einem gewiſſen Utili verknüpfet ſind, ſo ſind ſie auch ſchwer abzuſchaffen. Es iſt natürlich daß ein jeder darauf hält, was ihm Nutzen ſchaft und einbringt.

Zu meiner Zeit war kein Cammerrichter in Wetzlar. Der Freyherr von Ingelheim und der Graf von Solms Laubach waren Preſidenten. Zwey redliche Männer von einem gleich groſen Ruhm. Der Aſſeſſor Ludolff war damals einer der wichtigſten Referenten: er war ſehr gelehrt man konte es ihm recht anſehen. Seine Töchter hatten ebenfalls viel Geiſt und waren von einem artigen Umgang. Der Aſſeſſor F** machte die Ehre der Cammer auf eine andre Art. Wer ihn beſuchte, kam insgemein betrunken wieder nach Hauß. Dieſes war ein ſolamen miſerum für manche unglückliche Sollicitanten.

Verſchiedene Damen, welche anderwärts ihre Verdienſte nicht mehr konten gelten machen, wuſten mit ſolcher Geſchicklichkeit ſich in die Geſchäffte des Tribonians zu mengen, daß ſie den beſten Advocaten und Practicanten noch aufzurathen gaben. Man kan alſo in einem gewiſſen Sinn wohl ſagen, daß faſt die meiſte vornehme Leute in Wetzlar ſich vom Hader nähren, und daß dieſe Wiſſenſchafft, welche mit ſo vieler Kunſt und Gelehrſamkeit getrieben wird, zugleich vielen Leuten nützlich iſt. Man muß ſich demnach nicht wundern, wenn man faſt in allen Zuſammenkünften, ſo viel von Acten, Receſſen, Publicationen, Reſtitutionen, Transmißionen und dergleichen reden höret.

Die wohlhabende Partheyen beſuchen die Geſellſchafften und machen ſich luſtig; die Armen hingegen bringen ihre Zeit zu mit ſchreiben, ſeufzen und weinen. Ich wohntee bey dem D. Müller, oberhalb der Cammer, ich ſah alſo dieſe Leute alle Morgen ſehr demüthig und gebeugt mit einem Zettelgen in der Hand am Eingang der Cammer ſtehen, und ſolche den hohen Verwaltern der Gerechtigkeit überreichen. Die wenigſte von dieſen Herrn würdigten dieſe arme Sollicitanten einmal anzuſehen, ſondern riſſen ihnen die Zettel mehr mit Ungedult aus den Händen, als ſie ihnen ſolche abnahmen. Dieſes erregte bey mir ein Mitleiden und zugleich einen Abſcheu gegen eine Wiſſenſchafft, die ſo viele Unglückſelige machte.

*** *** ***

Anmerkung.

Daß unſre heutige Gerichtsordnungen eine ſehr groſe Verbeſſerung zur Abſtellung der Weitläuftigkeiten der Proceſſen leiden, ſolches zeigen die vortreffliche Anſtalten die ſeit zweyen Jahren in den königlich Preußiſchen und Churbrandenburgiſchen Ländern, wie auch in dem Königreich Dännemark, mit einem unglaublichen Fortgang, glücklich ſind eingeführet worden; und wie man vernimmt, ſo ſollen auch die Kayſerliche, Schwediſche, Churſächſiſche und Churbayriſche Höfe, preiswürdigſt damit beſchäfftiget ſeyn. Ich habe mir vor einigen Jahren die Freyheit genommen, meine unvorgreifliche Meynungen darüber in dem Entwurf einer Staatskunſt und in dem erſten Theil meiner freyen Gedanken kurz und offenherzig zu entdecken. Die Sache iſt aber von einer ſo groſen Wichtigkeit, daß ſie eine ausführliche Abhandlung verdienet; worzu die unvergleichliche Anſtalten, obgedachter hohen Höfen die beſte Anweiſung geben. Man leſe darüber die Erklärung des Entwurffs Sr. Königl. Majeſtät von Preuſſen wegen Verbeſſerung der Proceßordnung durch den Herrn Formay. Berlin 1748.

V.

Regenſpurg.
Im Jahr 1717.

Optavit Minos ſibi Legiſer annos
Optavit Cereris longus ut eſſet amor.

Ovid. 3. Amor.

Hier iſt der Ort, wo noch das heilige römiſche Reich die Strahlen ſeiner urſprünglichen Hoheit zeiget. Es iſt hier ein Tag, der in hundert Jahren nicht zu Ende gehet: Es iſt eine Verſammlung der Abgeordneten aller zum Reich gehörigen Stände. Es iſt iſt ein auſſerordentlicher Staatsrath. Mit einem Wort, es iſt der Reichstag.

Was auch Hypolitus a Lapide, Sev. de Monzambano, Lud. Petri Giovanni und andre mehr an unſrer teutſchen Reichsverfaſſung elberes und ungereimtes gefunden haben, ſo bleiben doch ihre Grundſatzungen ewig ſchön und gut. Die Verbindung vieler groſen und kleinen Staaten zu einerley Endzweck, nehmlich zur Erhaltung der Eintracht, des Friedens und der Gerechtigkeit, unter einem mächtigen Oberhaupt und Schiedsrichter, verdienet den gröſten Beyfall.

Es

Es wäre zu wünschen, daß nur beſſer auf unſern Reichsgrundgeſetzen gehalten würde; allein die beſte Verfaſſungen in der Welt leiden durch die Veränderungen der Zeiten und Menſchen allerhand Anſtöſe. Hätte das Reich in ſeiner vortrefflichen und glückſeligen Geſtalt bleiben ſollen, ſo hätte auch ein jeder Stand ſo bleiben müſſen, wie er war. Es hätte keiner mehr Rechte, mehr Macht, mehr Anſehen, mehr Gewalt und mehr Länder gewinnen müſſen, als er zu der Zeit, da die goldne Bulle gemacht wurde, wirklich beſas und innen hatte; denn das Wachsthum eines Cörpers verändert auch die Geſtalt; und was einen kleinen wohl kleidet, das kleidet darum nicht auch einen groſen. Die allzuwichtige Erhöhung einiger mächtigen Reichsſtände macht die andern zu klein und zu ſchwach. Dieſe müſſen es zugeben, daß ſich jene über ſie vieles herausnehmen. Geſetze, wie ihr wolt, wo die Macht iſt da verliehren ſie ihre Kraft. Groſe und mächtige Fürſten, die durch ſich ſelbſt beſtehen können, laſſen ſich nicht wohl mehr Ex decreto S. Imperii und durch Reichsabſchiede, behandeln. Der weſtphäliſche Friede hat die Ordnung und die Ruhe im römiſchen Reich herſtellen ſollen; allein er hat leider dieſelbe noch mehr verwirret. Frankreich hat als Bürge einer ſo wichtigen Vereinigung den Eintritt an unſern teutſchen Höfen gewonnen. Es ſpielet in allen unſern Staatshandlungen und Veränderungen mit unter. Es iſt gleichſam die Oberappellation von einem höchſten Schiedsrichter zum andern ge-

geworden. Wenn man alſo mit dem Ausſpruch des einen nicht zufrieden iſt, ſo bringt man ſeine Sachen an den andern. Nichts iſt alsdann höflicher und bereitwilliger hülfreiche Hand zu leiſten, als der franzöſiſche Hof. Können die Sachen durch keinen Vergleich geſchlichtet werden, ſo kommen die Friedensmacher mit Wehr und Waffen über den Rhein und ſchreiben uns Geſetze vor. Sehet hier die Früchte von unſern einheimiſchen Spaltungen und unpatriotiſchen Geſinnungen. Wer hier unſern zerrüteten Zuſtand im teutſchen Reich mit einem guten Rath helffen könte, den wolt ich vor einen rechten Solon oder Lycurgen halten.

Die unglückliche Religionshändel haben gleichfalls nicht wenig darzu mit beygetragen, Zwietracht, Uneinigkeit und Mißverſtändniſſe im Reich zu ſtifften. Hier iſt ohne Hülfe von Oben, kein Rath.

Es gehöret mit zu der allgemeinen Unvollkommenheit der gegenwärtigen Welt, daß keine Art einer Staatsverfaſſung noch hat können ausfindig gemacht werden, welche gegen alle und jede Zufälle und Veränderungen in dem Lauf der Zeiten ſicher und unverbrüchlich wär. Ein kluger Baumeiſter kan wohl einen Pallaſt aufführen, der in ſeinen Mauren aller Wuth der Elemente Trotz zu bieten ſcheinet, allein er kan nicht mit allem ſeinem Witz die Sitten der Einwohner in Zukunft alſo einrichten,

ten, daß unter ihnen nicht Zank und Streit entſtehen, und dadurch ſelbſt dasjenige Gebäude niedergeriſſen werden ſolte, welches ihnen zu einer bequemlichen Wohnung beſtimmet war.

Dem allen ungeachtet ſo zeigt doch der Reichstag zu Regenſpurg noch beſtändig die wahre Geſtalt des teutſchen Reichs. Alle Stände, groſe und kleine, haben hier ihre beſtändige Geſandtſchaften und Abgeordneten. In ihren gewöhnlichen Rathsſitzen und Verſammlungen wird alles ordentlich und Reichsſatzungsmäßig vorgetragen und abgehandelt; allein mit der Ausfertigung geht es etwas langſam her, ehe darüber das gewöhnliche Fiat votum ad Imperatorem ergehet.

Alle Sachen, wann ſie von dem churmayniſchen Directorio zur Dictatur gekommen ſind, werden erſtlich an die Höfe und Stände berichtet, um darüber ihr Gutachten und die nöthige Verhaltungsbefehle einzuziehen; da gehen wohl öfters ein Paar Monate und mehr vorüber, ehe ſolche einlauffen. Inzwiſchen verändern ſich Stunden, Zeiten und Umſtände. Es kommen Zwiſchenfälle, die nicht ſelten dem ganzen Geſchäfte ein andres Anſehen geben. Komt es zu Ausbrüchen und zu Zwangsmitteln, ſo hängen ſich die Höfe, die ſich darunter beleidiget glauben, zum Nachtheil des Reichs an auswärtige Mächten.

Ueber-

Ueberhaupt werden die wichtigſte Sachen im Reich nicht ſowohl in Regenſpurg, als an den Höfen ſelbſt durch Geſandtſchaften tractirt. Die für ihre Kirchen eifrende Geiſtlichkeit der im Reich geltenden dreyen Religionen geben durch ihre fortwährende Zänkereyen der hochanſehnlichen Reichsverſammlung noch am meiſten zu ſchaffen. Hierzu kommen die nothdürftige Angelegenheiten der beyden Reichsveſtungen Philippsburg und Kehl, nebſt noch andern nichts bedeutenden Irrungen, unter denen kleinen Reichsſtänden, welche die armen Schreiber, die ſich mit Copiren und geſchriebenen Zeitungsblättern nähren müſſen, noch im Brod unterhalten.

Man muß ſich auch nicht einbilden, daß alle und jede Reichsſtände ihre eigne Geſandten und Abgeordneten aus ihren Mitteln daſelbſt beſtändig unterhielten. Dieſes würde manchen kleinen Fürſten, Biſchoffen, Prelaten und Reichsſtädten etwas zu koſtbar fallen. Bey der heutigen Welt finden ſich viele ehrliche Leute, welche groſen Herren Anfangs nur um die Ehre dienen. Endlich kommen ſie dadurch in Bekantſchaft, bringen ſich allerhand Commißionen zuwegen, treiben einen ſtarken Briefwechſel, bis ſie auf ſolche Weiſe ſich bekant machen und eine Stimme auf den Reichs- und Craystägen nach der andern erwerben. Was nun ein Hof oder ein Reichs-ſtand nicht einbringet, das thun viele zuſammen. Einer giebt ihnen eine Beſtallung zur Küche, der andere zum

Kel-

Keller, der dritte verſiehet ſie mit Frucht, der vierdte ſchickt ein gutes Neujahr, der fünfte hält ihnen Kutſchen und Pferde, und der ſechſte zahlet etwas an Geld. Die übrige Nothdurft beſtreitet der Briefwechſel. So dienet mancher zehen, zwanzig und mehr Herren zugleich; ohne jedoch dem Evangelio dadurch zu wiederſprechen, da es heiſſet: Niemand kan zweyen Herren dienen; dann die wenigſte dieſer Art Geſandten kennen kaum ihre Herren, ſie ſind wie die Kaufleute, welche mit vielen Handelshäuſern zugleich im Briefwechſel ſtehen, und nach Zeit und Umſtänden gegen einen kleinen Vortheil, allerhand Commißionen übernehmen. Wer alſo bey den Reichs- und Craysſtägen ein paar dutzend Stimmen hat, der wird dadurch eine wichtige Perſon und kan alsdann in gewiſſen Vorfällen der Sache einen groſen Ausſchlag geben. Da geht es dann auch ſo leer nicht ab. Dieſes iſt inſonderheit ein guter Handel für den Regenſpurgiſchen Magiſtrat, deren vornehmſte Glieder die Stimmen der Reichsſtädte unter ſich theilen. Iſt gleich die Beſtallung ſchlecht, ja ziehen ſie gleich von einem gar nichts, ſo verlohnt ſich doch der Titel von Geſandten, wie auch dasdamit verknüpfte Anſehen und der Briefwechſel noch der Mühe.

Was die Schreibart betrifft, womit die Reichshandlungen pflegen abgehandelt zu werden, ſo muß ich bekennen, daß ſolche an mir keinen gar groſen Bewundrer findet: ſie iſt über die maſſen hochtrabend, prächtig und Wör-

terreich; ſie iſt deswegen eben ſo ſchwer nachzuahmen, als zu verſtehen. Ich begreiffe nicht warum die Menſchen in wichtigen Sachen ſich undeutlicher erklären, als in gemeinen Fällen. Die Kunſt wohl zu reden und zu ſchreiben beſtehet meinem Bedenken nach darinnen, daß man ſeine Meynung ſo ausdrückt, wie man will, daß ſie der andere verſtehen ſoll. Wenn der Kaufmann in ſeinen Briefen Coſti und der Gelehrte Raptim ſchreibet, ſo ſucht ein ehrlicher Mann vergebens dieſe Wörter auf der Landcarte. Unſer Stylus curiæ lautet nicht viel beſſer. Es iſt kein Wunder, wenn ein vernünftiger Teutſcher hier einen Dollmetſcher verlanget, der ihm die beſondere Redensarten und zuſammen unter einander gepackte Sätze erkläret und begreiflich macht.

Regenſpurg iſt eine alte groſe Reichsſtadt. Die Menge der Fremden und Geſandten machen dieſelbe lebhaft und ihren Aufenthalt angenehm. Die Geſellſchaften ſind anſehnlich und zahlreich und zum Theil auch prächtig. Es iſt hier an nichts Mangel und was das beſte iſt, ſo ruiniret einen nicht leicht die Theurung. Man kan einen ganzen Pallaſt um hundert Thaler des Jahrs im Zins haben. Fleiſch, Fiſche, Wein, Brod und alle Gattungen von Früchten ſind wohlfeil und um guten Preis zu haben. Die Stadt iſt dabey überaus wohl gelegen und mit reichen Stifftern und Clöſtern angefüllet. Nach Masgebung der Gröſe aber iſt ſie ſchlecht bewohnet.

Ich

Ich ſah unter andern vielen Merkwürdigkeiten die groſe Proceßion auf dem Charfreytag: ſie wolte kein Ende nehmen. Mich befremdete insbeſonders die empfindliche Buſe der Flagellanten, welche dieſen geiſtlichen Aufzug erſchrecklich machten. Ich ſah etliche dieſer vermumten Busfertigen des Nachmittags in einem Cloſter, welche ſich den ſchon zerkerbten Rücken mit ihren Peitſchen dermaſſen zerfetzten, daß ſie theils ohnmächtig zur Erden niederſtürzten; theils aber die aufgeriſſene Wunden ſich mit einer brennenden Pechfackel verſängen lieſen. Dieſe arme Leute, dacht ich bey mir ſelbſt, müſſen etwas rechts geſündiget haben. Ein paar vernünftige Catholicken aber, die mich begleiteten, legten dieſe Sache viel übler aus. Man muß alſo einer ganzen Kirche dasjenige nicht zur Laſt legen, was einige ihrer Glieder übertreiben.

Ich beſuchte darauf in allen Kirchen und Clöſtern das ſogenannte heilige Grab. Als ein Liebhaber der Muſic fand ich hin und wieder mein Vergnügen. Einige Nonnen ſangen ſo ſchön, daß man ſich in ihre Stimmen verlieben muſte. Weiter konte dieſe Neigung nicht gehen; dann ſie blieben hinter ihren Gegittern verborgen. Alle Standesperſonen, auch die älteſte und zärtlichſte Damen giengen bey dieſer Andacht zu Fus.

Den 26. April gab der Fürſt von Löwenſtein, als kayſerlicher Principalcommiſſarius ein groſes

ſes Feſt in der Abtey zu St. Emeran, wo er wohnte. Solches geſchah zu Ehren des neugebohrnen kayſerlichen Prinzens. Im Hof ſprang rother und weiſer Wein. Die Geſellſchaft war zahlreich und man tanzte bis bald an den lichten Morgen. Die Stifftsfräulein thaten ſich in dieſer Kunſt vor andern hervor. Ich zweifle ſehr ob die Abſichten der Stiffter ſich ſo weit auf die Künſte und Wiſſenſchaften werden erſtrecket haben.

VI.

Der franzöſiſche Hof nebſt dem Caracter der Franzoſen. Im Jahr 1719.

Plures fulgor convocat aulæ
Cupit hic regi proximus eſſe.
Urit miſerum gloria pectus.

Nichts ſchmeichelt dem Geiſt der Franzoſen mehr als die Ehre: Es heiſſet bey ihnen alles Ehre. In allen Reden und bey allen Gelegenheiten gebrauchen ſie dieſes Wort: ſie mengen ſolches in alle ihre Geſchäfte. Alle Herrlichkeiten und alle Vortheile dieſes Lebens beziehen ſich darauf und man ſolte wirklich meynen, dieſes Ding ſey eine Gottheit der Franzoſen. Sie erkennen, daß unter denjenigen Eigenſchaften, welche den Menſchen von an-

andern Geſchöpfen unterſcheiden, der Verſtand die vornehmſte ſey. Ihr Ehrgeitz macht ſie deswegen auf dieſen Vorzug ſo eiferſüchtig, daß ſie ſolchen durchaus vor allen andern Völkern ſich zueignen. Nichts vergnüget ihren Hochmut mehr als dieſe Einbildung. In der That kan man ihnen diejenige lebhafte und ſchnell rührende Art des Geiſtes, die wir Witz nennen, nicht abſprechen; ſie unterſcheiden ſich darinnen merklich vor andern Völkern. Es äuſſert ſich derſelbe bey ihnen in einem muntern und aufgeräumten Weſen, in allerhand artigen und luſtigen Einfällen, in hurtigen Gegenantworten und ſinnreichen Erzehlungen, mit einem Wort: in der Kunſt der Beredſamkeit überhaupt. Die Franzoſen nennen dieſe Eigenſchaften des Verſtandes, bel Esprit. Wir Teutſche haben nach ihrer Meynung nicht das Glück damit begabet zu ſeyn. Wolte ihre Höflichkeit uns dargegen den Vortheil gründlich und ordentlich zu denken, einräumen, ſo würde es vielleicht für uns keine gar groſe Demut ſeyn, wenn wir auf ihren bel Esprit nicht neidiſch wären.

Der Ehrgeitz macht die Franzoſen nicht nur liſtig und ſchlau, ſondern auch beherzt und verwegen. Sie ſind voll groſer Anſchläge, ſie unternehmen eine Sache leicht; allein, wann ſie einen tapfern Gegenſtand finden und das erſte Feuer vorüber iſt, ſo überlegen ſie die Gefahr und ſuchen ihre Sicherheit ſo gut ſie können. Hurtig aufgebracht, ſchnell im Angriff,

übermüthig im Glück, verzagt in Wiederwärtigkeit und knechtiſch in der Furcht.

Die Teutſchen verachten die Franzoſen und ſuchen ihnen doch in allem nachzuahmen. Sie tadeln ihre Sitten und muſtern doch die ihrigen nach denſelben; ſie reden ihre Sprache, leſen ihre Bücher und kleiden ſich nach ihren neueſten Moden. Sind die Franzoſen gröſere Thoren, daß ſie den Teutſchen alles vorgaukeln, oder die Teutſche, daß ſie ihnen alles nachmachen?

Wir finden unter den Franzoſen Leute, die ſowohl artig ſchreiben, als gründlich urtheilen; ſo leicht ihr Feuer neben ausflattert, ſo einen ſchönen Glanz giebt es auch von ſich, wann es an Ort und Stelle in derjenigen Stärke und Mäſſigung gebraucht wird, welche die Sachen erfordern; ſonſt gehet es ihnen wie denen unglücklichen Chymiſten, welchen die Gläſer platzen, weil ſie das Feuer nicht zu handthieren wiſſen.

Wir haben den Franzoſen mehr als einer Völkerſchaft in der Welt die Aufnahme der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften zu danken. Sie haben uns aber leider auch die Kunſt einer deſpotiſchen Regierungsart gelernet. Doch ſie ſelbſten müſſen unter dieſer unglückſeligen Kunſt das meiſte leiden; ſie würden vielleicht alle Völker in Europa an Glückſeligkeit übertreffen, wo ſie die Freyheit behalten hätten, ihren

natürlichen Einsichten zu folgen, und die Wahrheit, wie sie solche erkennen, zu lehren.

Man kan die Franzosen überhaupt nicht wohl caracterisiren. Die Völker in Languedoc, Provence und Dauphine werden für aufrichtiger und edelmüthiger geachtet, als die nordische Gallier. Die Brettannier werden für Lügner, die Normänner für Zänker, die Gascogner für Grossprecher, die Limosiner für Abgeschmackte, die Burgunder und Champagner für Schwelger u. s. f. gehalten. Allesamt haben sie viel Einbildung von sich selbst: sie sind dabey geschwätzig, aufgeräumt, wohllüstig, leichtsinnig und unbeständig. Ihr Hochmut hat deswegen nichts, das sich selbst ähnlich ist; denn er verfällt sehr offt in das Kleine und Lächerliche. Sie wollen durchaus gefallen und eben dieses macht, daß sie öffters misfallen. Sonst sind sie vergnügte, lustige, höfliche und gesellige Menschen. Sie wissen nichts von einem albern Zwang; sie sind im Gegentheil nur zu frey. Sie tauffen ihre Kinder und begraben ihre Todten ohne viele Weitläuftigkeiten; und wann sie Hochzeit machen, so weis öfters niemand nichts davon als der Priester, der sie zusammen giebt, und ein paar Nachbarn, welche die Braut helffen lustig machen. Sie leben nicht kostbar, ihr gröster Aufwand gehet auf Putz und Kleider. Nichts macht im übrigen bey ihnen das gesellige Leben schwer und unangenehm. Hierinn solten wir es ihnen nachmachen. Denn worzu dienen doch

alle die närriſche Ceremonien, womit wir uns Teutſchen plagen und unſere Haushaltungen beſchwerlich machen? Es iſt darin öfters kein Schatten eines geſunden Witzes. Man gebärdet ſich anders, als man iſt; man redet anders, als man denkt und man verſpricht Sachen, die man nie geſonnen iſt zu erfüllen. Dieſes iſt fürwahr nicht ſchön für Geſchöpfe, die GOtt zur Aufrichtigkeit und zur Wahrheit geſchaffen hat.

Man findet insgemein noch artigere Leute in den Provinzen, als in Paris ſelbſt. Die Urſache davon mag wohl dieſe ſeyn: der allzugroſe Zuſammenfluß von Menſchen verurſacht eine unabwendliche Unordnung. Die Gelegenheit auszuſchweiffen und böſes zu thun findet man, wenn man ſich nur umſiehet. Ein Menſch verführet den andern: böſe Exempel, und die Reizungen zur Luſt mit der Leichtigkeit ſie zu vergnügen, machen die Laſter gleichſam allgemein. Es iſt unmöglich ſo viel herum irrende Ritter, ſo viel Spieler, ſo viel leichtfertige Dirnen, ſo viele müßige junge Leute, die Tag und Nacht herum ſchwärmen, in den Schranken der Zucht und Ehrbarkeit zu halten. Es iſt unmöglich ſo viel Aufſeher und Wächter zu beſtellen, als zur Verhinderung ſo vielfältiger Unordnung vonnöthen wär. So lang unſre groſe Städte in der Welt mit incinander geſchobnen Gebäuden vermehret werden und die Menſchen ſich gleichſam einander über den Köpfen ſitzen; und alſo keine Abtheilung der Quartiere

tiere, wie ſolche in dem alten Rom waren, ſtatt finden kan; ſo lang kan auch kein rechtes Policeyamt, kein Cenſor, kein Quartieraufſeher und dergleichen, die gemeine Sicherheit, die Ordnung und die gute Sitten aufrecht erhalten. Die viele Fremde, deren ſtets eine groſe Anzahl in Paris gefunden wird, und welche meiſtens nur deswegen dahin kommen, um ſich luſtig zu machen, vermehren die Unordnungen noch mehr: Alles was im ganzen Königreich zur Wolluſt und zur Uppigkeit dienen kan, das ſucht ſein Glück in einer ſo groſen Stadt zu machen, wo es Liebhaber von allerhand Gattungen giebt.

Man muß ſich demnach nicht wundern, daß Paris ſowohl der Aufenthalt aller Laſter und Unordnungen, als die Schule der Künſte und Wiſſenſchafften iſt; und daß folglich die Sitten und die Lebensart der Pariſer nicht ſo unſchuldig und nicht ſo rein, wie in den Provinzen zu ſeyn pflegen. Alles iſt in Paris erhitzet und aufgebracht: die Lufft, die Weine, die Speiſen, die Schauſpiele, die Ergötzlichkeiten, die Menge der Bilder und Vorwürfe, die einem ſtets vor den Augen ſchweben; alles dieſes reitzet die Sinnen und verurſacht ſtarcke Wallungen im Geblüt. Wann alſo die Teutſchen und nordiſche Völker ein Labſal in hitzigen Getränken ſuchen, ſo lauffen die Franzoſen nach den kühlenden Waſſern und Erfriſchungen, die ſie wie die Italiäner aus Mandeln, Citronen, Brumbeern und allerhand dergleichen verzu-

ckerten Früchten, zum Verderben ihrer Mägen vortrefflich zuzurichten wiſſen. Man findet deswegen wenig Pariſerinnen, die eine rechte geſunde Farbe haben. Die Lionerinnen ſehen weit friſcher und ſchöner aus; es ſey, weil die Lebensart daſelbſt unſchuldiger und ordentlicher iſt, als in Paris, oder daß dieſelbige Landesgegend beſſere Menſchengewächſe zeuget. Zu meiner Zeit bildeten ſich die Lionerinnen noch viel auf ihre natürliche Farbe ein; in Paris aber bediente man ſich ordentlich der Schminke und bedeckte damit auch die heßlichſte Geſichter. Es geben ſogar auch gewiſſe Mannsleute, die man Petits Maitres nennet, welche den Frauensleuten dis Kunſtſtück nachmachen und wie die gemahlte Puppen ausſehen. Dieſe Art Menſchen ſind die lächerlichſte Geſchöpfe auf dem ganzen Erdboden: ſie verdienen, daß man von ihnen eine kleine Abſchilderung macht.

Die Petits Maitres ſind eine Art von Mannsleuten, welche in Ermangelung wahrer Verdienſte ſich zwingen artig und witzig zu ſeyn: Sie reden wie die Helden auf der Schaubühne und zieren ſich wie die Weibsbilder. Wo ſie hinkommen bewundern ſie ihr Ebenbild im Spiegel und ziehen ihre gekrauſte Haare nach dem Geſicht; Sie haben ein ſolches Vergnügen an ihrer Artigkeit, daß ſie immer hüpfen und ſpringen, tanzen und ſingen; ſie gauckeln mit ihren Händen, und machen allerhand Grimaſſen, nachdem ſie eine Perſon vorſtellen wollen; ſie drohen mit ihren Minen die Herzen aller Schö-

nen

nen zu feſſeln und trauen ihrer Vortrefflichkeit alles zu. Sie urtheilen mit groſſer Lebhaftigkeit von allen Dingen, und wann ſie gleich gar nichts davon verſtehen, ſo haben ſie doch das Herz davon zu reden. Wollen es andere Leute beſſer wiſſen als ſie, ſo lachen ſie dieſelbe grosmüthig aus. Sie reden meiſtentheils nur von ſich ſelbſt und ihren Heldenthaten oder Liebesgeſchichten: dann es heißt bey ihnen ex utroque Cæſar. Sie fluchen dabey auf eine beſondere Art und glauben, daß ihnen alles wohl anſtünde. Sie erfinden die neuen Moden und ſetzen die Kunſt eines geſchickten Schneiders und Haarpuderers über alle Wiſſenſchafften. Sie begleiten alles was ſie thun mit einer beſondern Gebärdung, welches ſie bon air nennen. Z. E. wann ſie Taback nehmen, wann ſie ſich ſchneuzen, wenn ſie eine Reverenz machen u. ſ. w. Mit einem Wort, ſie ſind Leute, die ſich auf ihre Einbildung etwas rechts zu gut thun. Es ſind Prinzen, Grafen, Generalen und Geſandten, welche zu dem groſen Orden der Petits Maitres gehören und die man beleidigen würde, wenn man ſie zu ſteif und zu ernſthaft beurtheilen wolte, um galant und artig zu ſeyn. Man muß auch keineswegs den Franzoſen allein die Ehre dieſer Vorzüge gönnen. Nein, die Petits Maitres haben ihnen zwar ihren Urſprung zu danken; allein ſie haben ſich von Paris, als ihrer Pflanzſchule, aller Orten ausgebreitet. Man ſiehet dergleichen Leute auch bey uns Teutſchen in der Menge, die, ob gleich die wenigſten davon ſelbſt in Frankreich geweſen

ſind,

ſind, doch den ächten Pariſer Originalien nichts nachgeben.

Die Franzoſen bekümmern ſich überhaupt mehr um den Schein, als um die Sache ſelbſt. Wenn man ſie nur ehret, lobet und Werks aus ihnen macht, ſo gefällt ihnen ſolches mehr als alles. Was ſie nicht ſind, das erfüllen ſie mit ihren fruchtbaren Einbildungen. Alles iſt bey ihnen übertrieben. Schier jedermann kleidet ſich über ſeinen Stand und über ſein Vermögen. Der Hochmuth iſt der herrſchende Fehler. Ihre Schwelgerey ſcheinet gröſer, als ſie iſt: ſie machen mehr Lermen bey ein paar Flaſchen Wein, als die Teutſchen bey einem groſen Gelach. Wenn einmal ihre Bilder im Gehirn ein wenig rege werden, ſo ſchwermen ſie mit wenig Koſten. Bey ihnen gelten lauter Superlativa. Nichts iſt bey ihnen mittelmäßig oder gut: eine Sache iſt entweder abſcheulich oder unvergleichlich.

Jederman in Frankreich will vornehm ſeyn: es giebt hier kein Pöbel. Das Ehrenwort Monſieur iſt ſowohl ein Titel für die Herzogen und Marquiſen als für die Handwerksleute und Diener. Die Demoiſellen auf dem Lande melken die Kühe, holen Futter und fegen den Stall mit herabhängenden Flügelhauben. Ja, was noch mehr, man findet unter den geringſten Gattungen von Leuten, nichts grobes, nichts bäuriſches; alles befleißiget ſich der Höflichkeit und einer artigen Lebensart. Arme Leute, die für-

fürwahr eines beſſern Glückes würdig wären; allein, ſie ſind durch die vorige Kriege und ſchwere Abgaben dergeſtalt gepreßt und ausgeſogen worden, daß das meiſte Landvolk, ſo zum Feldbau am tüchtigſten wär, ſich gezwungen geſehen den Pflug zu verlaſſen und Kriegs-Dienſte zu nehmen. Auf ſolche Weiſe hatte zwar der König beſtändig ein vortreffliches Kriegsheer auf den Beinen; allein er ruinirte dadurch ſein Land, welches an vielen Orten ungebauet und ſchlecht bewohnet iſt, ohnerachtet es noch zehen mal ſo viel Menſchen ernähren könte.

Die Franzoſen haben überhaupt viel Gefälligkeit für die Fremden: ſie machen ſich daraus einen beſondern Ruhm höflicher und geſitteter als andere Völker zu ſeyn: ſie treiben aber auch öfters dieſe Einbildung ſo weit, daß ſie uns, die wir doch ihre Nachbarn ſind, nicht anders als halbe Barbaren betrachten, denen ſie durch ihre Leutſeligkeit den Unterſcheid eines geſitteten Volks zeigen wollen.

Es iſt wahr, wenn ſie zu uns, oder nach Holland kommen, ſo finden ſie an einigen Orten einen Pöbel, der ihnen Urſache giebt, ſich von uns keine beſſere Gedanken zu machen. Es giebt in gewiſſen Gegenden von Teutſchland eine Art Bauern, die nicht viel beſſer als das Vieh zu achten wären, wann ſie nicht die Bosheit der Menſchen hätten. Und wer den Jan Hagel in Holland und in einigen teutſchen Handels-Städten kennet, der wird ſchier von

ihm

ihm ein gleiches Urtheil fällen. Ein Volk, welches nichts von einem Menſchen als ſeine Laſter zeiget und ſolche bis zur Unmenſchlichkeit treibet. Nicht die Freyheit, nicht die Tyranney, ſondern der Müßiggang, der Ueberfluß, die elende Policey bringen ſolche Menſchen hervor.

Die Pariſer ſind ſo eingenommen von ſich ſelbſt, daß ſie ſich nicht einbilden können, wie man artig ſeyn kan, wenn man nicht eine Zeitlang zu Paris ſich aufgehalten hat. Ich bin der erſte Teutſche nicht, dem das Frauenzimmer die ſeltne Höflichkeit geſagt, daß er das Anſehen hätte, als ob er ſchon lang zu Paris geweſen wäre. Wie, mein Herr! klingen dieſe artige Complimenten, ſie ſind ein Teutſcher? O fürwahr man ſiehet es ihnen nicht mehr an: Vous avez l'air tout pariſien. Sie gleichen ganz und gar einem Pariſer.

Als ich das erſtemal mit ein Paar Franzoſen in die Opera gieng und keine auſſerordentliche Bewunderung darüber blicken lies, fragten mich dieſelbe mit einiger Befremdung: Ob ich jemals dergleichen geſehen und gehört hätte? Ich ſagte ja, ſie forſchten, wo? Ich erwiederte zu Wien und in Dresden. Wie, zu Dresden? fragte der eine voller Verwunderung: Was iſt das für ein Ort? Wo liegt derſelbe?

Ein Weibsbild, das man kaum bey uns beobachten würde, heiſet zu Paris eine Schönheit.

heit. Wenn man aber dieſelbe zu ſehen bekommt, ſo ſuchet man vergebens dasjenige in ihren Geſichtszügen, was ihr das Gerücht und die Höflichkeit der Petits Maitres beyleget. Ihre gröſte Vorzüge beſtehen darinn, daß ſie ein gutes Mundſtück haben, zumalen die ſogenannte Dames du Palais; dieſes iſt der Ort, welcher der Redkunſt geheiliget iſt, wo das Parlament ſich verſaminlet, wo die Proceſſe geführet werden und wo die franzöſiſche Advocaten öffentlich auftreten, und zum Vortheil ihrer Partheyen die Künſte der Vorſtellung und der Rechtsſtreite auf das höchſte treiben. Wie ſolches aus der Sammlung der berühmten Rechtshändel des Herrn Pittavalls zu erſehen iſt. Mittlerweile daß ſich oben in dieſem Gerichtsſaal die franzöſiſche Demoſthenes und Ciceroncs aufs beſte hören laſſen, üben ſich unten die Galanteriehändlerinnen in der Kunſt denen Fremden ihre Waaren mit gleicher Beredſamkeit heraus zu ſtreichen: Sie verdienen, daß man ihnen etwas abkaufft, dann ſie betrügen einen nicht leicht; ſie ſprechen von Ehre, von Gewiſſen, von Redlichkeit, von dem Wohlſtand fremden zu dienen, und ſich ihnen gefällig zu erzeigen; kurz, man muß ihnen zuhören und ihnen etwas abkanffen. Sie ſind die beſte Sprachmeiſterinnen in Paris und die artigſte Schwätzerinnen in Europa.

Wenn man das Vergnügen haben will allerhand Menſchen in Paris kennen zu lernen, ſo muß man bald hier bald dort in den vornehmſten

nehmſten Gaſthöfen ſpeiſen. Es iſt unmöglich mehr Menſchen auf einem Flecken beyſammen zu ſehen, als in Paris. Man darff nur Augen und Ohren haben, ſo wird unſer Verſtand Vorwürfe genug zu denken finden.

Inſonderheit iſt Paris ein Ort für Gelehrte, die Künſte und Wiſſenſchafften lieben; dann hier findet man alles zuſammen, was man anderwerts nur getheilet, und in geringer Anzahl ſiehet. Die Alterthümer, die Geſchichtkunde, die Meßkunſt, die Weltweisheit, die Dicht und Redekunſt, ja alle Wiſſenſchafften werden daſelbſt auf das Höchſte getrieben. Es iſt wahr, daß man dieſes nicht von der Erkenntniß göttlicher Dinge ſagen kan; allein die Urſache iſt, daß die gelehrte Geiſtlichen nicht die Freyheit haben zu ſchreiben, wie ſie wollen. Das fürchterliche Exempel verſchiedner groſen Prälaten ſo wohl als der fortwährende Lermen der Janſeniſten, derer Sache man ungeacht der Freyheit der gallicaniſchen Kirche noch denen Ausſprüchen des päbſtlichen Richterſtuhls unterwirft, bezeigen genugſam, daß dieſe Freyheit Frankreich noch fehlet.

Ihre Poeten und ſogenannte Beaux Eſprits aber kehren ſich an nichts. Der Franzos iſt veränderlich und zur Freyheit geneigt. Und ob er wohl ein Sclav von ſeinem König iſt, ſo iſt er doch ſolches nur auf eine gewiſſe Art, die ihm ſchmeichelt, nemlich aus lauter Einbildung und Hochmut; denn er meynet, er wär mit gros, wenn ſein König gros iſt. Wenn man ihn hö-

ret,

ret von deſſen Macht und Herrlichkeit ſprechen, ſo kan man ſich keine vortrefflichere und vergnügtere Creatur nicht einbilden. Man darf ihm nur ſagen, es dienet zur Hoheit des Königs und zur Ehre des franzöſiſchen Volks, ſo gibt er her was er hat; allein nehmen läſſet er ſich nichts; man muß bey ihm Glimpf und Höflichkeit gebrauchen. Dieſes iſt die Art, womit der König alles erhalten kan. Derſelbe darf einen nur freundlich grüſen und ihn mon ami heiſſen, ſo iſt der Menſch ſchon begauckelt. Er bietet ihm nicht allein ſeine Güter, ſondern auch ſein Leben an. Der Verfaſſer der Lettres perſanés hat alſo wohl nicht unrecht, wann er den König in Frankreich den gröſten Hexenmeiſter nennet, weil er ſeine Macht ſo gar über den Geiſt ſeiner Unterthanen erſtreckte und ſie denken machte, wie er wollte. Wann ſich nur, ſagt er, eine Million Thaler in ſeiner Schatzkammer befindet und daß er noch einmal ſo viel vonnöthen hat, ſo darf er ſie nur bereden, ein Thaler ſey ſo viel als zwey und ſie glauben ſolches. Wann er einen Krieg führet und hat Geld darzu vonnöthen, ſo darf er ihnen nur in Kopf ſetzen, ein Stückgen Papier ſey Geld, und alſobald ſind ſie überzeugt. Ja die Sachen gehen ſo weit, daß er ihnen Glauben macht, er könte allerhand Schaden heilen, wann er einen nur anrührte. So gros iſt deſſen Macht über die Geiſter. Verwundere dich nicht, ſetzt obiger Schrifftſteller hinzu: Es gibt noch einen gröſeren Hexenmeiſter als er. Man

nennet ihn den P * * : Er herrſchet über den Geiſt des Königs, wie der König über andere ꝛc. Lettres perſanes. p. 44.

Man findet in Frankreich beydes die gröſten Freygeiſter, als eifrigſte Catholicken. Wenn man die vielen Pasquille und ſatyriſche Schriften lieſet, die täglich heraus kommen, beſonders des Herrn von Voltaire Brief à Uranie, und deſſen Ode über die Conſtitution, ſo ſiehet man daraus zur Genüge, daß die Franzoſen überhaupt von dem Pabſt und der lieben römiſchen Kirche ſo gar ſtark eben nicht eingenommen ſind.

Der Hof hat an und für ſich ſelbſt nichts prächtiges. Der König iſt noch in ſeiner Minderjährigkeit, unter der Anführung des Herzogs von Villeroy und des Herrn von Fleury, Biſchoffs von Frejus: dieſes ſind zween ehrliche und rechtſchaffene Männer; allein der junge Monarch iſt bös ziehen. Wie will man einen König beſtraffen? Man iſt daher auf den ſonderbaren Einfall gerathen, daß man ihm einen kleinen Huſaren zugeſellet, den er ungemein liebet, und der für alle die Fehler und Unartigkeit Sr. Maieſtät büſen muß. Der König iſt ſehr wohlgebildet; allein ſeine Züge ſind feiner als ſeine Art zu denken. Sein Geiſt hat nichts von der franzöſiſchen Lebhaftigkeit und ſeine Ausſchweiffungen werden der Crone dermaleins nicht gefährlich ſeyn. Man ſagt, er liebte das Geld und könte ſich ſehr ärgern,

wann

wann er im Spiel verlieret; doch dieſes hat nichts zu ſagen. Ich bin gut dafür, daß er weder zu geitzig noch zu verſchwenderiſch ſeyn wird. Er hat ein ganz glückliches Temperament für einen Monarchen. Es wird alles bey ihm auf gute Rathſchläge ankommen. Sein Gefolg beſteht aus lauter jungen Herren, die ungefähr mit ihm ein gleiches Alter haben: ſie ſind ausgeſucht, man kan nichts ſchöners ſehen, als dieſe Pflanz-Schule groſer Leute.

An dem Hof des Regenten ſiehet es ſchier aus, wie auf einer Kaufmanns-Börſe. Alles ſcheinet an demſelben der Schacherey und der Handlung ergeben zu ſeyn. Alles iſt voller Geſchäffte und Verrichtungen. Es iſt gleichſam wider den Wohlſtand allda zu erſcheinen, ohne ein wenig verwirrt auszuſehen.

Law, der feinſte Rechenmeiſter von Europa, gilt hier alles. Er ſoll dieſe Geſchicklichkeit auf der hohen Schule des Pamphils gelernet haben. Er ſieht ſo ernſthafft und verdrieslich aus, wie Zeno, da er an ſeinem neuen Syſtem arbeitete. Die Crone iſt ihm unendlichen Dank ſchuldig. Er hat durch ſeine Magie und cabaliſtiſche Zieferkünſte ihre Schulden getilget, die unzahlbar ſchienen; und zugleich ſo viele Leute reich, als andre arm gemacht. Die Nachwelt wird ſich dieſe ſchnelle Verwandlungen und die Urſachen, die darzu Anlas gegeben haben, kaum einbilden können. Dieſes Kunſtſtück brachten die ſogenannte Actien zuwegen:

Ein Ding, deſſen Grund man nicht beſchreiben kan, weil es keinen hatte, ſondern aus lerer Einbildung eines zu hoffenden Gewinnſtes beſtund. Das neue Frankreich, Mißiſippi genannt, hatte Anfangs den Leuten die Meynung in Kopf geſetzt, daß daraus unerſchöpfliche Reichthümer zu holen wären: man ſchloß deswegen gewiſſe Handlungsgeſellſchafften, zertheilte den Vorſchuß in ſo viel beſondere Antheilszettel, welche man Actien nennet; Die Schiffe kamen glücklich nach Haus und brachten eine kleine Ausbeute für die Unternehmer mit. Die Handlungsgeſellſchafft kam dadurch empor: man verkauffte die Zettel mit Gewinnſt von zehen, zwanzig und mehr vom hundert. Law betrachtete dieſen Glückshafen als ein dienliches Mittel zu ſeinen Abſichten. Er machte mit dem Regenten lauter Actienzettel. Die Begierde hurtig reich zu werden, lies ſich durch dieſes Netz beſtricken. Der Wahn bethörte die halbe Chriſtenheit: alles lief und brachte Geld für ein Stückgen Papier. Die Cronſchulden wurden damit getilget, ohne daß der Regent ſolche von dem Volk erpreſſen durfte. Die letzte Inhaber der Actien und Bankzettel, welche man damit vermenget hatte, muſten allein das ganze Spiel bezahlen. Sie verlohren ihr Geld nicht ganz ohne ihre Schuld; dann ſie hätten vernünftiger Weiſe ſchlieſen können, daß, da die Sache auf nichts gegründet war, alles nothwendig zuletzt auf bloſen Wind hinaus lauffen muſte. Man kauffte alſo die Actien, ſo bald ſie über das Ziel eines möglichen Gewinn-

winnſtes immer höher und höher getrieben wurde, aus bloſer Gierigkeit ſchnell reich zu werden und ſolche wieder an andere auf gleiche Hofnung zu verhandeln. Dieſes dauerte ſo lang, als man an dem Hof des Regenten Leute fand, welche dieſen unerhörten Handel unterſtützten. Die ganze Welt ſchien ſich dadurch zu verändern. Man ſah Kutſcher und Bedienten, welche auf einmal ſelbſt Kutſcher und Lackeyen hielten. Man ſah Leute aus dem niedrigſten Pöbel, welche ſich mit den Prinzen und Marquiſen zu meſſen ſchienen. Man ſah Palläſte mit den reichſten Schätzen anfüllen, und ſolche zur Wohnung eines Pachters oder zuvor unbekannten Kaufmanns zubereiten. Alle Stände kamen dadurch in eine plötzliche Verwirrung.

Auf einmal zerriß der Zauberſtrick. Wie ein Wandersmann, der nach einem guten Rauſch eingeſchlafen, ſich bey dem Aufwachen ſeines Geldes beraubet ſiehet, ſo gieng es den Actioniſten. Die letzte Innhaber der Actienzettel behielten ſolche zum verzweifelten Andenken einer ſpaten Reue. Niemand wolte ihnen ſolche mehr abnehmen. Einige kamen dadurch um alles, und weil ihnen nichts mehr übrig blieb, als ihr Leben, ſo nahmen ſie ſich ſolches ſelbſt, damit ſie weiter nichts mehr zu verlieren hätten.

Der Regent hat noch einen andern Liebling, nemlich den Abt du Bois, dieſer iſt auch ein wunderlicher Hocuspocusmacher. Der Regent hat ihn aus einem nichtswürdigen Menſchen

zu einem Staatsminiſter gemacht. Die Fürſten wollen öfters dadurch die Gröſe ihrer Macht zeigen, wenn ſie aus einem nichts etwas und aus einem Pfennig einen Ducaten münzen. O Macht der Groſen! wie gut iſt es, daß ihr noch einer andern Macht unterworfen ſeyd, die, indem ihr eure Gröſe ſo weit treibet, euch ſelbſt zu nichte machet. Vielleicht hätte der Regent, ſeinen andächtigen Curtiſanenbruder noch canoniſiren laſſen. Dann das erhabne Cardinalscollegium muſte ihn ſchon mit ſeinem Purpur verehren und ihn für ein Mitglied einer ſo hohen Geſellſchafft erkennen. Ja, was rechtſchaffenen Leuten die meiſte Aergernis gab, ſo machte ihn der Regent gar zum Nachfolger des würdigſten Prälaten, den Frankreich je gehabt; ich meyne zum Ertz-Biſchoffen und Herzogen von Cambray, an die Stelle des groſen Fenelons.

Es kamen zu meiner Zeit die lächerlichſte Pasquille wieder den Regenten und ſeine Tochter die Herzogin von Berry, an des Tages Licht, darunter ſich inſonderheit die Philippiques, eine Ode voller Wut und Läſterung, dergleichen ich noch keine geleſen, ausgezeichnet hat. Ich glaube nicht, daß man ſolche gedruckt hat: ſie iſt gar zu abſcheulich. Auch entdeckten unter andern folgende lateiniſche Worte, wenn man ſie franzöſiſch überſetzt, ein ſehr ſchändliches Geheimnis. Regens ſtultus, Abbas ridet, rideamus etiam. Wer den Schlüſſel davon finden kan, der mag das Räthſel aufſchlieſen. Es iſt ein wenig gar zu ſchmutzig und zu unehrbar.

Man

Man machte ferner folgendes Schimpfgedicht auf den Herzog Regenten:

Philippe noié dans l'inceſte
Et dans notre or enſeveli
Avec Lau, ce mortel funeſte,
N'attire du Miſſiſſippi
Que la famine avec la peſte.
La Mort eſt enfin
Le ſeul bien
Qui nous reſte
D'un Sifteme mal établi.

Der Regent, der ſonſt über alle Pasquillen, die man auf ihn verfertigte, nur zu lachen pflegte, und wie der Cardinal Mazarin zu ſagen gewohnet war, Pourvu qu'on me laiſſe faire, je le laiſſerai écrire wurde nichts deſtoweniger über dieſe gottloſe Beſchuldigung dermaſſen aufgebracht, daß er demjenigen hundert tauſend Francken ſoll verſprochen haben, der den Urheber davon entdecken würde; allein, wer iſt insgemein der Verläumdung und dem Geſpötte mehr unterworfen als die Groſen? Der Regent fand den Tag darauf folgende Reimen in ſeinem Cabinet auf dem Tiſch liegen.

Tu promets beaucoup, Regent,
Eſt ce en Billets ou en Argent ?

Dieſes war nicht genug: man beſchuldigte den Regenten ſo gar, daß er auch dem jungen König, ſeinem Vettern, nach dem Leben geſtanden und ihn bey verſchiedenen Gelegenheiten aus dem Weg zu räumen geſucht hätte. Allein, alle dieſe und dergleichen Beſchuldigungen giengen in der That zu weit. Der Regent war ein kluger Herr und verſtund die Kunſt zu regieren, beſſer als ſeine Vorfahren. Deswegen kont er es doch allen Leuten nicht recht machen. Er muſte alſo, wie andre groſe Herren, böſe Nachreden leiden. Das meiſte, was man an ihm ausſetzen konte, war, daß er der Leichtfertigkeit und Buhlerey ein wenig allzuſtarck nachhieng (*). Daß er aber ſeine Unzucht bis zur Blutſchande ſoll getrieben haben, dieſes wird wohl niemand leicht glauben, der ihn und ſeine dicke runde Tochter, die Herzogin von Berry, gekannt hat. Dieſe war in der That nichts weniger als eine Heilige, ſie gab ſich auch nicht einmal dafür aus; allein die Galanterien ſind bey den Hoheiten ſchwerer als bey den gemeinen Leuten. Sie haben ſtets gar zu viel Augen um ſich herum, die ihre Fehltritte beobachten. Man beſchuldigte auch dieſe Herzogin, die eben damals ſtarb als ich zu Paris war, einer heßlichen Todesart. Dieſes iſt das Schickſal der Gro-

(*) Man leſe hierüber die Memoires du Chev. de Ravannes, wiewohl dieſelbe mehr für einen ſchändlichen Roman als für eine wahre Geſchichtbeſchreibung zu halten iſt.

Groſen, daß man ihnen in ihrem Leben ſchmeichelt und ſie wohl gar öffters vergöttert: dagegen aber ihr Gedächtnis mit deſto mehr Schandflecken beſudelt, wann ſie todt ſind und einem nicht mehr ſchaden oder nutzen können. Dieſes begegnet inſonderheit dem letzten König Ludwig dem Groſen genannt, dem man bey ſeinem Leben faſt göttliche Ehre erwies, nach ſeinem Tod aber als einen groſen Tyrannen läſtert. Heißt dieſes nicht: Mortuo inſultare Leoni?

Man ſiehet in Frankreich die ſchönſte Gebäude; und ich wüſte kein Volk, welches in dieſer Kunſt eine freyere und beſſere Erfindung zeigte. ihre Art zu bauen iſt natürlich, glatt und ordentlich: ſie wiſſen das gemächliche mit dem ſchönen zu vermengen: ſie verſtehen ſich unvergleichlich auf die Verhältnis der Theile im Ganzen: welche man Simetrie nennet. Ihre Gebäude vergnügen deshalben die Augen im erſten Anblick und werden immer ſchöner je länger man ſie betrachtet. Sie wiſſen die Natur mit der Kunſt auf eine Art zu verbinden, daß dieſe dabey kaum hervor blicket, ſondern jener allein die Ehre zu laſſen ſcheinet. Doch ſo ſchön auch ihre Gebäude ſind, ſo kommen ſie doch noch lange nicht an den Pracht des alten und neuen Roms. Der Vordertheil des Louvre allein hat etwas das demſelben gleich kommet; allein, man hat dieſes ſchöne Werk unvollkommen gelaſſen; nicht anders als ob die Ausführung davon einem König von Frankreich zu ſchwer fiel. Der Pallaſt von Luxenburg wird

für ein Meiſterſtück in der Baukunſt gehalten, er iſt ſehr ſchön. Das Hoſpital der verwundeten und kranken Soldaten, les Invalides, iſt ein würdiges Denkmal Ludwigs des XIV. Verſailles aber iſt ein wunderlich zuſammen geſtückeltes Gebäude, wo weder das Schöne noch Ordentliche herrſchet und welches zufälliger Weiſe die Geſtalt von einer Schaubühne bekommet hat; nie hat ein Kenner dieſes Werk noch für ſchön geprieſen. Sonſten aber findet man daſelbſt einzele Stücke, die als rechte Muſter in der Baukunſt und in der Bildhauerey verdienen bewundert zu werden.

Was ich ſonſten von dem Caracter der Franzoſen und von dem gegenwärtigen Zuſtand Frankreichs angemerket habe, ſolches findet ſich in dem zweyten Theil der freyen Gedanken zur Verbeſſerung der menſchlichen Geſellſchafft.

VII.

Der Staat von Holland Im Jahr 1717. und 1720.

Perdita tunc urbi nocuerunt ſecula poſtquam
Ambitus et luxus et opum metuenda facultas
Transverſo mentem dubiam torrente tulerunt
Momentumque fuit mutatus Curio rerum
Gallorum captus Spoliis et Cæſaris auro

Claud.

Holland iſt von Natur eines der ſchlechteſten Länder in Europa. Luft, Erde und Waſſer taugen darinnen nichts und

und dennoch iſt es durch den Fleiß und die Kunſt der Einwohner zu einem Luſtgarten der Welt und zu einem Sammelplatz aller Völker worden. Iſt es möglich daß ein Auslager von den teutſchen Gränzen ein moraſtiges Land, wo groſe Ströhme ihren Ausfluß in das Meer haben, wo immer Duft und Nebel und ſchier die meiſte Zeit des Jahrs reiſſende Sturmwinde herrſchen, wo nichts wächſet, als was mit groſer Mühe und Sorgfalt gepflanzet und gezogen wird; iſt es möglich, daß ein ſolches Land ſich ſo hoch empor geſchwungen und mit allen Schätzen des Lebens im Ueberfluß prangen kan?

Sehet hier die Früchte der Freyheit, des Fleiſſes und der Mäßigkeit. Dieſe drey Stücke ſind es allein, welche die Republick Holland ſo bevölkert, ſo reich und ſo mächtig gemacht haben. Die Freyheit beförderte die Handlung und die Seefahrt, welche die Quelle aller Reichthümer iſt: ſie erſetzte den Mangel eines ungebaueten Landes und düngte die Felder, die zuvor nichts als Moos und Sümpfe bedeckten. Man ſiehet allenthalben nichts als herrliche Städte, groſe Flecken, luſtige Mayerhöfe, ſchöne Luſtgärten, fette Weyden, niedliche Spatziergänge, mit bequemlichen Canälen, welche die Länder durchſchneiden und mit den ſchönſten Baum Alleen beſetzet ſind. Man ſiehet die Häven mit Schiffen und die Häuſer mit Werkleute beſetzt: Ja gar eine der ſchönſten und gröſten Städten in der Welt auf lauter Eichbäumen und Pfälen ruhen. Die Kaufleute ſind Fürſten, und ihre Sachwalter reiche und vor-

nch

nehme Bürger. Alles nähret und reget ſich ſowohl in den Städten als auf dem Land; alle Plätze, alle Winkel werden hier auf verſchiedene Art benutzet und was man am meiſten ſiehet, ſind Waaren aus entfernten Gegenden, Kunſtſachen, Häuſer, Gärten und Menſchen.

Was einen Fremden hier am erſten in Verwunderung ſetzt, iſt eine denen Holländern ganz eigne Reinlichkeit. Ihre Häuſer ſind immer nett und von oben bis unten geſcheuert und geputzt: ihre Fenſter glänzen wie die Spiegel und wenn man die Thüren und Treppen ſiehet, ſo ſolte man fragen, wo die Menſchen aus und eingiengen, weil man keine Merkmale davon wahrnimmt. Die Straſſen werden eben ſo ſauber gehalten und ſelbſt auf den Meyerhöfen bekommt man weder Miſt noch Unflat zu ſehen: ſo reinlich werden hier Vieh und Menſchen gehalten.

Nichts iſt bequemer, als die ſogenante Treckſchyten, welche mit einem Pferd auf den Canälen gezogen werden. Dieſe gehen ſtündlich und täglich von einem Ort zu den andern; dergeſtalt, daß, wenn man auf einem Platz in Holland wohnet, zu gewiſſer Zeit in Amſterdam, auf der Börſe und des Abends im Haag in der Opera ſeyn kan, ohne daß man nöthig habe, ſich anders anzukleiden, oder mit allerhand Gepäck ſich zu ſchleppen. Gleiche Beſchaffenheit hat es mit den hin und wiederfahrenden Poſtwagen, welche zu gewiſſen Zeiten an Orten

und

und Stellen eintreffen und noch geſchwinder gehen als die Fahrten zu Waſſer. Die Verfaſſung des Staats ruhet auf einer ſehr vernünftigen Einrichtung: Eine mit wenig Geſetzen beſchrenkte Freyheit iſt der Grund der gemeinen Wohlfart. Ein jeder kan leben wie er will, wann er anders nicht gegen die öffentliche Geſetze handelt. Ein jeder kan glauben was er will, wann er nur zu keinen Unordnungen und Mishelligkeiten in der bürgerlichen Geſellſchaft Anlas giebt. Ein jeder kan handeln wie und womit er will, wann er nur dem Staat die nöthige Abgaben davon entrichtet. Sehet hier die einfältigſte Staatsregeln, welche eine ſo mächtige Republick in einem Land, wo vor dieſem nur arme Fiſcher an den Ufern des Meers ihren dürftigen Unterhalt fanden, hervorgebracht haben. Die Mittel, welche ihren Wohlſtand verurſachet, ſind eben diejenige, die ſolchen auch unterhalten müſſen. Eintracht, Gottesfurcht, Unſchuld, Ordnung, Fleiß, Mäßigkeit und Tapferkeit ſind die Stützen der Republick; Zwietracht, Gottloſigkeit, Ueppigkeit, Pracht, Schwelgerey und weibiſches Weſen, ſtürzen im Gegentheil ſolche wieder zu Boden.

Die Holländer haben dieſe Laſter bisher noch immer glücklich zu vermeiden geſucht; allein, nun beginnen ſie auch wohllüſtig, gemächlich, ſtolz und weichlich zu werden. Man meynet deswegen es könte ihnen nicht ſchaden,

weiln

wenn ſie wieder einen Statthalter und an demſelben einen guten Zuchtmeiſter bekämen, der ihre ausſchweiffende Sitten ein wenig in Ordnung brächte, und Ihre Hochmögenden zur Beſcheidenheit und zur Demut anwies. Dieſe Cur dörfte vielleicht ſo gefährlich als die Krankheit ſelbſten ſeyn; allein was liegt daran, ob ein Fürſt, oder die Vornehmſten, oder das ganze Volk herrſchet, wann was Volck nur durch vernünftige Geſetze gut und glücklich regieret wird.

Die Republick Holland iſt zwar noch nicht ſo alt, daß ſie durch den langen Lauff der Zeiten, die allen Dingen ein Ziel ſetzen, ſchon ihrem Untergang ſo nahe ſeyn ſolte. Allein, es iſt auch noch keine Republick auf einmahl ſo hurtig geſtiegen, und zu einer ſolchen Macht gedichen, als Holland. Sie iſt wie ein dicker vollblütiger Cörper, der bey dem geſundeſten Anſehen den gefährlichſten Zufällen und Blutſtürzungen unterworffen iſt. Nichts könte derſelben ehender wieder zurecht helffen, als eine ſtrenge Mäßigkeit und Enthaltung derjenigen Sachen, die ihre Vollblütigkeit verurſachen.

In den Republicken muß es bürgerlich und nicht höfiſch ausſehen. Will der Bürger wie ein Edelmann und dieſer wie ein Fürſt leben ſo wird das bürgerliche Blut dadurch verdorben: die Ueppigkeit, die Schwelgerey und der Pracht verurſachen allerhand gefährliche Wallungen, die nicht ſelten dem ganzen Staats-

cör-

cörper den Untergang drohen. Der Penſionarius Cats hatte dieſes zu ſeiner Zeit ſchon ſehr vernünftig eingeſehen. Die Holländer ſolten dieſes ehrlichen Mannes Schrifften allen andern vorziehen; ſonderlich denen franzöſiſchen Petits Maitres Hiſtorien, die ſie meiſtens in ihrem Land nachdrucken laſſen, und dadurch ſie nichts als Wind- und Ritter Abendtheuren in Kopf bekommen. Einfalt, Zucht, Ehrbarkeit, Unſchuld, Mäßigkeit und Ordnung ſind die wahren Kennzeichen eines bürgerlichen Staats.

Man erzehlet von dem Bürgermeiſter Hooft in Amſterdam, daß er einmahls ſeine Freunde bey ſich zu Gaſt geladen und ſie auf folgende Art tractirt hätte. Erſtlich kam eine Tracht von lauter gemeinen Speiſen, welche in erdenen Geſchirren aufgetragen wurden. Sehet meine Freunde, ſprach der Bürgermeiſter zu ſeinen Gäſten, ſo iſt die Republick entſtanden. Darauf erſchien die zweyte Tracht auf Zinn in etwas beſſer zugerichteten Speiſen: ſo hat die Republick in ihrem Wohlſtand ausgeſehen, erinnerte hier der kluge Wirth. Die dritte Tracht erſchien mit einigen köſtlichen Gerichten und Beyeſſen mit verſchiednen Gefäſſen und Geſchirren von Silber: ſo hätte es auch, war die Anmerkung des Herrn Hooft, noch angehen mögen. Da aber die vierdte und letzte Tracht in lauter Silber und fein Porcellan mit allerhand ſüſſen Naſchwerk und fremden Weinen aufgetragen wurde, da waren deſſen Worte dieſe: So

muß

muß die Republick zu Grund gehen. Dieſe Geſchichte iſt ſehr lehrreich.

Der Staat von Holland hat mehr Einkünfte, als ein groſſes Königreich und dennoch fehlt es immer an Geld: ja der Staat ſteckt oben darauf noch in groſen Schulden. Dieſes zeiget, daß die Haushaltung der Holländer, ſo gut ſie auch ſonſt die Rechenkunſt verſtehen, doch nicht wohl eingerichtet ſeyn müſſe. Das Volk wird mit ſteten groſen Abgaben beſchweret. Die Zölle und Acciſen ſind ſo ſcharf, als irgend in einem monarchiſchen Staat: man reitet und fähret kaum eine halbe Stunde Wegs, ſo wird man angehalten und muß Weggeld, Brückengeld, Paſſagiengeld, Kopfgeld, Schlagbaumgeld und ich weiß nicht was noch mehr bezahlen. Der Abgaben und Gelderpreſſungen ſind ſo viel und mancherley, daß es mich wundert wie der Holländer, ſeiner Freyheit zu Ehren, ſo viele Vexationen ertragen kann; dann er iſt von Natur ein wenig wild, und wenn er einmal aufgebracht wird, ſo iſt er leicht nicht zu bändigen. Das Bild der Freyheit iſt ſein Abgott dieſes muß man bey ihm nicht antaſten.

Wenn die Haushaltung in Holland beſſer eingerichtet wäre, ſo würde kein Land in der Welt ſolches an Macht und Reichthum übertreffen. Der Hauptfehler, wie ſchier in allen andern Staaten iſt dieſer, daß diejenige, welche die Aemter und gemeine Gefälle zu beſor-

gen

gen haben, zu viel auf ihren eignen Nutzen bedacht ſind, die einträglichſte Dienſte unter ſich und ihren Freunden theilen, oder auch wohl gar verkauffen. Alſo iſt es ſchon genug, wenn man z. E. den Burgermeiſter zu Amſterdam zu ſeinen Verwandten hat, um zu einem guten Dienſt zu gelangen, man mag demſelben gewachſen ſeyn oder nicht. Hierdurch werden viele Leute auf Unkoſten des Staats reich und groß, und vermehren die Misbräuche, welche das Gifft der Republicken ſind; indem ein jeder nach Maßgebung ſeines Hochmuts und ſeiner Einkünfte ſich vieles vor andern ehrlichen Leuten heraus nimmt. Viele Dienſte, die einträglich aber niederträchtig ſind, haben die Vornehmen gleichfalls anſich gezogen, und halten zu derſelben Verrichtung ihre eigne Leute die hernach auch der Staat beſolden muß. Auf ſolche Weiſe vermehren ſie nicht allein die Aemter, ſondern weil auch der Pracht und die Ueppigkeit alle Haushaltungen und Lebensarten täglich koſtbarer macht, ſo werden auch die darauf geſetzte Beſoldungen erhöhet. Folglich was ſonſt nur hundert erfordert hat, das kan der Staat jetzt nicht mit tauſend beſtreiten.

Ich rechne auch zu den fruchtloſen und ſchweren Unkoſten der Holländer die Unterhaltung vieler unnöthiger Dämme, Schleiſſen, Brücken, Alleen und dergleichen, die ſonſt zu weiter nichts dienen, als daß ſie eine Menge müßiger Tagdiebe unterhalten, welche doch viel beſſer, inſonderheit zu Soldaten könten gebraucht wer-

werden; anſtatt daß man alles fremde Lumpengeſind in Kriegszeiten mit ſchweren Koſten anzuwerben pfleget. Ich halte dieſes für eine Hauptregel in der Staatskunſt der Republicken daß man ſo wenig öffentliche Auflagen mache, als es möglich iſt, damit man den Bürgern die Freyheit und zugleich auch dabey die Annehmlichkeit erhalte, ſich leicht zu nähren und fortzubringen. Ich wolte dieſes wohl ein rechtes Staatsgeheimnis nennen, wann es uns die vernünftige Natur nicht ſelbſt auf die einfältigſte Weiſe lehrte. Dann ein Staat iſt nie reicher, mächtiger und unüberwindlicher, als wann die Einwohner die Früchte der Freyheit in einer ungeſtöhrten Nahrung genieſſen, und keine andre Staatsregeln zu ſeiner Erhaltung vonnöthen hat, als ſeinen eignen blühenden Wohlſtand. Nur Policey, nur Ordnung, ſo iſt alles gut. Die ſchlimmſte Politic iſt hingegen dieſe: wo man das Volk mit vielen öffentlichen Abgaben drücket und ſolches in dem ruhigen Beſitz ſeiner freyen Güter ſtöret. Die viele Beamte, Zöllner und Sünderknechte, wie ſie die Schrifft nennet, die ſolche von dem Volk erheben müſſen, ſind gleichſam die kleine privilegirte Tyrannen des gemeinen Volks, und nicht ſelten auch deſſen groſe Diebe.

Hierzu kommt auch noch die Unterhaltung des Kriegsſtandes. Dieſer iſt ſo ſchlecht eingerichtet, als koſtbar. Die reiche Holländer halten insgemein die Kriegsdienſte für etwas ſo verächtliches, daß ſie ihre untaugliche Söh-

ne

ne damit bedrohen, ſie zu Soldaten zu machen, und ihnen, wann ſie nicht gut thun wolten, eine Hauptmanns-oder Fähndrichsſtelle zu kauffen. Sie können nicht ſo viel Soldaten in ihren eingnen Provinzen aufbringen, als ſie zu Beſchützung ihres Staats vonnöthen haben, ſie müſſen ſich deswegen meiſtentheils mit Teutſchen behelffen. Unter ihren Generalen und Kriegsbefehlshabern ſind viele vornehme Herren, Prinzen, Grafen und Freyherrn, welche die ſtattliche Beſoldungen, die ſie von den Holländern ziehen, an ihren eignen Höfen und auf ihren Gütern verzehren. Auf dieſe Art ſtreichen jährlich unzehlich viel ſchöne Ducaten über die holländiſche Gränzen, dann die wenigſte von dieſen Herren halten ſich in Holland auf, ja viele kommen gar nicht einmahl hin, als in Kriegszeiten, und genieſſen gleichwohl ihren Sold beſtändig fort. Vielleicht aber ſteckt hierunter eine heimliche Politic. Vielleicht gönnet eine Familie nicht der andern die hohe Ehre eines Feldherrn; vielleicht fürchten ſie, einige möchten ſich deswegen zu viel heraus nehmen, wie die von Waſſenaer, Obdam, Werthern ꝛc. Vielleicht ſuchen ſie dadurch die teutſche Höfe deſto genauer mit ſich zu verbinden, damit ſie ihnen im Fall der Noth ihren Beyſtand und ihre Soldaten zukommen laſſen, welches dieſe ohnedem gerne thun, weil mit den holländiſchen Ducaten in Teutſchland viel auszurichten iſt.

Die Schweitzer haben als rechte Republicaner hierinnen eine ganz andere Politic. Sie unterhalten weder fremde Soldaten noch Kriegshäupter: ſie trachten vielmehr ſelbſt in Dienſten von ihren Nachbarn zu kommen und bey ihnen den Krieg zu lernen: ſie erwerben dadurch groſe Vortheile. Erſtlich ſparen ſie ihr Geld, und verdienen noch etwas rechts dazu. Zweytens vermeiden ſie den gefährlichen Pracht der Höfe, welcher von der Aufführung der Fürſten und Groſen unzertrennlich iſt; und drittens lernen ſie auf Unkoſten ihrer Nachbarn die Waffen führen und im Fall der Noth ihr eigen Vaterland vertheidigen. Es iſt wohl keine Frage, ob hierinnen die ſchweitzeriſche Staatsklugheit der holländiſchen vorzuziehen ſey? Keine Republic kan beſtehen, wo ſie nicht in ſich ſelbſt den Grund ihrer Erhaltung und die Macht hat, ſich im Nothfall gegen ihre Feinde zu vertheidigen.

Die bloſe Reichthümer machen die Sache nicht aus; ſie geben nur Anlaß zum Pracht, zur Ueppigkeit und zur Schwelgerey. Es gehöret Policey, Ordnung und Tapferkeit darzu, wann ein Staat in ruhiger Eintracht bey einem blühenden Wohlſtand ſicher ſeyn ſoll. Die Schätze und Reichthümer ohne Tugend, machen ein Volk weichlich und zaghaft, die Feinde aber lüſtern; denn es krieget ſich nirgend beſſer, als in ſolchen Ländern, wo reiche Einwohner ſind. Frankreich kan deßwegen mit ungleich mehr Vortheil die Waffen in den Niederlanden

den als in Savoyen führen; wo das ganze Herzogthum nicht ſo viel aufbringen kan, als dorten zwey einzige Städte.

Man hat ferner auch dieſes an den Holländern auszuſetzen, daß ſie überhaupt wenig Lebensart beſitzen und ſich von den ſchönen Trieben der wahren Ehre, der Großmuth und der Liebe für das gemeine Weſen allzuſehr entfernen: ſie haben eine niederträchtige Art zu denken; und wo ſie in dem Umgang mit andern Menſchen nicht die Hoffnung zu irgend einem Gewinn entdecken, da bleiben ſie unbeweglich. Alle ihre Worte, alle ihre Schritte, ja alle ihre Höflichkeiten, wann ſie ſich bis dahin herunter laſſen, ſind nach dem Nutzen abgemeſſen, den ſie ſich von einem verſprechen.

Ich war unter andern an einen vornehmen Kaufmann in Amſterdam auf das beſte empfohlen. Als ich ihm mein Schreiben überbrachte, war er von ſeinem Schreibtiſch aufgeſtanden und empfieng mich ſehr freundlich. Die erſte Frage, die er mir that, war, was ich für ein Negocie hätte. Als ich ihm darauf antwortete, gar keines, verzog er ſein Geſicht: wie myn Heer, keen Negocie? Er ſetzte darauf ſein Käpgen wieder auf, gieng nach ſeinem Schreibtiſch und ſagte mir, ich könte das angewieſene Geld in Empfang nehmen, wann ich wolte. Dieſes war alle Höflichkeit, die mir mein ſo wichtiges Empfehlungsſchreiben zuwegen brachte, ohnerachtet ich dieſem Kaufmann, ſo wie man

mir

mir es ſcharff eingebunden hatte, nicht anders, als wie einem vornehmen Cavalier meine Ehrerbietung bezeigte.

Selbſt der Adel, der in Holland noch einen ſtarken Antheil an der Handlung hat, zeiget noch viel ungeſchliffenes in ſeinen Sitten. Das holländiſche Frauenzimmer im Gegentheil ſcheinet hierinnen die Ehre der ganzen Völkerſchaft zu retten. Es hat etwas überaus ſuſes und gefälliges in ſeinem Umgang und zeiget inſonderheit gegen Fremde eine groſe Güte und Leutſeligkeit.

Ueberhaupt bekümmert man ſich auch in Holland nicht viel um den Adel, weil die Wohlfart des Staats allein auf den Commercien beruhet. Ein angeſehener Kaufmann hat hier gleiches Anſehen, als ein Edelman von ſechszehen Ahnen: Ja das Geld allein giebt dem einen vor dem andern noch dem Rang: und es würde einem ſteiff gepuderten und mit Gold beſchlagenen jungen Reichsbaronen übel genommen werden, wenn er einem alten Pels, Schmidt und dergleichen in Amſterdam ſich vorſetzen wolte. In der That ſind dieſes auch groſe Leute, die den Staat mehr nutzen als 20. Reichsbaronen. Einsmals traf ich im Haag in Geſellſchaft den Herrn von G** an, deſſen Abkunft ſo edel iſt, wie der Kayſer. Der gute Menſch ſtand hinter der Thüre und wagte ſich kaum an einen Spieltiſch ſich zu machen, wo unter andern ein junger Menſch, der auf einer Schreibſtube

in

in Amſterdam diente, ſich das Anſehen von einem jungen Marquis zu geben wuſte. Es iſt wahr dieſer hatte feinere ſpitzene Manſchetten und ein wenig mehr Klingklang auf den Kleidern als jener, der ſich im Gegentheil heimlich ſtolz damit tröſten konte, daß wann ein ſolcher Amſterdammer Contorjunker an einen heßiſchen oder ſächſiſchen Hof kommen ſolte, man ihm nicht einmal den Zutritt an denſelben verſtatten würde.

Alle Ehre und alle Verdienſte werden in Holland nach dem Gewicht des Geldes abgewogen; Es gilt keine Weisheit, die nicht von dieſem Metall glänzet. Man achtet keine Tugend, wann ſie nichts einträgt, und man macht ſich eben ſo wenig aus dem Adel und aus groſen Herren. Wer nur Geld hat, der iſt vornehm, der hat die beſten Ahnen, mit einem Wort, der iſt alles, was er ſeyn will.

Wenn man unſern groſen Herren ein wenig Demut beybringen wolte, ſo müſte man ſie bereden zuweilen eine Reiſe in Holland zu thun; denn die Holländer wiſſen ſo wenig von den Gnaden, Excellenzen und Durchlauchtigkeiten, daß ſie mit einem Fürſten wie mit einem andern ihres gleichen reden.

Der Titel myn Heer iſt alles womit ihre Höflichkeit, auch die gröſten Menſchen ehret. Der vornehmſte Mann iſt bey ihnen der Burgermeiſter von Amſterdam. Als der Kö-

nig von Preuſſen Friederich der I. die Reiſe in Holland that, und nach Amſterdam kam, lieff das gemeine Volk hauffenweiß hinzu, um deſſen prächtigen Aufzug zu ſehen. Wo iſt dann der König? fragten einige, weilen ſie ihn unter einem ſo groſen Gefolg nicht unterſcheiden konten. Siehe da, ſprachen andre, da ſitzt er in der groſen goldnen Kutſche: Wie rief einer darüber aus: Wel daar dit kleine Manntje? doet hy niet ſo groot als of hy Burgemeſter van Amſterdam was.

Ich habe nicht nöthig zu erinnern, daß die Sitten der Holländer nicht allgemein ſind; wie ſie aus vielerley Völkern zuſammen geſetzt ſind, ſo ſind auch ihre Manieren und Lebensarten von einander unterſchieden. Wenn man von einem Land redet, ſo gelten die Anmerkungen nur die Sitten überhaupt und nicht diejenige einzeler Perſonen. Haag allein macht in Anſehung der Lebensweiſe ſchon eine groſe Ausnahme. Dieſer Ort iſt eine Schule der Höflichkeit und eine Verſammlung der artigſten Leute.

Der Pöbel in Holland iſt alles was man ſich rohes und wildes einbilden kan. Dieſer Jan Hagel, wie man ihn zu nennen pflegt, iſt faſt nicht zu bändigen. Er macht, inſonderheit zu Amſterdam, bey Nacht ſogar die Straſſen unſicher. Er hat ſchon die gröſte Empörungen verurſacht, und weil er meiſtens aus Bootsvolk und müßigem leichtfertigen Geſindel beſtehet, ſo hat man noch kein Mittel ausfinden können, deſſen

deſſen Wuth und Zaumloſe Wildheit in den Schranken zu halten. Es iſt dieſes ein allgemeines Uebel in den groſen Handelsſtädten, welche denen vollblütigen Cörpern gleichen, die allerhand gefährlichen Zufällen unterworffen ſind.

In der platoniſchen Republic wie auch in des Thomas Mori Utopia waren keine ſo groſe Handlungen und Seefahrten. Dieſe gelehrte Leute wolten ihre Bürger hauptſächlich nur mit dem Ackerbau, mit der Viehzucht und mit der Handarbeit beſchäftiget wiſſen: ſie ſetzten die Wohlfart der menſchlichen Geſellſchaft in der Beobachtung des Schönen und Guten und in einer gleichmäßigen Entfernung des Mangels und des Ueberfluſſes. Allein dieſes ſind Grillen einiger Weltweiſen, mit denen wir uns hier nicht aufhalten wollen. Die Welt will Geld haben. Darzu dienet die Negocie.

Auf dem Land und in den kleinen Städten iſt der Aufenthalt viel ſicherer und bequemer, als in Amſterdam, Rotterdam, Leiden und in andern groſen Plätzen. Wenn ich an einem Ort in Holland wohnen ſolte, ſo wehlte ich mir Utrecht, oder eine nächſt am Vechtſtrohm gelegene Hofſtädte.

Die Seeluft iſt hier ſchon ein wenig gebrochen, die Winde raſen nicht mit ſolcher Wuth, als im Haag und andern der See nahgelegenen Orten. Das Land da herum iſt fruchtbar, die Stadt

iſt wohl gebauet, die Einwohner ſind die geſitteſten unter den Holländern; der Pöbel wird darinnen kaum geſpüret, weil an dieſem Ort wenig Handlung getrieben wird; Er iſt ein Sitz der Muſen und vornehmer Leute, welche die Bequemlichkeit, und ein ſtilles ruhiges Leben für den beſten Genuß ihrer Reichthümer halten. Die Luſtplätze, Mayerhöfe, Gärten, Alleen, Canäle und Wieſen, womit es umringet iſt, machen den Aufenthalt dieſes Orts überaus angenehm; zumahl da man gemächlich von da aus in einem Tag an alle Oerter in Holland ohne ſchwere Koſten gelangen kan; es ſey zu Waſſer oder zu Land. Mit einem Wort, Utrecht iſt der freundlichſte Ort in ganz Holland.

Etwas ſind ich in dieſem reichen Land noch anzumercken. So viel Hoſpitäler, Armen- und Wayſenhäuſer auch allenthalben darinnen angeleget ſind, welche von der Religion und den guten Anſtalten der Holländer in dergleichen Sachen unverwerffliche Kennzeichen abgeben, ſo findet man doch noch allenthalben Bettler. Aber Bettler, nicht wie in andern Ländern, zerlumpt, zerriſſen, nackend, blos und elend; nein, dieſe werden auf offener Straſſen nicht gelitten; ſondern es ſind ſolches Bettler, die insgemein wohl gekleidet gehen und die es demjenigen noch zur Ehre rechnen, deſſen chriſtliche Liebe ſie um ein Allmoſen oder Beyſteuer anſprechen. Es ſind ſolches Spieler, Müßig-

gän-

gänger, Taugenichts, Landſtreicher; Leute, die durch allerhand Abendtheuer ſind an den Bettelſtab gerathen und die nicht ſelten auf eine verzweifelte Art unſern Beyſtand begehren; denn da in Holland ein Zuſammenfluß von allerhand Menſchen iſt, ſo macht auch dieſe Art von Leuten dieſes Allerhand vollkommen.

Man iſt übel daran, wenn man in Holland nicht die Art des Lands und die Sprache weis; man wird nicht allein von jedem Lumpengeſind betrogen, ſondern noch darzu unter der Naſen ausgelacht. Geht man aus einem Schiff, ſo lauffen einem wohl zehen dergleichen Lotterbuben nach dem Gepäck; der erſte der ſolches zu faſſen kriegt, nimmt es und marſchiret damit davon; will der Fremde nicht hurtig ſein Quartier anzeigen, ſo kan er dem Träger nachlaufen und zu ſehen, wo er ihn hinbringt.

Die Holländer verbreñen aus Mangel von Holz ihre eigene Erde, welche ſie Turff oder Dorff nennen. Den leren Raum wo ſie ſolchen ausgraben erfüllen ſie mit Waſſer und daraus werden Canäle, welche ihren Ausgang in die See haben. Wann alſo die Ausrechnung des Epicurs richtig iſt, daß in der Welt mit der Zeit, da wo jetzt das Meer iſt, Land, und hinwiederum wo Land iſt, Meer ſein werde ſo dürfte der Abgang des Erdreichs am erſten in Holland ſich äuſſern, wo anders die Zeit nicht fehlen wird, und die Holländer forfahren ſolten, ihr eignes Land in Aſche und Waſſer zu verwandeln.

Eca-

Scaliger caracteriſiret ſchon zu ſeiner Zeit die Holländer nicht zum beſten. Er nennet ſie heßliche, geitzige und undankbare Leute, welche ſaumſelig, träg und unflätig in eſſen und trinken wären. Von dem erſten kan man ſie, wie ich ſchon oben erinnert nicht gänzlich frey ſprechen. Viele Freygebigkeit, und Gaſtfreyheit muß man bey ihnen nicht ſuchen: Allein was die Reinlichkeit in ihren Häuſern und ihren Geſchirren, wie auch in ihrer Leinwand betrifft, ſo findet man kein Volk in der Welt das ſie darinnen übertrifft.

Von ihren Gelehrten urtheilen die einbildiſche Franzoſen eben ſo verächtlich; ſie meynen nicht daß unter einer ſo groben und ſtets mit Dunſt und Nebel angefüllten Lufft auch feine und muntere Geiſter ſpielen und etwas artiges, lebhaftes und ſcharfſinniges hervor bringen könten. Sie reden von ihnen wie ehemahls die ſpitzfindige Griechen von den Phrygiern.

Vervecum in patria craſſoque ſub aëre nati.

Allein wenn die dicke ſchwere Lufft die Wirkſamkeit munterer Geiſter hemte, wie komt es dann daß die Gelehrte und Franzoſen, welche in dieſen glückſeligen Provinzen ihren Schutz und Aufenthalt gefunden, nichts von ihrem Witz und ihrer Lebhaftigkeit dadurch eingebüſſet haben? Wolte man ſagen, es ſtecke dieſes in dem franzöſiſchen Geblüt. Wie daß ſich ſolches dann durch die Länge der Zeit und durch die Vermiſchung mit dem holländiſchen

nicht

nicht ein wenig ausartet? Wir bewundern vielmehr noch stets die schöne Schrifften welche in Holland von französischen Verfassern an das Tageslicht kommen, und wann wir billig urtheilen wollen, so könte man sagen daß dieselbe von der schweren holländischen Lufft gleichsam etwas gründliches bekommen und ihr sonst allzufeuriges und oft neben ausloderndes Wesen durch einen Zusatz von Feuchtigkeit glücklich temperiret hätten. Wenn ich sagen wolte, daß mir die Gedichte der Holländer so wohl gefielen als diejenige der Franzosen oder Italiener, so würde ich wieder meine Empfindung sprechen. Die holländische Sprache scheinet mir durchaus nicht zur Poesie geschaffen zu seyn, und wenn sie ihre Helden auf der Schaubühne gleich noch mit einem so prächtigrn Thon aussprechen, so hat sie doch etwas das nicht ernsthaft genug klinget; doch mag dieses nur meinen hochdeutschen Ohren so vorkommen, welche an ein so weichliches und quacklendes gethaale nicht gewohnet sind; dem ungeachtet aber so liebe ich einen Cats in seiner natürlichen Beschreibung des Buyren Levens weit mehr als einen schwermenden Voiture, Le pays und andre dergleichen französische Beaux Esprits, welche um alles lächerlich zu machen selbst lächerlich werden. S. Evremond wäre vielleicht in der feinen Pariser Luft unendlich mehr ausgeschweifft als in Londen, wo Dufft und Nebel sein allzuflatterndes Feuer ein wenig zu dämpffen schien; und Bayle hätte vielleicht in Frankreich nicht so viel Sitzfleisch gehabt als in Holland, so grose und wichtige Werke

zu ſchreiben. Mit einem Wort die Lufft in Holland iſt den ſchönen Geiſtern ganz und gar nicht zuwieder, und man könte allenfalls denen Gelehrten aus andern Ländern ein Verzeichnis gelehrter Holländerin allen Wiſſenſchafften entgegen ſetzen; daß es ſchwer fallen ſolte zu entſcheiden welchem darunter der Vorzug gebüre.

Erasmus und Grotius allein, nebſt der berühmten Jungfer Schurmann ſind genug uns mit Ehrerbietung zu erfüllen. Was waren Arminius, Gomarus, die Voſſii, die Heinſii, Teſmarus, Grävius, Gronovius, Coccejus, Vötius, Beverwick, Börhave u. ſ. w. für groſe Leute? Ihrer geſchickten Poeten, deren eine Menge ſind, nicht einmal zu gedenken.

Ich habe hierbey Gelegenheit, noch eine Anmerkung zu machen, deren gründliche Entwikelung ich von unſern Naturforſchern erwarten will. Ich beobachte nemlich, daß es ſchier durchgehends in denen an der Norder See gelegenen Ländern, aufgeräumtere und zu denen ſchönen Wiſſenſchafften aufgelegtere Köpfe gebe, als in denen Gegenden, die von der See entfernet ſind; da doch unſtreitig die Lufft hier viel feiner, zärter und ſubtiler wie im Gegentheil an der See dicker, ſchwerer und feuchter iſt. Hierzu kommt daß in dieſen Seeländern, weil da kein Wein wächſt, die Leute meiſtens Bier trinken. Solte man hieraus nicht gegen alle bisherige

Mey-

Meynung ſchlieſſen, daß der Wein unter einem reinen und warmen Himmelſtrich, weniger Geiſt und Scharfſinnigkeit, als das Bier in einer dicken und ſchweren Luft gebe?

Man nehme zum Exempel den ganzen groſen Landſtrich vom Rhein bis an die Ungariſche Gränzen mitten durch Teutſchland durch: als nemlich die Rheinländer, die Schwaben, die Franken, die Bayern, die Oeſterreicher, wo allenthalben Wein getrunken wird und die gedeylichſte fruchtreichſte Gegenden unter einem gelinden Himmelſtrich gefunden werden. Man nehme, ſag ich, dieſe weite und bewohnte Gegenden und vergleiche die Schrifften ihrer Gelehrten, Weltweiſen und Poeten mit denjenigen, welche in dem nordiſchen Teutſchland an das Licht gekommen ſind? ſo wird man darunter, wenn man anders ohne Partheylichkeit die Sache beurtheilen will, einen ſehr merklichen Unterſcheid finden; beſonders in der Dichtkunſt, welche das vornehmſte Kennzeichen von einer lebhaften und feurigen Erfindungskraft iſt. Die Poeten wollen einmal in obgenannten Ländern nicht anſchlagen.

Ich komme von dieſer kleinen Ausſchweifung wieder auf die Holländer; dieſelbe beſitzen nebſt einer natürlichen Fähigkeit zu den Künſten und Wiſſenſchaften noch viele andre Tugenden und gute Eigenſchaften welche zu der Erhaltung ihres Staats vieles mit beytragen. Ich rechne darunter ihre Mäßigkeit, ihren Fleiß, und ihre

Mild-

Mildthätigkeit gegen die Armen; vornemlich aber ihre treffliche Einſicht in allen Handlungsſachen. Sie beſitzen auch gleiche Geſchicklichkeit zu allerhand Fabricken und Handarbeiten. Ihre Tücher, ihre Stoffen, ihre Bleichen, ihre Druckereyen, ihr Papier bringen der Republick unſägliche Summen ein. Ich bewundere inſonderheit ihre koſtbare Kupferſtiche und Bücher, auf deren Verlag ſie mehr zu verwenden pflegen, als kein Volk in der Welt. In der Seefahrt haben ſie es ebenfalls am weiteſten gebracht: ſie ſind die beſte Schiffleute nnd Schiffbaumeiſter. Ein kluger Steuermann, der ein paarmal über die Linie geſtrichen, macht einen, wenn man ihn reden höret, ganz demüthig. Er giebt den gröſten Weltweiſen und Mathematikern aufzurathen. Er ſpricht von der Stern- und von der Naturkunde auf eine Art, daß man ihn mit Verwunderung anhöret.

Man muß es alſo in Betrachtung ſo vieler guten Eigenſchaften denen Holländern nicht ſo übel nehmen, wenn ſie in ihrem Umgang nicht diejenige Leutſeligkeit blicken laſſen, welche man ſonſt von artigen und belebten Leuten erwartet. Leute die immer mit Ziffern und groſen Ausrechnungen beſchäfftiget ſind, gleichen etwas denen tiefſinnigen Philoſophen, die eine Aufgabe aus der Algebra vor ſich haben: ſie ſehen ein wenig finſter um die Augen.

Ich beziehe mich im übrigen auf dasjenige, was ich ſchon anderwärts von dieſer wichtigen Republick hin und wieder beſonders in meinen freyen Gedanken angemerket habe. Auch beziehe ich mich auf die ſchöne und leßwürdigſte Nachrichten, welche meine beyde hochgeſchätzte Freunde, der Herr Hofrath von Nemeitz in ſeinen vernünftigen Gedanken T. III. und Herr de Beaumarchais in ſeiner Beſchreibung von Holland herausgegeben haben.

VIII.

Die Schweitz.

Im Jahr 1719. und 1724.

Cum Cæſare aut depugnandum eſt, aut habenda e lege ratio. Depugna inquis, potius quam ſervias: ut quid? ſi victus eris proſcribere. Si viceris tamen ſervias.

Cic. ad Att.

Wenn man ein freyes und glückſeliges Volk ſehen will, ſo muß man in die Schweitz reiſen. Es iſt zu verwundern, wie ſo verſchiedene Menſchen in der Religion, in den Sitten und in der Sprache ungleich, ſich mit einander in eine ſo genaue und unverbrüchliche Vereinigung haben einlaſſen können, daß daraus eine ſo mächtige Republick, wie die Schweitz entſtanden ſey; deren Bande nun deſto

dauerhafter ſind, je mehr ſie aus Einfalt und wahrer Liebe zur Freyheit ſind zuſammen geflochten worden. Dieſer edle Trieb allein, hat ein ſo groſes Werk zu Stand gebracht und dieſe tapfere Völker vereiniget. Das unerträgliche Joch, darunter ſie vor vierhundert Jahren geſeufftzet haben, hat dergeſtalt ihren Muth entzündet, daß ſie ſolches mit Macht vom Halſe ſchüttelten. Der erſte Schweitzerbund wurde im Jahr 1315. errichtet; zu welchem ſich hernach viele benachbarte Gegenden ſchlugen und die Berner den Theil von Burgund eroberten, welcher heut zu Tag die franzöſiſche Schweitz genennet wird.

Alle dieſe Länder ſind zuſammen auf eine Art miteinander verbunden, daß es gleichſam eine Unmöglichkeit ſcheinet, ſich voneinander zu trennen. Wie ſolches die oftmalige Bewegungen in der Religion gezeiget haben, welche, ſo wütend ſie auch immer waren, doch die Verbindung der löblichen Eydaeneſſenſchaft nicht aufheben konten. Dieſe Probe iſt ſtatt aller andern und zeiget von der unbeweglichen Grundveſte des ſchweitzeriſchen Staats.

Keine Länder in der Welt ſind beſſer zu einer freyen Republick gelegen. Die Natur hat ſie gleichſam mit unerſteiglichen Mauren umgeben. Ihre eigne Nachbarn beſchützen ſie durch ihre Eiferſucht, indem es einem jeden nachtheilig ſeyn würde dem andern einen Flecken davon zu gönnen. Alles iſt darnach

nach eingerichtet, dieſes freye Volk gegen die Einfälle auswärtiger Feinde zu bedecken. Einige meynen, die Schweitz hätte ihre gröſte Sicherheit ihrer natürlichen Armuth zu danken; denn ſie hat auſſer einigen Eiſengebürgen und, ihrer fetten Weyde in den Thälern, wenig Schätze. Allein diejenige, welche ſo urtheilen, kennen nicht den wahren Werth der Länder. Die ganze Schweitz, auch in den wildeſten Gebürgen, iſt voller Menſchen; dieſe ſind die wahren Reichthümer eines Landes. Was kan man nicht mit ihnen ausrichten, zumahl mit ſolchen, die friſch, geſund, arbeitſam, redlich und beherzt, wie die Schweitzer ſind.

Ein Schweitzer iſt ein Holz aus dem ſich alles ſchnitzen läßt. Doch mit Unterſcheid: es giebt auch viele unnütze Pengel in einem Wald. Die Menſchen ſind aller Orten untermengt: die Schweitzer gehören unſtreitig mit unter diejenige Völker, die am nutzbarſten ſind. Der beſte Grund bey ihnen iſt dieſer, daß ſie auf Treu und Redlichkeit halten; und deswegen auch bey andern Völkern im Krieg, wie auch an den Höfen zur Leibwache pflegen gebraucht zu werden. Wiewohl dieſe letzte Gewohnheit zu unſern Zeiten ſehr abgekommen iſt, dergeſtalt daß an denjenigen, die man Schweitzergarden nennet, faſt nichts mehr, als die Bärte und die Flüderhoſen ſchweitzeriſch ſind. Allein mit den ſchweitzeriſchen Soldaten, welche ſowohl in franzöſiſchem als in holländiſchem Sold ſtehen, iſt noch etwas rechts auszurichten. Bey den Holländern ſind unſtreitig die ſchweitzer Regimenter noch die beſten.

Ich wüſte im übrigen nicht, in welcher Sache die Schweitzer weniger Geſchicklichkeit haben ſolten, als andere Völker; ſie ſind bey wenig Schätzen reich, weil ſie vergnügt ſind. Die gaben der Natur und die Mäßigkeit, welche ihnen an vielen Orten die Armuth ſelber lehret, macht ſie ohne Kummer leben und kein ſchweres Geblüt ſammlen. Ein paar Küh und ein paar Ziegen ſind zu einer ganzen Haushaltung genug. Was den Ackerbau anlanget, ſo kan man desfalls bey ihnen recht in die Schule gehen. So ſteil und felſigt auch ihre Höhen ſind, ſo haben ſie doch Mittel gefunden hin und wieder auf denſelben Weinſtöcke zu pflanzen oder Furchen zu ziehen. Dieſe an den Bergen hängende Plätze und Felder ſind mit ſo viel Fleiß als Kunſt verfertiget, und mit einer Steinwehr unterbauet. Ich kan nicht läugnen, ich habe beſonders in den ſavoyiſchen Alpengebirgen dieſen mühſamen Ackerbau mitleidend angeſehen. Der an Pflug geſpannte Ochſe muſte Berg an klettern und zugleich zackern. Wenn man dieſes ſeltſame Fuhrwerk ſahe, ſo grauſte einem davor; es ſchien als ob Mann, Ochs und Pflug Gefahr hätten in die Tiefe zu ſtürzen; allein Thier und Menſchen ſind es gewohnet und darzu von Jugend auf abgerichtet. Noth und Mangel haben tauſend Sachen in der Welt gelehrt, die unmöglich ſchienen; die Frucht, die noch über dem auf dieſen ſteinigten Gründen mit einer ſolchen ſauren Mühe gezogen wird, iſt wie man leicht denken kan, mager, leicht und ſchlecht; die Düngung müſſen die Menſchen an vielen

Orten

Orten auf dem Rücken hinauf ſchleppen: es iſt alſo in dieſen Ländern ein elender Ackerbau, dem ungeacht ſo iſſet man doch in der Schweitz das ſchönſte Waitzenbrod, und lebet dabey gen ſo herrlich und ſo vergnügt als irgend in einem Land der Welt. Der vortreffliche Schweitzerpoet ſagt deswegen von ſeinen Landsleuten ſehr artig:

Wohl dir, vergnügtes Volk, dem ein geneigt Geſchicke
Der Laſterreiche Quell, den Ueberfluß verſagt,
Dem, den ſein Stand vergnügt, dient Armuth ſelbſt zum Glücke
Da Pracht und Uppigkeit der Länder Stütze nagt.

Wir müſſen einen ſehr groſen Unterſcheid machen unter der teutſchen und unter der ſogenannten franzöſiſchen Schweitz, dem Pays de Veaux und was an Burgund gränzet: Hier hat die Schweitz ein treffliches Anſehen, und ſtreitet mit den ſchönſten und fruchtbarſten Ländern um den Vorzug. Hier iſt Milch und Honig. Hier iſt Korn und Wein. Hier ſind allerhand Gattungen Früchte im Ueberfluß. Die Gegenden um den genfer, neuchateller und murtner See, bringen alles was ein Land bringen kan. Hier iſt es eine Freude das gros und kleine Vieh auf fetten Trieſten weiden zu ſehen. Allein ich muß auch ſagen, daß man hier einen eben ſo groſen Unterſcheid in den ſchweizeriſchen Sitten bemerket. Die Einwoh-

ner dieſer glückſeligen Thäler ſind viel lebhafter und wohllüſtiger als in den rauhen Gebirgen. Der Ueberfluß reitzet die Sinnen zur Unmäſigkeit. Das Blut wird erhitzt und unrein. Die Begierden werden heftiger, die Laſter ausſchweiffender und die Ausſchweiffungen gefährlicher. Wir haben alſo zweyerley Schweitz und zweyerley Schweitzer; weil aber die teutſche rauhe Schweitz den gröſten und beträchtlichſten Theil der Eidgenoſſenſchafft ausmacht, ſo wird auch, wenn man von der Schweitz redet, unter dieſem gröſten Theil das Ganze verſtanden.

Wir haben oben von dem Fleiß der Schweizer in Anſehung des Feldbaues Erwehnung gethan. Dieſer Fleiß zeiget ſich nicht minder in Anſehung der verſchiedenen Gewerben und Handthierungen, welche zur Nothdurfft und zur Gemächlichkeit des menſchlichen Lebens dienen. Die Städte ſind voller Handwerksleute und Fabricanten, die beydes in Wolle und Leinwand die beſte Arbeit machen. Inſonderheit hat ſich die Stadt Zürch darinn vor andern hervor gethan. Dieſe einländiſche Manufacturen und Fabricken geben einen trefflichen Stoff zur Handlung, welche vornemlich in Genff, Zürch, Baſel und Schafhauſen ſtarck getrieben wird. Auch haben die Schweitzer ihre eigne Meſſen und Jahrmärkte zu Zurzach, wo ein Zuſammenfluß aller Waaren iſt, und alle nur mögliche Handlung getrieben wird. Es iſt wahr, daß dieſen Bergländer, an und für ſich ſelbſt die Natur die wenig-

wenigſte Vortheile zur Handlung verliehen hat, dann ſie müſſen alles mit unglaublicher Mühe und ſchweren Koſten auf der Axe und auf Pferden über die an einigen Orten ganz unwegſame Gebirge ſchleppen: ſie haben Mangel an Lebensmitteln und ſehen ſich deswegen diejenige Gegenden, wo die Menſchen fruchtbarer als der Erdboden ſind, genöthiget, ihre überflüſſige Zucht auſſerhalb Land zu ſchicken, damit ſie einander ſich nicht ſelbſt aufzehren mögten; dem ungeacht aber, ſo blühen Handel und Wandel. Die Genffer bringen ihre Galonen, ihre Seidenwaaren, ihre Bücher u. ſ. w. bis auf unſre Meſſen. Solte man ſagen, daß ſie eben dannoch ſo wohlfeil wären, als wenn ſie uns zu Waſſer aus Holland zugeführet würden? Was die Fracht über die Gebirge koſtet, das freſſen auf dem Rhein die Zölle.

Was die Sitten der Schweitzer betrifft, ſo werden ſie insgemein für ein unhöfliches, rohes und grobes Volk gehalten. Die Franzoſen ſingen:

La Suiſſe eſt encore plus affreuſe
Qu'elle n'eſt rabotteuſe,
Que ſon ſejour eſt ennuiant!
Les Gens les plus polis ſont des gros paiſans.

Allein, dieſes Lied hat allem Anſehn nach ein franzöſiſcher Petit Maitre gemacht: wie ſolte dieſen Leuten ein Land gefallen, da ſie ſchier nichts von neuen Moden, gallonirten Kleidern

Marquiſen, geſchminckten Puppen, Comödianten, Sängern, Caffee und Spielhäuſern und dergleichen finden? Mich dünkt die Schweitz ſeye das rechte Land der Vernunft. Ich habe ſehr viele artige und belebte Leute darinn angetroffen. Ich fand an ihnen wenig von der rauhen und ungeſchliffenen Art, deren man ſie beſchuldiget. Das andere Geſchlecht hat bey aller ſeiner altmütteriſchen Tracht einen gewiſſen Schlag zur neuen Galanterie, den es ſehr weit treibet. Baſel, Bern, Solothurn, Lauſane und Genff ſind ſolche Städte, wo man die Schönen ja ſo zärtlich, lebhafft und empfindlich ſiehet, als irgend an einem andern Ort.

L'Amour eſt de tous pays.

Unter allem Schweitzer Blut aber wird das Baſeler für das ſchönſte gehalten.

Ueberhaupt macht die Freyheit das gemeine Volk ein wenig trotzig und ungeſittet, auch hin und wieder wohllüſtiger und üppiger, als man es in dieſen Ländern vermuthen ſolte. Ein Schweitzer aber, der eine Zeitlang auſſer Land geweſen und gereiſet iſt, der kan ſich allenthalben ſehen laſſen. Inſonderheit giebt es in obgenannten Städten wie auch in Zürich, Freyburg und Baden Leute von edler Lebensart, denen es weder an einer gründlichen Vernunfft noch an Kentniß der Welt fehlet.

Die ſchweitzeriſche Sprache iſt überaus hart und unangenehm; ja ſie iſt noch viel rauher und widerwärtiger als die Tyroler und Oeſterreicher

cher: ſie formiret tief in der Gurgel einen ſchnarrenden Thon und praſſelt einem die Wörter mit ungeſtümmer Gewalt ins Angeſicht. Das ſchöne Geſchlecht verlieret einen groſen Theil ſeiner Annehmlichkeit, wann es ſich in ſeiner natürlichen Sprache vernehmen läſſet; die Vornehmen bedienen ſich deswegen insgemein gegen Fremde nur der franzöſiſchen Sprache, inſonderheit zu Baſel, Solothurn und Bern. Die Gelehrten haben bey ihnen ſelbſt dieſen Fehler vernünftig eingeſehen: ſie pflegen deswegen ſtark nach Halle und andern ſächſiſchen Univerſitäten zu gehen und eine Zeitlang ſich daſelbſt aufzuhalten; wie ſich denn auch ihre beſte Schrifftſteller bisher in ihrer Schreibart nach der ſächſiſchen Mundart zu muſtern befleiſſen; wiewohl ihnen noch immer etwas von dem Landgeſchmack bleibet (*). Sehet hier eine kleine Probe von der ächten und wahren Sprache der Schweitzer: ſolche iſt aus einer Predigt genommen, welche ein muthwillig ſinnreicher Kopf einem Züricher Prediger in den Mund gegeben hat, die Worte lauten folgender Geſtalt:

(*) Der berühmte Herr Haller, der ſeinem Vaterland die gröſte Ehre macht, hat ſeine Muſe am erſten lernen rein teutſch ſchreiben; Drollinger hat ſolches zwar zu gleicher Zeit gethan: allein ſo ſchön und ſo erhaben er auch ſchreibet, ſo iſt er ſich doch nicht allenthalben gleich. Die beyde noch lebende ſchweitzeriſchen Dichter, Herr Bodmer und Herr Spreng drücken ſich auch ſtark und glücklich aus, wobey Herrn Breitingers critiſcher Abhandlung mit Ruhm zu gedenken.

ſtalt: Es Chomma mir zallererſt die hübſcha Papiſta in Chrind, die do ſprächa mer hedid nit de rächta Chlauba und ſiget nit rächt evangeliſch, as wemer nit au Brilla vn Naſaſpiegel hätta, eba ſowol as ſi, vn nit au läſa, ſprächa und jäha könde, was der Text chlor vn luter zrächna git, ſo mer chöntets haiter vn chlor ufwiſa, daß mer Chnächt vn Diener des Worts, ſo luter Samethanſa Papiſchta ſind, ſtöts dänn mit pur luter vn chlor im Buechli Häſchter, d Chaza Händ ſältzame Näſchter, Joannes erat prædicans in deſerto. Sammethans wär a Preycant, wo? in der Wüeſti, mitta vnter de Papiſchta, as wie unter den rüſſiga Wölfa, müeßt wol der Tifel thue, wemmer nit aw luter Samethanſa wäred, ſo mir ſind rächt ſchreyend Stima in der Wüeſchti, u. ſ. w.

Solte man ſagen, daß die Sprache der Schweitzer ſo ſehr von dem reinen Teutſchen abgieng? Denn obwohl die Gelehrten beſſer ſchreiben, ſo redet man doch nicht anders in der ganzen Schweitz. Der Schweitzer Witz hat etwas auſſerordentliches. Ihre Art zu denken iſt nicht gemein: ſie gehen auf den Grund und urtheilen ſcharfſinnig, ohne daß es ſcheinet. Hier iſt das Land, wo man die meiſten Originalien findet, und wo man ſich eine ſo groſe Ehre daraus macht frey zu denken, als frey zu leben. In der Naturwiſſenſchafft bewunderte man zu meiner Zeit einen Scheuchzer in Zürich: In der Mathematic den Herrn

Ber-

Bernulli und deſſen Sohn in Baſel: in den Alterthümern und Geſchichten einen Iſſeli, Harſcher, Schirer und Waldkirch; in der Gottesgelehrtheit Werenfels, Pictet, Turretin, Oſterwald und Roqu:; vieler andern, die ich nicht gekant habe, zu geſchweigen.

Eine Anmerkung wird man mir nicht übel nehmen. Wie kommt es, daß überhaupt in Teutſchland und inſonderheit in der Schweitz die Proteſtanten ſchier allein in den ſchönen Wiſſenſchafften ſich hervor thun? da im Gegentheil in Frankreich und in Italien, wo gar keine Proteſtanten ſind, dieſelbe ſo weit getrieben werden? Die Religion kan daran nicht Schuld ſeyn, ſonſt würde gleicher Mangel und gleiche Bedürfnis auch in dieſen Ländern äuſſern. Die Unterſuchung dieſer Frage würde mich allzuweit leiden. Ich will die Entſcheidung derſelben gerne andern überlaſſen. Nur ſo viel hab ich wahrgenommen, daß man nirgends freyer in Religionsſachen urtheilet, als in der reformirten Schweitz, und nirgend im Gegentheil die Satzungen der römiſchen Kirche genauer beobachtet, als in der catholiſchen Schweitz: Ja die Abwege bey beyden Theilen gehen offt ſo weit, daß Vernunft und Wahrheit, ja gar der bürgerliche Friede darunter leidet. Die Schweitz wäre noch ſo ruhig, wann dieſe unglückliche Zwietracht ſie nicht ſelbſt unter einander aufrieb. Doch, ſo weit auch beyde Theile in ihrer Verbitterung gehen, ſo iſt es gleichwohl zu verwundern, daß, ſo bald ſich fremde Nachbarn

barn in ihre Händel mengen, ſie hurtig Friede machen, und ſich dieſem entgegen ſtellen; nicht anders wie ein Paar böſe Eheleute, die ſich einander ſchlagen und rauffen, und demjenigen, der abwehren will, den frechen Beſcheid geben: Sie wolten ſehen, wer ihnen verbieten wolte ſich einander herum zu kratzen. Auf ſolche Weiſe halten die catholiſche und reformirte Schweitzer, aller ihrer Zänckereyen ungeachtet, auf ihrem einmal gemachten Bund.

Auf der Seiten von Tyrol und Schwaben ſind die Leute in der Religion noch ſo ſtumpf von Sinnen, daß ſie die allerweſentlichſte Begriffe davon mit dem gröbſten Aberglauben verwirren. Man erzehlet von ihnen, doch nur ſpottweiſe, die lächerliche Geſchichte, daß, als einsmals die Ernde nicht nach ihrem Wunſch ausgefallen wäre, ohnerachtet ſie das Bild U. L. Frauen noch ſo andächtig darum erſucht hätten, ſie darüber ſich entſchloſſen hätten, ihr den Dienſt aufzuſagen: Das Lied darüber beginnet alſo:

Anna Mareilli! Anna Mareilli!
Was gelts mer wenn dir truza
Wenn nimmer in Kirchen gon
Mer wenn aw nimmer bätta üſer läbelon.

Die Kriegsverfaſſung in der Schweitz iſt vortrefflich, und könte allenfalls allen andern Staaten zu einem Muſter der Nachfolge dienen, wann man nicht ſowohl das Land zu unterdrücken, als zu beſchützen ſuchte. Sie haben

beſtändig eine ſtattliche Anzahl verſuchter Kriegsleute unter ihnen, welche auſſerhalb Land Dienſte gethan und den Krieg gelernet haben. Der General Werthmüller, Erlach, Brentli, Stierler und andere mehr, haben ihrem Vaterland Ehre gemacht. Alle Bürger und Landleute, welche im Stand ſind die Waffen zu führen, müſſen im Nothfall Soldaten abgeben: ſie werden darzu von Jugend auf angeführet, daß ſie die Waffen handthieren und einem Feind entgegen ziehen können; der Canton Bern ſoll allein binnen 24. Stunden über zwanzig tauſend Mann ins Feld ſtellen können.

Sie haben noch auf ihren Höhen ihre Holzſtöſe, welche, wenn ſie angezündet werden, die Gefahr eines feindlichen Einbruchs in einem Zeitblick von einer viertel Stunde dem ganzen Land kund machen können. Dieſes iſt in der That eine treffliche Erfindung für die Sicherheit der ganzen löblichen Schweitz.

IX.

Reiſebeſchreibung nach Savoyen und Turin.

Bey Gelegenheit der Heimführung der vermählten Prinzeſſin von Heſſen Rothenburg an den Cronprinzen von Sardinien.

Im Jahr 1724.

Tutiſſimam Regum cuſtodiam non turribus, propugnaculis, moenibus, ſatellitibus aut armis contineri ſed amicorum præſidiis, civium benevolentia propriaque virtute; quibus quidem opibus regna et imperia non modo ſervari, verum in dies augeri ac propagari aſſerit.

Iſocrat.

An einen guten Freund.

Mein Herr!

Sie verlangen von mir eine ausführliche Nachricht, von meiner ſavoyiſchen Reiſe. Ich mache mir daraus ein Vergnügen Ihrem Befehl zu gehorſamen und mich derjenigen Abendtheuer zu erinnern die mir auf dieſer Reiſe begegnet ſind.

Ein ungewöhnliches Stillſitzen machte mich entſchlieſſen die Prinzeßin von Heſſen Rothenburg

burg, als vermählte Braut des Cronprinzen von Sardinien zu begleiten. Ich meldete mich deswegen bey ihrem von dem Caſſeliſchen Hof ihr mitgegebenen Groshofmeiſter, dem General Baron von Leutrum und erſuchte denſelben mich unter ſeinem Gefolg mitzunehmen. Dieſes beſtund aus wenig Perſonen: er hatte auſſer ſeinen Bedienten niemand, als ſeiner Schweſter Kind, den Baron von Elſter bey ſich. Die Abrede war, ihn in Baſel anzutreffen.

Ich ritt den 5. Auguſt die Poſt über Worms, Speyer, Landau, Weiſſenburg, Hagenau, Straßburg und Hünningen nach Baſel, wo ich den 8ten Morgends ganz früh anlangte. Die Prinzeßin hielt deſſelbigen Tages hier ihren Einzug. Dieſes geſchah unter einem groſen Zulauf von Menſchen, welche von allen Orten und Enden dahin gekommen waren, um einen in der Schweitz ſo ungewöhnlichen Pracht mit anzuſehen. Die Prinzeßin nahm ihre Einkehr in dem ſchönen Baadendurlachiſchen Pallaſt. Sie bekam hier ihren neuen Hofſtaat und ſand den ihrigen, der ſie bis nach Baſel begleitet hatte, zurück. Alle ihre Bedienten wurden wohl beſchenket. Ihre neue Groshofmeiſterin, welcher ſie übergeben wurde, war die Gräfin von St. Omar, eine hochmüthige Piemonteſerin. Dieſe nahm ſich gleich Anfangs bey der Prinzeßin ſehr viel heraus, und ſchreckte ſie vorläuffig mit allerhand Lehren und Lebensregeln.

Den 11ten Aug. geſchah der Aufbruch von Ba-

Baſel. Man ſah hier bis auf Lichſtall, wo die Prinzeßin das Mittagsmahl hielt, nichts als Menſchen. Die Prinzeßin bediente ſich auf ihrer Reiſe bald einer Kutſche, bald eines Tragſeſſels mit 2. Maulthieren. Beyde waren ihr von dem König von Sardinien ganz neu und über die maſſen ſchön entgegen geſchickt worden. Die ungeheure Menge von Menſchen, welche aus der ganzen Schweitz zuſammen gekommen waren, eine ſo wunderſchöne Prinzeßin zu ſehen, hatten alle Häuſer angefüllet. Man hatte alle Mühe ein Nachtlager zu finden. Den erſten Abend muſte ich mich zu Wallenburg, welches ein kleiner Ort iſt, bequemen und in einer Mühle vor dem Thor einkehren. Das Klappern dieſer Maſchine wolte mir Anfangs keinen Schlaf verſtatten. Die ermüdete Sinnen aber brachten ihn endlich ſo ſtark zuwegen, daß man mich den andern Morgen muſte aufwecken.

Den folgenden Tag wurden wir zu Bätſtall von denen Abgeordneten von Bern auf das beſte bewirthet. Abends kamen wir nach Solothurn, wo abermal alles mit Menſchen dermaſſen angefüllet war, daß wir kaum unter Dach kommen konten.

Wir verlieſſen deswegen den dritten Tag zu Buren den Hofund eilten voraus. Wir kamen Abends nach Murten, wo es uns ſehr wohl gieng, und wo ich inſonderheit eine Freude hatte denen in der Menge dahin gekommenen

ſchweitzeriſchen Damen das in Wachs poſirte Bildnis der Prinzeßin zu zeigen. Sie konten ſich nicht einbilden, daß eine ſolche Schönheit in der Welt ſey. Ich verſicherte ſie aber, daß ſie das Original noch weit mehr bewundern würden. Man konte allerdings mit Recht von dieſer Prinzeßin ſagen: Non eſt formoſa, cujus crus laudatur aut brachium, ſed illa, cujus univerſa facies admirationem ſingulis partibus attulit *Sen. Ep.* 33.

Mir gefiel unterdeſſen in unſerer Herberge die prächtige Ausſicht auf den Murtner See. Ich betrachtete dieſelbe auf einer an beyden Enden mit zwey Luſthäuſern eingefaßten Gallerie, wo unten die Wellen bis an die Mauer ſchlugen. Beglückte Völker, dachte ich bey mir ſelbſt, die hier in ſtolzer Freyheit wohnen und ihre Weinberge mit Ruhe bauen können.

Der General von Leutrum hatte hier mit mir nicht gleiche Gedanken. Er betrachtete dieſe ſchöne und fruchtbare Gegenden mit einer großmüthigen Eiferſucht. Er gönnete ſolche denen Schweitzern keines wegs. Ces coquins, ſprach er, poſſedent un ſi beau pays. Er meynte er wolte noch ſeinen Kopf mit dran wagen, wann der König von Sardinien, in deſſen Dienſten er ehmals war, die Eroberung davon unternehmen wolte. Dieſer General beſaß auſſer ſeinem Soldaten Handwerk wenig Wiſſenſchaften. Hierüber aber hörte ich ihn gerne reden, denn er ſprach davon aus Erfahrung.

Wir frühſtückten den 14. zu Bayerne, wo ich, weil mir das Fuhrwerk zu langſam gieng, bis nach Mudon voraus ritt. Wir bekamen daſelbſt einen lebhaften Streit wegen der Vorſpann, die man uns geben ſolte. Ich erkante bey dieſer Gelegenheit, wie der Schweitzer auf ſeine Freyheit pochet und daß bey ihm mit Drohen und Schelten nichts zu erhalten iſt. Der General, der nur gewohnt war ſeinen Soldaten zu befehlen, konte ſich in dieſe ſeiner Meynung nach grobe Freyheit nicht ſchicken. Es fehlte wenig mehr, ſo hätten wir an ſtatt andrer Complimenten eine Tracht Schläge bekommen. Ich nahm mir wieder ein Pferd und ritte damit ganz allein ein Stück Wegs voraus.

Es war ſchwülig warm; ich hatte nur ein dünnes Camiſol auf dem Leib. Der Abend brach herein, als ich mich auf der prächtigen Höhe ein paar Stunden oberhalb Lauſanne befand. Ich überſah hier in einem unbeſchreiblichen Entzücken den groſen Genfer See, der als ein lichter Cörper mit einem mit Blau ſchattirten Grund hervor ſchimmerte: Gegen über erhoben ſich nach und nach die Savoyiſche denen Wolken gleichende Alpen. Je mehr die anbrechende Nacht den Horizont mit Dunkelheit überzog, deſto mehr Feuer und Klarheit umleuchtete denſelben mit ſchnell abwechſelnden Blitzen. Der Donner rollte durch die gepreßte Luft und wiederſchalte mit einem brüllenden Ton in den tiefen Thälern. Eine Wolke näherte ſich dem Erdboden und ſtürzte ſich über mich mit einem erfriſchenden Regen aus.

Iſt

Iſt es möglich daß man bey ſolchen Umſtänden, ganz allein, in einer unbekanten Weltgegend, eines ſo vollkommenen Vergnügens fähig ſeyn kan, als ich damals bey mir empfand? Nein, alle Schauſpiele der Welt haben nichts gegen dieſen Pracht der Natur. Ich wurde hier durch die Schönheit ſo unzehliger Vorwürffe gleichſam näher in die Gegenwart des allmächtigen Schöpfers gebracht, um die Werke ſeiner Hände, die ſo majeſtätiſch von allen Seiten hervor glänzten mit gerührter Andacht zu bewundern.

Es war ein Glück für mich, daß mein Pferd den Weg wuſte; dann ich lies es gehen wohin es wolte. Endlich kam ich um 11. Uhr nach Lauſanne. Man verwunderte ſich einen ſo abendtheuerlichen Ritter bey ſo ſpater Nacht ohne Sack und Pack und ohne einen Rock auf dem Leibe zu ſehen. Gleich darnach langte auch der General mit der Kutſche und ſeinen Leuten an.

Den folgenden Morgen giengen wir um 10. Uhr zu Oſchi, welches unten am Ufer nicht weit von Lauſanne liegt, zu Schiffe und fuhren über den breiten Genfer See nach Tonon, wo der ſardiniſche Hof ſich befand. Der General hatte hier ſtets ein Papier in der Hand und lernte die Rede, mit welcher er den König anſprechen wolte, auswendig. Ich muſte heimlich darüber lachen: ich hatte keine Lection zu lernen. Wir kamen Abends um 5. Uhr nach

Tonon. Man empfieng uns am Schiff und führte uns gleich nach Hof. Der König und der Cronprinz waren allein im Zimmer. Der General trat hinein: ſein Vetter und ich blieben unter der Thüre ſtehen. Das Vorzimmer war mit Hofleuten und Fremden angefüllet. Alle Fragen, die man uns that, waren, ob die Prinzeßin bald kommen würde und ob ſie auch ſo ſchön wär, als man ſagte.

Wir bekamen unſer Quartier in dem Hauſe der Baroneſſe von Monthoud. Ich weis nicht warum man den Baron Elſter und mich unten in das beſte Zimmer legte. Die Herrlichkeit aber währte nicht lang. Mein Reisgefährde hatte ein langes Haar. Das Wild wuchs darinnen auf der Reiſe. Ich bekam davon auch meinen kleinen Antheil, wann es über die Gränzen ſetzte. Kurz, man brachte uns nach einigen Tagen in ein andres Quartier, wo die ſavoyardiſche Unfläterey uns mehr leiden machte, als wir ihre Reinlichkeit hätten beſchmutzen können.

Die Stadt Tonon hat ſonſt eine unvergleichliche Lage und muß vor dieſem ein feiner Ort geweſen ſeyn. Alle Häuſer waren von Stein: einige, welche den Edelleuten zugehörten, hatten auch eine gute Bauart. Im übrigen ſah man hier allenthalben traurige Denkmale des letzten Kriegs, welcher Land und Leut, Städte und Schlöſſer und alles verwüſtet hatte.

Wir waren unter andern auch auf einem Ball bey dem Baron von Coudray. Allein die Zimmer waren dazu viel zu klein. Stühle, Tapeten und alles Hausgeräthe zeigten zwar in ihrem verblichenen Glanz einen alten Adel aber auch eine nahe Dürftigkeit. Bey unsrer Baronesse von Monthoud sah es eben so aus. Ihre schöne Fräulein Tochter hatte mit ihrem Küchenpudel schier ein gleiches Ansehen. Die Hände brauchten keiner Handschuhe: sie glänzten von Schmutz und Speck; sonst sah sie nicht schändlich aus, wann sie angekleidet erschien. Man bemerkte allenthalben, daß es dem dasigen Adel nicht an Lebensart, sondern nur am Geld fehlete.

Die Personen, welche ich bey Hof hatte kennen lernen, waren durchgehends Leute von vielen Verdiensten. Ich rechne darunter insonderheit den Marquis von Entraives, General von der Leibwache: den Graf von Bourges, Groshofmeister von der Prinzeßin: den Graf von Fontana, Staats und Kriegsrath; die Ritter von Este, Stallmeister; und den Ritter Roßignan, Hofmarschall der Prinzeßin, wie auch die beyde Grafen von Coligni und Castagnoli, der Prinzeßin Cammerjunkern, mit welchen ich, wegen Gleichheit des Alters, den meisten Umgang hatte: Ingleichem den Kriegscommissarius Matheſius und Secretarius Cheverini, welche beyde sehr aufgeräumte Köpfe waren. Der Marquis von Burg ist Staatssecretarius und der Marquis von Coudraye,

Oberſtallmeiſter, beyde hochangeſehene und vortreffliche Männer. Ich kan die Höflichkeit und die guten Manieren aller dieſer Herren nicht genugſam rühmen.

Den 19. Aug. erwartete man die Prinzeßin. Der König, der Prinz und der ganze Hof ſtunden mit Perſpectiven auf der groſen Eſplanade und ſahen nach den ſchweitzeriſchen Ufern. Man erblickte in der ferne einige weiſe Seegel, welche von Morges aus ſtrichen. Der Prinz machte ſich fertig zu Schiffe zu gehen und ſeiner ihm noch unbekanten Gemahlin bis auf die Mitte des Genfer Sees entgegen zu fahren: Auf einmal aber erhub ſich ein ſchnelles Ungewitter. Die See fieng an zu toben, die Winde raſeten abſcheulich. Der König, der Prinz und alles gerieth wegen der Prinzeßin in äuſerſten Schrecken. Ein Bot muſte ſchnell von Land ſtoſſen und ſich durch die wilde Wellen durchrudern laſſen, um die Prinzeßin zu erſuchen, ſich mit ihrer Flotte wieder nach den nechſten ſchweitzeriſchen Geſtade zurück zu ziehen. Der Sturm war ſo anhaltend und ſo wütend, daß der Führer der ſchönen Polyxene dieſen Befehl nicht erwartete, ſondern von ſich ſelbſt zurück kehrte.

Den andern Morgen, als den 20ſten Aug. auf einen Sontag wurde abermals alles zum Empfang der Prinzeßin veranſtaltet. Ihre Schiffe waren früh in See gegangen. Der Prinz ſtieg in Begleitung etlicher Brigantinen

von

von Land und fuhr ihr mit einigen Herren des Hofs entgegen. O Prinzeßin, war seine Anrede, was haben sie uns gestern für einen Schrecken verursachet!

Der König empfieng die Prinzeßin auf einer von Brettern ungefehr 50. Schuh tief in die See gebauten Brücke. Sie neigte sich vor ihm mit ungemeiner Anmuth und wolte sich zu seinen Füssen legen. Der König aber verhinderte solches und umfieng sie auf das zärtlichste. Alle diese Ceremonien giengen wohl von statten und der König schien über den holdseligen Anblick seiner schönen Sohnsfrauen überausvergnügt zu seyn. Der Prinz setzte sich zu Pferd und führte seine neue Gemahlin zur Kirche, wo die priesterliche Einsegnung erfolgte.

Bey Hof wurde darauf öffentlich Tafel gehalten, wobey sich nebst dem Prinzen und der Prinzeßin von Rothenburg, auch zwey in Genf studirende teutsche Prinzen, nemlich der Prinz von Anspach und ein Prinz von Schwarzburg befanden. Die Munterkeit und das gute Ansehen dieser beyden jungen teutschen Prinzen gefiel dem König ungemein. Er suchte sogar sie zu bereden, daß sie mögten nach Turin kommen und deswegen bey den hohen Ihrigen um die Erlaubnis anhalten. Ich hörte aus seinem Mund alle Bewegursachen, die er dißfalls anführte, und ich konte darüber dessen grose Leutseligkeit nicht genug bewundern.

Abends war eine Beleuchtung durch die ganze Stadt, welche aber nicht viel ſagen wolte. Die arme Leute hatten nicht viel auf Lichter zu verwenden. Die Clöſter und die Kirchenthürme retteten noch ein wenig die Ehre des Orts.

Den 22ſten brachen wir von Tonon auf und giengen zu Waſſer nach Genf. Denn der Hof, weil er gar zu zahlreich war, muſte ſich zertheilen und verſchiedene Wege nehmen. Abends tractirte der Marquis von Entraives im Gaſthauſe zu den drey Königen, wo er mit mir über Tafel ein ſehr lehrreiches und nachdenkliches Geſpräch führte. Der General von L*** ſah darüber nicht freundlich aus.

Den 24ſten ſetzten wir unſre Reiſe weiter fort. Man ſpannte uns 6. elende Gäul vor, und die Herren Franzoſen, über deren Grenze wir fuhren, wolten das Geſandſchaftsrecht bey uns nicht gelten laſſen, ſondern unſer Gepäcke durchſehen; doch, da ihnen der General, der ſonſt wenig gute Worte geben konte, freundliche Vorſtellungen that, lieſen ſie uns fahren. Wir kamen Abends erſtlich um 9. Uhr nach Annecy, wo alles ſchön beleuchtet und auch eine ſtattliche Ehrenpforte aufgerichtet war.

Weil wir einen Tag in Annecy ſtill lagen, ſo beſuchte ich die Patres Oratorii, welche mir ihre ſchöne Bibliothec zeigten. Ich fand unter ihnen ſehr artige und gelehrte Leute; unter andern auch den geſchickten Verfaſſer der Innſchrift-

ſchrifften auf der bey dem Einzug verfertigten Ehrenpforte. Weil ich an demſelben einen beſondern Wohlgefallen bezeigte, ſo verehrte mir dieſer höfliche Pater die ganze Abzeichnung davon, mit ſeinen eigenhändigen Erklärungen der Sinnbilder und darzu gemachten Poeſien. Unter andern ſchienen mir folgende Verſe auf die Prinzeßin ſehr wohl angebracht zu ſeyn.

Au milieu des Beautez des Splendeurs des Richeſſes
Qu' offroient à notre Epoux tant d'aimables Princeſſes,
Parmi cent Qualités et cent rares Treſors,
La Vertu toute ſeule a decidé leurs Sorts,
Et l'on n'a preferé l'illuſtre Polixene,
Que par ce qu'elle étoit plus digne d'etre Reine,

Auf den König.

Intenta usque novis Majeſtas regia curis
Ad nos, ò Cives! auſpice amore, redit.
Sternite jam poſtas et mœnia: corda patescant,
Obque recens fœdus, dicite, vive vale,
Mars ſilet atque Themis forma meliore coruſcat,
Nunc Regi, ut populis otia reddet Himen,

Auf den Prinzen.

Princeps ſponſus adeſt, properate occurrere; Noſtra
Spes eſt Heroum ſtirps et Imago Patris.

Comis in hoc Gravitas foris Sapientia fulget.
Felix quæ tanto Conjuge digna fuit.

Auf die Prinzeſſin.

Tollite jam portas, en regia Sponſa propinquat,
Aſpectu, inceſſu creditur eſſe Dea,
Digna Cypri, quæ mox gereret, Venus altera, Sceptrum
Orbi, quæ Leges, altera Juno, daret.

Ich ſah auch hier das vornehme Frauen Stifft del l'Annonciata, wohin die Prinzeßin von Rothenburg, der Cronprinzeßin Schweſter, ohne einiges Gefolg, in einem Tragſeſſel gebracht wurde, um in dieſem berühmten Cloſter erzogen zu werden. Dieſe Prinzeßin wurde einige Jahre hernach an den Prinzen von Bourbon vermählet und machte beydes wegen ihrer Schönheit, als Lebhaftigkeit des Geiſtes an dem franzöſiſchen Hof ein groſes Aufſehen. Der Herr von Elſter und ich giengen mit Fleiß hinter dieſer Prinzeßin drein, um zu ſehen, wie ſie ſich, da ſie auf einmal aus der groſen Welt in dieſes Cloſter kam, geberden würde. Wir thaten als ein paar dumme Teutſche, welche kein Franzöſiſch verſtünden. Allein dieſe Verſtellung half uns nichts. Die eifrende Nonnen faßten uns ohne viele Complimenten bey dem Ermel, und wieſen uns zur Thür hinaus, mit dem Bedeuten, daß keine Mannsperſonen bey ihnen einkehren dürften.

Von

Von Annecy fuhren wir Morgens mit unſerer groſen teutſchen Wachtelpfeiffe auf Chambery. Der General ritte dieſesmahl mit dem Hof. Der Baron Elſter und ich waren alſo allein im Wagen und bey dem Gepäcke. Weil alle Pferde in dem elenden Lande dem Hof zur Vorſpann dienen muſten, ſo hatte man uns ein halb dutzend Ochſen vorgeſpannt. Die Fahrt in dieſen hohen Gebirgen mit einem ſo ſchweren Kutſchengebäude war jämmerlich und kurzweilig.

Man hatte uns geſagt, daß der Empfang der Prinzeßin in Chambery, als der Hauptſtadt von Savoyen unvergleichlich ſeyn würde. Da ich alſo ſah daß wir mit unſerer Ochſenpoſt nicht vom Weg kamen, ſuchte ich einen Gaul zu mieten und damit voraus zu reiten. Ich erhielt ſolchen mit vieler Mühe; er war aber nicht viel beſſer, als das hölzerne Pferd von Sancho Panſa. Ich that mein mögliches das ſteiffe Thier in Gang zu bringen; allein vergebens. Ich hatte noch kaum eine halbe Meile unter ſteten Strampeln und Schlagen mit ihm zurück gelegt, ſo muſte ich mich entſchlieſſen abzuſteigen und das lahme Vieh vor mir herzutreiben. Der Gaul war mit allem ſo dumm nicht; er fühlte ſich nicht ſobald von der Herrſchaft ſeines Reuters entlediget, ſo gieng er nicht allein vor mir weg, ſondern lief auch gar davon. Zum guten Glück kam er auf eine Wieſe, wo ihn etliche Bauern auffiengen. Ich ſetzte mich alſo wieder drauf; doch ſo erhitzt, ſo verlechzt und

ſo

ſo abgemattet, daß ich an den Eſelskienbacken des Simſons gedachte, aus welchem zu ſeinem Labſal Waſſer geſpritzet war. Kurz, ich litte einen grauſamen Durſt. Endlich entdeckte ich eine von einem Felſen herab riſſelnde Quelle, deren Waſſer ſo klar wie Criſtall war. Ich ſtieg alſo hurtig wieder von meiner Mähre herunter, krümte meinen ziemlich beſtaubten Huth und trank. Welche Erquickung! welches Leben fühlte ich nicht in alle meine Glieder ſich ergieſen!

Die langſame Kutſche holte mich auf dieſe Weiſe bald ein: ſo tapfer wir auch den ſechs trägen Thieren, die ſolche zogen, zuſprachen, ſo blieben ſie doch bey ihrem kaltſinnigen Schritt. Es wurde Nacht, und wir ſahen von ferne die Thürme von Chambery in einem funkelnden Feuer glüen. So ſchön auch dieſe Beleuchtung einer ganzen Stadt von weitem lies, ſo waren wir doch ungemein misvergnügt, daß wir auf ſolche Weiſe den Einzug der Prinzeßin verſäumet hatten.

Wir kamen endlich Abends um 10. Uhr nach Chambery. Wir hielten eine Zeitlang auf dem groſen Schloßplatz, wo uns eine Menge Volks umringte, und das ſeltſame Gebäude von unſerm vierräderigen Wagen bewunderte. Die ganze Stadt war ſo hell, als am lichten Tage. Wir ſtiegen aus und giengen nach dem Furierzettel, der vor dem Schloßthor hieng, um zu ſehen, wo man uns das Quartier angewieſen hatte.

hatte. Wir muſten durch verſchiedene mit Tapeten behängte Straſſen fahren und machten allenthalben, wo wir uns hinwendeten, mit unſerm Fuhrwerk eine groſe Verwirrung.

Per tot ambages, per tot diſcrimina rerum kamen wir endlich zum General. Dieſer hatte die Höflichkeit und fluchte, daß wir ſo lange ausgeblieben waren. Solches war nicht genug. Er kündigte uns zugleich auch an, daß wir bey ihm nicht könten das Quartier haben, wir mögten alſo ſehen, wo wir hinkämen. Die Gräfin, wo er eingekehret war, hatte ſich unſre Geſellſchaft bey ihm verboten.

Es war um Mitternacht, die Lichter in den Straſſen hatten ausgebrandt, alle Häuſer lagen voll, wo wir hinkamen war kein Platz mehr zu finden. Zum guten Glück trafen wir etliche Herren von Hof an, die gleich denen Johanniswürmgen im Finſtern blinkten. Sie kanten uns und nahmen ſich deswegen unſrer an: ſie brachten uns in das beſte Gaſthaus von Chambery. Die Wirthin ſagte, es wäre kein Winkel mehr in ihrem ganzen Hauſe ledig, ſie könte uns alſo unmöglich aufnehmen, ſie müſte uns dann ihr eigen Bette geben; Gebt es nur, gebt es nur, ſagten unſre höfliche Begleiter; dieſe beyde Herren, ſetzten ſie hinzu, ſind von dem Gefolg der Prinzeßin, wolt ihr daß ſie ſollen auf der Straſſe liegen? Wir waren verwundert, daß die Wirthin uns darauf das beſte Zimmer im ganzen Haus einräumte.

Den andern Tag befand ich mich nicht wohl, dem ungeachtet that ich die Reiſe mit dem General nach Turin. Wir tratten ſolche den 29. Auguſti an. Unſrer waren vier, die den General begleiteten, nemlich der Baron Elſter, der Herr von S. Hypolite und der Herr von Theiſſier. Eine abentheuerliche Reiſe, wann je eine war. Wir ritten, ausgenommen der General, welcher fuhr, um die Wette. Ich lies meinen Reisgefährten die Ehre, in dem erſten Rennen vor mir zum Ziel zu kommen. Ich war meines Siegs gewiß: Der lacht am beſten, ſprach ich, der am letzten lacht. Es war eine grelle Hitze: Ich ritt meiſtens im Camiſol und hatte des Tags über Poſtpapier unter dem Hut, um mich gegen die Stralen der Sonne zu verwahren, welche mir ſtark auf den Wirbel brannte. S. Hypolite und ich hatten den beſten Appetit: wir muſten ſchier auf jeder Poſt etwas eſſen und trinken; ſolte es auch nur ein Stück hart Brod und ein wenig verſchimmelter Käs ſeyn. Die Poſtwechſelungen in dieſen Alpengebirgen waren folgende: Momellian, Maltaverne, Aiguebelle, Aipiere, La Chambre, S. Jean de Maurienne, S. Michel, S. André, Bramant, Laneburg, von da wir über den Mont Senis, als den höchſten Berg unter den Alpen, mit Maulthieren giengen. Zweyen von dieſen Thieren wurde die Caleſche des Generals aufgeladen, eines trug den Kaſten, das andere die Räder. Hier ritten wir hin und wieder noch zwiſchen dem Schnee, und muſten für Kälte unſre Mäntel um uns

ſchlagen, da die Hitze in den Thälern faſt unerträglich war.

Wir kamen den 30. Auguſt über Novaleſe nach Suze, wo uns die Officier vom Schulemburgiſchen Regiment, welches da in Beſatzung lag, beſuchten. Nach gethaner Mahlzeit giengen wir weiter über Jaquoniere und St. Ambroiſe nach Rivole, wo die Königin Hof hielt. Der General war etwas zurück geblieben. Ich ritt voraus, gieng nach Hof und muſte eine Menge Fragen beantworten. Die Königin hatte wenig Annehmliches, ſie ſah einer alten verdrieslichen Dame gleich. Der General blieb die Nacht und den andern Tag über bey Hof, ich aber ritt mit S. Hypolite und Theſſier nach Turin. Der Baron Elſter hatte ſich durch ſein unmäſiges Rennen gleich Anfangs zu viel erhitzt; er blieb zurück und wurde von einigen Bauren, die ihn auf dem Weg hatten liegen gefunden, in einem Kittel, wie die Murmelthierleute tragen, in einer poßirlichen Figur nachgebracht. Der General, ſein Oheim, war ſehr hart gegen ihn.

Wir blieben in allem nur 4. Tage lang zu Turin, da wir uns die kurze Zeit auf alle mögliche Weiſe zu Nutze machten und alles ſehenswürdige, beſonders auch die ſogenannte Venerie in Augenſchein nahmen. Es fehlet gar viel, daß dieſes berühmte Jagdſchloß ſo ausſehen ſolte, als es die ſchöne Kupferſtiche in dem Theatro Sabaudiæ & Pedemontiæ ausweiſen. Die Franzoſen haben daſelbſt im letztern

Krieg

Krieg übel gehauſet, indem ſie ihre Wuth ſogar an den lebloſen Bildern und Schildereien, die ſie zerhauen und verdorben, zum ſchlechten Andenken eines ſonſt ſo geſitteten Volks, ausgelaſſen haben.

Den 3. Septembr. kehrten wir wieder nach Chambery zurück: Ich that abermals den ganzen Weg zu Pferd, nur daß ich mich über den Berg Senis, gleich den andern auf einem hölzernen Lehnſtuhl, der unten keine Stollen hatte, tragen lies. Die Träger hüpften mit uns, wie die Gemſen über Stein und Klippen hin, wobey derjenige, der alſo getragen wurde, das Gleichgewicht auf das ſorgfältigſte beobachten muſte. Ehe wir aber dahin kamen, hätte ich ſchier mit dem Pferd den Hals auf der Veſtung la Belle Brunette de Suze abgeſtürzt.

Die Sache verhielt ſich ſo: Als wir nach Suſe kamen, ſtellte ſich ein ganzes Bataillon vom Schulenburgiſchen Regiment in die Waffen, um dem General Ehre zu erweiſen. Die Officier gaben uns ihre Pferde, um die Veſtung la Brunette zu ſehen: dieſelbe iſt in einem Felſen eingehauen und das wunderwürdigſte Werk von dieſer Art, ſo man ſehen kan. So bald wir den Chocolade früh Morgens bey dem Commendanten in Suſe eingenommen hatten, griff ein jeder nach dem beſten Pferd, das er bekommen konte. Ich hatte mir einen muthigen Sardinier ausgeſehen, mit dem ich einen ſtolzen Ritt nach der Veſtung that. Nachdem wir

wir auf derſelben alles angeſehen hatten und ein jeder ſich wieder zu Pferd ſetzte, bäumte ſich mein ſardiniſcher Hengſt auf eine Stute, welche den S. Hypolite zum Reuter hatte. Der wütende Gaul hackte mit den Förderfüſſen auf ihn zu und würde ihn elendig zugerichtet haben, wo ich nicht alle mögliche Arbeit angewendet hätte, denſelben auſſer Gefahr zu ſetzen. Ich ſahe aber nicht diejenige, in welche ich dadurch ſelber gerieth. Mein Pferd, welches ich im Schrecken mit aller möglichen Gewalt zurück riß, und ſich beſtändig aufbäumte, hätte keinen Schritt mehr hinter ſich thun können, ſo wär es mit mir von einer entſetzlichen Höhe, dem Felſen hinunter geſtürzet. Man ſchrie mir gräslich entgegen. Ich ſahe aber die Gefahr nicht ehender, als bis ſie vorbey war, und etliche ſchulenburgiſche Soldaten, die, indem ſie dem Pferd in den Zügel fielen, und es zurück zogen, mir durch göttlichen Beyſtand das Leben retteten.

Der General wolte gern ſein Gepäck vom Halſe haben; er fand deswegen ſeinen Vettern und mich voraus. Wir verreiſeten den andern Tag als den 7. Sept. gegen Abend von Chambery und übernachteten zu Aix, wo wir verſchiedene Alterthümer ſahen. Den 8. ſpeiſeten wir zu Rimilli zu Mittag. Hier waren die Bauren unwillig, daß ſie vorſpannen ſolten. Endlich kamen acht Ochſen und acht Schelmen, die uns mit unſern groſen Kutſchenkaſten in der Irre herum führten und uns mit allen Flüchen begleiteten, die in ihrer Sprache gültig

waren. Sie ſuchten auf ſolche Weiſe die Schmach zu rächen, welche man ihren armen Ochſen durch ein ſolch in dieſen Landen ungewöhnliches Fuhrwerk erwies. Es waren darunter etliche Schnapphanen, die uns gar zu gern geplündert hätten. Ich merkte ſolches bald, weil ich ihr ſavoyardiſch verſtund. Sie brachten uns um Mitternacht auf ein abgelegenes Bergſchloß, wo wir nichts zu eſſen noch zu trinken fanden. Weil ich merkte worauf es abgeſehen war, ſo befahl ich den Leuten, die wir bey uns hatten, ſich mit uns in die Kutſche zu ſetzen und einen forn auffitzen zu laſſen. Elſter hatte ein gutes Gemüth, er ſchlief ruhig; ich aber, ſo müd ich auch war, konte nicht ſchlafen. Ich hörte immer unſre Ochſentreiber um uns herum ſchwirren. Endlich merkte ich, daß einer die Kutſche ſachte aufzog und zu ſeinen Cameraden ſprach: Ils dorment. **Sie ſchlafen.** Als ich dieſes hörte, macht ich lermen, ſprang auf ſie los, ſchalt und drohete, daß ſie alle ſolten aufgehängt werden, wo ſie nicht gleich fortfahren wolten. Wir hatten Gewehr bey uns, und ſetzten uns in Verfaſſung ihrem Frevel zu begegnen, wo ſie etwas gegen uns unternehmen wolten. Einer hielt unter ihnen den andern zurück, ſich nicht an uns zu vergreiffen. Ich gabe ihnen bald gute, bald böſe Worte. Ich machte ihnen begreiffen, daß wir Edelleute und Bedienten von dem Gefolge der Cronprinzeßin wären, und daß wir wiederum nach Teutſchland zurück kehren ſolten. Wir vermögten alſo keines-

neswegs, daß ſie mit dergleichen beſchwerlichen Vorſpann geplaget würden. Ich verſprach ihnen dabey ein kleines Geſchenk, wann ſie uns an Ort und Stelle, ohne weitern Umſchweif liefern würden; damit giengen die acht Ochſen vom Weg. Wir kamen aber erſtlich den andern Tag nach Maylli, nachdem wir von Rimilli über 24. Stunden lang ins Creutz und in die Quer zwiſchen Berg und Thal von den ſchelmiſchen Bauren waren herumgeführet worden.

Ich wurde alſo, da ich wieder auf die ſchweitzeriſche Gränzen kam, dieſer Art zu reiſen bald müde und lies mir Abends zu S. Julian noch ein Pferd geben, mit welchem ich nach Genf zu ritte; mithin das ganze Fuhrwerk und Gepäcke des Generals der Beſorgung ſeines gemächlichen Vetters und ſeiner teutſchen Bedienung übergab.

Ich will dieſer abendtheuerlichen Reiſe eine kurtze Beſchreibung des ſardiniſchen Hofs und des Herzogthums Savoyen mit beyfügen.

* *
*

Der Hof von Turin iſt eine Verſammlung kluger Staatsleute und eine Schule für die Höflinge. Man ſiehet an demſelben viel Glantz und Schönheit, aber noch

mehr Ordnung und Haushaltung. Der Fürſt verdiente König zu ſeyn, wann er keiner wär. Er iſt der leutſeligſte Herr von der Welt. Er ſpricht mit jedermann ohne die geringſte Umſtände. Er läſſet niemand ſeine Hoheit durch Zwang und Stolz empfinden. Er iſt ein König, den man lieben kan, indem man ihn ehren muß.

In ſeiner Jugend ſoll er einer der belebteſten und galanteſten Prinzen geweſen ſeyn. Nun aber ſieht er einem guten ehrlichen Bürger ähnlich; deſſen Mine doch nichts deſtoweniger etwas groſsmüthiges zeiget. Er kleidet ſich ziemlich nachläßig und bekümmert ſich wenig mehr um Putz und Mode. Der Prinz kommt ihm an guter Geſtalt nicht bey. Er hat ein lang herabhängendes Haar, welches ihm den Rücken bedeckt. Er hat eine gute Erziehung gehabt: er zeigt wenig Lebhaftigkeit, aber dargegen einen guten Verſtand. Er ſpricht nicht viel und ſcheinet ſeine wahre Neigungen noch zu verbergen. Man verſpricht ſich aber unterdeſſen von ihm viel gutes.

Der König iſt ſehr redſprechig: er fragte nach allen Kleinigkeiten. Er will daß man ſoll redlich mit ihm verfahren und iſt nicht leicht zu hintergehen. Man hält ihn ingemein für einen groſen Statiſten und miſſet ſeiner Politic viel Unheil im letzten Krieg mit bey. Allein, er ſelbſt für ſeine Perſon vermag ſolches wohl nicht. Er muſte ſich lenken und leiten laſſen,

um ſich in die Zeiten und Umſtände zu ſchicken. Die Lage ſeiner Länder iſt ſo beſchaffen, daß er damahl gleichſam ſich genöthiget ſah, auf beyden Schultern zu tragen und bald auf dieſe bald auf jene Seite ſich zu wenden. Die unüberwindlich ſcheinende Bergfeſtungen, welche ſeine Provinzen gegen feindlichen Einbruch bedecken ſollen, heiſſen nichts gegen eine mächtige Armee, die allenthalben die Päſſe beſetzen und die Zufuhr hemmen kan. Kranckreich kan von dieſer Seite wohl kleine, aber keine groſſe Nachbarn leiden. Da im Gegentheil der Hof von Turin ſich dadurch empor gehoben, daß er dem Hauß von Oeſterreich beygeſtanden hat. Die arme Unterthanen haben es zwar entgelten und dieſe Hoheit durch ihr Verderben theuer bezahlen müſſen.

Die meiſte Staatsräthe an dieſem Hof werden für ſehr eigennützig gehalten. Das Geld, oder die Hofnung eines Gewinnſtes ſoll insgemein den Ausſchlag in den wichtigſten Unterhandlungen geben. Ich glaube aber, daß dieſe Beſchuldigung nicht mehr Grund hat, als diejenige womit man auch andre Höfe, beſonders die Teutſche beleget.

Man ſiehet nicht leicht artigere Höflinge und würdigere Menſchen bey Königen zu ſeyn, als an dem ſardiniſchen Hof. Sie ſind, als wären ſie alleſamt! für den Hof ausgeſucht; man ſolte ſagen, der Eintritt in die Vorzimmer des Königs ſey allen denen verbotten, die nicht wüſten, wie man ſich darinnen geziemend auf-

führen ſolte. Die Ehrfurcht, die man daſelbſt für ſeinen Fürſten bezeigt, hält jedermann in einem demüthigen und beſcheidenen Weſen. Man beobachtet darinnen keinen unverſchämten jungen Adel, wie bey uns; der nur ſcheinet die Höfe zu beſuchen, um ſeine Kleider und ſeine Thorheiten zu zeigen.

Wenn man von Tonon nach Genf kommet und ollda die reich aufgeputzte Zimmer und niedliche Palläſte der Kaufleute ſiehet, ſo bekommt man einen deutlichen Begriff von den Vorzügen eines freyen Staats und von dem Verderben, in welche die Hoheit der Monarchen durch den Krieg ihre Völker ſtürzen. Die Savoyarden ſind gute ehrliche Leute: Es fehlet ihnen weder an Geiſt noch an Wiſſenſchafften, noch an Tapferkeit; die Piemonteſer aber haben ſchon kein ſo gutes Lob. Ihnen ſoll mit nichten zu trauen ſeyn. Die rauheſte Gegenden zeugen insgemein beſſere Menſchen, als die fruchtbarſte Gefilder, wo der Ueberfluß, der Müßiggang und die Wohllüſte die Menſchen verderben. Von Savoyen mag man wohl mit Recht ſagen, was dort Lucanus, wiewohl in einem andern Sinn geſagt:

Illos terra fugit dominos his rura colonis.

Chambery, ob es gleich mitten in den ſavoyiſchen Alpen liegt, hat nichts deſtoweniger viel Schönes und Anmuthiges. Man ſiehet auf der Seite nach Montmellian, längſt der Iſſer, ein luſtreiches Gefilde. Tonon liegt

am Genfer See in einer unvergleichlichen Lage: es iſt vor dieſem ein ſehr anſehnlicher Ort geweſen. Man ſiehet da herum eine Menge adelicher Schlöſſer. Allein ſie ſind meiſtens, wie die Städte, durch die viele Kriege ſehr mitgenommen und zum Theil gar verſtöhret worden. Gleich unten an Tonon liegt Ripailles, welches bis auf den Genfer See ſtöſſet. Dieſer Ort iſt einer der merkwürdigſten. Es iſt zu verwundern, daß unſre teutſche Reiſe und Länderbeſchreiber faſt gar nichts davon melden. Das Schloß hat mit ſeinen ſieben Thürmen ein ganz beſonders Anſehen. Amadeus VIII. hatte ſich ſolches, da er der Welt müde wurde, zu einer Einſiedeley erbauet. Er bewohnte ſolche mit 10. Ordensritter des H. Mauritius. Ein ſchattigter Eichenwald umſchlieſſet das Gebäude, und eine Mauer von 2000. Schritten dieſes luſtige Gehölze. Hier lebte der fromme Amadrus, abgeſondert von der Welt; ſeine Verdienſte aber blieben darum noch ſtets bekant: Man wehlte ihn auf dem Concilio zu Baſel, unter dem Namen Felix, zum Pabſt; allein die weltliche Unruhen dieſes geiſtlichen Stuhls machten ihm wenig Vergnügen. Nachdem er ſich in die 9. Jahr lang damit beunruhiget hatte, dankte er ab und begab ſich wieder in ſeine vorige beliebte Einſiedeley, wo er im Jahr 1451. mit Tod abgieng.

Annecy, Bonneville, St Jean de Maurienne, Rimilli, S. Maurice und Mouſtiers ſind ebenfalls feine und angenehme Städte;

inſonderheit die erſte, welche wegen ihren luſtigen Baumalleen an dem See etwas ſehr ſüſes hat. Es ſind wenig Edelleute auf dem Land, welche nicht in einigen von dieſen Städten ihre eigne Häuſer haben.

Die Nahrung iſt ſonſt darinnen armſelig und wer nicht ein Amt bedienet, der iſt übel daran. Es fehlet den guten Leuten faſt an allen 8. Nahrungsmitteln nach dem Verſe:

Anſer, apis, vitulus, bombyx, oſtrea, linum,
Mercurius, ſervant totius orbis opes.

Der Feldbau iſt ſehr ſchlecht und beſchwerlich; doch ſiehet man mit Verwunderung, wie künſtlich die Bauern in dieſen Gebürgen den Pflug zu lenken wiſſen. Auch wächſet in dieſen rauhen Gegenden noch ein ziemlich guter Wein. Die Einwohner müſſen ihn aber meiſtens ſelbſt trinken, weil ihnen ſolchen niemand abnimmt, und die Fracht zu hoch kommen würde. Die Gläſer ſind in Savoyen ſehr rar, denn man ſiehet ſchier allenthalben die Fenſter an ſtatt der Scheiben mit Papier beklebt. Handel und Wandel iſt alſo in dieſen Ländern gar nicht. Die arme Savoyarden ſuchen deswegen ihr Glück auſſerhalb ihrem Vaterland. Sie ſind die beaux Esprits unter dem Pöbel zu Paris, wo ſie als Leute von einem ſehr aufgeweckten Geiſt die Schuhputzer und Caminfeger abgeben. Bey uns ſiehet man dieſelbe ihre Murmelthiere und

ſchöne

ſchöne Raritäten herum ſchleppen: Die etwas mehr vor ſich gebracht haben, verſehen die Jahrmärkte und den Landadel mit Galanteriewaaren, welche zu Paris beginnen den Werth der Mode zu verlieren.

Ich begreiffe nicht, wie der König, von dem man ſagt, daß er ſeine Unterthanen ſehr liebte, jährlich einige Wochen zu Evian und zu Tonon zubringen kan, um daſelbſt die Annehmlichkeiten der Stille in der Entfernung von dem Gewühl ſeines Hofs zu genieſſen, ohne durch die Betrachtung desjenigen Elendes gerühret zu werden, welches ihm hier allenthalben in die Augen fällt. Man höret nicht, daß er dieſen bedrängten Leuten deswegen das mindeſte an ihren Laſten und Abgaben nachlies; noch vielweniger, daß er ihren traurigen Zuſtand ein wenig zu verbeſſern ſuchte. Iſt dieſes nicht eine ſchlechte Staatskunſt, welche den Fürſten erhöhet die und Unterthanen in der Armuth läſſet? Die Lebensart iſt in dieſen Bergländern von der Schweitzeriſchen nicht viel unterſchieden. Nur daß die Savoyarden von Natur, ich weiß nicht was fröliches und aufgeräumtes haben. Bey ihnen heißt es wohl recht: povero ſi, ma contento. Sie eſſen meiſtens Habernbrod und wenn ſolches hart und geſchimmelt iſt, daß kein Meſſer mehr durch will, ſo werffen ſie ſolches ins Waſſer, damit es wieder weich werde.

Die merkwürdigſte Reiſe, die ich gethan habe, war über den Berg Senis, welche ich von Lane-

burg aus auf Mauleſeln erſtieg und mit Tragſtühlen herunter getragen wurde. Weil es im höchſten Sommer und ſehr helle war, ſo verſprach ich mir eine ganze neue Welt auf der Höhe dieſes berühmten Berges zu ſehen; allein ich erblickte zu meiner groſen Verwunderung darauf nichts anders als Berge und eine groſe Fläche von ein paar Stunden lang, worauf ich zugleich die ſchönſte grüne Wieſen auf der Seiten, mit weiſen Strichen von Schnee und in der Mitte einen ſchönen groſen Teich entdeckte. Von Einwohnern aber fand man auf dem gantzen Berg über 6. Stunde Weg niemand, als einen Mann der mit Weib und Kinder in einem kleinen elenden Häusgen wohnte, um die Poſtwechſel zu beſorgen. Dieſe arme Leute lebten in dieſer erhabenen Einnöde ſo ſchlecht, daß man bey ihnen nicht die geringſte Erfriſchungen auſſer ein wenig hart Brod und verſchimmelten Käſe haben konte.

Sobald man die Alpen überſtiegen und von ihren höchſten Gebirgen in die piemonteſiſche Thäler herunter ſteiget, ſo ſiehet alles ſchon weit angenehmer und beſſer aus. Man entdeckte hier die ſchönſte und reichſte Provinzen von Europa, wo der ſtolze Po ein allenthalben fruchtbares Land bewäſſert, und wo eine ſolche Menge Schlöſſer, Städte, Flecken und Meyerhöfe bey einander liegen, daß man nicht Augen genug hat, ſich umzuſehen. Der Krieg hatte zwar auch in dieſen anmuthigen Gegenden ſeine Wuth ausgelaſſen und hin und wieder traurige

traurige Denkmale geſtifftet; allein fruchtbare Länder erholen ſich bald wieder; da im Gegentheil andere das Andenken der Kriege durch ihre Verwüſtungen biß auf ihre ſpäte Nachkommen bringen; wie man das erſtere inſonderheit am Po und am Rhein beobachtet. Die Alpengebirge aber ſind die Schutzmauer von Italien, welche die franzöſiſche Macht, die über alles hinaus will, ein wenig einſchränket. Dieſe Gegenden werden deswegen immer von dieſen unruhigen Nachbarn angegriffene und weil ſie die Berge nicht niederreiſſen könnn, ſo müſſen es die arme Einwohner entgelten.

Piemont liegt gleich am Fuſe der Alpengebirge, wie ſolches auch der Name andeutet: (In pede montium). Man kommt von Rivole, wo ein königliches Luſtſchloß iſt, in einer vortrefflichen Allee von hohen der Schnur nach geſetzten Bäumen bis nach Turin. Die Lage dieſer Hauptſtadt iſt unvergleichlich, noch ſchöner aber iſt ſie ſelbſt innerhalb ihren prächtigen Mauren. Sie zeiget ſchier alles, was die Baukunſt jemahls vortreffliches erfunden hat, alſo daß mit Recht Turin den Zunamen die Schöne unter den italiäniſchen Städten verdienet. Nicht nur die Straſſen ſind faſt alle gerade und nach der Schnur gezogen, ſondern die Häuſer ſelbſt ſind von einer ſolchen Gleichheit in der Höhe, in der Farbe und in der Bauart, daß man ganze Reihen Häuſer für einen einzigen Pallaſt anſiehet

Die Stadt iſt voller Einwohner, welche durch eine glückliche Vermiſchung des italiäniſchen und franzöſiſchen Geblüts von einer ſehr guten Lebensart ſind. Man findet hier überaus viel ſchöne Sachen zu ſehen: Bey Hof iſt die prächtige Gallerie von Raphael Urbin und noch eine andre von römiſchen Bildſeulen, Bruſtbildern, Köpfen und dergleichen. Die Venerie oder das Jagdſchloß 2. Stunde von Turin, ſoll wieder hergeſtellet werden; dann dieſes Gebäude hat im letzten Krieg am meiſten gelitten.

Regiſter
Der Perſonen und Caracteren welcher in dieſem Werk gedacht wird.

* Bedeutet das kleine Alphabet.

A.

Abbildung des Verfaſſers in ſeiner Jugend. 8.
Abgaben in Holland ſind ſchwer und viel 112*.
rühren von einer ſchlechten Politic. 114*.
Aeuſſerliche Kirche nicht zu verachten. 22.
Abhänglichkeit von einem höhern Weſen. 21.
Acciſe wird in Berlin übertrieben. 32*.
Ackerbau in der Schweitz iſt ſehr mühſelig. 132*.
Actien in Frankreich. 99*.
Adel, in Holland bedeutet nicht viel. 118*.
Annecy, Nachricht von dieſer Stadt. 152*.
Alexander, hat einen närriſchen Hochmuth. 54.
Altwitz geberdet ſich übel bey dem Trunk. 70.
Antonin, ſchätzet den Pracht gering. 163.
Armantes, ein Edelmann vom Land. 82.
Ariſtoteles iſt närriſch ſtolz. 54. 116.
Armuth, Mittel gegen dieſelbe. 18.
Auguſts, Königs in Pohlen Abbildung. 189.

Bruye-

B.

Bauart, in Frankreich iſt ſehr ſchön. 105*.
Bauern, ſind die Eſel unter den Menſchen. 34.
Beaumarchais, (Mſr. de) Abbildung des Abts Schannats. 282. deſſen Beſchreibung von Holland. 126*.
Beaux esprits, in Frankreich kehren ſich an nichts. 96*.
Beredſamkeit flieſſet aus der deutlichen Vorſtellung der Vorwürfe. 24.
von Berry, Herzogin, ſchändliche Nachreden von derſelben. 102*.
von Beſſer, deſſen Caracter. 254. deſſen Bibliothec. 256.
Beſchwerlichkeiten des ehelichen Lebens. 27.
Bettler in Holland von einer beſondern Art. 121*.
Berlin, Beſchreibung und Lebensart dieſes Orts. 36*.
Bibliothec, die Beſſeriſche. 256. die Uffenbachiſche. ibid. die Steinheiliſche. 266. die Kayſerliche. 5*.
Böſes kan man nicht ausrotten. 135.
du Bois, Cardinal, und Staatsminiſter des Regenten. 101*.
Bruyere, ein Sittenmahler. 5. deſſen Beſchreibung der wahren Hoheit. 140.
von Buquoi, Graf, deſſen Caracter und wunderbare Begebenheiten. 221. ſchreibt gegen die abſolute Gewalt. 213. deſſen Brief an die Herzogin von Orleans. 244.

C.

Cammergericht, das Kayſerliche. 67*.
Caracter der Franzoſen. 84*.

Carl der XII. ſetzet ſich ohne Noth in Lebensgefahr 156. deſſen Caracter. 169.
Carnevalsluſtbarkeiten in Dresden. 62*.
Cats Schrifften ſind nützlich zu leſen. 111*.
Chambery, Abentheur daſelbſt. 156*.
Charfreytag in Regenſpurg. 83*.
Chiromantie. 61.
Cicero, deſſen närriſcher Hochmuth. 55. deſſen Beſchreibung eines Helden. 166.
von Conde, Prinz, deſſen Caracter. 173.
Coppiſch, Rath und Goldmacher. 264.
von Coſel, Gräfin, ihr Caracter. 192.
Curius, ein Feldherr der Römer brät ſeine Rüben. 163.

D.

von Dänhof, Gräfin, ihr Caracter. 193. giebt ein Feſt dem König zu ehren. 50*. ihre Sorgfalt für den König. 54*.
Dames du palais, wer ſie ſind. 95*.
Demüthig hochmüthige. 49.
Dicke Luft zeugt feinere Geiſter als die feine Luft. 223*.
von Dieskau, Fräulein, ihre Schönheit. 194.
Diogenes iſt närriſch ſtolz. 54.
Dippels Schreibart wird mißbilliget. 132.
Dresden, Beſchreibung und Lebensart dieſes Orts. 39*. iſt einem Schauplatz ähnlich. 67*.

E.

Edelmanns Schreibart iſt nicht zu billigen. 132.
Edelmann vom Lande. 82
Ehre, irrige Begriffe davon. 59.
Ehrenpunct verurſacht viel Unheil. 57. der närriſche Ehrenpunct. 169.

Ehrgeiz kan nicht vergnügen. 49.
Eigennutz in Holland macht groſe Unordnung. 113*.
Eigenſinnigkeit, deſſen Urſachen und verſchiedene Caràctere. 88.
von Elſter Baron, Reiſegefährte nach Savoyen und Turin. 144*.
Emilie, eine unglücklich Eigenſinnige. 95.
Empedocles iſt närriſch ſtolz. 54.
Empfindlichkeit Abbildung eines Empfindlichen. 44.
Engelländer verehren die wahre Hoheit. 144.
Eoſander, General, deſſen Caracter 258.
Eraſt, ein gelehrter Weiſe. 28.
Eugenius, Prinz von Savoyen, wird einer Verwegenheit beſchuldiget. 171. deſſen Abſchilderung. 19*.
Evremond, ein Meiſter in ſeinen Abbildungen. 5. Nachahmung ſeiner vollkommenen Frauen. 12. deſſen Vergleich zwiſchen Conde und Turenne 173.
Excellenzen bey Hof, deren verſchiedene Art. 35*.

F.

von Fenelon deſſen Abbildungen ſind Meiſterſtücke. 5. deſſen unwürdiger Nachfolger Abt du Bois. 102.
Flavia, die Wankelmüthige. 51.
von Flemming, Graf, Feldmarſchall, deſſen Abbildung. 195. giebt ein Feſt dem König zu ehren. 51*. wie er ſich dabey aufgeführet. 53*. deſſen Art ſich bey dem König zu entſchuldigen 55*.

Franzoſen halten uns für halbe Barbaren. Warum. 93*.
Franzöſiſcher Hof unter dem Regenten. 99*.
Freigeiſter, in Frankreich. 98*.
Freyheit der Grund gemeiner Wohlfart 109*. hat die Schweitz empor gebracht. 127*.
Friedrich König von Preuſſen wird von Voltaire würdig gelobt. 120.
Fürſt, deſſen Abbildung. 148. Eigenſchaft eines böſen Fürſten. 149. Ein Fürſt muß ſich nicht auf ſeine Räthe verlaſſen. 150. hat einen ehrlichen Mann vonnöthen. 152. ſoll die Helden ſucht meiden. 153. muß Land Leut beſchützen, ohne doch ſeine Perſon auszuſehen. 155. Iſt der Oberaufſeher der öffentlichen Gefälle. 157. Muß ſowohl den Geitzhals die Verſchwendung vermeiden. 159. Muß prächtig ſeyn ohne in das Kleine zu fallen. 160. die Gerechtigkeit lieben und handhaben. 164.

G.

Geitz iſt kein Fehler der Geiſtlichen. 130.
Geitzhals deſſen Abbildung. 33.
Geiſtlichen haben ihre Fehler wie andre Menſchen. 132. Es giebt unter ihnen auch treue Hirten. 133. ihr Amt iſt nöthig. 134. ihre Zänkereyen auf dem Reichstag. 78*.
Gelehrte, ſind mehr ehrgeitzig als Geldgeitzig. 37. ſind närriſch ſtolz. 55. Abbildung eines gelehrten Weiſen. 28. gelehrte Leute in Sachſen. 40*. in Frankreich. 96*. in Holland. 125*. in der Schweitz. 137. 139*.
Gellig, eine Scheinheilige. 124.

General, der galante. 80.
Genfer See, deſſen prächtige Gegend. 146*.
Guſtav Adolph, König in Schweden ſchadet durch ſeine Tapferkeit der gemeinen Sache. 156.
von Gundling, deſſen Abbildung und Geſchichten. 198*. 35.
Gracians Beſchreibung der wahren Hoheit. 139.
Gerichtsordnungen leiden eine groſe Verbeſſerung. 75*.
Groſe Herrn ſind die gröſte Geitzhälſe. 34.
Geſandten zu Regenſpurg was es mit denſelben für eine Beſchaffenheit habe. 78*.
Geſichtsbildung iſt eine verborgene Schrifft der Natur. 13.

H.

Handlung will in den preußiſchen Ländern nicht fort. Deſſen Urſachen. 25*.
Haushaltung eines Fürſten wie ſie beſchaffen ſeyn ſoll. 157. die Wiener iſt nicht die beſte. 6*. 11.
Harpax, ein Geitzhals. 16.
Held, deſſen Eigenſchaften. 165. iſt tapfer aber nicht grauſam. 168. deſſen Aufführung bey einer Feldſchlacht. 181.
Heldenmuth, der falſche. 168.
Heſſen Rothenburg, Prinzeßin, vermählte Braut des Cronprinzens von Sardinien. 142*.
Hochmuth, deſſen Beſchreibung. 47.
» » der Scheinheiligen. 49.
» » der Weiſen. 50.
» » der Geiſtlichen. 128.
» » der groſen in Wien. 9*.

Hoheit eine falſche Hoheit herrſchet in den bürgerlichen Staaten in Holland und in der Schweitz. 142. wahre Hoheit was ſie ſey. 145. falſche Hoheit. 146. Hoheit eines Fürſten beſtehet in der Glückſeligkeit ſeines Volks. 148.
Holland, Beſchreibung davon. 106*.
Hooft, Burgermeiſter in Amſterdam tractiret ſeine Freunde. 111*.
S. Hypolite, Baron von Montaulieu, Reisgefährde nach Turin. 147*.

J.

Janhagel, deſſen Beſchre bung. 93*. 120.
von Ilgen, preußiſcher Staatsminiſter. Deſſen Caracter. 33*.

K.

Kayſerlicher Hof, deſſen Beſchreibung. 5*.
Kaufleute ſind nur kleine Geitzhälſe. 34*
von Kalkenſtein, Obriſt und Hofmeiſter des Cronprinzens von Preuſſen. 27*.
Klugheit macht einen General und Herzhaftigkeit einen Soldaten. 173.
König in Frankreich, deſſen Caracter. 98*.
von Königsmark, Gräfin, ihre Eigenſchafften. 190.
Kriegsſtand iſt bey den Holländern ſchlecht eingerichtet. 114. Solcher iſt bey den Schweitzern beſſer. 116*.
Künſtler, ob ſie unter die Geitzhälſe gehören. 36.

L.

Law, der feinſte Rechenmeiſter in Europa. 99*.
von Leutrum, General, Groshofmeiſter der Cronprinzeßin von Sardinien. 143*.
Liberio ein aufgerämter Weltweiſe. 78.
Limax, ein Geitzhals. 38.
von Löwenſtein, Fürſt, giebt einen Ball. 84*.
Louvre ein prächtiges Gebäude in Paris. 105*.
Ludewig der XIV. war bey der Armee ohne ſich der Gefahr auszuſetzen. 156.
Luſtbarkeiten in Dresden. 49*.
Lycidas, ein langweiliger Müßiggänger. 64.

M.

Magie. 61.
Marlborough hatte ein kaltſinniges Weſen. 172.
Melintes, Bild eines vollkommenen Mannes. 13.
Melton heyrathet eine Scheinheilige und verdirbt. 123.
Midas von Faulleben, deſſen Lebensart. 66.
Mittel den Verſtand zu erhalten. 23.
Montaulieu Cammerherr des Königs in Preuſſen. 214. Siehe Herrn von S. Hypolite. 158*.
Mont Senis der höchſte Berg unter den Alpen, Reiſe darüber. 158*. 160.
Moritzburg ein Jagdſchloß bey Dresden groſes Luſtfeſt daſelbſt. 56*.
Müßiggänger, deſſen Abbildung. 63.

N.

Nebucadnezar iſt närriſch ſtolz. 54.
Nemitz, Hofrath, deſſen Beſchreibung von Holland, wird gerühmt. 126*.
Neuer Adel, deſſen Pracht und Aufführung. 84

O.

Oeſterreich über alles. 8*. 19.
Oeſterreicher ihr Caracter. 10*.
von Oſterhauſen, Fräulein, ihr Caracter. 195.

P.

Paris, die Menge Menſchen daſelbſt verurſachet Unordnungen. 88*.
Petits Maitres, was dieſes für Leute ſind. 90*.
Philander ein Wohllüſtiger. 41,
Plato will die Poeten verbannen. 118.
Platoniſche Republick. 121*.
Plinius, Beſchreibung der wahren Hoheit. 138.
Poeten, wie ſie ihren Geitz vergnügen können. 37. Abſchilderung derſelben. 116.
Pohlen, betrunkene auf einem Feſt des Königs. 51*.
Pracht macht keine Hoheit. 141. Man findet ſolches nicht am Preußiſchen Hof. 22*.
Praxis Cameralis, was davon zu halten? 68.
Preußiſcher Hof. 22*. Preußiſche Soldaten. 24*
von Prinz, preußiſcher Staatsminiſter, deſſen Caracter. 33*.
Profeſſor G * * deſſen Abbildung. 218. Galanterien ſeiner Frauen. 220.

R.

Raufſtreit zwiſchen zweyen Weibsbildern. 56.

Ravannes, deſſen Memoires. 104.
S. Real, Abt, von deſſen Anmerkung über den Scipio. 179.
Regenſpurg, Beſchreibung dieſes Orts. 76. 82*.
Regent in Frankreich, deſſen Hof. 99*. Pasquile die man auf ihn verfertiget. 102*.
Reinlichkeit der Holländer. 108*.
Reichthümer ohne Policey ſind ſchädlich. 116*.
Reichshofrath in Wien. 15*.
Reiſebeſchreibung nach Savoyen und Turin. 142*.
Republick, wie es darinn ausſehen muß. 110*.
Richter, ob ſie unter die Beitzhälſe gehören. 38.
Ripailles, Beſchreibung davon. *
Ruyter, Admiral, deſſen Begebenheit. 59.
Rouſſeau, ein Poet. 118.

S.

Sachſen, ihr Character. 40*.
Sadeur vom Land der Hermaphroditen. 43.
Sächſiſches Blut, das ſchönſte in Teutſchland. 39*.
Savoyen, Beſchreibung von dieſem Land. 162*.
Schannat, Abt, deſſen Abſchilderung. 278.
Schauſpiele am ſächſiſchen Hof. 48*.
Scheinheilige Frau, derſelben Abſchilderung. 121.
Schreibart auf dem Reichstag. 81.
Schweitz, deſſen Abbildung. 129*
Schweitzer, ihr Caracter. 131*. ihre Sitten. 135*. ihre Sprache. 138*. ihre Kriegsverfaſſung. 140*.
Scipio, deſſen ungemeine Tapfferkeit. 176.
Seſoſtris, deſſen närriſcher Hochmuth. 54.

Soldat, der vernünftige. 74.
Sophaſter, ein gelehrter Grillenfänger. 76.
Spanier haben einen hohen Geiſt. 139.
von Spork, Graf, deſſen Abbildung. 246.
Statthalter, dörfte den Holländer nicht ſchaden. 110.
von Stein, Grafen, deſſen Patent. 209.
Steinheil, churſächſiſcher Miniſter deſſen Caracter. 265. deſſen lateiniſche Steinſchriften. 168.
von Suhm, königl. polniſcher Geſandter, deſſen Caracter. 197.
Sylvander, ein empfindlicher Menſch. 45.

T.

Taſſo beſchreibet die wahre Hoheit. 141.
Theophraſt, ein Sittenmahler. 5.
von Teſchen, Fürſtin, ihr Caracter. 191.
Teufelsbanner, der fromme, deſſen Abbildung. 61.
von Theiſſier, Reisgefährte nach Turin. 158*.
Thomaſii Meynung von den Affecten. 11.
Tiron, ein vernünftiger Soldat. 74.
Tonon, eine Beſchreibung dieſer Stadt. 148*.
Treckſchuyten in Holland ſind eine bequeme Art zu reiſen. 108.
Trunkenheit. 69.
Turenne, deſſen Caracter. 173.
Turin, Beſchreibung davon. 163*.

U.

Utrecht iſt ein ſehr angenehmer Ort. 121*.

V.

Verfaſſer, deſſen Abbildung in der Jugend. 8.

Verliebte Weiber ſind beſſer als zänckiſche und ſcheinheilige. 121.
Verſailles iſt ein zuſammengeſtückeltes Gebäude. 106.
Voltaire, deſſen ſchwediſcher Held iſt ausſchweiffend eigenſinnig. 94.

W.

Wankelmuth, Abbildung einer Wanckelmüthigen. 51.
von Wackerbart, Graf als deſſen Haus im Feuer aufgieng, eine Steinſchrifft. 273.
Weltweiſen. zwey ungleiche. 76.
Wetzlar, Beſchreibung dieſes Orts. 68*.
Wiſſenſchafften koſten nichts bey klugen Leuten. 23.
Witz, deſſen verſchiedene Eigenſchafften. 109.
macht öfters unglücklich. ib.
Wohllüſtig, Abbildung eines Wohllüſtigen. 41.

Z.

Zankwiz, deſſen Abbildung. 30.
Zänkiſche Weiber ſind am ſchlimmſten wann ſie auch ſcheinheilig ſind. 122.
Zeit, ihre wichtige Benutzung. 63.
von Zinzendorf, Graf, deſſen Caracter. 290.
Zuſammenhang aller Dinge. 14.

Bayerische Staatsbibliothek München

Kleine
Staats-Schrifften,

welche

bey Gelegenheit der

Wahl und Krönung
Carl des Siebenden

und

andern Begebenheiten ſind aufgeſetzt worden.

Des

Herrn von Loen

gesammlete

Kleine Schrifften:

Besorgt und heraus gegeben

von

J. C. Schneidern.

Zweyter Theil.

Franckfurt und Leipzig.
Zu finden bey Philipp Heinrich Huttern.

Dem

Erlauchten, Hochgebohrnen

Reichsgrafen und Herrn,

HERRN

Friedrich Alexandern,

Regierenden Grafen zu Wied,

Herrn zu Runckel und Isenburg ꝛc. des
Reichsgräfl. westphälischen Collegii
hohen Herrn Director

Meinem gnädigsten Grafen
und Herrn.

Erlauchter,

Hochgebohrner Reichsgraf,

Gnädigſter Graf und Herr,

Wenn ich die Kühnheit, Ew. Hochreichsgräfl. Excellenz gegenwärtige Schrifft unterthänigſt zuzuſchreiben, entſchuldigen müſte, ſo würde ich mich theils allgemeiner, theils beſondrer Gründe bedienen können, welche mich darzu veranlaſſet haben. Ich würde Deroſelben großmüthige

Liebe und Huld vor die Künſte und Wiſſenſchafften zu erheben ſuchen: Und welch ein weites Feld hätte ich nicht hier vor mir, von Dero erhabnen Eigenſchafften und Tugenden zu reden? Allein ich kann dergleichen allgemeine Bewegungsgründe getroſt fahren laſſen, da ich weit nähere Urſachen habe, die mich zu ſolcher Unternehmung beſtimmet haben.

Die Schrifft, welcher ich Ew. Hochreichsgräfl. Excellenz erlauchten Namen vorzuſetzen mich

mich unterſtehe, iſt von einem wahren und beſtändigen Verehrer Dero erhabnen Perſon, nemlich vom Herrn von Loen: Sie iſt die neuſte Frucht ſeiner gelehrten Ruhe. Ich weis, daß Dieſelben alle Schrifften, welche bishero von ihm an das Licht getreten ſind, ſelber leſen und Ihres hohen Beyfalls würdigen. Ja es iſt mir über dieſes bekannt, wie viele und ausnehmende Güte und Großmuth Dieſelben vor den Herrn von Loen und deſſen gantzes Hauß zu hegen geruhen.

Ich habe es zu mehrern malen von demſelben mit vieler und lebhaffter Empfindung bezeugen gehört und bin durch die Erzehlung davon allemal ſelber aufs neue zur Verehrung Dero groſſen Tugenden ermuntert und angereitzet worden. Dieſes macht mich alſo um ſo viel ſichrer hoffen, daß Ew. Hochreichsgräfliche Excellenz dieſe Schrifft gnädigſt aufnehmen werden. Endlich ſoll mir dieſe Gelegenheit auch darzu dienen, daß ich Ew. Hoch-

Reichs-

Reichsgräflichen Excellenz vor die gnädigſte Geſinnung, welche Sie vor mich hegen, unterthänigſten Danck abſtatte und bezeuge, daß ich bereit ſey, mich Deroſelben großmüthiger Gnade durch meine unterthänige Dienſtfertigkeit auf alle mögliche Art würdig zu machen und nur Dero gnädigſte Befehle erwarte, durch deren Vollſtreckung ich die ehrerbietige Verehrung und Unterwürffigkeit an den Tag legen kann,

mit welcher ich mich inzwiſchen zu unterzeichnen die hohe Ehre habe, als

Erlauchter,

Hochgebohrner Reichsgraf,

Ew. Hochreichsgräfl. Excell.

Meines gnädigſten Grafen und Herrn

unterthänigen Knecht,

Joh. Caſpar Schneider.

roB

Vorbericht

des Herausgebers.

Als ich im vorigem Jahre in der Oſter-meſſe Sr. Hochwohlgebohrnen des Herrn von Loen kleine Schrifften der gelehrten und artigen Welt in die Hände geſpielet hatte, habe ich kein Wort davon ſagen mögen, daß dieſer zweyte Theil nachfolgen würde, ob mir gleich vom Herrn von Loen die Erlaubnis darzu bereits halb und halb ertheilet war. Ich hatte aber doch nichts vor gewiß verſprechen wollen, ehe

ich

ich völlig im Stande war, die Verſprechung zu erfüllen. Jezo nun, da ich die Ehre habe dieſen zweyten Theil der gelehrten Welt zu übergeben, geſchiehet es mit deſto gröſſerm Vergnügen, je mehr es ſich gezeiget hat, daß ſich ſolche Schrifften des geneigteſten Beyfalls getröſten dörfen. Denn die Auflage des erſten Theils iſt dieſes Jahr völlig vergriffen worden, daß der Herr Verleger würcklich bereits Anſtalten zu einer neuen Auflage vorgekehret hat. Solche gute Aufnahme und die häufigen Lobſprüche, welche dieſen kleinen Schrifften von vielen der anſehnlichſten Gelehrten, ſowohl in gelehrten Zeitungen und Vorreden, als auch mündlich und in Briefen ſind ertheilt worden, beſtimmen ihren Werth zur Gnüge, und laſſen mich hoffen, daß dieſer zweyte Theil eben ſo geneigt werde aufgenommen werden.

Dieſer beſtehet aus lauter Sendſchreiben; und finde ich vor nöthig etwas weniges von ihnen zu erinnern. Der Herr Verfaſſer hat

den

den meiſten Theil davon aus den *Lettres curieuſes d'un Gentilhomme allemand* genommen, welche Er bey Gelegenheit der Wahl und Krönung Kayſer Carl des Siebenden heraus gegeben hatte. Er hatte ſich damals als einen Fremden geſtellet, welchen die Neubegierde in hieſige Stadt getrieben hätte, um die groſſen Feyerlichkeiten bey der Wahl und Krönung mit anzuſehen. Unter ſolchem Caracter nun ſchrieb er an ſeinen Freund alles, was nach und nach merckwürdiges vorgefallen und wovon Er ſelber ein augenſcheinlicher Zeuge geweſen iſt. Uberall begleitet Er ſeine Erzehlungen bald mit politiſchen, bald mit moraliſchen Anmerckungen. Daß Er ſich unter der Maske eines Fremden verſtecket hatte, gab Ihm die Erlaubnis viel freyer zu ſchreiben, als wenn Er ſeinen Namen bekannt gemacht hätte. Die *Lettres curieuſes* waren auch ſo glücklich, daß ſie ſchon zu derſelben Zeit ſo hurtig vergriffen wurden, daß längſtens kein Stück mehr davon aufzubringen war.

Vorbericht.

Diesen Briefen sind noch einige andre kleine Aufsätze beygefüget worden, welche aus eben der Feder geflossen sind und gleich wichtige Materien abhandeln. Ohne Zweiffel werden viele Leser wünschen, daß der Herr Verfasser auch die Umstände der Wahl und Krönung der jetzo glorwürdigst regierenden kayserl. Majestät in ihrer Ordnung mitgenommen und auf gleiche Art erzehlet hätte, weil er derselben ebenmäßig mit beygewohnet hat. Allein Er hat noch nicht die Zeit gehabt, solche aufzusetzen; nachdem Ihn seit dem viele andre Geschäffte überfallen haben, denen er sich nicht wohl hat entziehen können.

Ich glaube übrigens nicht nöthig zu haben, vieles zum Lobe dieser gesammleten Schrifften zu sagen. Ein jeder vernünftiger Leser wird beym ersten Anblick erkennen, daß der Herr Verfasser die Verbesserung der Sitten und die Wohlfahrt des gemeinen Wesens sein einziges Augenmerck hat seyn lassen. In solcher Absicht hat Er überall-

all hiſtoriſche, moraliſche und politiſche Anmerckungen und zwar in ſolcher Abwechſelung angebracht, daß man derſelben weder überdrüßig wird, noch auch ſagen kann, daß ſie an den unrechten Orten angebracht wären. Durchgängig aber hat ſich derſelbe als einen gewiſſenhafften Geſchichtſchreiber und wahren Patrioten bewieſen, deſſen redliche und unverfälſchte Abſichten aus allen Zeilen hervor leuchten. Die Liebe zur Wahrheit und die patriotiſche Geſinnung machen auch in der That die Haupt-Eigenſchafften ſeines Gemüthes aus. Die Stelle aus dem Erasmus ſchickt ſich vortreflich auf dieſe Schrifften ſowohl, als auf ihren Herrn Verfaſſer: *Admonere volumus, non mordere, prodeſſe non ladere, conſulere moribus Hominum, non officere.*

Ich füge zum Beſchluß noch dieſe Verſicherung bey, daß der dritte Theil von dieſen kleinen Schrifften, welcher den Beſchluß machen wird, eheſtens nachfolgen ſoll. Es werden darinnen allerhand vermiſchte Ma-

terien vorkommen, welche in die Sittenlehre, in die Geſchichte und in die Weltweisheit einſchlagen. Alle und jede ſind ſo beſchaffen, daß man ſich den Beyfall der Liebhaber und Kenner ſolcher Art Schrifften gewiß und zum voraus verſprechen darf.

Geſchrieben zu Franckfurt am Mayn,
in der Oſtermeſſe 1750.

Der Herausgeber.

Verzeichniß

der Briefe, welche in dieſem Bande enthalten ſind:

I.

Von den Anzeigungen des Kriegs. Pag. 1

II. Von der Zuſammenkunfft zu Franckfurt am Mayn. 9

III. Beſchreibung der Stadt Franckfurt. 17

IV. Von der göldnen Bulle. 34

V. Ueber die Verfaſſung im Reiche. 42

VI. Allerhand Neuigkeiten. 64

VII. Entdeckte Anſchläge wegen einer bevorſtehenden Wahl eines Kayſers. 78

VIII. Allerhand Neuigkeiten. 87

IX. Des Grafen von Montijo prächtige Luſtfeſte, nebſt andern Neuigkeiten. 98

X. Ueber die Sitten der heutigen Welt, nebſt einigen Anmerckungen. 122

XI. Allerhand Neuigkeiten von dem Wahltag. 139

XII. Verſchiedene Neuigkeiten. 160

XIII. Von dem öffentlichen Einzug des Grafen von Belleisle und anderen Begebenheiten. 169

XIV. Einzug des Churfürſten von Cöln und darauf erfolgte Wahl des römiſchen Königs. 182

XV. Beſchreibung der vielen Fremden und ihres Prachts: Einzug des römiſchen Königs und andre Dinge. 190

XVI. Von den Vortheilen der Stadt Franckfurt in Anſehung der vielen Fremden und ihres groſſen Aufwands. 201

XVII. Von der Krönung des Kayſers. 210

XVIII. Unterſuchung ob die genaue Freundſchafft mit den Franzoſen dem Reiche vortheilhafft ſey. 230

XIX. Die Krönung der Kayſerin. 243

XX. Entwurff einer weiſen Regierungsart nach dem Grundriß eines groſſen Königs. 257

XXI. Beſchreibung der franzöſiſchen Armee unter dem Marſchall von Maillebois. 267

XXII. Von dem kayſerlichen Hof in Franckfurt. 279

XXIII. Der traurige Winter am kayſerlichen Hof. 286

XXIV. Ankunft der engländiſchen und hannöveriſchen Völcker. 290

XXV. Die Schlacht bey Dettingen. 302

XXVI. Von den Begebenheiten nach der Schlacht bey Dettingen. 315

XXVII. Anmerckungen über das Schreiben eines fränckiſchen von Adel. 324

XXVIII. Uebergang der Alliirten über den Rhein. 339

XXIX. Von der Gerechtigkeit des Kriegs. 348

XXX. Er-

XXX. Erörterung der Frage : Ob die Teutſchen wohl thun, daß ſie den Franzoſen nachahmen? 396

XXXI. Einige Anmerckungen über die Anforderungen der Reformirten in Franckfurt wegen einer Kirche. 415

XXXII. Das Lob der Bankeruttirer. 436

XXXIII. Von den Urſachen des Geldmangels, und den Mitteln ſolchem zu begegnen. 453

XXXIV. Grundfeſte der wahren Staatskunſt. 473

XXXV. Von der Vereinigung der Proteſtanten, und wie leicht ſolche wäre, wenn man die Controverſien abſchaffte. 480

I. Brief.

Von den Anzeigungen des Kriegs.

Non ſolum adventus belli ſed metus ipſe adfert calamitatem. &c.

Sie, mein Herr, Sie wollen ihr Landgut verlaſſen und ihre Sicherheit hinter unſern Wällen ſuchen? Sie glauben Hannibal (*). Man redet von nichts als Krieg. Man wirbt allenthalben Soldaten. Man verbietet die Ausfuhr der Früchte. Man iſt beſchäftiget einen neuen Kayſer zu

(*) Hannibal ante portas.

wehlen. Das Haus Bayern macht Anſprüche auf die oeſterreichiſche Länder. Der König in Preuſſen rücket mit einem Heer von 30. tauſend Mann in Schleſien. Die Erbfolge wegen Jülich und Berg iſt auch noch nicht ausgemacht. Alle dieſe Umſtände ſcheinen uns in der That einen Krieg über den Hals zu ziehen; allein, wir haben, ſo GOtt will, in unſern Gegenden nichts zu befürchten. Der Mangel der ſich bey uns äuſſert, ſchützet uns gegen alle feindliche Einfälle: Der Soldat findet bey uns nichts zu zehren, und wenn wir nicht zuvor ein paar gute Erndten machen, ſo ſehe ich nicht, wie zwey Kriegsheere bey uns ihren Unterhalt finden und ſich mit guter Manier herum rauffen könten.

Stellen Sie ſich ein Kriegsheer vor, welches in Bewegung iſt: wie alles darüber mit Schrecken und Jammer erfüllet wird. Wie es raubet und plündert: wie es alles in Unordnung und Verwirrung ſetzet, und durch keine Geſetze ſich einſchräncken oder binden läſſet. Wo beydes, Freunde und Feinde, das Land verwüſten, und Saat und Feld und Weinberge verderben; mit einem Wort, wo alles der Wuth des Kriegs und dem Muthwillen des Soldatens ausgeſetzet iſt. Solten wir wohl dergleichen Ubel in unſern Gegenden noch zu gewarten haben. O gewiß! wir ſind verdorben genug. Man darf ſich nicht mehr die Mühe geben, uns noch weiter zu verderben. Unſre Ba..ren müſſen ihre Kartofeln anſtatt des Brods eſſen: ſie haben

nichts

nichts mehr als ihre elenden Hütten und ein armes Leben zu verlieren. Unſere meiſte groſſe Herren haben auch ihre Haushaltungen meiſtentheils ſo eingerichtet, daß es nicht wohl ſchlimmer für das Land ſeyn kann.

Was den König in Preuſſen betrifft, ſo mag er thun was er will, wir werden uns in ſeine Händel nicht mengen. Er iſt ein kluger Fürſt. Er weiß wie man Geld und Volk benutzen kan. Er weis, daß die Königin von Ungarn beydes vonnöthen hat: er bietet ihr beydes an. Es iſt wahr, daß die Art, womit er ſolches thut, ein wenig auſſerordentlich ſcheinet; wir dürfen aber von einem ſo groſſen König nichts anders, als was gerecht iſt, erwarten.

Wir haben noch eine andere Furcht von Seiten der Franzoſen, unſrer Nachbarn. Sie haben weder Mangel an Geld noch an Truppen. Sie haben ihre Magazinen angefüllet und ſcheinen mit einer guten Neigung umzugehen, ſich der Verwirrungen im Reich zu ihrem Vortheil zu bedienen; allein laſſet uns dieſe Furcht bey Seite ſetzen. Die Franzoſen ſind ehrliche Leute. Der alte Cardinal Fleury hat ihnen gewieſen, wie man chriſtlich und beſcheiden gegen den Nächſten ſeyn ſoll. Ihr Eroberungsgeiſt iſt durch die vier letzte Friedensſchlüſſe mit uns ziemlich vergnügt worden. Alle unſere europäiſche Mächten ſetzen ihnen das non plus ultra entgegen. Die Chriſtenwelt kennet, GOtt

ſey Danck, noch wohl, was ihr zuträglich iſt; ich bin gewiß, was ſie auch immer thun mögen, ihre Gränzen zu erweitern, ſo werden die europäiſche Machten ſolches doch nimmer zugeben. Ihre Staatsverfaſſung ſelbſt leidet keine weitere Ausdehnung. Ihre Macht iſt fürchterlich genug, den Nachbarn Geſetze vorzuſchreiben und gegen ihre Unternehmungen ſich in Sicherheit zu ſetzen. Was können, was wollen ſie weiter noch wünſchen, als ihrer Glückſeligkeit im Frieden zu genieſen.

Dieſes ſind auch, mein Herr; die würdige Abſichten des vortreflichen Prälatens, welcher in Frankreich das Steuerruder ſo weislich führet. Dieſe Staatsregeln werden auch nach ſeinem Tod noch gutgeheiſſen werden, wenn wir anders dieſes zum Grunde ſetzen, daß Frankreich auch ferner ſolche Miniſters haben werde, welche den wahren Nutzen des Königs und ſeines Volkes einſehen.

Sie vermuthen auch, daß ein heimliches Verſtändniß zwiſchen dem franzöſiſchen und bayeriſchen Hofe ſey, und daß der erſtere die Anſprüche des letztern unterſtützen werde. Es iſt allerdings wahrſcheinlich, daß das Haus von Bayern bey dermaligen Umſtänden nicht ohne einen mächtigen Beyſtand ſeyn werde.

Dem ſey aber wie ihm wolle, Frankreich mag ſich laut der pragmatiſchen Sanction auf die

Seite des Hauſes Oeſterreich ſchlagen, oder ſich für die Anſprüche des Hauſes Bayern erklären. Es mag der König von Pohlen, oder der Churfürſt von Bayern, oder der Herzog von Lothringen, oder ein andrer Fürſt Kayſer werden. Es mag der König von Preuſſen einen Theil von Schleſien wegnehmen, oder dieſes ſchöne Land als ein ſchätzbares Kleinod, in der Crone von Böhmen bleiben. Alles dieſes richtet uns hier nicht an. Wir werden uns nicht in dieſe weitläuftige Sachen mengen: ſie werden wohl ohne uns können ausgemacht werden. Man laſſe uns in Frieden. Wir wollen den Kayſer verehren, den uns der Himmel und die Churfürſten geben werden: dieſer mag ſodann als der oberſte Richter, zuſammt den Ständen des Reichs, die übrige Händel ſchlichten. Sehet, mein Herr, wie alles gut gehen kann. Wenn man den Krieg nicht liebet, ſo iſt der Friede hurtig gemacht: und es iſt kein Streit ſo verwirrt, welcher nicht könte leichtlich beygeleget werden, wenn man anders geneigt iſt denſelben beyzulegen.

Sie hören doch, mein Herr, den unvergleichlichen Vorſchlag, den ich vor einigen Tagen alhier in einem Caffeehauſe mit angehöret habe. Ein ſtattlicher Bürger, der die Glückſeligkeit des Kaufhandels in ſeiner Miene vorſtellig machte; ſaſe an einer groſſen Tafel neben andern ſeines gleichen: er hielt in der einen Hand eine lange Tobackspfeiffe, in der andern aber das Zeitungs-

blat. Er ſprach von den gegenwärtigen Zeitläuften. Er gab ſich dabey das Anſehen eines alten römiſchen Dictators. Dieſes Anſehen vermehrte ſich durch die Menge ſeiner Zuhörer. Ein ganzes dutzend Köpfe, die einen halben Circkel um den ſeinigen herum formirten, gaben ihre Ohren zum beſten.

Es war dazwiſchen kein Raum mehr, den meinigen mit einzuſchieben; allein zum Glück ſprach der groſſe Redner ſo vernehmlich, daß ich etwas entfernt kein Wort von ſeinem Vortrag verlohr. Es ſind ungefehr zwanzig Jahre, ſagte er, daß ich zu Worms im Poſthauſe abſtieg. Gleich nach mir kam ein Fremder, der ſehr wohl ausſahe. Er trat in das Zimmer, worinn ich war, und nachdem er mich höflich begrüſſet hatte, ſprach er mit mir über allerhand Sachen wohl eine halbe Stunde lang. Ich fande, daß er die Welt kannte und dabey recht wohl zu leben wuſte. Er ſetzte ſich darauf wieder in ſeine Reiſekutſche, und ich wünſchte ihm ohne weitere Ceremonien, eine glückliche Reiſe. Der Wirth, da er hörte daß ich dieſen Herrn nur als einen Monſieur tractirte, entdeckte mir, daß es der König Stanislaus geweſen ſey. Ich hatte mich dermaſſen verwundert, eine ſo groſſe Leutſeligkeit bey einer ſo hohen Perſon zu finden, daß ich ſeitdem ſtets dieſem freundlichen Herrn bin ergeben geweſen. Ich misgönnte zwar nachgehends die pohlniſche Crone nicht dem würdigen Sohn des groſſen Auguſts: ich hätte ſie

aber

dem Könige Stanislaus doch eben ſo wohl gewünſchet; ja wann es auf mich ankäme, ſo würde ich ihm ſolche noch auf das Haupt ſetzen.

Uber dieſe Worte erregte ſich unter den Zuhörern ein groſſes Gemurmel. Es verdroß einige dieſer ehrlichen Leute, daß man ſich erkühnete, ſo frey von einem franzöſiſchen Bundsverwandten zu ſprechen. Was ſoll dann der Churfürſt von Sachſen werden, fragte einer von der Geſellſchafft? Kayſer, antwortete der groſſe Staatsmann mit einem aufgeheiterten Geſicht, und der Churfürſt von Bayern? fragte ein anderer; König in Böhmen, war deſſen Antwort. Sehet, fuhr der vortrefliche Mann fort, wie ich die Sachen vergleichen wolte. Mähren und Oberſchleſien lies ich der Königin von Ungarn. Niederſchleſien nebſt einem Theil von Jülich und Berg, davon Pfalz das übrige behielte, könnte man dem Könige von Preuſſen laſſen: ſo könten ſie alleſammt zufrieden ſeyn, und einer dem andern wegen zukünftiger Beeinträchtigung Gewähr leiſten. Der wiener Hof würde dabey zwar verlieren, aber doch lange nicht ſo viel, als ihm ein koſtbarer Krieg dürfte zu ſtehen kommen. Die Königin von Ungarn würde einem Verwandten, der auf ihre ganze Erbſchafft eine Rechtsforderung macht, etwas von ihren Ländern abtreten und mit noch einigen andern ſich einen Freund machen, der im Stand iſt ihr diejenige Hülfe zu leiſten, deren ſie benöthiget iſt.

Ich muſte heimlich die Ausſprüche dieſes weiſen Mannes bewundern. Ich fand darinnen die geſunde Vernunft eines ehrlichen Biedermannes, und ich glaubte, daß man allenfalls dieſes politiſche Orakel um Rath fragen ſolte, ehe man zu den Waffen ſchritte, davon der Ausgang ungewiß, das Elend aber unvermeidlich iſt.

Ich bin mit einem freyen und aufrichtigen Hertze

Mein Herr,

Den 12. December 1740.

Dero ergebenſter und gehorſamſter Diener

II. Brief.

II. Brief.

Von der Zuſammenkunft zu Franckfurt am Mayn.

Quis neget eximiam quoque gloriam ſæpius Fortunæ quam Virtutis eſſe beneficium. *Q. Curtius Lib. VIII.*

Mein Herr,

Es ſind bereits drey Wochen verfloſſen, daß ich hier angelangt bin, und ich habe Ihnen noch nicht geſchrieben. Ich bitte ſie deswegen um Vergebung. Unſer Geſandſchaffts-Secretarius gibt Ihnen wochentliche Nachrichten von hier. Ich habe Ihnen deswegen nicht ehender ſchreiben wollen, als bis ich einige Bekantſchafften würde gemacht haben. Erwarten Sie aber ja nicht von mir, daß ich Ihnen mit ſolcher Freyheit ſchreiben werde, als ich gewohnt bin mit Ihnen zu ſprechen. Meine Briefe mögten in andere Hände kommen und mir eine Verantwortung zuziehen. Man macht noch aus allen Sachen ein Geheimniß. Man hat darzu groſſe Urſache, denn es wird hier in der That auch noch nichts vorgenommen.

Ich habe unterdeſſen mit groſſem Vergnügen diejenige Briefe geleſen, welche von der Königin von Ungarn wegen Schleſien ſind geſchrie-

ben worden. Mich dünkt man habe niemals ſo gute Federn in Wien gehabt. Man findet darinnen nicht allein die öſterreichiſche Majeſtät, ſondern auch das Schöne und Feine, welches eine Schreibart rührend macht. Man führet darinnen eine groſſe Königin redend ein, welche ſich über einen der vollkommenſten Könige beklaget, daß er ſie mit Unrecht beleidigte: dieſe Klagen ſind ſo lebhaft, ſo grosmüthig und doch auch zugleich ſo zärtlich bewegend angebracht; daß man dadurch auf ihre Seite gezogen wird, ohne die Gerechtigkeit ihrer Sache zu unterſuchen.

Die wieneriſche Canzley hatte ſonſt in Anſehung ihrer Schreibart keinen gar groſſen Ruhm. Man fand ſolche insgemein allzuſchwülſtig und aufgeblaſen. Man überhäufte die Perioden mit aufeinander gethürmten Wörtern, und ſchob immer einen Satz in den andern, dergeſtalt daß dadurch der Sinn nothwendig ſchwer auseinander zu ſetzen und zu verſtehen war. Alles war darinnen hoch, dunkel, weithergeſucht und verwirrt untereinander, doch müſſen wir hiervon die Aufſätze eines Strallendorffs, Glandorfs und einiger andern ausnehmen.

Sie wiſſen, daß die bloſe Hoheit bey mir keinen groſſen Eindruck macht. Eine reich in Gold oder Silber eingehüllte Excellenz, die in einem prächtigen Wagen mit ſechs ſtolzen Pferden daher fähret und mit einem Trupp galonirter

Be-

Bedienten umgeben ist, bedeutet bey mir nicht mehr als ein andrer ehrlicher Mann, der sich in einer rostigen und klappernden Lehnkutsche zeiget, die von zwey elenden Roßinanten gezogen wird; wo ihn nicht gar seine schlechte Einkünfte nöthigen, demüthig zu Fuß zu gehen, und in dem Gewühl des Pöbels sich zu verlieren. Nichts als ein wahres Verdienst kann mich zur Ehrerbietung zwingen und bey mir eine Hochachtung erwecken. Dieses ist, wie Sie wissen, meine Art zu denken. Ich weis aber, daß man anders zu reden und zu schreiben pflegt. Es giebt keine heßliche Prinzeßinnen; alle grosse Herren haben vortreffliche Eigenschaften und unter den Reichen findet man keine Thoren.

Ich war kaum in dieser Stadt angelanget, so kam ein Feuer in der Küche des französischen Abgesanden aus. So viel Mühe und Arbeit auch die arme Küchenbedienten nahmen, dieses Feuer zu löschen, so machte doch die schlechte Baukunst dieses aus lauter Brettern zusammen gefügten Gehäusses, dieselbe fruchtlos. In einer viertel Stunde Zeit flog das Gebäude mit allen seinen Braten und Leckerbissen in die Luft. Zum Glück gieng gar kein Wind, und man hatte weiter keinen Schaden, als den Schrecken. Die Einwohner dieser Stadt machten unterdessen mit ihren Trommeln, Feuerhörnern, Spritzen und andern Brandanstalten einen greulichen Lermen. Das gemeine Volk schalt und fluchte auf die Franzosen, als ob sie

ihre

ihre Stadt hätten wollen in Flammen setzen. Mir wiederfuhr gleiche Ehre, als ich mit einem guten Freund durch eine enge Strasse gieng, und mit ihm französisch redete. **Seh das sin aach Franzuse**, lauteten die Worte, **mer soll dei Schelme all ins Feur werffe**. Sie können denken, daß wir hierauf bey unsrer deutschen Sprache mehr Sicherheit fanden. Es ereignete sich im übrigen keine weitere Unordnung. Ich wolte dafür ein andermal nicht gut sprechen. Der Pöbel ist hier ziemlich wild und heftig wieder die Franzosen aufgebracht. Es ist noch nicht lang, daß die hiesige Schreiner auf offener Strassen allerhand von Holz gemachte Geräthschaften, welche dem französischen Gesanden zustunden, in Stücken zerschmissen, und dieses alles, ohne zuvor sich wegen dem Völkerrecht zu erkundigen. Der Magistrat überlies diese Leute der gerechten Ahndung des Marschalls von Belle-Isle, der bey diesen Umständen eine christliche Vergebung für klüger hielte als eine hochmüthige Rache.

Die Vorläuffer dieser Gesandschaft zeigen noch nichts von dem Glan; und Pracht davon uns die Zeitungen so grosse Einbildungen machen; doch scheinen die Anstalten diese Erwartung zu rechtfertigen.

Sie haben schon drey der grösten Wohnungen in dieser Stadt gemiethet, worinnen sie sehr vieles bauen und verbessern lassen. Man hat

noch

noch von keiner Gesandschaft so viel reden hören: sie soll diejenige noch weit übertreffen, welche man zu den Zeiten des Kayſers Leopolds hier gesehen hat, und von welcher wir in den Geſchichten des Herzogs von Grammond sehr lustige Stellen finden. Allem Ansehen nach dürfte bald dieſer Ort ein Schauplatz der wichtigſten Handlungen in der Welt abgeben.

Der spaniſche Gesande, Graf von Monyo, macht sich hier durch seinen grosmüthigen Aufwand und durch seine leutselige Manieren sehr bewundern: seine Libereyen, seine Geſchirre, sein ganzer Aufzug, alles ist prächtig, schön und wohl ausgesucht. Er ist klein von Person, aber wohl gebildet: er hat ein lebhaftes Aug und eine frische Farbe, welche er aber, wie einige vorgeben wollen, mit einer gewiſſen Essenz, damit er den Wirbel beſtriche, zuwegen brächte. Ich hatte ihn einsmahls des Morgens unangekleidet gesehen, da hatte er wirklich nur die Farbe seines Landes.

Der päbstliche Nuncius, Prinz Doria, macht ebenfalls hier eine schöne Figur, ob man gleich nicht sagen kann, daß er etwas zu weit getriebenes und vorleuchtendes wolte blicken lassen. Er macht dem päbstlichen Stuhl und dem geiſtlichen Stande viel Ehre. Er hat einige Herren Geiſtlichen unter seinem Gefolge von besondern Verdiensten. Er ist von Person länglich, schmal, mager, blaß von Farbe und sieht ehe

einem

einem frommen Mann, als wollüſtigen Prälaten gleich.

Die übrige Geſanden, welche ſich hier befinden, haben zwar alle einen repräſentirenden Caracter, ſie ſind aber meiſtens nur darzu ernennet, um die zweyte oder dritte Stelle der Wahlgeſanden zu beſetzen. Von Seiten Chur-Maynz ſind ſolche der Freyherr von Groſſchlag und der Canzler, Herr von Benzel. Von Seiten Chur-Trier, der Herr von Spangenberg. Von Seiten Chur-Cölln, der Herr von Syrsdorff, der andre war der Graf von Metternich, welcher vor drey Wochen hier geſtorben iſt. Von Seiten Chur-Böhmen, der Freyherr von Brandau und der Reichshofrath Herr von Wucherer. Von Seiten Chur-Bayern, der Graf von Königsfeld. Von Seiten Chur-Sachſen, der Graf von Schönberg. Von Seiten Chur-Brandenburg, der Herr von Broichs. Von Seiten Chur-Pfaltz, der Herr von Reiners und von Seiten der Chur Hannover, der Herr von Hugo.

Der Reichs-Erbmarſchall, Graf von Pappenheim findet ſich gleichfalls mit ſeiner ganzen Hofhaltung allhier, und der Herr von Blondel, königl. franzöſiſcher Geſander hält ſich bald hier, bald an einem der benachbarten Höfe auf.

Auſſer dieſen Geſanden ſiehet man noch wenig

nig groſſe Herren allhier. Die Herren Geſandten ſcheinen dabey ziemliche lange Weile zu haben. Der alt fürſtlichen Höfe ihre machen noch die meiſten Bewegungen, und halten fleißig ihre Zuſammenkünfte, nicht allein hier in der Stadt, ſondern auch zu Offenbach, welches ein groſſer, dem Grafen von Iſenburg Birſtein zugehöriger Flecken, und eine Stunde hier von der Stadt gelegen iſt.

Das Wetter iſt noch über die maſſen rauh: es ſcheinet, als ob es erſt nach dem Winter zugienge. Die Gebürge ſind noch mit Schnee bedeckt, und man ſiehet weder in den Gärten noch auf dem Felde die lieblichen Vorboten eines frohen Lenzens. Die Italiäner und Spanier bilden ſich ein, in einem der kälteſten Länder von Norden zu ſeyn und unſre zärtliche Nachbarn, die Franzoſen, ſind gleichſam auf einmal von den Straſſen verſchwunden. Wenn man ja welche noch erblicket, ſo ſchlingen ſie die Arme unter der Bruſt zuſammen, hängen den Kopf wie ein Schilf und ſingen für lauter Tapferkeit, um die Kälte zu ſchimpfen. Einige, die über 30. bis 40. Meilen nicht von hier zu Hauſe ſind, bilden ſich ein, daß ſie von hier nicht weit mehr nach Siberien hätten, weil die Stadt Frankfurt ungefehr mit dieſen Zobel-Ländern einerley Clima hätte. Kurz, die Natur ſcheint ein wenig in Unordnung gerathen zu ſeyn, wenn anders nicht gar unſre Weltkugel, wie es ſchon vor einigen Jahren gewiſſe Naturforſcher zu Paris be-

obachtet haben, ſich mehr nach Norden zugewendet hat, welches aber die Calendermacher nimmer mehr zugeben werden, weil ſonſt ihre ganze Kunſt in Anſehung der Planeten, Sonn- und Mondfinſterniſſen, guten und böſen Tagen und andern dergleichen Verkündigungen keinen ſichern Grund mehr haben würden. Ich glaube vielmehr, daß weil es auf unſerm Welttheil etwas unordentlich ausſiehet, dieſe Unordnung auch ihre Einflüſſe mit auf das Wetter haben dürffte, denn in der Natur iſt ein ſo groſſer Zuſammenhang, daß immer ein Ding auf das andre wirket.

Wann unſre Churfürſten nicht mehr Eifer blicken laſſen, dem Reich ein neues Oberhaupt zu geben, ſo dörfte ich allem Anſehen nach noch einen guten Theil des Sommers auf dem Lande zubringen und doch hier wegen der Kayſerwahl nichts verſäumen. Ich bin,

Mein Herr /

Frankfurt, den 29.
April. 1740.

Dero gehorſamſter und
ergebenſter Diener.

III. Brief.

Beſchreibung der Stadt Franckfurt.

Dives opum mundi microcosmus Martia muris
Germana Aonidum Filia Mercurii
Et clara emporio & rerum penuria cella eſt
Urbs a Francorum ſic vocitata vado.
Cui nil Di ſuperi, cui nil natura negavit
Nam ſi quæ deſunt nec ſibi mundus habet.

Guneh. Ligurin.

Mein Herr,

Die ſchöne Zeit iſt wieder kommen, und ich habe Gelegenheit gehabt, dieſen Ort näher kennen zu lernen. Ich will ihnen deswegen eine kurze Beſchreibung davon machen.

Die Stadt Franckfurt iſt eine der ſchönſten Städte im deutſchen Reich, ſie iſt zwar nur mittelmäſig groß, aber ſehr angebauet und volckreich: die Lage derſelben iſt unvergleichlich und die Gegend daherum iſt eine der angenehmſten in der Welt. Der Mayn formiret gegen den Aufgang von Seiten der Brücke ein rechtes Schaugerüſte, wo ſich die Stadt auf beyden Seiten in einem prächtigen Anſehen zeiget. Sowohl in der Stadt, als auſſerhalb derſelben ſind die ſchönſte Spaziergänge. Man ſiehet

allenthalben Höfe und Luſtgärten, deren einige ſehr wohl angelegt ſind, und koſtbar unterhalten werden.

Es iſt nur Schade, daß das inwendige der Stadt gröſtentheils ſehr übel gebauet iſt. Die meiſten Häuſer ſind von Holz und Laimen aufgeführet, und haben weder Einrichtung noch Bequemlichkeit. Dieſes iſt ein allgemeiner Fehler in allen alten Städten, die in der Gegend des Rheinſtrohms liegen. Eine ſo ſchlechte Bauart iſt Urſache, daß an dieſem Ort die Feuersbrünſte ſo leicht überhand nehmen und öfters ganze Straſſen in die Aſche legen. Wo einmal ein Brand ausbricht, da ſtehen gleich etliche Häuſer in Flammen, ehe man die Anſtalten zur Gegenwehr machen kann, ſo ſehr hängen die Gebäude in einander. Man hat zwar dieſem Ubel bisher dadurch vorzubauen geſucht, indem man die Häuſſer durch Maüren von einander abſondert und gleichſam wie mit einem ſteinern Mantel umgiebt; allein dieſe Erfindung macht die Wohnungen ſehr feucht, dunckel und ungeſund, ohne gleichwohl die Gefahr des Feuers davon abzuwenden, dann die mehreſte Straſſen ſind enge und die Häuſſer hängen von fornen etliche Schuhe über, dergeſtalt, daß ſie faſt in den kleinen Gaſſen oben zuſammen ſtoſſen. Was hat demnach eine ſolche Stadt bey dermaligen Umſtänden nicht zu fürchten, da ſie mit ſo vielen Fremden angefüllet iſt, welche nicht alle die nöthige Behutſamkeit haben mit dem

dem Feuer, wie ſie ſollen, umzugehen. Wenn man die groſſen Küchen von Brettern ſiehet, welche einige Herren und Abgeſannden zu ihrem Gebrauch haben aufführen laſſen, ſo ſolte man ſagen, ſie ſeyen deswegen gebauet, um die Stadt in Brand zu ſtecken. Die Einwohner haben deswegen Urſache zu wünſchen, daß ſie eben ſo geſchwind und ſo glücklich möchten von der Flamme verzehret werden, als neulich die franzöſiſche Küche; Man würde dadurch auf den Einfall kommen, ſolche von Steinen und Backſteinen aufzuführen, wie ſolches würklich in den Quartieren des franzöſiſchen und ſpaniſchen Geſanden geſchiehet.

Im übrigen ſo gefällt es mir überaus wohl in dieſer Stadt. Ein Fremder bringt hier ſeine Zeit nicht übel zu; er darf nur einmal den Eintritt in ein gutes Haus gewinnen, ſo ſtehen ihm die meiſten andre offen. Der Umgang iſt faſt durchgehends leicht und angenehm. Man ſiehet ſich einander in den Caffeehäuſern, in den Schauſpielen, auf den Spaziergängen und in den Geſellſchaften. In den Häuſſern des Adels iſt man wohl, bey den Kaufleuten aber noch beſſer; ich werde wenigſtens allezeit bey dieſen ein Quadrille mit zwey oder drey artigen Kindern, der traurigen Ehre vorziehen, mit etlichen alten Damen zu ſpielen, bey denen ſich ſogar die Ahnen auch auf der Stirne blicken laſſen.

Es finden ſich hier unter den Kaufleuten ſehr

gute Familien. Man beobachtet in ihren Häuſſern eine ungemeine Reinlichkeit, welche ſie, nebſt ihrer ganzen Aufführung ſehr deutlich von gemeinen Bürgersleuten unterſcheidet. Es iſt wahr, daß der Eifer für die Reinlichkeit bey einigen allzuſehr übertrieben wird. Man kann auch in guten Sachen ausſchweiffen und lächerlich werden. Das franckfurter Frauenzimmer gleichet hierinnen viel dem holländiſchen. Es macht ſein gröſtes Geſchäffte aus dieſer Kleinigkeit, und ich wolte demſelben lieber eine grobe Unhöflichkeit erweiſen, als einen Kleck von ungefehr auf den Boden machen. Der Ritter Temple erzehlet in ſeinen Geſchichten davon folgende Begebenheit: " Der Herr Hooft, ſagt " er, bat mich eines Tags zu ſich zu Gaſte: " ich hatte einen ſtarken Schnupfen und be- " obachtete, daß jedesmal, wenn ich aus- " warf, eine groſſe dicke Magd mit einem ſehr " weiſen Tuch den Boden wieder ſäuberte, den " ich unrein gemacht hatte. Man ſprach von " meinem ſtarken Schnupfen und beklagte " mich, daß er mich alſo beſchwerte, was mich " aber am meiſten leiden machte, war die Be- " mühung, die ich dieſem guten Mädgen ver- " urſachte: Der Herr Hooft antwortete dar- " auf, daß ich froh ſeyn ſolte, daß ſeine Frau " ſich nicht zu Hauſe befände, weil mich ſonſt " meine Ambaſſadorswürde nicht hätte ſchü- " tzen können, daß ſie mir nicht die Thü- " re gewieſen, weil ich ihr Haus garſtig " gemacht hätte. Er fügte im Scherz hinzu,

"daß

" daß Zimmer in ſeinem Hauſe wären, worein
" er ſich noch nicht unterſtanden hätte einen
" Fuß zu ſetzen und daß er glaubte, ſolche wür-
" den nur zweymal des Jahrs eröfnet, um ge-
" ſcheuert zu werden.

Ich hatte hier einen wüſten Handel wegen meines Dieners. Dieſer hatte einſt, als er nach Hauſe kam, die Schuhe nicht recht abgeputzt. Beydes, Frau und Magd überfielen ihn darüber mit derben Scheltworten. Ich wolte Friede machen, allein ich konte lange nicht zum Wort kommen. Endlich kriegte mich das Mädgen, welches die Zunge geläufiger hatte als ihre Frau, bey dem Arm zu faſſen, und bat mich den Koth zu betrachten, den ihr mein Laquay von der Gaſſen ins Haus getragen hätte. Sehen ſie doch, mein Herr, ſprach ſie, mit einem gerechten Zorn, ſehn ſie doch, man kann alle ſeine Tritte erkennen. Es iſt heut Samſtag; das Haus iſt von oben bis unten gerieben worden. Wir leben hier nicht wie die Schweine. Wir ſind GOtt lob! zu Franckfurt. Die Arbeit iſt mir ſauer worden. Ich habe meine Arme nicht geſtohlen. Sie ſagte mir noch viele andere dergleichen Dinge mit ſolcher Geſchwindigkeit, daß ich ſie kaum hören konnte, und wünſchte dabey mit dem beſten Hertzen von der Welt, die Fremden mit ſamt der Kayſerwahl auf den Blocksberg. Alles Recht, ſo ich ihr konnte wiederfahren laſſen, beſtund darinnen, daß ich meinem Bedienten die Abſcheulichkeit

seiner That verwies, und ihn zugleich bedrohete, ihn als einen Menschen, der gar nicht zu leben wüste, fortzujagen, wenn er noch einmal vergessen würde seine Schuhe abzuputzen.

Sonst kann hier ein jeder leben wie er will: Er kann Kutsche und Pferde und Libereydiener halten. Er kann sich prächtig kleiden und aller freyherrlichen Vorzüge geniessen, wann er nur Geld hat. Verschiedene, wie man mir sagt, sollen, ohne Mitteln zu haben, eine solche Figur machen, und sich mit einer grosmüthigen Seele, in das Verderben, welches sie vor sich sehen, hinein stürtzen.

Man liebet hier nicht allein einen grossen Aufwand, sondern auch eine gute Tafel. Leute, die ein wenig Vermögen haben, verabscheuen insgemein die Arbeit. Ja, einige sind gar so gemächlich, daß sie auch das Spazierengehen für eine Beschwerlichkeit halten: indem man dabey die Füsse zu viel beweget. Andre scheuen die Luft, weil sie das Fell verderben soll, oder weil sie sich solche dermassen entwöhnet haben, daß sie gleich davon Husten und Schnupfen bekommen. Man siehet nicht leicht eine Gegend die so reizend ist die Menschen ins Grüne zu locken und die gleichwohl so wenig genossen wird. Die Franzosen bedienen sich dieses Vortheils schon besser. Man siehet sie in der Menge auf den Spaziergängen, mittlerweile daß die mehreste vornehme Einwohner dieser Stadt hin-

ter

ter ihren Fenſtern ſitzen und ihre Zeit mit einem langweiligen Spiel vertreiben.

Man ſagt, daß es hier gewiſſe reiche Leute gäbe, die gleichſam von Geſundheit berſten und dem ungeachtet ſich doch immer beklagten, daß ſie kranck wären. Kinder des Glücks, die im Müſſiggang und im Ueberfluß erzogen ſind; die nur leben, um zu leiden, weil es ihnen zu wohl iſt. Die Zeit wird ihnen zur Laſt, ſie peiniget ſie mit einer grauſamen langen Weile. Was das wunderſamſte iſt, ſo kann man nicht wohl mit dieſen Leuten umgehen, ohne eben dieſes Ubel zu empfinden. Einer von meinen Freunden drohet mir, mich in ihre Bekanntſchafft zu bringen, um mich, wie er ſagt, zur Gedult zu gewöhnen. Er iſt im Stand ſein Wort zu halten. Ich fürchte mich ſchon davor.

Das Blut iſt hier nicht heßlich: es giebt ſchöne Weibsbilder in dieſer Stadt; allein die groſſe Gemüthsneigungen ſtören nicht viel ihre Ruhe. Wann ſie nur gefallen, ſo iſt ihnen dieſes ſchon genug. Wie viel Ehre iſt alſo denen jungen Marquiſen nicht vorbehalten, welche mit dem Marſchall von Belleisle ankommen ſollen, wann ſie dieſe träge und kaltſinnige Schönen werden empfindlich machen können?

Man ſiehet hier allerhand Menſchen und Völker unter einander, beſonders in Meßzeiten. Es wird hier viel Franzöſiſch geſprochen, weil

noch viele Familien aus Franckreich ſich hier niedergelaſſen haben. Sonſt giebt es hier auch Italiäner, Savoyarden, Tyroler, inſonderheit viele reiche niederländiſche Familien. Dieſe letztere ſind meiſtentheils reformirter Religion und haben ihren Gottesdienſt auſſerhalb der Stadt im hanauiſchen Gebiete: ſie ſuchen ſchon lang eine Kirche in der Stadt Ringmauren, welches ihnen aber der Magiſtrat, nicht aus Religions ſondern aus Staatsurſachen verweigert. Dieſer Proceß, wo mir recht iſt, dauert ſchon über hundert Jahre und dürfte ſobald auch nicht zu Ende gehen, dann er gehört unter die nützliche und einträgliche Rechtsſtreite, die auf einen point d'honneur hinaus lauffen, und aus dem gemeinen Seckel geführet werden. Die Acten füllen ſchon zwey ſtarcke Foliobände: man hat mir davon eine Verehrung gemacht, welche ich aber nur mit dieſem Beding angenommen, daß ich ſie nicht leſen dörfte. Eine Streitigkeit welche verurſacht, daß man aus chriſtlichem Eifer in der Liebe des Nächſtens öfters einige kleine Ausnahmen macht. Doch iſt die Geiſtlichkeit nicht ſchuld daran, dann ſie iſt hier durchgehends ſehr friedliebend und bringt ſelten eine Controvers auf die Canzel.

Die Juden haben in dieſer Stadt ihre eigne Synagoge: das Quartier, welches man ihnen eingeraumet hat, iſt ein Ausläger voller Schmutz und Unreinigkeit. Sie leben in dieſen ſumpfig-

ten

ten Winkeln wie das Ungeziefer im Unflat. Das Feuer hat dieſen kothigten Aufenthalt ſchon zweymahl zu reinigen geſucht, und durch ſeine Flammen in Schutt und Aſche verkehret. Allein dieſes hat nur darzu gedienet, ihre Häuſſer deſto ſchneller wieder aufzubauen und den Raum in der Luft zu ſuchen, den man ihnen auf der Erde nicht vergönnet; dann ſie dörffen ſich nicht auſſerhalb ihren Ringmauren ausbreiten. Je mehr ſie ſich alſo eingeſperrt ſehen und einander über den Köpfen ſitzen, je beſſer geht auch bey ihnen die Vermehrung von ſtatten; es wimmelt und grabelt darinnen alles mit hebräiſchen Figuren. Fragt man, wovon ſich dieſes alte Uberbleibſel der zwölf iſraelitiſchen Stämme nähret, ſo heißt es, vom Betrug.

Es iſt hier die rechte hohe Schule von dieſer Wiſſenſchaft, und wann anders Witz und Trug und Liſt unter die Verdienſte des Verſtandes gerechnet werden, ſo kann man ſolche dieſem verſchmitzten Volk nicht ſtreitig machen, dann es treibet ſolche bis zur Vortrefflichkeit. Doch giebt es auch noch ehrliche Juden, welche an die zehen Gebote glauben. Man hat mir davon einige Exempeln erzehlt, welche die Chriſten beſchämt machen; dann ſie müſſen wiſſen, daß es viele unter dieſen letzten gebe, welche ohne das Zeichen der Beſchneidung zu haben, ihren Nächſten im Handel und Wandel mit gleicher Fertigkeit zu beſchneiden wiſſen, wo ſie nicht gar darinnen noch die Juden übertreffen.

Die Handlung ist die Seele dieser reichen Stadt: sie allein hält sie empor und giebt ihr einen Rang unter den vornehmsten Städten der Welt. Unter den Kaufleuten selbst giebt es grosse und ehrwürdige Männer, die als wahre Patrioten ihre erworbene Reichthümer zur Aufnahme der Stadt und zum besten ihrer Mitbürger, insonderheit der Armen, mit vielem Ruhm zu gebrauchen wissen. Diese Leute haben meistens in ihrer Jugend schöne Reisen gethan, verstehen die vornehmsten europäische Sprachen, lesen gute Bücher und zeigen in ihrem ganzen Umgang eine edle Lebensart. Sie müssen sich nicht wundern, wann sie hier in ein vornehmes Handelshaus kommen, daß sie von Liberey-dienern bedienet werden, und darinnen einen Zirckel von geputzten Damen antreffen, der allen Glanz und alle Vorzüge der Höfe zeiget. Was ist billiger, als daß Leute, die ein grosses Vermögen besitzen, solches auch geniessen und sich damit eine Ehre machen: doch soll auch hier das Sprichwort gelten: Alles ist nicht Gold was glänzet. Es giebt auch falsche Diamanten und beschnittene Ducaten unter diesen guten Geprägen. Allein wo ist ein Stand, wo ist eine Art von Gewerbe darunter man diese nicht findet? die Schönen hätten bey weitem nicht so viele Verehrer, wenn es keine heßliche gäbe die ihren Werth erhöhen.

Die Stadt ist ziemlich wohl befestiget: sie unterhält ihre eigne Besatzung, die sich auf tausend Mann

Mann und mehr belauffet. Ihre Soldaten ſind in Wehr und Waffen ſo gut geübt, als andre und ſtehen noch beſſer im Sold. Diejenige ſo ein Handwerk verſtehen, können demſelben dabey geruhig abwarten, und die andern verdienen ſich, wann ſie keine Wacht haben, als Taglöhner, ihren Trunk, welcher die einzige Erquickung ihrer ſonſt wenig mühſamen Kriegs-Dienſte zu ſeyn ſcheinet. Unter ihren Befehlshabern giebt es artige und verſuchte Leute. Die ſtrenge Kriegszucht aber muß man an einem Orte nicht erwarten, wo man keine Eroberungen zu machen ſucht.

Man findet hier auch viele gelehrte Leute, deren einige ſich durch ihre Wiſſenſchafften berühmt gemacht haben: ſie haben nicht alle das Unglück ſo arm zu ſeyn, als es insgemein Leute von dieſem Handwerck zu ſeyn pflegen. Sie kennen die Welt, ſie wiſſen zu leben und ſind gleichwohl gelehrt.

Was mir am ſeltſamſten vorkommt, iſt, daß man hier unter dem Pöbel alles Herren und Jungfern heiſſet. Als ich hier ankam, verlangte ich einen Lehnlackeyen. Die Magd im Hauſe kam kurz darauf in mein Zimmer und ſagte mir, der Herr Heinrich wäre da und begehrte mich zu ſprechen. Ich lies meinen Diener hinaus gehen, um den Herrn Heinrich herein zu führen. Dieſer erſchien mit einem groſſen Degen an der Seite und in einer ziemlich ſchmutzigen

Kleis

Kleidung. Was ist zu ihren Dienſten, mein Herr Heinrich, redete ich ihn an; Er antwortete mir mit einer gewiſſen Art, die ſeine kleine Meiſterſchaft zu erkennen gab: Ich bin der Lehnlackey, den die Jungfer Luiſe hat ruffen laſſen. Ich konnte mich hierbey des Lachens nicht enthalten: Die Jugfer Luiſe war ein kleiner Küchenpudel, den man ohne ſich ſchmutzig zu machen nicht hätte anrühren können. Ich ſagte darauf dem Herrn Heinrich, er ſolte meinem Diener nur die vornehmſten Straſſen in der Stadt und die Poſthäuſer zeigen. Den andern Tag darauf lies ſich der Herr Grünpech bey mir melden. Ich fragte wer iſt der Herr Grünpech? es iſt, ſagte man mir, der Sohn des Herrn Grünpechs, den ich hätte beſtellen laſſen, um mir ein paar Schuhe anzumeſſen. Ich konnte die Höflichkeit dieſes kleinen Volks nicht genug bewundern; ich betrachtete ſolche als eine Würkung derjenigen glückſeligen Freyheit, die hier einem jeden erlaubet, aus ſich zu machen, was er will.

Es iſt hier ganz etwas gemeines, daß man einem Schneider, einem Schreiner, einem Schuhmacher und dergleichen, den Titel, dem Wohledlen giebt. Ja der geringſte Tagdieb weis ſich groß damit ein freyer Reichsbürger zu ſeyn.

Es ſind viele Dinge die eine Stadt groß und mächtig machen; darunter rechnet man auch

den

den ſtarken Zugang von Fremden und Reiſenden, welche ſich darinnen eine Zeitlang aufzuhalten pflegen und durch ihren Aufwand anſehnliche Geldſummen hinterlaſſen. Kein Ort iſt darzu beſſer gelegen, als Franckfurt. Anderwärts ſucht man die Fremden herbey zu locken, und ihnen allerhand Veränderungen, Luſtbarkeiten und Schauſpiele zu geben. Hier aber iſt es nicht ſo. Es dürffen ſich hier keine Fremde, als in den Gaſthäuſſern aufhalten, und es iſt noch nicht gar lang, daß man eine Verordnung gemacht hat, vermöge deren allen Fremden der Schutz aufgekündiget worden; wo ſie ſich anders nicht würden gefallen laſſen, ſich, wie man es hier nennet, ſchreiben zu laſſen, und einige Laſten mit zu tragen: weil ſich darunter verſchiedene vornehme Leute befanden, denen dergleichen Zumuthen nicht gefiel, ſo wurden auch verſchiedene groſſe Häuſſer leer; dem ohngeachtet iſt die Stadt volkreich genug, und es halten ſich auch beſtändig Fürſten, Grafen, Geſanden, Räthe, Reſidenten und dergleichen Perſonen vom Rang hier auf; wie dann unter andern auch der Fürſt von Taxis hier ſeine Wohnung hat und prächtig Hof hält.

Das Loos hat die ehmalige Bemühungen in Rath zu kommen glücklich unterbrochen. Dieſes Loos, das durch Kugeln gezogen wird, entſcheidet die Wahl unter dreyen Candidaten. Man muß bekennen, daß es bisher noch ziemlich

glück-

glücklich ausgefallen iſt; dann es finden ſich in der That unter dieſer anſehnlichen Verſammlung ſolche Glieder, die ihr viel Ehre machen. Im übrigen aber ſo giebt es wenige Bürger hier, die nicht eine Würde oder ein Aemtgen beſitzen, darauf ſie ſich nicht etwas zu gut thun und einbilden ſolten. Man findet hier noch treffliche alte Familien unter dem ſogenannten Patriciat. Sie treiben nicht allein keine bürgerliche Handthierung, ſondern heyrathen ſich auch nicht auſſer dem Adelſtand. Deßhalben ſie denn ſowohl Stifft- und Thurniermäſig ſind, als die freye Reichs-Ritterſchaft: ſie haben auch meiſtens ihre Ritter- und Landgüter.

Der alte Adel zeiget in verſchiedenen Stücken die Schwachheiten der eigenſinnigen Greiſen, die ſich nicht mehr nach der Mode richten wollen. Der neue Adel im Gegentheil gleichet einer wilden und unbeſonnenen Jugend, welche alle ihre Ausſchweiffungen für lauter Artigkeiten will gelten machen.

Man muß hier die Scharfſinnigkeit der Menſchen bewundern um die Fehler des Nächſten zu entdecken, wann es etwann um einen Rang oder Vorzug gilt. Hier findet man eine tiefe Erkenntnis des menſchlichen Herzen. Hier ſiehet man eine lebhafte Abſchilderung von ſeinen Vorgehungen. Ich habe bey dieſer Gelegenheit öfters die Verſchlagenheit unſrer Eigenliebe bewundern müſſen, da ſie mit einer ſo ſcharf-

ſen

ſen Einſicht die Fehler des Nächſten entſchleyert; mittlerweile ſie unſre eigne ſo künſtlich zu verbergen weiß. Mich dünkt, der liebe Neid habe hier einen ſtarken Anhang. Ein Nachbar ſiehet des andern Aufkommen mit ſchälen Augen an: man iſt ſinnreich die Abſichten, die Geſchäffte und die Aufführung anderer Leute verdächtig zu machen.

Ein neuer Aufſatz von Haaren erwecket nicht ſelten eine Eiferſucht unter den Frauen, welche deswegen vor dem Richterſtuhl ihrer Männer um Rache ſchreyen. Die feinere Spitzen, die reichere Stoffe, die verbrähmte Kleider, haben ſich hier durchaus keiner Gnade zu getröſten. Man höret alſobald von der Buhlerey der einen und dem Stammbaum der andern ſprechen. Alle groſſe Familien machen hier Banden unter ſich: wer unter ihnen iſt, oder das Glück hat, ſich unter ſie zu verheyrathen, der iſt von gutem Herkommen, der hat Verſtand, der hat Ehre; ja man ſagt, daß einige wären, unter welchen es nie keine Thoren gäbe.

O ihr Einwohner dieſer Stadt! denk ich manchmahl bey mir ſelber, wie glücklich wäret ihr, wann ihr euer Glück erkennen woltet! Der Himmel hat euch alles gegeben, um eure Tage in Friede und in Ruhe zuzubringen; und ihr verhindert euch ſelbſt einander den Genuß dieſer Glückſeligkeit durch eure Eiferſucht und durch den Mangel einer gewiſſen natürlichen

chen Einträchtigkeit, welche das ſüſſeſte Band des geſelligen Lebens iſt.

Sie müſſen im übrigen nicht denken, mein Herr, das die Sitten der Franckfurter vor andern Menſchen etwas beſonders haben. Nein, man findet hier alle Arten von Geſchöpfen, ihre Fehler und ihre Gebrechen ſind der ganzen Welt ihre.

Dasjenige, was hier beſſer ſeyn könnte, iſt die Policey, zum wenigſten klagen die Fremden darüber: ſie klagen über die Wirthe, welche ihre Weine verkauffen, nicht nach dem was ſie werth ſind, ſondern nachdem ſie für gut finden, ſie zu tauffen, und ihnen einen Namen zu geben: ſie klagen über die ſchlechte Herbergen und Bettungen, für die man ſich doch nicht entblödet, ihnen groſſe Summen abzufordern: ſie klagen, wenn ſie des Nachts über die Straſſen giengen, daß ſie entweder einem vollen Kerl, oder ſonſt anderm Lumpengeſinde ausweichen müſten, welches dasjenige öffentlich treibet, was auch heimlich zu thun verbotten wäre: ſie klagen, daß ſie des Nachts für dem Lermen in den Bierhäuſſern und dem Schreyen auf den Straſſen kaum ſchlafen könnten u. ſ. w.

Auf alle dieſe Klagen pflegen die Einwohner zu antworten, daß es immer einen Wiederſpruch und eine Art der Empörung in einer Republick ſetzen würde, wo man allzu ſtreng auf Policey und

und gute Sitten halten wolte. Ein bürgerlicher Magiſtrat hätte damit genug zu thun, nur die gröbſten Ausſchweiffungen im Zaum zu halten: zu dem, machten jetzo die Fremden in ihrer Stadt das meiſte Geräuſch und verurſachten die gröſten Unordnungen. Dieſem Ubel ſey alſo eben ſo wenig hier als in Londen, Paris, Wien und andern volkreichen Städten zu ſteuern.

Ich will mich in dieſer Sache nicht zum Schieds-Richter aufwerffen. Mich dünket überhaupt, daß dasjenige, was andre Staaten ruiniren würde, eben dasjenige ſey, was manche Republicken erhält. Jene erfordern Zwang und Gewalt, alles nach gewiſſen Abſichten einzurichten; dieſe aber haben gar keine Abſichten: ihre Sachen treiben ſich ſelber wie die Wirbeln in den Fluten. Die Freyheit allein giebt ihnen ihre Bewegung, und wo dieſe aufhöret, da ſind ſie nicht mehr. Ich bin,

Mein Herr,

Franckfurt, den 4. Jun. 1741.

Dero gehorſamſter und ergebenſter Diener.

IV. Brief.

Von der göldnen Bulle.

Conſuetudinis uſusque longævi non vilis auctoritas eſt, verum non usque adeo ſui valitura momento, ut aut rationem vincat aut legem. *L. 2. Cod. L. 8. 1. §. 2.*

Mein Herr,

Man ſpricht jetzo allhier von keinem Buch mehr als von der göldnen Bulle. Dieſes alte kayſerliche Geſetzbuch ſoll alle Handlungen der hier verſammleten Geſanden reguliren. Ich bin deswegen begierig geweſen, daſſelbe von Anfang bis zu Ende durchzugehen. Ich habe mir zu dem Ende eine ganze neue Ueberſetzung davon gekaufft, wobey ich zugleich die beyden Originalien in lateiniſcher und alt teutſcher Sprache auf der einen Seite ſamt denen variantibus lectionibus beygedruckt fande.

Der Ueberſetzer hat auch hin und wieder kurze Anmerkungen theils um den Raum auszufüllen, theils aber ein und andrer Umſtände halber mit hinzugefüget. Er ſagt in der Vorrede: Man hätte ihn aufgefordert der göldnen Bulle, vor ihrem bald zu vermuthenden Hintritt, noch die letzte Ehre zu erweiſen und ſie mit einer neuen Ueberſetzung zu beehren.

Die-

Er vermuthet alſo, daß das Anſehen eines ſo wichtigen Buchs nicht lange mehr dauern werde. Ich kan nicht läugnen, daß ich gewiſſer maſſen ſeiner Meynung bin, und daß ich mich öfters kaum des Lachens enthalten kann, wann ich von dieſem Buch ſo ernſtlich und ehrerbietig reden höre.

Solte man nicht ſagen, daß ein Buch, welches in der chriſtlichen Welt ſo hoch verehret, und wie das Evangelium angeführet wird; ein Buch, davon man das Original zu Franckfurt um weniger nicht als einen ſchönen Ducaten zu ſehen bekommt, ungemeine Schätze der Weisheit in ſich halten müſte?

Man hält zwar Kayſer Carln den IV. für den Verfaſſer dieſes alten Buchs. Allein es iſt darum nicht beſſer. Man kann ein groſſer Fürſt und ein ſehr ſchlechter Bücherſchreiber ſeyn.

Was mir dabey kurzweilig ſcheinet, iſt, daß die Gelehrten ſelbſt dieſen Ruhm noch einem Kayſer zu beneiden ſcheinen. Man ſieht ſie eifrig bemüht denſelben ihm ſtreitig zu machen. Goldaſt und andre mehr halten den Bartel von Saxeferrato, der zu ſeiner Zeit eine glänzende Laterne in der Rechtsgelehrtheit war, für den Verfaſſer der göldnen Bulle: ſie meynen nicht, daß ein andrer als er, ein ſo vortreffliches Buch hätte zur Welt bringen können. Thulemaier,

der uns ein gelehrtes Werk de Bullis hinterlaſſen hat, urtheilet davon folgender Geſtalt. Es ſey zwar wahr, daß der Kayſer Carl der IV. ein ſehr gelehrter Fürſt geweſen ſey, indem er fünf Sprachen verſtanden hätte, als nämlich die italiäniſche, die franzöſiſche, die böhmiſche und die lateiniſche, (die teutſche Mutterſprache ſetzt er voraus;) allein es ſey doch nicht wohl glaublich, daß er ſich ſelbſt einer ſo groſſen Arbeit ſolte unterzogen haben, ob er gleich ſich den Herausgeber derſelben, in würdiger Nacheiferung des Kayſers Juſtiniani, nennet, der ſich in Anſehung der bürgerlichen Geſetze eines gleichen Vorzugs angemaſſet hätte.

Was Wunders, daß man einen Fürſten, der ſo viele Wiſſenſchafften beſas, in den damahls finſtern Zeiten gar für einen Zauberer hielte, wie von Carl dem IV. eine alte teutſche Chronick zu Cölln Meldung thut. Die Worte ſind allzumerkwürdig, als daß ich ſolche nicht mit hier anführen ſolte.

Ind was ein geleirt wyſs Fürſte. He hadde lange zo Pariſs in Franckrych geſtandten ind ſtudiert: ind konte di ſchwarze Konſt als ezliche ſagen (*).

Heiſſet dieſes nicht uns eine recht groſſe Idee von dem durchleuchtigſten Verfaſſer der göld-

nen

(*) Thulemarii Tr. de Bullis. p. 30.

nen Bulle geben? Wir müſſen auch nicht vergeſſen, hierbey anzumerken, daß es ſchon dazumahlen in Teutſchland Mode war, daß man nach Paris gieng, um Verſtand zu bekommen.

Wiewohl der Kayſer die teutſche Sprache allen andern vorzog, ſo erwies er dennoch der lateiniſchen die Ehre, ſich ihrer zur Verfaſſung ſeines Werks zu bedienen; Allein dieſe (vermuthlich aus einem heimlichen Groll) erwies dem Kayſer ſo ſchlechte Dienſte, daß man Mühe hat an verſchiedenen Orten ihre Ausdrücke zu verſtehen. Die Schreibart iſt ſo verwirrt und ſo poßirlich, daß ſie nicht weniger verdienet einen Erasmum zu beluſtigen, als die Briefe der obſcuren Männer. Doch ich halte mich zu lang bey dem Verfaſſer und der Schreibart dieſes berühmten Geſetzbuchs auf. Laſſet uns ein wenig ſehen, was es in ſich hält, oder vielmehr was es in ſich halten ſolte, nämlich die Staatsverfaſſung des H. R. Reichs.

Der Lucifer bekommt gleich im Eingang einen derben Verweiß, daß er ſich unterſtanden hat, den Frieden im Reich durch Neid, Hochmuth und Zwietracht zu ſtöhren, indem er die ſieben Seulen und Leuchter, nämlich die Churfürſten, unter ſich hätte uneins gemacht. Dieſes iſt die Veranlaſſung dieſer Staats-Geſetze, welche unter ihnen die Einigkeit ſtifften ſollen: ſie handeln zuförderſt von dem Geleit der Churfürſten, wann ſie ſich zur Kayſerwahl nach Franckfurt

begeben. Darauf wird von dieſer Wahl geſprochen: Die vornehmſte Puncte davon aber betreffen blos allein den Vorſitz der Churfürſten und das Ceremoniel, wobey jedoch einige Rechte dem Churfürſten von der Pfalz, und dem Churfürſten von Sachſen vorbehalten werden. Das VII. Capitel handelt von der Erbfolge der Fürſten und das VIII. fängt von neuem an von den Freyheiten des Königs in Böhmen: In beſondern unter den folgenden Capiteln wird von den Gold und Silberminen, von dem Münzweſen, von dem Wahltag der Churfürſten, von der Wiederruffung ihrer Freyheiten, von den Lehengerechtigkeiten, von den Meutemachern, von den Pfalbürgern, von den Ankündigungs-Briefen, von den Bevollmächtigten, von der Vereinigung der vornehmſten Churfürſten, von den Aufzügen der Erzbiſchöffe, von ihren verſchiedenen Ceremonien, und endlich von der Verbindlichkeit der Söhne der Churfürſten die Grammatic zu lernen.

Sehen ſie, mein Herr, den Innhalt, die Ordnung und den Zuſammenhang der Materien in der göldnen Bulle. Ich glaube, daß man ſolche mit allem Fleiß nicht beſſer hätte untereinander werffen können. O fürwahr, hier iſt es nöthig daß unſre Churprinzen die Grammatic lernen! Nun komme ich auf die Ceremonien, welche die weltliche Churfürſten laut der göldnen Bulle zu beobachten haben, wann ſie ſich am kayſerlichen Hof befinden.

Man

Man muß ſich wundern, wie das ehrwürdige Alterthum ſo ſorgfältig geweſen iſt, die Bedienungen des Kayſers auszuſinnen; indem ſowohl der König von Böhmen, als die vornehmſte Fürſten des Reichs es ſich zur Ehre rechnen müſſen dieſe Bedienungen, in Perſon, wann ſie bey dem Kayſer ſind, zu verſehen.

Wir wollen uns eine kleine Vorſtellung von demjenigen machen, was die Reichsämter bey Gelegenheit einer Kayſercrönung nach Maaßgebung der göldnen Bulle zu beobachten pflegen. Es ſind alte Gerechtigkeiten und luſtige Gebräuche, die wir denen Zeiten zuzuſchreiben haben, wo die Menſchen noch gewohnet waren, beydes die Religion als die Herrlichkeit der Groſſen in äuſſerlichen Ceremonien, Aufzügen und Schauſpielen zu zeigen, und wo man die Leute für Ketzer oder für Zauberer hielte, wann ſie in dieſen Dingen ein wenig weiter ſahen, als es ſich geziemete. Der Aberglaube hat aufgehöret, und die Ceremonien dienen noch zur Freude des Volks.

Der Churfürſt von Sachſen, als Erz- (*) Marſchall, ſprengt mit ſeinem Pferd in einen groſſen Hauffen Haber, ſchöpft davon ein Maaß

(*) Wo das Wort Erz herkommt, darüber mögen ſie unſre Gloſſatores nachſchlagen, hier heißt es ſo viel als ganz vollkommen, recht wie es ſeyn ſoll.

voll, ſtreicht ſolches mit einem ſilbernen Streichſtecken ab, und giebt ſolchen dem erſten Reitknechte, dem er begegnet; darauf ſteckt er den Streichſtab in den Habern reitet davon und der Haber wird preis gegeben.

Der Churfürſt von Brandenburg, als Erz-Cämmerer reitet mit ſeinem Pferd nach dem Brunnen, um Waſſer in einem ſilbernen Handbecken zu langen. Auf dem Arm hat er ein ſchönes weiſſes Handtuch hängen: er kommt darauf, nachdem er wieder vom Pferd geſtiegen, vor den Herrn Kayſer (*) oder den römiſchen Könige, und reichet ihm das Waſſer um ſich zu waſchen.

Der Pfalzgraf, als Erzküchenmeiſter, erſcheinet zu dieſer Zeit zu Pferd mit vier ſilbernen Schüſſeln. Er nahet ſich damit der Küche, worinnen ein ganzer Ochſe mit allerley Geflügel und Spanferkeln geſpickt, gebraten wird. Er läſſet ſich von demſelben ein Stück abſchneiden, und bringt es auf die Tafel des Kayſers oder des römiſchen Königs.

Der König von Böhmen, als Erz-Schenke, ſetzet ſich auch zu Pferd und bringet einen Becher mit Wein und Waſſer, und nachdem er wieder abgeſtiegen, überreicht er ſolchen dem Kayſer oder römiſchen König zu trinken.

Durch

(*) Iſt die Redenkart in der göldnen Bulle.

Durch die Veränderungen des vorigen Jahrhunderts wurde das Amt des Pfalzgrafens dem Churfürsten von Bayern übergeben. Als darauf der erste wieder eingesetzet wurde, verwaltete er das Erz-Schatzmeisteramt, und warf bey der Crönung des Kayſers Leopold Geld unter das Volk.

Man iſt dermahlen zu unſern Zeiten in groſſer Verlegenheit, was man dem König von Engelland, als Churfürſten von Hannover, für ein Erzamt auftragen ſoll. Die göldne Bulle hatte die Vermehrung des churfürſtlichen Collegii nicht voraus geſehen. Man hatte ihm die Reichsfahne zugedacht; Allein der Herzog von Würtenberg, als Reichsbanner Herr, hat dagegen den Titel ſeines uralten Beſitzes angeführet. Man wolte ihn darauf zum Erz-Stallmeiſter machen; Allein Chur-Sachſen ſetzte ſich als Erz-Marſchall dargegen. In der That wichtige Dinge, daß ſich die Köpfe unſerer Staats- und Rechts-Gelehrten darüber verbrechen; Sie haben ſich ſolches ſchon viele Zeit und Mühe koſten laſſen, und doch noch nichts ausfindig machen können, um dem König von Engelland eine Bedienung im Reich zu verſchaffen.

O ihr vernünftige Teutſche! denke ich manchmahl bey dergleichen Gelegenheiten, wäre es nicht einmahl Zeit, daß ihr dergleichen Flitterwerk und nichts bedeutende Kleinigkeiten fahren lieſſet, um eure Wiſſenſchaften und Rathſchlä-

ge auf ſolche Sachen zu lenken, welche zum wahren Heil des Vaterlandes und zu einer langwierigen Erhaltung der gemeinſchaftlichen Eintracht und des Friedens in dem teutſchen Reich dienen mögten! Ich bin,

Mein Herr,

Frankfurt, den 12. Julii. 1741.

Dero gehorſamſter und ergebenſter Diener.

V. Brief.

Ueber die Verfaſſung im Reiche.

Errant conſilia noſtra, quia non habent quo dirigantur. Sen. ep. Lucil. ep. 38.

Mein Herr,

Sie haben den Inhalt meines vorigen Briefs nicht wohl verſtanden, wenn ſie daraus urtheilen, als ob ich meinen Beyfall denenjenigen gäbe, welche bey der ſich ereignenden Ausſterbung des männlichen öſter-

rei-

reichiſchen Stammes, auf eine andre Einrichtung im teutſchen Reich antragen. Die goldne Bulle iſt ein ſchlecht verfaßtes Buch, es iſt wahr; allein, unſre Reichsgeſetze, die ſich noch von ältern Zeiten herleiten, ob ſie gleich nicht in einem Buch ſind zuſammen getragen worden, ſind aller Verehrung würdig; und Teutſchland würde nur allzuglücklich ſeyn, wenn beydes deſſen hohe und niedere Stände feſt darauf halten würden.

Die Vorſchläge, die ſie mir von einer Art von Anarchie geſchickt haben, wie auch daß man die Bißthümer ſolte unterzuſtecken ſuchen, gefallen mir nicht. Ich bin aus einem Lande, wo viele kleine Stände untereinander liegen. Wir würden alſo, ob gleich nicht bey dem erſten, doch bey einem andern Angriffe auch mit untergeſtecket werden. Sie wollen mir alſo nicht übel nehmen, wann ich bey den Vorſchlägen, welche das gantze Reich betreffen, meinen kleinen Eigennutz mich zur Parteylichkeit bewegen laſſe.

Ich ſehe hier durch meine eigne Empfindung, wie ſehr wir unſre Urtheile nach unſrer Eigenliebe pflegen einzurichten, und wie ſchwer es ſey, den gemeinen Nutzen zu befördern, ſo lang man glaubet, daß unſer eigner darunter leide. Hier dünket mich, ſind alle Menſchen zu Hauß und darum hegen wir auch ſo vielerley Meynungen,

weil

weil ein jeder den Zirkel der ganzen Welt nach seinem kleinen Pünctgen richtet.

In dem Plan von der Anarchie finde ich viel vernünftiges. Allein das Mittel so viele Völker, Stände und Menschen in einerley Absichten zu vereinigen, hat der Verfasser vergessen. Ich besorge gar, er dörfte es selbst nicht wissen.

Ich will solche, weil sie es von mir verlangen, kürtzlich beleuchten.

1. Sagt der neue Projectenmacher, sollen alle Staaten, grosse und kleine, in dem Besitz der Länder, Rechte und Vorzüge bleiben, die sie würcklich besitzen: Dieser Artickel hat seine Richtigkeit; dann wenn man will Friede machen, so muß man zuvor mit dem Streit einhalten.

2. Sollen alle Mißhelligkeiten und Klagen auf einer Versammlung nach Billigkeit und Recht geschlichtet und ausgemacht werden.

3. Diese Versammlung soll immerwährend seyn, und ein jeder Staat oder Reichsstand an demselben seine Abgeordnete haben, u. s. w.

4. Die Abgeordnete sollen sich an dem Ort, wo die Versammlung ist, beständig aufhalten, und von ihrem eignen Herrn oder Magistrat besoldet werden.

5. Die-

5. Diese Abgeordnete sollen ausgesuchte, kluge, redliche und erfahrne Männer seyn, um zusammen gleichsam das höchste Gericht in der Welt auszumachen. (Hier dörfte sich gleich die Schwierigkeit finden; wo will man in einer so verdorbenen Welt dergleichen ausgesuchte Leute finden? oder, wenn man sie findet, wie wird man allezeit sie zu wehlen einig seyn. Der Verfasser meynet, man könnte die würdigste Glieder aus den beyden hohen Reichsgerichten hierbey am sichersten gebrauchen; Ich lasse mir solches gefallen).

6. Ein Abgeordneter, dem die hierzu nöthige, Eigenschafften mangeln, müste zu dieser Versammlung nie zugelassen werden. (Wer soll darüber Richter seyn).

7. Alles soll bey dieser Versammlung nach den meisten Stimmen erörtert und entschieden werden. (Hier muß der Verfasser nothwendig einen Unterscheid unter den Abgeordneten der mächtigsten und geringsten Stände machen. Denn ein König oder Churfürst wird seine Angelegenheiten schwerlich auf den Ausspruch eines reichsstädtischen oder gräflichen Gesanden ankommen lassen; wolte man die Stimmen nach den verschiedenen Collegien, wie zu Regenspurg einsenden, so dörften sich dabey auch viele Schwierigkeiten äussern).

8. Beydes die Fürsten, als die Crayse könten

ten an dieſes höchſte Gericht ihre Geſanden und Bevollmächtigte ſchicken, ſowohl demſelben mit Rath an die Hand zu gehen, als die Angelegenheiten ihrer Höfe und ihrer Stände zu beſorgen.

9. Alle vorkommende Zwiſtigkeiten im römiſchen Reiche müſten bey dieſem höchſten Gericht abgethan werden, zu dem Ende müſte daſſelbe ſeine Canzler, Räthe, Schreiber und dergleichen beſtändig an der Hand haben.

10. Müſte man darzu keine Perſonen aus dem geiſtlichen Stande wehlen, weil es allzuſchwer fällt, Leute die noch andre Abſichten als die gemeine Ruhe und den Frieden haben, bey ſolchen Geſchäfften nützlich zu gebrauchen. (Dieſer Artickel iſt wohl ausgedacht; allein die geiſtliche Stände können ſolchen nicht eingehen.

11. Alle Religionszänkereyen, welche die gemeine Ruhe ſtören, und nichts als Zwietracht und Haß in der menſchlichen Geſellſchafft erregen, müſten durchgehends verboten werden; und ein jeder Staat müſte berechtiget ſeyn, diejenige Religion zu ſchützen, welche er für die beſte hielte, ohne jedoch dadurch im mindeſten der Gewiſſensfreyheit überhaupt zu nahe zu treten. Wegen dem äuſſerlichen Gottesdienſt aber mögte es die Obrigkeit halten, wie ſie es für gut fände. (Unter den vielen Religionsvermittelungen, die man vorſchlagen könte,

te, iſt dieſe die natürlichſte, und für einen Staat auch die ſicherſte. Viele aber dürften dieſes für keine Gewiſſensfreyheit halten, wenn man ihnen nicht auch einen öffentlichen Gottesdienſt erlaubet; allein Freyheit genug, wenn man ſie zu demjenigen nicht zwinget, der ihnen nicht anſtehet).

12. Es müſte als ein allgemeines Geſetz gelten, alle diejenige mit Liebe und Sanftmuth zu ertragen, welche die Bücher der H. Schrifft zur Richtſchnur ihres Glaubens annehmen, ob ſie gleich im übrigen in den Meynungen und Auslegungen von einander unterſchieden ſind. Nur dieſe ſolten nicht gedultet werden, die andre nicht dulten wollen, und die durch ihr fortwährendes Glaubensgezänk nichts als Unruhe und Empörung verurſachen.

13. Wenn alſo die chriſtliche Religion und die Freyheit der Gewiſſen reguliret wäre, ſo müſte man auch ſich an die bürgerliche Geſetze machen und ſolche nach unſern Zeiten, Sitten und Umſtänden dergeſtalt einrichten, daß dadurch Ruhe und Ordnnng, Recht und Gerechtigkeit, mithin die gemeine Wohlfahrt erhalten und befördert würde. Zu dieſem Ende ſolte man die berühmteſte und geſchickteſte Rechtsgelehrte darzu gebrauchen, ein allgemeines Rechtsbuch zu verfertigen, und darinnen die Geſetze ſo gründlich, ſo deutlich und ſo kurtz, als es möglich iſt, abzufaſſen. (Dieſes

alles

alles ſind pia deſideria; könnte man die Menſchen beſſern, ſo brauchte es aller dieſer Weitläuftigkeiten nicht. Doch wir leben in ſtatu corrupto, und müſſen deswegen gezwungen werden, dasjenig zu thun, was die natürliche Billigkeit und das einzige Geſetz der Liebe uns lehren würde, wenn wir rechte Chriſten wären).

14. Inſonderheit ſolte man die grauſame Misbräuche und Beutellerende Proceßordnungen, welche die Klagen verewigen, abſchaffen, und einmal in den Gerichten wieder nach Vernunfft und Billigkeit, laut errichteter Geſetze ſprechen. (Weil die Proceßkunſt bey uns ein ordentliches Handwerk worden, worauf ſich ſo viele ehrliche Leute nähren müſſen, ſo iſt dieſe Glückſeligkeit nicht ehender zu hoffen, als bis man dieſen ein ander Handwerk und andre Nahrungsmitteln an die Hand giebt. Es iſt gewiß, daß mancher Rechtsſtreit durch ein paar kluge Schiedsmänner in etlichen Zuſammenkünften könnte ausgemacht werden, der, wenn er nach der Kunſt behandelt wird, nimmer zu Ende gehet).

15. Die Abgeordnete der Könige, welche Länder im Reich beſitzen, müſten auch nur in Beziehung allein auf dieſe Länder in der Verſammlung Sitz und Stimme haben. Ihre auſſerordentliche Geſanden aber weichen einander wechſelsweiſe, weil unter gecrönten Häuptern keinen einen Rang oder Vorſitz vor dem an-

andern haben kann; indem keiner unter dem andern, mit irgend einer Abhänglichkeit, Lehenhafften oder Unterwürfigkeit zu stehen pflegt.

16. Nach den Königen folgen die Churfürsten, die Erzherzoge, der Grosherzog von Toscana, die alte Herzoge und Fürstenhäuser, samt den Bischöffen des H. R. Reichs. Die grossen Republicken Venedig, Genua, Holland, die Schweitz. Die neue Fürsten, die Grafen, die freye Reichs Ritterschafft und die Reichsstädte Der ausländischen Staaten erwehnet hier der Verfasser vermuthlich nur in so weit, als sie ihre Gesanden an die Reichsversammlung schicken würden).

17. Zu dem Versammlungsort könnte man eine der bequemlichsten und mit allen Lebensmitteln versehenen Reichsstädte wehlen. (Der Verfasser bringt hierbey z. E. die Stadt Franckfurt in Vorschlag, weil sie wegen ihrer schönen Lage und der Zufuhre beydes zu Wasser und zu Land alle Vortheile besitzet; alleine die Herren Franckfurter werden die Ehre lieber der Stadt Regenspurg gönnen).

18. Um allen Mishelligkeiten und Beeinträchtigungen unter den vereinigten Staaten vorzubeugen, müste man iedesmal die zweiffelhaffte Gerechtsamen, Anforderungen und Erbfälle, welche sich ereignen können, in Zeiten, und ehe sie würcklich und in Zwi-

ſtigkeiten ausbrechen, vorher auszumachen ſuchen. Man könnte ſogar, nach geſtalten Umſtänden, ſolche bis zum Austrag der Sache, auf Genehmhaltung des hohen Raths, ſo lang ſequeſtriren, oder einem dritten, ohne Nachtheil der rechtmäſſigen Anſprecher, in Verwaltung laſſen; damit auf alle nur mögliche Weiſe, alle Arten der Thätlichkeit und Beeinträchtigung mögten vermieden werden.

19. Damit nun alles auf dieſe Art mögte, eingerichtet und beobachtet werden, ſo käme es vornemlich darauf an, der hohen Rathsverſammlung diejenige Macht zu übertragen, daß ſie über alle vorkommende Staatsfälle und Streitigkeiten, nicht allein ſchlichten und richten, ſondern auch darauf exequiren laſſen könnte. Dieſe Exequirordnung iſt alles, was ſchwer auszufinden iſt.

Hier muß man die Zwangsmitteln nicht einem Fürſten auftragen, der darzu nicht gewachſen iſt, oder aus eignen Abſichten damit einen Anſtand nimmt. Es müſten alle Staaten eine gewiſſe Anzahl von Kriegsvölkern beſtändig auf den Beinen halten, welche, im Fall der Noth und im Verweigerungsfall, denen einheimiſchen Unordnungen und Mißhelligkeiten ſich wiederſetzen könnten. Dieſe Völcker müſten nur von ſolchen Befehlshabern angeführet werden, welche einzig und allein von der hohen Rathsverſammlung abhiengen, um ihnen Folge zu leiſten. (Ob es hier der Verfaſſer beſſer ge-

getroffen, als die vortrefflichste Staatsgelehrten, die sich bisher mit der sogenannten Executionsordnung vergeblich die Köpfe zerbrochen haben, daran wird billig gezweiffelt).

20. Solte sich ein oder der andre Stand denen Aussprüchen dieser Versammlung mit Gewalt wiedersetzen, so müste man bey denselbigen alle ersinnliche Mitteln anwenden, ihn von seinen Ausschweiffungen und Empörungen zur Eintracht und zur Annehmung der Vergleichungsmitteln zu bewegen; widrigenfalls aber, wo derselbe auf seinem Eigensinn verharren solte, ihn als einen Stöhrer der gemeinen Ruhe betrachten, der Regimentswürde entsetzen, und gegen ihn als einen allgemeinen Reichsfeind verfahren; das Recht der Erbfolge aber in den fürstlich und gräflichen Häussern den rechtmäßigen Nachfolgern offen halten. In den Republicken im Gegentheil müste man die Regierung ändern, ohne solches den unschuldigen entgelten zu lassen.

* * *

Alles dieses, wie schon gemeldet, sind gute Wünsche: Pia desideria; welche aber die Sache noch lange nicht heben. Viel besser und glücklicher dünken mich die Verfassungen unserer bisherigen Reichsgesetze zu seyn, wobey man nur allein darauf dringen solte, daß solche besser möchten gehandhabet werden. Die

Erfindungen der platoniſchen Republicken laſſen ſich alle wohl hören; allein wann es zur Ausübung kommt, ſo bleiben ſolche nur bloſſe Hirnbilder. Wir müſſen unſre Staatsverfaſſung nach den Menſchen einrichten, wie ſie ſind, und nicht wie ſie ſeyn ſolten.

Es iſt wahr, unſer liebes altes Geſetzbuch, ich meyne die goldne Bulle, hat wenig Ordnung und Geſchicklichkeit in ſeinem ganzen Vortrag; Es iſt darinn alles unter einander gemengt und mit vielen nichts bedeutenden Kleinigkeiten angefüllet; allein dieſes hindert nicht, daß im Grund die Geſetze, die ſich auf die Einrichtung des ganzen Reichs beziehen, nicht gut und weislich ſolten ausgedacht ſeyn. Wenn unſre durchlauchtige Vorfahren nicht viel in den Wiſſenſchafften ſich vertiefet haben: Wann ihre Lebensweiſe nichts von dem natürlichen und ungezwungenen Weſen hatte, welches man heut zu Tage für artig hält: Wenn man die Maieſtät eines Kayſers mit weniger Pracht und deſto mehr Ceremonien zu erheben ſuchte; hatten ſie deswegen nicht eben ſo viel Vernunft? Waren ſie nicht ſowohl in derjenigen Staatskunſt erfahren, welche auf die gemeine Wohlfahrt zielet, als ihre Nachkommen? Nein, wahrhafftig, man ſage mir was man will, die Grundgeſetze der goldnen Bulle ſcheinen mir immer die beſten zu ſeyn, eine glückſelige Regierungsart darauf zu bauen. Es wird darinnen ein ſtarker geſunder Staatscörper vorgeſtellet,

deſ-

deſſen Glieder in einer ordentlichen Abmeſſung ſich gegen einander gemeinſchafftlich verhalten ſollen. Dieſe haben ein Haupt, welches nur allein die Macht hat des Reichs Wohlfahrt zu befördern, keine aber ſolche zu ſtören. Die Glieder können nichts ohne das Haupt, und das Haupt kan nichts ohne die Glieder thun. Die Geſetze verbinden beyde. Es iſt eine Unterſtellung in der Ordnung. Es iſt ein Zuſammenhang, um die Freyheit zu erhalten. Es iſt eine Macht, die ſich zuſammen vereiniget, um den Nachbarn gewachſen zu ſeyn. Die Veränderungen, die man in dieſer Verfaſſung gemacht hat, ſind unvermeidliche Umſtände, welche den Zufällen und Begebenheiten der Zeiten zuzuſchreiben ſind; ſie haben aber deswegen noch nicht die Grundfeſten des H. R. Reichs untergraben; welche bis an das Ende der Welt beſtehen können, wenn anders die Eintracht darinnen erhalteu wird. Dieſe Bedingung will viel ſagen. Das teutſche Reich hat dieſes mit allen Reichen in der Welt gemein, deren Verfaſſungen ebenfalls auf der Eintracht der Stände, die ſolche ausmachen, beruhet. Wann dieſe ſich trennet, ſo fället alles zuſammen. Wenn auch gleich zehen Solon an ihrer Einrichtung alle ihre Weisheit verſchwendet hätten.

Es kommt demnach blos auf die vornehmſte Stände des H. R. Reichs an, daß die Vereinigung und das gute Verſtändnis unter ihnen erhalten und fortgepflanzet werde, damit

nicht diejenige, welche nur allzugeschickt sind, den Saamen der Zwietracht zu ihrem eignen Vortheil, unter sie auszustreuen, nicht ihren Zweck erreichen mögen, die teutsche Stände unter einander zu verwirren. Ich hoffe, mein Herr, Sie werden mich verstehen.

Es ist wahr, daß seit der Zeit, da Carl der Vierte die pragmatische Sanction der goldnen Bulle verfertiget hat, gar viele Veränderungen im Reich sich zugetragen haben. Wo äussern sich aber diese nicht? Es waren damals nur sieben Churfürsten; nun haben wir derselben neun; und wann der Kayser noch zehen Jahr länger gelebet hätte, so würden wir ihrer zwölf bis dreyzehen haben. Verschiedene Grafen sind Fürsten und eine Menge Edelleute sind Grafen worden. Der Hochmuth der Privatleute ist mit den spreustigen Titeln und närrischen Pracht weit über das Ziel gestiegen.

Wir haben drey herrschende Religionen an statt einer; diese drey verschiedene Religionen haben auch wieder ihre verschiedene Rechte: Rechte, worüber stets unendlich gestritten wird, und wo kein Friede zu hoffen stehet, so lange die Geistliche gelehrter sind, als sie in Betrachtung der gemeinen Ruhe seyn solten, und nicht nachlassen, mit andern für die Ehre ihrer eignen Lehrsätze Kriege zu führen.

Man hat ferner auch in Ansehung der Erzäm-

ämter, welche mit der Würde der Churfürſten unzertrennlich verknüpfet waren, einige Aenderungen getroffen; das Vicariat in den rheiniſchen, ſchwäbiſchen und fränkiſchen Crayſen, iſt nicht mehr bey dem Churhauß zu Pfalz, ſondern an Bayern gekommen; auch iſt die Beobachtung der goldnen Bulle in andern Fällen nicht den pragmatiſchen Verordnungen gemäß. Allein, alle dieſe Veränderungen wollen in der Hauptſache nichts ſagen. Man ſpotte darüber wie man will, und vergleiche die goldne Bulle einer alten Standarte, welche voller Löcher iſt, und in welche noch immer neue gemacht werden, ohne daß man die alte zu flicken bemühet iſt. Dieſes verehrungswürdige Geſetzbuch bleibet deswegen doch beſtändig in ſeinem Werth. Alle kayſerliche Wahlartickeln beziehen ſich noch darauf und erhalten alſo die Grundfeſten des Reichs, wenn man gleich in den darauf ſich ſtützenden Gebäuden nach Anleitung der Zeiten und Umſtände eine Veränderung treffen muß.

Die gröſte Schwierigkeit, ich geb es zu, haftet auf der ſogenannten Executionsordnung. Dieſer ſtellen ſich, ich muß es bekennen, allzuviele Hinderniſſe in Weg; die Craysvölker ſind nicht im Stand derſelben das nöthige Gewicht zu geben, und wenn ſie gleich unſre Fürſten, Grafen, Freyherren und Reichsſtädte, im Fall der Noth zum Gehorſam bringen, ſo wird man doch durch ſie bey denen mächtigen Fürſten, Churfürſten und Königen, die ſtets zahlreiche Kriegs-

völker unterhalten, nichts ausrichten. Alle Befehle, Rescripte und Decrete, die aus der Reichscanzley im Namen des Kayſers und des Reichs gegeben werden, ſie mögen auch ſo gerecht und billig ſeyn, als ſie wollen, bleiben doch ohne Nachdruck, und haben keine andere Würckung, als die man ihnen gutwillig geſtatten will.

Vor dieſem waren die Fürſten und Churfürſten keine ſolche eigenmächtige Potentaten, wie ſie heut zu Tage ſind. Sie ſtunden unter der Gewalt des Kayſers. Sie hatten keine Armeen auf den Beinen; und wo ſie ſich nur ein wenig in den Sinn kommen lieſen, dem Kayſer ſich mit Macht zu wiederſetzen, ſo ließ ſie dieſer, wann er ihrer habhafft wurde, in Gefängniſſe ſetzen. Ein Churfürſt von Sachſen und ein Landgraf von Heſſen, beydes mächtige Fürſten, erfuhren ſolches vor ungefehr zwey hundert Jahren zu ihrem Schaden. Wir haben von dieſem kayſerlichen Glanz noch die letzte Strahlen ausblitzen ſehen, da im vorigen Jahrhundert ein Churfürſt von der Pfalz ſich zum König in Böhmen wehlen ließ. Dieſer unglückliche Fürſt wurde in die Reichsacht erkläret und von dem Kayſer Ferdinand von allen ſeinen Ländern verjagt.

Dieſes alles läſſet ſich heut zu Tage ſo leicht nicht mehr thun. Die Fürſten und Churfürſten haben mit ihrer zunehmenden Macht auch

ihr

ihr Anſehen erhöhet, und bey einer jeden Wahlbedingung der kayſerlichen Crone einige Edelgeſteine abgenommen; und ob es gleich zu unſerer Zeit noch geſchehen iſt, daß ein Churfürſt von Cölln und ein Churfürſt von Bayern mit dem Pfaltzgrafen Friedrich dieſes Schickſal hatten, ſo geſchahe doch ſolches nicht anders als mit der völligen Einwilligung aller Reichsſtände überhaupt, weil obgemeldte beyde Churfürſten der Crone Frankreich beyſtunden, gegen welche der Kayſer und das Reich die Waffen ergriffen hatten.

Hierzu kommt auch noch dieſer Umſtand, daß heutiges Tags der Kayſer überhaupt, als Kayſer, wenig Nutzen mehr von dieſer höchſten Würde hat. Der Kayſer, als das höchſt verehrungswürdige Haupt der teutſchen Fürſten und Stände, hätte vielleicht ſeine eigne Königreiche und Staaten mit mehr Vortheil regieret, wenn die weitläuftige Reichshändel ſeine Sorgfalt und ſeine Bemühungen nicht zu viel zerſtreuet hätten. Es war eine Zeit, da die beyde Königreiche Ungarn und Böhmen wie auch die oeſterrrichiſche Niederlande und das Herzogthum Mayland ſehr misvergnügt waren, mittlerweilen ſie den beſten Fürſten auf dem Thron hatten. Das Geld mangelte immer und die Cammern waren leer, ohngeachtet der überaus groſſen Gefälle die von allen Seiten hinein kamen. Der Kayſer muſte einen groſſen Staatsrath unterhalten, weil die Ge-

ſchäffte ſeines Hofs von einem unbeſchreiblichen Umfang waren.

Als Kayſer muſte denſelben ein gewiſſer Glanz und Pracht begleiten, der ſeinen Vorzügen und ſeiner Hoheit gemäß war. Fürſten und Reichsgrafen wurden von ihm in Bedienung genommen, und ihrem Rang gemäß beſoldet. Die Miniſters und Hofbedienten, weil ſie mit jenen zu gleichen Chrenſtellen erhoben wurden, genoſſen auch gleicher Vortheile, dann jene waren insgemein nur zum Staat, dieſe aber zur Arbeit: ſie waren nothwendig und jene überflüßig. Beyde koſteten aber viel Geld. Dieſes Geld blieb ſelten im Lande. Der meiſte Theil davon wurde auf Länder und Güter im Reich verwandt, welche dieſelbe an ſich kauften. Daher kamen ſo viele neue Fürſten, Grafen und Freyherren, die alle ihre Hoheit und Herrlichkeit dem kayſerlichen Hof zu dancken haben.

Die Unterhaltung der hohen kayſerlichen Commiſſarien zu Regenſpurg, der Reichshofrath, die Geſandten und Reſidenten in den vornehmſten Orten von Teutſchland; alles dieſes koſtet den Kayſer mehr, als ihm ſeine Kayſerwürde einbringet.

Die Reſervata Imperatoris, in Anſehung der Gefälle bedeuten nicht viel, und fällt ihm ja, welches ſelten geſchiehet, ein Reichslehen heim

heim, so sind gleich hundert die darum buhlen. Was der Reichshofrath in das Land ziehet, das gehet auch auf obbemeldte Art wieder heraus, zum wenigsten kommt nicht viel davon in die kayserliche Cammer. Was die Lehen-Empfängnisse auswerffen, kommt unter die Bedienten. Mit den Standserhöhungen und Adelsbriefen hat es gleiche Bewandnis. Der Kayser an und für sich selbst hat weiter nichts davon, als das grosse Geräusch und die viele Fremde, die sich in seinem Hoffitz aufhalten, um ihre Geschäffte daran zu betreiben, deren viele noch darzu der kayserlichen Oeconomie zur Last kommen und kayserliche Wohlthat, Geschenke und Milde geniessen.

Was das allerschlimmste für den Kayser ist, so verursacht seine anscheinende grosse Macht bey seinen Nachbarn lauter Eifersucht; sie ziehet ihm die grosse Kriege mit dem Türken und mit Frankreich über den Hals, wobey die Reichs-Stände ins gemein mit ins Spiel kommen und beyde miteinander vieles einbüssen. O wenn uns der Friede so hoch zu stehen kommt, wie werden wir erstlich die Unkosten des Kriegs anschreiben müssen? wie viele brave Leute, wie viel Geld-Summen sind hier zur Unzeit drauf gangen? Ich mag mich in die Geschichte unserer Zeiten nicht vertiefen, wo wir Frankreich fast Meister von unserm Glücke sehen.

Alles dieses solte uns nun freylich desto aufmerk-

merkſamer machen, die Wohlfahrt unſeres teutſchen Vaterlandes mit zuſammengeſetzten Kräften in großmüthiger Vereinigung wahrer teutſch-patriotiſchen Geſinnungen zu beſorgen, und beſſer auf die Beobachtung der alten Reichs-Grundgeſetze zu halten.

Hätte doch der gute Kayſer Carl der IV. alle die böſen Geiſter, welche er auf eine ſo pathetiſche Art in dem Anfang ſeines erſten Buchs heraus gefordert, gar aus dem Reich verbannen können, ſo würden wir anjetzo nicht in ſolchen verwirrten Umſtänden ſeyn.

Sagen ſie mir doch, mein Herr, ich bitte ſie, was hindert uns ſo lang nach Recht und Maaßgebung der goldnen Bulle einen Kayſer zu wehlen? Seit wann gehen wir nach Verſailles, um zu wiſſen, was wir in Teutſchland thun ſollen? Wir ehren den König in Frankreich als einen groſſen und mächtigen Nachbarn. Dieſes iſt ſehr wohl gethan. Wir ſuchen ſeine Freundſchaft, ſeinen Schutz, ſein Bündniß. Auch dieſes iſt würdig für uns; Allein laſſet uns nicht weiter gehen. Laſſet uns einen Kayſer wehlen, und nicht warten daß Frankreich uns einen gebe. Laſſet uns ſeinen guten Rath, aber nicht ſeine Befehle annehmen.

Das Wohlſeyn und die Stärke des teutſchen Reichs beſtehet in der Vereinigung derjenigen Glieder, die ſolchen ausmachen. Wir müſſen

frey

frey in unsern Berathschlagungen, und standhaft solche hinauszuführen, seyn. Giebt es unter unsern Fürsten und Staaten Irrungen und Mißhelligkeiten, so haben wir auch Gesetze, Richter und Gerichtshöfe um solche zu schlichten und beyzulegen. Warum halten wir uns nicht daran?

Mit einem Wort, der Fehler ist nicht in unserer Verfassung. Wir sind fürwahr durch die Veränderungen, die man darinnen gemacht hat, nicht glücklicher worden. Hätten wir in allem nach Maaßgebung der göldnen Bulle uns verhalten, so wäre das Reich nicht zersplittert worden, und Frankreich hätte seine Eroberungen nicht bis über unsre Gränzen erstrecket. Wir würden den Muselmännern sowohl als unsern andern Nachbarn Regeln vorgeschrieben haben; und Rom, das stolze Rom, hätte zugleich ein Sitz des grösten Fürsten und des höchsten Priesters werden können. Der alte römische Glanz hätte unter dem Haupt der Teutschen von neuem wieder hervorstrahlen können; So wie die schöne Künste und Wissenschaften, unter einer weisen und christlichen Regierung, im neuen Flor sich würden gezeiget haben, daß es also im rechten Sinn heissen können, was auf dem Siegel der göldnen Bulle stehet:

Roma caput mundi
Regit orbis frena rotundi.

Allein, der Geiſt der Eiferſucht, der Zwietracht und des Neides hat alle dieſe ſchöne Anſchläge verdorben. Sie ſehen alſo, daß Carl der IV. wohl Urſache hatte, im Anfange ſeines Buchs zu ſagen, daß ein jedes Reich, das mit ſich ſelbſt uneins iſt, übel fähret. Dieſes iſt das Schickſal von allen groſſen Republicken geweſen. Es wird auch das unſrige ſeyn, wenn wir nicht bald unſern Spaltungen ein Ende machen. Man hat gut über die Rathſchläge und Urkunden der vergangenen Zeit ſpotten. Ich lobe mir den Mann, der durch ſeine Einſichten und durch ſeine Weisheit im Stand iſt, den gegenwärtigen Ubeln zu rathen.

Die Vorſchläge unſeres Anarchiſten ſind hierzu noch lange nicht hinlänglich. Es iſt nicht genug, daß wir ſagen, was man thun ſolte, ſondern darauf kommt es an, daß man auch die Menſchen darzu bewegen kann. Hier ſind nahe Vortheile und bevorſtehende Gefahren vorſtellig zu machen. Hier gelten gewiſſe natürliche Rathſchläge, jene zu erlangen und dieſen zu entgehen. Dieſe Vorſtellungen können alleine rühren.

Kein Rath, keine Verſammlung, keine Art einer bürgerlichen Geſellſchaft kann nicht wohl ohne ein gewiſſes Oberhaupt beſtehen, welches, wann es gleich nicht herrſchet, doch alles in ſeiner natürlichen Ordnung und Lenkſamkeit zu erhalten befliſſen iſt. Es iſt gar nichts unge-

zie-

ziemendes, ſondern vielmehr etwas der vernünftigen Natur ſehr gemäſes, dsß viele freye Fürſten und Stände, welche zuſammen in unzertrennlicher Einigkeit ſich verbunden haben, unter ſich einen der mächtigſten und weiſeſten Fürſten zu ihrem allgemeinen Oberhaupt und Schiedsrichter wehlen. Ohne dieſen mächtigen Beſchützer würde unſre teutſche Freyheit keinen gewiſſen Grund haben. Die kleine und ſchwache Stände würden ſtets der Gefahr ausgeſetzet ſeyn, von einem ſtarken und Länderſüchtigen Nachbarn unterdrückt zu werden. Ja, man würde nicht einmahl die Freyheit haben über dergleichen Gewaltthätigkeiten ſich zu beklagen. Die Macht allein würde uns Geſetze vorſchreiben und das klügſte was wir thun könnten, wäre, derſelben ſich zu unterwerffen.

Wir müſſen alſo ein Oberhaupt, einen Beſchützer und einen oberſten Schiedsrichter haben, um unſre Reichs-Geſetze in ihrer Geltung aufrecht zu erhalten, um Recht und Gerechtigkeit und diejenige Ordnung und Freyheit in dem H. R. Reich fernerhin zu handhaben, die daſſelbe bisher erhalten hat. Wir müſſen zu dem Ende nicht allein einen mächtigen, ſondern auch einen frommen, gütigen, tugendhaften und gerechten Kayſer haben, wie die goldne Bulle ausdrücklich die Churfürſten einen ſolchen zu wehlen verpflichtet.

Ich wende dahin alle meine Wünſche, und hoffe, daß meine patriotiſch geſinnte Landsleute, denen das Heil unſeres teutſchen Vaterlandes am Herzen liegt, darinnen die ihrigen mit mir vereinigen werden.

Ich bin mit einem Herzen das nichts mehr wünſchet, als alle Menſchen glücklich zu ſehen, und Sie insbeſondere, mein Herr, da ich ihre ausnehmende Tugenden und Verdienſte kenne.

Franckfurt, den 2. Aug. 1741.

VI. Brief.

Allerhand Neuigkeiten.

Mille hominum ſpecies et rerum diſcolor uſus
Velle ſuum cuique eſt; nec voto vivitur uno
Mercibus hic Italis mutat ſub ſole recenti.
Rugoſum piper et pallentis grana cumini.
Hic ſatur irriguo mavult turgeſcere ſomno
Hic campo indulget; hunc alea decoquit; ille
In Venerem eſt putris. *Perſ. Sat. V.*

Mein Herr,

Bald beginnet es hier recht lebhaft zu werden. Die Schaubühnen, die Geſellſchaften, die Spatziergänge, die Straſſen

ſen, ſoll ich auch ſagen, die Kirchen? alles wird mit Menſchen angefüllet, nicht anders wie ein Strom, der ſich durch das Einſtürzen fremder Flüſſe ſchwellet und täglich gröſſer wird; allenthalben ſiehet man, wie Lucretius ſagt:

Conventus hominum, pompam, convivia pugnas (*).

Unter allerhand Schauſpielen, die man hier zu ſehen bekommt, war das Feſt, welches die Franzoſen vor vierzehen Tagen auf den Ludwigstag zu Ehren ihres Königs gegeben hatten, ſehr artig und von einer beſondern Erfindung. Es währte 3. Tage lang und beſtunde in einem prächtigen Tractament und Ball, in einer Beleuchtung, in einem Feuerwerk zu Waſſer und in einem Schifferſtechen und Gansrupfen. Alle Perſonen von einem gewiſſen Rang, ſogar auch unſre benachbarte Grafen und vornehmſte von Adel, wurden darzu ordentlich eingeladen. Sie können ſich alſo einbilden, daß die Geſellſchaft ziemlich zahlreich müſſe geweſen ſeyn. Der Marſchall hatte zu dem Ende einen ganz neuen Saal von Grund aus in ſeinem Hauptquartier erbauen und ſolchen mit den ſchönſten gewirkten Tapeten auszieren laſſen. Alle Zimmer des Marſchalls waren dabey auf das ſinnreichſte aufgeputzt und mit Lichtern erhellet. Man muß den Franzoſen in ſolchen Dingen den Vorzug

(*) L. IV.

lassen. Kein Volk in der Welt schickt sich bes-ser zu Comoedien, Aufzügen, Masteraden, Tänzen und schönen Spielwerken.

Das Fischerstechen auf dem Mayn war in-sonderheit sehr lustig anzusehen. Es war ein Glück, daß es gelind Wetter war, dann die meisten Fischer musten, indem einer den andern mit langen Stangen aus seinem Nachen über Bord stieß, das kalte Maynbad empfinden. Sie sehen daraus, daß das Volk allhier mit den Franzosen beginnet leutseliger zu werden, und ihnen vieles zu gefallen thut. Was kann das Geld nicht zuwegen bringen? Dieses ge-prägte Metall hat eine magische Kraft die Göt-ter und Menschen, die Fürsten und den Pöbel, die Hohenpriester des Altars und der heiligen Themis zu gewinnen. Es macht, daß man al-les artig findet, was einem zuvor nicht gefallen hat: Er giebt den Leuten Verstand, die keinen haben, und macht daß auch heßliche Schönen ihre Liebhaber bekommen.

Doch lasset uns einem jeden Gerechtig-keit wiederfahren. Das Hauß des Herrn Marschalls ist sehr wohl eingerichtet. Alles ist an demselben ordentlich. Man findet darun-ter die artigsten und belebteste Leute, welche sich vollkommen darzu schicken, um dem gemeinen Mann diejenige Vorurtheile zu benehmen, wo-mit er bisher gegen diese Völkerschaft ist einge-nommen gewesen. Der Marschall selbst ist ei-

ne

ne Perſon von hohen und ausnehmenden Verdienſten; Er iſt ſo wohl ein kluger Staats- als Kriegs-Mann. Man ſiehet ihn lieber hier wie den Geſanden eines mächtigen Königs, wo er uns Freudenfeſte giebt, als vor der Spitze eines Heers am Rhein, wo man ihn fürchten müſte.

Die Frau Marſchallin beſitzt alle Annehmlichkeiten ihres Geſchlechts in einem ſehr hohen Grad, und verbindet ſolche mit einer gewiſſen Güte und Leutſeligkeit, daß man ſie verehren muß. Sie iſt aus dem herzoglichen Hauſe von BethuneCharot und alſo aus einem der vornehmſten Häuſſer in Frankreich. Die rothe Farbe, womit ſie der Mode ihres Hofes zu gefallen, ihr Angeſicht bedecken muß, läſſet ihr nicht übel: ſie macht daß ihre ſchöne Züge deſto lebhafter hervorbrechen.

Wie es in Frankreich nichts unanſtändiges iſt, daß eine verehlichte Frau noch immer ihre Verehrer und ſogenannte Anbeter hat, ohne dadurch im mindeſten der Tugend zu nahe zu treten, ſo wird es dieſer Dame daran auch hier nicht mangeln. Sie hat ſchon würklich unter den Geſanden welche, die ihr ſehr zierlich aufwarten, ja es iſt gar darunter einer der ganz von Herzen um ihre Gunſt ſeufzet; der es aber noch nicht weiter bey ihr gebracht hat, als daß ſie ihm zuweilen erlaubet, ihr kleines Schooßhündgen ihr nach zu tragen. Bey dem ſpaniſchen

Geſanden, der ſich durch ſeine Pracht und durch ſeinen groſſen Aufwand auszeichnet, verſiehet ſie öfters die Ehre des Hauſes.

Ich bin verſichert, daß dieſes angenehme Weib den Wohlſtand von dem ganzen Wahltag formiren und allen übrigen Damen den Geſchmack ſich franzöſiſch aufzuputzen und zu geberden beybringen wird. Das iſt ſo viel: ſie wird nicht wenig darzu behülflich ſeyn, das heilige Röm. Reich franzöſiſch zu machen; dann wer das Frauenzimmer zu gewinnen weiß, der hat ſchon die Helfte des menſchlichen Geſchlechts auf ſeiner Seite.

Man ſiehet hier den Anfang von der Meſſe. Die ganze Stadt wimmelt voll Comoedianten und Charlatans. Man könnte darunter noch eine groſſe Zahl von Menſchen rechnen, die zwar dergleichen Handwerk nicht treiben, aber ſolch: doch in der That ſind. Alles iſt hier in Bewegung: alles lauft und rennet untereinander und wiedereinander: Einem Peripateticker muſte hier der Kopf herum gehen, wenn er ſich unter einem ſolchen Gewühl ſehen würde. Man ſolte ſagen, es wäre hier der Sammelplatz von groſſen Herren, von Lackayen, von Pferden, von Kaufleuten, von Juden, von Bettelleuten und von Spitzbuben. Man erblickt nicht ſobald einen Menſchen von Gold oder Silber ſchimmern, ſo zeiget ſich auch zugleich die Armuth neben ihm und fordert ſeine chriſtliche

Liebe

Liebe zur Beysteuer heraus. Es ist dieses, wie der Schatten in einer Schilderey, welcher die Hauptfiguren ins Licht setzet. Hundert Libereyen in bund unter einander gemischten Farben erscheinen hier mitten unter den alten Lumpen und abscheulichsten Gesichtern, die nichts als Barmherzigkeit suchen. Man kann sich das menschliche Leben nicht lebhafter vorstellen, als bey diesem Gemengsal von Armuth und Reichthum.

Man siehet hier tausenderley Dinge, die so unnöthig als unnützlich sind, und die man gleichwohl für hohe Preisse zum Verkauf anbietet; Allenthalben wird man von Leuten angerufen, die einen bitten, etwas zu kauffen. Diese sind die höflichste Leute von der Welt und ohnerachtet sie einen das erstemahl sehen, so versichern sie doch, daß sie einem zu Gefallen alles wohlfeiler als andern geben wolten. Sie machen also, daß die Käuffer ihnen noch Dank wissen, wenn sie nur die Helfte des Werths für ihr Geld bekommen. Dieses Glück hat man nur, wenn man mit ehrlichen Christen zu thun hat; fällt man aber den Juden, damit die Stadt angefüllet ist, in die Hände, so kommt man nicht so glücklich davon. Denn weil sie, nach ihren alten levitischen Gesetzen, nur ihren Nächsten, das ist, ihre beschnittene Glaubensbrüder zu lieben verbunden sind, ihre Feinde aber hassen sollen; so müssen wir ihnen ja ihre Ränke nicht für übel halten, wenn sie allen ih-

ren Verſtand gebrauchen, uns, als ihre Feinde zu hintergehen. Vor dem groben Diebſtahl aber nehmen ſie ſich ſehr in acht, dann ſie wiſſen, daß ſie die Chriſten ohne Betrachtung des levitiſchen Geſetzes, in ſollen Fällen aufhängen laſſen. Man ſagt, daß es hier auch viele Chriſten gäbe, welche ohne dergleichen Freyheiten nach ihrer Religion zu beſitzen, ſich nichts daraus machten, andere auf jüdiſche Art zu übervortheilen. Vor dieſem hatten dieſe verſchmitzte Leute noch den Mercurius zu ihrem Schutzgott. Nun haben ſie gar keinen GOtt mehr. Sie nennen ſich wohl Chriſten, allein von ihrem Hauptgebote: Du ſolſt lieben deinen Nächſten wie dich ſelbſt, wiſſen ſie kein Wort.

Unter verſchiedenen elenden und abgeſchmackten Schauſpielen ſiehet man auch hier eine franzöſiſche Comoedie: ſie iſt ziemlich gut. Cherardi, das Haupt dieſer Bande erwirbt ſich bey Kennern vielen Beyfall. Er verſtehet die Regeln der Schauſpielkunſt und weiß alles wohl anzugeben. Der vornehmſte unter den Spielenden iſt einer Namens, le Cocq. Er hat ein ſehr gutes Anſehen und iſt zu dem Trauerſpiel gebohren. In dem Luſtſpiel hat er lange nicht dieſelbe Stärke. Verwichenen Sonnabend ſtellte er den Simſon vor: Jedermann bewunderte deſſen Geſchicklichkeit. Er machte dadurch, daß man kaum beobachtete, wie dieſes Stück eben ſo viel Fehler wieder die Regeln der Schauſpielkunſt, als Schönheiten hatte. Die Einheit

des Orts, die Verwickelung, die Zeit der Begebenheit, die Wahrscheinlichkeit, besonders aber die Ehrerbietung, welche man den Geschichten der heiligen Bücher schuldig ist; alles dieses ist fast gar nicht darinnen wahrgenommen worden. Es ist eine Tragicomoedie, wie man solche nennet; das ist, lustig und traurig untereinander, wie der Peter Squenz. Der Harlekin erscheinet dabey sehr zur Unzeit um die Heldenthaten des Simsons lächerlich zu machen, der unterdessen die heissesten Gebeter zu dem Gott des Volks Israels auf der Schaubühne ausschüttete. Dieses schien mir allerdings so ungeziemend, als ärgerlich zu seyn.

Ich speißte darauf den andern Tag bey dem S... Gesanden. Ein evangelischer Geistlicher, der so ehrwürdig schien, als er unwissend war, fand sich mit bey der Tafel. Man sprach von allerhand Neuigkeiten, und fiel bald, wie es zu gehen pflegt, aus dem Grossen ins Kleine, und aus dem Ernsthaften ins Lustige. Spiel, Tempel, Maskeraden, Comoedie, Staatssachen, Kleinigkeiten, alles wurde gleichsam in einer Tracht aufgetragen. Einer erzehlte die Eigensinnigkeiten des Glücks, die ihm gestern Abends in der Gesellschaft bey einem Quadrille verfolget hätten: der andere war noch entzückt von der Musik, die er vor einigen Tagen in einem schlechten Concert gehöret hatte. Ein dritter rühmte die lustige Spatziergänge auf dem sogenannten spanischen Hof und längst dem

Maynſtrom; Ich aber ſprach von der obgemeldten Comoedie des Simſons. Ich erklärte mich dabey für einen Liebhaber der Schauſpiele. Ich hatte kaum dieſes einfältige Bekänntniß gethan, ſo betrachtete mich der Geiſtliche mit groſſen Augen; Wie! ſprach er, mein Herr, ſie lieben die Comoedien? Ich antwortete ihm, daß ich unter dem Wort Schauſpiele (Spectackel) nicht die Comoedien allein, ſondern überhaupt alles dasjenige verſtünde, was die Natur den Augen Wunderbares und Schönes zeigte, weil nun die Schauſpielkunſt keinen andern Endzweck hätte, als den Augen des Gemüths rührende Exempeln der Tugend und Laſter vorzuſtellen und die Menſchen zu unterrichten, indem ſie ſolche nur zu beluſtigen ſchiene; ſo hielt ich allerdings eine gute Comoedie für eine Schule der Sitten. Für eine Schule des Satans, mögten ſie wohl ſagen, erwiederte der darüber zornig gewordene dicke Prieſter. Iſt auch wohl etwas gottloſer und abſcheulicher fuhr er mit entzündetem Eifer fort, als die freche und unverſchämte Liebeshändel, die in den Comoedien vorgeſtellet werden? Iſt es nicht ärgerlich, daß ſich die Comoediantinnen, wie die leichtfertigſten Metzen kleiden und die Mannsleute mit ihren verhurten Minen und Geberden zu verführen ſuchen? Iſt es nicht ein Greul der Jeanpotagen, Harlekinen und Hanswurſten ihre Unflätereyen und unverſchämte, gottloſe, leichtfertige Reden mit anzuhören, welche wieder alle chriſtliche Zucht und Ehrbarkeit lauffen.

Ich

Ich besann mich ein wenig, ob ich dem aufgebrachten Geistlichen auf seine pathetische Rede antworten und die Ehre der so übel angetasteten Thalia und Melpomene retten solte. Diese reine Musen, welche den Schauspielen vorgesetzet sind, verdammen selbst die Mißbräuche und Unordnungen, womit man dieselbe entehret. Ihre Unschuld rief mich um Beystand an; Ich sahe mich, verbunden mich ihrer anzunehmen.

Vermuthlich, mein Herr, sagte ich mit einem gelassnen Wesen zu dem übel unterrichteten Feind der Schauspiele, vermuthlich haben sie noch niemahls eine gute Comoedie gesehen? Ich? unterbrach der Geistliche ganz erschrocken: Ich? ich solte eine Comoedie sehen? dafür behüt mich der liebe GOtt! Sie halten mir es zu gut, mein Herr, war meine Entschuldigung. In Frankreich giebt es die Menge Geistlichen, welche in die Comoedie gehen; ja es giebt sogar unter ihnen geschickte Leute, die selbst sehr gute Schauspiele verfertigen. Dieses geschiehet in Frankreich, versetzte der Herr Pfarrherr mit einem kurz entscheidenden Thon: man wird GOtt sey Dank, eine solche Narrheit keinem von unsern Theologen vorwerffen. Sie verzeihen mir, mein Herr, war meine Antwort. Ich weiß von einem sehr gelehrten Mann, daß Lutherus die Schauspiele in hohem Werth soll gehalten haben: Melanchton, Beza und andre berühmte Theologen mehr haben selbsten

Schauſpiele geſchrieben, und Calvinus, der abgeſagte Feind von allem was nur in der Kirche noch ein wenig theatraliſch lies, billigte den Gebrauch der Comoedien gar ſehr.

Dieſe Anmerkung machte den Geiſtlichen ein wenig verwirrt: er war in dem Lande der Gelehrten eben nicht gar bekannt. Laſſet uns, fuhr ich deswegen fort, auf die Sache ſelbſt zurück kommen. Es iſt nichts ſo gut, das nicht könnte gemißbrauchet werden, wenn man es übel handthieret:

Nil prodeſt, quod non lædere poſſit idem,

ſagt der Poet: wolten wir aber alles dasjenige abſchaffen, was gemißbrauchet wird? Wo würden wir hingerathen? Wir würden hier auf des Herrn Geſanden Geſundheit kein ſo gutes Glas Wein truncken dürffen, weil nichts in der Welt mehr, als dieſes köſtliche Getränk pfleget gemißbrauchet zu werden. Mich dünkete dieſes Argument war ad hominem. Es ſind alſo einige Sachen die nöthig, einige die nützlich und noch einige die beluſtigend ſind. Können wir das nützliche mit dem beluſtigenden verbinden, ſo wird dadurch die Beluſtigung nicht allein vernünftig, ſondern auch gut.

Man bemühe ſich dem Menſchen ſolche Beluſtigungen zu verſchaffen, ſo wird er viel leich-

leichter den Geſchmack für das, was unerlaubt und böſe iſt, verliehren.

Die Schauſpiele ſind das beſte Mittel den Menſchen ihre Laſter und ihre Thorheiten rührend vor Augen zu ſtellen, ohne daß ſie darüber böſe werden. Dieſe Art von Straffen und Verbeſſerungen, kan auch die ruchloſeſte und leichtſinnigſte Menſchen rühren: denn die Abſcheulichkeit der Laſter wird nirgend beweglicher und erſchrecklicher vorgeſtellet, als in einem Trauerſpiel. Man ſiehet Helden in einer rührenden und majeſtätiſchen Bewegung: Man ſiehet Verwirrungen, die Furcht und Schrecken machen, und auf einmahl durch einen groſſen und wichtigen Zufall ſich entwickeln. Man ſiehet die Boßheit und Laſter in ihre eigene Stricke gefangen und zu Boden geſtürzet. Der gröſte Böſewicht bekommt, wo er nicht ganz in ſich ſchlägt, doch darüber die lebhafteſte Begriffe vom Guten und Böſen; darum haben auch die älteſten und vernünftigſte Völker für gut befunden, das Volk auf dieſe Art zu lehren. Ich will nichts von dem Buch Hiobs und dem hohen Liede ſagen: ſie möchten ſonſt böſe werden, wann ich behaupten wolte, daß ſolche mit unter die dramatiſche Bücher gehörten. Ich will nur das nöthige von den Luſtſpielen erinnern. Vielen Leuten, ja den meiſten iſt mit keiner Sittenlehre beyzukommen; lächerlich aber will niemand ſeyn. Man bringe dieſe Leute in die Schauſpiele. Man laſſe ſie über den

Gei-

Geitzigen, über den Menschenfeind, über den Scheinheiligen und über andre dergleichen Caractere lachen: sie werden nicht sagen, daß sie sich getroffen finden, sie werden sich aber mehr in acht nehmen, nicht lächerlich zu werden. Der Verstand sowohl als das Herz des Menschen haben bey dieser edlen Belustigung noch ihren besondern Antheil. Die Ergötzlichkeiten des Witzes gehen über alle andre, und sind die anständigsten für einen vernünftigen Menschen; wann nun die Empfindungen des Herzens noch dabey empor gezogen und zu grossen und edelmüthigen Thaten aufgemuntert werden, so wird der Nutzen der Schauspiele dadurch vollkommen. Was kann man von einer Belustigung mehr erwarten, als wenn sie uns zugleich unterrichtet und nützlich ist? Wo kann man glücklicher lachen, als wo dasjenige was uns zum Lachen beweget, zugleich eine Verachtung gegen dasjenige einflöset, was lächerlich und thöricht ist? Wie kann man den Verstand mit einer edlern Belustigung unterhalten, als wo ihm diese eine Hoheit einflöset, nichts niederträchtiges und nichts einer vernünftigen Creatur unanständiges zu begehen? Wer wolte eine solche Art der Belustigung dem Menschen verdächtig machen?

O Herr Pfarrherr, unterbrach hier der Gesande, wann die Schauspiele so beschaffen wären, so würden sie wohl daran nichts auszusetzen finden? Nein, wiedersprach der eifrige Geist-

Geiſtliche; ich werde nun und nimmermehr dasjenige nicht billigen, was auch nur den Namen einer Comoedie führet. Die Religion allein muß die Menſchen bekehren und zurecht bringen, die Comoedianten ſind darzu nicht beruffen.

Ich ließ mir nicht beykommen, hier die Rechte und Vorzüge der Religion zu diſputiren. Ich war davon allzuſehr überzeugt. Ich ſetzte nur noch dieſes hinzu, daß die Liebe zu dem Schönen und Guten die beſte Beſchaffenheit unſeres Gemüths ſey, der Religion bey uns Raum zu geben, und daß wir deßhalben alles dahin lenken ſolten, um ſolches mit den wahren Regungen der Tugend anzufüllen, welche GOtt ſo angenehm ſind.

So weit waren wir in unſerm Geſpräch gekommen, als man von der Tafel aufſtund. Ich nannte dem Geiſtlichen einige Bücher, wo er von der Schauſpielkunſt nähere Nachrichten würde bekommen können; allein er wolte nichts davon hören und lieber andächtig unwiſſend ſeyn, als mit einer eitlen Gelehrſamkeit ſich anfüllen. Ich verharre, indem ich dieſes alles Ihren hocherleuchteten Einſichten überlaſſe,

Mein Herr,

Frankfurt, den 12. Julii. 1741.

Dero gehorſamſter und ergebenſter Diener.

VII. Brief.

VII. Brief.

Entdeckte Anſchläge wegen einer bevorſtehenden Wahl eines Kayſers.

Hic magnus ſedet Æneas, ſecumque volutat Eventus belli varios.

Virgil.

Mein Herr,

Es giebt Leute in der Welt, die in ihrer Scharfſinnigkeit und Staatswiſſenſchaft ſo weit gehen, daß ſie alles zuſammen buchſtabiren und aus dem Gegenwärtigen das Zukünftige zu urtheilen ganz beſondere Einſichten haben. Ich glaube nicht, daß darzu die Wiſſenſchaften der geheimen Philoſophie, wohl aber groſſe Aufmerkſamkeit, Uberlegung und Erfahrung in den Welthändeln erfordert werden.

Es läſſet ſich aus einzelen Zahlen leicht von hundert ins tauſende rechnen, und wenn man einmahl ein Paar Hauptbuchſtaben zu einer verborgenen Schrift entdecket, ſo iſt es hernach ſo ſchwer nicht mehr, einen ganzen Brief zu entziefern

In der politiſchen Welt darf man nur erſtlich die Geſchichte der Staaten, die Eigenſchaft

schafft der Länder, den Zustand der Höfe und ihre bey verschiedenen Gelegenheiten blos gegebene Absichten wissen, so hat man schon den Hauptschlüssel zu ihren Geheimnissen. Aeussern sich darauf gewisse Gelegenheiten und Gesandschafften, so lassen sich leicht gewisse Dinge vermuthen, die man geheim halten will. Ja eben das Geheimniß, womit solche tractiret werden, sind öffters die Gelegenheit zum Verdacht, und machen daß man sie errathen kann.

Ein vornehmer Freyer meldete sich ohnlängst an einem gewissen Ort, ein schönes Kind mit etlichen Tonnen Goldes auszuheben. Er zog prächtig auf, ohnerachtet er so viele Schulden als Ahnen hatte. Er brauchte Geld, um diese Ahnen nicht zu beschimpfen, sondern sich als ihr würdiger Abstämmling aufzuführen. Er machte sich an einen Fremden, der einen Freund von dem Hause der Schönen kannte. Diesen Fremden bat er dem Freund dahin zu bereden, daß er einen Ball geben möchte. Er wuste im voraus, daß er die Schöne, um welche es galt, darzu bitten würde. Die Sache geschah, wie man sich solche eingebildet hatte: die Bekanntschafft war auf solche Weise bald gemacht, aber darum die Braut noch nicht gewonnen. Es kam darauf an, daß der gräfliche Liebhaber seine Schulden verbergen möchte. Ein Mitbuhler hat bey diesen Umständen ein scharfes Gesicht; ein solcher buchstabirte auch hier den ganzen Handel leicht zusammen. Er spielte

es so sein, daß durch die dritte und vierte Person ein Brief den Verwanden der Schönen in die Hände gerieth, der das gantze Geheimniß entdeckte, und die Sache rückgängig machte.

Auf gleiche Art geschahe es, daß ein Schneider in dem Kleide eines gewissen Gesandens, daran er vermuthlich etwas ändern solte, ein Papier fand, auf welchem folgende wichtige Dinge zusammen buchstabiret waren.

Pro Memoria.

1) Die sämtliche churfürstliche Höfe, Böhmen, Maynz und Trier ausgenommen, sind diejenige Maasregeln eingegangen, die man ihnen hat beyzubringen gesucht.

2) Der Churbrandenburgische hat sich am meisten wiedersetzet; endlich aber hat ihn die Standhaftigkeit des wienerischen Hofes gleichsam gezwungen, sich auf die stärckste Seite zu wenden. Man versichert, daß zwischen Sr. preußischen Majestät, als Churfürsten von Brandenburg und zwischen dem französischen Hof, als Bürge des westphälischen Friedens, eine Verabredung unter dem 17ten des verstrichenen Monats sey unterzeichnet worden, die Kayserwahl zu beschleunigen und dieselbe auf einen solchen Fürsten zu wenden, der dem Wohlstand des Reichs am zuträglichsten seyn würde.

3) Man ist lang zweiffelhafft gewesen, welches

ches Hauß man anstatt des österreichischen auf den kayserlichen Thron bringen solte. Sachsen und Bayern sind dabey in Vorschlag kommen. Die Parthey des ersten war gleich Anfangs die stärckste: auf diese Weise, wenn sie die Oberhand behalten hätte, wäre der König Stanislaus durch die Pohlen zurück gerufen worden, u. s. w. allein dieser Plan hat allerhand Schwierigkeiten gefunden, 49. 552. 795. 1551. u. s. w.

4) Die Parthey von Seiner churfürstlichen Durchlaucht in Bayern hat die Oberhand behalten. Der Plan ist dieser: sich zuerst der Krone Böhmen zu versichern und darzu die Hülffevölker zu gebrauchen, die Se. churfürstl. Durchlaucht erwartet. Die Sache ist um so viel leichter werckstellig zu machen, weil man es nur machen darf, wie der König in Preussen, als er in Schlesien eindrang. Man wird Meister von Prag seyn, ehe man noch einen Widerstand finden dörfte, und man kann sich im voraus eine Empörung in diesem Königreich versprechen, weil es seit der berühmten prager Schlacht nur durch Zwang im Gehorsam erhalten wird.

5) Der neue König wird sich gefallen lassen mit dieser Krone und mit einigen kleinen österreichischen Stücken oder Herrschafften in Schwaben zu begnügen, das übrige von seinen Anforderungen dem Friede aufzuopfern, wel-

ches alles eine gewisse Macht, die mit beyden Höfen in Bündnis stehet, vermitteln wird. Es soll darauf ein genaues Bündnis zwischen dem Kayser und dem Reich und dem Hause Oesterreich erichtet werden, um diesem letzten gegen alle Unternehmungen der Pforte beyzustehen.

6) Weil Schlesien und Mähren ein Theil des Königreichs Böhmen ausmachen, so wird man hier Mitteln finden, für den Beystand einiger Machten erkenntlich zu seyn.

7) Wenn einmal die Ruhe im Reich hergestellet seyn wird, so wird es ferner auch nicht viel Mühe kosten, die übrigen Anforderungen, insonderheit diejenige Sr. Catholischen Majestät, die mit den Bayerischen im Wiederspruch sind, zu regulieren; dann einer nur von beyden kann der rechte Erbe seyn.

8) Vermöge dieses Plans dörfte es wohl etwas in Italien gelten, wo man den lombardischen Thron zum besten eines spanischen Infanten wieder aufrichten kann. Wiewohl die Ausführung dieser Sache mancherley Schwierigkeiten von Seiten des turiner Hofes unterworffen seyn wird.

9) Zur Ausführung dieser verschiedenen Einrichtungen kömmt es zuforderst darauf an, den Wiener Hof zu verhindern, des Beystands

seiner

seiner vielen Bundsverwanden sich zu bedienen. Man hat solchen durch einen Tractat mit Sachsen vorgebauet, indem man zugleich Rußland den Krieg ankündiget, und eine Armee in Niedersachsen, wie auch eine andere jenseits des Rheins wird stehen machen, damit dadurch der Anmarsch der Hülffsvölker der übrigen Bundsverwanden dieses Hauses abgeschnitten und zugleich eine Entschliessung bewürcket werde u.s.w.

10) Man hat uns die Sache schon angegeben an unsre Höfe zu schreiben, damit alle Bevollmächtigte sich hier ohne Zeitverlust einfinden mögen; also, daß es mit der Wahl nicht länger anstehen wird; es werden würcklich Anstalten zum Empfang Sr. Churfürstl. Gnaden von Maynz gemacht.

11) Dieses grosse Vorhaben dörfte vielleicht zu nichte werden; wenigstens ein Theil davon, weil wir Nachricht haben, daß die Königin von Ungarn und der Großherzog, ihr Gemahl, endlich an den König von Franckreich geschrieben haben und auf dessen Bündniß bey gegenwärtigen Läufften sich berufen und denselben des Vertrauens erinnert, welches der verstorbene Kayser beständig auf Se. Allerchristlichste Majestät gesetzet hätte u.s.w. Weil es den französischen Hof verdrossen, daß die Königin von Ungarn mehr Vertrauen zu ihren alten Bundsverwandten bezeiget hatte, so könnte es auch nun wohl geschehen, daß, nachdem er sie auf

den Punct gebracht hat, wohin er gewolt, er nun zu einer andern Unterhandlung ſich dürfte finden laſſen, welche Zeit zu andern Rathſchlägen geben könnte.

Memorandum: I. Die Ankunft des Grafens Colloredo zu Breßlau. II. Vorſchläge die man nach Paris geſandt. III. Geſpräch des Herrn Waſners mit Sr. Eminenz. IV. Erklärung, die ihm durch den Herrn Amelot iſt gegeben worden, von welchen er eine cathegoriſche Antwort begehret hatte, wegen des Durchmarſches der franzöſiſchen Völker; dieſelbe enthält fünf Puncten: 1) Die Redlichkeit des Königs ſeinen Verbindniſſen nachzuleben. 2) Die Tractaten vermöge deren er mit dem Haus Bayern verbunden iſt. 3) Daß der Churfürſt ſeine Hülfe und Beyſtand bey Sr. Majeſtät geſucht hätte, wegen der Anforderungen ſeines Hauſes Gerechtigkeit zu erlangen. 4) Die Tractaten des weſtphäliſchen Friedens, davon der König Bürge iſt, und 5) vermöge welchen Se. Majeſtät verbunden ſind, die Freyheit bey der Wahl eines Kayſers zu verſichern. V. Liſte von Hannover eine Armee von hundert tauſend Mann aufzurichten. VI. Anſchläge gegen Bremen und Verden ... wegen Pommern ... wegen Berg und Jülich ... wegen Curland ... der Krieg zwiſchen Perſien und der Türkey iſt gewiß. Die Sachen mit Rußland ... u. ſ. w.

Ich

Ich überlasse, mein Herr, diesen Entwurff ihren vernünftigen Anmerkungen; wir werden bald sehen, wie weit der grosse Beherrscher der Welt denen menschlichen Anschlägen wird einzuräumen belieben.

Wir empfangen unterdessen die traurigsten Nachrichten von Wien, man möchte darüber Thränen vergiessen. Welcher Jammer! die Häusser abbrechen und die schönste Gebäude dem Erdboden gleich machen, um sich dadurch gegen einen Feind in Sicherheit zu setzen, der vielleicht nicht so böse denkt, und der sich damit befriedigen würde, diesen prächtigen Wohnsitz der Kayser nur einzuschliessen, ohne weitern Schaden daselbst anzurichten. Dieses Unglück wiederfuhr schon denen Wiener Vorstädten im Jahr 1683. da die türckische Armee im Anzug war und eine schreckliche Belagerung erfolgte. Als ich einsmals mit einem Freund einen Spaziergang um die Stadt herum that, und dieser mir solches erzehlte, geriethe ich auf den Einfall, ob es nicht möglich wäre, diesen so wichtigen Ort, samt den weitläuftigen Vorstädten mit einem Arm aus der Donau zu umschlingen, dann die Stadt liegt auf einem ziemlich gleichen Boden. Vielleicht hätte es nicht so viel gekostet ein Bette darzu auszugraben, als die Häusser niederzureissen. Mit einem solchen Fluß, wie die Donau ist, kan man Wunder thun.

Ich glaube gewiß, daß man niemals, im Fall einer Belagerung, die Vorstädte von Paris, London und Berlin schleiffen wird. Man wird lieber das Kleid mit samt dem Mantel hingeben, um beyde zu erhalten. Die Hauptstädte sind nicht darzu erbauet, um einer ganzen Armee die Spitze zu bieten. Man pflegt die Sache nie so weit kommen zu lassen. Der Feind findet selbst darinnen seinen heimlichen Vortheil, eine dergleichen Zerstörung zu verhindern, die Wuth alles in Blut und Asche zu verkehren, ist, GOtt sey Dank, nicht mehr Mode. Man weiß daß die Menschlichkeit unter den Christen eine Tugend ist. Man weiß, daß man auch seinen Feinden selbst mit Leutseligkeit zu begegnen verbunden ist. Es ist auch eben so wenig der Klugheit gemäß, einen Feind zu ruiniren, von dem man sucht Vortheile zu ziehen. Je mehr man ihm lässet, und je weniger Schaden man ihm verursachet, desto mehr ist er im Stand, uns Vortheile einzuräumen. Die Gemüther werden auf einander nicht so sehr erbittert; und man beträgt sich gegen einander als solche Feinde, die doch über kurz oder lang wieder Friede machen und Freunde werden müssen. Dieses sind so meine vorläufige Gedanken über die betrübte Zeitungen von Wien, die mir recht an das Herze gehen; dann ich verehre noch immer das Hauß Oesterreich und die vortrefliche Königin von Ungarn, ohne daß meine Neigung etwas in demjenigen Recht der Erbfolge entscheidet, wor-

über

über man Kriege führet. Ich bin mit einer ausnehmenden Hochachtung

Mein Herr,

Den 9. October
1741.

Dero ergebenſter und
gehorſamſter Diener

VIII. Brief.
Allerhand Neuigkeiten.

Utilitatem publicam non conventi ludificatione differri.
Caſſiod.

Mein Herr,

Endlich hat der churmaynziſche Einzug allhier den kayſerlichen Wahltag eröffnet. Solcher geſchahe den 21. October mit groſſem Pom und Pracht: alles war reich und glänzend. Die Einrichtung des Zugs und die vornehmſte Herren dieſes churfürſtlichen Hofes, werden ſie aus beygehender Beſchreibung erſehen *).

*) Weil die Beſchreibungen von dieſen und dergleichen Solennitäten ſich in allen Zeitungen und Tagbü-

Seit der Ankunft dieſes erſten Churfürſtens in dieſer Stadt wird alles lebendig und mit Fremden angefüllet. Man ſiehet nun, daß es mit der Kayſerwahl ein Ernſt iſt; Ja, daß er, laut demjenigen Papier, was uns der Schneider aus dem Unterkleid eines Miniſters mitgetheilet hat, auch würklich ſchon gewehlet iſt. Doch dieſes nur wie man zu reden pflegt in petto. Hernach wird erſtlich der H. Geiſt darüber angeruffen, daß er den Churfürſten in Sinn geben möchte, wen ſie zum Kayſer wehlen ſollen.

Der Churfürſt von Maynz war kaum 14. Tage in dieſer Stadt, ſo gieng in der Judengaſſe, welche hinten auf ſeinen Hof ſtöſſet, ein groſſes Feuer aus. Alle Welt war um die Sicherheit dieſes Fürſtens bemühet, den man hier als den wahren Vater des Vaterlandes betrachtet. Man that den um ſich reiſſenden Flammen alle mögliche Gegenwehr und in weniger als zwey Stunden war der ganze Brand gelöſchet. Bey Gelegenheit dieſes Unglückes, welches die arme Juden betraf, fand ich mich von dem Eifer der Chriſten ſchlecht erbauet, die-

---

chern finden, ſo wollen wir den Leſer damit nicht aufhalten, da überhaupt des Verfaſſers Endzweck nicht iſt, eine ausführliche Hiſtorie von der Wahl und Crönung Carls des VII. zu geben, ſondern nur ſeine Anmerkungen darüber einem guten Freund mitzutheilen.

dieſe als ganz vergeſſen, was ihnen ihr Herr und Meiſter von der Liebe lehret, belegten dieſe unglückſelige Iſraeliten mit den gröſten Flüchen. Einige wünſchten ſogar, daß man ſie ſelbſt in die Flammen ſtürzen, und ſolche mit ihrem Blut löſchen möchte.

Ich bekenne, daß ich hierbey ganz anders dachte. Ich urtheilte als ein Menſch, daß man Geſchöpfen unſeres gleichen kein Uebel zufügen ſolte, und daß es beſſer gethan wäre, die Juden gar nicht zu dulden, als ihnen alles Drangſal und Herzenleid zuzufügen; mithin ſie gleichſam durch unſere Unbarmherzigkeit zu zwingen, daß ſie Schelmen abgeben, und uns bey aller Gelegenheit, wo ſie können, zu betrügen ſuchen müſſen. Ich war der Meynung, man würde beſſer thun, ihnen einen beſondern Aufenthalt auf dem Land anzuweiſen, und ihre allzuübermäßige Fortpflanzung durch gewiſſe Geſetze zu beſchränken, wie die arme Geiſtlichen in den Clöſtern ſich dieſelbe auch müſſen gefallen laſſen; dann dieſe jüdiſche Menſchenzucht, indem ſie in ihren Häuſſern über und neben einander wohnet, vermehret ſich wie das Ungeziefer.

Auf dieſe Weiſe wäre man von dieſem unreinen Volk befreyet, und die Stadt wäre nicht immer in Gefahr, von dieſen dem Feuer ſehr unterworffenen Judennäſtern angeſteckt zu werden.

Die Häuſſer der Juden ſind fünf Stockwerke hoch, und haben zwiſchen ſich nicht den geringſten Raum, um den Flammen, wenn einmahl ein Brand darinnen auskommt, nöthigen Wiederſtand zu thun. Alle dieſe feuchte Wohnungen, welche die Sonne nicht würdiget mit ihren Stralen zu beſcheinen, ſind mit hebräiſchen Figuren angefüllet, die in ihrem Unflat herum grabeln, wie die Frösche in den Moräſten.

Ich muß Sie, mein Herr, aus dieſem heßlichen Aufenthalt in eine andre Gegend bringen, welche ſo reitzend und holdſelig iſt, daß ſie ein Paradieß für die Engeln abgeben könnte, wann ſie der Himmel nicht zur Luſt der Menſchen beſtimmet hätte. Dieſes iſt die Gegend, wo der Graf von Montijo hier nächſt der Stadt an dem Ufer des Mayns ſich einen Hof und Garten gemiethet hat. Dieſer anmuthige Ort iſt bisher der Sammelplatz aller groſſen und vornehmen Leute geweſen: Man macht würklich allda groſſe Zubereitungen, um das Feſt der Königin von Spanien zu feyern, welches ungefehr in 14. Tagen einfallen wird.

Ich kann Ihnen nicht genug beſchreiben, welche majeſtätiſche Galanterie dieſer prächtige Geſande in allen ſeinen Unternehmungen ſpielen läſſet.

Ich komme wieder auf den Churfürſten von Maynz:

Maynz: Dieser Verehrungswürdige Fürst, der ohnerachtet seines hohen Alters noch allen Staatsgeschäfften als Reichscantzler oblieget, hat erstlich in der dritten und vierten Woche, nach seinem öffentlichen Einzug, die Besuche der fremden Gesanden angenommen: Es sey weil er würcklich von einer kleinen Unpäßlichkeit befallen war; oder weil sich wegen des Ceremoniels allerhand Schwierigkeiten äusserten, welche zuforderst musten reguliret werden. Als endlich den 8ten dises die churfürstliche Gesanden in einer Zusammenkunft sich darüber berathschlageten, so wurde beschlossen dem französischen Gesanden dasjenige Ceremoniel einzuräumen, welches man ehemahls im Jahr 1657. auf den Wahltag des Kayfers Leopold, dem französischen Marschall, Herzog von Grammond, zugestanden hatte. In Gleichförmigkeit dieses Entschlusses gab der Marschall, Graf von Belleisle den 10ten dieses dem Churfürsten Morgens um 11. Uhr den ersten Besuch. Und weil das Ceremoniel mit dem spanischen Gesanden auf den Fuß, wie vormahls dem Grafen von Pennaranda, der in gleichem Rang vor diesem hier war, und dasjenige mit dem päbstlichen Bottschaffter ungefehr auf eines hinauslauffen, so will ich Ihnen zum Muster die Beschreibung des Besuchs von diesem letzten geben, weil ich besorge, daß er bey diesen Geschichten sonst nicht mehr als eine Hauptperson vorkommen dürffte.

Die-

Dieſer Bottſchaffter ſchickte des Morgens zu dem Obercämmerer des Churfürſten und lies fragen, um welche Stunde er die Ehre haben könnte ſeine churfürſtliche Gnaden zu ſehen? Der Churfürſt ſande eine halbe Stunde darauf dem Bottſchafter einen von ſeinen Cammerherren, und lies ihn fragen, ob es ihm gelegen ſeyn möchte Nachmittags um 4. Uhr ihn zu beſuchen? Der Bottſchaffter begab ſich um die bemerckte Stunde auf den Weg. Er ſas in einer mit ſechs Pferden beſpannten Kutſche, die auf das künſtlichſte mit Mahlerey und verguldetem Schnitzwerck ausgezieret war. Sie war ſowohl auswendig als unwendig mit rothem Sammet, reich mit Gold und erhabener Arbeit geſtickt, beſchlagen. Das Geſchirr war gleichfalls von rothem Sammet mit Gold geſtickt, und ſtark verguldeten Beſchlägen. Der Bottſafter ſas in ſeiner violett blauen Ober- und Unterkleidung. Vierzehen Libereydiener in grünen Kleidern mit Gold und rothen Sammetborden auf allen Näthen beſetzt, giengen voraus. Zwey andre giengen an den beyden Schlägen der Kutſche, und ſechs Edelknaben in grünem Sammet mit aufgeſetzten goldnen Spitzen und reichen Unterkleidern von Goldſtücken neben her. Noch zwey Kutſchen, jede mit ſechs Pferden beſpannet, folgten nach, die erſte war von gelben Sammet mit ſilber geſtickt; darinnen befand ſich der Graf von Piazza, der Abt Chyrami und zwey Edelleute: in der letzten ſaſen zwey Secretarien und der Hofmeiſter der Edelknaben.

Der

Der Hof des Churfürstens war in Gala; das ist, alles war an demselben im schönsten Aufputz. Auf der einen Seite des Hofs stunden die Libereybedienten und auf der andern eine Reihe Dragoner zu Fuß, das Gewehr auf dem Arm, der Officier aber grüssete mit dem Degen in der Faust. Als der Bottschafter sich näherte, fand sich der Ch[illegible]fürst mit seinem ganzen Hof und der Leibwache hinter ihm, bey dem Absteigen des Bottschaffters aus der Kutsche. Die beyden Aebte, Emaldi und Mansi, als päbstliche Cämmerer nebst andern Herren von dem Gefolge des Bottschafters, hatten sich schon voraus dahin begeben, und stiessen hier wieder zu dem Bottschafter. Nach beyderseitigen Begrüssungen und ersten Höflichkeiten die sie sich einander sagten, bedeckten sich der Churfürst und der Bottschafter, und giengen zugleich die Treppen hinauf; dieser hatte die rechte Hand und den Vortritt an den Thüren. In dem Zimmer stunden zwey Lehnstühle unter einem Baldachin. Der Bottschafter nahm den ersten und der Churfürst den zweyten: sie hielten sich beyde entblöset bis zu Ende des Gespräches. Der Churfürst begleitete den Bottschafter an die Kutsche und blieb so lang stehen bis derselbe weg fuhr. Der Churfürst war in seinem Talar-Rock und Mantel dessem Schleiff ihm ein Edelknabe nachtrug. Der Bottschafter ließ seinen Schleiff auf gleiche Weise tragen. Man mußte bey dem ganzen Aufzug den Pracht und feinen italiänischen Geschmack bewundern.

Mich

Mich verdroß heimlich, bey diesem Besuchen der Gesanden, wann ich es sagen darf, daß man diesen alten Churfürsten genöthiget hatte, ihnen zu Gefallen die Treppen auf und niederzusteigen. Denn dieser Verehrungswürdige Greiß, ob er gleich noch einen guten Kopf hat, fühlet doch gleichwohl die Last der Jahre auf seinen Füssen. So weit erstreckt sich die strenge Beobachtung eines Ceremoniels, davon man vor der Zeit der goldnen Bulle schwerlich die Umstände so genau wird reguliret haben.

Der Graf von Montijo, als spanischer Gesander, stattete gestern bey dem Churfürsten des Morgens um 11. Uhr ebenmäßig seinen Besuch ab: seine Leute waren nur in ihrer gewöhnlichen Kleidung, als worinnen sich dieser Gesande, wie in allem übrigen was das Ceremoniel betraf, nach dem Marschall von Belleisle richtete.

Dieses hinderte aber nicht daß sein Aufzug nicht etwas glänzendes solte gehabt haben. Zwey Kutschen mit sechs Pferden fuhren voraus; vier Läuffer mit zwanzig Libereydienern folgten nach: Zwölf Edelknaben mit ihrem Hofmeister und einigen Edelleuten giengen zu Fuß vor der Kutsche des Gesanden. Ein Stallmeister der Königin gieng an dem Schlag mit sechs Heyducken, worauf noch zwey Kutschen mit sechs Pferden folgten, in welchen die vornehmste Herren von dem Gefolg des Gesandens

dens waren. Der Gesande wurde von dem Churfürsten auf gleiche Art, als der päbstliche Bottschaffter und der Marschall von Belleisle, empfangen.

Der churmaynzische Hof hatte Ursache über den Mangel der Ehrerbietung des französischen und spanischen Gesandens ein wenig empfindlich zu seyn, weil sie diesen feyerlichen Ehrenbesuch nicht in gewöhnlicher Galla, sondern in ihren alten Libereyen ablegten, da im Gegentheil an dem churfürstlichen Hof alles in schönstem Aufputz und neuer Kleidung erschien. Die Herren Franzosen, denen die Spanier alles nachmachen, entschuldigten sich zwar damit, daß ihr Gesander noch nicht seinen öffentlichen Einzug gehalten hätte; Allein, was hinderte diese kluge Ceremonienmeister, welche der ganzen Welt die Regeln des Wohlstandes lehren wollen, zuvor ihren öffentlichen Einzug zu halten? Wie es ja allerwegen sonst die Gewohnheit bey den Höfen mit sich bringet. Ich weiß mich nicht zu erinnern, daß ein Gesander in einem öffentlichen Aufzug bey Hof erschienen ist, und hernach erstlich einen öffentlichen Einzug gehalten hat. Eines folget hier dem andern. Das andere aber gehet dem ersten nicht vor: Denn es ist eine Solennität, weiter nichts. Die Vernunft aber entscheidet auch hier den Wohlstand. Erstlich erscheinet ein Gesander in dem völligen Glanz seiner Würde, und hernach begiebt er sich als ein solcher nach Hof,

und

und ſtattet ſeine Viſitten ab. Dieſes iſt der Gebrauch. Bald werden uns die Franzoſen weiß machen, der Schwanz wäre der Kopf, und der Kopf der Schwanz; doch es iſt jetzo die Zeit daß wir fein lehrſam und lenckſam ſeyn müſſen.

Ich kann, mein Herr, dieſen Brief nicht ſchlieſſen, ohne nach ihrem philoſophiſchen Geiſt über dieſe menſchliche Aufzüge und Maſkeraden einige Anmerkungen zu machen. Ich muß ihnen frey bekennen, daß ich bey aller dieſer ſo mühſam erſonnenen Pracht, ohnerachtet meiner natürlichen Neigung zu allem was ſchön und prächtig läſſet, dennoch zuweilen viel kleines und kindiſches mit unterlauffen ſehe. Ja ich muß zuweilen gar heimlich darüber lachen, wann ſich dieſe groß vermeynte Leute mit allerhand Puppenwerk und Tändeleyen ein ernſtliches Geſchäfte machen; mittlerweile daß man ſich in der Welt einbildet, dieſelbe dächten an nichts anders, als an die wichtigſte Dinge, die den Staat und die gemeine Wohlfahrt der Menſchen betreffen. Mich dünket der menſchliche Verſtand ſetzte ſich bey dieſem Spiel und Flitterwerck zu weit unter ſeine wahre Hoheit.

Ich glaube, daß es gut ſey, zuweilen dem Volk ein Schauſpiel und Freudenfeſt zu geben. Sie können bey vielerley Abſichten ihren Nutzen haben; allein es muß darinnen nichts kleines und lächerliches ſich mit untermengen. Es

muß

muß in allem eine gewisse Artigkeit und sinnreiche Erfindung, nebst der Ordnung und dem Wohlstand herrschen: Es müssen die darauf gehende Kosten nicht zum Nachtheil des gemeinen Wesens versplittert werden, noch verursachen, daß die Armen seufzen, wann die Reichen lachen. Ohne diese vernünftige Beschränkungen halte ich allen übertriebenen Pracht, und alle zur blossen Kurzweil ersonnene Freudenfeste der Würde vernünftiger Menschen unanständig.

Der spanische Gesande bereitet hier ein Fest auf den Namenstag seiner Königin, dergleichen man noch keines soll gesehen haben. Kein Philosoph hat noch so viel Scharfsinnigkeit und Nachdencken gebraucht, um die Quadraturam Circuli auszufinden, als diese spanische Excellenz beschäftiget ist, uns die Wunderwerke ihrer hohen Einbildungskraft zu zeigen. Ich werde Ihnen zu seiner Zeit und wie alles abgelauffen, vollständige Nachricht ertheilen.

Ich habe unterdessen die Ehre, allstets mit lebhaftester Hochachtung zu seyn,

Mein Herr,

Franckfurt, den 15. Nov. 1741.

Dero gehorsamster und ergebenster Diener.

IX. Brief.

Des Grafen von Montijo prächtiges Luſtfeſt, nebſt andern Neuigkeiten.

Integer vitæ ſcelerisque purus
Non eget Mauri jaculis, nec arcu.

Horat.

Mein Herr,

Nachdem ich von den vielen Schauſpielen und Aufzügen, die man bisher in dieſer Stadt geſehen, gleichſam ermüdet, mich ein wenig ausgeruhet habe, will ich, meinem Verſprechen gemäß, Ihnen eine kurze Nachricht von dem Luſtfeſt des ſpaniſchen Geſandens, Grafen von Montijo mittheilen. Dieſer, den man recht einen Helden in dergleichen Sachen nennen kann, hatte den 17. dieſes vorher ſeinen prächtigen Einzug gehalten.

Der Zulauf des Volks war dabey auſſerordentlich, denn man erwartete von ihm nichts anders als etwas groſſes und ungemeines. Dem ohngeachtet ſo fand die ſpöttiſche Welt verſchiedenes dabey auszuſetzen. Der Zuſammenhang, die Folge, die Abtheilung und die Ordnung, welche dieſe Art von Schauſpielen beleben ſoll, wa-

waren darinnen nicht allerdings sorgfältig genug beobachtet. Es war dabey zu viel entlehntes auf der einen und zu viel übertriebenes auf der andern Seite. Man sahe, daß die wenigste Leute mit aus Spanien gekommen waren, und daß sowohl diese Stadt, als die umliegende Dörffer ihm die meiste Livereyträger und Pferde darzu hergegeben hatten. Diese letzten waren gröstentheils steife Rossmanten und die schlechte Reuterbengel, die sie mehr auf dem Sattel schleppten als trugen, machten eine schlechte Figur; ob sie gleich von Gold und Silber glänzeten. Das teutsche Sprichwort, Kleider machen Leute, traff also nicht bey ihnen ein. Im Gegentheil aber waren vier Trompeter, vier Läuffer, sechs Heyducken und zwölf Edelknaben von einem solchen zierlichen und prächtigen Ansehen, daß sie alle übrige Mängel ersetzten. In der That konnte man nichts schöners erblicken. Die Läuffer und Edelknaben hatten blaue sammete mit gelb ausgeschlagene Kleider: Diese Kleider waren auf allen Näthen mit Silber reich gestücket. Die Achselbänder und Quasten waren von der feinsten Arbeit und zugleich schwer an Silber. An den Läuffern schien die Putzkunst alle ihre Einfälle und Wissenschaften verschwendet zu haben. Man muß einen eigenen Verstand in dergleichen Dingen besitzen, wenn man gründlich davon urtheilen will. Der Gesande sas in einer prächtigen Kutsche mit acht Pferden gezogen. So fähret der König in Spanien,

welchen der Graf von Montijo präsentirte. Andere Monarchen brauchen nur sechs Pferde, um ihre Majestät von einem Ort zum andern zu ziehen. Der Graf spielte seine Person sehr wohl, so klein er auch von Person war, so wußte er doch die ganze hohe spanische Ernsthaftigkeit vollkommen wohl auszudrucken. Das goldne Vlies und der Orden von St. Jacob, womit er sich behänget hatte, funkelte mit Diamanten: Die Gesichtsbildung des Gesanden verzog sich nicht im mindesten: Kurz, man konnte dieses einen rechten spanischen Aufzug nennen. Das Volk jauchzete mit frohlockender Kehle einem Herrn entgegen, der sich durch seine grosse Freygebigkeiten und durch seine ungemeine Pracht dessen Verehrung zuwegen gebracht hatte. Die Seele des Volks weiß von keinen andern Verdiensten der Grossen.

Nach diesem prächtigen Einzug begunte gleich den Tag darauf, als den 18. dieses, das zu Ehren der spanischen Königin Elisabeth bestimmte Fest.

Es waren bereits zwey bis drey Wochen täglich über sechshundert Menschen beschäftiget gewesen, die Anstalten darzu zu machen. Eine Gallerie von 262. Schuhen lang und 18. breit, wurde nach dem Mayn zu, an das Gartenhaus gehänget. Vor 14. Tagen sahe man noch nichts davon. Man betrachtete fast deswegen diesen Saal als eine Verwandelung

der Medea; jedermann verfügte ſich dahin, um daran arbeiten zu ſehen. Dieſes groſſe Gebäude hat fünf Oefen, zwey Schenckzimmer, 58. Fenſter in einer Reihe von feinem Spiegelglaß und zwey Treppen. Das inwendige iſt alles mit ſchönem Goldleder bezogen, von auſſen war das ganze Gebäude mit Wachsfackeln und inwendig mit Wandlichtern beleuchtet.

Alles was ſich hier vom erſten Rang befindet, die Geſanden, die Fürſten, die Grafen und der vornehmſte Adel war zu dieſem Feſt ordentlich durch einen Edelmann des Grafen von Montijo eingeladen worden. Die Anzahl der Standesperſonen, welche zugegen waren, belief ſich auf 500. Dieſe begaben ſich Abends gegen 5. Uhr auf die neu erbaute Gallerie. Mehr als 300. Kutſchen bedeckten den Platz der zwiſchen dem Mayn und dem Gartenhauß war. Man ſpielte an mehr als 25. Tiſchen.

Man ſahe mitten auf dem Mayn gegen über der Gallerie ein nach der Baukaunſt prächtig aufgeführtes Säulenwerk. Daſſelbe, ſowohl als das Feuerwerk, war von der Erfindung des Herrn von Uffenbachs, deſſen Namen eben ſo berühmt, als ſein wahres Verdienſt bey ſeinen Freunden in Hochachtung iſt. Vor dem Gerüſte zeigten ſich die ſchwimmende Tritonen und Waſſernymphen. Auf der andern Seite des Fluſſes brannten über 3000. Lampen um ein

Gerüſte, wo der Wein ſprang, den man dem Volk preis gab, wobey auch etliche Wägen mit Weisbrod ausgetheilet wurden.

Das Feuerwerk wurde darauf Abends um 7. Uhr mit einmahl loß gebrandt. Ein ſolch ungewöhnliches Spectakel, welches die dunkle Nacht ſo ſchnell, mit einer entzückenden Klarheit und den ſchönſten Feuerfiguren, bey einer durchgängigen Beleuchtung, erhellete, hatte in der That etwas, das die menſchliche Sinnen rühren und auſſer ſich ſetzen muſte. Die Racketen und Luftſchwermer flogen allerwegen in ſolcher Menge herum, daß es ſchien, als ob alles auf einmahl im Feuer zerplatzen und in hellglänzende Sterne ſich verwandeln wolte. Der Mond hatte ſich beſcheiden hinter die Wolken verkrochen, nicht anders als ob man ihn für dieſe Höflichkeit bezahlet hätte. Man weiß, daß das Geld alles vermag: wenigſtens auf unſrer Hemisphäre. Der Regen, welcher die darauf folgende Nacht mit groſſen Tropfen herunter fiel, wurde gleichſam mit Gewalt ſo lang von der Natur zurück gehalten, um ein auſſerordentliches Schauſpiel, welches die bloſſe Kunſt zubereitet hatte, nicht zu verderben. Und in der That, es war etwas wunderbares, daß man hier die Dunkelheit der Nacht in das ſchönſte Licht, und einen von allen Blättern und Gewächſen entblößten Garten, in die anmuthigſte grüne Luſtgänge verwandelt hatte; denn alle Gänge und Wände

Garten und im Hof waren mit Tannenzweigen bekleidet, an welchen mehr als 50. tausend brennende Lampen angeheftet waren. Allerhand Farben von Papier, womit die Lampen eingefasset waren, gaben dieser Beleuchtung ein besonderes Ansehen. Dieses Papier war ein drittel Schuhhoch, und eben so breit im Durchmesser, und schützte zugleich die Lichter gegen den Wind. Andere waren offen und von weissem Blech, welche einen überaus schimmerden Glanz von sich gaben.

Der Zulauf des Volks war so ungemein, daß man Mühe hatte, der Unordnung des allenthalben eindringenden Pöbels, durch die Wachten, die man auf allen Posten ausgestellet hatte, zu wehren. Es lief dem ohngeachtet alles glücklich ab; Nur eine einzige Rakete entriß sich ihrer Bestimmung, und wurde von dem Wind bis in die Stadt getrieben, wo sie auf das Haus eines Zimmermanns fiel, und auf dem Dach eine kleine Enzündung, weiter aber kein Unglück verursachte.

Der Graf hatte etliche Spritzen mit Leitern und Feuereimern auf dem Hof bestellet, und alle mögliche Anstalten gemacht, Schrecken und Unheil zu verhüten. Es fehlte aber nicht viel, so hätte eine andre Rakete die Scheuer, welche voller Heu und Stroh lag, entzündet.

Der Graf verschwendete hiebey ein grosses

Geld. Er wolte durchaus haben, man solte mit ihm zufrieden seyn. Sie können leicht denken, daß hier viele Leute dieser Großmuth werden mißbrauchet haben. Er kann sogar nicht leiden, daß man in seiner Gegenwart mit den Leuten viel accordiret: Gebt ihnen nur, gebt ihnen nur, hörte ich ihn einmahl sagen, denn die Leute müssen auch ein Andenken haben, daß ein spanischer Gesande hier gewesen sey.

Alle Reichthümer des Crösus haben mir niemahls eine Ehrerbietung für ihre glückliche Besitzer einflösen können. Dann um reich zu seyn, darf man nur auf eine gewisse Art gebohren werden. Man darf nur zufälliger Weise einen grossen Herrn zum Vater haben. Aber das Geld wohl auszugeben wissen, darzu gehört nicht allein Witz und Verstand, sondern auch ein gütiges und großmüthiges Herz, eine Liebe für das menschliche Geschlecht, und eine Artigkeit der Sitten, welche der Freygebigkeit ein holdes Wesen und eine gewisse Annehmlichkeit mittheilet. Es gehören ferner darzu die Wissenschaften und schöne Künste, wie auch daß man die Verdienste der Menschen und die Zeit und Gelegenheit, wie und wenn man ausgeben und an sich halten soll, vernünftig zu unterscheiden wisse. Alles dieses zusammen macht den wahren Caracter eines großmüthigen Freygebigen aus, vor welchens es mir keine Mühe kostet, mich zu demüthigen.

Ich

Ich kann das Moraliſiren nicht laſſen, wann ich an Sie ſchreibe, wir ſind es ſo miteinander gewohnt. Ich komme wieder zu dem Feſt des ſpaniſchen Bottſchafters. Dieſer fuhr den andern Tag als er auf ſeinen Hof vor der Stadt die oberwehnte Luſtbarkeiten gegeben, Morgens um 11. Uhr in den Dom, um darinnen die hohe Meſſe mit dem Te Deum Laudamus ſingen zu laſſen. Verſchiedene Geſanden fanden ſich mit dabey ein. Der Zug des Grafens geſchahe in ſchönſter Galla. Sein ganzes Gefolg trug die neue Liberey. Es regnete abſcheulich; die koſtbare Kleider giengen alſo durchs Waſſer. Die Edelknaben aber wurden in Tragſeſſel nachgetragen.

Dieſer Regen der ſogar zur Unzeit einfiel, ließ auch des Abends nicht nach. Die groſſe Beleuchtungen ſowohl an den franzöſiſchen als ſpaniſchen Quartieren hatten deswegen ein trauriges Anſehen. Nach dem Regen folgte ein grauſamer Wind; denn die armen Leute die darzu beſtellet waren, die Lichter und Fackeln beſtändig in Brand zu erhalten, hatten mit ihm viel zu ſchaffen; denn ſobald ſie ein Licht anſteckten, ſo bließ er ſolches wieder aus. Dem ohngeachtet brannte das ſpaniſche Wappen mitten im Hof in einem ſteten Feuer. Daſſelbe war auf das prächtigſte mit Feſtonen, Tropheen und Sinnbildern ausgezieret. Die Menge der auf und abfahrenden Kutſchen verſperrte über eine Stunde lang die Pforte des

ſpaniſchen Pallaſts. Dieſes war ein Lermen und ein Gewühl von Menſchen und Pferden, das ſich nicht beſchreiben läßt.

Alle Zimmer des ſpaniſchen Geſandens waren ſo voller Herren und Damen, daß man ſich kaum regen konnte. Kaum war noch Raum genug, ſich einander in dem Aufputz zu betrachten. Man muß der Einbildung hier etwas zu gut halten, um bey dergleichen Feſten ein groſſes Vergnügen zu finden. Man benehme dem ſchönen Geſchlecht die Neigung zu gefallen, und beſchränke die Eitelkeit des unſrigen wichtige Perſonen in der Welt vorzuſtellen, ſo wird die Kurzweil nicht viel zu ſagen haben. Der Ueberfluß von köſtlichen Speiſen und Getränken herrſchet bey ſolchen Gelegenheiten bis zur äuſſerſten Verſchwendung; Allein die wenigſten Perſonen können ſolche genieſſen: ſie ſind meiſtentheils noch angefüllet von den vorhergegangenen Mahlzeiten; Wann ſie zum Unglück die Mägen nicht ſchon gar verdorben haben.

Es iſt faſt eine Unmöglichkeit bey einer ſolchen auſſerordentlichen Menge Volks alle Unordnung zu vermeiden. Sowohl auch alles bey dem Feſt des Grafen von Montijo angeſtellet war, und ſo viele Sorgfalt als man auch dabey angewendet hatte, alle verdrießliche Begebenheiten davon zu entfernen, ſo ereignete ſich doch unter der Liberey kein geringer

Ler-

Lermen. Die Wuth dieſes unbändigen Volks gieng ſo weit, daß ſie die Wache, welche das Thor beſetzet hatte, von ihrem Poſten ſtieß, und mit Gewalt in den Hof drang. Ein Edelmann des Grafen von Pappenheim wagte ſich unter ſie und wolte den Tumult ſtillen, allein ſein ſchön galonirtes Kleid wurde von den Warfackeln, deren ſich dieſe verwegene Purſche anſtatt der Waffen bedienten, durchaus verdorben. Verſchiedene wurden bey dieſen Händeln beſchädiget. Drey bis vier dieſer Aufrührer wurden handfeſt gemacht, und auf die Hauptwache gefangen geſetzt.

Es entſtunden über dieſem Vorfall einige Streitfragen zwiſchen dem Reichsmarſchallamt und dem Magiſtrat der Stadt wegen der Gerichtbarkeit über die Bedienten der Geſanden.

Nach dem allgemeinen Völkerrecht iſt ein jeder Geſander Richter über ſeine Hausgenoſſen; da nun die ſämmtliche Wahlgeſanden dieſes Recht dem Reichsmarſchall übertragen haben, ſo kann man ihm die Erkenntniß der Sachen nicht abſprechen. Allein dem Stadtmagiſtrat gebühret unſtreitig das Recht, alle diejenige in gefängliche Hafft zu ziehen, welche die gemeine Ruhe und Sicherheit ſtören. Die Churfürſten und Geſanden ſelbſt ſind in der Stadt Schutz; wenn nun dieſe bey ſich ereignenden Tumult und Unordnungen ihre Gewalt nicht gebrauchen dürfte, ſo wäre der Beſchirmungs-

eyd,

eyd, den sie leisten muß, vergebens. Ja, es wäre nicht möglich, den grösten Empörungen und Frevelthaten auf eine andre Art zu begegnen. Das französische Staatsrecht selbst muste dieses Recht der Stadt zuerkennen; denn der Marschall von Belleisle lies den Magistrat versichern, daß er ihm in seine Gerichtbarkeit, im Fall sich einige von seinen Bedienten vergehen solten, nicht den geringsten Eintrag zu thun vermeynet sey.

Sowohl der spanische als die andere fremden Gesanden waren gleicher Meynung; allein die churfürstlichen gestatteten dem Magistrat mehr nicht, als die Captur, worauf sie die Auslieferung der Verbrecher sich vorbehielten.

Ich komme von dieser kleinen Ausschweifung auf den am 20sten dieses eröffneten Wahltag. Man will, daß alle Staatsbeschwerden und Rechtsforderungen, worüber bisher im Reich Klagen sind geführet worden, noch sollen ausgemacht werden, bevor man einen Kayser ernennen würde. Wann dem also ist, so werden wir noch gute Weile haben. Unter andern dringet die Churhannöverische Gesandschafft mit vielem Eifer darauf, daß man vor allen Dingen die französischen Truppen aus dem Reich schaffen solte; in Betrachtung, daß die Wahl eines Kayſers in völliger Freyheit geschehen müste; da es vorhin schon eine ausgemachte Sache wäre, daß sich eine fremde

Macht

Macht nicht darein zu mengen hätte. Die churſächſiſchen und churbrandenburgiſchen Geſanden haben zwar dieſen Vortrag mit einigen Vorſtellungen unterſtützet; allein es iſt nunmehr bekannt, daß ein vierfaches Bündniß zwiſchen Frankreich, Preuſſen, Sachſen und Bayern geſchloſſen iſt.

Verwundern ſie ſich nicht, daß Franckreich ſeine Truppen in der Nähe zuſammen ziehet. Hat es nicht die Gewähr für den weſtphäliſchen Frieden geleiſtet? Muß es alſo nicht ſorgfältig die Aufſicht haben, daß alles bey der Kayſerwahl geſetzmäßig hergehe und die Freyheit des Reichs aufrecht erhalten werde.

Man ſiehet auch hier eine Staatsſchrifft von neunthalb Bögen, in welcher von Seiten des Königs von Pohlen und Churfürſten von Sachſen bewieſen wird, daß die oeſterreichiſche Erbſchafft ohne Widerrede der Königin ſeiner Gemahlin, als der älteſten Tochter des Kayſer Joſephs I. zuſtünde. Man findet darinnen nichts von dem gelehrten Galimathias, womit bisher die meiſten von dergleichen Schrifften bis zum Eckel angefüllet waren. Alles iſt hier deutlich und klar. Die ganze Frage haftet darauf, daß der verſtorbene Kayſer nicht berechtiget geweſen, die von ſeinem Vater Leopold im Jahr 1703. errichtete Erbfolge der beyden Töchter ſeines Bruders, des Kayſers Joſephs aufzuheben und ſolche auf ſeine eigene Töchter

zu bringen, wie sich anjetzo der Fall geäuffert hätte.

Sie werden sagen, daß die beyde josephinische Prinzeßinnen nun einmal auf dieses Recht hätten Verzicht gethan; allein, man wird ihnen darauf antworten: Diese beyde Prinzeßinnen seyen unter dem Schutz und der Aufsicht ihres Oheims, des letztverstorbenen Kayfers, auferzogen, mithin darzu genöthiget worden.

Doch die Sache ist nun einmal ausgemacht und zur gemeinen Ruhe von andern angenommen und verbürget worden. Man hat alle Maasregeln darnach eingerichtet. Es hat denen beyden hohen Gemahlen derer josephinischen Prinzeßinnen frey gestanden auf diese Bedingungen sie zu ehelichen oder nicht; warum will man doch die alten Forderungen immer wieder hervor suchen, da sie doch abgethan sind? Auf diese Weise können die Potentaten ihrer Rechte nie sicher seyn, und wir müssen uns immer zu einem neuen Proceß, wo beydes mit den Waffen als mit den Federn gestritten wird, gefaßt machen. Es ist wahr, daß aus der Unterdrückung der Unschuldigen kein Recht erwachsen kann, und daß ein rechtmäßiger Besitz sich auch nothwendig auf eine rechtmäßige Ursache gründen müste. Der Titel de Renunciationibus hat ohnedem eine unendliche Ausnahme; allein, so lassen sich alle Verträge umstossen. Wenn wird die Welt

ein-

einmal das rechte Corpus Juris bekommen? Kommt einmal eine Sache unter die Rechtsgelehrten, ſo ſiehet man davon kein Ende. In der That wäre hier das Canonenrecht noch das beſte, wenn nicht ſo viele unſchuldige Menſchen darunter leiden und allein die Unkoſten zum Proceß hergeben müſten; denn er nimmt doch ein Ende, bey dem Federfechten aber wird er verewiget.

Ich ſende Ihnen hiebey den türkiſchen Spionen: Es iſt dieſes ein neues Wochenblat, wo der Verfaſſer, welcher der Sprache nach ſcheint ein Franzos zu ſeyn, ſich viele Freyheit heraus nimmt, über alles was hier vorgehet, ſeine ſehr offenherzige und verwegene Gloſſen zu machen. Einige meynen aus der Schreibart den bekannten Verfaſſer der Lettres Juifes (*) zu erkennen. So viel iſt gewiß, dieſer neue türckiſche Spion macht rechte türkiſche Abſchilderungen. Er iſt inſonderheit ſehr gegen das Haus des Marſchalls von Belleisle aufgebracht, welches, die Wahrheit zu ſagen, doch alle Ehrerbietung und Hochachtung verdienet.

Der,

(*) Der Verfaſſer der jüdiſchen Briefe iſt der bekannte Marquis d'Argent. Derjenige aber des obgemeldten türkiſchen Spions nennet ſich Fauconnet, ein nicht ungeſchickter Kopf. Er iſt wegen ſeinen ſatyriſchen Einfällen und Pasquillen aus Frankreich vertrieben worden. Er war Advocat im Parlament zu Paris und agirte in Franckfurt einen franzöſiſchen Sprachmeiſter.

Dergleichen Schrifften werden allezeit von der Welt wohl aufgenommen; sie machen aber die Leser öfters auf Unkosten der Verfasser lachen. Es ist schwer die Wahrheit zu entdecken, ohne denenjenigen zu mißfallen, die von ihr übel caracterisiret werden.

Der ausländischen Gesanden sind eigentlich nur sechse hier: die übrigen gehören alle mit zu dem teutschen Reiche. Diese sechs sind, um den Kirchenhaupt den Vorzug zu lassen, der Päbstliche, Französische, Spanische, Schwedische, Dänische und Modenesische; Der Titel des ersten ist dieser:

I. Se. Excellenz, Prinz von Doria, Erzbischoff von Calcidonien, ausserordentlicher Botschaffter des Heil. Stuls an das in Franckfurt versammlete churfürstliche Collegium.

Dieser Titel ist so bescheiden wie der Herr Botschaffter. Einige geben ihm auch, als Erzbischoffen, den Titel Eminenz. Der Titel Excellenz ist in Italien, wie bey uns, einer der vornehmsten und geringsten, in Franckreich allein wird er nur den höchsten Staatspersonen gegeben, welche keine Fürsten sind. Bey uns gibt es Schul- Magistrats- Hof- und Kriegs-Excellenzen; und wir werden bald die Titel so hoch treiben, daß sie gar nichts mehr bedeuten.

Der

Der Titul des französischen Botschaffters ist dieser:

II. Se. Excellenz, Herr Carl Ludwig August Fouquet, Graf von Belleisle, Marschall von Franckreich, Ritter der Orden des Königs, Gubernator der Stadt und Citadelle Metz, der Länder Messin und Verdun, Oberster Commendant der dreyen Bißthümer, Metz, Toul und Verdun, der Provinz de la Sarre auf den Gränzen von Luxemburg, von der Herrschafft Sedan, Monzon, Mezieres, Raren, Charleville auf den Gränzen von Champagne, Commendant der Königl. Truppen in Lothringen und ausserordentlicher Abgesander von Sr. Allerchristl. Majestät in Teutschland.

Man könnte hier über das französische Staatsrecht in Ansehung ihrer Titeln, manches erinnern; allein dieses ist sonst nicht die gewöhnliche Schwachheit dieses Volcks. Sie und die Engelländer machen am wenigsten aus dieser Narrheit; bey einem kayserlichen Wahltag aber kommt es darauf an, daß man genau wisse, wer ein jeder sey. Man hat deswegen Sorge gehabt, nicht allein alle Bedienungen des Hrn. Marschalls von Belleisle, sondern auch alle

Oerter die unter ſeiner Befehlhaberey ſtehen, und auch die Gränzen wo ſie liegen, mit zu berühren. Damit man ſolche auf der Landcarte deſto leichter finden könne. Ich glaube daß der Verfaſſer, der dem Herrn Marſchall ſeinen Titel verfertiget hat, am erſten über ſeine glückliche Einfälle werde gelacht haben, wo er uns Teutſche nicht gar damit zum beſten hat. Der Titel des ſpaniſchen Geſanden iſt, wie der Herr Geſande ſelbſt, unter allen der prächtigſte. Sie werden ſich ein wenig Zeit nehmen müſſen, denſelben durchzuleſen.

III. Se. Excellenz Dom Chriſtoph Portocarrero, Garman Luna, Pacheco, Enriquez d'Almanza, Funes von Villalpando, Arragen und Monrey, Graf von Montijo, Herr der Stadt Moquer, Marggraf von Algava, von Villanurva, von Fresno und von Barcarotta, Graf von Fuentiduenna, Marggraf von Valderabbano, Oſſera und Caſtanneda; Herr der Städte von Adrada, von Guetordarar, von Vierlas, von Creſpa und Palacios. Großmarſchall von Caſtilien, Oberlandvogt v. Sevilien, beſtändiger Gubernator und Caſtellan von dem Schloß und der Veſtung Guadir; Oberſter Hauptmann von hundert Edelleute des Hauſes Caſtilien; Edel-

mann

mann von der Cammer Sr. catholischen Majestät. Präsident in dem höchsten Rath von Indien. Oberstallmeister der Königin und ihr Großhofmeister nach der Würde, Ritter der Orden vom goldnen Vlies und des Heil. Januarius, Magnat von Spanien von der ersten Classe, und bevollmächtigter Gesander von Sr. catholischen Majestät bey der churfürstl. Wahlversammlung und bey dem Reichstag in Regenspurg.

Was dünket Ihnen, mein Herr, zu diesem Titel? Ist er nicht wohl gegeben? Ich habe alle Ehrerbietung für den Grafen von Montijo. Er ist ein artiger Mann und hat eine besondere Wissenschafft das Geld auszugeben. Eine Wissenschafft, wo bey ihm die Franzosen noch in die Schule gehen müssen; die ganze spanische Monarchie hätte vielleicht niemand in die teutsche Welt schicken können, der ihr mehr Ehre gemacht hätte; allein, er wolle es mir verzeihen: sein Titel klingt ein wenig seltsam.

Fragen Sie mich nicht, ob die Namen, die nach dem Dom Christoph Portocarrero kommen, Taufnamen, oder Heiligen, oder Oerter sind? Ich glaube, daß sie alles zusammen sind, und daß man sie nach dem Wohllaut also ge-

ſetzet habe. Sie ſolten einem Componiſten treffliche Einfälle zu einem muſicaliſchen Drama geben; zumal wenn hinten nach alle die Städte und Herſchafften von denen der Graf ſich ſchreibet, in ein heroiſches Recitativ geſetzet würden: Sie nehmen einmal, ich bitte ſie, die Wörter: Moguer, Algava, Fresno Barcarotta, Fuentiduenna, Valderabbano, Oſſera, Caſtanneda, Adrada Guetordazar, Vierlas, Creſpa, Palacios, zuſammen: könnte auch in der Gurgel einer geſchickten italiäniſchen Sängerin etwas prächtiger lauten? Sie verzeihen mir meine ausſchweiffende Einfälle. Ich ſage es nicht zum Nachtheil des Grafens. Ich ehre ihn und bin ſein aufrichtiger Diener. Ich mögte ihn ſelber damit lachen machen, wenn er kein Spanier wäre. Er iſt ſonſt der leutſeligſte Mann von der Welt; allein, wohl zu verſtehen, nicht immer. Er vergiebt ſeiner Nation nichts. Er hat einen ſpaniſchen Rath zum Geſandſchaffts-gehülfen: derſelbe iſt von vornehmer Herkunft, und ſchreibt ſich noch aus dem Hauſe von Lancaſter; ſein Name iſt Don Joſeph Caravacall. Ich habe die Ehre, dieſen vernünftigen Spanier beſonders zu kennen; Er iſt der natürlichſte Menſch von der Welt, und man hätte dem Grafen von Montijo keinen ausgeſuchtern Beyſtand geben können, der in allen Stücken das Gegentheil von ihm vorſtellet. Er hat ſo wenig Spaniſches, daß man ihn ehender für einen Holländer anſehen ſolte. Ich kann Ihnen dabey im Vertrauen ſagen, daß er ſo viel gründ-

liches

liches in seinem Wesen hat, als der Graf äuſserlichen Glanz zeiget. Noch findet sich bey dieſer Gesandschafft, der Ritter Reggio, der Rath Petro Tyry und der Gesandschafftssecretarius Carpintero, nebſt zwey Caplanen; der eine iſt ein Spanier und scheinet aus dem africaniſchen Sand, unweit den Mumien entſproſſen zu seyn, ſonſt ein ehrlicher Pfaff, der wohl ſtudirt hat. Der andere iſt ein artiger Franzoſe und rettet hier die Ehre der Abbés de Cour.

Der Marſchall von Belleisle hat hier bald das Anſehen von einem General, bald von einem Philoſophen, bald von einem Staatsminiſter, bald von einem Pariſer Marquis. Ich tadle ſolches nicht; ich bewundre vielmehr deſſen Fähigkeit, daß er alle dieſe Perſonen ſo natürlich vorzuſtellen weiß. Sein Bruder iſt einer der vernünftigſten und geübteſten Leute, die man ſehen kann. Er hat einen durchdringenden Verſtand; iſt immer geſchäfftig und voller groſſen Anſchläge, dabey aber von einem ziemlich gleichen Weſen. Ich muß hier dieſes Ritters erwehnen, denn er iſt einer der wichtigſten Perſonen, die hier in die Geſchäffte mit einflieſſen; und gleichſam die rechte Hand ſeines Bruders des Marſchalls.

So viel gutes läſſet ſich mit Wahrheit nicht von allen ſagen, die mit zu den Geſandſchafften gehören. Die meiſten ſind nur hier um zu Ehren ihrer Höfe eine Figur zu machen. Hier-

zu werden mehr Mitteln und Titeln als Gelehrsamkeit und Wissenschafften erfordert. Einige sind Gesanden, und man möchte wohl fragen, wie sie solches geworden, wenn man nicht wüste, daß in der grossen Lotterie dieser Welt unter den blinden Zetteln auch geheime Staatsministers, Generalspersonen, Gesanden und Räthe gezogen würden.

Der spanische Gesande macht hier den grösten Staat, und gleichwohl scheinet er nur hier zu seyn, dem französischen zur Seite zu gehen und durch seinen Pracht die vereinigte Hoheit des bourbonischen Hauses der Welt vor Augen zu stellen; denn sein ganzes Geschäffte, so er hier bey dem Wahltag treibet, ist, daß er auf die Ausschliessung des wienerischen Hofes bey der böhmischen Churstimme hat antragen lassen.

Vorgestern eröffnete sich endlich der Wahltag durch die erste Zusammenkunfft. Sowohl der Churfürst von Maynz als die sämmtliche churfürstliche Wahlgesanden verfügten sich des Morgens um 10. Uhr mit ihrem prächtigen Gefolg auf das Rathhaus. Der Aufzug des Churfürstens war durchaus fürstlich, und der Gesanden ihrer schickte sich vollkommen für Bevollmächtigte, die ihre höchste Oberhäupter fürstelleten. Die hannöverische Gesandschafft hatte die schönste Pferde: die bayerische die reichsten Geschirre. Die trierische die kostbarste Livercy und die brandenburgische hatte unter allen

allen den wenigsten Pracht. Allein, ihr einziger Gesandschafftssecretarius, der Hofrath Menzel, hatte mehr zu bedeuten, als diejenige, die unter den andern Gefolgen drey bis vier Kutschen ausfülleten. Dieser zwar noch junge Staatsmann ist von einem überaus grossen Umfang von Geschäfften, von Fähigkeiten und von Wissenschafften. Er hat deswegen einen besondern Antheil an den wichtigsten Sachen, die hier vorgehen. Denn die beyde Gesanden, selbst, der Herr von Schwerin und der Herr von Broichs sind schon ein wenig bey Jahren. Der erste ist als Oberstallmeister, bey denen Geschäfften nicht hergekommen, und der andere ist nur des regenspurgischen Schlendrians gewohnt, wo er bisher churbrandenburgischer Reichstags-Gesander gewesen ist. Diese Gesandschafft scheinet gleichsam allein damit stolz zu seyn, daß sie einen König haben, dessen wahre Grösse in seinem Geist, in seinen Kriegsvölkern und in seinen Unternehmungen bestehet.

Weil ich Ihnen die churbrandenburgische Gesandschafft genennet, so muß ich ihnen auch die übrigen zum Wahltag abgefertigte Churfürstliche Gesandschafften kürtzlich anzeigen.

1) Von Seiten der Chur Maynz befindet sich hier der Graf von Eltz, der Freyherr von Bettendorff, der Freyherr von Grosschlag, der Vicecanzler Herr von Benzel und der Gesandschafftssecretarius geheimer Rath Schlelein.

2) Von Seiten der Chur Trier, der Graf von Ingelheim, der Graf von der Leyen, der Herr von Coll, der Herr von Spangenberg und der Hofrath Wust, als Gesandschafftssecretarius.

3) Von Seiten der Chur Cölln: Der Graf von Hohenzollern, der Herr von Troste zu Ervite, der Freyherr von Sierstorff und der Hofrath Dierna, als Gesandschafftssecretarius.

4) Von Seiten der Chur Bayern: Der Graf von Königsfeld, der Graf von Seinsheim und der Hofrath Lentz, als Gesandschafftssecretarius.

5) Von Seiten der Chur Sachsen: Der Graf von Schönberg, der Freyherr von Ampringen, der Graf von Loos und der Rath Baudiß, als Gesandschafftssecretarius.

6) Von Seiten der Chur Brandenburg: Wie oben gemeldet.

7) Von Seiten der Chur Pfaltz: Der Freyherr von Wachtendonck, der Herr von Reiner und der Regierungsrath Pachner von Eggenstorff, als Gesandschafftssecretarius.

8) Von Seiten der Chur Braunschweig: Der Herr von Münchshausen, der Herr von Hugo und der Consistorialrath Hugo, als Gesandschafftssecretarius.

Nun

Nun hätte ich noch eine groſſe Liſte von den fürſtlichen Geſanden und ihren Angelegenheiten mit beyzufügen; allein, Sie erlauben mir, daß ich mich als ein bloſſer Zuſchauer begnüge, Ihnen nur dasjenige zu ſchreiben, was ich merkwürdiges ſehe, im übrigen aber alle Weitläuftigkeiten vermeide.

Ich kenne hier einen gelehrten Mann, der alles auf das fleißigſte ſammlet, um uns eine vollſtändige Geſchichte von der Wahl und Crönung zu geben. Er iſt eben derjenige, von dem ich Ihnen ohnlängſt den erſten Theil der Geſchichte des Interregni nach Abſterben Kayſer Carls des VI. überſand habe. Wir dürffen uns von deſſen geſchickten Feder etwas gantzes verſprechen *).

Ich habe die Ehre ſtets mit vielem Eiffer zu ſeyn,

Mein Herr,

Den 23. November 1741.

Dero ergebenſter und gehorſamſter Diener

*) Es iſt dieſes der königl. polniſche und churſächſiſche Hofrath, und nunmehriger Rathsverwandter in Franckfurt am Mayn, Herr von Olenſchlager.

X. Brief.

Uber die Sitten der heutigen Welt, nebſt einigen Anmerkungen.

Hæc mala ſunt, ſed tu non meliora facis.
Martial.

Mein Herr,

Was würden Sie thun, wann Sie hier wären? Solten Sie wohl ſo viele Gefälligkeit haben mich zu den Luſtfeſten, in die Schauſpiele und in die Verſammlungen zu begleiten? Würden Sie wohl ein langweiliges Quadrille mitmachen, oder ſich ſtets mit Complimenten und Reverenzen in Bewegung ſetzen? Würden Sie wohl tauſenderley Dinge reden, welche Sie gar nicht denken und andre auch nicht glauben? Würden Sie immer eſſen und trincken können, wenn Sie auch gleich keinen Appetit haben, und Leuten zu gefallen ſuchen, deren Urtheil ſie fürchten und deren Caracter ſie verachten? Würden ſie wohl ſich bemühen ſtets in einem ſolchen Aufputz zu erſcheinen wo der Peruckenmacher dem Kopf den Werth und der Schneider dem Leib das Anſehen geben muß? Ich fürchte ſehr, daß ſie mich mit allen dieſen Artigkeiten auslachen würden.

Das

Das Spiel ist eines von denen Dingen, welche mit zu der Solennität einer Staatsversammlung gehören. Man spielet hier nicht nur in allen grossen und kleinen Gesellschafften, an den Höfen, bey dem Adel, bey den Bürgern und in den Gasthäussern, sondern man erzeiget den Carten auch die Ehre, sie mit auf das Rathhauß zu nehmen, und daselbst in einem besondern Zimmer so lange Banck zu halten, bis die Wahlversammlung zu Ende ist. Ich kann Ihnen nicht beschreiben, mein Herr, mit welcher Grosmuth hier ganze Truppen von Weltweisen sich um die Wette bemühen einander in der Verachtung des Gelds zu übertreffen. Einige haben ganze Berge von geprägtem Gold vor sich aufgeschüttet und geben solches dem blinden Glücke preiß. Ja mancher hat das Herz, so viel auf den einzigen Umschlag einer Carte zu setzen, als mein ganzes Landgut das Jahr über einträgt. Ich schämte mich bey dieser Gelegenheit, daß ich noch so viel Anhänglichkeit für das kleine Müntzwesen hegte, und weil ich von den Leuten bin, die sich von ihren Fehlern frey zu machen suchen, so ließ ich mich durch das Exempel dieser weisen Leute zur Nachahmung bewegen. Ich opferte ein halb dutzend Carolinen der edlen Neigung auf, die uns die Verachtung der Reichthümer lehret. In fünf oder sechs Umschlägen war ich ihrer hurtig loß. Der kleine Verlust, ich muß es bekennen, that mir doch ein wenig leid. Man wird nicht auf einmal vollkommen; und die

Wahr-

Wahrheit zu sagen, so zweifle ich sehr daran, daß ich es jemahls in dieser Kunst weit bringen dörfte, so lang ich noch in dem angebohrnen Wahn verharre, als ob das Geld etwas zu denen Annehmlichkeiten dieses Lebens mit beytragen könnte.

Sie urtheilen daraus, mein Herr, was dieses für Helden seyn müssen, welche hier alles ihr Geld, allen ihren Credit und öfters auch gar ihr ganzes Glück auf den Umschlag einer Carte setzen. Ich bewundere diese hohe Tugenden mehr als ich mich im Stand finde, solche nachzuahmen.

Noch eine andre Mode, welche hier auf der Wahlversammlung herrschet, und welche dieselbe nicht wenig lebhaft macht, ist die sogenannte Galanterie. Es ist wahr, daß diese Neigung wenig mehr von den ernsthaften Sitten unserer alten teutschen Vorfahren zeiget, welche mehr Eifer hatten den Bachus als die Venus zu verehren. O wenn diese ehrliche Leute wieder in die Welt zurück kehren solten, sie würden uns alle für Bastarte halten. Ein paar Flaschen Wein, die unsre Großväter kaum ein wenig in guten Laun brachten, werfen uns Weichlinge zu Boden. Man trincket nichts als Thee und Caffee mit einigen nichtswürdigen süssen Getränken, welche den Magen verderben. Es ist dieses eben wohl eine Schwelgerey. Wäre es nicht besser sich darzu

des Weins als des Wassers zu bedienen? Wenn diese Mode so fort währet, so wird man wohl thun, daß man die Weinstöcke aushacken lässet, und dargegen die indianische Kräuter und Gewächse ziehet; oder alles mit Zwergbäumen von französischen Obst bepflanzen lässet, denn dieses wird hier am besten bezahlet.

Wir sind fast um dem Frauenzimmer zu gefallen, selbst Weiber worden. Man siehet wenig Unterscheid mehr unter dem Haarputz eines verliebten Paris und einer wohllüstigen Helene. Die Geister arbeiten sich durch die Augen durch, und wenn die erste Bekantschaft auf diese Art gemacht ist, so verwandeln sie sich in blosse Sinnlichkeiten. Selbst die schon bejahrte Schönen lassen bey dieser Gelegenheit ihre Jugend wieder heraus fordern und sind eben so zärtlich, als verliebt.

Es würde manchem ehrlichen Mann ein wenig albern lassen, wann er sich über die Ehre, die man seinem Weibe erzeiget, beklagen wolte; und das arme Weib würde sich nicht wenig grämen, wenn sie auf der Kayserwahl nicht so viele Reitzungen hätte, sich einen Liebhaber zuwegen zu bringen. Der Adel wird sich hier starck vermehren; wenn er anderst nach den Vätern geachtet wird.

Ich kenne hier einen sehr gelehrten Mann, welcher vorgiebt, die Welt werde nicht viel

mehr über zwanzig Jahre stehen, wenn man das gewiß wüßte, so könte man in vielen Stücken bey der Wahlcapitulation sich darnach richten. Mir kommt die Sache sehr glaublich vor. Nicht daß ich darüber einige Gesichter oder Offenbarungen gehabt hätte. Nein, ich schicke mich gar nicht zu den verborgenen Wissenschaften; die Geister haben mich nie mit ihrem Zuspruch beehret; meine Träume sind alle sehr natürlich, und ich verstehe mich so wenig auf den Lauff der Planeten und der Gestirne, daß ich Ihnen darüber meine Unwissenheit gestehe, ohne meiner Demuth dabey zu nahe zu treten.

Die Anmerkungen des prophetischen Weltweisens sind diese: Wann ich, spricht er, den Lauf der Welt betrachte, und darinnen wahrnehme, daß alle Dinge so weit getrieben werden, als sie nur gehen können, so vermeyne ich hier eine physicalische Nothwendigkeit zu entdecken, daß sie wieder nach der ersten Ordnung ihrer Bestimmung hergestellet, oder daß sie endlich einander selbst in der Unordnung sich aufreiben müssen. Weil nun die Herstellung der ersten Ordnung in der gegenwärtigen Verfassung der Welt nicht zu hoffen ist, und die Unordnungen auf das höchste steigen, so scheinet das letzte unvermeidlich. GOtt allein, der Macht hat zu thun was er will, kan solches hindern; Allein, es ist nicht zu vermuthen, daß er es wolle, indem er ja selbst das Ende der Welt durch seine Propheten hat vorher verkün-

digen lassen. Sehen wir nicht grosse Veränderungen vor uns? und wenn wir das Abnehmen der menschlichen Lebenskräfte, und die öftere Abweichungen in dem Reich der Natur, welche sich seit einiger Zeit geäussert haben, nachdenckend erwegen, so können wir daraus fast sicher schliessen, daß das Ende der Welt nicht gar ferne mehr seyn müsse.

Unsere Weltkugel war im Anfang mit allem reichlich angefüllet, was Geschöpfe unsrer Natur vergnügen konnte; die Erde gab ihnen die vortrefflichsten Früchte, ohne daß sie sich deswegen bemühen dorften. Die Menschen wurden dabey etliche hundert bis tausend Jahre alt. Die Thiere waren ihnen unterthan. Es waren damahls weder Sturmwinde noch Ungewitter; weder Hitze noch Frost. Eine gemäßigte Luft erfüllte unsre ganze Hemisphere. Man lebte vergnügt, und brauchte weder Fürsten, noch Priester, noch Advocaten, noch Aertzte.

So war die Welt in ihrem ersten Alter beschaffen; In dem zweyten begunte sie sich schon starck auszuarten. Die Heftigkeit der Begierden setzte alles in Unordnung. Ein Mensch suchte den andern zu unterdrucken. Die Kunst zu rauben und zu plündern machte denjenigen Ehre, die sich darinnen hervor thaten. Sie wurden dadurch groß und edel. Die Leutseeligkeit, die Gerechtigkeit und die Ordnung, als die einzigen Stützen der menschlichen Gesellschaft, wur-

wurden durch die Gewalt der Rieſen oder Tyrannen niedergeriſſen. Man verknüpfte ſogar mit gewiſſen Titeln, ſo unſinnig ſie auch lauten, allerhand Rechte und Freyheiten, welche dem gemeinen Weſen zum Schaden gereichen. Ja wie viele hochgebohrne Seelen borgen nicht heut zu Tag ihren ganzen Staat, und halten es für nöthiger ſich groß aufzuführen als zu bezahlen.

So vortrefflich auf dieſe Art die Menſchen in ihrer Einbildung wurden, ſo klein, ſo ſchwach, ſo armſeelig findet man ſie in der That. Unterſucht man ihr cörperliches Gebäude, ſo giebt dieſe Maſchine ihr hinfälliges und verdorbenes Weſen mehr als zu viel zu erkennen. Alles verkündiget an derſelben einen nahen Einſturz. Stets zärtlich, ſtets kränklich, ſtets muthloß; und doch zugleich ſtolz, eigenſinnig, trotzig, verwegen, grauſam. Unſer Geblüt iſt verdorben, unſere Säffte ſind in Unordnung, und unſere Glieder ſchwanckend und kraftloß, wann wir ihnen nur ein wenig eine ſtarke Bewegung oder Arbeit zumuthen. Wir haben nichts mehr von unſern alten teutſchen Vorfahren, welche Tacitus beſchreibet, daß ſie einen dauerhaften Leib, ſtarke Nerſen, ein drohendes Geſicht und noch mehr Tapferkeit gehabt hätten (*).

Wir

(*) Dura corpora, ſtricti artus, minax vultus & major animi vigor. *Tacit. de morib. Germ.*

Wir ſehen noch in unſern Zeug- und Rüſthäuſſern alte Lanzen und Schwerder, welche unſere Vorfahren, ohngeachet, daß ſie noch darzu in einem ſchweren Harniſch ſtacken, mit beſonderer Geſchicklichkeit zu handthieren wußten. Wir, ihre kleine unnütze Nachkommen, können ſolche kaum mit unſern beyden Händen empor heben. Wir ſind gleich den Pygmeen gegen dieſe alte Athleten von welchen Lucretius ſchreibet:

Et genus humanum multo fuit illud in arvis,
Durius ut decuit tellus quod dura creaſſet
Et majoribus et ſolidis magis oſſibus intus
Fundatum et validis aptum per viſcera nervis
Nec facile ex æſtu, nec frigore quod caperetur
Nec novitate cibi, nec labi corporis ulla (*).

In meiner Jugend gieng ich mit meinen zwey ältern Brüdern auf die Jagd: Wind und Wetter, Froſt und Hagel achteten wir ſo viel wie nichts, ob wir gleich wenig Kleider auf dem Leibe hatten. Wir ſchlieffen oft auf der harten Erde, und aſen manchmal in etlichen Tagen nichts als Milch, Käſe, Obſt und ein Stück ſchwarzes Brod; Mahlzeiten, die für uns köſtli-

(*) Lucret. L. V.

cher waren als alles Geköchsel unserer Mutter, wann sie ihre Nachbarn zu Gast lud. Meine zwey älteste Brüder waren noch weit stärker als ich. Sie konten es fast mit dem Hercules aufnehmen. Sie haben sich in verschiedenen Feldzügen hervor gethan. Jetzo sind sie verheyrathet und haben Kinder; Aber Kinder! daß GOtt erbarme; so verwöhnt, so delicat, so weichlich, daß sie nicht die geringste Luft vertragen können, und nichts essen dörffen, als was ihnen der Doctor erlaubet. Sie müssen wenigstens alle Wochen einmahl Arzneyen einnehmen, und dörffen nicht ausgehen, wenn ein kaltes Lüftgen wehet. In der That bekommen sie alsobald davon den Schnupfen und Husten. Ihr Fell ist so zart wie Wachs und ihre Farbe so weiß wie der Alabaster. Sie dörffen sich niemahls recht satt essen, um einen schlanken Leib zu behalten, und müssen sich dabey einschnüren, daß ihnen die Seele darüber ausgehen möchte. Diese Anmerkung betrift zwar nur das schöne Geschlecht; allein wie weibisch sind nicht die meisten Mannsleute. Sinken sie nicht bey den geringsten Strapatzen schon zu Boden? Kurz, wir haben heut zu Tag eine elende Erziehung, und unsre Kinder sind gleichsam die Hecatomben für das Ende der Welt.

Ich war vor einigen Tagen in der französischen Comoedie. Man hatte in Ermangelung der Oefen, einige Kasten mit Backsteinen ausgefüttert in die Mitte gestellet, und solche mit glü-

glüenden Kohlen angefüllet. Die Erfindung war gut. Man kam dahin mit einem verfrohrnen Geſicht und mit zitternden Gliedern. Alles nahete ſich dieſen Feuerkaſten, und man hätte ſagen ſollen, dieſe Leute zögen ihre Lebenskräfte allein von den angebrannten Kohlen; Gleichwohl war keine Kälte: es gieng auſſerhalb nur eine ſcharffe Luft.

Unſere Soldaten werden mehr durch cörperliche Schwachheiten, als durch ihre Feinde überwunden. Unſern Bauersleuten iſt ihr Feldbau ſo mühſelig, daß ſie faſt den Schatten auf den Gräbern ähnlich ſehen. Streichen unſre Jahre gegen die fünfzig hin, ſo fangen wir ſchon an baufällig zu werden, da doch in dieſem Alter beydes die Kräfte der Vernunft, als des Leibes in ihrer Vollkommenheit ſeyn ſolten. Es iſt nicht anders, die Natur ſelbſt verlieret nach und nach ihre Stärcke: ſie zeiget ſich geneigt ihre Bande zu trennen und in ihr voriges Chaos zurück zu kehren.

Selbſt der Verſtand des Menſchen hat ſchon vieles von derjenigen Stärke verlohren, welche man in den Schriften der alten Poeten und Weltweiſen entdecket. Unſere heutige ſogenannte ſchöne Geiſter mögen auch darwieder proteſtiren wie ſie wollen. Wir haben keine chaldaiſche, ägyptiſche und perſianiſche Weiſen mehr: und wenn ſich alle unſre Dichter zu todte reimen, ſo bringen ſie doch keine Gedichte,

wie Homerus, Heſiodus, Virgilius und Horatius zur Welt. Dieſes hat auch Cicero ſchon zu ſeiner Zeit eingeſehen. Homines, ſagt er: qui priſcis illis ſeculis extiterunt, quo propriores, naſcenti mundo erant, eo ingenio ac mente fuere beatiores (*).

Und geſetzt, wie ich es zugebe: es finden ſich hier und da noch geſchickte Köpfe und kluge Leute, ſo ſind ihrer doch ſo gar wenig, daß ſie gleichſam keine Zahl gegen die Menge der Thoren ausmachen. Die ganze Welt iſt faſt ein Spital, wo man hinkommt, höret man nichts als Klagen. Alles iſt misvergnügt und in Unordnung. Wer nicht am Leibe leidet, der leidet doch an der Einbildung. Viele leiden an beyden zugleich und der iſt unter den Thoren faſt noch der glücklichſte, der die Einbildungskräfte zu ſeinem Vergnügen anwendet, und ſich dasjenige einbildet zu ſeyn, was er ſeyn will.

Ich habe ſeit dem ich angefangen die Alten zu leſen, vieles von der Bewunderung für die neueren verloren. Alles, was man von jenen lieſet, iſt nett, ſcharfſinnig, nachdrücklich und ſchön geſchrieben. Heut zu Tage kauft man wohl hundert Bücher, darunter das beſte dem ge-

(*) Queſt. de Gravib, cauſ.

geringſten von jenen nicht beykommet. Es iſt wahr, daß das letztere Jahrhundert ziemlich fruchtbar an gelehrten und groſſen Leuten war; Allein, es ſcheinet, als ob die Natur zu guter letzt noch einmahl alle ihre Kräfte zuſammen genommen hätte, um mit Ehren zu ſcheiden. Nicht anders wie ein Schmachtender auf ſeinem Krankenbette der alle ſeine übrige Lebensgeiſter zuſammen raft, um ſein Teſtament zu machen, und darauf ſtirbt.

Was Treu und Glauben anlangt, ſo hat dieſe Sittenlehre in der Welt nie weniger zu bedeuten gehabt, als heut zu Tage; und von der Religion, welche allein das ganze Menſchengeſchlecht in eine gute Verfaſſung bringen könnte, würde man eben ſo wenig wiſſen; wann nicht der Meynungseifer und die Zänkereyen der Gelehrten, einen noch daran erinnerten, daß man wenigſtens eine haben ſolte. Im Kirchengehen und in einigen Ceremonien beſtehet unſer ganzes Chriſtenthum; ſonſt ſind wir nicht ein Haar beſſer, als andre Unglaubigen auch. Ja wir haſſen uns einander ſogar um einer Religion halben, die wir nicht haben und welche uns lehret einander zu lieben.

* * *

Ich verlaſſe den Propheten und komme auf unſere Neuigkeiten. Geſtern, als den 29. dieſes Monats, wurde hier der fünfte Wahlſitz

gehalten. Es scheinet dennoch mit der Sache ein Ernst zu werden: unsere Gesanden sind mehr als jemahls beschäftiget, sie bleiben in die vier bis fünf Stunden beysammen in der Wahlstube, und schicken deswegen ihre Leute mit ihren Kutschen und Pferden wieder nach Hause, dann das Wetter ist sehr ungestümm und es wäre Schade, daß man die schöne Thieren, welche ihren Aufzügen das prächtigste Ansehen geben, der üblen Witterung bloß stellen solte.

Sie wissen bereits, worauf das ganze Wahlgeschäfte gerichtet ist. Man hat in dem bewußten Systema, welches ich Ihnen schon vor zwey Monaten übersendet habe, noch nichts geändert. Alles arbeitet darauf. Man erwartet hier zu Ende dieses Jahrs sowohl den Churfürsten von Bayern, als dessen Bruder, den Churfürsten von Cölln. Diese Höfe werden ungemein prächtig und zahlreich seyn.

Die hiesige Berathschlagungen betreffen also nicht sowohl den Kayser, den man wehlen soll, als die sogenannte Capitulation. Solte man auch die Religionszwistigkeiten, die seit vielen Jahren im römischen Reich sich über die massen gehäuffet haben, anbey zu schlichten vornehmen, so dörften diese allein mehr Zeit weg nehmen als alle übrige Dinge. Allein, was wird es helffen? Die Geistlichen werden bald wieder neue auf die Bahn bringen. Wir machen Gesetze um die Verbrechen zu vermehren. Die

Geist-

Geiſtlichen muß man zur Ruhe weiſen, ſonſt hilft alles nichts.

Geſtern Morgens um 11. Uhr gab der Churfürſt von Maynz ſeine Gegenviſite dem päbſtlichen Bottſchafter, Prinzen von Doria; und von da fuhr derſelbe zugleich zu dem ſpaniſchen Geſanden, dem Grafen von Montijo.

Es ereigneten ſich bey dieſen Umſtänden einige Merkwürdigkeiten im Ceremoniel. Der maynziſche Hof, wie in meinem vorletztern gemeldet, hatte es gewiſſer maſſen dem franzöſiſchen und ſpaniſchen Geſanden übel genommen, daß ſie bey dem erſten Beſuch, den ſie dem Churfürſten gaben, ihren Leuten die neue Staatsliberey nicht hatten anlegen laſſen, wie ſolches in dergleichen Fällen die Gewohnheit und der Wohlſtand mit ſich bringet. Dieſe beyde Geſanden lieſſen ſich zwar damit entſchuldigen, daß ſie noch ihren öffentlichen Einzug nicht gehalten hätten; Allein, man fand dieſe Entſchuldigung nicht ganz hinlänglich, wie ſie ſolches in der That auch nicht war. Als demnach Se. churfürſtl. Gnaden dem ſpaniſchen Bottſchafter die Gegenviſite geben wolten, war man am maynziſchen Hof durchaus nicht der Meynung, daß ſolches in Galla geſchehen ſolte. Der Graf von Montijo, als ein Geſander der ſeinen König vorſtellte, war darüber ungemein empfindlich. Er ließ deswegen alle mögliche Vorſtellung thun. Die Leutſeligkeit des

maynzischen Churfürstens wolte der spanischen Grandezza etwas zu gut halten. Man fand also dieses Mittel aus, daß der churfürst erstlich dem päßlichen Bottschafter und hernach auch ihm, dem spanischen, in eben dem Aufzug die Visitte geben wolte.

Der Churfürst hatte bey diesem Aufzug seinen ganzen Hofstaat bey sich. Es wurde allenthalben eben dasselbige Ceremoniel beobachtet, als bey denen Besuchen, welche der Churfürst von den Gesanden empfangen hatte. Mich dünket es sey gleichwohl ein grosser Unterscheid unter einem Churfürsten, der in der Würde den Königen gleich geschätzet wird, und unter einem Gesanden derbloß seinen König vorstellet. Es ist wieder die gesunde Vernunft, sowohl als wieder das Völkerrecht, daß zwischen der leiblichen und zwischen der symbolischen Gegenwart eines Königs derjenige Unterscheid nicht solte gemacht werden, als zwischen der Sache selbst und zwischen einer andern die sie bedeutet; zum Bedeuten braucht es so viel nicht: Ich kann mir die ganze Welt durch eine kleine Kugel vorstellen, und ein geringer Bedienter kann öfters zu der Würde eines königl. Gesandens gelangen. Es sind nicht alle Gesanden Grafen von Montijo und Herren von so viel Städten und Ländern. Es lauft demnach unstreitig wieder die Hoheit unsrer Churfürsten, daß sie den fremden Gesanden einen solchen Rang

Rang einräumen, der sie mit ihnen in eine würkliche Gleichheit setzet.

Hatte vormahls ein Churfürst von der Pfalz, dem König in Frankreich, Heinrich von Valois, als er die pohlnische Crone verließ, und über Heydelberg kam, nicht die Ehre erwiesen, ihn unten bey seinem Wagen zu empfangen; Mit der Entschuldigung, daß er nicht wohl zu Fuß wäre, ob er gleich darauf mit demselben etlichmahl einen grossen langen Saal mit tapfern Schritten war auf und nieder gegangen; so schickt es sich wahrhaftig noch viel weniger, daß der erste Churfürst des Reichs, einen Marschall von Belleisle und einen Grafen von Montijo zu gefallen, als Bottschaftern ihrer beyden Königen, unten vor seiner Treppe und bey dem Austritt aus ihrem Wagen empfängt; und hernachmahls ihnen in schönster Galla die Gegenvisitten giebt; da diese beyde Gesanden sich nur hatten gefallen lassen mit ihren Leuten in ihren täglichen Kleidern bey ihm zu erscheinen.

Es paßiren hier noch andre Dinge, welche von der vorleuchtenden Hoheit des bourbönnischen Hauses auf unser teutsches Reich sehr verächtliche Stralen abwerffen. Ich kann als ein guter ehrlicher Teutscher solches ohne Verdruß nicht mit ansehen. Die Nachkommenschaft wird noch über unsere unzeitige Höflichkeit spotten. Allein der Franzoß ist eine listige Creatur: er thut alles mit einer schmeichelnden

Art bis er seinen Zweck erhalten hat; hernach so befiehlt er. Doch, die Sachen sind dermahlen nicht zu ändern. Wenn man nicht kann wie man will, so muß man wollen wie man kann.

Ich erinnere mich hier eines andern Churfürsten von der Pfalz, nemlich des ersten aus dem Hause Neuburg, der, als er seine Tochter dem König von Portugall vermählet, dessen Abgesanden bey ihm allenthalben den Vortritt lies, und gleichwohl war er der Schwiegervatter nicht nur des Königs, sondern auch des Kayfers Leopold und des Königs von Spanien. Daß man dem Herzog von Grammond bey der Wahl des Kayfers Leopold ein ebenmäßiges Ceremoniel in Ansehung der Churfürsten zugestanden hatte, war eben wohl ein Fehler wieder die Hoheit des Reichs, sowohl als wieder den vernünftigen Wohlstand der Völker, welche jederzeit zwischen einem Herrn und einem Diener einen billigen Unterscheid gemacht haben.

Ich könnte Ihnen, mein Herr, viele dergleichen Historien von hier aus berichten; Allein ich bin heut ein wenig verdrießlich in meinen Anmerkungen, und müde vom Schreiben. Ich denke sie dürften doch keinen sonderlichen Nutzen mehr haben, wenn wir schon so nahe an das Ende der Welt stossen.

Ich

Ich bin im übrigen, wo nicht bis an dieſes groſſe Ende, doch bis an das kleine meines Lebens, mit aufrichtigen Herzen

Mein Herr,

Franckfurt, den 30. Nov. 1741.

Dero gehorſamſter und ergebenſter Diener.

XI. Brief.

Allerhand Neuigkeiten von dem Wahltag.

Stare fidenter, non quia difficilia non audemus, Sed quia non audemus, difficilia ſunt.

Seneca.

Mein Herr,

Seit meinem letzten ſind noch drey Wahlſitze hier gehalten worden. Der weſtphäliſche Friede muß dabey wacker herhalten. Dieſes berühmte pragmatiſche Geſetz ſoll zur Grundfeſte aller Rathſchläge dienen

und

und allen bisher entſtandenen Zwiſtigkeiten im Heil. Röm. Reich abhelfliche Maas geben. Allein es iſt ein Elend in der Welt, daß man nicht ſolche Wörter und Ausdrücke kann ausfündig machen, welche bey einem Menſchen eben ſo viel ſagen wollen, als bey einem andern, und ſtets ihm einerley Auslegung mit ſich führen. Wir ſtreiten allenthalben über den Sinn der Geſetze: Kann dann eine Sache zugleich ſchwartz und weiß ſeyn und eine andre Bedeutung haben, als die Wörter nach dem einmal eingeführten Gebrauch gelten? So zancken wir über die H. Schrifft, über das Corpus Juris, über unſere Sanctiones pragmaticas; und beſonders über den weſtphäliſchen Frieden, auf deſſen eigentliche Bedeutung ſo viel ankommt. Hätte man nicht damals ein paar tüchtige Schulmeiſter zu dieſem Werck gebrauchen ſollen, weil es doch um Wörter gilt, daraus dieſe ihr Handwerk machen. Ich wolte, die Wahrheit zu ſagen, nicht gern die Franzoſen zu unſern Auslegern wünſchen; denn als Bürgen dieſes Friedens werden ſie ſich wohl darzu am nächſten glauben: Ihre Auslegungen ſind wie ihre Sprache, man ſpricht ſolche anders aus, als man ſie buchſtabiret. Einer meiner Freunde glaubte deswegen, ſie müſten ein falſches Volk ſeyn. Dem ſey aber wie ihm wolle, kein Volk iſt in der Welt, das ihren Worten einen beſſern Nachdruck zu geben weiß, denn wenn man meynet, man hätte es bey ihnen mit der Grammatic zu

thun,

thun, ſo kommen ihre Dollmetſcher mit dreyſig tauſend Mann über den Rhein marſchirt, und lernen uns dencken, reden und ſchreiben, wie ſie wollen.

Der zweyte Artikel des weſtphäliſchen Friedens macht uns einen langweiligen und verdrießlichen Aufenthalt. Wenn ein jeder ſo viele Anmerkungen verurſacht, ſo werden die Geſchichtſchreiber dieſes Wahltags etwas rechts zu thun finden.

Die hannöveriſche Geſandſchafft iſt in allen ihren Vorträgen überaus gründlich und ordentlich. Ihre beyde Geſanden verdienen dasjenige zu ſeyn, was ſie ſind. Sie machen den Wiſſenſchafften und der Staatskunſt Ehre. Der dritte Artickel koſtete bey nahe drey ganze Verſammlungen; denn es ſetzte wegen dem Vicariat ſehr lebhaffte Wiederſprüche. Man will, daß das Vicariatscollegium zu Augſpurg, und alles was dabey iſt vorgegangen, von dem zukünftigen Kayſer ſoll für gültig erkläret werden. Wegen dem Artickel, der Religion der in der Capitulation den II. in dem weſtphäliſchen Frieden aber den V. ausmacht, iſt man befliſſen demſelben einen weniger zweydeutigen und mehr entſcheidenden Sinn zu geben. Nach demjenigen Eifer, welchen hiebey die vortreffliche Mitglieder des Conclave zum Frieden bey ſich verſpüren laſſen; hat man Hoffnung, daß man bald einige Mitteln ausfinden werde, die drey Religionen

ligionen in den einfältigen Lehren unſers einzigen HErrn und Meiſters zu vereinigen. Um darzu den Weg zu bahnen, ſollen durchaus alle Streitfragen, ſowohl von der einen als von der andern Seite verboten werden. Die ſymboliſche Bücher, welche die Lehrſätze anderer Religionen mit Anzüglichkeit behandeln, ſollen nicht mehr gültig ſeyn. Man ſoll im Gegentheil nur ſolche Lehrbücher allein beybehalten, welche die vornehmſte und von allen chriſtlichen Gemeinen angenommene Glaubensartickeln enthalten. Die Geiſtlichen ſollen deswegen durchaus zu einer chriſtlichen und nöthigen Beſcheidenheit angewieſen werden, damit ſie einmal ihr unnützes Gezänke fahren laſſen, mithin dadurch zu keinen weitern Trennungen und Feindſeligkeiten im Heil. Röm. Reich Anlas geben möchten.

Die Abgeſanden der altfürſtlichen Häuſſer, welche bisher, ich weiß nicht warum, ihre Zuſammenkünfte zu Offenbach, einem ungefehr eine Stunde von hier gelegenen gräflich iſenburgiſchen Flecken zu halten pflegten; haben nun auch ihre Erinnerungen, oder ſogenannte Monita, der churfürſtlichen Wahlverſammlung übergeben. Dieſer Vereinigungsentwurff iſt unter dem 8ten October zu Stande gekommen. Er enthält verſchiedene Dinge, welche der Wahlcapitulation mit ſollen einverleibet werden. Der Wahltag in Franckfurt hatte den Reichstag in Regenſpurg auf einmal aus ſeiner Würckſam-

ſamkeit geſetzt. Das Reich hatte kein Oberhaupt, und die meiſte churfürſtliche Reichstagsgeſanden wurden zu der kayſerlichen Wahl geſchickt. Die alten Fürſtenhäuſſer ſahen ſich bey dieſen Umſtänden in Gefahr, daß man von churfürſtlicher Seiten die Vorzüge allzuweit treiben, und ihren Gerechtſamen dadurch zu nahe tretten möchte; Sie ſchickten deswegen ihre Geſanden gleichfalls auf die Wahlverſammlung, um ihre Hoheit und Rechte bey dieſem wichtigſten Geſchäffte beſtmöglichſt gelten zu machen.

Sie wiſſen daß ich der Meynung bin, das teutſche Reich ſey in ſeiner eigentlichen Verfaſſung ein ſolches gemeines Weſen, da viele groſſe und kleine Stände zuſammen zu einerley Endzweck, unter einem Oberhaupt ſich vereiniget haben. Die ganze Einrichtung unſeres teutſchen Staats leidet keine andre Auslegung; Krafft dieſer gemeinſchafftlichen Verbindung haben alle und jede Stände eine vollkommene und unumhängliche Freyheit.

Die alte Fürſtenhäuſſer ſind alleſamt eines gleichen Urſprungs: Unter den mächtigſten wurden die Churfürſten zu Vorſtehern des Reichs erkieſet, und als ſolche ſind ſie bevollmächtiget im Namen des ganzen Reichs einen Kayſer zu wehlen. Sie heiſſen deswegen die Wahlfürſten: Principes Electores. Auſſer dieſem ſind ſie nicht mehr, als andere alte Fürſten auch.

Da-

Darinnen beſtehet ihr ganzer Vorzug. Weiter haben ſie vor jenen nichts voraus. Ob ſie gleich ſich der Gelegenheit bey den Kayſerwahlen zu bedienen pflegten, ihre Rechte über ihre Mitfürſten in ein und andern Fällen zu erhöhen. Dieſes aber gibt ihnen deswegen eigentlich keine Standeshoheit vor denjenigen Fürſten, die mit ihnen aus einerley Geſchlecht, von gleichem Alter und von gleicher Macht ſind. Es iſt alſo billig, daß ſich die altfürſtliche Häuſſer auch hier bey dem Wahltag zuſammen halten, und durch ihren Geſanden ihre Angelegenheiten der Nothdurfft nach beſorgen laſſen.

Die churfürſtliche Geſanden betrugen ſich gleich Anfangs gegen dieſe auf eine Art, die ihnen ihre Meynungen zu erkennen gaben, daß ſie nichts bey der Wahl zu ſchaffen hätten; Sie lieſſen ſich auch deswegen mit ihnen in keine Berathſchlagungen ein, und meideten ſogar auch mit ihnen allen Umgang, um ſo vielmehr, weil ihnen die fürſtliche Geſanden diejenige vorzügliche Ehrenbezeigungen verweigerten, welche ſie als Churfürſtliche zum Wahlgeſchäffte Bevollmächtigte Botſchaffter von ihnen forderten. Die fürſtliche Geſanden fuhren dem ohngeachtet in ihren Berathſchlagungen fort und überreichten dem Churfürſten von Maynz, als Reichserzcanzlern und Directoren des Wahlgeſchäffts, unter dem 16. October eine Schrifft, worinnen ſie dem churfürſtlichen Collegio ihre Angelegenheiten bey der künftigen Capitulation vorſtellig mach-

machten. Dieſe altfürſtliche Geſanden ſind folgende:

Herr von Geismar, wegen Sachſen-Gotha.
Herr von Zenck, wegen Braunſchweig-Wolfenbüttel.
Herr von Berghofer, wegen Brandenburg-Culmbach und Onolzbach.
Herr Baron von Wallbrunn wegen Würtemberg.
Herr Baron von Bernsdorff, wegen Hollſtein-Glückſtadt.
Herr von Schultzen, wegen Heſſen-Darmſtadt und Durlach.
Herr von Molcke, wegen Sachſen-Coburg, Meinungen und Saalfeld.
Herr von Haren, wegen Pommern.
Herr von Geringen, wegen Heſſen-Caſſel.
Herr von Linſingen, wegen der ſämtlichen Fürſten von Anhalt.

Die übergebene Puncten ſind ſehr weitläuftig; dann ſo vielerley Höfe haben auch vieles zu erinnern. Die Haupt-Monita gehen auf das Religionsweſen, worüber dieſe Fürſten, als Proteſtanten, ihre beſondere Klagen vorbringen: Sie dringen auf die Beobachtung des weſtphäliſchen Friedens. Die übrige Puncten betreffen den politiſchen Staat, wo ſehr viele Betrachtungswürdige Vorſchläge vorkommen.

Das churfürſtliche Collegium will ihnen unterdeſſen das ſogenannte Jus capitulandi

durchaus nicht zugeſtehen. Einige unter ihnen machen vielmehr über das Begehren der fürſtlichen Geſanden allerhand Gloſſen. Kurtz, dieſe Herren dürffen mit allen ihren bisher ſo mühſam gepflogenen Rathſchlägen, dem Anſehen nach, doch nicht viel ausrichten. Mich dünkt des Reichs Wohlfahrt erfordere eine beſſere Harmonie.

Dieſes iſt noch nicht genug. Es melden ſich bey dieſer Gelegenheit auch die übrigen Reichsſtände, nemlich die Biſchöffe, Grafen, Ritterſchafften und Städte; ja ſogar auch die italiäniſche Vaſallen des H. Röm. Reichs, welches alles einen reichen Stoff zu einer vollſtändigen Landhlgeſchichte und zu weiterer Vermehrung unſerer teutſchen Staatsrechte abgeben wird. Solches hat ſchon ohnedem ſeit einiger Zeit groſſe Veränderungen erlitten; es iſt demnach gantz natürlich, daß unſere alten Fürſtenhäuſſer dabey auch ihre Gerechtſamen ſuchen wahrzunehmen, und zu dem Ende zuſammen eine gemeinſchafftliche Sache unter ſich machen.

Unſere geiſtliche, ſowohl als die neuere Fürſten, betrachten dieſe Vereinigung als etwas unfügliches, ſo ihnen zu ihrem Nachtheil gereichen könnte. Das Letztere dürffte wohl einigen Grund haben; allein jene werden deswegen ihre Befugniſſe nicht zurücke ſtellen.

Man wird nun ſehen was unſre Reichsgra-

ſen

sen und freye Ritterschafften dabey werden zu ermnern haben. Es ist überaus schwer bey solchen Umständen einen jeden zu vergnügen; die Mächtige dürffen wohl schwerlich ihre Vortheile aus den Händen lassen, noch die Gelegenheit verabsäumen mehrere damit zu erwerben. Die kleinen mögen sich unterdessen auf ihre grosse Titeln etwas zu gut thun.

Unter den Puncten, welche die alte Fürstenhäusser übergeben haben, befindet sich einer, der nicht zum besten des Reichsadels ausgedacht ist. Es ist der Vierte, der Inhalt davon ist: " Daß die unmittelbare Reichsritterschafft un- " ter dem Vorwand ihrer Privilegien über ih- " re collectable Grundstücke auf eines andern " Grund und Boden nicht exequiren, noch " sich selbst, wenn sie in eines andern Land " wohnen, sich der Gerichtbarkeit des Landes- " herrn entziehen sollen". Damit läg also auf einmal der ganze Vorzug des unmittelbaren Reichsadels.

Es ist richtig, daß unsere Fürsten von langer Hand her darauf arbeiten, denen in ihren Ländern befindlichen unmittelbaren Reichsadel ihre Privilegien einzuschränken; um so vielmehr, weil ihrer viele sind, die solche bisher zum Nachtheil der Landsfürsten gemisbrauchet haben.

Ich fürchte also sehr, mein Herr, ihre Unmittelbarkeit mögte ihnen bald zu einem be-

schwerlichen Titel werden. Ich bin froh ein fürstlicher Vasall zu seyn, dann ich werde vom Landsherrn geschützet und sie nicht. Lassen sie sich also die Winterquartiere, womit man sie bedrohet, nicht zu viel Verdruß machen; Man wird sie vielleicht darzu gewöhnen wollen, einen Herrn zu vertragen. Dieses ist nicht angenehm, wenn man Reichsfrey unmittelbar heisset; doch trösten Sie sich, Sie werden vielleicht glücklicher unter dem Schutz eines grossen Fürstens seyn, der ihnen mit Gelindigkeit begegnet, als wenn sie sich beständig wegen einer Freyheit angefochten sehen, die sie doch in die Länge nicht mehr werden behaupten können. Die Grafen solten sich auf ihre Seite schlagen und mit ihnen eine gemeinschafftliche Sache machen; allein, ich weiß wohl, Sie halten es lieber mit den Fürsten, und hätten selbst gerne Vasallen und Rittersleute unter sich. Wann sie noch dasjenige wären, was einige vor drey hundert Jahren waren, da sie keinem Potentaten wichen und selbst Kriege führten, so möchte sich solches noch wohl schicken; allein so ist heutiges Tags zwischen unsern meisten Grafen und Reichsfreyen nur ein gar geringer Unterscheid. Zumahl da unsere alte Grafenhäusser meistens mit Fürstentiteln prangen, und die neueren, zur Zeit der goldnen Bulle kaum ad milites gehörten.

Daß die Sicherheit der kleinen Stände in ihrer Menge bestehet, und daß die Anzahl der-

jenigen, die nur mittelmäßig groß sind, in der That zu klein seyn dürffte, sich denen Absichten derjenigen zu wiedersetzen, welche zu ihrer Grösse auch die Macht hinzufügen: dieses alles lehret der Augenschein und die Erfahrung.

Gewiß, wir sind in wunderbaren Umständen. Es geht sogar die Rede, daß einige hohe Höfe sich den Vortrag, gewisse Bißthümer zu secularisiren, hätten gefallen lassen, um damit gewisse Dienste zuerkennen, die man von diesem oder jenem Hof gewärtig wäre. Diese schöne Einfälle, wann sie nicht leere Träume sind, kommen ausser Zweifel aus der französischen Canzley; denn man ist darinn überaus sinnreich, unsere alte teutsche Verfassungen zu verwirren. Solte man unserem Staatsgebäude noch diesen Stoß beybringen können, so läge es gewiß übern Haussen; und was wird man sodann mit euch anfangen, ihr Herren Reichsritter? Und wo werden unsere gräfliche Häusser hernach ihre Sicherheit finden?

Die unmittelbare Reichsritterschafft befindet sich nur noch allein in den rheinischen, fränkischen und schwäbischen Kreysen. Diese sind auch diejenige Länder, die man eigentlich noch mit dem Namen des Reichs beehret: vermuthlich deswegen, weil vor diesem nicht allein die alten Kayser ihren Sitz und ihre Leibgüter in diesen Gegenden hatten; sondern auch darum, weil darinnen noch die heilige Reliquien

der alten teutschen Freyheit, sowohl bey den kleinen als grossen Ständen gefunden werden; anstatt daß in den übrigen Provinzen ihre Reichsunmittelbarkeit theils gar verlohren, theils sehr gekräncket worden ist; fast alle müssen, als Landsassen, die Botmäßigkeit der Fürsten, in deren Ländern ihre Güter liegen, erkennen.

Die meisten Hanseestädte hatten ein gleiches Schicksal. Hamburg, Lübeck und Bremen haben deswegen schon harte Stösse ausgestanden; und wann es der berliner Hof, bey dem Ausgang des vorigen Jahrhunderts, nicht verhindert hätte, so würden sie würcklich die Obermacht der benachbarten Fürsten, so gut als Braunschweig und Erfurt haben erkennen müssen. Ja, wer weiß nicht, daß unsere meiste grosse Städte in Teutschland Anfangs nur freye Reichsbürger in ihren Mauren enthielten; nach und nach aber von unsern Fürsten, so wie der unmittelbare Reichsadel sind untergestecket worden. Ich verkündige unsern noch übrigen Reichsstädten kein gar langes Leben mehr. Man weiß, daß man von Bayern zu sagen pfleget, daß ihm nichts als ein NAR noch fehlte, worunter man die Städte Nürnberg, Augspurg und Regenspurg verstehet. Die Rathsglieder in den meisten Reichsstädten sind mit ihrer eignen Bürgerschafft in Misverständnis. Diese will nicht mehr pariren, und jene nehmen sich zu viel heraus: Die Grossen werden bey ihren Reichthümern höfisch und die Kleinen bey ihrer Ar-

Armuth trotzig. Ihre stete Klagen und Zänkereyen schleppen wie man sagt, einen Hauffen Geld nach Wien. Man könnte damit allein den Reichshofrath und die Kammer zu Wetzlar unterhalten. Sie haben wohl Ursache um einen guten Kayser zu beten, der Macht und Gewalt genug haben möchte, sie zu schützen. Es dörfte sonst den guten Reichsbürgern nicht besser als den Reichsrittern gehen.

Wird der Reichsadel und die Reichsritterschafft untergesteckt, so ist die Reihe an den Herren Grafen, Prälaten und Bißthümern. Ein hoc pro nobis & illud pro vobis bahnet den Weg zu unmöglich geglaubten Dingen. Warum soll dasienige, was bey unsern Nachbarn sich zugetragen hat, nicht auch bey uns möglich seyn? Giebt es nicht allenthalben Fürsten, Grafen, Prälaten, Freyherren genug, die deswegen doch unter einem mächtigen Oberhaupt stehen? Wie ist es noch zuletzt mit dem Hause von Bouillon in Franckreich ergangen, und wie künstlich ist es mit dem Fürstenthum Oranien, und jetzo mit Lothringen gespielet worden?

Felix quem faciunt aliena pericula cautum.

Es ist in der That ein ziemliches Brouillamini unter uns. Dieses ist die wahrhaffte französische Staatskunst. Zweifeln Sie nicht daran, dieser verschmitzte Hof wird auch allein die besten Mitteln an die Hand zu geben wissen,

aus dieſer Verwirrung zu kommen; wir werden aber auch hübſch geſchickt ſeyn und folgen müſſen.

Die verſchiedene Angelegenheiten der Höfe verurſachen auch allhier eine verſchiedene Art zu tractiren: diejenige ſo keinen guten Wind haben, laviren ſo gut ſie können von einem Ufer zu dem andern. Sie wiſſen Hinderniſſe in den Rathſchlägen zu finden: ſie erklären ſich zu nichts: ſie ſuchen alles weit hinaus zu ſpielen und Zeit zu gewinnen: ſie denken wie die Italiäner: Guadagna molto, chi guadagna tempo. Die andere im Gegentheil, denen der Wind günſtig bläſet, ſuchen ſich derſelben mit gröſter Eilfertigkeit zu Nutzen zu machen. Alles wird bey ihnen eifrig, ſchnell und hurtig ausgefertiget. Man rennet gleichſam in vollem Galopp über alles hinaus, und ſuchet das Ziel zu erreichen, ehe der Gegentheil ihm etwas in Weg legen kann . . .

Der wiener Hof leidet hierbey das meiſte. Man legt ihm einen Theilungstractat vor, der gar nicht nach der pragmatiſchen Sanction eingerichtet iſt Dieſes muß in der That einer ſo groſſen Fürſtin, wie die Königin von Ungarn iſt, ein wenig nahe gehen. Man hatte ihr Glauben gemacht, daß ihr alles allein zugehörte. Nun ſoll ſie bald mit dieſem, bald mit jenem theilen. Ja bald will man ihr gar nichts laſſen. Es ſind ſo viel Erben, die auf die Verlaſſenſchafft des verſtorbenen Kayſers Anſprü-

sprüche machen, daß ihr, wann solche gelten solten, kaum ein Leibgeding übrig bleiben würde. Man nimmt ihr was man will: sie stellet ihren Feinden weiter nichts entgegen, als eine schwache Protestation und eine Armee, welche nicht viel stärcker ist. Man sagt, daß sowohl das Geld, als die Lebensmitteln darinnen mangelten. Mehr braucht es nicht, den tapfersten Völkern von der Welt den Muth zu benehmen.

Prag ist den 26. vergangenen Monats im Angesicht der ganzen oesterreichischen Armee eingenommen worden. Der Großherzog kam zu spät diese Hauptstadt zu entsetzen; es war unmöglich einen Feind hinter den Mauren anzugreiffen, der nicht allein von innen und von aussen alle Päsſe und Zufuhren offen hatte, sondern auch durch das Glück der schnellen Siege stoltz geworden war. In Prag selbst fanden sich zwar die Bürger bey zehen tausend Mann starck unter dem Gewehr; sie hätten auch unfehlbar eine wichtige Veränderung der Sache geben können, wo sie den grossen Gemahl ihrer lieben Königin näher gesehen hätten; allein dieser muste der Gewalt des Verhängnisses weichen. Ich beklage diese würdige Königin, ohne daß ich noch eigentlich sagen könnte, auf welcher Seite das meiste Recht sey; die Beweißgründe, womit das Hauß von Bayern seine Rechte unterstützet, haben ihre Stärcke und bereden auf der einen Seite; so bald man

aber wieder die Schrifften von Wien zu lesen bekommt, so kann man sich kaum entschlagen, ihnen Beyfall zu geben. Ich glaube, daß es gewisse Fälle gebe, da das Erbrecht, worüber gestritten wird, nicht wohl einem Theil allein kann zugesprochen werden, und wo ein Vergleich mehr als ein Rechtsspruch die natürliche Billigkeit retten kann.

Ich glaube, daß es erlaubt sey, in solchen Fällen, wo um das Erbrecht der grösten und wichtigsten Staaten in der Welt gestritten wird, zugleich auf die allgemeine Sicherheit der christlichen Staaten ein vernünftiges Augenmerck zu schlagen, und zuweilen das Jus convenientiæ mehr gelten zu lassen als das Corpus Juris Civilis. Allein unter den Grossen will immer einer der Gröβte und Mächtigste seyn; Seitdem daß Franckreich eine dergleichen überwiegende Macht vor andern europäischen Reichen zu behaupten suchet, so erfordert eben diese Absicht, daß er diejenige Macht, die ihm am ersten diesen Vorzug könnte strittig machen, zu schwächen, und andere gegen ihr zu stärcken sich befleißigen muß. Dieses lehret die französische Staatsklugheit; und die Juristen müsten dumme Leute seyn, wenn sie nicht hier so viel Anforderungen und Rechtserklärungen auf die Bahn bringen könnten, als man es für nöthig findet.

Es thut mir inzwischen heimlich weh, ich kann

kann es Ihnen nicht verbergen, da ich sahe, daß die churcöllnische, churbayrische und churpfältzische, wie auch die französische und spanische Gesandschafften grosse Anstalten zu Freudenfesten und Beleuchtungen machten, so bald sie nur die Nachricht erhalten hatten, daß Prag über wäre. Bey den churſächsischen und churbrandenburgischen Gesandschafften aber war alles still. Auf einmal wurden auch die Lichtergestelle und Handhaben bey obgemeldten Höfen wieder weggemacht. Kurtz, das Freudenfest unterblieb. Dieses giebt zu allerhand Muthmassungen und Urtheilen Anlaß. Einige argwohnen, nicht ohne Grund, daß das Verständniß unter den Bundsverwandten wohl nicht allerdings so feste seyn möchte, als man sich solches einbildete.

Man meynet sogar, daß es wegen den Winterquartieren noch mancherley Weitläuftigkeiten und Widersprüche setzen dürffte. Man erkennet vielleicht, wiewohl zu spät, daß man sich mit Frankreich in ein Bündniß hätten einlassen können, ohne dessen Völcker zu Ausführer des gemachten Plans zu übernehmen. Manche Schwürigkeit solte dadurch, wie ich glaube, gehoben worden seyn; allein die Kunst zu kriegen ist denen Franzosen eben so eigen, als die Geschicklichkeit Staatsgeschäffte zu treiben. Sie können zur Erhöhung ihrer Nation nichts bessers thun, als sich in dieser Ubung beständig zu erhalten. Nur habe ich dieses dabey auszuse-

tzen, daß sie fast immer unsere teutsche Länder zum Fechtboden machen, um sich darauf zu exerciren.

Ich möchte nur wissen, warum sich die Menschen so viel Mühe geben, grosse Gesetzbücher zu schreiben, da man sich doch in der Welt um nichts weniger bekümmert. Ich war gestern hier bey einem sehr gelehrten Staatskündigen. Er wiese mir seinen reichen Bücherschatz. Ich fand darunter allein etliche hundert Follianten Rechtsbücher und Reichsacta. Ich erschrack recht darüber. Du lieber GOtt, sprach ich: wenn man nun alle diese Dinge weiß und gelesen hat, geschiehet es dann daß hernach die Geschäfte in der Welt besser gehen? Er zeigte mir darauf die neu heraus gekommene goldene Bulle mit den Originalien und Variantibus. Sehen Sie, sprach er, dieses ist die kleine Großmutter von allen diesen Riesenkindern. Unter diesen wenigen Gesetzen wird so, wie in der Religion, nur allein auf die Ceremonien gesehen. Das übrige sind lauter Nebenpuncten, die eine grosse Erläuterung nöhig haben. Die besten Ausleger davon sind diejenigen, welche die Macht haben, denen Worten einen solchen Verstand zu geben, wie sie wollen.

Im übrigen ist die Executionsordnung noch ausfindig zu machen. In der goldnen Bulle ist gesetzt: daß die Churfürsten gehalten seyn solten, innerhalb dreißig Tagen einen Kayser

zu

zu wehlen, oder wiedrigenfalls so lang auf Wasser und Brod zu sitzen, bis sie solchen würden gewehlet haben; Wer soll aber in diesem Vorfall die Churfürsten zu einer so heiligen Fasten anhalten? In der That kann man dieses in Ansehung der meisten übrigen Gesetze sagen. Denn wer soll unsre hohe Reichsglieder zur Beobachtung dieser Gesetze zwingen? der Bürge des westphälischen Friedens? Dieses würde schön lassen. Er würde einen feinen Zuchtmeister abgeben, und unsern Prinzen recht die Grammatic lernen, wie es des Heil. Römischen Reichs Grund-Gesetz laut der goldnen Bulle, mit sich bringet.

Wegen den Bedingungen der Churfürsten in Gegenwart des Kayfers, erinnert der obgemeldte Verfasser, daß alle diese Sachen geistlich zu verstehen wären, und nicht sowohl auf die Person des Kayfers, als auf das heilige römische Reich sich bezögen, gestalten sich sonst ein deutlicher Wiederspruch äussern würde, daß ein Churfürst, wann er Kayser würde, zugleich auch gegen sich selbst eine Erzamtsbedienung zu besorgen hätte. Wie zum Ex. der verstorbene Kayser, der als König in Böhmen sein eigner Erzschenck war. So war ehemahls eine Zeit in der Welt, da man die Vernunft mit den Träumen, die Träume mit der Religion, und mit beyden die Gesetze verwirrte.

Ich bin übel zufrieden, daß der türkische Spion

Spion seine muthwillige Einfälle uns nicht mehr mittheilen darf; Man hat ihm hier die Unhöflichkeit erwiesen und seine Briefe confiscirt. Es ist wahr, daß er nicht bey den Regeln einer nützlichen Satyre geblieben ist. Er hat es in der That auch gar zu schlimm gemacht, und diejenigen selber angegriffen, die man schuldig ist mit Ehrerbietung zu betrachten. Es heißt:

Dicere de vitiis, parcere personis.

Es lauffen hier die Menge Staatsschrifften, Anmerkungen, Briefe und Paßquillen herum. Allein der türkische Spion erhitzt unter allen dergleichen Papieren die Neuigkeit der Leser am meisten; denn er nennet alles mit Namen und scheinet die Nachrichten aus der geheimen Canzley des Herrn von Belleisle selbst zu haben, welche ihm, allem Vermuthen nach, doch nur durch einen gut österreichisch Gesinnten mitgetheilet werden. Einige Briefe, die von ihm in Abschrifft herum gehen, werden mit einer Caroline und mehr bezahlet. Wie schlimm ist nicht das menschliche Herz, daß es an dergleichen beissenden Schrifften und muthwilligen Durchhechlungen einen so grossen Gefallen findet! Warum müssen es doch Leute geben, welche die Grillen haben, Bücher und Geschichte zu schreiben, fragte jener (*)? Allein, warum soll die Welt derselben entbehren, da ihr Nutzen

von

(*) S. Fenelons Gespräche der Todten. Th. VI.

von der gröſten Wichtigkeit iſt? Indem die Menſchen durch nichts beſſer als durch die Erfahrung klug werden. Diejenigen welche alſo wollen, daß man von ihnen nichts böſes reden und ſchreiben ſoll, können es nicht beſſer verhindern, als wann ſie nichts böſes thun.

Ich halte im übrigen eine gute Satyre für den Schleifſtein der Welt, die ohne ſie öfters gar verroſten würde. Ich finde daß Horatius recht hat, wenn er ſagt:

Ridiculum acri
Fortius et melius magnas plerumque ſecat res.

Die ärgſte Satyren haben der menſchlichen Geſellſchafft noch lange nicht ſo viel geſchadet, als die vortrefflichſte Heldengedichte; dann wo die Poeten Helden machen, da findet öfters die Wahrheit kaum Menſchen.

Ich werde auf einige Wochen mich nach Mannheim verfügen. Unſer Briefwechſel dörfte alſo auf einige Wochen ausgeſetzt bleiben. Sie leben unterdeſſen wohl, und glauben, daß niemand mehr ſeyn kann als ich,

Mein Herr,

Franckfurt, den 7. Nov. 1741.

Dero gehorſamſter und ergebenſter Diener.

XII. Brief.

XII. Brief.

Verſchiedene Neuigkeiten.

O Curas hominum! o quantum eſt in rebus inane!
Perſius.

Mein Herr,

Ich habe die Feyertage, als ein guter catholiſcher Chriſt, mit allen gewöhnlichen Ceremonien der Kirche zugebracht. Ich glaube aber doch, daß zu dem Chriſtenthum noch etwas mehreres erfordert wird.

Seit dem ich wieder hier bin, ſchlaf ich faſt gar nicht. Nicht, daß der Lerme auf der Straſſen und das Raſſeln der Kutſchen und Wägen mich ſtöhren ſolte. Nein, ich fürchte mich abſcheulich vor dem Feuer. Ich wuſte noch nicht, daß man hier ſogar Gefahr liefe, zu verbrennen, wie der letzte betrübte Zufall es gezeiget hat. Es war den 22. December, Morgens um 2. Uhr als ein Brand in der Werkſtadt eines Schreiners aufgieng. Alles fieng darinnen Feuer; die Flammen hatten ſchon die Treppe im Hauß ergriffen und die Leute in dem obern Stockwerk ſchlieffen noch. Die äuſſerſte Gefahr weckte ſie endlich auf. Es waren nur

zwey

zwey Wege ihr zu entgehen: sie musten sich über das Dach zu ihren Nachbarn flüchten, oder von oben aus den Fenstern sich herunter lassen. Zehen Menschen retteten sich auf diese Art in blossen Hemden; des Schreiners Frau aber mit einer erwachsenen Tochter, und noch sechs Kindern, welche sie nicht verlassen wolte, schrien vergebens um Hülffe. Man that alles, was man konnte, um sie zu retten; Man schlug Brandleitern an, man reichte ihnen die Arme; Allein die Hülfe kam zu spät: Die Flammen waren zu wütend, sie verbrandten alle acht lebendig, und das Hauß fiel in die Asche.

Dieses ist schon die dritte Feuersbrunst davon ich Ihnen Nachricht gebe; und es sind noch nicht acht Monate, daß ich hier bin. Es sind seit dem noch verschiedne andere kleine Feuer ausgegangen, die aber weiter keinen Schaden verursacht haben. Die Einwohner dieser Stadt zeigen bey diesen Zufällen eine gewisse Lebhaftigkeit, welche die Gewohnheit bis zur Geschicklichkeit zu treiben scheinet. Die Anstalten zur Wehre sind so gut, als sie immer seyn können. Allein, die Gebäude sind dem Brand allzusehr unterworffen und man gebraucht mit dem Feuer nicht alle nöthige Behutsamkeit.

Man hat hier auch angefangen in den vornehmsten Strassen Laternen aufzustellen, um dadurch den gefährlichen Gebrauch der Fackeln

abzubringen; Allein, man bedienet ſich dieſer noch vor wie nach; denn man ſiehet die Laternen nur des Tags, weil ſie zur Nachtzeit nicht angeſtecket werden.

Obgleich nunmehro ſich zwey Churfürſten mit zahlreichen Gefolgen und einer Menge v. Geſanden, Fürſten, Grafen und Herren hier befinden, ſo ſoll das Gewühl in dieſer Stadt doch noch nicht ſo groß ſeyn, als vormahls bey der Wahl des verſtorbenen Kayſers. Leute, die im Jahr 1711. ſich hier befunden haben, behaupten, daß damahls mehr Fremden hier geweſen wären, und daß man öfters gegen Abend allein über 300. Kutſchen auf der Spazierfahrt längſt dem Mayn gezehlet hätte. Man ſagt, daß ſeit dem das Geld allenthalben ſey rarer geworden; und daß deßwegen unſer hoher Adel ein wenig eingezogener leben müſte.

Ich kann mir das erſte nicht wohl einbilden. Mich dünket vielmehr, daß noch Geld genug in der Welt ſey; Allein die Haußhaltung in den groſſen Häuſſern könnte beſſer ſeyn. Es wird alles darinnen übertrieben und die natürliche Ordnung in Anſehung der Ausgaben und Einnahmen fehlet. Dadurch geräth der Adel in Schulden; und weil viele es für etwas niederträchtiges halten, mit den gemeinen Leuten, denen ſie ſchuldig ſind, abzurechnen, ſo haben ſie dadurch den Credit verlohren. Alſo bleiben die meiſten, welche ſonſt dieſe feyerlichſte Zuſammenkunft in der Welt, durch ihren Pracht

und

und Aufwand hätten mit verherrlichen können, dieſesmahl zu Hauß; oder halten ſich doch nur allhier, wie man zu reden pflegt, incognito. Es iſt dieſes ein allgemeines Unglück unſrer Zeit, daß ſich ein jeder über ſein Ziel meſſet und die Groſſen auch in ihren Unordnungen groß ſeyn wollen; ohne Geld aber kann man nichts groſſes vorſpiegeln. Man ſiehet der Hoheit auf den Grund, und ſobald man ſie von Reichthümern entblöſet findet, ſo findet man ſie nicht groß mehr, wenn man gleich dieſen Mangel mit noch ſo prächtigen Titeln zu erſetzen vermeynt. Manche zeigen hier noch den Glanz ihrer Geburt, indem ſie dasjenige großmüthig ausgeben, was ihre Vorfahren mühſam geſparet haben. Ihre Aufführung gleichet den Racketen, welche ihr ſchönſtes Feuer von ſich geben, wenn ſie zerplatzen.

Der Wahltag iſt endlich auf den 24. dieſes feſtgeſetzet, worauf ſogleich die Crönung 8. Tage hernach folgen ſoll. Auf ſolche Weiſe werden wir binnen vier Wochen einen Kayſer gewehlet, gekrönet und in aller Form ausgefertiget haben. Ich weiß nicht, ob die franzöſiſche Lebhaftigkeit auf einmahl den teutſchen Geſchäften eine ſolche Hurtigkeit einflöſet; oder ob die hohe Höfe des Dings endlich müde ſind, ſo lang ihre Abgeſanden mit ſchweren Koſten an dieſem Ort zu unterhalten. Die Wahlſitze wegen der Capitulation werden zukünftige Woche zu Ende gehen; und alles wird dißfalls auf

dem alten Fuß bleiben. Die vorwaltende Zwistigkeiten sind ausgesetzt worden, und sollen in besondern Zusammenkünften vorgenommen werden. Man eilet über die massen einen Kayser auf dem Thron zu sehen, damit man einen Richter haben möchte. Man trachtet dabey so viel als möglich ist, gewisse Wallungen im Geblüt zu dämpfen, welche dem teutschen Staatscörper mit allerhand gefährlichen Zufällen drohen.

Es heißt, man werde hier eine allgemeine Friedensversammlung halten: Wie viele Geschäfte, wie viele neue Besitzungen werden hier nicht zu schlichten und einzurichten seyn? Der Churfürst von Bayern hat sich nun der Krone Böhmen bemächtiget; der König von Preussen ist Herr von ganz Schlesien. Er ist in Mähren eingerückt, hat Ollmütz eingenommen und gehet jetzt mit starcken Schritten auf die Hauptstadt Brinn loß: Nichts wiederstehet diesem grossen Sieger. Was wird also der Königin von Ungarn übrig bleiben? Was wird aus der Stadt Wien werden, da zwey mächtige Feinde zugleich gegen sie im Anzug sind? Von Norden die Preussen, von Westen die Franzosen? GOtt! welche Wiederwärtigkeiten! Welche Veränderungen! Was hat diese Königin von der neuen Kayserin der Russen zu hoffen, da diese selbst mit sich genug zu thun bekommt, um sich in dem Besitz ihrer weiten Länder zu erhalten? Beydes die Schweden, als die Ottomannen, werden sie zurück halten, so

bald

bald sie das geringste vor den österreichischen Hof zu unternehmen sich entschliessen solte. Engelland und Holland werden ebenmäßig ihre Hände voll zu thun haben, wann sie den Krieg von ihren eignen Gränzen abhalten wollen. Frankreich sendet dahin bereits einige Beobachtungsvölker. Sie dürften sich also genöthiget sehen, ihre großmüthige Bundsverwandtin, die Königin von Ungarn, ihrem Verhängniß zu überlassen und sich, so gut sie können, aus diesen verwirrten Händeln ziehen. In Italien melden sich so viele Erben, als Länder darinnen sind, welche den verstorbenen Kayser ehedessen für ihren Herrn erkannt haben. Der französische Hof, welcher alles in der Welt thut, um sein neues Systema in der Christenheit durchzutreiben, sparet weder Geld noch Truppen. Erlangt derselbe dadurch seine Absichten, so kann er nicht gröſſer und mächtiger werden. Wer wird aber mehr darunter leiden, als wir Teutschen; doch wir lieben ja die französischen Sitten und wir müssen es dieser höflichen Nation Dank wissen, daß sie sich bisher so viele Mühe genommen hat, uns eine gute Lebensart beyzubringen.

Mich verlangt nur zu wissen, was alle diese Sachen endlich für einen Ausgang gewinnen werden. Es ist einer über uns, der auf einmahl den ganzen Schauplatz in einem Augenblick wieder verändern kann. Nescio quo-

modo inhæreat in mentibus quaſi ſæculorum quondam augurium futurorum, ſagt Cicero (*) Mir ahndet immer die Sachen blieben nicht ſo, wie ſie das Anſehen haben. Natürlicher Weiſe aber kann man nicht anders als groſſe Dinge von Frankreich erwarten. Dieſer Hof gebraucht die geſchickteſten Leute zu ſeinen Rathſchlägen und die tapferſten Männer im Feld zu ihrer Ausführung. Es iſt hier eine weit ſich ausbreitende Macht, welche ſich unter einem einzigen König vereiniget. Es ſind die ſchlaueſte Völker: Klugheit, Ordnung, Witz, Muth, Liebe für den König und das Vaterland: alles dieſes belebet ihren Muth und ſcheinet ihnen die Herrſchaft über andre Nationen zu verkündigen; Allein, wenn wir Menſchen alles noch ſo ſchön und ordentlich eingerichtet haben, und an dem Ausgang einer Sache nicht mehr zweifeln, ſo kommt der groſſe Beherrſcher der Welt und verwirret entweder die Sprachen, oder erweckt einen Cyrus, der zugleich die Lydier und die Babylonier ſtürzet.

Sedet interea conditor altus
Rerumque Regens flectis habenas,
Rex & Dominus, fons & origo
Lex & Sapiens arbiter æqui (**).

Doch ich komme zu tief in die göttliche Rathſchläge,

(*) Quæſt. Tuſc. q. 1.
(**) Boeth. L. IV.

schläge, davon dieses das gewisseste ist, daß wir sie nicht wissen, wohl aber stets fürchten und verehren müssen.

Wir werden hier noch einige Lustfeste à la Montijo haben. Dieser glänzende Bottschafter lässet darzu neue Anstalten und Zubereitungen auf seinem Landgut machen. Es soll allda auf dem von ihm neu erbauten langen Saal ein Gastmahl für 250. Personen gegeben werden. Der ganze Garten wird wiederum durchaus beleuchtet werden und gegen über jenseits des Mayns wird sich ein Feuerwerck zeigen, dergleichen hier noch keines ist gesehen worden, das Gerüste, so würcklich dazu aufgeschlagen wird, ist in der Länge des gegen über liegenden langen Saals. Die Erfindung davon ist von einem spanischen Baumeister, den der Graf von Montijo deswegen hat hierherkommen lassen. Dieses ganze Schauspiel und Freudenfest soll denselben Tag vor sich gehen, als der Kayser wird gewehlet, oder vielmehr öffentlich ausgeruffen werden.

Man zahlet schon im voraus für ein Fenster das auf den grossen Platz gehet, wo das Rathhauß ist, fünfzig und mehr Reichsthaler, um daselbst die Wahl und Krönungsceremonien mit anzusehen. Es wird wenig fehlen, so wird man an diesen Häussern nichts als Fenster wahrnehmen. Ja man schmeisset sogar in einigen Häussern bis oben unter das Dach die Neben-

gefächer ein, wann auch gleich der Raum davon nicht gröſſer iſt, als daß man einen Kopf dadurch bringen kan. Bey den reichen Kaufleuten aber, die auf dieſem Platz wohnen, bekommt man alles umſonſt zu ſehen, und man wird darzu noch wohl bewirthet, wenn man anders das Glück hat, mit ihnen bekannt zu ſeyn. Ich kenne darunter zwey der beſten Häuſſer, wohin ich ſchon im voraus gebeten bin. Sind dieſes nicht rechtſchaffene Leute, die einen noch bitten, dasjenige zu thun, was man ſelbſt begierig wünſcht und ſuchet. Ich bin mit ſteter Hochachtung

Mein Herr,

Frankfurt, den 1. Jan. 1742.

Dero gehorſamſter und ergebenſter Diener.

XIII. Brief.

XIII. Brief.

Von dem öffentlichen Einzug des Grafen von Belleisle und andern Begebenheiten.

Medium non deserit unquam
Coeli Phoebus iter, radiis tamen omnia lustrat.
Claud.

Mein Herr,

Es war den 18. dieses Monats, da der französische Bottschaffter, Graf von Belleisle, hier seinen öffentlichen Einzug hielte: Er war schön, glänzend und prächtig. In dergleichen Sachen übertreffen die Franzosen alle andere Völker; sie wissen denselben eine gewisse Artigkeit und einen in die Augen leuchtenden Glanz zu geben, der sowohl der Wohlanständigkeit als dem Pracht gemäß ist. Alle vornehme französische Herren und Edelleute waren zu Pferd. Darauf folgten 34. Kutschen, allesammt überaus nett und zierlich ausstaffirt. Man rechnet das ganze Gefolg auf 600. Personen. Die junge französische Ritterschaft lies sich bey diesem schimmernden Aufzug mit ihren Bändern und zierlichen Haarlocken aufs beste sehen. Allein ich muß bekennen, sie hatten nicht alle das Bon air, worauf

sich die Franzosen so vieles einbilden. Wenn man ihnen ihre schönen pariser Kleider ausgezogen hätte, so würde man verschiedene darunter für Chevaliers de la Marmote angesehen haben. Der Herr Marschall im Gegentheil hatte dieſesmahl ein überaus frisches und muntres Ansehen, so gar, daß er auch viel jünger zu ſeyn schien. Sein Kleid war von blauen Sammet und der Orden des Heil. Geistes glänzte voll doppelt geschliffenen Diamanten auf ſeiner Bruſt. Mit einem Worte, er ſahe recht wohl aus. Wem ſolten ſo viele glückliche Fortgänge groſſer Anſchläge nicht ein gutes Anſehen geben? Er grüßte iedermann mit einer ſehr anſtändigen Freundlichkeit. Seine natürliche Manieren gaben ihn als einen Kriegsmann zu erkennen, und ein gewiſſer Blick von Huld und Güte gewann ihm die Gunſt des Volks.

Dieſe Abſchilderung ſcheinet ein wenig zu ſchmeicheln; allein, der franzöſiſche Marſchall iſt mir dieſesmahl ſo vorgekommen. Sie wiſſen, daß ich ein wenig ſtolz bin, eine andre Herrſchaft über mir als die Wahrheit zu erkennen.

So ſehr auch der Reichthum, die Zierde und der ſo niedlich ins Auge ſpielende franzöſiſche Pracht bey dieſem Einzug bewundert wurde, ſo ſchienen mir doch die zwölf leeren Karren, welche den Zug eröffneten, von keiner gar anſtändigen Erfindung zu ſeyn. Die koſtba-

baren Decken von grünem Sammet, worauf mit erhabener Arbeit das belleisliſche Wappen mit dem Marſchallsſtab auf das herrlichſte geſtickt waren, hatten nach meinem Begriff nicht die geringſte Beziehung auf ſchlechte zweyräderigte Wagen, welche nicht das mindeſte Anſehen hatten, als ob darinnen groſſe Schätze verborgen wären. Doch ſollen ſie voll Stroh geweſen ſeyn. Sie können leicht denken, daß man darüber mancherley Gloſſen werde gemacht haben. Mir fiel dabey die Stelle aus dem Propheten Eſaia ein: Die Löwen werden Stroh eſſen, wie die Ochſen; und ich fürchte ſehr daß uns unſre verſchmitzte Nachbarn das leere Stroh laſſen möchten, wenn ſie die Früchte davon werden ausgedroſchen haben. Zwölf Maulthiere hätten hier ohne Zweifel ein beſſeres Anſehen gehabt. Allein, man weiß daß dergleichen Einzüge nichts anders, als ein bloſſes Schauſpiel ſind, und daß die Maulthiere in Frankreich nicht ſo rar, als dergleichen Wägen in Teutſchland ſind; wenigſtens hat ehedeſſen der Marſchall von Gramond auch mit ſolchen Wägen hier ſeinen Einzug gehalten, wie ſolches der Kupferſtich von dem franzöſiſchen Einzug in dem damaligen Wahldiario zeiget.

Ich habe noch eine andere Beobachtung bey dieſem Einzug gemacht, welche das Ceremoniel betrift. Es iſt gebräuchlich, daß bey ſolchen Gelegenheiten die fremden Geſanden eine von ihren Kutſchen zum Einzug ſchicken, um denſelben

ben dadurch desto ansehnlicher zu machen. Dieses geschahe auch hier. Die Kutsche des päbstlichen Bottschafters, und des Grafen von Montijo seine folgten gleich hinter den Kutschen des einziehenden französischen Gesanden; Allein die Kutsche des dänischen Gesanden, Herrn von Bernsdorfs, kam zuletzt, hinter des Herrn von Blondels, französischer Minister an einigen teutschen Höfen, seiner. Kann auch etwas verkleinerlicher seyn für die Majestät eines der ältesten Thronen in der Welt? Wolte man gleich sagen, daß der Herr von Bernsdorf nicht als königl. dänischer, sondern nur als herzoglich-hollsteinischer Gesander auf dem Wahltag sey, so ist und bleibet er doch deswegen in eben dieser Eigenschaft auch zugleich ein königlicher Minister, der seinen Rang in Ansehung der ausländischen Gesanden durchaus zu behaupten hatte; dann der Herr von Biondel hat so wenig einen repräsentirenden Caracter, als er, und hätte also nach dem üblichen Wohlstand in der Welt dem Fremden hier nothwendig den Vortritt lassen müssen. Der schwedische Gesande, Herr von Haaren, ob er gleich nur den Titel eines Canzeleyraths führet, und die Krone Schweden mit der Krone Frankreich in dem genauesten Bündniß stehet, hat es doch nicht für gut befunden, zu diesem französischen Triumph seine sechs Pferde mit anschirren, und sie mit den hintersten Tropheen zur Schau bringen zu lassen.

Vorgestern Morgens sahe ich eine andere Ceremonie, die etwas andächtiges hatte. Die sämtliche franckfurter Burgerschafft, zusamt ihrem Magistrat und ihren Besatzungsvölckern leisteten den hier zur Kayserwahl versammleten Churfürsten und Gesanden den gewöhnlichen Beschirmungseyd, nach Macsgebung der goldnen Bulle. Dieses Spectackel verdiente gesehen zu werden. Man hatte unten am Eingang in das Rathhaus ein hierzu besonders verfertigtes Gerüst in Form einer Ballustrade aufgeschlagen und solches mit rothem Tuch behänget. Die Bürger, welche alle nach ihren Quartieren abgetheilet waren, erschienen in vierzehen besondere Hauffen eingetheilet, unter Anführung ihrer sogenannten Officiers und einem kleinen Fähnlein; worauf die Zahl ihres Quartiers bemercket war. Man sahe diese verschiedene Horden sich in einen Körper sehr dicht zusammen schlieſſen. Es war nicht für die lange Weile kalt. Viele, deren Reichthümer und Lebensart sie vorlängst zu dergleichen Aufwartung verzärtelt und untüchtig gemacht hatte, fühleten nicht so bald den Schnee an ihren Füssen, so schlichen sie von ihren Posten und begaben sich zu ihren guten Freunden in die Nachbarschafft; in Meynung sich daselbst so lange aufzuhalten, bis es den Herrn Gesanden gefallen würde, auf das Gerüste heraus zu treten und ihnen den Eyd abzunehmen. Alle und jede hiesige Bürger und Beysassen waren auf diesem Platz beysammen in Mänteln und ohne Waffen. Die Geschlechter

von den Häuſſern Limburg und Frauenſtein, ſowohl als die Doctores und Licentiaten trugen rothe Mäntel; desgleichen auch die ſogenannte Ein und Fünfziger und Neuner, welche dazu beſtellet ſind, das nöthige bey dem Magiſtrat im Namen der Bürgerſchafft zu erinnern, und die Rechnungs-Sachen mit zu beſorgen. Dieſe drey verſchiedene Hauffen nahmen ihre Stellen mitten im Kreyß. Man las dieſen Leuten von der Schaubühne etwas vor, darauf ſie die Finger in die Höhe reckten, und ſchwuren was ſie nicht verſtunden. Dieſer enge zuſammen geſchloſſene Hauffen gieng darauf wieder auseinander, um der Beſatzung Raum zu machen. Dieſe kam mit fliegenden Fahnen, wohl montirt aufgezogen und ſchwur wie die vorigen. Es waren ihrer bey zwölff hundert Mann, ſämmtlich hübſche Leute und anſehnliche Befehlshaber. Der Magiſtrat mit den Staabsofficiern hatten bereits auf dem Rathhauſe ihren Schirm- oder Sicherungseid abgelegt.

So ſehr auch der eingefallene Froſt die Geſichter blau färbte, ſo waren doch alle Fenſter auf dem gantzen Platz voll Zuſchauer. Selbſt die Frau Marſchallin von Belleisle fande ſich neben dem Rathhauſe auf dem Hauſe Limburg.

Ubermorgen wird der Churfürſt von Cölln allhier ſeinen prächtigen Einzug halten: derſelbe ſoll alle andere übertreffen. Se. churfürſtliche Durchlaucht haben zu dem Ende eine ſo groſſe

grosse Staatskutsche von Paris kommen lassen, daß man deswegen genöthiget wird, ein Thor grösser zu machen und dessen Durchgang von unten her, wo es aufgegraben wird, zu erhöhen: Weil sonst dieses überaus stoltze Gebäude nicht durchfahren könnte.

Mittlerweile daß man hier auf nichts, als Pracht und Lustbarkeiten sinnet, entzündet sich die Wuth des Kriegs in den oesterreichischen und bayerischen Landen, noch immer hefftiger. Das Kriegsglück aber scheinet sich auf einmal zu verändern, die Oesterreicher gewinnen neue Kräffte: sie haben Crems, Stein und die Saltzwercke ihren Feinden wieder abgenommen. Die Hussaren bestreichen die bayerische Gräntzen und setzen darinnen alles unter Brandschatzung. So ungleich ist hier und dort das Schicksal der Menschen. Lintz ist eingeschlossen und wird sich allem Vermuthen nach in wenig Tagen ergeben müssen, weil darinnen die Lebensmitteln mangeln. Schlechte Vorsichtigkeit von Seiten der Herren Franzosen, welche darinnen in Besatzung liegen; diese bestehet aus sieben tausend Mann, worunter die vornehmsten französischen Befehlhaber sich befinden. Einen solchen Streich haben sie sich wohl von den Oesterreichern nicht vermuthet. Diese haben schon über dritthalb tausend Gefangene gemacht; sie drohen in das Hertz von Bayern einzudringen. Sie können sich leicht vorstellen, daß sie von Rache und Eiffer angefüllet, darinnen

nen nicht die erbaulichſten Exempeln von Glimpf und Eingezogenheit geben werden. Der bloſſe Name der Panduren ſetzet ſchon die armen Einwohner allenthalben in Furcht und Schrecken: Alles flüchtet auf dem Land; alles ſucht ſich und ſeine Habſeligkeit in die feſten Plätze zu retten. Die Franzoſen haben dabey noch einen andern Feind zu bekriegen, nemlich die Kälte, dieſe können ſie gar nicht vertragen. Die Ungarn und Huſſaren aber ſcheinen dadurch nur deſto mehr Feuer zu gewinnen. Jene erkrancken und dieſe ſiegen. Die Wiener ſchöpfen von neuem Muth. Die Müntzen, welche daſelbſt eine Zeitlang ziemlich rar geweſen ſind, lauffen wieder herum, alles bekommt dadurch neues Leben. Wir ſehen alſo das Kriegsfeuer in rechte Flammen ausſchlagen, da man gemeynet hat, es würde gedämpfet und der Friede hergeſtellet werden. Das Spiel, wenn man es anders ein Spiel nennen darf, iſt alſo noch nicht gewonnen; ſondern es beginnet allem Anſehen nach, erſt recht wichtig zu werden. Ein allzuſchnelles Glück hat ſelten Beſtand; es erweckt Neider und das Unglück Mitleider. Der turiner Hof ſpielt nach ſeiner Gewohnheit heimlich mit darunter, deſſen Aufführung ſcheinet noch ein Räthſel zu ſeyn. Unſere heutige Staatskunſt hat ihre kleinen Maſkeraden und die Sittenlehre der Groſſen iſt, ſich nach den Zeiten und Umſtänden zu richten. Wie ſoll man ſonſt aus den verwirrten Händeln kommen, die ſich zuweilen ereignen, in welche man öfters,

wann

wann man auch noch ſo gern Friede hätte, mit eingezogen wird.

So gehet es dismal den Schweden und Holländern. Die letztere fürchten ſich abſcheulich vor dem Krieg, und helffen lieber mit ihren Ducaten; die erſtern ſind geneigt mit den Ruſſen, zum beſten des wiener Hofs ſich zu vergleichen. Welche Veränderung! Ein wenig Gedult, ſo wird uns die Zeit in kurtzem noch vieles lehren. Wir ſind noch nicht am Ausgang. Sie leben unterdeſſen wohl und ſorgen für die Erhaltung ihrer Geſundheit. Ich bin ſtets mit meiner gewöhnlichen Aufrichtigkeit,

Mein Herr,

Franckfurt den 21. Januar. 1742.

Dero ergebenſter und gehorſamſter Diener.

P. S.

Wegen des böhmiſchen Wahlgeſanden, des Freyherrn von Brandau, hat es hier beſondere Bewegungen geſetzt. Es wäre zu weitläuftig, Ihnen den Inhalt aller derjenigen Schrifften mitzutheilen, die bey den dismaligen Umſtänden im Reich, vor und gegen die Königin von Ungarn in dieſer Angelegenheit ſind zum

Vorschein gekommen. Man hatte sich die Sachen schon allzugewiß eingebildet, daß die Königin von Ungarn würde die Gesetze des französischen Hofs erkennen, und sich unter dem Wohlgefallen ihrer Gegner schmiegen müssen. Allein sie war von dem Himmel und ihren Freunden noch nicht sogar verlassen; alles kam bey ihr auf den Nervum rerum gerendarum an; dann sie hat ein schrecklich streitbares Volk. Sobald kam also nicht diese Nervenessenz nach Wien, so regte sich alles; dergestalt, daß man die Sieger noch hurtiger aus Oberoesterreich vertrieben sahe, als sie angekommen waren.

Dem sey inzwischen wie ihm wolle, so wurde gleich bey der ersten Versammlung der churfürstlichen Gesanden beschlossen, den Herrn von Brandau, als churböhmischen Wahlgesanden, ohne alle weitere Betrachtung für die Königin von Ungarn, welche durch ihn ihr Wahlrecht behaupten wolte, aus der Stadt zu verweisen. Dieser hatte durch eine besondere List von dem gewöhnlichen böhmischen Quartier auf dem Hause Frauenstein Besitz genommen. Eine sehr artige Kaufmannsfrau hatte sich die Schlüsseln ausgebeten, um einem Fremden die Zimmer zu zeigen. Dieser Fremde war der Herr von Brandau. Er erklärte sich die Zimmer zu behalten und weigerte sich die Schlüsseln wieder heraus zu geben. Es war also eine Sache von grosser Bedeutung, daß ihm der Graf von Pappenheim und dessen unter ihm stehen-

ſtehendes Reichsquartieramt das Conſilium abeundi geben muſten. Er begab ſich ohne weitere Formalitäten nach Hanau. Viele meynen er hätte mehr Lermen bey dieſem empfindlichen Vorfall machen ſollen; allein man ſpottet nur der Drohungen, welche ohne Nachdruck ſind. Es iſt allezeit beſſer man weichet mit guter Manier, wenn im Verweigerungsfall man darzu kann gezwungen werden. Doch glaube ich nicht, daß man gegen ſeine Perſon würde Gewalt gebrauchet haben

Der oeſterreichiſche Geſande, Herr von Wucherer, hat unterdeſſen gegen alle dieſe Vorgehungen feyerlich proteſtiret, ſeiner Königin ihre Rechte vorbehalten, die ganze Wahl aber im voraus für ungültig erkläret.

Der wiener Hof hat ſich bey dieſer Gelegenheit mit dem maynziſchen völlig abgeworffen. Man hatte auf dieſen Churfürſten Rom und Reich gebauet, und nun beſchuldiget man ihn einer Undonckbarkeit und daß er nicht Stand hielte: allein, was will er thun? Er wird mit dem Strom fortgeriſſen: Er kann ſich den Fluten nicht wiederſetzen. Das empfindlichſte für die Königin iſt dieſes, daß man von ihr die Auslieferung der Reichsacten begehret, bevor noch ein neuer Kayſer gewehlet iſt. Wer aber ſolte ſich unterſtehen, das hohe Wahlcollegium, in deſſen Namen ſolches die churmaynziſche

Reichscanzley betreibet, einer Unrichtigkeit zu beschuldigen? Die Umstände in der Welt machen die Rechte, nicht die Rechte die Umstände.

Weil das Circular-Schreiben der Königin von Ungarn unter dem 3. Jan. 1742. um diese Zeit bekannt wurde und in sehr wichtigen, wiewohl kurtzen Ausdrücken bestehet, so wollen wir solches diesen obigen Nachrichten mit beyfügen, weil daraus die Gesinnungen des wiener Hofs, bey den merckwürdigsten Umständen in der Welt am deutlichsten abzunehmen sind, und dem gantzen Wahlgeschäffte dadurch die nöthige Erläuterung gegeben wird. Die Worte sind diese:

" Ihrer Majestät öffentliche Feinde und
" Wiedersacher hätten sich bisher zu Rich-
" tern über ihre unschätzbarste Gerechtsamen
" aufgeworffen. Und nun solte endlich auch,
" welches die Nachwelt kaum glauben würde,
" das wichtigste Reichsgeschäffte, nemlich die
" Wahl dessen Oberhaupts, unter dem Schutz
" der französischen Waffen, und nach der Vor-
" schrifft des Hofs zu Versailles, vollbracht
" werden. Ob damit die Wahlfreyheit beste-
" hen könne? Solches bedürffe keines weitern
" Anführens, indem die Sache von sich selbst
" rede. Von Ihro der Königin Majestät,
" hätte derselben nie der geringste Eingriff ge-
" schehen sollen. Denn obgleich Sie sehn-

" lichst-

" lichſt gewünſchet, daß Ihrem Gemahl die
" Kayſerwürde zu Theil werden möge; wäre
" Sie doch ungemein weit entfernet geweſen,
" ſich anderer, als Satzungsmäßiger Mitteln
" hierunter zu bedienen. Die Wahl möchte
" ausfallen, wie ſie nur immer wolle, wann
" ſie nur wahrhaftig frey wäre, und nach der
" Vorſchrifft der goldnen Bulle, folglich ohne
" Ihrer Majeſtät Ausſchlieſſung, und vor-
" läufig verſichertem innerlichem Reichsruhe-
" ſtand, zu Stand gebracht würde. Was
" aber dieſem zuwieder geſchehe, könne anders
" nicht, als nach dem klaren Ausſpruch der
" goldnen Bulle, nemlich vor null und nich-
" tig angeſehen werden. Die Liebe der Ge-
" rechtigkeit und Billigkeit, der Eifer
" vor das Vaterland, der Abſcheu vor
" einem ſchädlichen und fremden Joch,
" die Ehre des teutſchen Namens, eines
" jeden eigne Sicherheit und Gewiſſen,
" hätten ſolchemnach alle patrioeiſche
" Reichsmitſtände auf das kräftigſte an-
" zutreiben, nicht nur einem ſo wieder-
" rechtlichen Verfahren nicht beyzupflich-
" ten; oder demſelben mittel- und unmit-
" telbar Vorſchub zu geben, ſondern viel-
" mehr mit Ihro königlichen Majeſtät
" ſich zu deſſen Hintertreibung auf das ge-
" naueſte zu vereinigen, wie Sie dann das
" vollkommene Vertrauen hätte, daß ſolchem
" Ihrem Anſinnen willfährig würde ſtatt
" gegeben werden".

XIV. Brief.

Einzug des Churfürſten von Cölln, und darauf erfolgte Wahl des römiſchen Königs.

Hic vir eſt tibi, quem promitti ſæpius audis
Auguſtus Cæſar. *Virgil.*

Mein Herr,

Geſtern vor acht Tagen, als den 22ſten Januar, war der offentliche Einzug Sr. churfürſtlichen Durchlaucht von Cölln. Er war nicht allein viel zahlreicher, ſondern auch noch prächtiger, als die vorigen. Die Liberey war Himmelblau und reich mit Silber und ſchwartzen Sammetborden beſetzt. Die Edelknaben waren ſpaniſch gekleidet, alles war an ihnen von Sammet, reich mit Silber geſtickt.

Ich meyne nicht, daß man etwas ſchöners ſehen kan. Der Zug kam durch das Gallenthor. Der Graf von Pappenheim, nebſt der Stadtreuterey führten ſolchen wie gewöhnlich. Eine groſſe Anzahl von Liberеydienern in bundfärbigten Kleidern giengen voraus; viele ſtarrten darunter von Gold und Silber. Darauf kamen fünfzig Handpferde und 27. Kutſchen

schen, alle mit sechs Pferden bespannt, welche den churfürstlichen Ministern und vornehmsten Herrn des Hofs zustunden. Nach diesen fuhren sieben Kutschen des Churfürstens darinn Wahlgesanden sassen. Zwey darunter waren von Sammet und wichen nur denen beyden Leibkutschen des Churfürstens an Pracht und Schönheit. Zwölff churfürstliche Reitpferde erschienen darauf. Dieses waren die schönsten Thiere, die man sehen konnte, und doch wuste man nicht, ob man mehr ihren reichen Aufputz oder ihr stoltzes Gewächs bewundern solte. Vier und zwanzig churfürstliche Cammerherren mit acht Trompetern und einem Paucker, deren Kleider mit Silber bedeckt waren, verherrlichten diesen Pomp ungemein: eine prächtige Leibkutsche fuhr leer. Diejenige, worinnen der Churfürst saß, war von einer gantz besondern Erfindung. Die französische Geschicklichkeit hatte in demselben die Schönheit mit dem Reichthum auf das sinnreichste vereinbaret. Ich müste, um Ihnen davon eine kunstmäßige Beschreibung zu machen, viele Wörter gebrauchen, die Sie kaum verstehen würden. Ihr Gebäude ist eigentlich nicht gröſſer, als andere Kutschen auch, allein die geschnitzten Zierrathen die man oben auf der Decke angebracht hat, haben sie dermassen erhöhet, daß man, wie ich in meinem vorigen gemeldet, ein Thor in dieser Stadt hat tiefer graben und das Pflaster aufnehmen müssen. Sechzig Trabanten mit ihren Partisanen giengen neben diesem Wagen

her und zwölff Edelknaben ſpaniſch gekleidet, ritten mit ihrem Hofmeiſter und zwölff Kammerdienern hinten her. Die Leibwache mit Paucken und Trompeten machten nebſt ſechs Maulthieren und ſechs Packwägen den Schluß. Dieſer Einzug dünket mich das non plus ultra in der Art dieſer Ceremonien zu ſeyn.

Der Churfürſt von Cölln iſt ein mächtiger Fürſt. Er hat inſonderheit als Biſchoff von Münſter groſſe Einkünffte. Er ſiehet wohl aus, und iſt von einem ſehr gleichen Caracter. Er redet nicht viel, urtheilet aber deſto gründlicher; ſeine Manieren ſind leutſelig. Er hat einen feinen Geſchmack und weiß alles wohl anzugeben; Er liebet den Pracht und die Luſtbarkeiten; allein ohne Unordnung, ohne Ausſchweiffung. Sein Hertz iſt gut und großmüthig; wann er Fehler hat, ſo bedecken ſolche ſo vielerley Tugenden, daß man ſie nicht wahrnimmt.

Ich komme auf den groſſen Tag, welcher dem teutſchen Reich einen Kayſer gab. Es war der 24. dieſes. Ich habe nicht nöthig, Ihnen die Ceremonien eines kayſerlichen Wahltags zu beſchreiben; alle Nachrichten und Zeitungsblätter ſind voll davon. Ich begleitete unſre Geſanden ungefähr um 11. Uhr Vormittags mit einem langen Schweiff von allerhand Herren, die von Gold und Silber blenckten, bis an den Dom; unwiſſend ob ich mich etliche

Stun-

Stunden darinnen mit solte einschlieſſen lassen, oder ob ich bey einem guten Freund ein Caminfeuer suchen solte, mich gegen die Kälte zu tröſten. Mein Schnupfen machte mich zu dem letzten entschlieſſen. Ich genosse bey einer schönen Gesellschafft zugleich den Vortheil, daß ich alles, was sich auf dem grossen Platz vor dem Rathhause zutrug, gemächlich mit ansehen konnte.

Nachmittags gegen 3. Uhr hörte man die Glocken läuten und die Canonen lösen: alles regte sich darauf und man war begierig dasjenige zu hören, was ein jeder wuste: nemlich, daß Carl Albrecht, Churfürst von Bayern, zum römischen König sey erwehlet worden. Es währete lang, bis einer zum Vorschein kam, der dessen Namen öffentlich mit einem frohen Vivat ausrief. Es schien als wolte der Pöbel, der auf dem grossen Platz stund, darzu genöthiget seyn. Die gut bayrisch Gesinnten winckten mit den Hüthen und schrien aus vollem Halse Vivat Carolus; allein das Volck machte nicht viel Bewegung. Man sahe wohl, daß es mit den Churfürsten nicht recht zu frieden war, daß sie nicht die Königin von Ungarn, die man hier vergöttert, zum Kayser erwehlet hatten.

Der gantze Abend darauf wurde mit lauter Freudenfesten zugebracht. Es waren überaus prächtige Beleuchtungen an dem Hof des Chur-

fürstens von Cölln im teutschen Hause, wie auch an den Quartieren des französischen und spanischen Botschaffters. Die Menge der Kutschen, welche bey dieser Gelegenheit auf und nieder fuhren, war dermassen groß, daß sie die ganze Maynbrücke von Franckfurt bis nach Sachsenhausen, wo das teutsche Hauß ist, dergestallt versperrte, daß man über eine ganze Stunde lang weder hinter noch vor sich kommen konnte. Die vornehmste Standespersonen waren genöthiget auszusteigen, und sich zu Fuß, bey den Kutschen her, an den churfürstlichen Hof, oder wo sie sonsten hin wolten, zu verfügen. Ich fande mich mit einem guten Freund und einer Dame in gleichen Umständen unweit dem teutschen Hause. Die Dame hatte zum Unglück nur Pantoffeln an: sie konnte sich in denselben dem weichen Erdreich in Sachsenhausen nicht anvertrauen. Wir musten also über anderthalb Stunden lang zwischen Pferden und Rädern halten, und uns inzwischen mit den guten Einfällen und Flüchen der Kutscher und Lakeyen eine Unterhaltung machen. Wenn damals ein Feuer in Sachsenhausen ausgegangen wäre, so hätte man alles müssen zusammen brennen lassen, so sehr waren oben und unten die Hauptstrassen gesperret.

Endlich bekamen wir wieder ein wenig Lufft; die Kutschen bewegten sich. Ein jeder suchte sich am ersten aus der Verwirrung zu retten; und da war die Gefahr am grösten, weil man sich

sich einander auf den Leib und in die Räder fuhr, wo nicht gar über einen Hauffen warf. Ein gutes Abendessen ersetzte darauf den Schreken der nächtlichen Spazierfahrt mit vielem Vergnügen.

Wir begaben uns von da auf den grossen Ball, den der Churfürst auf dem Rathhauß in dem grossen Saal gab. Man sahe daselbst fast alles was sich von grossen und vornehmen Leuten hier befindet. Alles glänzete von Gold, Silber und Diamanten; die verwittibte Fürstin von Siegen, war gleichsam hier die Königin vom Ball; sie ist schön, munter und von einem unvergleichlichen Gewächß. Ihre Geschichte verdienen eine besondere Beschreibung. Im übrigen, so zeigte die Natur auch hier ihre Eigensinnigkeiten, sie richtet sich öfters am wenigsten nach Rang und Titeln; sie hatte etliche Gesichter so schlecht gezeichnet, daß sie dabey wenig den Wohlstand der Geburt und Hoheit in acht genommen. Es fanden sich daselbst auch welche Herren, die sich sehr viel auf die Verdienste ihrer Füsse zu gut thaten; weil sie ihren Kopf sonst wenig zu gebrauchen schienen. Kurz ich sahe mit einem gewissen Trost, daß die Grossen genug Fehler hatten, um die Demuth zu lernen, und daß im Gegentheil die Kleinen allezeit gewisse Vortheile besitzen, womit sie vergnügt seyn können, wenn sie sich solche zu Nutz zu machen wissen.

Es ist nicht anders, mein Herr, der französische

zösische Gesande ist die Nacht über vor dem Wahltag würcklich auf dem Landhauß des Grafens von Montijo gewesen. Dasjenige, was Gelegenheit gegeben hat, das Gegentheil zu glauben, war dieses, daß er denselbigen Abend noch die Visite von dem päbstlichen Bottschafter empfangen hatte; Allein, beyde verfügten sich darauf mit einander nach Aleava; so nennet der spanische Gesande seinen Hof vor der Stadt. Noch verschiedene andere fremde Gesanden leisteten ihm daselbst Gesellschaft; doch schlief der päbstliche Bottschafter nicht auf dem spanischen Hof, sondern in einem andern Gartenhauß, welches der Fürst von Taxis in derselbigen Gegend gemiethet hat. Die übrige Herren und Edelleute von diesen fremden Gesandschaften blieben in der Stadt. Sie begaben sich meistentheils unter den Schutz des Churfürsten von Cölln und wohnten auf solche Weise dem Wahltag mit bey. Man wolte zwar dem Marschall von Belleisle eine Auszeichnung verstatten, und ihm vergönnen in der Stadt zu bleiben; Allein, die Folgen davon, daß auch die übrigen fremden Gesanden ein gleiches Recht verlangen dürften, verursachten, daß man es bey der goldnen Bulle und bey dem alten Herkommen bewenden ließ, welches keinem Fremden gestattet, am Wahltag in der Stadt zu bleiben.

Was urtheilen Sie, mein Herr, von der schnellen Abreise des spanischen Gesanden und daß

daß er weder das veranſtaltete Feuerwerk bey dieſer Gelegenheit loßbrennen ließ, noch die Freudenfeſte gab, womit er vorhatte die glückliche Wahl des bayeriſchen Churfürſten zu verherrlichen? Dieſes giebt zu allerhand Geſprächen und Muthmaſſungen Anlaß. Inzwiſchen bleibet doch alles, ſowohl auf ſeinem Hof, als in ſeinem Quartier in der Stadt, wie es iſt. Auch läſſet er noch beſtändig fort an ſeinem groſſen Feuerwerk arbeiten, worauf er viele Koſten verwendet. Einige wollen, er werde längſtens in drey Wochen ſich wieder hier einfinden. Man bedauret die Abweſenheit dieſes Herrn ſehr, weil er durch ſeine Gegenwart der hohen Wahlverſammlung einen beſondern Glantz würde gegeben haben. Alles iſt bey dieſem Miniſter ſchnell, unerwartet, heimlich und mit einer gewiſſen Art begleitet, die eine Verwunderung nach ſich ziehet. Morgen wird der öffentliche Einzug des neu erwählten römiſchen Königs ſeyn. Der Zufluß der Fremden iſt ungemein. Die Einwohner verliehren ſich bald unter ſo vielen unbekannten Geſichtern.

Ich werde die Ehre haben, mit der nächſten Poſt Ihnen von allem, was ſich ferner hier zutragen wird, ausführliche Nachricht zu geben. Ich bin,

Mein Herr,

Franckfurt, den 7. Febr. 1742.

Dero gehorſamſter und ergebenſter Diener.

XV. Brief.

XV. Brief.

Beſchreibung der vielen Fremden und ihres Prachts: Einzug des römiſchen Königs und andere Dinge.

- - Proclivior uſus
In pejora datur, ſuadetque licentia luxum,
Illecebreisque effræna favet tunc vivere caſte.
Claud.

Mein Herr,

Bald ſiehet man hier ganz Paris, Londen und Wien zuſammen in einem Bezirck; ein ſolches Gewühl iſt auf einmahl in dieſer Stadt. Man ſolte faſt glauben, ſie hätte ſeit acht Tagen ihre Einwohner verändert, und die groſſe Herren hätten an ſtatt der ehrlichen Bürgersleute, die ſonſt darinnen das Pflaſter traten, die Straſſen für ihre Kutſchen und Pferde gemiethet. Man zehlet hier über fünfhundert fürſtliche und gräfliche Perſonen, und über achtzehentauſend Liberey-bedienten: Die Ordensbänder ſind nie ſo gemein geweſen. Freyherren und Edelleute aber kann man nicht zehlen: Sie ſind von allerhand Gattungen und Figuren: herum irrende Ritter, abendtheuerliche Excellenzen, gnädige Herren

von

von Lansquenet und Baſſette, vornehme Bettler, arme Prahler und Petitsmaitres von verſchiedenen Nationen. Alles glänzet, alles ſchimmert hier untereinander. Die ganze Kunſt beſtehet darinnen, daß man etwas aus ſich machen, und im Fall der Noth auch verwegen ſeyn kann. Man ſiehet hier Edelleute, welche bey der letzten Kayſerwahl ſind jung worden, und deren Eltern ſich nichts weniger haben träumen laſſen, als daß ihnen ihre Kinder noch ſo viel Ehre machen würden.

Sis quod eſſe velis.

Unter der Menge kann man ſeyn was man will; nur muß man den Kopf ein wenig ſteiff tragen und ſeinen Adel mit einem Gold oder Silber verbrähmten Kleid beweiſen.

Nähere Unterſuchungen wären zu weitläuftig; da hätte man viel zu thun, wenn man ſich mit der Leute ihren Stammregiſtern aufhalten wolte. Man würde nur ſeine Unwiſſenheit in den teutſchen Reichsgeſchichten verrathen, wenn man ſich ſolte verlauten laſſen, daß einem dieſes oder jenes Geſchlecht unbekannt wäre. Der franzöſiſchen Marquiſen, der ſpaniſchen Don, der engliſchen Lords und der italieniſchen Signori Abbati nicht zu gedenken. Sind die Menſchen nicht Thoren, daß ſie ihre Glückſeeligkeit in ſolchen Windmachereyen und Maſkeraden ſuchen? Hier hätte der ehrliche Perſius mit Recht ausruffen können:

O cu-

O curas hominum! o quantum eſt in rebus inane!

Ich habe in meinem Leben keine ſolche Verwirrung und keinen ſolchen Lermen geſehen. Alles lauft untereinander und wiedereinander. Es iſt Tag und Nacht keine Ruhe, weder für die Pferde, noch für die Menſchen. Man ſiehet nichts als Schauſpiele, Bankete und Comoedianten; dieſe letztere ſiehet man allenthalben; dann die wenigſten ſind dasjenige, was ſie vorſtellen. Wenn Democritus hier zugegen wäre, ſo würde ſeine Lunge nicht aus dem Lachen kommen (*).

Wenn man alles Gold und Silber ausbrennen und zuſammen ſchmelzen ſolte, welches hier auf den Kleidern geheftet iſt, ſo könnten damit auf einmahl die Schulden von manchem groſſen Herrn getilget werden. Welcher Reichthum! Welche Verſchwendung! Wie ſinnreich ſind nicht die Menſchen ihren Hochmuth zu zeigen? Das menſchliche Geſchlecht ſcheinet gleichſam mit einem ſtarken Fieber befallen zu ſeyn: Die hefftigſten Paroriſmi arbeiten darauf, die Natur zu reinigen und alles was ihr ſchädlich iſt, auszuſtoſſen. Der Krieg von der einen, und die Schwelgerey von der andern Seite; Dies

(*) Perpetuo riſu pulmonem agitare ſolebat Democritus, *Juvenal*, ſat. X.

Dieſes ſind fürwahr ſolche ſchaurigte Symtomata, die viel unreines austreiben. Die Mäſigkeit wird hoffentlich die glückliche Würckung des Mangels ſeyn, und dieſen dürfte unfehlbar der jetzige Ueberfluß nach ſich ziehen. Nach der gröſten Unordnung wird ſich die Ordnung von ſich ſelbſt wieder einſtellen; und mancher wird den Seneca leſen, wann er erſtlich mit dem Spieler des Herrn Regnard ſich von den Beſchwerlichkeiten der Reichthümer wird befreyet haben.

Dieſes wäre ein Ort für einen alten Grillenfänger wie Heraclitus war. Dieſer milzſüchtige Weiſe hätte Gelegenheit ſich hier die Galle zu ſchleimen. Ich muß den Eingang in dieſen groſſen Schauplatz der Welt ziemlich theuer bezahlen. Sie verdenken es mir alſo nicht, wenn ich mich zu dem Democrito geſelle, und mit ihm die Thorheiten, die ich ſehe, belache.

Ich verlaſſe die ehrwürdige Philoſophie und komme wieder auf die Geſchichte. Ich will Ihnen keine weitläuftige Beſchreibung von dem Pomp und der Herrlichkeit des kayſerlichen Einzugs machen. Es war hier alles zuſammen vereiniget, was ſowohl der beyden Churfürſten, als der Geſanden Pracht beſonders zeigte. Ich ſende Ihnen von dieſer groſſen Solennität beygehende gedruckte Nachricht. Der römiſche König iſt ein Herr von groſſen Eigenſchaften, welche des kayſerlichen Thrones würdig ſind.

Ich hoffe er werde die Ruhe in Teutſchland wieder herſtellen, und durch ſein erhabnes Beyſpiel unſeren Groſſen lehren, wie ſie ſollen gerecht, gütig und die Väter ihres Volkes ſeyn.

Ich hatte Gelegenheit von dem Caracter unſers neuen Kayſers, durch folgende Begebenheit zu urtheilen: Als er aus der Kirche kam, wo er bey ſeinem Einzug abgetretten war, und die Wahlcapitulation beſchworen hatte, warf ſich ein kleiner Knabe zu ſeinen Füſſen, und überreichte ihm einen blumen Strauß mit einer Bittſchrift, worinnen die arme Mutter um den höchſten Schutz Sr. Majeſtät flehete; und dieſes wegen eines langwierigen Proceſſes über ein Landgut, welches darüber ſowohl als die Erben in Verfall gerathen war (*).

(*) Dieſer Proceß dauert bereits über fünfzig Jahre, und verdienet deswegen hier eine kleine Anmerckung. Das Gut lieget eine halbe Stunde von Frankfurt, nächſt dem Flecken Bornheim, und iſt ſo räumlich und ſchön gebauet, daß ſich ein Fürſt nicht ſchämen dürfte, darauf zu wohnen. Einige Capitaliſten von Frankfurt haben darauf Geld geſchoſſen. Das ſchöne Gut kam zur Rechtsklage, und alſo unter die Hand der lieben Juſtitz. Der Proceß koſtete Geld, man ſequeſtrirt die Güter, um die Advocatē damit zu bezahlen. Dieſe thaten ihr beſtes, eine ſo einträgliche Rechts-Sache mit aller Geſchicklichkeit zu verwirren. Hauß und Güter und Erben geriethen darüber ins Verderben; Die Creditores bekamen auch nichts. Die Herren Rechtsgelehrten theilten allein unter ſich den jähr-

Der Monarch empfieng das Ueberreichte mit einem ſehr leutſeeligen und gütigen Weſen. Er eröffnete das Papier, gab es darauf dem Kind wieder zurück und ſagte ihm, es ſolte ſich weiter bey ihm melden. Er ließ ihm darauf ein Geſchencke reichen, und da Se. Majeſtät wahrnahmen, daß das Volk ſich ſehr um daſſelbe herum drang, bezeigten ſie deswegen eine großmüthige Sorgfalt und befahlen dero Leuten auf das Kind wohl acht zu haben. Man lernet öfters die Groſſen aus den kleinſten Vorfällen erkennen. Dieſe Leutſeligkeit gab mir einen guten Eindruck vor unſerm neuen Kayſer. Ich beobachtete, daß ihm ſolche natürlich war. Wie wenig koſtet es einen Fürſten ſich lieben zu machen!

Der Kayſer hat etwas groſſes und erhabenes. Seine Bildung kommt mit ſeiner Hoheit überein. Man entdecket darinnen die Züge groſſer Beſtimmungen; Er iſt ernſtlich und freundlich, männlich und angenehm. Seine Geberden ſind majeſtätiſch. Dieſes Majeſtätiſche aber iſt natürlich und ungezwungen. Er hat ſtarke Lineamenten, eine Adlersnaſe, groſſe Augen, einen weiten Mund und ſolche Lefzen,

jährlichen Betrag, und dieſes de Jure. Solte man nicht die Glückſeeligkeiten unſrer Zeiten bewundern, da die Rechtsgelahrtheit bey uns Teutſchen zu ſolcher Vollkommenheit geſtiegen iſt.

wie ſie einem Erben aus dem Hauſe Oeſterreich geziemen. Alles dieſes formirt zuſammen ein recht kayſerliches Geſicht. Diejenige, welche ſich auf die Phyſionomie verſtehen, können aus dieſen Zügen ſeine Gemüths-Eigenſchaften entwerffen, und werden ſich darinnen nicht betrügen. Sie haben nichts zweydeutiges, nichts geheimes, nichts böſſes. Die Aufrichtigkeit, die Großmuth und die Tapferkeit leuchtet ihm aus den Augen. Die Gleichgeſinntheit, die Sanftmuth, die Gerechtigkeit machen ſeinen Caracter vollkommen: Viel Feuer und Lebhaftigkeit ſcheinet er nicht zu haben; dargegen iſt er auch ſicher vor den Ausfällen und Abwechslungen, denen dergleichen Gemüther unterworffen ſind. Er liebet die Muſic, die Jagd, die Geſellſchaft und alles was ſchön iſt. Der Bau ſeines Leibes, ob er gleich nur 45. Jahr alt iſt, ſcheinet ſchon ein wenig gebrochen zu ſeyn, ohnerachtet er ſonſt alle natürliche Merkmale eines ſtarken und geſunden Temperaments zeiget. Die leidige Gicht hat ihm ſchon hart zugeſetzt; Er ſiehet ſich deswegen öfters genöthiget, für alle Leckerbiſſen in der Welt, und ſtatt der köſtlichſten Weine, mit der Milch von einer ſchwarzen Kuhe ſich zu begnügen. Die Aerzte künſteln ſtark an ſeinem Cörper, zuweilen aber entzieht er ſich ihrer ſtrengen Botmäßigkeit, und lebet wie andre Menſchen. Wenn der neue Monarch ein gemeiner Mann wäre, ſo würde er nach ſeinem Temperament ſehr alt werden. Allein, wie iſt ſolches bey ſo vielen Köchen und

bey

bey ſo vielen Aerzten möglich? Zumahlen wenn wir dieſes zum Grunde ſetzen, daß groſſe Herren dem Schein nach, mehr Bequemlichkeit; in der That aber unendlich mehr Unruhe, Zwang und Ungemächlichkeit leiden, als ein wohlhabender Burgersmann, der nicht ſtets in Furchten leben muß, bald ſeine Hoheit, bald ſeinen Gerechtſamen, bald ſeinem Volk etwas zu vergeben, und dabey immer über tauſend Augen auf ſich gerichtet ſiehet, die alle ſeine Minen und Geberden ausforſchen. Welchen Zwang koſtet es nicht hier beſtändig groß zu ſcheinen! O fürwahr die Kronen ſind ſo leicht nicht zu tragen, als man meynet.

Was die Teutſchen an ihm auszuſetzen haben, iſt, daß er gar zu gut franzöſiſch iſt; Allein dieſes iſt eine Neigung die aus der Erkentlichkeit ihren Urſprung ziehet. Die ganze Welt weiß, was Frankreich für ihn thut.

Der Tag des kayſerlichen Einzugs in dieſe Stadt war einer der merkwürdigſten und ſchönſten, die man ſehen konnte. Alles feyerte denſelben nach ſeiner Art. Man ſahe allenthalben nichts als Reichthum und Pracht und Freudenfeſte. Die Anzahl der anweſenden groſſen Herren und des eindringenden Volks machte die kayſerliche Zimmer ſo enge, daß man ſich kaum darinnen regen konnte. Vor dem Hauß wurde ebenmäßig der Platz für die viele Kutſchen ſo enge, daß ſie nicht konnten auseinander kom-

men, und viele vornehme Herren ſich muſten gefallen laſſen, ihren Weg zu Fuß zu nehmen. Abends war alles an den beyden churfürſtlichen Höfen, wie auch an den Häuſſern der Geſanden, wie nicht weniger der ganze taxiſche Pallaſt, erleuchtet. Bey dieſer Gelegenheit hatte ſich beſonders der churpfälziſche Geſande ausgezeichnet. Man ſahe hier alles, was die Kunſt ſinnreiches und artiges erfinden kann. Es war keine bloſſe Augenluſt; Der Verſtand hatte gleichen Antheil an dieſem glänzenden Spectakel. Die Sinnbilder waren nachdenklich und wohlausgedacht. Die Beleuchtung in dem churhannöveriſchen Quartier, war ebenfalls ſehr koſtbar und ſchön, ſie beſtunde aus lauter gläſernen Lampen.

Den Tag darauf begab ich mich an den kayſerlichen Hof. Ich war erfreut, daß ſich unſer neuer Monarch wohl auf befand. Er ſahe friſch und vergnügt aus: Er bezeigte ſich überaus gütig gegen jedermann. Eine Menge des groſſen und kleinen Adels erfüllete die Vorzimmer; man mußte ſich allenthalben durchdrängen. Ich wolte den Kayſer ſpeiſen ſehen, allein ich bekam von allen Seiten ſo viele Stöſſe, die ich mit vielen Groſſen theilte, daß ich die freye Luft ſuchte, und Leute ſpeiſen ſahe, wo ich mit eſſen konnte.

Abends gegen Mitternacht, verfügte ich mich mit einer Geſellſchaft von Herren und Damen nach der ſogenannten Redutte, welche jetzo

ſehr

ſehr zahlreich iſt. Was man auch that, um mich zu bereden, wie andre, eine Maſke von einem Thier auf die Naſe zu ſetzen, ſo galt hier doch keine Vorſtellung; Ich zeigte mich oben mit meinem natürlichen Geſicht in einer ſogenannten Loge. Ich ſahe von hier eine ſchwermende Geſellſchaft von allerhand närriſchen Figuren, welche ſchienen, daſelbſt ſich verſammlet zu haben, um mir zum Gelächter zu dienen: ſie hüpften, ſie tanzten, ſie ſpielten, ſie gaukelten, und geberdeten ſich ſo albern und ſo unſinnig, als ob die gröſte Ehre des Menſchen darinnen beſtünde, närriſch zu ſeyn, oder einem Teufel zu gleichen.

Ich fand hier einen verdorbenen Geſchmack in den Luſtbarkeiten ſelbſt. Der Larvenball iſt eine Erfindung bey groſſen Verſammlungen ſich einzufinden, um verkleidet, entweder gar nicht, oder nur von einigen guten Freunden erkannt zu werden. Man hatte die Freude, ſich einander unvermuthet zu überfallen: man machte dabey ſeine artige Manieren, ſeinen guten Wuchs und andre dergleichen Vorzüge gelten. Man befliß ſich, einer ſinnreichen Erfindung und einer wohlausgedachten Galanterie. Man ſahe Verkleidungen von allerhand Menſchen und Völkern. Die Mythologie ſelbſt wurde mit darzu gebraucht und gab Gelegenheit zu luſtigen Einfällen und allerhand Spielen. Heut zu Tag iſt alles platt, gemein, albern und niedrig. Wir ſuchen die Gemächlichkeit ſo gar

auch in unsern Ergötzlichkeiten. Man gönnet dem Verstand daran keinen Antheil mehr. Dieses benimmt der Lust die süsse Empfindung, welche auf das Gemüth würket und das Leben davon ist.

Das Vergnügen der groben Sinnen gehet nicht weit. Anstatt etwas zu lieben, das gefällt, weil es schön ist, so lieben wir das Heßliche, weil es leicht ist. Der Kopf von einem Thier, so abscheulich er auch ist, dienet uns zur Larve, und eine Art von einem Schlafrok, den man Domino nennet, hält man für geziemend, öffentlich zu erscheinen. Heißt dieses eine Erfindung? Ist dieses schön? Geben wir nicht vielmehr damit zu erkennen, daß unsere Belustigungen ein wenig von viehischer Art sind, und daß wir uns derselben ohne viele Ceremonien ergeben?

Doch ich halte sie allzu lang mit solchen Anmerkungen auf; da ich doch weiß, daß sie keinerley Arten von Maskeraden leiden können. Ich bin deswegen auch bey allen Verstellungen der heutigen Welt, ganz natürlich

Mein Herr,

Frankfurt, den 5. Febr. 1742.

Dero gehorsamster und ergebenster Diener.

XVI. Brief.

XVI. Brief.

Von den Vortheilen der Stadt Frankfurt in Anſehung der vielen Fremden und ihres groſſen Aufwands.

Fictilibus coenare pudet, gemmasque requiris
Oh! neſcis demens quanta pericla manent.

Juvenal.

Mein Herr,

Wie verdrießlich iſt es nicht, zu einer Zeit unpäßlich zu ſeyn, da es allenthalben ſo viel zu ſehen gibt! Mein Schnupfen, den ich nicht gebührend habe abwarten können, beginnet ſehr unhöflich zu werden, und mich im Haußarreſt zu halten. Ich habe nichts als mein bisgen Philoſophie, um mich zu tröſten; Allein auch dieſe iſt ſehr unbeſcheiden, ſie giebt ſich das Anſehen eines pedantiſchen Lehrmeiſters und verweiſet mir mit ſtrenger Ernſthaftigkeit meine kleinen Eitelkeiten. Ich muß bekennen, daß mir ihre Sittenlehre dieſesmahl ein wenig zur Unzeit ſich auszulaſſen ſcheinet.

Einige gute Freunde kommen unterdeſſen mich zu beſuchen, und erzehlen mir was ſich neues zuträgt. Zum guten Glück, ſo iſt dieſe Woche

keine Feyerlichkeit vorgegangen. Man hat das Carneval mit der gewöhnlichen Andacht gefeyert: Um solche aber desto empfindlicher zu machen, hat man die drey letztere Tage die Lustbarkeiten und Ausschweiffungen auf das höchste getrieben. Man glaubte, es ließ sich darauf in der Fastenzeit desto besser Buse thun. Der Maskeradenball dauert noch; wiewohl nur des Nachts, des Tages über pflegt man die Kirchen zu besuchen und GOtt zu dienen. Ist der Mensch nicht ein närrisches Thier? Er macht einen Vergleich mit dem Himmel dabey er sich gewisse Freyheiten aushält, er bezeigt ihm dafür eine öffentliche Verehrung die ihm weiter nichts als einige Ceremonien kostet. Auf solche Weise behält die Religion ihr Recht und die Natur verlieret dabey nichts von ihrer Lust.

Solten Sie, mein Herr, nicht auch meynen, daß die Stadt Frankfurt grosse Vortheile von den hier befindlichen Fremden ziehen, und daß das Geld hier regnen müste. Denn es ist nicht zu läugnen, daß viele grosse Herren hier einen ausserordentlichen Aufwand machen. Es ist dieses selbst meine Meynung gewesen. Allein der Herr von . . . der mich dieser Tagen zu besuchen kam, will das Gegentheil behaupten.

Ich stellte mir diese Stadt als den Tempel des Glückes vor, wo diese blinde Göttin ihre Schätze

Schätze und Gaben mit vollen Händen austheilet. Der Kauffmann verkaufft seine Waaren, der Gasthalter nimmt immer Geld ein, und der Handwercksmann verdienet was er will. Man kann alles benutzen und zu Gelde machen, Häusser, Mobilien, Güter und Kutschenpferde, Fenster, Quacksalbereyen und Naschereyen von allerhand Arten; alles bringt Geld ein, alles lässet sich benutzen. Die Münze zirkuliret. Der Aufwand wird immer grösser, die Zölle ziehen davon das ihrige und die Einnahmen der Stadt vermehren sich augenscheinlich. So urtheilte ich, und ich meynte in der That ich hätte recht; allein mein edler Republicaner, der Herr von ... machte mich die Sachen von der andern Seite ansehen. Unsere Stadt, sprach er, hat von den gegenwärtigen Umständen lange nicht den Vortheil, den man sich einbildet; sie hat im Gegentheil sehr schwere und grosse Ausgaben, denen die Einkünfft nicht die Wage halten.

Alles was von Seiten der Churfürsten und Abgesanden in diese Stadt kommt, zahlet nichts. Unter dieser Decke werden unzehliche Dinge in die Stadt geschleppt, ohne daß das Zollamt davon einen Pfenning ziehet. Die Bedienten der Höfe spielen hier tausenderley Praticken, und überführen alles was sie wissen, das hier ins Geld zu setzen ist. Dadurch entgehet nicht allein der Stadt die Gebühr, sondern auch die Bürger, die sich mit dergleichen Waaren versehen

ſehen haben, leiden dadurch gewiſſen Schaden. Ich will Ihnen nur ein einziges Exempel hiervon geben, welches ihnen die gantze Sache deutlich erklären wird. Man hat niemals ſo viele fremde Weine hier gehabt, und ſolche ſo wohlfeil verkaufft. Die ganze Stadt iſt damit angefüllet. Ich weiß nicht wie viel Schiffe mit franzöſiſchen, ſpaniſchen und italiäniſchen Weinen auf Rechnung der Höfe und Geſandſchaften hier angekommen ſind; ſo viel weiß ich, daß wenn man ſich bey ihnen auch alle Tage auf gut alt teutſch beſauffen, und damit ein ganzes Jahr anhalten würde, doch noch ein Vorrath für ein dutzend Krönungen übrig bleiben dürffte. Eben dieſes geſchiehet in Anſehung der Rhein- und Franckenweine. Dieſe kommen nicht Fuderweiß, ſondern mit ganzen Ladungen zu dreyſig bis vierzig Stücken hier in die Stadt herein und zahlen weder Zoll noch Weinſteuer. Die hieſige Bürger, welche in Hoffnung eines guten Gewinnſtes ihre Keller mit dergleichen Weinen reichlich verſehen und theils das Geld darzu geborgt haben, kommen alſo bey dieſem niemals erhörten Geſandſchafftsrecht nicht wenig zu kurtz. Eben ſo gehet es auch mit andern Waaren, die alle unter dem Namen der Höfe und Geſandſchafften geraden Wegs in die Stadt geſchleppt werden, den Burgern die Nahrung benehmen und der Stadt nichts davon abgeben.

Was die Häuſſer betrifft, welche die Eigen-

thümer

thümer zum Theil zu sehr hohen Zinsen bey dieser Gelegenheit an die Fremden vermiethen, solches ist allerdings ein Vortheil; er betrifft aber nur gar wenige Einwohner. Die meisten sind von dem Quartieramt angewiesen worden, und zahlen nur eine kleine nichtswürdige Summe nach der gemeinen Taxe; und weil dadurch das andere Geschlecht am meisten leidet, indem ihnen ihre Pruncksstuben und zierlich geriebene Vorplätze starck besudelt werden, so pflegen die Fremde solches insgemein durch ein leichtes Geschenck von Silberwerck ein wenig zu besänftigen. Dieses macht zusammen kein Capital, dessen Umlauff man in der Stadt spüren könnte.

Die Kaufleute klagen bey diesen Umständen am meisten. Wir sind, sprechen sie, sehr geschäfftig. Wir lassen allerhand Waaren kommen, wir füllen damit unsere Gewölber aus; wir verkauffen, wir borgen aus, allein wenn man meynet das Geld zu empfangen, so bezahlt man uns mit höflichen Worten und ist nur gar zu demüthig, uns um Credit anzusprechen. Das Geld ist nie bey uns so rar gewesen. Franckreich ziehet das grosse Loos. Paris und Lion senden uns ihre reiche Stoffen, ihre Gallonen, ihre Seidenwaaren, wir gewinnen daran nichts, und die Mode ruinirt uns noch gar: sie verändert sich schon in Paris, ehe wir hier unsre Ballen noch auspacken. Sie werden mit der Post an die grosse Herren selbst geschickt, und was man uns übermacht hat, das bleibet auf unsre Rechnung liegen.

Ich

Ich will nicht gut dafür seyn, unterbrach hier der Herr von · · · seine Erzehlung, daß die Herren Kaufleute nicht nach ihrer gewöhnlichen Sprache, ihren Vortheil ein wenig gar zu klein machen. Man weiß, daß einige dabey wohl zu recht kommen. Dieser Seegen aber ist nicht allgemein. Viele stecken in Schulden und Ungedult, weil sie gar zu gähling haben wollen reich werden, und sich mit Waaren überladen, die ihnen zur Last bleiben und gleichwohl bezahlet werden sollen.

Die Glückseligkeit der Bürger, fuhr mein vernünfftiger Patriot fort, macht eines Staats seine aus. Der gegenwärtige Zustand unserer Stadt ist so, daß unsre Spaarbüchsen bald dürfften geleeret werden, wenn wir so zu leben fortfahren. Alles ist hier theuer: Unsre Haushaltungen kosten uns noch zweymal so viel als sonst. Wir lernen von den Fremden eine edle Lebensart. Wir affen ihnen ihre großmüthige Sitten, ihre höfische Manieren und ihre vornehme Windmachereyen nach. Wir haben Lakayen, Kutschen und Pferde, prächtige Zimmer, Gesellschafften, Spiele, Täntze, Concerten, Familienfeste, Titeln, Gnaden, Rangsucht, und ich weiß nicht, welche Narrheiten mehr die man den Höfen kaum zu gut hält, in den Republicken aber von gar schlimmen Folgen sind.

Wie nun alles schon in unserer Stadt nach grossen Herren riechet und schmecket, so muß man hiebey am ersten die Artigkeit und gute Lebensart unserer Bürgerinnen bewundern. Diese wissen sich unvergleichlich in diese Hofmanieren zu schicken. Sie gehen in die Comödien und auf die Redutten; sie geben Visiten, sie halten Gesellschafft: die Fremden werden darinnen wohl empfangen. Es heißt, der Herr Graf von hier, der Herr Baron von dort, der Petitmarquis, der Chevalier so und so, sind bey uns gewesen! o was sind dieses für artige und galante Herren! Man spielte bis nach Mitternacht. Das macht uns viele Ehre, wir lernen leben; es kann nicht fehlen, Franckfurt wird noch ein sehr artiger Ort werden.

Das ist noch nicht alles, fuhr der Herr von . . . fort, unsere Haushaltungen gehen darüber zu unterst und oberst. Das Gesind thut was es will, alles sucht sich die Gelegenheit zu Nutzen zu machen; alles buhlet und frißt und säufft unter einander; alle Zucht, alle Ordnung, alle Sparsamkeit hat der Hencker geholt. Wer wird so albern seyn und sich um solche Kleinigkeiten bekümmern. Nur der Mann, der arme Mann allein, verbeiset seinen Verdruß, zwinget aus Höflichkeit sich zum lachen, und wünschet die Fremden heimlich zum T . . Alles drohet seinem Hause die Schande und das Verderben. Was soll er thun? Soll er sich aus Verdruß die Krause zerreissen oder gar

ums

ums Leben bringen? Das wäre nicht wohl gethan. Der Wein erfreuet des Menſchen Herz, dieſer tröſtet ihn in ſeiner Schwermuth; deſto beſſer; ſo hat jedes im Hauß ſeine ungeſtörte Freude. Das Geſind kommt dabey ſelten zu kurtz; es ſtielt ehrlich, wo man ihm nichts giebt, dann es hegt dabey die chriſtliche Abſicht, den Geitz ſeiner Herrſchafft zu beſtraffen. Die Liebe und Unzucht verbindet insgemein die Kutſcher, Diener und Mägde unter einander. Gegen ſolche Banden iſt nichts auszurichten. Man verdirbt und weiß nicht wie.

Wie ruhig, ſchloß hier der ehrliche Franckfurter, lebten wir nicht in unſerer Stadt, als wir noch nicht ſo vornehme Leute waren, und uns nicht befliſſen die Pracht und die Narrheiten der Höfe nachzuahmen. Doch dieſes iſt unſer eigner Fehler. Wäre dieſes nicht, ſo wolt ich glauben, daß die Wahl und Krönung unſerer Stadt eben keinen Schaden brächte.

Ich konnte, als ein Fremder, nicht alle Anmerckungen des Herrn von · · · wiederlegen. Es war darinnen viel gründliches und auch viel ſchertzhafftes. Ich machte deswegen in Anſehung des letztern eine groſſe Ausnahme. Ich kenne hier in der That ſo viele rechtſchaffene Häuſſer und ſo viele Leute von beſondern und ausnehmenden Verdienſten, daß man ſowohl ihre Lebensart, als ihre gantze Aufführung auch den Fremden ſelbſt zu einem Exempel vorſtellen

könnte.

könnte, wenn man anders so geneigt wäre das Gute als das Böse nachzuahmen.

Eben jetzo vernehme ich, daß die Krönung des römischen Königs zum Kayser auf zukünftigen Montag unfehlbar vor sich gehen werde. Man hat würcklich den Ochsen an den Spieß gesteckt; also ist die Sache gewiß, und läßet sich de bove ad coronationem das Argument sicher machen. Die Ursache, welche bisher Anlas zum zweifflen gegeben, ist, weil der neue Kayser seit einigen Tagen sich unpäßlich befunden hat. Er leidet grausam an der Gicht. So viele Freudensbewegungen die man sich seinetwegen macht, werden ihm hoffentlich ein wenig die Schmertzen lindern. Die Natur beobachtet diesesmal in vielen Dingen einen schlechten Wohlstand.

Das Kriegsglück ist dem Kayser nur seit dem er zum Kayser erwehlet worden, zuwieder. Mittlerweile daß inzwischen die Bayern sich hier frölich bezeigen, machen die Feinde ihre Landsleute weinen; doch das Schicksal der Menschen ist nicht anders; was den einen groß und vergnügt macht, kost insgemein den andern Gut und Thränen. Ich kann deswegen mit unserm Herrn Wolff unmöglich glauben, daß dieses die beste Welt sey. Doch ich gerathe hier wieder in die Philosophie und fast gar in die liebe Metaphysic. Die Post verreiset zum guten Glück

und ich muß ſchlieſen. Ich habe alſo keine Zeit mehr als Ihnen adieu zu ſagen. Ich bin

Mein Herr,

Franckfurt den 6. Februar. 1742.

Dero ergebenſter und gehorſamſter Diener.

XVII. Brief.

Von der Krönung des Kayſers.

- - Cui Jupiter aurea magnus
Accepta dedit, juſſitque ſuis dare jura tuendis.
Coban. ſec. Hem.

Mein Herr,

Endlich erſchien der groſſe Tag (*) an welchem unſer neuer Kayſer gecrönet wurde; und an welchem man alles ſahe, was die Einbildung ſich herrliches und majeſtätiſches vorſtellen kann. Ich überlaſſe es den Zeitungs-

(*) Den 12. Febr. 1742.

tungsblättern und Wahldiarien Ihnen die eigentliche Ceremonien und Vorgänge davon zu beſchreiben. Alle dieſe Dinge ſind zu weitläuftig für einen Brief. Sie werden ſich mit meinen kleinen Anmerckungen begnügen.

Am Sonntag, welcher dem Crönungstag voraus gieng, war ſchon alles in Bewegung, um die Anſtalten darzu theils in der Kirche, theils auf dem Rathhauſe zu machen. Ich war noch nicht gäntzlich von meinem Catharr befreyet, dem ungeachtet ließ ich mich von einem Freund bereden, mit ihm herum zu fahren, und das Gewühl aller Orten mit anzuſehen. Ich kannte kaum den Platz mehr vor dem Rathhauſe, ſo ſehr waren alle Häuſſer von unten auf mit Schaugerüſten nach einer amphitheatriſchen Form bis an die erſten Fenſter bebauet. Nie iſt der menſchliche Witz ſinnreicher geweſen, Geſichter an Geſichter zu fügen, und einer Anzahl von ungefähr hundert tauſend Menſchen ein Schauſpiel gemein zu machen. Ich konnte mir dabey die Amphitheatra des Alten Roms vorſtellen. Auf der einen Seite dieſes Platzes war eine groſſe Küche von Holtz und Brettern aufgerichtet, in welcher ein ganzer Ochſe, der mit allerhand Federvieh, Spanferkeln und dergleichen geſpickt war, an einem hölzernen Spieß gebraten wurde; man muſte den Eingang in dieſes Spectackel, ſich mit Geld erkauffen und noch überdas ſich dergeſtalt durchdrängen, daß einem bey nahe die Kleider zerriſſen

wurden. Ich fande in dieſer altgothiſchen Galanterie nichts artiges. Wir ſahen aber, als wir in den Dom kamen deſto ſchönere Sachen. Man zeigte uns hier den unvergleichlichen Prieſterſchmuck, deſſen ſich die beyde Churfürſten und übrige Prälaten bey der Krönung des Kayſers bedienen würden. Hier ſtritte recht die Kunſt und die Erfindung mit der Koſtbarkeit um den Vorzug. Dieſer geiſtlichen Pracht kam keine weltliche bey. Die Damen vergafften ſich an den Spitzen und Stickereyen, welche die Verſtändigſten unter ihnen für unſchätzbar hielten. Man glaubte, daß die Frau von Belleisle ſelbſt ihren feinen Geſchmack dazu mitgetheilet hätte. Der Thron des Kayſers, die beyde Stühle der Churfürſten, die Sitze der Geſanden, die Tapeten, womit die Kirche behänget wurde: Alles war glänzend, reich und prächtig. Wir wolten uns auch auf das Rathhauß verfügen, allein das Gedränge war zu groß; es war unmöglich durchzukommen.

Den andern Morgen kam ich dahin unter dem Gefolg unſerer Geſanden. Ich ſahe alles fertig und in Ordnung. Die zwey Trincktiſche des Kayſers waren nach dem Vorzug des Oberhaupts im Reich, die koſtbarſten; der eine war von gegoſſenen Gold, der andere aber beſtund aus allerhand Vaſen und raren Geſchirren, an welchen der innerliche Werth, ob ſie gleich von Edelgeſteinen glänzten, noch durch die Kunſt der Arbeit übertroffen wurde. Die Trincktiſche

ſche der beyden Churfürſten waren ebenmäßig ſehr reich und ins Auge ſchimernd. Der Churtrieriſche war in der Mitte gegen über der Kayſerlichen Tafel; er war klein, übertraf aber die andern in der ſinnreichen und artigen Einrichtung. Der Churſächſiſche wurde für den ſchönſten und einförmigſten gehalten, denn alle Stücke paſſeten auf einander und waren von gleicher Arbeit ſämtlich ſtarck verguldet und auf eine ſo zierliche Art eingerichtet, daß es recht die Augen beluſtigte. In dem Churpfältziſchen beobachtete man ſehr koſtbare Stücke, ſowohl alte als neue, eine prächtige Einfaſſung und Himmeldecke gaben dem ganzen Werck dasjenige galante Anſehen, welches dieſer Geſandſchafft eigen iſt. Der Churhannöveriſche war auch ſehr reich, doch kam er den andern nicht bey. Sie werden dencken, ich hätte den Churbrandenburgiſchen vergeſſen, weil ich davon nicht an ſeinem Ort Meldung gethan; er war unter allen das ſchlechteſte. Der Name Friedrich verherrlichte ſolchen allein. Welche Ehre iſt dieſes nicht für einen Monarchen, auch in ſolchen Sachen ſeine Gröſſe zu zeigen? Es muß einer eben ein ſo würdiger Fürſt ſeyn, als der König in Preuſſen, wann er ſich über dergleichen äuſſerliche Dinge mit einer anſtändigen Großmuth hinaus ſetzen will. Hundert tauſend ausgeſuchte ſtreitbare Männer und die erhabene Weisheit, womit er ſein Volk regieret, haben ihm die Verehrung der ganzen Welt zuwegen gebracht, ohne daß er nöthig hat dieſel-

he durch solche Dinge an den Tag zu legen, die nichts zu der wahren Hoheit thun.

Um 11. Uhr verfügte ich mich unter dem Gefolg der Gesanden in das kayserliche Quartier, und von da gieng ich unter dem ganzen Schwarm von Herren und Edelleuten, welche das neue Oberhaupt begleiteten, nach der Dom-Kirche. Die meisten Plätze waren daselbst schon eingenommen; Ich nahm meinen Posten auf dem ersten der mir zu Theil wurde. Ich muste mich zwischen zweyen Leuten durchdrängen, die halb in der Lufft und halb auf einer Banck schwebten, diese krachte von der Last der Menschen, die sie trug. Ich fande mich also in dieser Stellung nicht zum besten, und muste über dem alle Augenblicke befahren, einer andern Reihe von Edelleuten, die eben so gefährlich stunden als ich, auf den Leib zu fallen, und die kayserliche Krönung durch ein schreckliches Poldern anzufangen. Ich wolte mich einer solchen Gefahr nicht länger aussetzen, sondern drang mich durch den Hauffen der Menschen bis zu dem Kayserthron muthig hindurch; der höfliche Befehlshaber der sächsischen Schweitzer schaffte mir Raum, daß ich in den Krey̆s kam, und alle Krönungsceremonien mit ansehen konnte.

Welcher Pomp! Welche Maiestät! Der Kayser erschien mit den Grossen seines Hofs, den Reichserzamtsverwesern, den Ge-

Geſanden; ingleichem dieſe beyde Churfürſten, denen eine Menge Biſchöffe und Prälaten in ihren Kirchenornat mit ihren Infuln und Biſchoffsmützen auf dem Haupte, vorher giengen. Die kayſerliche Capelle erthönte zugleich unter dem Schall der Trompeten und Paucken mit einer prächtigen Muſik, worauf das hohe Amt ſeinen Anfang nahm.

Der Kayſer beſtieg den für ihn verfertigten Betſtuhl: derſelbe war drey Schuhe erhöhet, oben darüber war eine Himmelsdecke, vor ihm ſtund ein Tiſch und hinter ihm ein Lehnſeſſel: alles von rothem Sammet. Nachdem er hier kniend ſeine Andacht verrichtet hatte, wurde ihm der Orden des goldnen Vlieſes und ſein churfürſtlicher Mantel abgenommen; Er begab ſich darauf vor den Altar, wo er den gewöhnlichen Eyd ablegte, die Kirche, das Reich, wie auch die Wittwen, die Wayſen und die Armen zu beſchützen: Hierauf empfing er die Salbung und verfügte ſich in das Conclave, um den kayſerlichen Ornat anzulegen. Die Herren Deputirten von Nürnberg, als die Bewahrer dieſer koſtbaren Alterthümer, verrichteten hier ihr Amt auf den Knien. Der Kayſer, als er in dieſem altfränkiſchen aber doch majeſtätiſchen Aufputz aus dem Conclave kam, kniete vor dem Altar nieder, wo ſein Bruder, der Churfürſt von Cölln, das Gebet über den neuen Geſalbten that und über ihn den Segen ſprach.

Ich muß bekennen, daß mich dieſer Umſtand beſonders bewegte, denn er hatte in der That etwas rührendes und andächtiges. Ich wurde dabey überzeugt, daß die Ceremonien, wenn ſie mit einem heiligen Wohlſtand begleitet werden, mit einer unvergleichlichen Macht durch die Sinnen dringen, und die Gemüther der Menſchen bewegen; allein, wann ſie eine gute Würckung haben ſollen, ſo muß man dabey der Religion ihr heiliges Weſen laſſen, und ſolches mit nichts albernen und kindiſchen verwirren.

Ich komme auf die übrigen Ceremonien: der Kayſer empfieng nach dem Seegen das Schwerd Carls des Groſſen, welches der churfürſtliche trieriſche Geſande ihm überreichte; Er empfing auf gleiche Weiſe den Ring, den kayſerlichen Scepter und den Reichsapfel. Ich würde ſehr weitläuftig ſeyn müſſen, ihnen alle dieſe Dinge und ihre Bedeutung auszulegen. Man hat davon unter dem Titul de Inſignibus Imperii beſondere Beſchreibungen, an welche ich Sie hiemit verweiſe. Alle Gebeter, Ermahnungen und Einſegnungen, welche bey dieſen Ceremonien geſchahen, waren nachdencklich, erbaulich und rührend. Sie werden ſie von Wort zu Wort in den Krönungsdiarien aufgezeichnet finden.

Ein jeder Geſande hatte ein Papier, oder ProMemoria in Händen, worauf die Krönungshand-

handlungen von Punct zu Punct beſchrieben waren, damit keiner, wann die Reihe einer Verrichtung an ihm war, etwas dabey vergeſſen möchte.

Der Marſchall von Belleisle ſaß ganz allein auf einem der forderſten Stühlen, welche für die Abgeſanden beſtimmet waren, die nichts bey der Krönung zu verrichten hatten. Er ſpielte mit dem goldnen Knopf auf ſeinem Stock, den er beſtändig im Mund herum drehete und ſchien bey der gröſten Begebenheit, welche Frankreich ſo lange gewünſchet hatte, neue Anſchläge auf die künftige Zeiten zu machen. Er ſahe, ſo lang ich ihn Anfangs betrachten konnte, ſich gar nicht um, ſondern war wie ein Mann, der in tiefen Gedanken ſaß, und an allem was vorgieng, nicht den geringſten Antheil nahm.

Endlich brachte man die ſchwere Kayſerkrone herbey, welche die beyde Churfürſten und der churtrieriſche Abgeſande, alle drey zugleich dem Kayſer auf das Haupt ſetzten. Der Churfürſt von Maynz überließ hiebey dem Churfürſten von Cöiln, als dem würdigen Bruder unſeres durchlauchtigſten Kayſers die Einſegnung, welche Verrichtung ihm ſonſt von Rechtswegen zukommt. Man kann nichts in der Welt ſehen, ſo die Hoheit eines Monarchen rührender ins Auge ſetzet.

Der Verehrungswürdigſte unter allen Greiſen, der Churfürſt von Maynz zog alle ſeine Kräfte zuſammen, um, unerachtet ſeines hohen Alters, auf das genaueſte ſeine Verrichtungen, bey dieſer gröſten Ceremonie in der Welt perſönlich zu verſehen, doch muſte man ihn meiſtens dabey unterſtützen. Man bildet die Weisheit nicht ohne Urſache unter der Geſtalt eines ehrwürdigen grauen Hauptes ab; Gewiß die Jugend und das mittlere Alter haben davon die Züge nicht. Die Jahre allein geben Erfahrung und dieſe allein macht Weiſe.

Die letzte Ceremonie, die mit zur Krönung gehöret, war, daß der Kayſer etliche dreyßig Edelleute zu Rittern ſchlug. Dieſes geſchahe auf einem hoch erhabenen Thron, mit dem Schwerd des Kayſers Carls des Groſſen, welches der ſächſiſche Geſande überreichte. Dieſe Edelleute knieten vor dem Kayſer nieder, der ihnen mit demſelben die beyde Schultern berührte, und alſo wurden ſie Ritter. Dieſes war das erſte Majeſtätsrecht, welches der neugekrönte Kayſer, der Gewohnheit nach, ausübte.

Als alle dieſe Ceremonien in der Kirche zu Ende waren, gieng der Kayſer zu Fuß auf einer von Brettern gemachten Brücke, welche mit ſchwarz, blau, gelb und weiſſem Tuch bedeckt war, bis nach dem Rathhauſe. Hier hätten ſie das neue Oberhaupt des teutſchen

Reichs

Reichs in der Kleidung der alten Kayſer mit der Krone des groſſen Kayſers Carls auf dem Haupt, ſehen ſollen. Dieſe Krone ſoll wenigſtens 14. Pfunde wiegen; alſo daß man es in der That eine Laſt nennen kann, die Kayſerkrone zu tragen: rechnet man darzu noch den Mantel, das Kleid, die Fußſohlen und den ganzen heiligen Ornat, der nach der alten Mode mit Gold und Perlen beſetzt iſt, ſo macht dieſes alles ein rechtes Geſchleppe aus, welches den Gang des Kayſers nicht wenig beſchwert; zumahl, da derſelbe ohnedem ſich nicht wohlauf befand, und unter währenden dieſen Herrlichkeiten mit einer ſtarken Colick geplaget wurde. O wie ſehr betrügt man ſich, wenn man einer Krone die höchſte menſchliche Glückſeligkeit zuſchreibet.

In dieſem Aufzug kam der Kayſer unter ſtetem Zuruffen auf das Rathhauß. Die Leibwachen, die Soldaten, die Bürger, alles hatte Mühe, der eindringenden Macht des Pöbels Wiederſtand zu thun. Es galt demſelben um das Tuch, womit die Brücke beleget war, welches gleich hinter dem Kayſer beutgierigſt weggeſchnitten wurde.

Nachdem der Kayſer ſich in einem beſondern Zimmer ein wenig ausgeruhet hatte, zeigte er ſich an einem Fenſter in dem groſſen Saal, um die Verrichtungen der Erzämter mit anzuſehen. Er begrüßte die Frau von Belleisle, wel-

welche neben in dem Hauſe von Limpurg im Fenſter lag, und winkte ihr ſo huldreich mit der Hand, als ob er ihr gleichſam damit ihren Antheil an dem allgemeinen Frohlocken anweiſen wolte. Sobald das Volk Sr. Majeſtät gewahr wurde, erfüllte ſolches die Luft mit einem durchdringenden Vivat Carolus! Der Pöbel, der den Platz vor dem Rathhauſe bedeckte, machte ein raſendes Freudengeſchrey. Man ſahe nichts als Hüte in der Luft herum fliegen: Alles war in einer tobenden Bewegung, und ich muß ſagen, daß mir faſt anfieng darüber bange zu werden.

Der Graf von Pappenheim machte als Reichsmarſchall den erſten Auftritt. Er ſetzte ſich zu Pferd, und rennte damit nach einem Hauffen Haber, den man auf dem Platz zu dem Ende aufgeſchüttet hatte. Sein Pferd war hitzig und lebhaft. Das Futter ſchien ihm für einmahl zu ſtarck; es ſtutzte; doch ſetzte es muthig in den Hauffen, und ſchwamm gleichſam durch. Der Graf zeigte bey dieſer Gelegenheit, daß er ein guter Reuter war. Er füllte in möglichſter Geſchwindigkeit ſein Maas; beſtrich ſolches mit dem Stab, welchen ihm der Reichsquartiermeiſter reichte, und gab das Maas ſeinem Stallmeiſter. Der Haber wurde darauf dem Volk preiß gegeben. Einige faßten ihn in Säcke, worinnen andre Löcher ſchnitten; alſo daß ſie wenig davon brachten; andre

andre warffen ſich damit, die ganze Kurzweil war wild.

Der Freyherr von Schwerin, als churbrandenburgiſcher Geſande, verrichtete hierauf das Amt des Erzkämmerers des H. R. Reichs, an der Stelle des Fürſtens von Hohenzollern, welcher abweſend war: Dieſer alte preußiſche Oberſtallmeiſter ſetzte ſich zu Pferd und ſchöpfte Waſſer aus dem ſpringenden Brunnen, der mitten auf dem Platz ſtehet. Seine Excellenz hatte dabey ein Handbecken mit einer Gießkanne in der Hand, und ein weiſſes Handtuch auf dem Arm herunter hängen. So andächtig und erhaben mir die Ceremonien, die ich in der Kirche geſehen hatte, vorkamen, ſo lächerlich ſchienen mir im Gegentheil dieſe poßirliche Aufzüge; zum wenigſten ſolte man alte ernſthafte Männer von hohem Stand und den vornehmſten Würden, nicht darzu gebrauchen, dem Volk ein ſolches öffentliches Schauſpiel zu geben; Die heilige Antiquität wolle mir meine freye Gedanken hierbey zu gut halten. Ich fande hier nichts hohes, nichts groſſes.

Solte man ſagen, daß über die Verwaltung dieſer Spielwerke noch groſſe Strittigkeiten vorfielen, worüber ſogar unſere Rechtsgelehrten ſich die Köpfe zerbrechen müſten? Alſo ſetzte es faſt unter dem Herren Reichsgrafen noch groſſe Bewegungen, weil ſie durchaus darauf drungen, daß es nothwendig einer aus ih-

ihren Mitteln seyn müste, der dem churbrandenburgischen Gesanden zum Mitgehülffen der zu verrichtenden Ceremonien dienen solte. Zum Unglück hatte der Churbrandenburgische das Jus publicum nicht studiret, sondern diese Ehre einem Freyherrn von Buseck, der ein Verwander des Fürsten von Fulda war, zu seinem Beystand erwehlet; da nun die goldene Bulle diese Sache wie andre dergleichen wichtige Fragen nicht entschieden, so hatte es auch dabey sein Verbleiben.

Der Freyherr von Wachtendonck, als churpfälzischer Gesande, kam nach diesem Auftritt zum Vorschein, und verrichtete das Erztruchsessenamt. Se. Excellenz setzte sich zu Pferd, nahete sich der Küche, worinnen der Ochs gebraten wurde, ließ sich davon ein Stück abschneiden, und trug solches in einer silbernen Schüssel mit einem Deckel auf die kayserliche Tafel. Auch diese Ceremonie verursachte einen Rechtsstreit, zwischen dem Grafen von Zeil Wurzach, als Erbtruchsessen des H. R. Reichs und zwischen dem Freyherrn von Wachtendonck. Der Herr von Ullner verrichtete deswegen das Erztruchsessenamt in der Kirche und bey dem Zug von dem kayserlichen Pallast nach der Kirche.

Der gebratene Ochse wurde darauf mit samt dem ganzen Gebäude dem Volk preiß gegeben. Bilden sie sich einmal dieses Schauspiel ein,

wann

wann ſie können. Man hat rings umher die Küche mit einer ſtarken Wache beſetzt; Allein dieſe wurden bald durch die heldenmüthige Angriffe der Metzgerpurſche von ihrem Poſten vertrieben. Nie hat man mit mehr Muth eine Feſtung beſtürmen ſehen. Das Volk drang darauf mit einer gleichen Bewegung loß. Allein die Metzger thaten ihren Angriff mit ſolcher Tapferkeit, daß ſie die Soldaten weichen machten, die beyde Thüren auffſprengten, und den Ochſen mit ſamt dem Spiß davon trugen. Gewiſſe ordentliche Leute, welche ſich nicht auf groſſe Thaten verſtehen, wollen, daß dieſe zum Metzeln und Blutvergieſſen geſchickte Leute, dieſes ihnen ſowohl gelungenen Streichs halben ſolten geſtraffet werden; Sie behaupten der Ochs hätte zu einer regelmäßigen Beute preiß gelaſſen, und nicht von einem Handwerk allein weggeputzt werden ſollen. Ich finde weder in meiner Rechtsgelehrtheit noch in dem durchleuchtigen Buch der goldnen Bulle keinen einzigen Cononem, dieſen Vorgang Geſetzmäßig zu entſcheiden; Ich bin alſo ſehr geneigt, meinen Spruch für die Verdienſte der Metzger zu thun.

Bey Abbrechung der Küche, da immer einer dem andern die Bretter auf die Köpfe und auf die Naſen ſtieß, wurden viele Leute elendig verwundet, und übel zugerichtet, ſonſt wäre dieſe Kurzweil ziemlich luſtig anzuſehen geweſen.

Der

Der Graf von Stollberg verrichtete darauf das Erzamt des Reichsschatzmeisters in Abwesenheit des Grafen von Sinzendorf. Er wurde darzu von Churbraunschweig ernennet, weil dieses Churhauß vorläuffig mit dem Erzreichsschatzmeisteramt versehen ist. Dieser Herr hatte schon in der Kirche diesen Morgen seine Last gehabt, indem er die kayserliche Hauskrone als Reichsschatzmeister, auf einem sammetnen Küssen trug, welches einem Herrn, der nicht gewohnt ist, die Hände immerfort, wie die Gevatterleute, wenn sie ein Kind heben, empor zu halten, etwas rechts zu schaffen gab. Er muste bey diesem Auftritt noch mehr leiden. Man hatte ihn mit drey tausend Gulden Schaustücken, davon der dritte Theil in Gold war, beladen: Diese solte er unter das Volk auswerffen. Hier sahe man recht in dem eigentlichen Sinn, daß das Geld die Triebfeder von den grösten Bewegungen ist. Diejenigen die darüber auf diesem Platz entstunden, sind nicht wohl zu beschreiben. Es geschiehet gar selten in der Welt, daß man dieses kostbare Metall wegschmeisset. Das Drängen und Pressen um den freygebigen Ausspender dieser Gaben, war also ungemein; man sahe um ihn herum nichts als Hände und Gesichter. Je mehr die Münzen durch die Luft flogen, desto mehr regte sich der dicht zusammen gepreßte Hauffe: Der Graf von Stollberg war zu Pferd, sonst hätten ihn die Menschen erdrükt: Er konnte weder hinter sich noch vor sich. Dieses

ſes verdroß die auf dem Platz haltende Reuterey der Bürgerſchafft. Einige ſprengten unter das Volk, um dem Grafen Luft zu machen; andere aber wurden durch den Glanz der Schauſtücke, die vor ihren Augen erbeutet wurden, dermaſſen geblendet, daß ſie ihm ſelbſt auf den Leib ritten, und ihre Hüte aufhielten. Solches ließ zwar nicht gar ſchön; Allein man muß hier dem Eifer das kayſerl. Bildnis zu bekommen, etwas zu gut halten, und nicht alles gleich zum argen deuten, was aus Unbedachtſamkeit und ohne böſe Abſicht geſchiehet.

Der Graf von Stollberg hatte ſeine beyde Beuteln noch kaum geleeret, ſo war ihm der eine davon ſchon weggeputzt worden. Er bat, man möchte ihn nur wieder zurück laſſen, und ihm nicht gar die Beine vom Leibe reiſſen. Allein, ſo lang man noch glaubte daß er Geld bey ſich hätte, muſte er in der Klemme bleiben. Endlich halffen ihm noch einige kayſerliche Hatſchierer aus der Noth, alſo, daß er mit ſeinen geraden Gliedern noch glücklich davon kam; doch waren ihm ſeine mit goldenen Zwickeln geſtickte Strümpfe übel zugerichtet, auch ſoll ihm über dieſer Kurzweil ein koſtbarer Diamant aus ſeinem Ring ſeyn verlohren gegangen.

Nachdem ich mit einigen guten Freunden eine kurze, aber gute Mahlzeit eingenommen hatte, verfügten wir uns auf das Rathhauß, um den Kayſer und die beyde Churfürſten ſpeiſen

zu ſehen. Ob wir gleich unter der glücklichen Anführung einiger Damen waren, ſo wurden wir doch das erſtemahl, da wir meynten die groſſe Treppe hinauf zu ſteigen, auf eine ſehr gemächliche Art herunter geſtoſſen. Diejenigen ſo nahe an der eiſernen Gitterthür waren, ſolten auf einmahl zurück weichen; dieſe fielen alſo wieder uns, und ſo viel Stärke wir uns auch gaben, unſer Frauenzimmer zu halten, ſo fühlten wir doch, daß wir untereinander ſanft abwärts wichen, und auf einen zuſammen gepreßten Hauffen von Mannsleuten fielen, die ohne ſich zu trennen mit gleicher Gewalt ſich hinunter welzten, ohne daß durch dieſen Stoß, der ein paar hundert Menſchen auf gleiche Weiſe bewegte, jemanden das geringſte Leid wiederfuhr; unſre Damen waren darüber nur ein wenig aus ihren Falten gekommen. Alles dieſes geſchahe auf eine gebietende Stimme, die oben herunter rief: Platz! Platz! Ein dutzend kayſerl. Edelknaben, welche Fackeln trugen, zeigten uns daß es keine Unhöflichkeit war, daß man uns zurück weichen hieſſe. Die Kayſerin kam in Begleitung des kayſerlichen Prinzen, derer beyden Prinzeßinnen von Sulzbach und einer groſſen Menge von Herren und Damen herabgeſtiegen.

Gleich darauf erſchien auch die Frau von Belleisle mit einem groſſen Gefolg, und wir kamen in den Saal. Hier ſahe man abermahls die Majeſtät des teutſchen Reichs in ihrem durch-

durchlauchtigſten Oberhaupt mit einem allenthalben hervorleuchtenden Glanz, ſo daß man die Einbildung der menſchlichen Hoheit nicht wohl weiter treiben kan. Groſſe und kleine, Libereydiener, Leibwache, Edelleute, Fürſten, Ordensbänder, ſchöne und heßliche Geſichter, alles war gemengt untereinander. Nur die Maieſtät des Kayſers und die Hoheit der beyden Churfürſten galten hier allein. Unſer Monarch ſchien mir dem ungeachtet bey aller dieſer Herrlichkeit mehr ermüdet, als vergnügt zu ſeyn. Man beobachtete an ihm einen gewiſſen Zwang, welcher zeigte, daß er etwas litte. Er verließ endlich gegen 7. Uhr Abends dieſes Gepränge und fuhr nach ſeinem Pallaſt.

Sonſt hatte er alle Urſachen von der Welt mit dieſem Tag zufrieden zu ſeyn; denn ich wüſte nicht, wie man einem Kayſer mehr gute Wünſche zuruffen, und öffentlich mehr Freude über deſſen Gelangung zum Thron bezeigen ſolte.

Ich will ſie dieſesmahl mit denen Abendbeleuchtungen nicht aufhalten, welche den Schluß dieſes groſſen und denkwürdigen Tages machten. Doch muß ich Ihnen ſagen, daß ſich darunter die Franzöſiſche, welche den ganzen Roßmark mit den zierlichſten Arcaden umſtellet hatte, beſonders ausgezeichnet hatte. Man kann ſagen, daß ſie nicht allein die ſinnreichſte, ſondern auch die ſchönſte war. Dieſe Feyerlichkeiten werden gleich den andern in Kupfer ge-

ſtochen. Ich werde Ihnen alſo davon die Abdrucke ſchicken, ſobald ſie fertig ſind. Die Sinnen werden endlich von den vielen anhaltenden Schauſpielen ermüdet; und wenn nicht ein wenig närriſches Zeug hin und wieder mit unterliefe, das einem lachen machte, ſo würde man endlich gar verdrüßlich werden, indem man immer ſchwermen und ſich beluſtigen ſoll. Ich bin

Mein Herr,

Frankfurt, den 15. Febr. 1742.

Dero gehorſamſter und ergebenſter Diener.

P. S.

Da ich meinen Brief zumachen will, kommt man mir zu ſagen, daß ein loſer Vogel aus der franzöſiſchen Beleuchtung, unerachtet der ſtarken Wache, eine gemachte Figur von einem knienden Weibsbild ausgeſchnitten habe, welches, nach der übereinſtimmigen Meynung des Volks, die Königin von Ungarn vorgeſtellet hätte; Allein ſo viel ich mich von den Sinnbildern erinnern kann, welche da angebracht waren, ſo ſtellte dieſes Bild nichts anders als den Genium der Stadt Prag vor, welcher auf den Knien die Schlüſſeln dieſes Königreichs der Victoria, überreichet, wel-

welche unter einem Weibsbild mit einer Lorbeerkrone vorgeſtellet wurde, und ſich auf einen Felſen ſtützte, der das bayeriſche Wappen aufwieß, mit der Umſchrift: In Victore ſalus. Ohne Zweifel wird ein gut öſterreichiſcher Partheygänger damit ein gutes Trinkgeld zu Wien zu erhaſchen vermeynen.

Noch iſt unter denen Sinnbildern dieſes merkwürdig, daß die Sonne, worunter Frankreich vorgeſtellet wird, ihre Stralen über das römiſche Reich glänzen läſſet, mit der nachdenklichen Uberſchrift: Feliciora annuntiat. Ich überlaſſe dieſen ſinnreichen Gedanken ihren vernünftigen Auslegungen. Ich ſetze aber darunter: Poſt nubila Phœbus. Noch ſiehet man nichts als düſtre Wolken ſich aufziehen, wenn aber der liebe Phoebus kommen und ſolche mit ſeinen heitern Strahlen zertheilen wird, dieſes ſtehet zu erwarten.

)o(

XVIII. Brief.

Unterſuchung ob die genaue Freundſchaft mit den Franzoſen dem Reich vortheilhaft ſey?

Si penes ſe ſumma Imperii conſiliique ſit, propediem effecturum, ut ſciant homines bono Imperatori haud magni fortunam momenti eſſe.

T. Livius Decad. III. L. 2. n. 14.

Mein Herr,

Das ſchreckliche Gewühl in dieſer Stadt verlieret ſich auf einmahl, und die Fremden, nachdem ſie der kayſerlichen Krönung mit beygewohnet haben, verreiſen mit Hauffen. Man weiß noch nicht, wann die Kayſerin wird gekrönet werden. Verſchiedene Groſſen, die hier auf verſchiedene Art im Zwang und in Unruhe leben, halten es ihrem Cammerweſen nicht zuträglich, länger hier zu bleiben. Einige haben ſogar hier Geld geſucht. Dieſes war ein kleines Mißverſtändnis; man meynte ſolches von ihnen zu bekommen. So groß auch hier der Aufwand iſt, ſo klaget man doch über nichts mehr als über den Geldmangel. Ich kann mich bald in den Hochmuth der Menſchen nicht

nicht mehr schicken. Stolz seyn, vornehm seyn, mit Rang und Titeln, mit Kutschen und Pferden, mit prächtigen Libereyen und Gold und Silber prahlen, und doch kein Geld haben: Wie gehet dieses zu? Wir sind mit der Religion nicht sonderlich bekannt, und doch wollen wir dem Himmel zumuthen, uns zu gefallen, Wunderwerke zu thun, und unsre Eitelkeiten zu unterstützen.

Die betrübte Nachrichten, die man seit einigen Wochen aus Oberösterreich und Bayern erhält, verursachen hier allerhand Urtheile und Rathschläge: Man schiebet die Schuld des zurückgängigen Kriegesglückes allein auf die Franzosen. Man sagt, sie seyen allzu sicher gewesen, und hätten sich nicht eingebildet, daß die österreichische Völker sie im kalten Winter heimsuchen würden; sie hätten sich deswegen in gar keine Verfassung gesetzt, dergleichen unangemeldete Besuche dem Wohlstand und der Nothdurft nach zu empfangen. Sie hätten sich vielmehr auf ganz andre Galanterien gefaßt gemacht, und sich gute und gemächliche Winterquartiere versprochen. Allein, alle diese Urtheile sind übersliegend und in die Luft. Ein vernünftiger Mensch urtheilet nicht nach dem blossen Schein: er schweiget, wo er die geheime Triebfedern nicht weiß, welche einer Maschine die Bewegung geben.

Man hat nicht Ursache, den Franzosen zu

mißtrauen, mittlerweile man ſie ſo eifrig ſiehet ihren Verbindungen nachzuleben, ſo hoch ihnen auch ſolches zu ſtehen kommt. Finden ſie ihren Nutzen mit dabey, ſo muß man ſolches ihrer Klugheit beymeſſen. Brauchen ſie Künſte, ſo ſind dieſelbe nach der Staatsklugheit erlaubet; in ſo weit nemlich ſolche mit dem Betrug keine Gemeinſchaft haben. Ein guter Spieler verbirgt ſein Spiel, indem er des andern ſeines, der mit ihm ſpielet, beurtheilet, er giebt zu rechter Zeit nach, erhaſcht einen Matador und gewinnet öfters Codille; Man lobet, man bewundert dieſe Geſchicklichkeit; niemand der zuſiehet, ſagt deswegen er habe falſch geſpielt.

Laſſet uns den Caracter der Franzoſen aus ihren Geſchichten beleuchten: Es giebt unter ihnen ehrliche und recht ehrliche Leute; der Gegenſatz aber findet ſich auch bey ihnen; Sie ſind fein, liſtig, ſchmeichelhaft und ſo lang unterthänig, bis ſie Herren werden, hernach muß man thun, was ſie wollen. Sie ſind zwar von Natur gar nicht zur Grauſamkeit geneigt. Allein ſie ſind frech, verwegen, und treiben die Sachen auf das äuſſerſte, wo ſie die Macht in Händen haben. Carl der IX. ließ in einer Nacht alle Hugenotten umbringen. Nie hat man einen grauſamern Anſchlag gegen das menſchliche Geſchlecht gemacht; dieſer Carl war der Nero in Frankreich, deſſen Andenken die ganze Nation ſelbſt verabſcheuet.

Excidat illa dies ævo, nec poſtera credant
Secula, nos certe taceamus &c.

ſagt der redliche Thuanus. Heinrich der IV. der Nachfolger dieſes Carls, war die Luſt und Liebe ſeines Volks: Ein ſo ehrlicher Mann, als groſſer König. Die beyden Cardinäle, Richelieu und Mazarin, waren ſchon ein wenig zweydeutig: Der eine hatte allen Hochmuth eines Franzoſen, und der andere alle Liſt eines Italiäners. Sie hatten beyde zu viel Geiſt, um ſich bey den gemeinen Staatsregeln aufzuhalten. Sie machten weitausſehende Plane, und hatten ſogar das Herz ſie zu unternehmen. Sie machten ſich alle Fehler ihrer Nachbarn zu Nutzen und hatten allenthalben ihre Kundſchafter. Witz, Macht und Geld thaten Wechſelsweiſe ihre Wirkung. Frankreich kam durch ſie empor. Die klügſten Köpfe wurden zu Rathſchlägen, und die tapferſte Soldaten zu ihrer Ausführung gebraucht. Groſſe Hülfsmitteln zu groſſen Abſichten. Die meiſten Höfe in Europa waren untereinander verwirrt. Frankreich ſpielte darunter mit einer ſo ſchlauen Staatsklugheit, daß, unter dem Vorwand ſie auseinander zu ſetzen, die Verwirrungen immer gröſſer wurden. Es unterſtützte den Cromwell in Engelland, und nahm zugleich den jungen Prinz Carl, aus dem königlichen Hauß Stuard, unter ſeinen Schutz. Es zerſtörte die Anſchläge des Prinzens von Oranien in Holland und

ſetzte ihm die Parthey derer Witten entgegen. Es ſpielte mit aller Kunſt den Krieg in Norden, und empörte Ungarn gegen den Kayſer: Es beſchützte darinnen und in Teutſchland die Proteſtanten, wo die fortwährende Mißverſtändniſſe die Macht des Kayſers ſchwächten. Der Tod Carls des II. in Spanien äuſſerte ſich mit dem Anfang dieſes Jahrhunderts. Dieſes war die groſſe Begebnis, welche die Obermacht zwiſchen den beyden höchſten Häuſſern, Oeſterreich und Burbon entſcheiden ſolte. Es entſtund ein erſchrecklicher Krieg, der beyde Theile erſchöpfte. Der Tod des Kayſers Joſephs ließ endlich einem burboniſchen Prinzen die Krone von Spanien und Kayſer Carl der VI. behielte die übrige öſterreichiſche Länder. Alſo wurde Friede gemacht: Man glaubte, das Gleichgewicht zur Sicherheit von Europa auf dieſe Weiſe getroffen zu haben; Allein, dieſer letzte Monarch ſtarbe und hinterließ nur zwey Töchter, denen, nach einem ſchweren Krieg, die ſogenannte pragmatiſche Sanction die Erbfolge gewährete. Schwache Gewährleiſtung! So bald war der Kayſer nicht tod, ſo warf die Vorbehaltung des Rechts eines dritten, nemlich die hier wohlangebrachte juriſtiſche Clauſul: ſine præjudicio Tertii, alles wieder untereinander. Frankreich half dieſem dritten. Wie konnte es anders?

Dieſe Krone iſt von langer Zeit mit dem Churhauſe von Bayern auf die genaueſte Art ver-

verbunden. Zeit und Umſtände äuſſern ſich, da ſich die Wirkungen davon zeigen und wo Frankreich ſeinen Verpflichtungen gemäß handelt. Da nun der Churfürſt von Bayern ſich auf den kayſerlichen Thron geſchwungen, ſo haben wir auch weiter nichts mehr von dieſen uns bisher feindſeligen Nachbarn zu fürchten. Der groſſe Gegenſtand der Eiferſucht iſt gehoben. Die Macht des Hauſes Oeſterreich iſt zergliedert: Sie ſuchen jetzo nichts, als mit uns in Ruhe zu leben. Dieſer Kayſer wird das Reich nicht in ſeine Haußkriege mit einflechten, um auswärtige Länder zu behaupten. Er wird vielmehr ſuchen Ruhe und Frieden im Reich zu erhalten. Die Kriege wegen der böhmiſchen Krone gegen den Pfalzgraf Friedrich; die Kriege wegen Ungarn gegen die Türcken; die Kriege wegen der ſpaniſchen Erbfolge gegen Frankreich; und endlich, die letzte Kriege, wegen der Erbfolge der kayſerlichen Töchter in allen öſterreichiſchen Ländern: Was haben dieſe Kriege nicht Teutſchland gekoſtet? Wie übel ſind viele Stände dabey gefahren, die gleichſam davon das Opfer werden muſten? beſonders unſre Gegenden am Rhein. Ja muſte nicht gar das Reich ſeine beſten Vormauren verliehren, um den Frieden zu kauffen?

Man hat die Geſchicklichkeit gehabt uns glauben zu machen, daß wir einen Kayſer haben müſten, deſſen Macht dem Hauß von Burbon gewachſen ſey, um das Gleichgewicht

in Europa zu halten. Es ist dieses ein seltsamer mathematischer Einfall. Der weise Staatsmann, der den ersten Entwurff unserer glückseligen Reichsverfassung gemacht hat, gründet solche mit nichten auf die Macht des Kayſers, sondern auf die Vereinigung der weiten Staaten des Reichs. Die goldne Bulle, welche die Gestalt des teutschen Reichs in eine beständige Form gebracht hat, und dessen Gesetze uns zum glücklichsten Volk machen solten, wo ihnen besser nachgelebet würde, sagt uns kein Wort von einem solchen Kayſer, dessen Macht allen andern Potentaten müste gewachsen seyn: Sie sagt vielmehr im zweyten Capitel, daß die Churfürsten, durch Beystand des Heil. Geistes, **einen gerechten, guten und nützlichen Mann** zum römischen König und zukünftigen Kayſer wehlen solten. Dieses sind die wesentliche Eigenschafften, welche unsere Reichsgrundgesetze von einer Person erfordern, die des kayſerlichen Throns würdig soll erfunden werden.

Das europäische Gleichgewicht will im Grund nichts mehr sagen, als das brabandische Ellenmaas. Niemand wird sich darum bekümmern, ob das Züngelgen aus der Waage schlägt, wenn er eine Parthey ergreifft. Der Eigennutz allein setzt sowohl in der grossen als kleinen Welt alles in Bewegung. Ein jeder hat mit seinen eigenen Angelegenheiten genug zu thun, wie solte er auch zugleich darauf noch sein Augenmerck richten, daß dadurch das europäische Gleichgewicht

wicht erhalten werden möchte. Ich muß bekennen, daß ich von dem Geheimniß dieſer politiſchen Staatswaage nicht das geringſte verſtehe. Warum ſollen zwey unter den europäiſchen Staaten die mächtigſten ſeyn, und ſich einander ſtets die Waage halten? Was gehet dieſes die übrigen an? Will einer davon ſeine Macht gegen andre misbrauchen, ſo ſetzen ihrer drey oder vier ihre Kräffte zuſammen und ſuchen derſelben ſolche Gränzen zu ſetzen, wie es ihre gemeinſchafftliche Sicherheit erfordert. Will Franckreich ſich mit den Fantaſien ſeiner Univerſalmonarchie etwas zu gut thun, ſo iſt das teutſche Reich allein im Stande, ſolche zu den Don Quichottiſchen Anſchlägen zu verweiſen; im Fall es ſich nur vereiniget hält.

Allein, hier ſehe ich ſie furchtſam die Augen aufſchlagen! Wo iſt, werden ſie ſagen, dieſe Eintracht im Reich zu hoffen? Und warum ſolte ſie nicht zu hoffen ſeyn? Wird etwas mehr darzu erfordert, als die Erkänntniß unſers eigenen wahren Nutzens, und ſolche Rathſchläge, die unter einem Oberhaupt die Glieder in Vereinigung zu halten wiſſen.

Unſer neuer Kayſer läßt uns alles von ſeinem hohen und gütigen Herzen hoffen. Er wird ſeinen eignen Abſichten nie die Wohlfart und den Frieden des teutſchen Reiches aufopfern, noch ſeinen Räthen die Macht laſſen, aus angemaßter Hoheit, die Reichsſtände übel anzufahren: dann

dann dieſes macht Verbitterung und ſetzet nie kein gutes Blut. Er wird durch keine fremde Angelegenheiten genöthiget werden den einheimiſchen nachtheilig zu ſeyn. Die Wohlfahrt ſeiner eignen Landen wird in die gemeine Wohlfart des ganzen Reichs mit einflieſſen, und beyde werden ſich zugleich in einerley Vortheile und auf einerley Staatsgründe vereinigen. Der gröſte Nutzen des Kayſers wird die Erhaltung des Reichs; und der gröſte Nutzen des Reichs die Erhaltung des Kayſers ſeyn.

Sehet hier des alten Reichs wahre und beſtändige Grundgeſetze. So lang ſie aufrecht erhalten werden, wird unſer teutſches Vaterland in der glücklichſten Verfaſſung ſeyn. Unſer neuer Kayſer hat alle Eigenſchafften die ein Kayſer haben ſoll. Er wird auch mächtig genug ſeyn, ſeine Würde zu behaupten und das Reich zu ſchützen, wenn ihm auch gleich nur ein Theil derjenigen Länder zufallen ſolte, die er wegen der oeſterreichiſchen Erbfolge in Anſpruch nimmt.

Man hat hier allenthalben eine teutſche Schrifft unter dem Namen einer patriotiſchen Aufmunterung austheilen laſſen, um die Stände des Reichs, beſonders die Churfürſten zu bewegen, daß ſie mit zuſammengeſetzten Kräfften dem Kayſer beyſtehen und die Truppen der Großherzogin von Toſcana, ſo nennet man jetzt die würdigſte Königin unſerer Zeit, aus Bayern zu verweiſen.

Der

Der Verfaſſer zeiget in dieſer Schrifft auf eine ſehr gelehrte und juriſtiſche Art, das Erbrecht des Hauſes Bayern auf alle oeſterreichiſche Länder und Provinzen: Er gründet dieſes Recht auf die Erſtgeburt in Anſehung des weiblichen Geſchlechts. Dieſes Recht ſcheinet mir ſehr vernünftig zu ſeyn. Niemals wird ein Vater wollen, daß ſeine eigne weibliche Abkunfft, wegen der weiblichen Abkunfft eines andern, in der Erbfolge zurück ſtehen ſoll; im Fall es ſich zutrüge, daß ſeines Bruders oder nächſten Anverwanden Stamm, keine männliche Erben hinterlaſſen ſolte. Dieſes iſt der ganze Streit, darüber jetzo ſo vieles hin und her geſchrieben, und ſo viel Blut vergoſſen wird. Wären denn alle dieſe Fragen nicht natürlich zu beantworten? Haben unſere Geſetze dann einen ſo gar verwirrten Sinn? Oder ſind unſere Gelehrten in ihren Wiſſenſchafften ſo verborgen, daß ſie wie vormals die egyptiſche Prieſter ihre eigne Sprache haben, die ſonſt niemand als ſie verſtehen konnte.

Der Verfaſſer der obbeſagten Schrifft bemühet ſich zu beweiſen, " daß der Beſitzthum der " Großherzogin von Toſcana, und die Gewalt, " mit welcher ſie die oeſterreichiſche Länder ihren " rechtmäßigen Erben vorenthält, kein wahrer " Beſitz nicht ſey; und daß die Gewalt, die von " Seiten des Gegentheils gebrauchet wird, um " davon Beſitz zu nehmen, eigentlich kein Krieg " nicht ſey; ſondern daß Se. Kayſerl. Majeſtät " in ſolche einzög, als in ihr Eigenthum, nicht

" aber

" aber wie in die Länder eines Feindes. Folg-
" lich könnte die Großherzogin nicht dasjenige an-
" führen, was die Rechte der Vernunfft und
" des Kriegs zweyen feindlichen Machten
" zu ſtatten kommen lies. In dieſem Fall fäh-
" ret der Verfaſſer fort, iſt es erlaubt ſeinen
" Feind auſſer Stand zu ſetzen, daß er einem
" nicht mehr ſchaden kann; mithin darf man
" ſich ſeiner Länder bemächtigen, ob ſie gleich
" nicht mit in Anſpruch ſind. Daß niemand
" dergleichen Rechte und Befugniſſe dem wie-
" ner Hof zugeben würde, er müſte dann über-
" aus ſehr mit Vorurtheilen eingenommen ſeyn;
" vielmehr wäre die Großherzogin in die Pön
" verfallen, welche die Reichsgeſetze wieder alle
" Friedensſtörer ausgeſprochen hätte, maſſen ſie
" die erſte geweſen ſey, welche in unerlaubte
" Feindſeligkeit ausgebrochen wäre und das
" Kriegsfeuer mitten im Reich angezündet hätte.

Was ſagen Sie mein Herr, zu dieſen Rechts-ſchlüſſen? Wir treiben in der That die Kunſt des Juſtinians zu unſern Zeiten ſehr hoch. Grotius hat in ſeinem Kriegsrecht dieſe Einſichten nicht gehabt. Ich wünſche unſerm Kayſer eine dauerhaffte Geſundheit, gute Rathgeber, aufrichtige Freunde und getreue Unterthanen (*).

Weil

(*) Ich glaube daß man ſagen darf, daß es dem guten Kayſer damals an allen dieſen vier Stücken feh-

Weil er im übrigen alle Eigenſchafften eines groſſen Monarchen beſitzet, ſo dünken mich dieſe Wünſche von der gröſten Wichtigkeit zu ſeyn.

Der Hof zu Wien hat ſich auf das neue mit dem Hof zu Maynz entzweyet. Die Sache an

---

fehlete. Die franzöſiſche Rathſchläge hätten die Sachen nicht ärger verwirren können. Man führte den Kayſer auf den Thron, man machte ihm die ſchönſten Komplimenten und wenn er ſeine Macht zeigen wolte, ſo war niemand da, der ihm recht beyſtehen wolte. Nie iſt ein Kayſer übler dran geweſen, ſo würdig er auch der Krone war: Die Franzoſen brauchten ihn nur ihre Maskeraden durch ihn zu ſpielen. Hier ſiehet man den wichtigen Unterſcheid von einer wahren Staatsoeconomie. Dieſe iſt ſeit mehr als 25. Jahren das beſtändige Augenmerck des preußiſchen Hofs geweſen; ſie ſtellte fürchterliche Armeen auf die Beine; Sie unterhielt und erſetzte ihren Abgang im Krieg mit ſchneller Herſtellung friſcher Mannſchafft; Sie iſt die Seele der groſſen Unternehmungen, die wir bewundern; die Triebfeder von allen Bewegungen; der Grund aller Bündniſſe, und der Schlüſſel zu der politiſchen Magie. Alles fehlte am bayeriſchen Hof, weil das Geld als der Nervus rerum gerendarum an demſelben mangelte. Die Freygebigkeit, die Pracht und die Luſtbarkeiten herrſchten an demſelben; am Preußiſchen ſahe man nichts als Sparſamkeit und eingezogenes Weſen. Nun iſt Bayern ein Nervis alienis mobile lignum. Die preußiſche Macht im Gegentheil beſtehet aus ſich ſelbſt und macht Geſetze, die andre annehmen müſſen. Frage, worinnen die wahre Hoheit beſtehe?

und für sich will nichts sagen. Man hat zu Maynz vergessen einen Umschlag über den Brief zu machen, den man an die Königin von Ungarn, wegen Auslieferung der Reichsacten hatte abgehen lassen. Dieses wird ihm für einen Hochmuth und Mangel der Ehrerbietung ausgelegt. Der Hof zu Wien beklaget sich darüber öffentlich bey allen Höfen. Solte man sagen, daß eine so nichtswürdige Kleinigkeit Anlaß zu so grossen Klagen geben könnte? Allein, es ist dieses nicht der erste Umstand in der Welt, wo die Bedeutung mehr Lermen macht, als die Sache selbst, dann ein Stückgen Papier mehr oder weniger an einem Brief zu verschwenden, heisset so viel als nichts. Die Ehre der Grossen ist von einer eignen Zärtlichkeit. Eine Mine ist beleidigend, wann sie eine Verachtung anzeiget.

Man sagt, es solte hier eine Friedens-Versammlung gehalten werden. Dieses wäre meinem Bedünken nach das klügeste; zumal wenn man unterdessen mit den traurigen Kriegsübungen ein wenig einhalten würde. Die Leute vermögen es nicht, die man darüber todtschiesset? Der Reichstag, sowohl als der Reichshofrath, sollen hier gleich nach Ostern eröffnet werden; und also wird diese Reichsstadt die Ehre haben eine Weile der grosse Schauplatz der Welt zu bleiben. Ich werde dem ohngeachtet in einigen Wochen mich wieder von hier nach Hause begeben. Ich habe hier Materie genug gesammlet, mich damit in meiner Einsam-

keit

keit auf meinen ſtillen Trieften zu unterhalten. Ich habe die Ehre bey allen dieſen Veränderungen des Lebens beſtändig zu ſeyn,

Mein Herr,

Franckfurt den 27. Febr. 1742.

Dero gehorſamſter und ergebenſter Diener.

XIX. Brief.

Die Krönung der Kayſerin.

- - - Dea certe
An Phoebi ſoror an Nympharum ſanguinis una?
Sit Felix, *Virgil. Aeneid.*

Mein Herr,

Nach der Krönung des Kayſers zweiffelte ich ſehr, ob man in der Welt noch etwas könnte ſehen, das damit zu vergleichen wäre; allein ich gedachte nicht, daß nothwendig das andere Geſchlecht mit darzu erfordert würde, eine Ceremonie recht ſchön und lebhafft zu machen. Es

ist kein Fest, keine Pracht, keine Lust, ohne diese würdige Helfte des menschlichen Geschlechts vollkommen. Ich habe Gelegenheit gehabt diese Anmerckung bey der Krönung der Kayserin zu machen, welche den 8. dieses vor sich gieng. Das Gewühl der Menschen war nicht mehr so starck, als bey der Krönung des Kaysers; man konnte nun gemächlich über die Strassen kommen, und die Menge der Kutschen versperrte nicht mehr wie zuvor die Zugänge. Doch war der kayserliche Hof sehr zahlreich und prächtig.

Das Wetter hatte lang angehalten ungestümm und rauh zu seyn. Man hatte seit etlichen Wochen her nichts als Schnee, Wind und Regen. Der Tag aber zu der Kayserin Krönung erschien nicht so bald, so verkündigte die Sonne den schönsten Tag von der Welt. Solte man nicht sagen der Himmel selbst habe das Fest der Kayserin huldreich und angenehm machen wollen? und daß am kayserlichen Hof ein so guter Sternkündiger sey, der die Veränderungen der Witterung voraus angedeutet habe.

Ich gieng Morgens um 10. Uhr mit unsern Gesanden in den kayserlichen Pallast. Der Churfürst von Cölln mit den ersten Gesanden der zwey andern geistlichen Churfürsten, welche abwesend waren, wie auch die Prälaten und Domherrn, welche bey der Krönung ihre Verrichtungen hatten, waren bereits schon in der Kirche.

Kirche. Die beyden fürstlichen Aebte von Fulda und Kempten, kamen aus derselben um die Kayserin abzuholen; sie erschienen beyde sehr prächtig: vorher gieng eine ziemliche Anzahl von Herren und Edelleuten; doch liessen sie ihre Leibwachen nicht hinter sich her treten. Der Fürst von Fulda trug als Erzcanzlar der Kayserin Krone und der von Kempten, als ihr Marschall, den Scepter und den Reichsapfel. Diese beyde geistliche Fürsten sahen zweyen frommen und ehrlichen Männern gleich, die man wohl hätte fragen sollen, wie sie zu allen den reichen Geschirren und geputzten Leuten, die sie umgaben, gekommen wären. Man wurde in der That mehr andächtig, als eitel, wenn man sie ansahe: sie hatten nichts von dem vollblütigen Zinnober im Angesicht, der auf fleischigten Wangen durchschimmert und die Glückseligkeit und den Ueberfluß des geistlichen Lebens zu erkennen giebt.

Der Zug gieng von dem kayserlichen Hause nach der Kirche, ungefähr in gleicher Ordnung, wie bey der Krönung des Kayserſ. Man bemerckte unter dem Adel eine ausserordentliche Pracht in reichen Kleidern. Alles gieng, wie man kam, unter einander; ausgenommen die Reichsgrafen, welche diesesmal sorgfältig zu hinterst einen besondern Hauffen formirten. Die fünf Gesanden der weltlichen Churfürsten, deren jeder in einer mit sechs Pferden bespannten Staatskutsche sas, folgten. Ein Chor Trompeter und Paucker mit drey kayserlichen Herolden gien-

gen vorher. Der Baron von Buseck erschien darauf zu Pferd und trug an der Stelle des Erbcämmerers den Scepeer in der Hand; zu seiner Rechten ritt der Graf von Wurtzach, als Erbdruchseß des Reichs: Ein Recht, welches er sich bey dieser Gelegenheit mit allen Ehren zuwegen gebracht hatte. Zur Lincken war der Graf von Stollberg, als in Vorschlag gekommener Reichserbschatzmeister. Dann es ist in Ansehung dieses Reichsamts noch nichts entschieden. Das churfürstliche Haus Hannover hat sich unterdessen davon in Besitz gesetzet, und dabey dörfte es auch wohl allem Ansehen nach sein Verbleiben haben. Der Graf von Pappenheim kam darauf allein und trug das blosse Schwerd. Er war nach seiner gewöhnlichen Art, das will sagen, auf das beste beritten. Er hat ein gewisses grosses und männliches Wesen, welches ihm bey dergleichen Ceremonien überaus wohl anstehet. Er ritte gleich vor dem Kayser her. Dieser sas in seiner prächtigen Staatskutsche von rothen Sammet mit Gold, welche sechs der schönsten Castanienbraunen Pferde zogen. Der Kayser hatte seine Hauskrone auf dem Haupte; die Kleidung war Spanisch; der Mantel von Goldstück und sein ganzes Ansehen majestätisch.

Man sahe darauf die Kayserin in einer prächtigen Kutsche. Die ausbündige Schönheit dieses prächtigen Geschirres machte, daß man den Reichthum davon kaum wahrnahm. Die

Kutsche

Kutsche war von himmelblauen figurirten Sammet mit Gold auf das allerkünstlichste gestickt. Sechs isabellfarbene Pferde, die ihres gleichen an Gewächse nicht hatten, trabten vorher mit schulmäßig stolzen Geberden. Die Hoheit leuchtete der grossen Kayserin aus den Augen, welche ein Blick von Vernunft und Güte huldreich zu machen schien. Ihre Kleidung war aus einem Silberstück mit Blumen nach dem Leben gestickt und mit Diamanten reich besetzt. Kurz, man sahe an ihrem ganzen Aufzug, daß dieser Tag ihr zu Ehren war.

Die drey Prinzeßinnen, welche ihr die Schleppe trugen erfülleten die dritte Kutsche, die Schönheit und die Annehmlichkeit wurden hier mit einem unvergleichlichen Schmuck vereiniget. Die erste war die hinterlassene Prinzeßin des Herzogs Ferdinands von Bayern. Die zweyte die Pfalzgräfin, vermählet an den Prinz Clemenz von Bayern und die dritte derselben Prinzeßin Schwester, vermählt an den Prinzen von Sulzbach. Wenn sie zu den Zeiten da die Fabeln galten, gelebet hätten, so würde man die Huldgöttinnen, oder sogenannte Grazien, nach ihnen geschildert haben. Die Oberhofmeisterin der Kayserin und die Hofdamen fanden sich in den übrigen Kutschen.

Ein Zufall hielt unterwegs den Zug ein wenig auf. Er hatte etwas trauriges, zeigte aber zugleich die zärtliche Empfindung einer wahren

Menſchenliebe bey unſerm Kayſer. Die ſchönen Thiere, die ſeine Kutſche zogen, ſchienen gleichſam ſtolz zu ſeyn, das oberſte Haupt der Chriſtenheit zu führen; ſie machten ſo viel artige Sprünge, und bäumten ſich mit ſolcher leichten Freyheit, das ſie etwas an dem Zugriemen zerriſſen. Ein Stallknecht des Marſchalls von Belleisle, der zu ſeinem Unglück zugegen war, ſprang hurtig hinzu, und wagte ſich zwiſchen die Pferde; Allein er wurde von einem dieſer muthigen Hängſten wieder die Bruſt geſchlagen: er ſank darüber zu Boden und wurde weggetragen. Der großmüthige Kayſer wurde durch dieſen Zufall ſehr bewegt. Er bezeugte ein zärtliches Mitleyden. Er befahl, daß man den Verwundeten in das nächſte Hauß bringen und alles in der Welt thun ſolte, einen Menſchen zu retten, der ſich ſeinetwegen in ſolche Gefahr geſtürzet hatte.

Wir kamen darauf in die Kirche. Ich hatte mich dieſesmahl darinnen nicht wieder verlauffen, wie bey der Krönung des Kayſers, ſondern kam nur wenig Schritte von dem kayſerlichen Sitz zu ſtehen; als ich einen meiner Freunde in der Preſſe zwiſchen den Hatſchierern und dem eindringenden Volk in Gefahr ſahe erdrückt zu werden, bat ich den Befehlshaber der Hatſchierer demſelben zu Hülffe zu kommen, der ihm auch alſobald Raum machen und in den Kreiß treten ließ. Der Thron des Kayſers war dieſesmahl auf der rechten Seiten des Altars; Die Kay-

Kayserin aber verfügte sich auf einen in der Mitte vor demselben zugerichteten Betstuhl. Die drey Prinzeßinnen, die ihr den Schleif trugen, waren hinter ihr. Der Churfürst von Cölln saß auf der andern Seite unter einer prächtigen Himmelsdecke.

Nachdem das hohe Amt, welches unter einer vortrefflichen Music gehalten wurde, zu Ende war, nahete sich der Kayser zu dem Churfürsten von Cölln, der auf dem sogenannten Faldistorio saß, und ersuchte ihn seiner Gemahlin der Kayserin, die Krone aufzusetzen. Der Churfürst neigte darauf sein Haupt und sprach das Fiat: worauf die Kayserin sich dem Altar näherte, nieder kniete, und mittlerweile, da die Litaney gesungen wurde, ihr Haupt tief zur Erden niederbückte. Sie empfieng darauf die Salbung am rechten Arm, und zwischen den Schultern, von der Hand des Churfürstens von Cölln. Nach dieser Ceremonie verfügte sie sich in die Sacristey und ließ sich abdrocknen. Sie erschien sodann wieder vor dem Altar, kniete abermahls nieder, und wurde von obgemeldtem Churfürsten gecrönet. Die Worte, die der Churfürst dabey aussprach, waren sehr nachdrücklich und von einem grossen Sinn: Empfange, lauten
" sie im Lateinischen, die Krone der Herrlichkeit,
" um dich zu erinnern, daß du bist eine Mitre-
" gentin geworden, um das Volk Gottes zu
" beschützen, und daß du dich von Christo un-

" ſerm HErrn deſto mehr demüthigen ſolſt, je
" mehr er dich erhöhet.

Als dieſe Handlung geſchehen war, kamen die beyde Churfürſten, der Abt von Fulda und der Abt von Kempten, und führten ſie auf den kayſerlichen Thron, wo ſie ihre Stelle neben dem Kayſer einnahm. Unter währender Meſſe lieſſen ſich die vortrefflichſten Stimmen hören. Die Andacht vereinigte ſich mit allem, was die menſchliche Pracht ſinnreiches und rührendes zeigen kann.

Die Kayſerin ließ ſich darauf zum drittenmahl vor dem Altar ſehen, und brachte ihr Opfer: ſie erſchien endlich daſelbſt zum letztenmahl, als man die Worte ſang: Domine non ſum digna; welches ſo viel ſagen will: HErr ich bin unwürdig. Nach dieſer Art von Beicht empfieng ſie die Abſolution und das Heil. Abendmahl unter beyderley Geſtalt. Der durchlauchtigſte hohe Prieſter ließ darauf das Te Deum laudamus erthönen, womit dieſe feyerliche und höchſte Ceremonie zu Ende gieng.

Der Kayſer und die Kayſerin erhuben ſich darauf mit ihrem ganzen Gefolg zu Fuß auf das Rathhauß. Acht Rathsherren trugen über ihnen die Himmeldecke. Der ganze Weg war mit Brettern bebrücket, und mit Tüchern wie bey der Krönung des Kayſers belegt. Die beyden kayſerliche Majeſtäten waren noch kaum einige

Schritte

Schritte fortgegangen, so regte sich allenthalben der Pöbel und stürmte auf die Brücke loß. Welches Spectackel! welche entsetzliche Unordnung! Die Wuth der Menschen, welche auf das Tuch loß drangen, war so groß, daß keine Wache mehr im Stand war, sie zurück zu halten. Man wagte hier sein Leben nicht anders als ob Millionen zu gewinnen wären. Eine von den Prinzeßinnen wurde an ihrem Schleif, den ihr ein Edelknabe nachtrug, angezogen: sie entschloß sich deswegen hurtig, und schlug denselben über ihren Arm; denn es gaben so verwegene Kerls, die der Wache unter den Füssen durchkrochen, und alles ohne Unterscheid wegschnitten, was nur zu schneiden war, sogar daß Aerme und Finger dabey zerstimmelt wurden. Einige gute dicke Mönche, die unter dem Gefolg der Prälaten waren, geriethen noch zuletzt dem wütenden Pöbel in die Hände: die kayserliche Hatschierer, die sich von allen Seiten in der Klemme sahen, schmissen links und Rechts mit ihren Hellebarden um sich; Allein diese Tapferkeit musten sowohl die unschuldige Mönche, als einige Officiers von den Bürgen, welche die Wache hatten, empfinden. Einige bekamen davon ein blutiges Andenken. Nachdem auf diese Weise das Tuch erobert war, gieng es auf die bretterne Brücke loß: diese war in wenig Augenblicken aufgehoben. Man kann in der That dieses Schauspiel abscheulich schön nennen. Es war nicht anders als wenn ein grosser Strom, den ein greller Frost mit Eis bebrücket hat, auf einmahl aufbricht,

bricht, oder wenn bey einem Sturm das wüten-de Meer, die zerscheiterte Schiffe und Bretter an die Ufer treibet.

Man ließ auch Wein für das Volk springen. Diese Kurzweil lief noch ziemlich gut ab, denn man hatte eine Wache dahin gestellt. Allein im übrigen sahe man unter dem Volk nichts als Tumult, Schlägerey und Scharmützel. Ich weiß nicht welcher böse Geist die Anmuth und den Pracht dieses so schönen Festes durch allerhand Verwirrungen zu stöhren suchte; Bald schlug man sich auf dem rechten, bald auf dem linken Flügel; bald war der ganze Hauffen in Bewegung. Alles dieses war kein blosses Spiel. Es setzte hin und wieder blutige Köpfe, und es war zu fürchten, daß einige Helden gar auf dem Kampfplatz bleiben möchten. Die Bürger von Sachsenhaussen wolten den Stadtsoldaten nicht weichen. Jene haben ohnedem den Ruhm, daß sie hurtig zuschmeissen, und das Faustrecht noch in Ehren halten. Der Befehlshaber der Besatzung muste sich also in einer Sache sehr klug aufführen, welche bey nahe den grösten Lermen verursachet hätte.

Auf der andern Seite hielten die blau Röcke zu Pferd. Einige muthwillige junge Leute, die des Gelds zu viel hatten, und dieser Stadtreuterey eines bey der Krönung des Kayfers begangenen Fehlers halben, höhnen wolten, warffen Hände voll neue Albus unter sie aus einem Fen-

Fenſter, und ſchrien ihnen zu, daß ſie rapſchen ſolten. Einer von den Befehlshabern dieſer Reuterey gerieth darüber in eine ſolche Wuth, daß er das Hauß, worinnen ſie waren, ſtürmen wolte, als er aber ſolches nicht offen fand, tummelte er mit ſeinem Pferd vor der Spitze ſeiner Reuter herum, zog die Piſtole, ſpannte den Hahnen, und wolte in ganzem Ernſt auf die Spötter, denen er die allerlebhafteſte Scheltworte zurief, loßdrücken. Ich war unten in eben dieſem Hauſſe bey einer groſſen Geſellſchaft, wo einige Damen über den Heldenmuth dieſes Officiers dergeſtalt erſchracken, daß ſie die Fenſter verlieſſen, und nach ihren kleinen Flaſchen mit Eſſenzen griffen, weil ſie ſonſt in Ohnmacht gefallen wären. Vernünftige Männer, die unter dieſem Hauffen ſich befanden, baten ihren Anführer ſeinen Zorn zu mäßigen und über dergleichen Thorheiten zu lachen.

Kurz, man war froh, als der Tumult auf dem Platz vor dem Rathhauß begunte nachzulaſſen, und der Pöbel, der zum Theil mißvergnügt war, daß ſich der Graf von Stollberg nicht wolte ſehen laſſen, nach und nach auseinander gieng.

Ich hatte alle dieſe und andre Dinge, welche ſich dieſen Tag über zutrugen, mit einem betrachtenden Nachſinnen übergangen. Ich bin nicht zum Aberglauben geneigt und noch weniger ein Prophet; Allein, es äuſſern ſich zuweilen in dem Zuſammenhang der Dinge ſolche wunderbare

Thä-

Thöne in der Natur, welche der menſchlichen Seele eine Ahndung des zukünftigen geben. Nicht anders wie eine Saite, wenn man ſie auf einem Ende berühret, das Gefühl davon bis auf das andere bringt. Es äuſſern ſich öfters ſolche Umſtände und Bewegungen, welche gleichſam, wie der Auftritt der Sonne bey der Morgenröthe, das Licht des ganzen Tages verkündigen. Ich will mich hier in die geheime Philoſophie nicht tiefer einlaſſen, ſondern nur ſo viel ſagen, daß die alten Magi aus dem Krönungstag der Kayſerin wenig Glück würden prophezeyet haben.

Dieſe Anmerkungen ſchmecken ein wenig nach der ſchwarzen Galle der Chaldäer. Ich komme in ein anderes Schauſpiel, wo alles in dem herrlichſten Glanz erhellet, das ſchönſte Banket ſo man ſehen kann, mir vor Augen ſtellete. Der Kayſer ſpeißte mit der Kayſerin öffentlich auf dem groſſen Saal. Die Reichsgrafen trugen die Speiſen auf, und der Prinz Georg von Darmſtadt hatte die Ehre vorzuſchneiden. Dieſer Prinz iſt einer der ſchönſten jungen Herren die man ſehen kann, und ein würdiger Abſtämmling eines der durchlauchtigſten Häuſſer in Europa. Er verſahe ſein Amt mit aller anſtändigen Geſchicklichkeit.

Ich ſuchte lang aber vergebens, den Unterſcheid, welcher laut der goldnen Bulle zwiſchen den beyden Plätzen des Kayſers und der Kayſe-

rin

rin seyn solte. Ich sahe nicht daß unsre durchläuchtigste Kayserin drey Stufen tiefer saß als der Kayser, wie es dieses alte Gesetzbuch mit sich bringet: Die Worte sind diese: " Die kayserliche oder königliche Tafel soll also gesetzet " werden, daß sie über die andere hohe Tafeln " oder Tische in der Höhe sechs Fuß sollen höher seyn, an welchem nur der Kayser allein " oder König an dem Tag der feyerlichen Hofhaltung sitzen soll; Der Sitz aber und der " Tisch der Kayserin oder Königin soll bey Hof " allso zugerichtet werden, daß derselbige Tisch " drey Schuh niedriger, als der kayserliche oder " königliche sey, und eben so viel Schuhe höher " über den Sitz der Churfürsten, welche Fürsten unter sich ihre Sitze und Tische in gleicher " Höhe haben sollen.

Hier sagen unsre Rechtsgelehrten, soll der Kayser die ganze Majestät des römischen Reichs und das Haupt der Christenheit vorstellen.

Ist dieses nicht ein rarer Einfall? Macht dann nicht das andere Geschlecht die Helfte des römischen Reichs und der Christenheit aus? Es muß im übrigen sehr artig gelassen haben, da man auf solchen besondern und erhabenen Gerüsten den Kayser und die Kayserin hat speisen sehen. Dieses mag man wohl mit recht altfränkische Sitten heissen. Das wesentliche von der goldnen Bulle kann deswegen doch eben noch so viel Geltung und Rechtskraft haben, als

das

das äuſſerliche Kirchenweſen, wenn man es gleich für gut finden ſolte, eine und andere Ceremonien darinnen zu ändern oder gar abzuſchaffen.

Zur rechten Hand der kayſerlichen Tafel ſpeiſſten die beyden Aebte, der Fürſt von Fulda und der Fürſt von Kempten. An der andern Tafel gegen über zur linken Hand der kayſerlichen ſaſſen die drey Prinzeßinnen. Hier fanden wir die meiſten Zuſchauer, wir konnten deswegen nicht anders als im Gedränge uns denſelben nähern. Die drey Prinzeßinnen machten hier ihre Annehmlichkeiten und geiſtreiches Weſen recht bewundern. Beſſer hinunter, mitten im Saal, kamen wir an eine Tafel, wo die erſten churfürſtlichen Geſanden ſpeiſeten: ſolche waren der Graf von Elz, der Graf von Ingelheim, der Graf von Hohenzollern, der Graf von Königsfeld, der Graf von Schönberg, der Herr von Schwerin, der Herr von Wachtendock und der Herr von Münchhauſen.

Im Hinausgehen erblickten wir den kayſerlichen Prinzen in einer Gallerie als einen hohen Zuſchauer. Er iſt ein ſchöner, angenehmer und verſtändiger Prinz, von dem man alle Urſache hat, ſich alles gutes zu verſprechen. Die beyden kayſerlichen Prinzeßinnen, die an Schönheit, Artigkeit und hohen Eigenſchaften ihren Rang vor andern behaupten, waren nicht zugegen. Das wunderbare Ceremoniel hat dieſe gut artigen

gen Kindern, wann ich ſo gemein reden darf, das Vergnügen beraubt, mit bey dem Feſt ihrer Eltern zu ſeyn. So redet die Natur; Allein unſere Hoheiten müſſen oft das allernatürlichſte Vergnügen, um ein gezwungenes miſſen.

Sie werden denken, daß ich heut ſehr aufgeräumet ſeyn müſte alles zu loben. Es iſt wahr, ich meyne aber auch, daß ich darzu Urſache hätte; denn man ſiehet nicht alle Tage ſo viel ſchöne Sachen. Ich bin,

Mein Herr,

Franckfurt, den 24. Merz 1742.

Dero gehorſamſter und ergebenſter Diener.

XX. Brief.

Entwurf einer weiſen Regierungsart nach dem Grundriß eines groſſen Königes.

Regem non faciunt opes
Non veſtis Tyriæ color,
Non frontis nota regiæ
Non aureo nitido trabea.
Rex eſt, qui poſuit metus

Et diri mala pectoris;
Quem non ambitio impotens
Et nunquam ſtabilis favor
Vulgi præcipitis movet.

Mein Herr,

Ich verwundre mich gar nicht, daß man Ihnen den Caracter eines der gröſten Königs unſrer Zeiten hat verdächtig machen können. Ein ſo hoch erhabener Geiſt überſteiget allzuweit die Begriffe des gemeinen Mannes; Er folget ſeinen eigenen Grundſätzen und richtet ſich nach dem wahren Werth der Dinge, ohne durch den äuſſerlichen Glanz ſich blenden zu laſſen. Er ſiehet alles mit eignen Augen an: Er verwirft alles was nicht gründlich gut und nützlich im Ganzen iſt. Er hält es ſeiner Hoheit und der Ehre ſeines Volks zuwieder, fremde Sitten nachzuahmen. Er iſt ſelbſt das nachahmungswürdigſte Exempel unter den Groſſen, und ſein Volk könnte die Lebensart der ganzen Welt formiren. Solte er zugeben, daß es ſich mit ausländiſchen Kleidern behienge, um die Nachbarn zu bereichern und das Geld aus dem Lande zu ſtoſſen?

Eine kluge Oeconomie iſt die Stütze worauf ſeine Hoheit ruhet. Er lebt als ein König; Glanz und Majeſtät umgeben ſeine Perſon; Allein

Allein diese Pracht ist nicht gezwungen, und nicht übertrieben. Seine Ausgaben sind gleich denen fruchtbaren Regen, welche das Erdreich befeuchten und die Felder trächtig machen.

So viel Millionen Menschen, so viel Adel, so viel Soldaten, so viel Bedienten des Staats, die durch ihn besoldet werden, machen durch ihre Ausgaben die erste Bewegung bey den Kaufleuten, Künstlern und Handarbeitern; Ein Gewinn bringt den andern zuwegen; Eine Ausgabe ziehet die andre nach sich, das Geld streicht von einer Hand in die andre; Dieser Umlauf der Münze erleichtert die Nahrung des Volks und vermehret die Einkünfte des Staats.

Die Unterhaltungsgelder welche der König den Grossen seines Hofes reichen lässet, sind zwar nicht nach der Wichtigkeit ihres Rangs und ihrer Vorzüge; sie sind aber zulänglich genug, um diejenige Dienste zu vergelten, die er von ihnen erwartet. Denn wie dieses insgemein Leute von ansehnlichen Häussern und guten Mitteln sind; so ertheilt auch der König ihnen die vornehmsten Hofämter, damit sie Gelegenheit haben möchten, sich und dem Hof damit Ehre zu machen. Er unterscheidet zugleich auch ihre Verdienste, indem er ihnen Geschäfte anvertraut, und sie seines Umgangs würdiget: dann sie haben die Ehre stets um den König zu seyn, und aller Freyheiten und Annehmlichkeiten, die der Hof mit sich führet, vorzüglich zu geniessen.

Diejenige welche in würklichen Staats und Regierungssachen gebraucht werden, sowohl als andre die in bürgerlichen Aemtern stehen, geniessen durchgängig gute und anständige Besoldungen; aber ein jeder ist verbunden seine Aufführung und seine Haußhaltung darnach einzurichten; denn man hält dafür, daß einer der sich und seinen eignen Sachen nicht vorzustehen weiß, noch viel weniger im Stand sey, die Geschäfte des Staats und die Angelegenheiten andrer Menschen zu besorgen. Wie viele vornehme Herren giebt es nicht, die durch ihre unordentliche Ausgaben und durch ihre Verschwendungen sich endlich dahin gebracht sehen, die schändlichste Niederträchtigkeiten zu begehen, um ihren äusserlichen Pracht fortzusetzen, und die sich mancher herzbeissenden Ueberlegung entziehen könnten, wenn sie so viel Vernunft hätten, ein unnöthiges Geschirr, oder etliche überflüßige Bedienten abzuschaffen. Wie viele Fürsten werden nicht dadurch klein, indem sie äusserlich gar zu groß scheinen wollen. Hier aber weiß auch der König seiner Grösse ihre Gränzen zu setzen. Der schönste Glanz eines Fürstens ist die Glückseeligkeit seines Volks.

Was die Haußhaltung bey Hof ist, das ist die Policey in dem bürgerlichen Leben: Diese ist die Seele der allgemeinen Wohlfart. Der König will, daß solche in allen Fällen und Umständen beobachtet werde, und daß weder der

Adel,

Adel, noch der Kriegsstand, noch das Kirchenwesen davon ausgenommen seyn soll.

Die gute Mannszucht, die unter seinen Truppen herrscht, macht den Soldaten so gesittet als nutzbar. Man siehet im ganzen Land ein auserlesenes Heer das sich in Waffen übet, und welches eben sowohl die Macht des Königs aufrecht erhält, als die Sicherheit des Volks bedecket. Rares Beyspiel in der Welt, daß Leute die zum Krieg und Streit abgerichtet werden, die bescheidenste, ehrlichste und tugendhafteste Menschen sind. Die Sorgfalt und Bemühungen des Königs haben dieses zuwegen gebracht. Ein Soldat, pflegte er zu sagen, ist so viel als ein Mann der die Ehre liebt; Indem nun diese den Endzweck des Kriegsstandes ausmacht, so folget daraus, daß alles was verächtlich, unehrlich, ungerecht und schandbar ist, davon entfernet seyn muß.

In dem bürgerlichen Leben ist eine Ordnung und ein Zusammenhang aller Stände dergestalt, daß dadurch die gemeine Ruhe und Wohlfart bis auf den geringsten Einwohner sich erstrecket. Es sind Einrichtungen für die Armen, für die Hospithäler, für die Wayfenhäusser, für die Schulen, für das Gesinde, für die Kleidertrachten, für das Kirchenwesen, für die Lebensmitteln, für die Reisende, für die Lustbarkeiten u. s. w. Mit einem Wort: es sind vernünftige Anstalten und sorgfältige Bemühungen, für die Glückselig-

seligkeit aller Menschen. Ein jeder geniesset der Annehmlichkeiten einer anständigen Freyheit, und kan leben wie er will; nur ist ihm nicht erlaubt böses zu thun und wieder die Gesetze zu handeln.

Man siehet unter des Königs Schutz die drey Hauptreligionen in dem Christenthum ruhig und in Frieden untereinander wohnen. Es gelten hier keine Zänkereyen, welche die Geister der falschen Glaubenseiferer in ein unordentliches Feuer setzen und das Gehirn des kleinen Volks der Layen durch ihre Streithändel verwirren. Nichts darf Gelegenheit geben, durch Haß und Zwietracht ein Volk aufzuwiegeln, das an einen Lehrer glaubet, dessen Hauptgesetz der Friede und die Liebe ist. Ein jeder Hauffen verehret GOtt nach seiner Art, und wie es in seiner Kirche üblich ist. Im übrigen aber scheinet sie derselbe GOtt und derselbe Glaube und dasselbe Gesetz unter einem Fürsten zu vereinigen, der von allen seinen Unterthanen nichts anders verlanget, als daß sie sich wie Christen und wie ehrliche Leute betragen sollen. Wenn noch andre Secten sich hervor thun, welche von den drey Hauptkirchen abgehen und ihren eignen Meynungen folgen; so werden sie in so weit geduldet, als sie keine Unordnungen und Verwirrungen im Staat verursachen. Der König weiß, daß er ein Richter über die Handlungen der Menschen, aber nicht über ihr Gewissen ist, welches Recht sich GOtt allein vorbehalten hat.

Nur

Nur in einer Sache hat der König noch nicht seine grossen Absichten erreichen können, welche ihn beständig für das Heil seines Volks beschäftiget halten. Er hat noch die grausame Proceßplage nicht abschaffen können. Es ist schon lang, daß er die gehäßige Wissenschaft nach der Kunst zu hadern mit ihren schädlichen Formalien eingeschränket hat; Allein es kostet allzuviel ein Uebel von der Erden zu vertilgen, welches unter der greulichen Menge unnützlicher Gesetze und durch die Länge der Zeit solche Wurzeln geschlagen hat, daß dessen Ausrottung nicht mehr möglich scheinet, zumahl da so viele ehrliche Leute von den Gerichtssporteln, und dem Raub der Justitz leben müssen.

Der König ist auf gleiche Art bemühet die Handlung in seinen weiten Ländern zu befördern. Es ist ihm nicht genug Herr über viele Staaten und Länder zu seyn, er will auch das Vergnügen haben, solches mit reichen wohlhabenden und beglückten Einwohnern anzufüllen. Er weiß, daß die Handlung das sicherste Mittel ist, ein Volk zu erhöhen, und allem Nahrungsmangel vorzubiegen: sie macht die Handwerker leben und befördert die Künste und Wissenschaften: sie treibt den Fleiß empor und bringt den Ueberfluß ins Land: sie setzet alles in Bewegung, und macht, daß ein jeder der arbeiten will sein Brod gewinnen kann.

Die Länder des Königs sind zu der Handlung

vollkommen wohlgelegen. Sie haben Wolle in der Menge und mehr Korn als die Einwohner verzehren können. Die Städte sind mit Handwerkern und Künstlern besetzt. Einige liegen an schiffbaren Flüssen: andere reichen bis an die Küsten des Meers und sind bequem alle Waaren und alles Getrayde, so man entbehren kann, in die benachbarte Länder zu führen. Diese können ihnen auf gleiche Weise dasjenige mittheilen, was sie im Ueberfluß haben, und damit ist die Handlung im Gang.

Nur eines fehlet hier noch, wenn ich es sagen darf, nemlich eine gewisse Freyheit, ohne welche keine rechte Handlung in einem Reich empor kommen kan. Wir sehen solches in den freyen Staaten, welche durch die Handlung allein sind reich und mächtig geworden. Die Freyheit gründet sich auf eine beständige und immerfortwährende Sicherheit, welche auf keinerley Weise auch in dem geringsten Menschen nicht darf verletzet werden. Ein kleiner Schrey macht hier das Volk schüchtern, und der geringste Zwang stöhret mit einmahl die gemeine Sicherheit. Wo diese angefochten wird, da liegt die Freyheit, die Handlung und alles.

Sie wollen wissen wie der König aussiehet, und wie seine Gemüthsart beschaffen ist; ich will Ihnen davon eine zwar unvollkommene aber doch aufrichtige Beschreibung machen.

Der König ſiehet vollkommen wohl aus, er hat ein groſſes und majeſtätiſches Weſen, das zugleich lebhaft und geiſtreich iſt; er kann ſich durch einen einzigen Blick verſtehen machen. Sanftmuth und Liebe lacht ihm aus den Augen; Allein, wenn ein Funken Feuer ſich darinnen entzündet, ſo können ſie einen zittern machen. Die Fähigkeit ſeines Verſtandes ſind von einem unendlichen Umfang. Seine Scharfſinnigkeit ſiehet auf den Grund einer Sache, und die Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes muß beſtändig Vorwürffe zu ihrer Unterhaltung haben; nichts kann ſie erſchöpfen, nichts ermüden. Dieſes ſind die Eigenſchaften ſeines Verſtandes.

Was ſein Herz anlangt, ſo iſt es groß, erhaben, edelmüthig und königlich. Er liebet das gute, und freuet ſich wahre Verdienſte beydes durch ſeine Wohlthaten als durch ſeine Hochachtung zu ehren. Es iſt wahr, er iſt in Anſehung der Dienſte die man ihm leiſtet, etwas genau; Es koſtet ein wenig Mühe ihm ein völliges Vergnügen zu geben. Er weiß allzuwohl was man thun muß eine Sache recht zu machen. Er pflegt aber nicht ſobald die Gaben andrer nach ſeinen eignen abzumeſſen, ſo ſiehet er, daß jene gegen dieſe weit zurück bleiben. Es ſind alſo wenig Sachen die man in ſeinen Dienſten thut, die er nicht beſſer machen könnte.

Es iſt dieſes, werden Sie denken, eben nicht gar vortheilhaft für diejenige welche die Ehre ha-

ben in seinen Diensten zu stehen; Allein ob es gleich dadurch öfters geschiehet, daß man es nicht so trift wie es der klügste Monarch verlanget, so ist man deswegen doch weiter nicht unglücklich. Man wird nur ein wenig demüthiger und bleibet eben sowohl bey ihm in Gnaden, wenn man anders nur das Glück hat ihm so viel zu erkennen zu geben, daß man ihm aufrichtig und mit gutem Herzen dienet.

Ich bin versichert, wenn man alle Absichten dieses grossen Königs genau einsehen könnte, so würde man auch sein gutes Herz selbst in solchen Fällen bewundern müssen, wo er einen allzugrossen Ernst blicken lässet; Ja es würde ihm vielleicht nichts mehr kosten, als ein wenig Huld und Güte alle Herzen zu gewinnen und alle Welt sich unterthänig zu machen.

Ich habe die Ehre mit beständigem Eifer zu seyn,

Mein Herr,

Franckfurt, den 28. Merz. 1742.

Dero gehorsamster und ergebenster Diener.

XXI. Brief.

XXI. Brief.

Beſchreibung der franzöſiſchen Armee unter dem Marſchall von Maillebois.

O miles! non homo, qui paſceris,
Quemadmodum victima, ut cum tempus fuerit immoleris.

Philemon.

Mein Herr,

Es wäre vorlängſt meine Schuldigkeit geweſen auf ihr letztes Schreiben vom 22. May zu antworten. Zeit und Umſtände aber haben bisher meinen Briefwechſel zurück geſetzet. Die Sachen bey uns ſind dermahlen ſo beſchaffen, daß man nicht mehr weiß was man davon denken und ſchreiben ſoll. Wie man auch die Sachen einſiehet, ſo lehret die Folge, daß man ſich geirret. Nur darinnen habe ich mich nicht betrogen, wenn ich geglaubet, daß der Uberfluß und die Pracht den Geldmangel nach ſich ziehen würde. Dieſer iſt würklich vorhanden. Man ſiehet hier den kayſerlichen Hof, die fremden Geſanden, den Reichstag und den Reichshofrath. Solten ſie nicht glauben, dieſes alles müſte in dieſer Stadt eine groſſe Bewe-

gung

gung machen. Allein ich kann solches nicht sagen. Die Werber und Soldaten, die beständig sich hier versammlen, machen mehr Lermen als der kayserliche Hof, an welchem es ziemlich still ist. Der Nervus rerum gerendarum fehlet allenthalben. Der Kayser dauert mich; er ist der beste Herr von der Welt; man setzt ihn auf den Thron, man verwickelt ihn in einen schweren Krieg; er kommt um Land und Leute zu gleicher Zeit da er die kayserliche Würde erlanget. Kann man auch unglücklicher seyn und die Kayserwürde theuerer bezahlen? Man läßt ihn ohne Hülfe. Wie, ohne Hülfe, werden sie sagen? Sind nicht bey vierzig tausend Mann Franzosen im Anzug, welche nach Böhmen eilen, ihm die Stadt Prag und dieses Königreich zu erhalten, welches die Oesterreicher unter dem Prinz Carl bedrohen, in kurzer Zeit wieder unter die Botmäßigkeit ihrer Königin zu bringen. Es ist wahr, die französische Völker sind vor einigen Tagen hier vorbey gezogen, und wann sie nicht zu spät kommen, so dürften sie eine wichtige Veränderung in Böhmen und in Bayern verursachen.

Ich habe alle diese Völker gesehen. Ihr Zug war in drey Colonnen getheilet, da immer eine auf die andere folgte. Die Reuterey, ich muß es bekennen, war schöner und prächtiger als man sich solche jemahls eingebildet hatte. Das Fußvolk bestunde durchgängig aus schönen und wohlgestreckten Leuten, ausgenommen ein paar teutsche

teutſche Regimenter, die man von unſerm Auskehrſel geſammlet hatte. Ich ſahe in ihrem Lager eine beſondere Oeconomie. Sie hatten hinter ihren Zelten in einer Linie Graben, ungefehr eines guten Schuhs tief gegraben, darein ſie ein wenig Holz warffen, ſolches anbrandten und bey dieſem gelinden Feuer, an einem hölzernen Bratſpiß, ſich ihr abgewogenes Stück Fleiſch zu einem Rindsbraten ſchmauchten.

Ich kann nicht umhin, eine kleine Anmerkung über dieſe Leute zu machen. Man muß ihnen recht widerfahren laſſen, daß ſie geſitteter und höflicher ſind als unſere liebe Baurenbengel, mit welchen wir unſre Kriegsheere fürchterlich machen; und wobey wir mehr auf einen guten Wuchs und Handfeſten Mann, als auf andre Eigenſchaften ſehen. Es iſt wahr daß dergleichen Leute im Feld gute Dienſte thun, und die Strapazen des Kriegs beſſer ausſtehen können als jene. Allein auf dem Marſch und in den Winterquartieren machen ſie uns wenig Ehre; ſie führen ſich öfters ſehr wild und barbariſch auf. Der geringſte Franzoß im Gegentheil iſt ein höflicher und wohlgezogener Kerl, der ſich einer guten Lebensart befleiſſet, und ſolten ihm auch die Lumpen vom Leibe hangen. Man laſſe ihm nur eine Priſe Toback und heiſſe ihn Monſieur, ſo ſiehet man an ihm die vergnügteſte Creatur von der Welt. Unſere teutſche Muſketenträger ſind meinſtentheils wild, wenn ſie nichts zu

Sauffen

Sauffen finden, und noch wilder wann sie gesoffen haben.

In Commandosachen ist der Franzoß überaus scharf. Ein kleiner Umstand zeigte mir dieses. Ich war in Gesellschafft mit einigen vornehmen Herren. Es fand sich darunter ein Fürst mit seinen beyden jungen Prinzen; wir traten ein wenig über die Linie: Alsbald kam ein Soldat der auf dem Posten stund, auf uns zu und stieß uns mit der Flinte zurück. Ich verwieß ihm seine Unbescheidenheit, und sagte ihm: er solte wissen daß dieses ein Fürst wäre. Pardon, Monsieur, war seine Antwort, je ne connois point ici de Prince; Der Fürst wolte nicht zur Unzeit seinen Rang behaupten, sondern trat zurück.

Wir kamen darauf zu einem Soldaten der mit einem Stück schwarz Brod sich gütlich that. Ein junger Herr fragte was dieses für Brod wäre? der Musketier, der solches hörte, nahete sich darauf mit einer überaus demüthigen Art, und überreichte uns solches mit dem Bedeuten, daß es gut Brod wäre; wo er aber etwas bessers hätte, so stünd es uns auch zu Diensten. Diese Freymüthigkeit, welche mit der grösten Bescheidenheit begleitet wurde, setzte uns von einem so armen Kerl in Verwunderung.

So bescheiden aber die gemeine Soldaten waren, so unverschämt, frey und verwegen bezeig-

zeigten ſich im Gegentheil die meiſte Befehlsha-ber. Der Marſchall von Maillebois ſelbſt, der in ſeiner ganzen Geſichtsbildung nicht ſo viel groſſes und edelmüthiges als ein preußiſcher Fah-nenjunker hatte, und von einem pariſer Petit Maitre nur den Jahren nach unterſchieden war, bezeigte ſich ſehr ſchnöd und hochmü-thig. Er begegnete unſerm Kayſer nicht viel beſſer als einem Vaſallen ſeines Königs: ſobald hatte ſich jener nicht bedecket, ſo ſetzte dieſer auch ſeinen weiſſen Federhut auf, und ſprach mit un-ſerm Monarchen, der die Leutſeeligkeit und die Großmuth ſelber vorſtellet, nicht anders als mit einem Marquis au Caffée de S. Germain.

Dieſes war nicht genug. Die Vorzimmer des Kayſers wimmelten den ganzen Tag über von franzöſiſchen Officieren. Dieſe machten darinnen einen ſolchen Lermen, als wenn ſie in einer Wachtſtube wären. Eine ſo unverſchäm-te Aufführung verdroß alle rechtſchaffene Leute, die daſelbſt zugegen waren; und der Kayſer wurde endlich genöthiget, den Marſchall erſu-chen zu laſſen, daß man ihn mit dergleichen Auf-wartung verſchonen möchte.

So verwirrt es auch vor hundert Jahren in Teutſchland vor dem weſtphäliſchen Frieden aus-geſehen hat, ſo dürfte es doch jetzo bey uns noch verwirrter ausſehen. Der König in Preuſſen hat durch ſeinen Frieden nach der Schlacht bey Czaslau den gröſten Staatsſtreich geſpielet, und

den

den Schauplatz auf einmal verändert. Die Uberwundene werden Sieger, und die Sieger werden durch seine Macht in den Schranken gehalten, nicht zu weit zu gehen. Dadurch wird ein gewisses Gleichgewicht gehalten, daß weder das Hauß Oesterreich zu klein, noch das Hauß Burbon zu groß werde. Ich muß diesen König bewundern; je mehr ich seinen Handlungen nachdenke. Er weiß den Zeitpunkt in acht zu nehmen und seine Entschliessungen darnach einzurichten Dieses ist meiner kleinen Einsicht nach ein weit feinere Staatsklugheit als die von langer Hand her, mit vielen weitläufftigen Rathschlägen, nach ungewissen Begebenheiten eingerichtet wird. Allein dieses kann nicht ein jeder Potentat. Ein Staat muß aus sich selbst die Kräfte seiner Erhaltung ziehen und wenigstens noch einen Hinterhalt von zwey Armeen in baaren Münzen haben. Es ist wahr, daß ihm seine Bundsverwandten die Verletzung der eingegangenen Tractaten entgegen halten; Allein beydes nach den natürlichen als geschriebenen Rechten werden alle Contracte dadurch zerrissen, wann der andre Theil denen Bedingungen nicht nachlebet, die er eingegangen hat. Der König von Preussen hat sich demnach aus dieser Verbindlichkeit gesetzt, sobald die Franzosen den ihrigen nicht nachkamen, sondern ihn und sein Volk allein, wo sich die Gelegenheit ereignete, den Netzen ihrer Feinde bloß stelleten. Sie machen es mit den Kayserlichen eben so. Der König hat seine Aufführung bey dieser Gelegenheit durch

durch eine eigne Staatsschrift, vor den Augen der ganzen Welt gerechtfertiget.

Niemand ist bey allen diesen Umständen unglücklicher als unser guter Kayser. Dieser kommt so unschuldig in dieses Gewirre, daß man ihn beklagen muß. Die Stände des Reichs selbst erkennen solches, und suchen beydes die Ehre ihres Kayserś zu retten, als die Ruhe im Reich wieder herzustellen. Allein, alles ist vergebens. Der gröste Staatsmann unsrer Zeiten, der Verehrungswürdigste alte Bischoff von Würzburg und ehmaliger Reichsvicecanzler hat sich selbst in dieser wichtigen Angelegenheit zu unserm Kayser verfüget; er vermochte aber nichts auszurichten. Der Strom ist zu stark, wer kann denen mit Gewalt einreissenden Fluten entgegen schiffen? Der Herr der Natur und aller menschlichen Rathschläge kann allein den wilden Wellen gebieten und die Winde, die solche erregen, an den Ort, wo sie herkommen, zurück weisen. Weder das oberste Kirchenhaupt, noch seine beyde in Staatsgeschäften grau gewordene Söhne, ich meyne den Cardinal Fleury und den obgenannten Bischoffen von Würzburg, können hier Rath schaffen.

Dreymahl hundert tausend Mann und mehr, welche man rechnen kann, daß sie würklich allein in Teutschland bereit sind, das Schwerd zu zücken, scheinen noch nicht genug, alles darinnen zu verwirren, und zu Boden zu stürzen. Die

Franzoſen überziehen uns mit gräßlichen Heeren, die Engelländer ſind entſchloſſen dargegen zu Feld zu ziehen. Sie haben Geld und damit iſt das meiſte im Krieg auszurichten. Vielleicht dürfte wohl gar ein Heer von fünfzig tauſend Zobelländern wieder unſre fruchtbare Gefielder überziehen, und unſer Vaterland bald zum Kampfplatz von gantz Europa werden. Ich glaube nicht, daß die Politic jemas ſcharfſinniger geweſen ſey, um recht groſſe Plane zu machen. Solte man ſagen, daß den Menſchen ſo viel daran gelegen ſey, wenn einer iſt Kayſer worden? dann man bildet ſich faſt ein, daß, wo Franckreich ſich nicht in die Kayſerwahl gemiſchet hätte, dieſelbe ruhig würde von ſtatten gegangen ſeyn.

Unſere Kreyſe wollen inzwiſchen auch unſerm Kayſer ihren Eiffer bezeigen und laſſen ſtracker Volk anwerben. Verſchiedene Herren richten zu deſſen Dienſt gantze Regimenter auf und werden Helden ehe ſie noch Soldaten ſind. Der fränckiſche Kreys hat würcklich eine kleine Armee auf den Beinen; allein dieſe gute Leute wiſſen ſelbſten noch nicht, gegen wen ſie zu Felde ziehen ſollen. Sie ſollen die Franzoſen, die mit einem fliegenden Heer von ſechs tauſend Mann bey Nürnberg ſtehen, verhindern, daß ſie nichts gegen dieſe wichtige Reichsſtadt unternehmen; alſo ſind ſie nicht für den Kayſer, wenn ſie gegen ſeine Hülffsvölker angehen ſollen; und gleichwol verſichern dieſe Stände den Kayſer der äuſſerſten

Er-

Ergebenheit. Sagen ſie, ihre Truppen ſeyen zu ihrer eigwen Sicherheit, ſo dünckt mich, ſie könnten alle ihre Koſten und Kriegsrüſtungen ſparen, denn ihre einzele Macht bedeutet nicht viel, wann ſie nicht geſammter Hand zu einerley Endzweck ſich vereinigen. Die Noth wird uns bald lehren, diejenige Geſetze annehmen, die uns die fremden Waffen vorſchreiben werden. Wolten gleich unſre drey vereinigte Kreyſe: Der fränckiſche ſchwäbiſche und oberrheiniſche, ein Kriegsheer von dreyſig bis vierzig tauſend Mann aufrichten, ſo würde dieſes doch nur zu einem Mittel dienen, allezeit einen Feind gegen ſich zu haben und ihm ein Land preis zu geben, das eine ſtärckere Macht ſo lange ſchonen wird, als man ihr nicht den Krieg ankündiget. Worzu ſolten alſo unſre Kreisvölker nutzen, ſo lang man noch nicht einig iſt gegen wen man die Waffen führen ſoll? Die meiſten Stände ſind auf die franzöſiſche Hülffsvölker übel zu ſprechen. Wolte man aber dieſe angreiffen, ſo würde man gegen unſern Kayſer ſelbſt kriegen: wie würde ſich das geziemen? Wolte man ſeine Sachen ſelbſt gegen die Königin von Ungarn auszumachen ſuben: ſo müſte man die Waffen gegen ſie gebrauchen können; dieſes dürffte vieler Urſachen wegen auch nicht rathſam ſeyn; zudem ſo iſt es ja jedermänniglich bekannt, wie man in Betrachtung dieſer Königin geſinnet iſt.

Fragen Sie nicht wo alle die Soldaten herkommen? Die Bauren werden an vielen Orten

ſo gehalten, daß ſie froh ſind, wenn man ſie anwirbet, damit ſie nicht Hungers ſterben. Die groſſen Herren können alſo nicht hurtiger Kriegsvolk zuſammen bringen, als wann ſie Land und Leute ruiniren. Sie können nicht glauben, welch ein Zulauff hier in den Werbhäuſſern von ſchöner junger Mannſchafft iſt. Man kann dieſen Ort wohl mit Recht den groſſen Fleiſchmarckt der Menſchen, oder wie die Holländer ſagen, der Sielverkoopers nennen.

Das beſte und ſicherſte wäre, um aus allen dieſen Verwirrungen zu kommen, wenn ein Friede könnte gemacht werden. Ich kann Sie in Wahrheit verſichern, daß unſer groſsmüthiger Monarch vollkommen darzu geneigt iſt. Ja, wenn man ſeines Hertzens wahre Gedanken eröffnen dürffte, ſo würde man finden, daß der Kayſer lang nicht mehr ſo gut franzöſiſch iſt, als er vorher war. Man redet ſogar an ſeinem Hof ganz öffentlich gegen dieſes hochmüthige Volk und miſſet denſelben ohne Scheu alle Wiederwärtigkeiten bey, die bisher dieſen gütigen Fürſten und deſſen armes Land betroffen haben. Der Kayſer hat ſich auch würcklich in die Hände des ganzen Reichs übergeben, um den Frieden mit der Königin von Ungarn ſo gut es immer könnte und möchte, zu machen. Dieſes iſt wahrhafftig eine recht groſſe und edelmüthige Entſchlieſſung; allein ich ſehe voraus, daß aus dem ganzen Handel nichts werden dürffte, bevor man ſehen wird, wie die Sachen bey Prag

und

und in Böhmen ablauffen werden. Man weiß daß ſogar der Kayſer ſich aus Liebe zu ſeinen Unterthanen erkläret hat, daß er geneigt wäre der Königin von Ungarn das ganze Königreich Böhmen wieder abzutretten, im Fall ſie dargegen ihm ſeine eigne Länder wieder einräumen wolte; allein was ſolten die Herren Franzoſen darzu ſagen? dieſe würden ſo ſchlechterdings ihre Truppen nicht wieder nach Hauſe ziehen laſſen, ohne vorher wegen der zur Kayſerwahl verwendeten hohen Unkoſten abzurechnen. Der Kayſer kann mit Ehren einen ſo wichtigen Bundsverwanden auch nicht wohl der Verfolgung ſeiner Feinde überlaſſen, die er ſich ſeinetwegen hat über den Hals gezogen. Es iſt wahr, daß da der Kayſer die Sache einmal dem Reich übergeben und ſich gleichſam genöthiget ſiehet, vermöge ſeines dem Reich gethanen Eydes, die Ruhe in demſelben wieder herzuſtellen, Franckreich ihm ſolches nicht verdenken könnte, wenn er einen dieſen Abſichten gemäſſen Frieden machte; weiter aber für ſich in keine Feindſeligkeiten gegen dieſe Krone ſich einließ. Denn für alle Wohlthaten, die man einem Freund ſchuldig iſt, gehet doch keine Verbindung ſo weit, daß man ſich ihm zu gefallen zu Grunde richten laſſe. Man ſiehet faſt die ganze Welt gegen Franckreich eingenommen. Je mehr es bey dieſer Gelegenheit ſeine Macht zeiget, deſto mehr wird es ſeine Nachbarn und inſonderheit das teutſche Reich gegen ſich aufbringen, um ſo vielmehr, weil er den ganzen Krieg, unter dem Vorwand dem

Kayſer beyzuſtehen, in das Hertz von Teutſchland ſpielet, und durch deſſen fortdaurende Wuth dem ganzen Reich den Untergang drohet. Ich wünſche unſern höflichen franzöſiſchen Nachbarn nichts böſes; allein ich wolte, daß ſie uns Teutſchen unſre Sachen unter einander ſelbſt möchten ausmachen laſſen, ſo würde man bald damit zum Ende kommen, zumahl, da es der Kayſer jetzo ſelber zufrieden iſt, und die allgemeine Gefahr bey der Uberſchwemmung ſo vieler fremden Truppen, die Theils ſchon ſo viel Unheil angerichtet haben, theils noch anrichten werden, unvermeidlich iſt.

Ich verharre mit beſtändigem Eiffer,

Mein Herr,

Franckfurt den 3. September 1742.

Dero gehorſamſter und ergebenſter Diener.

XXII. Brief.

XXII. Brief.

Von dem kayſerlichen Hof in Franckfurt.

O Regnorum magnis fallax
Fortuna bonis in præcipiti
Dubioque nimis excelſa loco.
Nunquam placidum ſceptra quietem
Certumve ſui tenuere diem.
Alia ex aliis cura fatigat,
Vexatque animos nova tempeſtas.

Seneca in Herc. Traz. 7.

Mein Herr,

Alles was wir aus Böhmen hören, lautet äuſſerſt betrübt. Man muß nur ein Menſch ſeyn, um Mitleiden mit den armen Franzoſen zu haben, welche kurtz vor den Feyertagen noch im vorigen Jahr in einer elenden Geſtalt die Stadt Prag verlaſſen haben. Jammer, Noth, Gefahr und Tod, ſind ihnen allenthalben auf dem Fuß nachgefolget. Viele davon ſind in dem Schnee ſtecken blieben und elendig erfroren. Andere ſind denen ſie allenthalben verfolgenden Huſaren ins Netz gefallen. Von 11000. Mann, die mit dem Marſchall von Belleisle aus Prag gezogen, ſind kaum 7000. zu Eger angekommen.

Man kann nicht mehr Wiederwärtigkeiten in dieſem Leben ausſtehen, als dieſe brave Leute bisher ausgeſtanden haben; und alles dieſes aus einer blinden Gefälligkeit für ihren König, dem ſie Leib und Leben und Güter, und alles aufopfern. Ein freyes Volck und doch Leibeigen von dem Willen ſeines Fürſtens. Ein Volck, welches aus Ungedult und Lebhafftigkeit nichts vertragen kann, und doch aus Hochmuth und Einbildung ſich unter einer deſpotiſchen Gewalt ſchmieget.

Die Wuth des Kriegs iſt nicht genug. Es äuſſern ſich allenthalben Kranckheiten und anſteckende Seuchen. Was das Schwerd verſchonet, wirfft Noth und Elend darnieder. Die Winterquartiere der Soldaten ſcheinen Lazarethe. Ein Krancker ſteckt den andern an, die Lufft wird verunreiniget durch die Ausdünſtungen ſo vieler Kranckheiten und Leichen. Es ſturben hier in wenig Tagen nach einander drey wackere Geiſtlichen, weil ſie die Krancken und ſterbenden Soldaten in den Werbhäuſern beſucht, und ſich dadurch ein hitziges Fieber zugezogen hatten.

Man ſolte ſich kaum einbilden, daß ein kayſerlicher Hof, der gantze Reichstag, und der Reichshofrath ſich hier befänden. Alles iſt ſtill und traurig. Ich ſelbſt verſpüre den Eindruck der leidenden Natur, und weiß offtmals ſelbſten nicht was mir fehlet. Ich glaube, daß weil ſo

viele

viele Menschen leiden und seufzen müssen, ich den Wohlstand eines Menschenfreundes beobachten und mit ihnen leiden muß.

Der König in Preussen muß auch etwas von den Regungen eines Menschenfreundes empfinden. Er begnüget sich nicht damit, daß er den Frieden für sich gemacht hat. Erhöht durch seine Siege und gerührt durch das Elend, welches der Krieg nach sich ziehet, so ist er darauf bedacht, auch den Frieden zwischen dem Kayser und der Königin von Ungarn zu vermitteln. Er lässet sich großmüthig darzu anbieten. Er lässet die Reichsstände ermahnen, ihres Kayſers sich anzunehmen, und will sogar auch seine Truppen gebrauchen lassen, um die fremde Hülffsvölker von dem Reichsboden zu schaffen. Solte man glauben, daß man sich sogar auch vor der preußischen Hülfe fürchtet?

Dieser grosse Monarch, um zu zeigen, daß es ihm ein Ernst damit sey, hat zu dem Ende die beyden Seemachten, Engelland und Holland, ersuchen lassen, mit ihm gemeinschafftlich in dieser Sache zu handeln; allein man weiß nun, daß diese sich in eine recht fürchterliche Verfassung setzen, der Königin von Ungarn mit dem gröſten Nachdruck, beydes an Volk als an Geld, beyzustehen.

Endlich ist auch der alte Cardinal von Fleury gestorben. Der ehrliche Mann hätte billig den

Frieden vor seinem Ende noch herstellen sollen. Man hat ihm unrecht gethan, daß man ihn in Verdacht gehalten, als ob er Ursache an diesem Krieg wäre. Wenn man in seinen Jahren und so nahe bey der Ewigkeit ist, so vergehen einem die martialischen Anschläge. Meinen Frieden geb ich euch; meinen Frieden laß ich euch, sagte der Heyland; allein der gute Cardinal, den Diogenes auf seinem Kupferstich mit seiner Laterne beehrete, konnte weiter nichts als die Worte mit schwacher Stimme aussprechen: Pax Vobiscum.

Man erwartet hier den Feldmarschall Grafen von Seckendorff: Er hat sich mit dem französischen Marschall von Broglio abgeworffen. Diese beyde Feldherren, die zu einem Endzweck, ihre Kriegshandlungen einrichten solten, konten sich zusammen gar nicht verstehen. Der erste wolte seine Erfahrung, seine Kriegswissenschafften und seinen Eiffer für seinen Kayser zeigen. Der andere aber wolte nach Art seiner Völkerschafft alles besser wissen und klüger seyn. So viel ist gewiß, daß er sich von einem Teutschen nichts wolte einrathen lassen, sondern alles nach eignem Gutdüncken wolte gehalten wissen, unerachtet man nicht leicht einen General von weniger Entschliessung gesehen. Er mag also wohl ein Broglio oder Brouillon in der That seyn, wann anders keine Politic des Hofs wie viele vermuthen, unter dieser Aufführung verborgen ist, da er dem Kayser und sei-

nem Land mehr zum Verderben als zur Aufnahme bisher alle seine Bewegungen vorgenommen hat. Es ist ein Glück für Oesterreich, daß keine Turenne und keine Conde mehr in Franckreich sich finden. Der Marschall von Belleisle ist unter den dreyen französischen Marschallen, die sich auf unserm teutschen Boden sehen lassen, unstreitig noch der beste.

Unterdessen, daß der Krieg in Böhmen und Bayern mit der grösten Wuth fortgesetzet wird, redet man hier am kayserlichen Hof von nichts als vom Frieden. Wie können aber die Friedenshandlungen von statten gehen, wann man nicht vorher einen Waffenstillstand beliebet. Das wanckelmüthige Glück im Krieg verändert täglich wieder Bedingungen und Rathschläge. Niemals hat man einen so traurigen Hof gesehen, als den kayserlichen. Täglich kommen Hiobsposten aus Bayern, und wann es so fortwähret, so dörffte die Trauer am kayserlichen Hof allgemein werden.

Der Kayser hat eben so wenig Vergnügen an den Berathschlagungen auf dem Reichstag. Einige Stände erklärten sich so kaltsinnig und so zweydeutig, daß man wohl sahe, wie ihnen nichts weniger im Sinn war als dem Kayser beyzustehen. Der churſächsische Gesande meldete sich gar im voraus mit einer sogenannten Protestation, daß, im Fall ein Vergleich zwischen dem Kayser und der Königin von Ungarn solte getroffen

ſen werden, denen Gerechtſamen ſeines Hofs dabey nichts zum Nachtheil möchte eingegangen werden. Dieſes iſt ein feines Mittel Friede zu machen. Der hannöveriſche Geſande bezeigte zwar die Neigung ſeines Hofs, alles was möglich wäre, zum Frieden mit beyzutragen; allein er meldete zugleich auch, daß eine Armee engelländiſcher und hannoveriſcher Völker im Anzug wäre. Dieſes hies alſo ſo viel, daß man zwar den Frieden wünſchte, aber den Krieg erſtlich recht anfangen würde. Könnten die Sachen im Reich auch verwirrter ſeyn?

Grand Dieu! chaſſe la nuit qui nous couvre les yeux
Et combats contre nous à la clarté des cieux. (*)

Sagte Aiar, als eine dicke Wolke das Heer der Griechen mit Dunckelheit erfüllte.

Wir ſehen hier die Churfürſten von Cölln und von Pfalz. Allein ſie ſind, wie man zu reden pflegt, nur incognito: Sie haben ſehr wenige Leute bey ſich, und ihr Aufzug iſt nicht ſo prächtig als derjenige, womit vor einem Jahr um dieſe Zeit ein einziger Geſander von ihnen ſich ſehen ließ. Kaum weiß man daß ſie hier ſind. Vorgeſtern iſt auch der Marſchall von Belleisle von ſeiner unglücklichen Verrichtung in Böh-

men

(*) Iliad. L. XXVII. v. 464.

men zurück gekommen. Man meynet, der Kayſer, weil er ſonſten ſeine ihm ſchädliche, und doch, wie man nicht zweiffelt, getreue Dienſte, zu vergelten weiß, werde ihn zum Fürſten des Reichs machen. Ein Kayſer hat allerhand Mitteln denjenigen ſeine Erkäntlichkeit zu zeigen, die vor ihn etwas gewagt haben. In der That hat dieſer franzöſiſche Marſchall etwas rechts für den Kayſer ausgeſtanden; ſeine Mine allein würde ſolches genugſam zu erkennen geben, wenn man es ſonſt nicht wüſte, dann er ſiehet elendig mager und kaum noch demjenigen franzöſiſchen Geſanden gleich, vor dem hier vor einem Jahr noch ſo viele Groſſen die Knie beugten, wo nicht gar einen Götzen aus ihm machten. So ſchnell ſind die Verwandelungen auf dem Schauplatz dieſer Welt. Die Einbildung muß die Vergeltung groſſer Thaten und die Seele der meiſten Helden ſeyn, ſonſt würden ſie öffters gar todt ſcheinen. Ich empfehle mich zu fernerer Gewogenheit und verharre unveränderlich,

Mein Herr,

Franckfurt den 7. Febr. 1743.

Dero gehorſamſter und ergebenſter Diener.

XXIII. Brief.

XXIII. Brief.

Der traurige Winter am kayſerlichen Hof.

Aſpera creſcit hyems omnique a parte ferroces
Bella gerunt venti fretaque indignantia miſcent.

Ovid. 2. Metam.

Mein Herr,

Die Zeit wird noch immer betrübter, nachdem der Sonnen Licht auf unſrer Hemisphäre die Tage verlängert. Sie verlängert denen leidenden ihre Empfindlichkeit und macht die Vorwürffe der Schmertzen deſto ſichtbarer, welche ſich vorher unter den Schatten der dunckelen Nächte noch zu verbergen ſchienen.

Der Tod dringt ſogar in den kayſerlichen Pallaſt: er entriß am verwichenen Mittwochen vor acht Tagen (nebſt einem Edelknaben, der ein Liebling des Kayſers und noch etwas mehr ſoll geweſen ſeyn) die hinterlaſſene Prinzeßin des Herzogs Ferdinands von Bayern, und zwey Tage hernach ſeine eigne zweyte Prinzeßin, die ſowohl an Leibes als an Gemüthsgaben auch nach der Natur ihren hohen Rang würde behauptet haben. Sie ſtarben beyde an einer Art von Flecken,

ckenfiebern, und werden als ein koſtbarer Verluſt ungemein beſeuffzet und beweinet.

Unſere gute Kayſerin empfindet dabey alle Wehmuth und Schmerzen einer zärtlichen Mutter. Der Kayſer aber zeiget bald eine ausnehmende Standhafftigkeit, bald die natürliche Empfindlichkeit eines liebreichen und gütigen Herzens. So vielfältige zuſammen ſtoſſende Wiederwärtigkeiten können auch den gröſten Muth ſchwächen. Ein krancklicher Leib, ein Land das der Feind eingenommen hat, ein tapferes Kriegsheer, ſo beydes Freunde und Feinde verheeren; eine ausbündig ſchöne Familie, die der Tod von einander trennet: Alles dieſes beſtürmet zu gleicher Zeit die Großmuth eines auf den kayſerlichen Thron erhabenen Fürſtens. Nur ſein Ruhm bleibt unverletzbar. Er iſt gütig, großmüthig und gerecht. Verdienet er nicht Kayſer zu ſeyn? Soll er noch mehr leiden, um auch einen Rang unter den Weiſen zu bekommen.

Sie ſtellen ſich alſo, mein Herr, in Gedancken vor, wie traurig es nun hier am kayſerlichen Hof ausſehen, und wie es unſerm Kayſer zu Muth ſeyn müſſe, da nun auch die engeländiſche und hannöveriſche Truppen mit nächſtem in hieſigen Gegenden erſcheinen werden. Was ſoll bey ſolchen verwirrten Umſtänden der Kayſer thun? Soll er ſich in den Schutz derjenigen Völker begeben, die gegen ihn und ſeine

Bunds-

Bundsgenoſſen im Anzug ſind? Es iſt wahr, daß er für ſich und ſeinen Hofſtaat, ſo lange er allhier in Franckfurt bleibet, als Kayſer und als Oberhaupt des Reichs bey der ganzen Reichsverſammlung von dieſen Völkern nichts zu befahren habe; allein es dürfte ihm doch allzuverſchmählich, und der Majeſtät eines römiſchen Kayſers zu nachtheilig ſcheinen, in einer Stadt ſich aufzuhalten, wo Völker, die gegen ihn kriegen, gleichen Schutz und gleiche Sicherheit zu genieſſen haben, wo nicht gar dem Volk und den Einwohnern hier überhaupt weit angenehmer ſeyn werden, als ſeine Bundsgenoſſen, die Franzoſen. Es heiſſet zwar, er führte den Krieg nicht als Kayſer, ſondern als Churfürſt von Bayern; allein die Königin von Ungarn will von dieſer Diſtinctione Idiomatum nichts wiſſen: ſie findet in dem Kayſer den Churfürſten von Bayern, ihren Feind. Ob ihn nun gleich der König von Engelland als Churfürſt von Hannover hat helffen zum Kayſer wehlen, ſo gehet doch jetzo der König von Engelland, alle Complimenten bey Seiten geſetzt, dem Churfürſten von Bayern auf den Leib, und indem er dieſen hilffet klein machen, ſo fühlt es der Kayſer, unter welchem Namen ſie wollen.

Die ſchlaue Franzoſen wiſſen ſich dieſer Umſtände wohl zu bedienen, um den Kayſer zu bereden, daß er ſeine Perſon nicht der Verachtung und dem Hohn ſtoltzer Feinde in einer Stadt ausſetzen möchte, wo ſie niche gewiß wären, ob

ſie

ſie ihn auch ſchützen könnten; weil der Ausſchlag der Kriegshandlungen, auch bey den beſten Anſtalten, doch immer mislich und ungewiß wäre; und daß er alſo bey dieſen Umſtänden mehr Sicherheit bey ihrer Armee in Bayern finden würde, wohin man ſagt, daß ſich der Kayſer nächſter Tagen erheben würde.

Es ſey nun, daß der Kayſer es in der That für etwas unanſtändiges hält, ſeine Feinde ſo nahe um ſich herum, und wohl gar mit frechem Stoltz vor ſeinem Pallaſt zu ſehen. Es ſey, daß ihm die verkehrte Rathſchläge auf dem Reichstag Wunden ins Hertze ſchnieden, da er ſieht, daß er von dieſer Seiten nichts zu hoffen hat. Es ſey auch, daß ſein armes bedrängtes Volck, welches unter der Botmäßigkeit der Feinde ſeufzet, ſeinen Heldenmuth, der ihm natürlich iſt, auffordert und bey ihm den gerechten Eiffer entzündet, ihm zu Hülffe zu eilen. Kurtz, alle dieſe Urſachen zuſammen dürften ihn wohl zur Abreiſe von Franckfurt bewegen. Obgleich ſowohl der Biſchoff von Würtzburg, als die ſämmtlich hier verſammlete Reichstagsgeſanden ihre Gegenvorſtellungen deßwegen machen.

Eben jetzo kommt man mir zuſagen, daß bey Hofe alles in Bewegung ſey, und daß man deſſen Abreiſe erſter Tagen vermuthe. Ein wenig Gedult, ſo werden wir bald wiſſen, wozu der Kayſer ſich wird entſchloſſen haben. Ich em-

pfehle Sie dem Schutz des Allmächtigen und verharre ſtets,

Mein Herr,

Franckfurt, den 6. April. 1743.

Dero gehorſamſter und ergebenſter Diener.

XXIV. Brief.

Ankunft der engeländiſchen und hannöveriſchen Völker.

Rideat felix fortuna licet,
Tamen afflictos gaudere piget.

Sen. in Herc.

Mein Herr,

Der Kayſer hat die Ankunft der engliſchen Truppen in dieſer Stadt nicht erwartet, ſondern iſt den 17. dieſes würcklich von hier aufgebrochen. Man hatte ſo lang daran gezweifelt, bis man ihn ſeinen Reißwagen beſteigen ſahe. Der kayſerliche Prinz, der Graf von Montijo, nebſt den andern auswärtigen Ge-

Gesanden, haben ihn begleitet. Das Wetter war sehr rauh und ungestümm; Es fiel sogar ein gräßlicher Schnee; alles schien dem guten Kayser seine Reise recht beschwerlich zu machen.

Die bisherige Friedenshandlungen sind dadurch auf einmahl abgebrochen worden, und der Kayser siehet sich nunmehro völlig in den Händen der Franzosen. Dieses verschmitzte Volk erlanget also doch seinen Zweck, indem es längst gesucht hat, des Kaysers sich zu versichern und die Friedenshandlungen in Frankfurt zu unterbrechen. Der König in Frankreich erkläret dargegen den Kayser zum obersten Feldherrn seiner in Teutschland habenden Kriegsvölker. Ist dieses nicht eine grosse Ehre für uns Teutschen und für das Haupt der Christenheit?

Der Graf von Montijo ließ vor seiner Abreise seinen hier bey der Stadt gemietheten Hof völlig ausräumen. Sogar alle Tapeten beydes in den Zimmern, als auf der langen von ihm erbauten Gallerie wurden abgemacht; Alles Geschirr, alles Haußgeräth und aller Plunder wurde in die Stadt geschlept, damit ja die Engeländer bey ihrer Ankunft nichts Spanisches mehr auf diesem Hof finden möchten. Dieser Graf hatte seit dem vorjährigen Freudenfest und dem grossen Feuerwerk, welches er den 25. May, dem Kayser zu Ehren, wegen der Schlacht bey Czaslau anbrennen ließ, sich so still und eingezogen

gehalten, daß man fragte, ob auch der Graf von Montijo noch zu Frankfurt wäre?

Sobald war der Kayser nicht verreiſet, ſo ſahe man ſchon allenthalben die Verboten der engliſchen Truppen in dieſer Stadt. Man hat hier den ganzen Tag an dieſen Leuten zu ſehen, welche Hauffen weiß die Straſſen bedecken. Sie ſind alle in gut Scharlach gekleidet und mit ſchönem Gewehr verſehen. Sie ſind dabey ziemlich geſtreckt, ſtarck von Bruſt und Knochen, und ſo gewachſen, daß ſie die Strapatzen wenig zu achten ſcheinen. Dem Trunk ſind ſie eben ſo wohl ergeben, als unſre Landsleute; Allein ſie thun nicht ſo närriſch, wann ſie betrunken ſind. Zehen Franzoſen haben im vorigen Jahr allhier mehr Lermen gemacht, als hundert Engeländer. Mit allem dem dürfte doch das engliſche Flegma der franzöſiſchen Lebhaftigkeit noch viel zuſchaffen machen. Man könnte an ihnen ausſetzen, daß ſie nicht ſo zierlich aufgeſchwänzt und zum Tanzen abgerichtet ſind, wie die Franzoſen: Sie ſind ein wenig plump und bengelhaft. Allein ich getraute mir etwas rechts mit ihnen auszurichten. Der König in Preuſſen ſolte eine Freude haben ſie zu ſehen, er würde ſie aber exerciren wollen, und dann würden ſie noch eins ſo gut ausſehen.

Die Engelländer haben eine Menge Weibs-Leute bey ſich, welche mit ihren Hüten und kleinen rothen Mänteln eine ſehr artige Figur machen.

chen. Sie ſind durchgehends wohl gekleidet und gleichen in nichts denen unflätigen Amazonen, die unſern Kriegsheeren folgen. Alles iſt an ihnen nett und ſauber, und zeiget die Glückſeeligkeit eines freyen Volks. Nichts aber läſſet poſſirlicher, als wenn die gute Männer ihre Kinder auf den Armen tragen, und die Weiber, wie vornehme Damen, zierlich geputzt voraus gehen. Nicht anders als ob ſie verbunden wären, ſo viel Menſchen wieder in die Welt zu ſetzen, als ſie beſorgt ſind, daß in einem Feldzug darauf gehen möchten. Sie machen ſich alſo gleichſam daraus eine Ehre, ihre Kinder ſelbſten zu ſchleppen und allenthalben wo ſie hinkommen, Kindtauffen zu halten (*). Sie kauffen ſich allerhand Sachen und haben dem Anſehen nach für ſolche Leute Geld genug. Ich zweifle nicht ſie werden unſern armen Dorfſchafften, wohin ſie zu ſtehen kommen, zu einem reichen Seegen dienen. Dann ſie bezahlen alles wohl und geberden ſich gegen die Teutſchen ſehr leutſelig. Allein ſobald ſie einen Franzoſen erblicken, ſo ſteigt ihnen das Blut ins Angeſicht, und es geſchiehet nicht ſelten, daß ſie ſodann vom Leder ziehen, und ohne den Befehl ihres Officiers zu erwarten, auf ſie loß gehen.

Die franzöſiſche Armee, welche der Herzog von Noailles anführet, iſt unterdeſſen auch über den Rhein gegangen, und hat ihr weites Lager

(*) S. Der Soldat oder Kriegsſtand. C. XI. p. 345. Wo ich darüber einige Anmerkungen mache.

bis in die Gegend von Darmstadt aufgeschlagen. Sie hat ihre Magazine jenseit des Rheins bey Oppenheim; die darmstädtischen Unterthanen aber müssen ihnen Heu, Stroh und Vorspann liefern. Wobey von ihnen, wie es in dergleichen Vorfällen zu geschehen pflegt, die Wiesen und die Sommersaat abgegrasset werden. Im übrigen halten sie gute Ordnung und scharffe Mannszucht; zum wenigsten können meine Leute auf meinem Landgut zu M. . . nicht über sie klagen. Der General der daselbst sein Quartier aufgeschlagen, ist ein höflicher und gut artiger Mann; Er hat, nachdem ich meine Wiesen und Sommerfelder denen streiffenden Furagirern habe preiß lassen müssen, die übrige Felder mit einer Wache bedecket, welche Gütigkeit ich billig rühmen muß.

Beydes die Engeländer als die Franzosen geben vor, sie wären zu unsrer Hülffe und Sicherheit in Teutschland gekommen. Die Wahrheit zu bekennen, so wünschte ich, daß sie uns ihre Freundschaft ein wenig entfernter von uns möchten zu erkennen geben. Denn ich fürchte sehr, daß sie, wo sie mit ihren zahlreichen Heeren sich lang bey uns verweilen solten, sie uns mit aller ihrer Dienstfertigkeit gar aufzehren dürften. Von der Gefahr, worinnen sie das ganze Land und die Einwohner setzen, nichts zu gedenken. Es ist wahr, daß sie auch vieles Geld mitbringen; Allein solches wird sehr ungleich ausgetheilet;

des einen Nutzen iſt insgemein des andern Schaden.

Die engliſchen Truppen waren nicht ſobald hier in dieſer Gegend eingerückt, ſo kamen auch die Hannöveriſchen mit dem Anfang dieſes Monats anmarſchiret; ſie formirten das zweyte Treffen, hinter dem engliſchen Lager: welches von dem Gutleuthof bis über Griesheim ſich hinzog: hier hatten die Engelander ihr Geſchütz und ein paar ungeheure groſſe Heerpaucken auf einem Wagen, von deſſen fürchterlichen Thon vielleicht die Feinde nicht weniger erſchrecken ſolten, als ehemahls die Mauren von Jericho von dem Schall der iſraelitiſchen Poſaunen. Die öſterreichiſche Armee ſtehet oberhalb Höchſt, unter Anführung des Herrn Herzogs von Aremberg, eines der würdigſten Feldherrn der Königin von Ungarn.

Schönere Truppen als die hannöveriſche hat man hier noch nicht geſehen. Es iſt ein ganz auserleſenes Volk; Allein ziemlich wild und dem Trunk dergeſtalt ergeben, daß man öfters die ganze Heerſtraſſe mit rothen Röcken und betrunkenen Leuten bedecket ſahe. Dieſes iſt nicht allein ihr Fehler, ſondern ſie ſuchen auch ihre Tapferkeit ſehr zur Unzeit bey allerhand Händeln und Scharmützeln zu zeigen. Man ſiehet unter ihnen, wann ſie in der Stadt ſind, beſtändig bloſſe Schwerdter und blutige Köpfe. Ihre Befehlshaber ſind gröſten Theils die belebteſten und artigſte Leute von der Welt. Etliche unter ihnen

sowohl als unter den Gemeinen, befleissen sich auch einer besondern Gottesfurcht. Die Betstunden, welche alle Abende öffentlich vor dem Regiment gehalten werden, haben etwas sehr andächtiges und erbauliches. Die Menschen sind durchgehends gemischt, doch so, daß, wenn man sie unter ihrem Geistlichen siehet, sie alle fromm scheinen: So viel ist gewiß, daß man, den Soff ausgenommen, nicht leicht ein schöner Volk sehen kann; Denn obgleich die Preussen im Exerciren und Feuern es den Hannöverischen zuvor thun, so sind sie doch lange nicht so wohl gekleidet. Die Hannöverische haben das Mittel getroffen, zwischen der preußischen und der englischen Kleidungsart. Jene ist allzuschlampigt und herunter hängend. Die hannöverische aber ist nett, zierlich, wohlgepaßt und bedeckt den Leib nach Nothdurft.

Ich fahre öfters beydes in die englische und hannöverische Läger, und komme selten zurück, daß ich nicht etwas neues darinnen beobachtet hätte. Ich lernte unter andern auch den General Onslow kennen, der einer der vornehmsten ist. Er hat nichts weniger als das Ansehen von einem Kriegsbefehlshaber. Er sieht einem guten, ehrlichen, dicken Bürgersmann ähnlich, der nicht viel Ceremonien macht, und mehr die Handlung als den Krieg zu verstehen scheint. Er ist aber deswegen doch ein rechtschaffener braver Mann, und thut seine Sachen besser als andre spreustige Windbeutel die nicht wissen, wie sie

sich

ſich genug Anſehen geben, immer mit Gold und Silber ſich behängen, viele Pferde, Hunde, Leibdiener und dergleichen halten, die Landleute plagen und mit ihrer geborgten Pracht, andre ehrliche Leute verachten ſollen; Wie man ſolcher Gerngroſſen bisher eine Menge allhier geſehen hat.

Unweit dem General Onslow lag auch der General Fronthom im Quartier, dieſer hat ſchon ein edleres Weſen und eine ſehr wohlgezeichnete männliche Bildung; man traut ihm aber dem ungeachtet nicht ſo viel als jenem zu. Inſonderheit muß ich das gute Anſehen des Lords Stairs bewundern. Er hat in der That etwas groſſes und erhabenes in ſeinem Weſen das ihn zugleich für einen Feldherrn und für einen Staatsmann zu erkennen giebt. Er iſt übereus wohl gewachſen und hat bey einem geſetzten Weſen viele Lebhafrigkeit und Artigkeit, unerachtet er ſchon ſechzig Jahr zurück geleget hat. Wen GOtt und die Natur mit ihren Gaben ſo ausgezeichnet und über andre Menſchen erhaben hat, der verdienet auch, daß man ihn ehret und andern vorſetzet. Die Engeländer haben dieſer anſehnlichen Leute noch viele unter ſich. Es iſt aber bey ihnen der Hofmann und der Republicaner, der Edelmann und der Bürger ſtets miteinander gemengt; doch vereinigen ſie ſich alle gleich in einerley Neigung für die Ehre ihrer Nation und für den Beyſtand ihrer Bundsgenoſſen; Allein ihr Haß gegen die Franzoſen gehet ein we-

nig

nig zu weit; Es ist eine gemeine Redensart unter ihnen, wann sie von den Franzosen reden, daß sie solche frenche Dock (französische Hunde) nennen. Dieses lautet nicht artig, und drücket die sonst den Engeländern beywohnende Vernunft (bon sens) schlecht aus; Wiewohl dergleichen Ausschweiffungen nur unter dem Pöbel gewöhnlich sind, dann es giebt unter den Engeländern wie unter allen andern Völkern rechtschaffene Leute, die ohne Vorurtheil ihre eigne Fehler und ihrer Nachbarn Tugenden erkennen.

Die Eifersucht, welche die Engeländer gegen die Hannöverische haben, verursacht viele und grosse Unordnungen. Täglich kommen sie fast hintereinander, und hauen sich einander zu schanden. Die Befehlshaber von beyden Seiten haben alle Mühe von der Welt diesem Unfug zu begegnen. Die Engeländer betrachten die Hannoveraner als Leute, die sie in ihrem Sold haben, und denen sie deswegen gleichsam gebieten wollen. Unter diesen aber giebt es einige Befehlshaber die nicht wissen, wie sie die Nase hoch genug tragen sollen. Einige treiben gar das Ceremoniel so weit, daß sie bey allen Leuten die zu ihnen kommen, erstlich die peinliche Frage anstellen lassen, ob sie auch von Adel sind, widrigen Falls wird ihnen kein Stuhl gesetzt.

Die vernünftigen Engeländer wissen von diesen Narrheiten nichts. Es kam einsmahls ein ge-

gesehener Kaufmann aus dieser Stadt zu dem Lord Stairs der ihm etwas vortragen wolte, und vorher die Demuth bey einem hannöverischen General gelernet hatte; Er zeigte sich deswegen vor dem englischen Heerführer mit vielen Verbeugungen. Der Lord bat ihn ohne Ceremonie sich zu ihm zu setzen; jener aber wolte es aus Bescheidenheit nicht thun. Damit ergrif ihn der Lord bey dem Ermel, setzte ihn neben sich auf einen Stuhl, und sprach: Sehen sie, mein Herr, so können wir gemächlich miteinander reden.

Den 15. dieses wurde der Bürgerschaft in Frankfurt angekündiget, mit Ober- und Untergewehr auf ihren gewöhnlichen Posten zu erscheinen, wann sie drey Stückschüsse hören würden. Auch wurde diesen Tag der Maynstrohm gesperret; indem man alle Stunde und Augenblicke sich einer Schlacht vermuthete; So sehr man aber beyderseits sich einander die Vortheile suchte abzugewinnen, so wolte sich doch die Gelegenheit darzu nicht sobald fügen.

Die Allirten waren ungleich schwächer als die Franzosen; allein sie waren desto begieriger ihren Feinden unter das Gesicht zu gehen. Beydes die Engeländer und Hannoveraner, sowohl als die Oesterreicher hatten ein unmäßiges Verlangen zu fechten. Wie konnte es anders seyn? Sie hatten sich bisher im Ueberfluß gefüttert und ihre martialische Geister wurden noch täglich mit hi-

zi-

tzigen Getränken angebrant. Es hieß ein Engeländer fresse für drey und fechte für sechs; Auf diese Weise wären sie also weit stärcker, als die Franzosen.

Sie zogen den 10. dieses mit anbrechendem Tag in Schlachtordnung über den Mayn. Allein der grosse Wald, der zwischen ihnen und den Franzosen ist, hielt sie noch auf drey bis 4. Stunden weit von einander. Sie machten hier ihre Kriegsübungen und feuerten so tapfer, daß man nicht anders meynte, als sie wären mit den Franzosen in einem scharffen Gefechte. Das Volk lief Hauffenweiß dahin. Man bestieg hier die Wälle und die Thürme. Man sahe einen grossen Rauch; Dieses war alles; die ganze Armee bezog Abends wieder ihr Lager.

Die eigentliche Absichten dieser Maskerade ist mir unbekannt. Hätten die Franzosen davon Nachricht gehabt, so hätten sie hier die Allirten wacker abfertigen können; dann sie hätten den Wald hinter sich zur Schutzwehr und zum Rückhalt gehabt. Unterdessen hatte diese kleine Bravade diesen Nutzen, daß man den gemeinen Soldaten den Muth stärckte und sie aufmunterte an den Feind zurücken, wann man es gut finden würde, indem man ihnen glauben machte, er habe sich aus Furcht vor ihnen zurück gezogen.

In der That räumten die Franzosen dieselbe Ge-

Gegend, und zogen von groſsen Gera, wo bisher ihr Hauptquartier geweſen, ſich den Mayn hinauf bis nach Aſchaffenburg, wo ſie ſich lagerten, und zwey Brücken bey Seligenſtadt über den Mayn ſchlugen. Ihre Abſichten, wie man vorgiebt, ſollen dahin gehen, die heſſiſche und hannöveriſche Regimenter, welche im Anzug ſind und zu der alliirten Armee, unter Anführung des Prinzen Georgs von Heſſen und des hannöveriſchen Generals von Luchtleben ſtoſſen ſollen, abzuſchneiden.

Der König von Engeland iſt unterdeſſen zu Hanau angekommen. Die ganze alliirte Armee aber iſt diſſeits den Mayn hinauf, bis in die Gegend von Aſchaffenburg gezogen. Dieſer Aufbruch geſchahe den 16. und 17. in völliger Schlachtordnung.

So ein groſſes Gewühl bisher vor und in dieſer Stadt geweſen iſt, ſo ſtill iſt es nun ſeitdem die beyden Armeen ſich von hier weg gezogen haben. Ob es nun bald, wie man meynet, zu einem Haupttreffen kommen dürfte, ſolches wird ſich zeigen; dann es iſt unmöglich, daſs ſich die Alliirten in derjenigen Stellung, worinnen ſie ſtehen, lang ſolten erhalten können. Wir ſind alſo hier in ſteter Erwartung einer groſſen Begebenheit. Ich werde nicht ermangeln Ihnen von allen Vorgängen zu rechter Zeit Bericht ab-

abzuſtatten, der ich mit allem Eifer beſtändigſt verharre,

Mein Herr,

Frankfurt, den 22. Jun. 1743.

Dero gehorſamſter und ergebenſter Diener.

XXV. Brief.

Die Schlacht bey Dettingen.

Omnis in ferro eſt ſalus.

Sen. in Herc. Fur.

Mein Herr,

Mein letztes Schreiben vom 22ſten hat Ihnen von der Vermuthung einer baldigen Schlacht Meldung gethan. Solche iſt auch würklich wenig Tage hernach, nemlich den 27. verwichenen Monats vorgefallen: Ich habe Ihnen aber nicht ehender davon die Umſtände berichten können, als bis ich ſolche mit

mit vieler Mühe selbst in Erfahrung gebracht habe.

Solte man sagen, daß in einer Begebenheit die sich gleichsam vor unsern Augen zugetragen hat, die Wahrheit so schwer auseinander zu wickeln sey? Was sollen wir nun von den alten Geschichten glauben, zumahlen von solchen die zu denen Zeiten sind geschrieben worden, da nur die Geistlichen allein die Feder führten? Was Wunder, daß wir darunter so viele Iliaden und trojanische Helden finden, die ihren Ruhm nicht sowohl ihren Thaten, als den guten Einfällen der Poeten und den Fabelschreibern zu danken haben.

Was die Schlacht bey Dettingen betrift, so muß man den Franzosen das Zeugniß geben, daß sie ihre Anstalten besser gemacht haben als die Alliirten. Die ganze Stellung ihres Lagers von Seligenstadt bis nach Aschaffenburg längst dem Maynstrom war schön. Die vortheilhaften Postirungen, die sie allenthalben aussetzten, um sich Meister von diesem Strom zu machen, schnitten den Alliirten, welche disseits ihr Lager aufgeschlagen hatten, alle Zufuhr ab. Diese sahen sich zwischen einer waldigten Anhöhe und zwischen dem Mayn in engen Gränzen eingesperret. Kein Schiff und keine Fuhr konnte bey Dettingen vorbey fahren, ohne Gefahr zu laufen, von dem feindlichen Geschütz in Grund oder zusammen geschossen zu werden.

Da nun die Allürten weder Magazine, noch Zufuhren in dieser Gegend hatten; so äusserte sich der Mangel gar bald in der Armee; dieser nöthigte sie auch würcklich den 27. Jun. wieder aufzubrechen, und sich in die Gegend von Hanau herunter zu ziehen.

Der Marschall von Noailles hatte davon in Zeiten Nachricht. Er sahe sich im Stand die Allürten auf diesem Marsch anzugreiffen, und sich einen Siegescranz zu erwerben. Alle seine Anstalten darzu waren klug und vorsichtig ausgedacht. Er ließ zwey Brücken bey Seligenstadt über den Mayn schlagen und setzte darüber mit einem Heer von ungefehr 23000. Mann. Es fand sich zwischen klein Welnitzheim und Dettingen ein flaches Feld, dieses ließ er von seinen Völkern einnehmen.

Die Allürten, welche auf diesem Marsch dem Feuer des französischen Geschützes stark ausgesetzet waren, stutzten nicht wenig, als sie auch bey Dettingen ihre Feinde in Schlachtordnung sahen; sie musten sich also setzen, so gut sie konnten, und den Angriff erwarten.

Dieser geschahe Nachmittags um 1. Uhr von dem königlichen Hauß mit dem Degen in der Faust. Die Wuth dieser auserlesenen Krieger war so groß, daß sie von einem dreymahligen Feuer, welches einige englische Regimenter auf sie machten, sich nicht zurück weisen liessen, sondern

dern nur deſto hitziger auf ſie eindrangen, und ſolche bey nahe auch über den Hauffen warffen. Die übrige franzöſiſche Reuterey ſchien mit gleichem Vortheil zu fechten, und hatte bereits durch einige öſterreichiſche Regimenter ſich Oeffnung gemacht, als zu ihrem Unglück das zweyte Treffen des öſterreichiſchen Fußvolks mit Nachdruke unterſtützte, und die ſchon halb gebrochene Linien mit ſchneller Behendigkeit herſtellte.

Die Alliirten hätten dem ungeachtet doch allem Anſehen nach, das Feld räumen müſſen, wann nicht ein grauſames Feuer von einer kleinen Anhöhe, welche das hannöveriſche Geſchütze zu gutem Glück noch eingenommen, die franzöſiſche Reuterey jämmerlich zu Boden geſtreckt hätte. Es können diejenigen ſo dieſe gräßliche Niederlage mit angeſehen haben, nicht genugſam den Jammer beſchreiben, wie dieſe ſchöne Leute ſo ſchnell, und ſo erbärmlich, in dem tapferſten Gefecht ſind zuſammen geſchoſſen worden. Die Kartätſchen thaten hier für die Alliirten eine zwar gewünſchte aber auch zugleich abſcheuliche Würkung.

Dieſes war noch nicht genug: Das mörderiſche Geſchütz war es nicht allein, ſo dieſe brave Leute durch ſein hölliſches Feuer zuſammen ſchmelzte. Die Engeländer wurden durch das Blut, welches ſie auch unter ihnen riſſeln ſahen, in ihre gewöhnliche Wuth geſetzt. Ihre Reuterey ſtürmte mit gleicher Macht auf die unglückliche

Franzoſen loß, die, weil ſie von keinem Fußvolk unterſtützet wurden, ganz unbarmherzig zuſammen gehauen, zerfetzt und zerſtochen wurden. Die Engeländer meynten Anfangs die franzöſiſche Reuter hätten die Kunſt ſich veſt zu machen; weil ihre Schwerdter auf ihren Scheiteln nicht eindrungen; Dieſe hatten ſich nicht allein mit guten Cüraſſen, ſondern auch mit creutzweiſen eiſernen Ringen unter den Hüten verwahret. Die Engeländer zerſtachen und zermetzelten deswegen dieſe arme Leute auf das grauſamſte, als ſie ſich von ihnen Meiſter ſahen. Diejenigen die ſich noch mit der Flucht zu retten ſuchten, warffen ihre Küraſſe und ihre Waffen von ſich, um deſto leichter den mörderiſchen Händen ihrer Feinde zu entrinnen. Einige Nachrichten melden, die Unordnung und Verwirrung unter den Flüchtigen ſey dermaſſen groß geweſen, daß einer den andern von den Brücken in den Mayn geſtoſſen hätte; Allein, man weiß, daß die Franzoſen ſich hinter einer Schanz und einem Graben, die ſie bey Dettingen aufgeworffen hatten, wiedernm verſammlet, und darauf in guter Ordnung ſich über den Mayn zurück gezogen haben. Etliche hundert die im Schrecken durch den Fluß ſetzen wollen, und des Furthes, wo man durchwaden konnte, verfehlten, fanden im Waſſer den Tod, dem ſie im Feuer zu entfliehen ſuchten. Einige dieſer verunglückten Leichname kamen ſogar bis an die hieſige Brücke geſchwommen, und wurden von den Schiffern aufgefiſcht. Genug: die Alliirten erhielten das Feld.

Der

Der König von Engeland hatte währender Schlacht vor der Spitze seiner Armee gehalten, und in eigener Person die Befehle ertheilet. Jedermann giebt diesem grossen Monarchen und seinem würdigsten Sohn, dem Herzog von Cumberland, das Zeugniß, daß sie mit wahrer Standhaftigkeit und einem recht erhabenen Muth ihre hohe Posten wahrgenommen und sich keiner Gefahr entzogen haben. Wie davon die Wunde, welche der muntre Prinz durch einen Musketenschuß durch das dicke Bein empfieng, und einige Reuter von des Königs Leibwache, welche die feindliche Canonen hinter ihm wegnahmen, sattsames Zeugnis geben.

Der Herzog von Aremberg, der die Oesterreicher mit seiner gewöhnlichen Tapferkeit anführte, bekam einen Schuß auf die Brust. Dem hannöverischen General Mouron und seinem ältesten Sohn wurden mit einer Canonenkugel jedem ein Bein abgeschossen; Clayton aber einer der besten englischen Generale, blieb auf der Stelle. Andere vornehmen Herren, die theils hart verwundet, theils auf dem Kampfplatz geblieben, nicht zu gedenken. Von französischer Seite wurde der Prinz von Dombes und der Herzog von Boufleurs verwundet; Der Herzog von Rochechouart aber getödtet. Der Herzog von Harcourt und der Herr Duchatre sind gefährlich verwundet. Die Namen der übrigen vornehmen Befehlshaber, die auf dem Platz geblieben, finden Sie in beygehender Verzeichnis.

Sie können daraus urtheilen mein Herr! wie hitzig das Gefecht müsse gewesen seyn.

Die Franzosen haben besonders viele brave Leute verlohren, denn sie wurden wie schon gemeldet, von dem Geschütz der Alliirten abscheulich zusammen geschossen. Das königliche Hauß wurde dreymahl übern Hauffen geworffen, und doch gieng es allemahl wieder mit unglaublichem Muth in das dickste Feuer. Man urtheile daraus von dessen Verlust, welcher um so viel beträchtlicher ist, weil diese Truppen aus der schönsten Reuterey von ganz Frankreich, und aus dem Kern des untersten Adels bestehen. Man rechnet überhaupt auf französischer Seite an Todten und Verwundeten über 2. bis 3. tausend Mann; Die Zahl der Gefangenen aber soll sich über 1500. Mann erstrecken.

Den Verlust der Alliirten rechnet man auf tausend Mann geringer; wiewohl sie solchen nur, nach beyliegender Liste auf 1600. beydes an Todten und Verwundeten angeben: Die Hannoveraner sollen von den vier Regimentern Sommerfeld, Sastrow, Monroy und Böselager allein über 1800. Mann eingebüsset haben, Wäre dieses Vorgeben richtig, so müste nach Maasgebung der österreichischen und englischen Fußvölker, die stark im Feuer waren, eine sehr grosse Anzahl geblieben seyn. So viel ist gewiß, daß die Franzosen ihrem Uberwinder die Ehre,

des Siegs und die Einräumung des Kampfplatzes theuer verkauften.

Ueberhaupt entscheidet diese Kriegshandlung, so blutig sie auch war, in der Hauptsache nicht das mindeste. Es ist auch das ganze Gefecht mehr ein hitziges Scharmützel als eine ordentliche Feldschlacht zu nennen; indeme der Raum von beyden Seiten es nicht verstattete sich nach den Regeln des Kriegs in eine ordentliche Schlachtordnung zu stellen; Dergestalt, daß von 40. tausend Mann als die Alliirten stark waren, kaum der vierte Theil und von 23000. Franzosen, die über den Mayn gegangen waren, nur 15000. an das Feuer gekommen sind. Man bemerket bey diesem vorgefallenen Treffen verschiedene sehr merckliche Fehler, die auf beyden Seiten sind begangen worden.

Von Seiten der Alliirten bemerket man als einen grossen Fehler: 1) Daß sie sich in einen Paß bey Aschaffenburg haben einsperren lassen, wo sie weder Magazine, noch Zufuhr, noch Lebensmitteln hatten und wo das feindliche Geschütz, jenseit des Mayns, ober und unterhalb klein Ostheim, die ganze Heerstrasse bestreichen konnte.

2) War es eine üble Kriegszucht bey den Engeländern, daß sie die Landleute daherum, welche catholisch waren, wegen ihrer Religion ausspotteten, und ihnen deswegen übel begegneten,

auch einige sogar über ihr Vieh herfielen; wodurch sie dieselbe dermassen erbitterten, daß sie die Engeländer für ihre Feinde hielten, und alles was sie konnten, mit sich in die Wälder schleppten.

Der König von Engeland ließ zwar dergleichen Ausschweiffungen auf das schärfste verbieten. Unterdessen aber musten seine Truppen, die sonst an ihr frisches Fleisch gewohnt sind, ein ungewohntes Fasten halten, und viele unter ihnen sowohl als unter den Oesterreichern und Hannoveranern, den bittern Hunger leiden. Bey welchen Umständen sichs in der That nicht gut fechten lässet.

3) Der dritte Fehler, welcher sich fast alle Zeit bey einer allirten Armee zu äussern pflegt, war das Mißverständniß derjenigen, welche die verschiedene Truppen commandirten. Hier setzt es allezeit starke Wiedersprüche und langsame Berathschlagungen, darüber der Zeitpunct, in welchen sich alles schon regen und bewegen solte, höchst nachtheilich verstreicht. Insonderheit setzte es zwischen dem Lord Stairs und dem alten österreichischen General, Grafen von Neuperg einen harten Wortwechsel. Dieser wolte sich von jenem nichts einreden lassen, weil er vermeynte mehr Erfahrung zu haben, und den Krieg besser zu verstehen; Worüber ihn der englische Feldherr einen wunderlichen und eigensinnigen Mann betitelte. Der eine war der Mey-

nung,

nung, daß die Franzoſen oben zu Aſchaffenburg, und der andre, daß ſie bey Seligenſtadt über den Mayn gehen würden. Bey dieſen verſchiedenen Meynungen war man ſo lang unſchlüßig was man thun ſolte, bis die Franzoſen durch ihren Uebergang bey Seligenſtadt die Frage entſchieden, und es nicht viel mehr fehlte, das ganze Gepäcke der Alliirten wäre ihren Feinden zu Theil worden.

4) So fehlte es auch an nöthigen Karren und Wägen, das Gepäcke hurtig vom Weg zu bringen, daher es geſchehen, daß ſie viele Sachen zu Aſchaffenburg und in derſelbigen Gegend zurück lieſſen, welches nachgehends theils in die Kirche zuſammen getragen wurde, theils aber dem Landmann als eine gute Beute in die Hände gerieth. Die Packwägen ſelbſt, als die Franzoſen bey klein Oſtheim den Angriff thaten, muſten ſich gleichſam wie auf der Flucht nach dem Wald zu retten, dergeſtalt daß ſie ſich ſelbſt einander in die Räder fuhren, und übern Haufen rannten. Auch blieben dabey einige Canonen, die ſie am Ufer des Mayns gepflanzet hatten; ja, was ihnen am wenigſten Ehre macht, etliche hundert elendig Verwundete zurück, deren ſich die Franzoſen großmüthig annahmen.

Die Franzoſen begiengen ihrer Seits keine geringere Fehler. Sie hätten ihren Feinden den gröſten Streich anbringen können, wo ſie den ſo klug entworffenen Plan mit mehr Behutſam-

keit befolget und vorsichtiger ausgeführet hätten. Allein so bemerkte man dieses als einen Hauptfehler, daß sie an statt

1) Eine Schanze mit einer Linie, die zu ihrer Bedekung hätte dienen können, hinter das Treffen machten, da ihnen solche zu einer trefflichen Schutzwehr würde gedienet haben, wann sie solche vor das Treffen gesetzt hätten. Sie musten also nachgehends da ihren Rückhalt suchen, wo sie ihren Angriff hätten unterstützen sollen.

2) Rückten sie zu langsam und zu spät dem Feind entgegen, und liessen ihm Zeit und Weile sich in eine tapfere Gegenwehr zu setzen; da sie sonst die ganze feindliche Armee, mit samt dem Gepäcke, in eine gräßliche Verwirrung würden gebracht haben, wann sie nur einige Stunden früher den vortheilhaften Posten bey Dettingen eingenommen hätten.

3) Der dritte Fehler war, daß sie in das Dorf Dettingen nicht einen Trupp von 10. bis 12. tausend Mann zum Hinterhalt legten, da sie doch an Volk keinen Mangel hatten, und die wenigste zum Gefecht kamen. Dieser Posten wäre ihnen in der That von der grösten Wichtigkeit gewesen, und hätte die ganze feindliche Armee vermittelst einer kleinen Verschanzung, aufhalten können.

4) Vier-

4) Viertens lies man den königlichen Haustruppen die Ehre, mit dem Degen in der Faust die Feinde anzugreiffen, ohne daß man solche mit nöthigen Fußvölkern unterstützet. Denn da sie die Menge gegen sich hatten, so half ihnen ihre Tapferkeit nichts; sie wurden vielmehr schrecklich zusammen geschmissen, und musten sich endlich gar, da sie also getrennet und übel zugerichtet waren, in Unordnung zurück ziehen.

Einige wollen, sie hätten den Befehl gehabt, blos mit dem Degen in der Faust zu fechten und kein Feuer zu geben. Ich begreiffe nicht die Ursache eines so ausserordentlichen Befehls; es sey dann, daß man von ihrer Hurtigkeit und von ihrer Hitze zu fechten, sich zum voraus dieses versprach, daß sie die vorstehende Regimenter Fußvolk auf einmal überraschen und zusammen hauen würden; allein da diese von andern unterstützet wurden, so hätten sie erstlich auf sie losfeuern, und hernach den Degen gebrauchen sollen. Man beschuldiget zwar die königliche Haustruppen, daß sie aus einer unzeitigen Hitze den Angriff gewagt, ehe sie den Befehl erhalten hätten, und ehe man darzu die Anstalten hätte machen können, sie, der Nothdurfft nach, zu bedecken.

Es ist auch dieses aus allen Umständen sehr wahrscheinlich; dann die Franzosen verstehen den Krieg allzuwohl, als daß sie einen so nöthigen Umstand nicht solten beobachtet haben. Es ist aber bekannt, wie sehr das unzeitige Feuer sol-

cher aus bloſſer Ruhmſucht fechtenden jungen Kriegsleute der Uebereilung und allzulebhafften Bewegung unterworffen iſt.

So hitzig und mörderlich im übrigen dieſes Gefecht von beyden Theilen war, ſo mitleidig und ſo groſsmüthig bezeigte man ſich darauf gegen beyderſeitige Kriegsgefangene und Verwundete. Jeder lies hier ſeinen Feinden gleiche Wartung und Verpflegung, wie den Seinigen, genieſſen. Dieſes heiſst den Krieg als vernünftige und geſittete Völker führen. Ich will nicht ſagen als Chriſten, denn dieſer Artickel, ob, wie und wann Chriſten, als Chriſten, Kriege mit einander führen können, iſt noch nicht erörtert, ob ich gleich zugebe, daſs ein Chriſt auch einen Soldaten abgeben mag; nemlich in ſo weit er ſeinem Vaterland, oder auch ſeines Unterhalts wegen einem fremden Fürſten dienet. Er muſs aber daraus ſein Werck machen, die Ordnung, die Gerechtigkeit, das Mitleiden und die Menſchenliebe auch mitten unter den Waffen, ſo viel er kann, in allen Vorfällen und Umſtänden heilig hertzhafft zu erhalten.

Ich bin mit vollkommener Verehrung,

Mein Herr,

Franckfurt den 12. Julii 1743.

Dero gehorſamſter und ergebenſter Diener.

XXVI. Brief.

XXVI. Brief.

Von den Begebenheiten nach der Schlacht bey Dettingen.

Aequior caſum tulit & procellas
Mille qui ponto pariter carinas
Obeni vidit tabulaque littus
Naufragia ſpargi.

Seneca Trag. 6.

Mein Herr,

Nach der Schlacht bey Dettingen, davon ich Ihnen in meinem vorigen eine ausführliche Nachricht gegeben habe, beginnet hier alles auf einmal wieder lebhafft zu werden. Das Gewühl in dieſer Stadt iſt gröſſer als jemals, und die Straſſe zwiſchen hier und Hanau iſt ſtets mit Wägen, Pferden und Menſchen bedeckt.

Der Kayſer kam gleich den andern Tag nach dieſem blutigen Treffen wieder in hieſige Stadt. Man hat alſo hier nicht Augen genug, um zu ſehen, noch Ohren um zu hören. Man hoffet es werde nun Friede geben; denn man ſiehet nicht, wohin der gute Kayſer weiter ſeine Zuflucht nehmen will. Der groſſe Prinz Wilhelm von Heſſen ſoll in dieſer Sache bemühet ſeyn, einen Mit-

telſte

telsmann abzugeben. Man weiß was die Fähigkeit und das Ansehen dieses klugen Herrn in den heutigen Geschäfften von Europa vermag. Man siehet ihn beständig bald hier bey dem Kayser, bald in seiner eignen Stadt Hanau bey dem König von Engelland. Der erfahrne General von Seckendorff zeiget sich auf gleiche Art beschäfftiget, und man weiß daß er mehr Verlangen hat Frieden zu machen, als die kayserliche Armee nach den Maximen des französischen Hofs zu commandiren.

Den 7. dieses wurde ein Danckfest wegen des erfochtenen Siegs über die Franzosen in dem alliirten Lager bey Hanau gehalten. Traurige Freuden-Lieder, die andere Menschen so viele Thränen kosten. Ich bin allezeit auf der Seite der Unglücklichen. Ich beklagte also die arme Franzosen, welche ihre Verwundete mit etlichen hundert Wägen über den Rhein führeten. Man kann nicht läugnen, daß sie nicht wacker gefochten, und hätte man nicht so lang gezaudert, das vordere Treffen mit gleicher Macht zu unterstützen, so würde es um die Alliirten schlimm ausgesehen haben. Ich kann den Hohn und die Bosheit nicht mehr ertragen, womit man den armen Franzosen hier begegnet. Es ist nicht anders, als ob man den Himmel noch zu mehrern Strafen reitzen wolte; denn man treibet die Grausamkeit und den rasenden Blutdurst allzuweit. Man siehet hier allenthalben auf den Strassen, wo sich die Franzosen und Alliirten

einander ausſtoſſen, blutige Scharmützel, wobey der hieſige Pöbel meynet, er ſey nicht ehrlich, wann er es nicht mit dieſen gegen jene hielte. Und dieſes geſchiehet in Gegenwart des Kayſers, für welchen die Franzoſen die Waffen führen. Es erſcheinen gegen dieſes teutſche Oberhaupt die anzüglichſte und ſchändlichſte Pasquillen. Man ſchreyet vor ſeinem Pallaſt mit frecher Kehle: Vivat, es lebe das Haus von Oeſterreich! Ja der junge Hanshagel iſt gar ſo teufelhafft, daß, wo er einige Franzoſen erblicket, die etwas kauffen oder ſich ſonſt in der Stadt ein wenig umſehen wollen, er ſolches den Hannoveraner verräth, und ihnen dieſelbe über den Hals ſchickt.

Vor einigen Tagen gerieth ein junger Franzos unter dieſen unſinnigen Pöbel. Er hatte Streit bekommen, indem er zwiſchen zweyen ſtreitenden wolte Friede machen. Er bekam für ſeinen chriſtlichen Dienſt wackere Schläge; Er wolte ſich mit der Flucht retten. Der Pöbel aber wolte ſeine Wuth recht gegen ihn auslaſſen. Einer bekam denſelben hier der andere da bey dem Flügel zu faſſen und ſchmiß ihn in den Koth. Ich kam eben darzu, als man dieſen armen Menſchen ſo übel tractirte. Ich fragte was er gethan hätte und erhielt zur Antwort: Es iſt ein Franzos. Ich bat darauf einige ehrliche Bürgersleute, die da zugegen waren, ihm durchzuhelffen. Iſt dieſes nicht ein ſchönes Jus Naturæ & Gentium?

Den 12ten dieses verlieſſen die Franzoſen ihr bisheriges Lager bey Offenbach, von da ſie ihre Poſtirungen bis an die hieſige Stadt ausgeſtellet hatten. Es hies zwar, ſie würden die bey Dettingen erlittene Niederlage zu rächen ſuchen; allein es iſt ſolches nicht zu vermuthen. Die Truppen ſind einmal geſchreckt, und ihre Befehlsh. aber werden froh ſeyn, wann ſie nur noch den Wohlſtand retten und ihr Lager behaupten können; zu dem arbeitet man jetzo ſtarck an einem Waffenſtillſtand.

Am kayſerlichen Hof herrſchet ein ungemeiner Geldmangel. Der Kayſer ſoll demnach bey ſo vielen Wiederwärtigkeiten, die ihn allenthalben verfolgten, völlig entſchloſſen ſeyn, ſich mit dem König von Engelland zu vergleichen. Wie dann auch ſchon würcklich hundert tauſend Gulden zur nothdürfftigen Unterhaltung deſſelben in Franckfurt bereit liegen. Allein auch dieſe Unterhandlung dörfte ſich durch die ſchlaue Verwirrungen der franzöſiſchen Rathſchläge vernichtigen.

Die Alliirten machten die erſte Bewegung, indem ſie mit ihrer Armee bey Hanau aufbrachen und ihr voriges Lager bey Griesheim wieder bezogen. Ich bewunderte bey dieſem Marſch die hannöveriſche Reuterey; Ich meyne nicht, daß man eine ſchönere ſehen könnte; das geringſte Pferd darunter war beynahe hundert Thaler werth.

Ich

Ich sahe bey dieser Gelegenheit das erstemahl den General Mentzel. Er war für Verwunderung über diese schöne Reuterey gantz ausser sich. Ich traf darauf diesen berühmten Partheygänger noch ein paarmal in Gesellschafft an; er macht, wann ich es sagen darff, dem Kriegsstand wenig Ehre. Solte man dergleichen Leute zu Generalen machen und ihnen ein Commando anvertrauen? Man wolle mir es zu gut halten. Dieses heißt das menschliche Geschlecht und die allezeit heilige Rechte, die solches zusammen verknüpffet halten, einem Barbaren preis zu geben. Dieser fürchterliche Mensch hat nichts als einem blinden Glück und seiner närrischen Verwegenheit sein gantzes Ansehen zu dancken; dann er ist in der That nichts anders als ein wahrhafftiger Horribilicribrifax; ein abentheuerlicher Ritter, dergleichen man noch in den alten Holtzschnitten abgedruckt findet. Er hat weder Sitten noch Lebensart, seine Geschichtsbildung ziehet sich starck in das wilde und lächerliche. Er geberdet sich bey den Damen als ein Thersites, und verfällt, wann er artig thun will, so weit in das alberne, daß man über ihn, wie über einen Pickelhäring lachen muß. Er ist dabey überaus großsprecherisch und voll närrischer Einbildungen. Er gauckelt den gantzen Tag mit seinen Hussaren hier und um die Stadt herum und kleidet sich so romanisch bund und prächtig, daß ihm die Buben auf der Strassen nachlauffen. Wen er besuchen kommt, den nöthiget er, sich mit ihm zu besauffen; er bestellet selbst darzu die Musicanten

ten, denn dieſe muß er immer um ſich haben, nicht um einige Concerte anzuhören, ſondern um zu brummen, zu fiedeln, zu pfeiffen und ein Runda zu machen. Wer alſo einmal die Ehre von ſeinem Zuſpruch genoſſen hat, der ſuchet gewiß das zweytemal ihm aus den Weg zu gehen (*).

Obgleich die Armee der Alliirten ſich wieder herunter in ihr altes Lager gezogen hatte, ſo blieb doch der Generalſtab noch meiſtens zu Hanau, bey dem König von Engelland. Dieſe Stadt, welche ſonſt weitläuftig und groß genug iſt, war dadurch von Fremden ſo angefüllt, daß die Einwoh-

(*) So ſahe der groſſe Held, der berühmte Mentzel aus, der fürchterliche Mann iſt todt und niemand iſt von den Seinigen übrig den dieſes freye Urtheil beleidigen konnte; ſonſt würde ich ſolches weggelaſſen haben. Der Tod dieſes Partiſans, der ein Jahr hernach erfolgte, krönte das Ende eines ſo zierlichen Lebens. Er hatte die Ehre gehabt mit dem Herrn Landgrafen von Darmſtadt zu ſpeiſen und ſeinen Heldengeiſt, der Gewohnheit nach, mit guten Getränken erhitzet. Er begab ſich alſo darauf von brauſender Tapferkeit nach der Aue auf dem Rhein, wo gegen über die Franzoſen ſtunden. Er ſchimpfte und ſchalt auf ſie, nach der Art wie der Pöbel ſich einander zu begrüſſen und zu Gaſt zu laden pflegt. Er neigte dabey ſogar, wie man ſagt, ſeinen Hinterleib nach ihnen und zeigte denſelben, wo ſie hinſchieſſen ſolten. Dieſe ſchoſſen wie gebeten. Eine Kugell pfiff auf ihn los und warff ihn zu Boden. So kam Mentzel aus der Welt.

wohner kaum selbst für sich noch Raum hatten. Das Gedränge bey Hof war ungemein. Jedermann war begierig den König von England und seinen tapfern Prinzen zu sehen.

Diese Gegenwart eines so hohen Monarchen ziehet noch täglich andere grosse Herren nach sich, worunter insonderheit die Ankunfft des Prinzen Carls von Lothringen und des Grafen von Rhevenhüller merckwürdig ist. Man hofft der Krieg in unsern Gegenden werde geendiget seyn; dargegen aber dörfften die Sachen wohl dahin ausfallen, daß man dem Wiener Hof wegen des Verlusts von Schlesien mit der Eroberung von Lothringen mögte zu trösten suchen. Zu welcher Unternehmung der tapfere Prinz Carl sich desto freywilliger wird gebrauchen lassen, in Betrachtung, daß diese Länder seine Vorfahren so lange inne gehabt haben und nur mit der Bedingung der pragmatischen Sanction an Franckreich gekommen sind: da nun Franckreich dieser nicht nachgelebet, so ist es gantz juristisch, daß man mit Recht und Fug sie wieder demselben wegnehmen kann. Allein so leicht dieses Recht zu entscheiden ist, so schwer dörfte es zu erlangen seyn. Ich könnte Ihnen von einer Menge sogenannter Projecten Eröffnung thun, welche gemacht werden um den Frieden herzustellen; allein die Sachen sind allzusehr gemengt und verwirrt, und wann nicht GOtt selbst, vermöge seiner ihm allein vorbehaltenden hohen Majestätsrechten, den Plan auf einmal verrückt und einen Ausweg zei-

get, so dörften wir noch lang im Wirbel herum getrieben werden. Wäre nur das Reich einig, so könnte alles gerichtet und geschlichtet werden. Allein so hält man sich über die kleinsten Dinge auf und lässet inzwischen Land und Leute, Rom und Reich, wie man zu sagen pflegt, verderben. Ein unnützer Schwätzer, ein unbescheidener Partheygänger, ein zänckischer Pfaffe, ein Wortwechsel den mehr der Wein erhitzet als die Vernufft belebet, der Vorzug bey der Vergebung einer Würde, welche Eifersucht erreget, ein heimlicher Groll eines andern gute Rathschläge zu verwirren und seine eigne gelten zu machen. Solten Sie sagen, mein Herr, daß alle diese Dinge so grosse Einflüsse in die wichtigsten Geschäffte der Menschen und in die Wohlfart von Europa hätten. Man sage uns viel von Staatsinteresse, von Gleichgewicht, von Gerechtsamen: glauben Sie mir, alles dieses sind blosse Chimären; der tausendste hat davon keinen gründlichen Beariff, und dennoch spricht er davon als von den wichtigsten Dingen in der Welt. Gebraucht man ihn darzu, soll er Rath schaffen; soll er etwas deswegen unternehmen, so muß er zuerst mit seinem kleinen Staatsinteresse, mit einem Weibsbild oder dem Beichtvater, oder mit seinen anderwärtigen nichts bedeutenden Absichten sich berathen. Diese setzen seinen Handlungen Maas und Ziel; und nachdem er bey den Grossen in der Welt viel vermag, nach dem müssen sich auch die wichtigsten Dinge darnach formiren, drehen und wenden.

Ich

Ich finde ſo wenig wahrhafftig redliche und patriotiſche Seelen in der Welt, daß ich mich bald Gewiſſens halber ſchäme, denen groſſen Excellenzen von kleinem Geiſt bey Hof noch viele demüthige Verbeugungen zu machen; dann da ich ihre Schwäche habe kennen lernen, ſo muß ich nothwendig einen Heuchler abgeben, um ein artiger Hofmann zu ſeyn. Was ſoll ich ſagen?

Vertitur interea coelum redit Oceano nox
Involvensque umbra magna terramque polumque
Mirmidonumque dolos (*)

Ich entferne mich von allen dieſen zweydeutigen und liſtigen Anſchlägen, welche unter dem Schatten der gröſten Redlichkeit ſich zu verbergen wiſſen, und verharre

Mein Herr,

Franckfurt den 28. Julii 1743.

Dero ergebenſter und gehorſamſter Diener.

(*) Virgil. Aeneid. L. II.

XXVII. Brief.

Anmerkungen über das Schreiben eines fränckiſchen von Adel.

Hortor ne ignoſcendo malis, bonos perditum eamus.
Saluſt. in Jugurth.

Mein Herr,

Sie verlangen meine Gedancken über das Schreiben eines fränckiſchen von Adel an den Churfürſten von Maynz, welches bey Ihnen ein groſſes Aufſehen macht, zu wiſſen. Ich will Ihnen ſolche in aller Kürtze mittheilen.

Der Verfaſſer nennet ſich einen fränckiſchen von Adel: Er ſey wer er ſey; er mag ein ehrlicher teutſcher Patriot ſeyn, der für die gemeine Wohlfart eifert. Seine Gedancken ſind wohl ausgedruckt. Erfahrung, Einſicht und eine glimpfliche Schreibart, machen ſolches ſchätzbar; dem ungeachtet ſo finden ſich in dieſer Schrifft hin und wieder einige Sätze, deren zureichenden Grund ich in der Verhaltniß der gegenwärtigen Umſtände nicht finden kann, und welche deshalben eine kleine Beleuchtung verdienen.

Der

Der Eingang begreifft einige Höflichkeiten, die der Verfaſſer bey Gelegenheit dem neuen hochwürdigſten Churfürſten von Maynz zu ſagen Gelegenheit nimmt. Sie ſind ganz an ihrem Ort. Er ſpricht darauf von der Nothwendigkeit dem bisherigen Krieg auf teutſchem Boden ein Ende zu machen, um den gäntzlichen Umſturtz unſers Vaterlandes abzuwendrn. Er will, daß man damit hurtig zu Werck gehen ſoll, weil ſonſt alle Rettung unmöglich ſeyn würde.

Ich hoffe, wann gleich der Krieg noch länger fortdauern ſolte, welches ich am wenigſten wünſche, ſo werden ſich deswegen doch noch Mittein und Wege zu einem guten Frieden finden. Die Natur treibet öffters durch ſchmertzliche Zufälle viel Böſes aus dem Menſchen. Man muß ſich ihren gewaltſamen Würckungen nicht zu ſchnell wiederſetzen; wann ſie das Ubel mit Gewalt ausgeſtoſſen, ſo kommt die Geſundheit von ſich ſelbſten wieder. Auf gleiche Weiſe gehet es dem teutſchen Staatskörper. Man hat längſt darinn einige Symtomata wahrgenommen, welche nichts taugen und dargegen man Urſache hatte einige Geneſungsmitteln zu gebrauchen. Keine Cur aber wird leichk vorgenommen, die nicht den Krancken etwas leiden macht. GOtt gebe, daß hier das Ubel durch einen guten Frieden möchte aus dem Grund gehoben werden. Der Verfaſſer macht uns darzu Anfangs ſchlechte Hoffnung: dann ſpricht er, es iſt aber dieſer Friede,

Friede, zu welchem die Mittel n und Wege ausfündig zu machen, schwer, wo nicht unmöglich zu seyn scheinen. Lasset uns sehen, was er dem ungeachtet für Vorschläge thut.

Er will zum voraus die Frage erörtert wissen: Ob dasjenige, was von Seiten der Krone Engelland seit einem Jahr geschehen, uns Hoffnung zur Ruhe in Teutschland machen könne? Diese Frage ist wohl aufgeworffen; dann der König von Engelland nimmt sich als ein mächtiger Arzt des krancken teutschen Staatscörpers an. Es ist also billig, daß man frage, was man von seiner Unternehmung zu hoffen habe? Unser Verfasser zweiffelt, ob solche wohl von statten gehen werde. Er will vielmehr diesen Monarchen, samt der ihm mit gleicher Macht verbundenen siegreichen Königin von Ungarn in Verdacht bringen, daß, ob sie wohl beyde den Krieg nur wieder Franckreich zu führen suchten, sie doch unser teutsches Vaterland höchst unverschuldeter Weise die gantze Last tragen und zuletzt das Opfer abgeben liessen.

Wir können nicht läugnen, daß uns und allen redlichen Teutschen diese Aufführung bey dermaligen Kriegszügen im Hertzen von Teutschland gewisser massen ein kleines Räthsel sey. Das Ubel empfinden wir; allein die Art der Cur ist uns verborgen. Sie ist zum wenigsten nicht nach der gemeinen Methode; sonst würde es allerdings anständiger lassen, den Feind in seinem eignen Land heimzusuchen.

Die

Die Beſchuldigung, daß der wiener Hof von mehr als hundert Jahren her die Gewohnheit gehabt hätte, das teutſche Reich in ſeine Haußkriege mit einzumiſchen, leidet eine Unterſuchung, wie weit dieſes mit Recht oder Unrecht geſchehen ſey. Der Verfaſſer ſelbſt will, daß wir unſerm Oberhaupt, dem Kayſer, auf gewiſſe Maas Hülffe und Beyſtand leiſten ſollen. Dieſes iſt auch in vorigen Zeiten geſchehen und ſtimmet ganz wohl mit der Verfaſſung des teutſchen Reichs überein, daß die Glieder ihrem Haupt beyſtehen; allein wie, wann und wo ſolches geſchehen, kann und ſoll, darüber geben die Reichsgrundgeſetze und Wahlcapitulationen nöthigen Unterricht.

Daß Engelland blos um ſeines Vortheils willen, und wegen der Handlung in America uns in einen blutigen und höchſt gefährlichen Krieg zu verwickeln ſuche, iſt eine neue Beſchuldigung. In den Schulen ſowohl als vor Gericht würde man davon die Beweiſe fordern. In Staatsſachen aber hält man dieſe Weiſe nicht. Eine bloſſe Wahrſcheinlichkeit hat allenfalls die Macht zu beweiſen. Daß alle Staaten, wann ſie Kriege führen, ſolches hauptſächlich ihres eignen Nutzens halben thun, dieſes hat wohl ſeine Richtigkeit. Die Klugheit befiehlet ſolches. Nur ſoll es auf keine unrechtmäßige Weiſe, noch wieder Treue und Glauben geſchehen. Uns Teutſche, wegen der Engelländer Handlung in America mit in einen Krieg zu verwickeln,

davon wir keinen Nutzen haben, wäre ein thörigtes Unternehmen. Die Urſache aber die Engelland beweget gegen Franckreich Krieg zu führen und dem Hauſe Oeſterreich beyzuſtehen, dürffen wir ſoweit nicht ſuchen.

Daß, im Fall wir ja jemand helffen wolten, wir zuforderſt unſerm Kayſer und einmüthig erwehlten Oberhaupt, ſo weit es, ohne ſich in einen unſerm Reich allezeit gefährlichen Krieg einzulaſſen möglich, Rath, Beyſtand und Hülffe zu leiſten; ſolches iſt wohl erinnert. Es wäre gut, wann ſolches gleich Anfangs mit mehr Nachdruck geſchehen wäre. Es hätten ſodann deſſen Länder kein ſo trauriges Schickſal erleben müſſen, und wir hätten vielleicht, nicht Urſache über die ſchreckliche Heeresmacht fremder Völker auf unſerm teutſchen Boden Klage zu führen, und des Zukünftigen halben in Aengſten zu ſeyn. Daß wir aber an den Streitigkeiten zwiſchen Engelland und Franckreich, in ſo fern ſie uns nicht angehen, ſolten Antheil nehmen, dieſes iſt uns keineswegs zu rathen. Die gantze Verfaſſung des teutſchen Reichs überhaupt, und der Zuſtand der meiſten Stände insbeſondere iſt ſo beſchaffen, daß uns der Friede gleichſam nöthig iſt.

Daß bereits ſieben Monate verfloſſen ſind, binnen welchen ſich die engliſche und hannöveriſche Völker auf teutſchen Boden und in unſchuldiger Stände Lande eingeleget haben, iſt nicht zu läugnen; allein von dem groſſen Schaden, den

ſie

ſie dadurch allenthalben ſollen verurſachet haben und den groben Ausſchweiffungen ſo zugleich mit untergelauffen ſeyn ſollen, hat man eben ſo vieles nicht gehöret. Es gehet freylich bey einer ſolchen Menge Volks ſo genau nicht her, daß nicht hin und wieder einige Unordnungen und Gewaltthätigkeiten ſolten ausbrechen. Genug, daß die Engelländer verſprechen, darüber einem jeden mit Urſache Klagenden Recht wiederfahren zu laſſen, auch allenthalben erböthig ſind, den verurſachten Schaden zu vergüten; wo aber die Fürſten und ihre Beamten dergleichen Genugthuungen aus Eigennutz unterſchlagen und die Erſetzung des verurſachten Schadens an ihren armen Unterthanen nicht gelangen laſſen, ſolches iſt jenen nicht beyzumeſſen. Sehr übel haben einige engliſche Soldaten gehandelt, daß ſie von kayſerlicher Majeſtät allzuverächtlich geſprochen, und wo ſie bey Catholicken im Quartier gelegen, ihres Glaubens halben ihnen mancherley Aergerniß gegeben haben; dann dieſes macht nur Verdruß, Haß und Verbitterung, und giebt Anlaß zu vielen böſen Händeln. Der König von Engelland kann nicht mehr, als daß er ſolchen Unfug ernſtlich verbieten und die Verbrecher auf das ſchärffſte beſtrafen läſſet.

Der Verfaſſer fähret fort: daß dieſes alles noch wohl zu verſchmertzen wäre, wann nur dieſe Hülffsvölker nach Bayern oder Böhmen würklich zu marſchiren gemeinet wären.

Was er damit ſagen will, könnnen wir nicht wohl verſtehen. Wünſchet er ſeinen armen Nachbarn noch mehr Feinde über den Hals, da ihre bisher erlittene Drangſalen die ganze Chriſtenheit zum Mitleiden auffordern? Dieſes iſt wohl ſeine Meynung nicht. Zudem, ſo gehören ja Bayern und Böhmen auch mit zum teutſchen Reich; Was ſolten ſie in dieſen durch die Wuth des Krieges ſchon würklich verheerten Ländern machen? Der Noth, dem Elend und einem jämmerlich zu fürchtenden Tod entgegen ziehen, und durch die Menge ihrer Leichen, Gift und Seuchen in ganz Teutſchland ausdünſten? und die traurige Ueberbleibſeln von einigen noch nicht in Schutt und Graus geſtürzten Mauren völlig zu Grunde richten? Was würde das für ein Krieg, was würden das für Heldenthaten ſeyn? Keine andre Feinde haben ſie in dieſen unglücklichen Gegenden weiter zu bekriegen; Dann die Franzoſen haben ſich würklich zurück gezogen, und der großmüthige Kayſer, den nichts ſo ſehr als das Verderben dieſer Länder rühret, iſt bereit die Hände zum Frieden darzureichen; wie es die Stände des Reichs und die beyde Seemachten ſelbſt für recht und billig finden werden.

Allein hier, ſagt der Verfaſſer, ſey jedermann überzeuget, daß ſolches niemahls der Engeländer ihre Abſicht geweſen ſey; vielmehr gieng dieſelbe ſeiner Meynung nach dahin, ihr ganzes mit dem wiener Hof concentrirtes Vorhaben auszuführen, welches dahin abzielte, in die noch nicht

aus-

ausgezehrte, und in dem jetzigen Krieg den geringſten Antheil nicht nehmende Creyſe das Kriegstheatrum zu verlegen.

Dieſe Beſchuldigung lautet überaus hart; und hat nicht die geringſte Wahrſcheinlichkeit: denn warum ſolten dieſe beyde hohe Bundsgenoſſen zu einem ſo abſcheulichen Vorhaben ſich vereiniget haben? Warum ſolten ſie die Unſchuldige und friedliebende Stände, die an dem bisherigen öſterreichiſchen und bayeriſchen Krieg keinen Antheil genommen haben, die traurige Würkungen eines ſo ungerechten Zorns empfinden laſſen? Warum ſolten ſie ſo viel arme Leute, ſo viel unſchuldiges Blut, ſo viel Städte und Länder, der Wuth des Kriegs, ich weiß nicht aus was für unbegreifflichen Urſachen aufzuopfern ſuchen? Wer wolte ſo von zwey gekrönten Häuptern urtheilen, die bisher ſo viele unläugbare Kennzeichen der Großmuth und Menſchenliebe von ſich gegeben haben?

Im folgenden Artikel ſteckt der vermeynte Beweiß des vorigen; der Verfaſſer ſagt: Die Zeit nach Bayern zu kommen, wäre bereits verfloſſen: Die Völker der Bundsverwandten hätten weder daſelbſt, noch unter Wegs Magazine angelegt, wovon wolten ſie alſo zehren? Hierauf ſchlieſſet er, daß die vermeynte Abſicht nach Bayern zu gehen, nicht Grund habe, ſondern daß etwas anders darunter verborgen ſeyn müſſe. Wer wird uns dieſes Räthſel erklären?

Sie

Sie, nemlich die Engeländer geben vor, spricht der Verfasser, es geschehe die teutsche Freyheit zu retten. Man kann nicht läugnen, daß sich die Engeländer dieser Redensart bey allen Gelegenheiten so schrifftlich als mündlich bedienen. Vielleicht meynen sie es auch so; Vielleicht wissen sie unsre Gefahr besser als wir selbsten. Dieses ist gewiß, daß ihre eigne Sicherheit mit der unsrigen verbunden ist, und daß sie deswegen sich in Bewegung setzen, sobald sie sehen, daß uns Gefahr drohet. Wir können keinen Nachbarn darüber schelten, wann er einen Brand in unserm Hauß zu löschen kommt, der dem Seinigen mit einer gleichen Gefahr drohet.

Der Verfasser beschuldiget weiter " das " Hauß Oesterreich, daß es keine Reichsbürden " mit tragen wolte, sich aller Reichsjurisdi- " ction entzöge, sich vieler dem Reich schädlicher " Vorzüge anmasse, bey allen Gelegenheiten " die Reichslande preiß gegeben; Die Ruhe im " Reiche stöhre, die fördere Cranse nochmahls " zum Schlachtopfer seiner Privatabsichten zu " machen, und uns mitten im Reiche ein sol- " ches Feuer anzuzünden trachte, von dem un- " gewiß, ob es unsere späteste Nachkommen " würden löschen können.

Dieses heisset so viel als Lermen blasen, mit nichten aber, wie der Verfasser im Eingang seines Schreibens meldet, Stein und Kalk zum Bau des Friedens mit beyzuführen. Wir wollen

des-

deswegen uns enthalten alle und jede von diesen kühnen Beschuldigungen nach der Wahrheit zu prüfen, weil dadurch die Gemüther mehr verbittert als zum Frieden eingelenket werden. Wolte immer ein Stand des Reichs dem andern seine ungleiche Rathschläge und Absichten vorwerffen, so würde man in Entscheidung der Wahrheit und Gerechtigkeit nimmer zu Ende kommen.

Eben so hart klingen auch ferner die Beschuldigungen " daß Engeland nur deswegen uns " Teutsche suchte in die Streitigkeiten mit Oesterreich und Bayern einzumischen, um einen allgemeinen Krieg gegen Frankreich mit aller Gewalt zu erzwingen, und damit einen Frieden mit Spanien zu erlangen, um dadurch die Handlung in America allein an sich zu ziehen, ingleichem die englische Ministri bey der Nation in Credit zu erhalten, und das über die unnöthig verschwendete Summen Geldsschwürige Volk durch allerhand chimerische Projecte einigermassen zu beruhigen; und endlich darum, daß wir den Tummelplatz fremder Armeen abgeben und den Krieg von den niederländischen Gränzen wegziehen, zugleich aber auch Gelegenheit geben sollen, Frieden nach Gutbefinden von Engeland zu machen, und durch Ueberlassung einiger teutschen Provinzen an Frankreich, solchen der englischen Krone zuwegen zu bringen. Heisset dieses nicht die teutsche Freyheit unterdrucken? ruft der Verfasser darüber aus. Wir sa-

gen

gen ja, wenn alles ſich ſo verhält und verhalten wird, wie es hier ausgedruckt iſt.

Man möchte aber billig fragen, woher der Verfaſſer dieſes alles ſo umſtändlich wiſſe? denn die Potentaten pflegen ja ſonſt ihre Abſichten geheim zu halten, und die bisherige Unternehmungen der Alliirten laſſen ſolches keines Wegs muthmaſſen.

Was ehedeſſen ein König von Schweden zur Rettung der teutſchen Freyheit gethan, ſchicket ſich, meinem Bedünken nach, gar nicht hierher: Es waren damahls andre Zeiten und andre Umſtände. Ganz Teutſchland war in Waffen und ſtritte wieder ſich ſelbſt. Noch haben wir, GOtt ſey Dank, keine ſolche allgemeine Empörung. Es ſind zwey groſſe Häuſſer die noch allein gegen einander ſtreiten, und zwiſchen dieſen beyden wird der Friede auch ohne ausländiſche Könige gemacht werden können.

Daß ferner der König von Engeland als Churfürſt von Hannover ein Aug auf Oßnabrück, Hildesheim und andre ihm wohlgelegene Stifter habe, ſind abermahls nur bloſſe Muthmaſſungen. Solte er darauf keine andere Rechtsforderungen formiren können, als ehedeſſen der König von Schweden, wie er zur Vergeltung derer dem Reich erwieſenen Dienſte einige Biß-thümer davon trug, ſo dürften ihm ſolche unter dieſem Titel Rechtens ſchwerlich heimgegeben wer

den-

den. Es ſind der mächtigen Nachbarn in denſelben Gegenden mehr.

Daß ferner unſer fränkiſcher von Adel die catholiſche Stände im Reich gegen die Bundsverwandten aufbringen will, und in den Gedanken ſteht, die alte catholiſche Religion litte bey ihren Unternehmungen Gefahr, ſolches iſt ein gewöhnlicher Kunſtgriff die geiſtliche Fürſten, die Klöſter und den gemeinen Mann in Harniſch zu bringen, welche in ſolchen Fällen am meiſten die Drommel rühren und die groſſe Sturmglocke läuten. Dergleichen Gedanken und unzeitigen Religionseifer hält man heut zu Tage kaum mehr den eingeweiheten Prieſterplatten zu gut; Von einem Edelmann aber, der die Welt und die Menſchen kennet, ſolte man eine gründlichere Erkenntnis in der Religion vermuthen. Es iſt bekannt, daß, GOtt Lob! zu unſern Tagen der Unterſcheid der alten und neuen Religion ſo groß nicht mehr iſt, ſondern daß ſie beyde, die zänkiſchen Sätze ausgenommen, ſich zuſammen in zwey Hauptſätzen vereinigen, davon der eine ſich auf den Glauben und der andre auf die Liebe gründet. Hierbey laſſet uns bleiben, und nicht die Gerechtigkeit unſrer Handlungen mit ſolchen Dingen verwirren, die an ſtatt uns zum Chriſtenthum zu führen, zu Barbaren machen.

Ich eile zum Schluß, weil ich ſpüre, daß ich wieder meinen Vorſatz auf Weitläuftigkeiten gerathe. Laſſet uns ſehen, wohin eigentlich des

Ver-

Verfaſſers Meynung zielet. " Er will nicht " daß man von der wegen des Kriegs zwiſchen " Bayern und Oeſterreich weißlich ergriffe- " nen Neutralität ſich ſoll abwendig machen " laſſen ; Gleichwohl aber ſo gehet ſein Rath " dahin, daß Churmaynz nebſt den übrigen " Crayſen den Engeländern teutſch und rund " heraus ſagen ſolte, daß ſie in Frieden ihren " Weg wieder nach Hauß nehmen möchten; " wiedrigen Falls die Crayſe ſich genöthiget ſe- " hen würden, mit der franzöſiſchen Armee ſich " zu conjungiren; Und eben dieſe Declaration " ſolte man auch den Franzoſen thun. Sol- " chergeſtalt fähret der Verfaſſer fort, hätte " man keine Gefahr weiter zu beſorgen, weil es " weder der eine noch der andre Theil darzu " würde kommen laſſen, daß ſich das Reich öf- " fentlich erkläre.

Der Verfaſſer meynet dieſer Vorſchlag ſey der Neutralität vollkommen gemäß, weil kein neutraler Stand ſchuldig wäre, ſeine Lande unverſchuldeter Weiſe zu Grund richten zu laſſen, ſondern ſich mit Recht und Fug des einen Theils gebrauchen könnte, wann ihm der andere allzuüberläſtig falle und unbillige Zumuthungen zu thun fortfahren würde.

Dieſer Rath wäre ſo ſchlimm nicht, wann'er könnte bewerkſtelliget werden. Allein wer ſiehet nicht, daß dadurch das Reich unfehlbar mit in den Krieg eingeflochten würde, und daß ein je-

der

der Stand nach seinen verschiedenen Angelegenheiten und Absichten diejenige Parthey ergreiffen würde, die ihm darzu am beförderlichsten scheinen solte. Dann die fremden Völker werden sich so schlechterdings nicht den Weg nach Hauß weisen lassen. Man müste also die Heimweisung mit gewaffneter Hand unterstützen. Würde das Kriegsfeuer nicht dadurch in völlige Flammen ausschlagen? Würde die Verwirrung und die Zwietracht dadurcht nicht allenthalben Land und Leute in die äüsserste Gefahr des Verderbens stürzen? Würde Frankreich nicht dadurch seinen ganzen Zweck erreichen, wenn es uns also selbst den Taumelwein eingeschenket, und uns damit so betrunken gemacht hätte, daß wir uns einander so lang herum rauffen würden, bis es uns durch seine Rathschläge, wie bey dem westphälischen Frieden, wieder aus einander setzte, und unter dem Schein der allerhöflichsten Freundschaft, uns Vorschläge zu thun, Gesetze vorschriebe? O fürwahr! es ist höhe Zeit daß wir einmahl anfangen klüger zu werden. Wie! lehret uns dann die Erfahrung nicht, daß diese verschmitzte Völker uns bisher, wann ich so reden darf, ordentlich bey der Nase herum geführet haben? Von den Seemachten haben wir nichts zu befürchten; sie sind Teutschland noch niemahls schädlich gewesen. Ihre eigne Sicherheit verbindet sie, sich unsrer anzunehmen und auf unsre Erhaltung bedacht zu seyn.

Weit besser sehen diejenigen die Sachen ein,

welche unſerm würdigſten Oberhaupt, von deſſen Güte und Weisheit das teutſche Reich ſich noch viel gutes verſpricht, andre und für das Vaterland erſprießlichere Rathſchläge zu trauen, die ſich mit nächſtem zu dero unverwelklichen Ruhm mit herrlichen Früchten äuſſern werden. GOtt wolle ſolche befördern und unſerm Kayſer, den bisher die gröſten Wiederwärtigkeiten zu einem wahren Helden gemacht haben, eine glückſelige und langwierige Regierung geben.

Ich überlaſſe im übrigen dieſe meine Grillen dero fernern Nachdenken. Ich ſehe faſt durchgehends die Menſchen mit Vorurtheil eingenommen. Ichgebe mir deswegen alle Mühe von der Welt michdavon frey zu halten, und die Sachen ſo einzuſehen, wie ſie würklich ſind. Ich verharreunterdeſſen ſtets,

Mein Herr,

Frankfurt, den 26. Jul. 1743.

Dero gehorſamſter und ergebenſter Diener.

XXVIII. Brief.

XXVIII. Brief.

Uebergang der Alliirten über den Rhein.

Tu regere imperio populos, Romane, memento;
Hæ tibi erunt artes pacique imponere morem
Parcere ſubjectis & debellare ſuperbos.

Virgil. Æneid. L. I.

Mein Herr,

Nun hat es bald das Anſehen, als ob wir im Reich Ruhe bekommen würden. Der Kayſer hat würklich die Neutralität angenommen. Seine bisherige Hülffsvölker, die Franzoſen ziehen über den Rhein zurück, die Alliirten folgen ihnen nach, um den Krieg in eine andre Gegend zu ſpielen.

Der König von Engeland iſt von Hanau aufgebrochen, und hat einige Tage auf dem gräfl. ſolmiſchen Schloß zu Rödelheim eine Stunde von hieſiger Stadt ſich aufgehalten. Ich fuhr den 11ten dieſes Nachmittags dahin, um einige Herren von dem Gefolg dieſes Monarchen zu ſprechen. Ich verwunderte mich, als ich alles daſelbſt ſo ſtille und ruhig fand; Doch wurden alle Leute ohne Unterſcheid in des Königes Vor-

zimmer eingelaſſen. Dieſes befremdete mich. Ein einziger Muſketier hatte die Wache vor dem Eingang und ſchien nur da zu ſtehen, um die Hunde abzuweiſen, ſonſt mochte alles frey aus und eingehen. Landleute, Bauern, Weibsbilder, jung und alt, groſſe Herren, Officier, Fremde, Hofbedienten, Bürgersleute: Alles war untereinander; Man verſahe ſich nichts Böſes; Der König erſchien und grüßte alle Anweſende freundlich: Er that gar nicht, als wenn er der König wäre; Dieſes gefiel mir überaus; denn man wuſte es doch, daß er es war; und zwar ein recht groſſer König. Ich dachte bey mir ſelbſt, daß man es manchem reichen Mann, der nicht bey Geld und Gut, und Titeln und Ahnen hergekommen iſt, nicht ſo übel nehmen ſolte, wenn er ſich ein wenig brüſtete, und gerne groß thäte; denn für ſein Geld will man doch auch etwas ſeyn. Mit wahrhaftig groſſen Leuten aber hat es eine ganz andre Beſchaffenheit: Sie geben ſich keine Mühe groß zu ſcheinen, weil ſie es ſind; und darum wird man auch bey Höfen und bey den Fürſten ſelbſt, wenn ſie Vernunft haben, die natürlichſten Manieren und den wenigſten Zwang beobachten.

Dieſes ſahe man recht an dem engliſchen Hof und an ſeinem Monarchen. Sein ſchöner Prinz, dem ſeine Tapferkeit bey der Schlacht zu Dettingen ein noch ſchmerzendes Ehrenmahl an den Fuß geheftet hat, zeigte ſich in einem andern Zimmer auf einem Stuhl. Er ließ die Augen

als ein muntrer junger Herr nach den Schönen im Lande herum ſpielen; fand er einige die ihm gefielen, ſo entſchuldigte er ſich auf das höflichſte, daß er nicht aufſtehen könnte, und bat ſie, ſich bey ihm ein wenig niederzulaſſen; Er ließ dabey der Geſellſchaft allerhand Süßigkeiten und einige Gläſſer Wein anbieten; fragte nach ihren Umſtänden, und bat ſich wohl gar bey dem Abſchied einen Kuß von einer Schönen aus.

Man ſiehet hier, daß eine wahre Hoheit durch die Leutſeligkeit und ein huldreiches angenehmes Weſen nichts verliehret: ſie macht vielmehr, daß die Menſchen dasjenige auch lieben, was ſie ſonſt nur zu fürchten pflegen. Die Annehmlichkeit des Lebens beſtehet auſſer Zweifel mehr darinnen geliebt als gefürchtet zu ſeyn.

Den 21ſten dieſes ſetzte die ganze alliirte Armee bey Bieberich über den Rhein. Ich fuhr dahin mit einem guten Freund. Wir nahmen den Weg über Maynz, und fanden die hannöveriſche Völker bey nahe Vormittags ſchon alle in ihrem Lager eingerücket. Wir ſpeiſeten unter dieſem weitläuftigen Gewühl bey dem Herrn Obriſt von H* * *, den wir in Frankfurt hatten kennen lernen; Allein wir verweilten nicht lange an der Tafel, weil hier allzuviel zu ſehen war.

Ich beobachtete bey dieſem Uebergang, daß das Gepäcke, wie überhaupt auf allen Marſchen,

die gröſte Unordnung und Beſchwerlichkeit verurſachte (*). Wäre der Feind in der Nähe geweſen, ſo hätte er bey dieſer Gelegenheit etwas rechts erbeuten können; denn die Wägen und der Troß hatten ſich dergeſtalt in einander verwickelt, daß ſie lange nicht auseinander kommen konnten.

Zwey ſchöne hannöveriſche Dragoner, deren Pferde auf der Brücke ſcheu worden, ſtürzten in die ſchnell fortreiſſende Fluten, und kamen nicht wieder zum Vorſchein. Ich hielte es für eine unzeitige Herzhaftigkeit, daß man alſo zwey, drey Mann hoch die Reuterey auf einer von Holz aufgeſchlagene Brücke über einen ſo gefährlichen Strom ſetzen ließ; denn das Trappeln der Pferde auf den Brettern, macht dieſe Thiere ſcheu. Solte es dann ſo übel laſſen, wenn ein jeder Reuter ſein Pferd fein behutſam am Zügel führte, und hernach Gliederweiß, wenn er das andere Ufer erreichet hätte, ſich wieder aufſetzte? Mir wurde bange, als ich noch denſelbigen Abend den König in einem offenen Wagen mit ſechs braunen Engeländern über die Brücke hinüber rennen ſahe. Ich war ſo demüthig furchtſam, daß ich darüber zu Fuß gieng.

Zu Biberich ſahen wir den engliſchen Hof, weil aber daſelbſt kein Quartier zu finden war, ſo muſten

(*) Der Soldat oder Kriegs-Stand. C. XI. pag. 343.

muſten wir uns gefallen laſſen, in einer am Rhein gelegenen Mühle unſer Nachtquartier zu nehmen. Dieſe Mühle aber lag zum guten Glück unweit der Brücke, wo den andern Tag darauf die Engeländer über den Rhein gehen ſolten; alſo daß von der einen Seiten alle Völker vor uns vorbey paßiren muſten; von der andern Seiten aber konnten wir ihnen bis über den ganzen Strom nachſehen.

Der Tag war noch nicht angebrochen, ſo hörte man ſchon von weitem ein ſchwirrendes Gethöne von Drommeln, die uns den Aufbruch den engliſchen Völker kund machten. Kaum konnte man noch ſehen, ſo war die ganze Generalität im Anzug; Es waren darunter verſchiedene junge Herren und Lords, denen man wohl anſehen konnte, daß ſie nicht ausgeſchlaffen hatten: Sie ſahen blaß, kalt, mager und elendig aus. Nie hab ich eine ſolche tieffe Stille bey einem Marſch beobachtet, auſſer daß ſich vor der Spitze des Zugs die Paucken und Trompeten ein wenig hören lieſſen. Ich hätte fürwahr damahls die gute Engelsmänner in ihren Mänteln faſt für lauter Philoſophen angeſehen; ſo groß war die Ernſthaftigkeit und das tieffſinnige Weſen, welches ich an ihnen bemerkte. Vielleicht dachte mancher reicher Lord: daß es geſcheider geweſen wäre, zu Hauß für das Vaterland zu leben, als ſo weit davon entfernet, dem Tod entgegen zu gehen, und als ein Held zu ſterben. Doch dieſe Betrachtungen lauten zu klein. Wir

ſahen die Engeländer ruhig überſetzen, und rühmten bey dieſer Gelegenheit an ihnen eine den Kriegsvölkern ſehr anſtändige Ehrbarkeit; da im Gegentheil unſre Landsleute, ſobald ſie nur ihren Brandwein gerochen haben, auf ihren Marſchen ſich öfters wie raſende Leute zu ſtellen pflegen.

Weil wir auch gern das kleine Lager der ſchottiſchen Krieger zu Gundels bey Maynz ſehen wolten, ſo machten wir uns dahin; wir bewunderten die ſchöne Ordnung und das nette Gewehr dieſer Leute, obgleich ihre Tracht, da die meiſten keine Beinkleider haben, etwas barbariſch ausſiehet. Man denke aber nicht, daß die bloſſe Schenkel, die unter ihren Schürzen hervor blickten, gar ſcheinbar in die Augen fielen; Nein, man wird ſolcher kaum recht gewahr; indem ihre Knieſcheiben theils von der Luft gehärtet, und theils von dem Schmutz gefärbt, kaum von den Kleidern, die aus allerhand bundſtreifigten Farben beſtehen, zu unterſcheiden ſind. Dieſe Bergſchotten ſind noch ſtärker und unterſetzter als die Engeländer; Man ſiehet, daß ſie aus rauhen Gegenden ſind; Viele Leutſeligkeit haben ſie nicht; Ich weiß auch nicht wie weit ihre Geſchicklichkeit im Krieg gehet, als daß ſie gut zu Fuße ſind, und wacker ſollen lauffen können. Dieſe Geſchicklichkeit aber wird nicht allzeit in Kriegshandlungen gerühmet.

Zu Maynz ſpeiſeten wir in einem öffentlichen Gaſt-

Gasthause, wo bey 20. Personen, meistens englische und hannöverische Officier, mit an der Tafel sassen. Es fanden sich darunter auch zwey Franzosen; Diese hätten unfehlbar Schläge bekommen, wo sie nicht ihre Anfangs plauderhafte Zungen, im Zaum gehalten hätten, denn es hatten ein paar Engeländer so gute Gemüther, daß sie ihnen den Nachtisch übel gesegnen wolten. Ich hatte Mühe ihnen begreifflich zu machen, daß wir hier an einem neutralen Orte wären, da jeder für sein Geld speißte, und war herzlich froh, daß jene sich aus dem Staub machten, ohne den Nachtisch zu erwarten. So vermeynen oft junge Leute eine Heldenthat zu thun, die sie, wenn sie Vernunft hätten, für die gröste Schandthat halten würden.

Endlich kamen hier auch die holländische Hülfsvölker angezogen; Sie rückten in das Lager, welches die Engeländer und Hannoveraner verlassen hatten. Die ersten Horden rückten den 5. dieses ein; sie bestunden aus 4. Regimentern unter Anführung des Grafen von Nassau und der Garde zu Pferd. Diese war schön. Die Fußvölker aber waren zum Theil schlecht, sonderlich das Regiment von Waldeck; die andren waren: Burmannia, Cronstrom und Sturler; Sonst war an guter Kleidung und an Gewehr kein Mangel. Die zweyte Abtheilung der holländischen Truppen rückte den 8ten dieses hier ein; sie bestund aus den Regimentern Salis, Schwaneburg, Evertsen, Randwyck, Aylva. Die

dritte kam den 9ten und beſtund nebſt der Garde zu Pferd, in den Regimentern Haerſcholl, Hopp, Carabiner und Schlippenbach. Die 4te kam den 11ten und beſtund abermahls aus einem Theil der Garde zu Pferd, aus einem Regiment Reutern vom Prinzen von Oranien, und aus dem ſchönen Dragonerregiment vom Prinz Wilhelm. Die fünfte und letzte Abtheilung erſchien den 13. und beſtund aus 16. Feldſtücken und 4. Haubitzen, nebſt den Regimentern Matta Dragoner und Geldern zu Fuß.

Dieſe Truppen kamen nach dem Feſt, den guten Willen der Herren Staaten zu erkennen zu geben, um der Königin von Ungarn beyzuſtehen, und doch Frankreich nicht zu ſchaden. Es gieng auch dieſes ganze Jahr über weiter nichts mehr vor.

Es iſt im übrigen merkwürdig, daß die Engelländer vorgeben, ſie wären nur deswegen zu uns gekommen, um die teutſche Freyheit zu retten, und daß ein ſicherer Gelehrter aus dem Hannöveriſchen darauf folgende Worte aus dem Livio ſehr wohl angebracht:

Eſſe aliqua in terris gente quæ ſua impenſa, ſuo labore ac periculo bella gerat pro libertate aliorum, nec hoc finitimis, aut propinque viciniratis hominibus aut terris continenti junctis, præſtet; Maria trajiciat, ne

quod

quod toto orbe terrarum injuſtum imperium ſit, et ubique jus, fas, Lex potentiſſima ſit.

Livii. L. XXXII. c. 19.

Wo alle dieſe Völker ihre Winterquartiere beziehen werden, ſolches iſt ſehr ungewiß; Man weiſet ihnen ſolche in Frankreich an. Der General von Menzel iſt mit ſeinen Huſſaren voraus, um als der Avantcoureur und Favorit du Mars, ſolche zu beſtellen; Allein viele wollen daran zweifeln, ob die Franzoſen die Gefälligkeit für ſo viele Hugenotten haben werden, ihnen die Gaſtfreyheit bey ihnen zu verſtatten.

Wir haben noch ein paar Monate vor uns, in welchen die Alliirten noch mehr als einen Sieg erfechten können. Es iſt aber bekannt, daß die Franzoſen nirgend weniger als auf ihren Gränzen können überwunden werden. Es iſt zu verwundern, mit welchem Muth und mit welcher Gelaſſenheit die Franzoſen den Zuſpruch der Alliirten zu erwarten ſcheinen. Sie haben weder Mangel an Geld, noch an Volk, noch an guten Rathſchlägen. Ihre Macht iſt zuſammen unter einem Haupt vereiniget, und reget ſich auf deſſen einzigen Wink. Die Gränzen ſind mit haltbaren Veſtungen und mit Magazinen beſetzt. Ein ſolcher Staat ſcheinet mir fürchterlich anzugreiffen, zumahl von ſolchen Völkern, welche im Augenblick durch einen einzigen Zwieſpalt können von einander getrennet werden, weil ihre

re Abſichten und Neigungen verſchieden ſind. Ich bin mit unveränderlicher Hochachtung,

Mein Herr,

Franckfurt, den 29. Aug. 1743.

Dero gehorſamſter und ergebenſter Diener.

XXIX. Brief.

Von der Gerechtigkeit des Kriegs.

Quippe ubi fas verſum atque nefas: tot bella per orbem
Tam multæ ſcelerum facies:

Virgil. l. 1. Georg.

Mein Herr,

Sie haben Urſache ſich über das Ende meines Schreibens vom 12ten Julii aufzuhalten, weil ich daſelbſt angemerkt habe daß es noch eine unerörterte Frage ſey, ob, wann und wie uns Chriſten, als Chriſten, erlaubt ſey, Kriege zu führen. Weil ich glaube die Chriſten ſeyn

ſeyen, vermög ihrer Religion noch mehr als andre Völker zur genauen Beobachtung des Friedens verbunden, ſo führet mich dieſes auf eine beſondere Abhandlung von der Gerechtigkeit des Kriegs, welche ich dero weiſen Urtheil hiermit überlaſſen will. (*)

Der Krieg iſt unter allen menſchlichen Handlungen die erſchrecklichſte. Die Natur hat darüber ein billiges Grauſen, weil dadurch ihre ganze Ordnung geſtöret, und ihr Erhaltungstrieb zernichtet wird: alles was einem vorkommt, verheeren und verwüſten: Rauben, Plündern, Sengen, Brennen, Schlagen, Würgen; Menſchen ſchlachten, die man nie geſehen hat, die uns niemals nichts zu Leyd gethan haben; Sich ſelbſt aber aller Gefahr und allen Schmertzen ausſetzen. Welche Raſerey! Welche Tobſucht (**). Doch ſo unnatürlich, und

(*) Was der Verfaſſer vom Krieg und den Pflichten eines rechtſchaffenen Soldatens geſchrieben hat, ſolches befindet ſich in einem in dieſem Jahr heraus gekommenen franzöſiſchen Tractat, unter folgendem Titel: Le Soldat ou le métier de la guerre conſideré comme le metier d'honneur par Mr. de ** chez J. F. Fleiſcher. Eben dieſes Werck kam auch in folgendem Jahr darauf in teutſcher Sprache bey eben dieſem Verleger heraus, wo dieſe Abhandlung von der Gerechtigkeit des Kriegs unter C. VIII. mit eingerücket wurde.

(**) Hoc vero quid aliud quis dixerit quam inſaniam? Circumferre pericula & ruere in ignotos, iratum ſine injuria, occurrentia devaſtantem ac ferarum modo occidere quem non oderit. Sen. Nat. L. V. c. 18

und ſo abſcheulich der Krieg auch immer ſeyn mag, ſo iſt er gleichwohl öfters ein nöthiges und unvermeidliches Uebel. Die Gewalt läſſet ſich nicht wohl anders als mit Gewalt vertreiben. Es ſind gewiſſe Umſtände, ſagt der unvergleichliche Verfaſſer des Antimachiavels: wo man mit gewaffneter Hand die Freyheit des Volks, die man mit Ungerechtigkeit unterdrücken will, vertheidigen muß; wo man muß trachten mit Gewalt dasjenige zu erhalten, wozu die Unbilligkeit in der Güte ſich nicht verſtehen will; wo alſo die Potentaten die Sache ihres Volcks dem Ausſchlag der Waffen überlaſſen müſſen (*).

Wehe aber den Ländern, deſſen Fürſten einen ſo blutigen Rechtshandel nicht wegen der Sache ihres Volcks führen, wie obiger Verfaſſer ſagt, ſondern, welche aus einer grauſamen Herrſchſucht und aus einer unerſättlichen Begierde noch immer mächtiger zu werden, einen jämmerlichen Krieg anfangen. Solche Fürſten ſind gleichſam die Scharffrichter des menſchlichen Geſchlechts, oder wie ſich Attila, jener barbariſche König der Hunnen, nennen ließ, eine Geiſel Gottes. Tyrannen: die ſich aus ſolchen Dingen eine Ehre machen, welche alle Miſſethaten an Abſcheulichkeit und Schande übertreffen. Hier beſtiehlet nicht ein armſeliger Dieb durch einen künſtlichen Griff einem reichern den Säckel: Hier plündert nicht ein aus Mangel und Noth getrie-

bener

(*) Examen de Machiavel Ch. 26 p. 216.

bener Räuber einem Wandersmann ſein kleines Gepäcke. Hier ſtöſſet nicht ein durch Zorn erhitzter Kämpfer den andern zu Boden: Nein: Hier beſtiehlet man aus unerſättlichem Geitz ganze Länder. Hier ſtürtzet man aus Raſerey ein ſchon vorhin verarmtes Volk ins äuſſerſte Elend. Hier würget man aus einer tollen Heldenſucht die Menſchen mit gantzen Legionen: Hier werden die edelſten und geſundeſten Glieder des Staats zu aufgethürmten Hauffen unglückſeliger Leichen.

Furorne cœcus, an rapit vis acrior?
- - - An culpa? (*)

Charron ſagt, daß die Kunſt uns einander zu Würgen und zu verderben gantz der Natur entgegen lief, und von einer Abweſenheit der Sinnen herrührte. Welche Narrheit! Welche Raſerey! Einen ſolchen Lermen und ſo viel Volk leiden zu machen, aller Gefahr entgegen lauffen, ſo viel Hunger, ſo viel Drangſal auszuſtehen, um den Tod zu erlangen, den man allenthalben findet... Welche Unſinnigkeit, ſich ſeiner Glieder berauben und verwunden zu laſſen, uud hernach durch Brand und Eiſen ſich wieder heilen zu laſſen, welches tauſendmal ſchmertzhaffter iſt als der Tod ſelbſt: Sich für einen Menſchen aufzuopfern und ins Verderben zu ſtürtzen, den man nie geſehen hat, der ſich gar nichts um uns bekümmert und nicht an einen denckt; ſondern der auf unſern getödeten

(*) Horat. Ode VII.

ten oder verwundeten Cörper ſteiget um deſto gröſſer zu ſcheinen und deſto weiter um ſich zu ſehen (*).

Wenn die Monarchen, ſagt obangezogener Schrifftſteller, allen Jammer, den eine Kriegserklärung nach ſich ziehet, in einer lebhafften Schilderey vor ſich könnten abgemahlet ſehen, ſo würden ſie darüber weit empfindlicher ſeyn. Ihre Einbildung iſt nicht ſtarck genug, ein ſo groſſes Uebel, davon ſie keine zulängliche Begriffe haben, ſo wie es würcklich iſt, ſich vorzuſtellen; denn ihr hoher Stand ſetzet ſie niemals in ſolche Umſtände, ſolches zu erfahren: Wie ſolten ſie diejenigen ſchweren Auflagen fühlen, unter welchen das Volk zu Boden ſincket? Wie ſolten ſie eine Empfindung haben von dem Abgang der anwachſenden Landesjugend, welche der Werber entführet? Was wiſſen ſie von denen anſteckenden Seuchen, welche gantze Heere aufreiben? Was wiſſen ſie von dem entſetzlichen Würgen der Schlachten und den noch viel blutigern Belagerungen? Wie können ſie ſich eine Vorſtellung von denen Verwundeten machen, deren einige durch die feindliche Waffen ſich derjenigen Gliedmaſen beraubet ſehen, die ſie zu ihrer nothdürfftigen Lebſucht unentbehrlich von nöthen haben? Sie vernehmen nicht das traurige Wimmern derjenigen Wayſen, die durch den Tod ihres Vaters, die gantze Stütze ihrer Wohlfart, verlohren haben? Sie erkennen nicht, wie viele Menſchen der Tod wegraffet, die dem Staat

(*) Charon de la Sageſſe L. I. Ch. 53.

Staat hätten nützlich seyn können. Die Fürsten, die deswegen nur auf der Welt sind, daß sie die Glückseligkeit anderer Menschen befördern solten, müsten billig zuvor alle diese Umstände erwegen, bevor sie, aus kleinen nichtswürdigen Ursachen, die keinen andern Grund als in ihrem Hochmuth haben, die Menschen allem, was nur abscheulich ist, ausetzen. Diejenigen Fürsten, welche ihre Unterthanen wie Sclaven halten, wagen sie ohne Mitleiden, und sehen sie umkommen, ohne sie zu bedauren. Diejenigen Fürsten aber, welche die Menschen wie ihres gleichen und ihr Volk wie einen Cörper betrachten, davon sie die Seele ausmachen, die pflegen mit dem Blut sparsam umzugehen (*).

Wir wollen dieser lebhafften Schilderey vom Krieg eine andere an die Seite setzen: sie ist ebenfalls von einem der besten Meister unsrer Zeiten.

Welches Unheil ziehet nicht der Krieg nach sich, sagt der berühmte Herr von Fenelon in seinem Telemach, welche blinde Raserey beherrschet nicht hier die sterbliche Menschen? Sie haben so wenig Tage in dieser Welt zu leben: Diese Tage sind schon elendig genug. Warum beschleunigen sie doch einen so nahen Tod? Warum erfüllen sie doch den Jammer eines so kurtzen Lebens mit allem was nur abscheulich ist? Die Menschen sind alle zusammen verschwistert,

(*) Exam. de Machiav. Ch. XXVI. p. 227.

und dennoch zerreiſſen ſie einander. Die wilden Thiere ſind weniger grauſam. Die Löwen kriegen nicht gegen Löwen, noch die Tyger gegen Tyger, ſie greiffen nur andere Thiere an. Der Menſch allein thut nur dasjenige bey ſeiner Vernunfft, was Thiere ohne Vernunfft niemals gethan haben. Wozu dienen aber dieſe Kriege? Iſt dann nicht Land genug in der Welt, um einem jeden Menſchen davon ſo viel mitzutheilen als er bauen könnte? Wie viele Länder giebt es nicht, die noch unbewohnet ſind? Das menſchliche Geſchlecht kann ſolche nicht ausfüllen. Wie! ein falſches Bild der Ehre, der Name eines Uberwinders, reitzet den Fürſten und entzündet das Kriegsfeuer in den gröſten Reichen? Alſo macht ein einziger Menſch, den der Zorn des Himmels in dieſe Welt hat laſſen gebohren werden, ſo viele andre Menſchen unglückſelig; um ſeinen Stolz und ſeine Ehre zu vergnügen, muß alles niedergeriſſen werden, alles im Blut ſchwimmen, alles im Rauch aufgehen; und was dem Schwerdt und den Flammen entrinnet, durch eine noch grauſamere Hungersnoth umkommen. Solchergeſtalt macht ein einziger Menſch das ganze menſchliche Geſchlecht zu einem Spielwerck, und ſtürtzet alles zuſammen in Grauß und Jammer zu ſeiner Luſt, zu ſeiner Ehre! O entſetzliche Ehre! Kann man auch dergleichen Menſchen genugſam verabſcheuen und verachten, welche dergeſtalt alle Menſchlichkeit vergeſſen haben? Nein, nein, ihr ſeyd nichts weniger als Halbgötter, ihr ſeyd

nicht

nicht einmal Menſchen. Die folgende Zeiten, bey denen ihr euch wolt bewundern machen, werden euer Gedächtniß verfluchen. O ihr Könige, ſoltet ihr euch nicht wohl bedencken, ehe ihr euch in einen Krieg einlaſſet? Ein Krieg muß gerecht ſeyn. Doch dieſes iſt nicht genug, er muß auch nöthig ſeyn. Das Blut eines Volks muß nicht vergoſſen werden, als in der äuſſerſten Gefahr, zur Rettung eben dieſes Volkes; allein die ſchmeichelhaffte Rathſchläge, die Einbildung einer falſchen Hoheit, die ſtolze Eiferſucht, die unermeſſene Begierde zu fremden Gütern, welche ſich unter allerley ſcheinbaren Vorwand verſtecket: und endlich die verführiſche Bündniſſe mit andern Potentaten: Dieſe ſind es, welche die Könige unvermerckt in ſolche Kriege verwickeln, die ſie unglücklich machen, die ſie verleiten, ohne Noth, alles auf das Spiel zu ſetzen, und die ihren eignen Unterthanen ſo verderblich ſind als ihren Feinden (*).

Es giebt wohl wenige groſſe Herren, die dergleichen Ueberlegungen machen, wann ſie einen Krieg anfangen. Die meiſten betrachten das menſchliche Geſchlecht wie ihr Erbgut, das ihnen eigenthümlich zugehöret, und womit ſie nach eignem Gefallen, wie mit ihren Pferden und Jagdhunden, ſchalten und walten mögen. Ja, ſolte man die Wahrheit ſagen, ſo ſchonen ſie derſelben öfters noch mehr als ihrer armen Un-

(*) Avantures de Telemaque, L. XVII.

terthanen. Laſſet uns aber auch nicht ungerecht urtheilen: Alles Ubel kommt nicht von den Fürſten. Es giebt gute, es giebt böſe; Laſſet uns vielmehr den Krieg als eine Strafe GOttes betrachten, womit er die böſe Welt heimſuchet; indem er ſeinen Würgengel unter die Menſchen ausſendet, den Schrecken, das Verderben und den Tod unter ſie zu bringen. Hier gilt weder Rath noch menſchliche Klugheit, ein ſo trauriges Schickſal von unſern Gräntzen abzuhalten, wann die Gerechtigkeit GOttes, wie vormals bey den Iſraeliten, mit gräßlichen Strafen ausbricht.

Ein weiſer und gütiger Fürſt, der das wahre Aufnehmen ſeiner Länder kennet, wird niemals einen Krieg anfangen; ſo lang noch irgend ein Mittel ausfündig zu machen iſt, den Frieden zu erhalten. Er wird viel lieber ein und anderes in ſeinen Gerechtſamen nachlaſſen und bequemere Zeiten abwarten, um ſolche gelten zu machen. Denn es geſchiehet offt, daß die Unkoſten des Kriegs ſich weit höher belauffen, als die gantze Anforderung werth iſt. Der Krieg, ſagt mehrgemeldter Tractat gegen den Machiavel, iſt ein Mittel in dem äuſſerſten Nothfall: Man muß ſolches nie ergreiffen als in ſolchen Umſtänden, wo alles andere nicht mehr verfangen will. Man muß ſich wohl prüfen, ob man darzu durch einen heimlichen Betrug des Hochmuths, oder durch eine

eine gründliche und unumgängliche Nothwendigkeit bewogen wird (*).

Der Krieg iſt alſo nur gerecht im Nothfall, wann alle glimpfliche Mitteln und gütliche Handlungen nichts verfangen wollen: Er iſt nur gerecht, wann er zur Beſchützung des Volks, zur Vertheidigung der Gerechtigkeit und zur Wiederherſtellung des Friedens als eine Nothwehr geführet wird. Dieſes iſt die wahre und einzige Beſchaffenheit eines ehrlichen und rechtmäßigen Kriegs; nach welcher ſich alle und jede Fragen von der Gerechtigkeit der Waffen am leichteſten entſcheiden laſſen. Man wird vielleicht denken, daß es auf dieſe Weiſe wenige gerechte Kriege gebe: Solte man dabey die Geſchichte der vergangenen Zeiten und die Erfahrung der heutigen Welt, nebſt verſchiedenen bisher heraus gekommenen Kriegserklärungen mit zu Rath ziehen, ſo dörfte er darüber vielleicht eine nähere Ueberzeugung bekommen.

Hinc movet Euphrates, illinc Germania bellum;
Vicinæ ruptis inter ſe legibus urbes
Arma ferunt, ſævit toto Mars impius orbe(*).

(*) Exam. de Machiav. Ch. XXVI. p. 28. Eben dieſes ſagt der berühmte Herr von Fenelon. Il n'eſt permis de faire la guerre que malgré ſoi à la derniere extremité. Dial. des Morts T. I. D. XVI.

(*) Virgil. L. I. Georg.

Weil aber dasjenige gleichwohl kein Ehrenſtand mag genennet werden, worinnen ſich die Menſchen als Werckzeuge der Ungerechtigkeit gebrauchen laſſen, ſo wird es nöthig ſeyn, bey dieſer Gelegenheit kürtzlich zu unterſuchen, welcherley Kriege entweder ihrer Art nach an und für ſich ſelbſt ungerecht ſind, oder zufälliger Weiſe ungerecht werden können. Man kann ſolche ungefehr in ſieben Claſſen eintheilen. 1) In Religionskriege. 2) In Kriege um fremde Länder zu erobern. 3) In Kriege die man führet, um ſich zu rächen. 4) In Bundeskriege, darein man ſich andern zu Gefallen verwickelt. 5) In Kriege, die man führet eines Nachbarn allzuſehr anwachſende Macht zu ſchwächen. 6) In Kriege wegen einer unausgemachten Erbfolge. 7) Und endlich in bürgerliche und einheimiſche Kriege.

1. Es ſind keine unſinnigere Kriege als die Religionskriege. Unter dem Wort Religion verſtehet man eine Erkänntniß von GOtt und göttlichen Dingen, welche insgemein mit einer äuſſerlichen Verehrung verknüpfet iſt. Dieſe Religion wird durch die Unterweiſung gewiſſer Leute fortgepflantzet, welche wir Geiſtliche nennen. Dieſe Geiſtliche aber vermengen öfters mit der Warheit ihre eigne Sätze und Vorurtheile: ſie ſtreiten und zanken darüber mit andern, die wiederum ihre eigne Sätze und Vorurtheile haben; und dieſes iſt die erſte Art der Glaubenskriege, welche, wo ſie nur unter den Geiſtlichen

chen blieben, hier keiner Ahndung würdig wären. Allein, dieſe geiſtliche Zänkereyen ſind voller Unbeſcheidenheit: ſie kommen von der Schule auf die Cantzel, und werben daſelbſt ihre Anhänger. Von da kommen ſie nach Hof, und ſchleichen unter dem Mantel des Beichtvaters mit in das Cabinet. Der Fürſt iſt froh, wann ihm dieſer ſein Seelſorger unter der Bedingung der Rechtglaubigkeit, den Himmel aufſchlieſſet: Er läſſet ſich deſſen Lehren gefallen, ohne ſie weiter zu unterſuchen. Der Hof glaubet eben ſo gemächlich wie der Fürſt; und alſo wird der Glaube des Beichtvaters zu einem allgemeinen Wohlſtand. Man befiehlet den Leuten im gantzen Lande nicht anders zu dencken und zu lehren. Diejenigen aber, ſo die Verwegenheit haben, dieſer Verordnung ſich zu wiederſetzen, die betrachtet man als Irrglaubige und als Ketzer: Man unterſagt ihnen ihren öffentlichen Gottesdienſt: man ſperret ihre Schulen: man belegt ſie mit allerhand Strafen. Dieſe wollen ſo ſchlechterdings in einer Sache nichts nachgeben, davon ſie glauben, daß ihre Seligkeit abhieng: ſie behaupten demnach, der Fürſt könne nicht über ihre Gewiſſen herrſchen, und verlangen alſo, daß man ihnen ihre Religionsfreyheit ungekräncket laſſen ſoll. Dieſem Frevel zu ſteuren, wird in dem Rath der regierenden Geiſtlichkeit beſchloſſen, die Ketzer auszurotten; denn, ſagt ſie, GOtt will es ſo haben. Der Fürſt hat das Hertz nicht, ſolchen Leuten zu wiederſprechen, denen GOtt ſeinen willen offenbaret. Er läſſet

ſie machen. Damit gehet es aufs Bekehren los. Die Dragoner werden mit zu Hülffe genommen. Die Irrglaubigen wiederſetzen ſich der Gewalt. Einige Groſſen ſchlagen ſich auf ihre Seite, und bedienen ſich dieſer geiſtlichen Händel zu ihren weltlichen Abſichten.

Sehet hier einen Religionskrieg, welcher grauſamer, unſinniger and abſcheulicher iſt, als alle andere Kriege in der Welt. Der gemeine Mann bildet ſich hier feſt ein, er thäte GOtt einen gar groſſen Dienſt daran, wann er fein arg und unchriſtlich mit den Ketzern umgienge. Da iſt keine Art des Mitleidens, da iſt keine Barmherzigkeit, wo man die Menſchen des Glaubens halber würget. Man leſe nur die Geſchichte von denen jämmerlichen Kriegen, welche vor dieſem zwiſchen den Arianern und Orthodoxen; und in näheren Zeiten zwiſchen den Römiſchgeſinnten und Proteſtirenden in Böhmen, Ungarn, Savoyen, Braband, Engeland und Franckreich gewütet haben. Wer nur eine menſchliche Seele hat, dem wird darüber die Haut ſchauren. Es waren gleichſam Kennzeichen eines heiligen Eifers, wenn man in dieſen tollen Kriegen die Menſchen auf das ſinnreichſte martern, und durch die Empfindung aller möglichſten Schmertzen langſam zu tode quälen konnte.

Heu! primæ ſcelerum cauſæ mortalibus ægris,
Naturam neſcire Dei. (*)

Wenn

(*) Silius Ital.

Wenn dieſes die Eigenſchafft der chriſtlichen Religion alſo mit ſich brächte, ſo müſte man bekennen, daß ſie die heiloſeſte und böſeſte unter allen wäre: indem ſie zu nichts anders diente, als einen Menſchen gegen den andern aufzubringen, und ſie alleſamt durch ein gräßliches Blutbad endlich von dem Erdboden zu vertilgen: Chriſtus unſer Geſetzgeber hat uns gantz anders unterrichtet. Die Hauptſumma aller ſeiner Lehren iſt die Liebe: aus derſelben flieſſen, als aus einer göttlichen Quelle, alle andere Tugenden, welche ſowohl zu der Glückſeligkeit dieſes als jenes Lebens führen. Hier findet man nichts als Sanftmuth, Demuth, Barmherzigkeit, Mitleiden, Gedult, Verträglichkeit, brüderliche Liebe, gemeine Liebe, Gutthätigkeit und dergleichen. Dieſes ſind die heiligen Bande, womit Chriſtus, als der Fürſt des Friedens, die Glaubigen zuſammen hält, und die Unglaubigen vertragen lernet. Hier gilt weder Zwang noch Gewalt. Dieſer Glaube iſt alſo ein pures göttliches Werck, da der Geiſt lebendig macht, und diejenigen treibet, welche GOttes Kinder ſind. Hier muß man das Unkraut mit dem Waitzen aufwachſen laſſen bis zur Ernde.

Weder der Fürſt noch der Kriegsmann, haben demnach nicht die geringſte Ehre von einem ſolchen Glaubens- oder Religionskrieg. Alle andere Kriege laſſen ſich noch einigermaſſen vor der ehrbaren Welt mit gewiſſen Staats- und Rechtsurſachen bemänteln; allein ein Religionskrieg

hat auch nicht einmal den Schein von einer vernünftigen, oder gerechten Handlung. Es ist nichts thörichter, als wenn man alle Menschen zwingen will, in ihren unterschiedenen Begriffen nach einerley Art zu dencken; sie können deswegen doch gehorsamen, wenn sie gleich nicht in ihren Meynungen übereinstimmen. Ein Fürst wird durch einen Religionskrieg zehenmal ehender Land und Leut verderben, als einen einzigen Menschen von der Wahrheit seines Glaubens überzeugen.

Hier sind besonders die Worte des nie genug gepriesenen Tractats gegen den Machiavel sehr merckwürdig: Was die Religionskriege betrifft, so sind solche entweder einheimisch oder fremd. Sie sind im ersten Fall fast allezeit eine Folge von dem Mangel der Klugheit eines Fürsten, der zur Unzeit einer Seite mehr als der andern beystehet, und in Ansehung des äusserlichen Gottesdienstes der einen zu viel und der andern zu wenig einräumet, und der insonderheit den Streitfragen der einen Parthey gegen die andere ein Gewicht giebt, welches nichts zu sagen hätte, wann der Fürst sich nicht damit vermengte, die aber, so bald er sich derselben annimmt, ein grosses Aufsehen machen. Das bürgerliche Regiment mit Nachdruck zu unterstützen; einem jeden die Gewissensfreyheit gestatten und sich stets als ein König, niemals aber als ein Pfaff aufzuführen; dieses ist das sicherste Mittel einen Staat gegen dergleichen Unge-

witter zu verwahren. In fremde oder ausheimische Religionskriege ſich zu mengen, iſt der höchſte Grad der Ungerechtigkeit und närriſchen Wahnſucht. Von Achen, wie Carl der Groſſe, ſich auf die Reiſe begeben, um die Sachſen zu bekehren, oder eine Flotte auszurüſten, um damit den Sultan in Egypten zu begrüſſen, damit er ein Chriſt werden ſoll. Dieſes ſind in der That ſeltſame Unternehmungen. Die Wuth der Kreutzzüge iſt vorbey, GOtt gebe daß ſie niemals wieder kommen (*).

2. So unvernünftig und gottlos die Religionskriege ſind, ſo ungerecht ſind auch diejenigen Kriege, die keinen andern Endzweck haben, als fremde Länder zu erobern. Was man bey uns Eroberungen nennet, iſt nichts anders als der höchſte Gipfel der Tyranney und der verruchteſte Greuel der Menſchen. Es iſt eine ſchnöde unſinnige und abſcheuliche That; wenn ein Fürſt darinnen ſeine Ehre ſucht, ſeine Macht auf Unkoſten ſeiner Nachbarn auszubreiten (**).

Dieſer falſche Heldengeiſt hat zu allen Zeiten in der Welt das gröſte Unheil und die jämmerlichſten Zerrüttungen angerichtet. Die Begierden der Menſchen haben die Eigenſchafft, daß ſie immer ſtärcker werden, je mehr man ſie nähret. Die Macht entzündet ihre Wuth, und der Uber-

(*) Examen de Machiavel T. II. c. 26. p. 224.
(**) Fenelon Dial. des Morts T. I. Dial. 16.

Uberfluß macht ſie raſen : ihr Verlangen nach entfernten Gütern iſt gröſſer, als die Freude bey dem Genuß der Gegenwärtigen. Je mehr ſie Schätze und Vorwürffe haben, je unruhiger werden ſie nach andern, die ſie nicht haben. Ein ehrſüchtiger Fürſt ſtellet ſich ſeine Glückſeligkeit in ſeiner Gröſſe vor. Je mehr er ſich darinnen gefällt, deſto gröſſer ſucht er zu werden. Dieſe Welt iſt zu klein den weiten Raum ſeiner Begierden auszufüllen ; und wenn auch GOtt ihm zu Gefallen eine neue Welt ſchaffen ſolte, ſo würde ihm doch darinnen noch Kummer genug übrig bleiben, wenn er ihn darinnen nicht auch herrſchen lieſſe.

Orbis non ſufficit unus. (*)

Seſoſtris, Cyrus, Darius, Xerres, Alexander der Groſſe, waren in den alten Zeiten diejenigen Weltbezwinger, welche ſich ein Recht anmaſſeten, die Länder ihrer Nachbarn anzufallen und ſolche ihrer Bottmäßigkeit zu unterwerffen; ihre unmäßige Begierde zu herrſchen war davon die eigentliche Bewegurſache. Die andere, welche ſie vorſchützten, waren blos zur Rettung des Wohlſtandes : dann die Gerechtigkeit der Natur lehret alle vernünftige Menſchen, daß es unrecht ſey einen ohne Urſache mit Krieg zu überziehen: ſie bewieſen alſo mehr, als ſie beweiſen wolten; denn da ihre angeführten Urſachen nicht zulänglich waren, dergleichen Feindſeligkeiten zu rechtfertigen, ſo gaben ſie ſich dadurch

(*) Statius.

durch ſelbſt Schuld, daß ſie ungerecht handelten. Ludwig der Vierzehende war auch nicht wenig von dieſer Heldenſucht angeſtecket: Er bereuete aber ſolche auf ſeinem Todbette, und gab deswegen dem noch jetzt regierenden Könige die nachdenckliche Lehre; darinnen nicht ſein Nachfolger zu werden, ſondern einen friedfertigen König abzugeben: Liebſter Printz, ſoll er zu ihm geſagt haben, Ihr werdet ein groſſer König werden; allein eure gantze Glückſeligkeit beruhet darauf, daß ihr euch dem Willen GOttes unterwerffet, und euer Volk ſuchet glücklich zu machen. Meidet deswegen den Krieg, er ſtürtzet ſolches ins Verderben. Folget nicht darinnen meinem Exempel, ſondern ſeyd ein friedliebender Fürſt. (*).

Wenn man die meiſten ſogenannten Manifeſte genau prüfet, welche heut zu Tage zur Rechtfertigung derjenigen Kriege heraus kommen, womit unſere chriſtlichen Staaten einander überziehen; ſo wird man erkennen, daß es guten theils nur bloſſe Ehrenrettungen ſind, den Schein der Gerechtigkeit beyzubehalten. Weiter nichts. Aller Krieg iſt ungerecht, wann er unnöthig iſt. Ein Krieg aber iſt unnöthig, wann der Streit durch andere Mitteln als durch Waffen kann gehoben werden. Hierzu findet ſich leicht Rath, wenn man ihn annehmen will. Allein wie gerne ſiehet hier nicht der Mächtigere, wenn der Schwächere etwas gegen ihn verſiehet? Weil er

da-

(*) Limiers Hiſtoire de Louis XIV. p. 294.

dadurch einen Vorwand bekommt, deſſen Länder mit Heeresmacht zu überziehen, und ſich gewiſſer Oerter, die ihm gelegen ſind, zu ſeiner Genugthuung auszuhalten. Wiewohl, wer Eroberungen machen will, der wartet damit nicht allemal ſo lang, bis ihm darzu von dem andern Anlaß gegeben wird. Wer ſich nichts daraus macht ungerecht zu ſeyn, der hat eben ſo wenig Anſtand eine falſche Urſache zu erfinden. Wie offt und vielmahl muſte hier nicht ſogar die Religion zum Vorwand des Kriegs dienen, wenn man keine andere Urſache wuſte? Dieſen ſchönen Grund hatten ehedeſſen die ſogenannte Kreuzzüge nach dem gelobten Land, welche die damals tumm eifrende Chriſtenheit über etliche Millionen Seelen koſtete, ohne daß dadurch etwas weiters ausgerichtet wurde, als daß wir noch ad honores etliche Biſchöffe in terris infidelium haben; die, wenn ſie ſonſt nichts als die Einnahmen von dieſen Stifftungen hätten, ſo arm als die Apoſteln ſelbſt ſeyn würden. Es war damals den Fürſten nicht ſowohl um die Religion, als um die Länder der Unglaubigen zu thun. Man ſahe ſolches aus denen Streitigkeiten, die gar bald unter ihnen ſelbſt, wegen der eroberten Plätze, ſich hervor thaten; Hingegen waren die Spanier und Portugieſen in Eroberung von America deſto glücklicher; dann hier hatten ſie es mit wilden Menſchen zu thun, die weder den Krieg noch die Religion verſtunden: dieſe durften ſie nur ohne weitere Umſtände todtſchlagen, und damit

mit ihre Schätze und ihre Länder in Besitz nehmen.

Seit dem die Fürsten und Gewaltigen die Länder und Völker als ihr Eigenthum betrachten, muß man sich nicht wundern, daß sie mit einander Kriege führen. Wer die Macht in Händen hat, der bildet sich ein, er dörfte alles thun was er könnte; die Macht ist bey ihm was bey andern das Recht ist: sie macht den Unterscheid zwischen einem Helden und einem Strassenräuber: zwischen dem Beil des Scharffrichters und zwischen dem Lorbeerkrantz eines Uberwinders. Eines muß man hier von den Eroberungsgeistern noch anmercken. Sie sind selten so glücklich gewesen, ihrer ungerechten Beute mit Ruhe zu genieſſen: sie haben insgemein ein Ende mit Schrecken genommen: ihre Länder sind nach ihrem Tod ein Raub der Feinde worden. Was die Unschuld der Menschen nicht hat verhindern können, das hat die Gerechtigkeit des Himmels gerochen.

3. Die Kriege, um sich an einem fremden Staat wegen einer empfangenen Beleidigung zu rächen, haben mit den Eroberungskriegen eine starcke Verwandschafft; denn man sucht durch dieses Mittel wo nicht Land und Leute, doch gemeiniglich stattliche Geldsummen zum Abtrag des erlittenen Schimpfs oder Schadens zu erhalten. Ob und wie weit diese bella punitiva oder Strafkriege erlaubet seyen, solches erhellet

aus

aus denen Umſtänden des Verbrechens, welches man zu ahnden ſucht.

Verſchiedene unſerer Rechtsgelehrten wollen dieſe Redensart nicht in dem Sinn, wie wir ſolche hier gebrauchen, gelten laſſen. Sie ſagen, das wort Strafe beziehe ſich auf einen richterlichen Ausſpruch. Ein fremdes Volk aber, darüber man nicht Richter wäre, und dem man nichts zu befehlen hätte, könnte man nicht zur Rechenſchafft und folglich auch nicht zur Strafe ziehen. Dieſes aber ſind unnöthige Subtilitäten; denn einer der ſich an dem andern wegen einer Beleidigung rächet, der beſtrafet ihn dieſer Beleidigung halber: er mag ihm zu befehlen haben oder nicht. Rache und Strafe iſt alſo hier einerley; denn das Wort Strafe beziehet ſich nicht allein active auf einen Richter, ſondernauch paſſive auf etwas das man leidet.

Die Rache iſt an und für ſich ſelbſt kein Affect, welcher groſſen Gemüthern anſtändig iſt, weil ſie über alle Beleidigungen erhaben ſind. Der Eifer ſich zu rächen, hat ehender etwas überaus kleines, und wird immer einem erzürnten Weibe ehe, als einem tapfern Mann zu gut gehalten.

\- - - Quippe minuti
Semper & infirmi animi exiguique voluptas
Ultio: continuo ſic collige quod vindicta
Nemo magis gaudet quam fœmina. (*)

Ja

(*) Juvenal. Sat. XIII.

Ja derjenige, welcher sich rächet, begehet insgemein mehr Ubel und mehr Ungerechtigkeit als der Beleidiger selbst: Iniquior est qui se ulciscitur eo, qui prior nocuit, sagt Max. Tyrius.(*) Schicket sich nun die Rache für keinen großmüthigen und gerechten Mann überhaupt, so schicket sie sich auch nicht für einen Fürsten, welcher nichts thun und unternehmen soll, als was mit der Weisheit und mit der Gerechtigkeit genau überein kommt. Nichts übertreibet mehr die Feindseligkeiten der Menschen, als die Wuth sich zu rächen: da folget immer eine Ungerechtigkeit aus der andern: eine Rache ziehet die andere nach sich: und man höret nicht auf mit Raub und Brand und Mord gegen einander zu wüten, bis alles aufgerieben und kein Gegenstand mehr vorhanden ist, die Rache zur Beleidigung und die Beleidigung zur Rache zu entzünden.

Ich sage nicht, daß man eine empfangene Beleidigung gar nicht ahnden soll. Die Bosheit, der Frevel und die Laster würden allzuweit gehen, wo man ihnen nicht Gewalt und Strafe entgegen stellte; allein diese sind darinn von der Rache unterschieden: sie bleiben in denen Schranken eines geheiligten Rechts; die Rache aber wird durch Wuth und Grausamkeit abscheulich, und schmeisset den Unschuldigen mit samt dem Schuldigen zu Boden.

(*) Apud Grotium L. II, c. 20. §. 2.

- - - Cæde nocentum
Se nimis ulciſcens exſtitit ipſe nocens (*).

Ein weiſer Fürſt ahndet eine Beleidigung mit Majeſtät, ohne Zorn, ohne Wuth. Er ſuchet eine Genugthuung, nicht für ſich, ſondern für die Gerechtigkeit, für ſeine Würde, für ſeine Hoheit. Er ſuchet ſolche nicht aus Vortheil und Eigennutz, ſondern zu ſeiner Sicherheit. Erlangt er dieſe, ſo hat die Ahndung der empfangenen Beleidigung ein Ende: Verletzet ihn ein Unterthan, oder ein Bedienter eines fremden Staats, ſo iſt es ihm genug, wenn derſelbe deswegen von ſeiner Obrigkeit gezüchtiget, oder ihm ausgeliefert wird. Eines ſolchen Verſehens halber gleich zuzufahren, und gantze Städte und Länder darüber zu verwüſten, iſt barbariſch; die Ahndung überſteiget hier die Mäßigung einer billigen Strafe. Man ſiehet dabey nur die Rache eines gewaltigen Königes; aber nicht die Kennzeichen der Großmuth und der Gerechtigkeit, welche die nothwendigſten Tugenden der Majeſtät ſeyn müſſen.

- - - Diis proximus ille eſt,
Quem ratio non ira movet, qui facta rependens
Conſilio punire poteſt (**).

So war die Rache, welche Carl der V. wieder die Stadt Rom im Jahr 1527. vornehmen ließ,

(*) Ovidius.
(**) Claud. in Paneg. Manlii Theod.

ließ, abscheulich. Der Pabst war dabey mit seinen Cardinälen und Prälaten in der Engelsburg in guter Sicherheit; die Stadt aber wurde der Grausamkeit und Wuth eines wilden und zaumlosen Heers Preiß gegeben, welches allen Greuel und Schandthaten ausübete, und über 20000. Familien deswegen ins Elend stürtzte, weil der Pabst damals nach seiner Politic für gemässer hielt, der Parthey von Franckreich beyzupflichten. Diese That der kayserlichen Völker machte Carl dem Fünften so wenig Ehre, daß er sie selbst mißbilligte.

Ein muthwilliger Holländer lies im Jahr 1671. eine Müntze prägen, worauf ein runder Käß, mit einer darüber stehenden Sonne, als dem Sinnbild des Königs von Franckreich vorgestellet war, mit der Unterschrifft: **Sonn stehe still.** So platt und so weit hergeholet auch diese Erfindung war, so suchte doch Ludwig der XIV. sowohl dieser als anderer Spöttereyen wegen, die Holländer zu züchtigen; er kündigte ihnen deswegen den Krieg an, da es dann wenig fehlte, die Franzosen hätten sich im Jahr 1672. Meister von gantz Holland gemacht. Millionen Menschen musten also über den lächerlichen Einfall eines Fantasten leiden; Die Gedenckmüntze, welche Franckreich bey dieser Gelegenheit schlagen lies, stellte eine abgezogene Löwenhaut vor, samt den sieben Pfeilen der vereinigten Provintzen. Man siehet ferner darauf ein niedergeschlagenes Weibsbild mit einer Kuhe und einem

Fischergarn wit den Worten: Ultor Regum.

Die Genueser musten im Jahr 1684. ebenfalls die Rache dieses mächtigen Königs empfinden; weil sie beschuldiget wurden, daß sie es heimlich mit Spanien zuhielten. Diese prächtige Stadt wurde deswegen von der französischen Flotte grausam mit Feuer geängstiget, und viele der schönsten Palläste in der Vorstadt in die Asche geleget, Worauf die Franzosen eine Denckmüntze prägen liessen, da man den Jupiter mit Donnerkeilen vorgestellet siehet, mit der Umschrifft: Fibrata in superbos fulmina (*).

Wie glücklich, wie groß wäre nicht Carl der Zwölffte gewesen, wenn er sich in der Rache hätte zu mäßigen gewust; und, nachdem er die Dänen geschlagen, den sächsischen August überwunden und die Russen vor sich her in die Flucht getrieben, den ihm angebotenen Frieden nicht so hochmüthig ausgeschlagen hätte? Allein sein Eigensinn war unüberwindlich, und in seiner Rachgier ließ er sich eben so wenig einreden. Es war ihm nicht genug, daß er seine Feinde so weit gebracht hatte, daß sie um Frieden baten; er wolte sie auch vernichtigen, von Land und Reich verjagen, und ihr Gedächtniß bey der Nachwelt zu

(*) Medailles sur le Regne de Louis le Grand p. 251. und 405. Hier könnte man die vor angeführte Worte aus dem Maximo Tyrio wiederholen: O Iupiter, quid nobis fecisti. Iustitiam ex injuriis conflatam.

zu Schanden machen. Wie konnte es anders seyn, er muste bey solchen ausschweiffenden Anschlägen, selbst das Opffer einer unsinnigen Rache werden.

Si velatendas nimium, navis mergitur,
Sed si relaxes, rursus vehitur tutius:
Odit Deus nimis vehementes impetus,
Odere cives: gratior est moderatio (*).

4. Unter die Art von ungerechten Kriegen gehören auch nicht selten die Bundeskriege, in welche man durch andere sich einziehen lässet. In so fern dergleichen Bündnisse zur Wohlfart und Sicherheit eines Staats, ohne Nachtheil eines dritten, geschlossen werden, haben dieselbe nichts unbilliges. Man kann auch sodann sich nicht entbrechen, seinem Bundsgenossen, im Fall derselbe mit Kriegsmacht überzogen wird, den ihm versprochenen Beystand zu leisten. Allein die Mode Bündnisse zu schliessen, ist heut zu Tage in Europa ein seltsamer Anlaß zu vielen wunderlichen Verwickelungen und ungerechten Kriegen. Man ist nie leichtsinniger gewesen, sich damit einzulassen und solche auch wieder aufzuheben.

Qui cito, qui temerè spondet, se multa daturum,
Quæ male promisit, turpius illa negat.

(*) Menel. ap. Euripid.

Man treibet mit denſelben nur ein politiſches Spiel. Treu und Glauben, Wort und Zuſagen, haben faſt weiter keine rechtliche Verpflichtung, als man für gut findet ihnen einzuräumen. Unſere heutige Staatsklugheit erlaubet deswegen auch nicht, ſich auf dergleichen Bündniſſe mehr, als es des andern Vortheil mit ſich bringt, zu verlaſſen. Die beſondere Abſichten der Höfe, welche nur allein ihren eignen Vortheil beaugen, ſind hier die künſtliche Ausleger derjenigen Bedingungen, zu welchen man ſich verbindet. Ein geringer Zufall dienet offt zu einem wichtigen Vorwand, Bund und Zuſage zu brechen, und es fehlet ſodann wenig, daß man es nicht macht wie Cleomenes, welcher mit ſeinen Feinden einen Stillſtand auf dreyſig Tage geſchloſſen hatte, hernach aber des Nachts ſie überfiel, mit dem Vergeben: Der Vergleich wäre auf 30. Tage und nicht auf 30. Nächte gemacht worden (*).

Ja es lauffen ohnedem viele unſerer Bündniſſe dergeſtalt verwirrt unter einander, und wieder einander, daß es zuweilen nicht möglich iſt, ihnen allen nach dem Buchſtaben ein Genügen zu thun. Man ſiehet deswegen, daß zuweilen ein Staat zweyen in Krieg verwickelten Potentaten zugleich ſeinen Beyſtand ſchuldig iſt; und daß er ſolchen deswegen entweder beyden verweigern, oder beyden angedeyhen laſſen muß. Wir ſehen zu unſern Zeiten mächtige Völker, die für ſich mit

(*) Cic. L. I. de Offic c. 10.

mit einander Friede haben, und die gleichwohl doch gegen einander heftige Kriege führen. Dieſes ſcheinet ein Räthſel zu ſeyn, und unſre Nachkommen werden Mühe haben, eine Sache zu begreiffen, die ſich ſelbſten wiederſpricht, und die doch wahr iſt, weil ſie geſchiehet.

Alſo kann man durch Bündniſſe in allerhand Kriege verwickelt werden. Entweder man überziehet einen Freund, der uns nicht beleidiget hat, um einem Bundsverwandten beyzuſtehen; oder man bekriegt einen Bundsverwandten ſelbſt, weil wir uns auch mit ſeinem Feind verbunden, und das Bündniß mit dieſem letztern uns nützlicher ſcheinet, als mit jenem. Stehet man einer böſen Sache bey, ſo macht man ſich der Ungerechtigkeit mit theilhafftig. Schlieſſet man aber die Bündniſſe nur unter einer gewiſſen Bedingung, ſich alsdann nur einander beyzuſtehen, wenn man einen gerechten Krieg zu führen gezwungen wird, ſo iſt dieſe Gerechtigkeit des Kriegs noch der Vorwurff eines langweiligen Gezänckes zwiſchen den Staatsgelehrten. Inzwiſchen verändern ſich die Auftritte. Es kommen andere Perſonen auf den Schauplatz: und man fraget nicht mehr, was man thun ſoll, wenn neue Umſtände das nicht mehr erfordern, was für drey oder vier Jahren wäre nöthig geweſen.

Es giebt ferner auch Bündniſſe, welche kleine Staaten mit groſſen machen, wie bey dem Eſopo die Thiere mit dem Löwen. Wenn es nun hier zum Ausgang des Kriegs kommt, ſo behält

der Mächtige für ſich dieſe Vortheile allein, und läſſet ſeine Helffer, wegen der Kriegskoſten ſich mit einander vergleichen. Der macedoniſche Philippus fieng es noch feiner an: er ſtunde mit den Thebanern und Lacedemoniern in Bündniß; und da es unter beyden zum Krieg kam, wuſte er unter ihnen die Zwietracht ſo künſtlich zu unterhalten, daß er nachgehends eines griechiſchen Staats nach dem andern ſich bemächtigte(*). Divide & impera, ſagt der kluge Machiavel(**).

5. Ich komme auf die fünfte Frage: Ob man nemlich, ohne Beleidigung der Gerechtigkeit, wieder einen benachbarten Staat einen Krieg anzetteln und ihn deswegen feindſelig überfallen könne, weil deſſen allzuſehr anwachſende Macht uns Nachtheil und Schaden, wo nicht gar das Verderben drohet. Die Staatsklugheit erfordert, daß man ſich in Zeiten allem demjenigen zu widerſetzen ſucht, was auch nur von weitem unſern Wohlſtand untergraben und ſincken machen kann; allein die Gerechtigkeit leidet nicht, daß man ſich darzu anderer Mitteln bediene, als ſolcher, die ihren Regeln gemäß ſind.

Es iſt nach dem Völkerrecht, wie einige meynen, keineswegs erlaubt einen Staat deswegen mit Krieg zu überziehen, weil er beginnt allzumächtig zu werden und uns Gefahr zu drohen. Es kann ſolches wohl in Uberlegung genommen werden,

(*) Iuſtinus L. VIII.
(**) L. I. De Principe c. 20.

den, als eine Sache die nützlich, nicht aber die gerecht ist. Wie man also aus andern Ursachen einen Krieg anfängt, also kann man auch diese mit in Ueberlegung nehmen; allein deswegen jemand Gewalt zu thun, wenn man sich vor seiner Gewalt zu fürchten hat, dieses verabscheuet das Recht und die Billigkeit. Dieses Zeitliche Leben ist so beschaffen, daß darinnen keine völlige Sicherheit zu hoffen ist. Man muß aber in Ansehung einer so ungewissen Gefahr von der göttlichen Vorsehung und von einer unschadhafften Gewährleistung, und nicht von der Gewalt, Schutz und Sicherheit erwarten (*).

So lange uns der Mächtigere nicht beeinträchtiget, noch würcklich Unrecht thut, so lange wäre es eben so unbillig denselben seiner Macht halben anzugreiffen, als wenn in einer Republick die Geringern deswegen die Reicheren plündern wolten, weil sie in Furchten stünden, von ihnen unterdrückt zu werden.

Die Eifersucht unter gleich mächtigen Staaten, derer jeder gern der überwichtigste seyn will, giebt ebenmäßig Anlaß zu dergleichen Kriegen. So lagen in Griechenland die Athenienser und die Spartaner sich einander in den Haaren. So stritten Rom und Carthago mit einander um die Oberherrschafft der Welt, bis eines das andere überwunden und zerstöhret hat-

(*) H. Groüus I. B. & P. L. II. c. 2. §. 7.

te. So war Mithridates der Römer geſchworner Feind, weil er ihre überwiegende Macht nicht vertragen konnte; und ſo ſahe man bisher auch einen beſtändigen Krieg zwiſchen den beyden gröſten Häuſſern in Europa, Bourbon und Oeſterreich. Wer davon die Geſchichte lieſet (*), der wird ſich wundern müſſen, wie fein es Franckreich ſeit mehr als zwey hundert Jahren geſpielet hat, die oeſterreichiſche Macht zu zergliedern. Was hat es nicht gethan, die meiſten europäiſche Staaten dawider aufzubringen, um ihnen den Anwachs dieſes Hauſes verdächtig zu machen? Wo mit der Gewalt der Waffen nichts auszurichten war, da machte man Witz und Klugheit gelten. Der franzöſiſche Hof kennet den Zuſtand aller europäiſchen Höfe: Er weiß an denſelben alles durch ſeine Geſanden und heimliche Agenten, zu ſeinem Vortheil und nach ſeinen Abſichten einzufädeln. Dieſem ſchickt er Geld, jenem ein Weib: andere bezwingt er durch Drohungen und Gewalt, andere mit Höflichkeit und Verſprechungen. Iſt der Fürſt andächtig, ſo gewinnet man den Beichtvater: iſt er galant, ſo ſendet man ihm alle neue Moden: liebt er eine gute Tafel, ſo ſtehen ihm die leckerſten Weine und beſten Köche zu Dienſten. Kurtz eine ſolche Aufmerckſamkeit auf alles, auch auf die kleinſten Dinge, beſchäfftiget die Klugkeit eines Volks, welches

(*) Hier dienet die neulichſt heraus gekommene Hiſtoire memorable des guerres entre les maiſons de France & d'Autriche par Mr. Rouſſet.

ſich die Thorheiten ſeiner Nachbarn vortrefflich weiß zu Nutzen zu machen. Auf dieſe Art hat faſt Franckreich bisher in Europa die Obermacht gewonnen.

6. Eine ſechſte Art von ungerechten Kriegen ſind auch öffters diejenigen, welche wegen einer Erbfolge geführet werden. Lebten wir nach dem Recht der Natur in einer vernünftigen Freyheit, ſo würden wir nichts von ſolchen Erbfolgen der Reiche und Länder wiſſen. Der Fürſt würde für den Staat und der Staat nicht für den Fürſten ſeyn. Ein geheiligtes Recht müſte ſo wohl den Fürſten als das Volk binden. Diejenigen, die regierten, müſten den Geſetzen ſowohl unterworffen ſeyn, als diejenigen, die regieret würden. Beyde müſten die Macht dieſer Geſetze über ſich erkennen. Sie müſten nur die Wohlfart des Staats zum Endzweck haben, und keiner andern Freyheit genieſſen als die ſolche befördern, mit nichten aber dieſelbe ſtöhren könnte. Die Kunſt zu regieren würde das nechſte Recht zur Krone ſeyn. Man würde darzu nur Helden und weiſe Leute gebrauchen; wie die alten Teutſchen, welche zu ihren Herzogen oder Heerführern die vortrefflichſten und tapfferſten Männer wehleten.

Mente qui prudente pollet, is Magiſtratum gerit (*).

Wür-

(*) Euripid. Ipigh. in Aulide.

Würden die Regenten gebohren, so müsten sie auch die Tapfferkeit und die Weisheit, die zum Regiment erfordert wird, mit auf die Welt bringen: Haben sie solche nicht, so befiehlt ihnen die Vernunfft, sich keiner Last zu unterziehen, deren sie nicht gewachsen sind. Solte man wohl mit Gewalt und Blutvergiessen in ein Amt sich eindringen, welches man nicht im Stand ist zu verwalten? Die Menschen gehören nicht zu den Patrimonialgütern, deren eigenthümlichen Besitz man einem andern, wie das grosse und kleine Vieh auf den Mayerhöfen übertragen kann. Wo haben jemalen vernünftige Völker darzu ihre freywillige und ungezwungene Einwilligung gegeben, diesem oder jenem König, dergestalt, ohne alle Bedingung eigen zu seyn, daß auch dessen Kinder, mündig oder unmündig, närrisch oder klug, böß oder gut, ihrer und aller ihrer Nachkommen unwiedersprechliche Herren und Eigenthümer seyn sollen: So gar, daß man mit ihnen, wie mit andern Gütern, Kauff und Handel treiben, solche seinen Erben vermachen, oder einer fürstlichen Tochter zum Brautschatz mitgeben könnte? Wer erkennet wohl hier ein natürliches Recht? Grotius, Pufendorff und andere dergleichen Ausleger der Natur? Allein wie künstlich, wie verschlungen, wie verfänglich erklären sie sich nicht darüber? Die Sprache der Natur ist nicht so gelehrt: sie spricht einfältig, sie spricht durch Empfindungen, sie unterrichtet durch ihren allgemeinen Geist, und überzeuget ohne Künste. Hat die Natur

ge-

gewollt, daß wir vernünftige Geschöpfe seyn sollen; so hat sie auch gewollt, daß wir als solche unsere Glückseligkeit besorgen sollen; Wie können wir aber solche besorgen, wenn wir uns der freywilligen Gefahr unterwerffen, von einem bösen und untauglichen Regenten abzuhangen; und es seinem Gutdüncken zu überlassen, ob er uns will als vernünftige Menschen halten, oder mit den Zugochsen und Postpferden einerley Schicksal erleben lassen. Nichts wiederstrebet mehr der Menschlichkeit, sagt der Herr von Fenelon, als eine unumschränckte und eigenmächtige Gewalt, die unsre Könige sich anmassen. Nicht anders als ob alles nur für sie geschaffen wäre. Anderer Menschen Gut und Ehre und Leben düncket ihnen nur ein blosses Spiel zu seyn. Nichts bezeichnet mehr ein barbarisches Wesen, als eine solche Regierungsform (*).

Dem ungeachtet, so wolte doch das Volk Israel Könige haben; und GOtt hat ihm solche auch gewähret. Wie wohl sie damit gefahren, lehren die geistliche Geschichtbücher. Also hat es auch GOtt gefallen, die Verfassung der heutigen Welt so einzurichten, daß darinnen viele erbliche Reiche und freymächtige Fürstenthümer, durch lang hergebrachte Besitzungen und Verabredungen der Völker statt gefunden haben; dergestalt, daß alle die darinnen befindliche Einwohner gehalten sind, dieser einmahl eingeführten

(*) Fenelon. Dial. des Morts T. I. D. XVI.

ten Ordnung ſich ohne Wiederſpenſtigkeit zu unterwerffen: ihre durch das Erbrecht ihnen angeſtammte Fürſten mit Unterthänigkeit zu erkennen; muthin denenſelben treu, hold und gewärtig zu ſeyn.

Wo nun dergleichen erbliche Reiche einmahl alſo feſtgeſtellet und eingeführet ſind, da kann es auch gewiſſer maſſen einem Fürſten nicht verdacht werden, wenn er ſolche gegen andere, die ihn darum bringen wollen, mit gwaffneter Hand zu behaupten trachtet. Will aber derſelbe dadurch die Gerechtigkeit nicht verletzen, ſo muß er 1) dabey Land und Leute verſchonen, und ſeine Waffen nur gegen gewaffnete Männer führen. 2) Muß er niemand zur Huldigung zwingen; dann ein gezwungener Eyd iſt etwas gottloſes und ungerechtes; eine gottloſe und ungerechte Handlung aber iſt nicht verbindlich. 3) Eben ſo wenig kann er diejenigen als Untreue und Meineydige beſtraffen, welche durch den Lauff der Waffen dem Gegentheil zu ſchwören ſind gezwungen worden. Noth und Zwang leiden keine Geſetze und folglich auch keine Straffen. Alle dergleichen Eydſchwüre haben in ihrem natürlichen Sinn ohnedem keine andere Verbindlichkeit, als demjenigen, der uns ſchwören macht, ſo lange treu und gehorſam zu ſeyn, als er im Stand ſeyn wird uns zu beſchützen; dann es iſt hier ein pactum mutuum, welches eine Bedingung zum Grund ſetzet. Wo nun dieſe Bedingung in Anſehung des Beſchützers nicht erfüllet wird, da

nimmt

nimmt auch die Verbindlichkeit der Huldigungseyde ein Ende.

Wie ungerecht müssen also die armen Unterthanen in denen im Anspruch liegenden Ländern nicht leiden, wenn sie, durch den Fortgang der unglückseligen Kriege, bald mit allerhand Gewaltthätigkeiten und Brandschatzungen beängstiget; bald durch unauftreibliche Summen zur Fortsetzung der Waffen ausgemergelt; bald durch andere harte Beschwerden und Drangsale elendig ins Verderben gestürtzet werden. Gleich als ob sie Schuld daran wären, daß zwey hochgebohrne Menschen sich um ihr Land und um ihre Güter zancken; dann es ist gewiß: sie allein müssen die Proceßunkosten tragen; und das Opffer von hundert tausend unschuldigen Menschen, die darüber geschlachtet werden, ist öfters kaum zulänglich dem Uberwinder das Recht zum Thron zu bestättigen.

Ich finde keine Idee in der menschlichen Seele, welche hiebey die mindeste Begriffe von Recht und Billigkeit sich machen könnte. Denn alle Menschen, die in einem solchen Krieg um ihre Ruhe, um ihre Güter, ja um ihr Leib und Leben gebracht werden, die verlieren solche nicht zum Besten des Staats, noch zum Heil der bürgerlichen Gesellschafft, noch sonst aus einer anscheinenden gerechten Ursache; sondern blos zur Erhöhung eines einzigen Menschen, dessen unersättliche Herrschsucht öfters dem schon zuvor gepreßten

preßten Volk noch das übrige durch Pracht und Uppigkeit raubet, was ihm die Wuth des Kriegs gelaſſen hat. Wie mögen ſich doch in der vernünftigen Welt noch gelehrte Leute finden, welche dergleichen Handlungen als Vorzugs-Rechte der Groſſen, als Jura Majeſtatica, zu verthaidigen übernehmen? Sie vergeben dadurch dem menſchlichen Geſchlecht ihre heiligſten Rechte. Furcht, Ehrgeitz und Gewinnſucht, machen ſie zu Advocaten eines Tyrannen, und zu Verräthern des Volks. Dann die Fürſten ſind eigentlich nichts anders als die erſten und vornehmſten Glieder des Staats, welche das Volk ſchützen und nach Recht und Billigkeit regieren ſollen (*). Wie mögen ſie doch, um dieſes Richter-Amt zu erlangen, ſo jämmerliche Kriege führen und ſo viele unſchuldige Menſchen auf die Schlachtbanck liefern?

- - - O fragilis damnoſa ſuperbia ſceptri!
O furor! o nimium dominandi cæca libido! (**)

Es giebt im übrigen, in Anſehung der Erbfolgen, wo ſolche eingeführet ſind, noch glimpflichere Mitteln, als der Krieg, die darüber entſtehende Streitigkeiten zu entſcheiden: Wir haben

(*) Examen de Machiavel p. 12. Pufendorf ſchreibet davon gantz anders, vid. Ej. Jus Nat. & G. L. VII. c. 6.

(**) Juvenal.

ben im teutſchen Reich eine weiſe Verfaſſung, vermög deren keinem Stand des Reichs erlaubt iſt, durch Rügung ſeiner eigenen Gerechtſamen, die gemeine Ruhe und den Landfrieden zu ſtöhren; die Reichsgrundgeſetze weiſen ihn dahin an, ſeine Sachen vor den Kayſer und das Reich zu bringen, und darüber eines rechtlichen Urtheils gewärtig zu ſeyn. Gehet es damit gleich zuweilen etwas langſam her, ſo ſchaden doch hundert ſolche Rechtsſtreite nicht ſo viel als ein einziger Krieg.

Wo nun eine ſolche Verfaſſung, wie bey uns im teutſchen Reich, unter freymächtigen Staaten, nicht eingeführet iſt, da können dergleichen Streitigkeiten füglich durch Vermittelung anderer Staaten durch Schiedsrichter geſchlichtet und beygeleget werden. Dieſes Mittel iſt zu allen Zeiten üblich geweſen. Am natürlichſten ſolte das Volk ſelbſt in einer Sache ſprechen, welche ihre eigne Wohlfart betrifft: Wie ſolches Recht kürtzlich noch die Schweden, in Anſehung ihres neuerwehlten Thronfolgers, glücklich ausgeübet haben (*). Allenfalls könnten auch die Zweykämpfe, wo es ja ſolte und müſte gekämpfet ſeyn, hier noch einigen Nutzen haben; wie man dann vor alten Zeiten ſchon durch dergleichen einzele Gefechte das unnöthige Blutvergieſſen und den Umſturtz der Länder zu verhüten

(*) Leſe darüber H. Grotium de I. B. & P. L. II. c. 23. §. 11.

ſuchte(*). Man findet auch in denen Geſchichten viele Exempeln von chriſtlichen Potentaten, die aus gleicher Abſicht ihre Feinde zum Zweykampf haben ausfordern laſſen. So forderte im Jahr 700. der longobardiſche König Cunibert den Herzog von Friaul Alachis (**); im Jahr 708. Edmund König von Engeland, Channut den Groſſen, König in Dännemark (***): im Jahr 1283. Petrus von Arragonien Carolum von Anjou (****): im Jahr 1468. der böhmiſche Georg Podiebrad den ungariſchen König Mathiam Corvinum (*****): im Jahr 1528. Kayſer Carl der Fünfte den König Franciſcum I. in Franckreich (******): im Jahr 1611. der König von Dännemark Chriſtian der Vierte

(*) Ineamus aliquam viam, ſprach Metius zum Tullo Hoſtilio, qua utri utris imperent, ſine magna clade, ſine multo ſanguine utriusque populi decerni poſſit. T. Liv. L. I. Darauf geſchah der Kampf zwiſchen den Horatiern und Curiatiern, welcher den Zwiſt der Römer und Albaner mit einmal beylegte. v. H. Grotium L. II. c. 22. & L. III. c. 20.

(**) Warnfried de geſtis Longobardor. Lib. V.

(***) Hiſt. d'Angleterre par Rapin Thoyras T. I. p. 404.

(****) Mariana. L. XIV. §. 51.

(*****) Dubravius Lib. XXX. Deſſen Worte ſind: Georgius dolorem ultra non ferens ſed magis ſuis ne velut pecora trucidarentur & ſpoliarentur, quam ſaluti ſuæ conſulens, provocavit Mathiam ad ſingulare certamen.

(******) Hiſt. de France par le P. Daniel T. V. p. 665. It. Sleidanus Lib. VI. Woſelbſt die Sache viel anders und umſtändlicher erzehlet wird, als bey den franzöſiſchen Geſchichtſchreibern.

Vierte, Carl den IX. König in Sweden (*): Und endlich 1674. Carl Ludwig Churfürst von Pfalz den französischen Marschall von Turenne (**) zum Zweykampf heraus.

Bey Anführung dieser durchlauchtigen Exempeln habe ich keinen andern Endzweck, als dem Leser darzuthun, daß auch selbst grosse Könige und Fürsten obige Gesetze eingestanden haben: indem sie von sich selbst und aus eigner Uberzeugung erkannten, daß es ungerecht und und grausam sey, um ihrer eignen Streitigkeiten halber, gantze Städte und Länder zu verwüsten, und so viele unschuldige Menschen wie das Vieh zu schlachten. Die Worte Carls des Fünften wie solche ein französischer Geschicht-

(*) Limiers Hist. de Suede T. I. L. I. p. 142.

(**) Ludolfs Schaubühne. T. IV. 1582. Wo unter andern diese Worte des Churfürstens merckwürdig: " Wie ihn Wunder nehme, daß Leute, die sich für " Christen ausgäben, solche Thaten begiengen, vor " welchen auch die Unglaubigen einen Abscheu tru- " gen. . . Es sey unverantwortlich, so viele un- " schuldige Menschen ins Verderben zu stürtzen, " und eine solche Verwüstung im Lande anzustellen; " und weil er daraus urtheilen müste, daß man " ihm selbst zu Leibe wolte, so wolte er hiermit dem " Marschall einen Zweykampf angeboten haben, " um ihm ein Genüge zu thun und seiner Unter- " terthanen Blut zu schonen, als für deren Wohl- " fart ein rechtschaffener Fürst sein Leben zu wagen " kein Bedencken tragen müste". Vid. Leben der Churfürsten von Pfaltz Friedrichs, Carl Ludwigs und Carls. p. 84.

ſchichtſchreiber (*) anführet, ſind hier beſonders merckwürdig. Es iſt viel vernünftiger, ſagt er, daß ſie ihre Händel gegen einander durch einen Zweykampf ausmachten, als daß ſie damit die gantze Chriſtenheit in Waffen bringen, und das Blut ſo vieler unſchuldigen Menſchen vergieſen ſolten, denen ihre Streitigkeiten nichts angiengen. Kein Volck iſt heut zu Tag eifriger für ſeinen König und unbilliger gegen ſich ſelbſt als die Franzoſen. Ihr König mag unternehmen was er will, ſo ſind ſie bereit Leib und Leben für ihn aufzuopffern. So waren ihre Vorfahren nicht: ſie zogen zwar mit zu Feld, ſo bald ſie aber ſich in der Feinde Gegenwart ſahen, ſo lieſſen ſie ihrer Vernunfft Raum und riethen ihren Königen zum Vergleich, oder, daß ſie ihren Streit durch einen Zweykampf entſcheiden ſolten. Wolten ihre Könige, ſprachen ſie, mit andern Händel anfangen, ſo möchten ſie ſolche auch unter ſich ausmachen, denn es wäre weder recht noch billig, noch dem alten Herkommen gemäß, ihrer eignen Angelegenheiten halber die gemeine Wohlfart zu Grund zu richten (**).

7. End-

(*) Mezerai Hiſt. de France T. V.

(**) Die Worte ſind von H. Grotio aus dem Agathia angeführet worden; und verdienen hier eine Stelle: Si qua forte inter reges oriantur controverſiæ aciem quidem omnes inſtruunt, tanquam bellaturi ad rem armis decernendam, & obviam alii aliis procedunt. At ubi conſpicati ſunt invicem exercitus, abjecta ira ad concordiam redeunt, & Re-

7. Endlich ſo gehören auch die bürgerlichen und einheimiſchen Kriege mit unter die Zahl der ungerechten Kriege. Solche ſind nach den verſchiedenen Staatsverfaſſungen auch verſchieden. In einer Monarchie äuſſern ſich ſolche 1) Wenn die vornehmſten Herren und Stände ſich wieder ihren König empören, und gegen ihn zu Felde ziehen. Wie ſolches in Franckreich zu Zeiten der Ligiſten und der Prinzen geſchahe. 2) Wann das Volk überhaupt aufrühriſch wird. Von dieſer Art war der Hußitenkrieg in Böhmen, der Hugenottenkrieg in Franckreich, der Krieg der Mißvergnügten in Ungarn ꝛc. In Republicken werden dergleichen Kriege entweder zwiſchen dem Magiſtrat und dem Volck, oder zwiſchen den vornehmſten Geſchlechtern allein geführet: Jene wegen gewiſſer Beleidigungen und Gerechtſamen, welche das Volk hergeſtellet wiſſen will; dieſe aber, weil ſie ſich des Regiments und ihrer Vorzüge halber unter einander nicht vergleichen können. Alſo war zu Rom immer Streit zwiſchen dem römiſchen Volk; bis die 3.

Regibus auctores ſunt, ut jure potius certent: aut ſi id nolint, ipſi inter ſe ſingulari dimicent certamine & ſuo duntaxat ipſorum periculo rem tranſigant: Neque enim aut æquo & bono aut patriis inſtitutis convenire, ut ipſi ob propria odia bonum publicum labefactent aut everrant. Ergo conſeſtim ſolvunt exercitus & reſtituta pace tuto inter ſe commeant, ſublatis malorum cauſis. Tanta in ſubditis cura juſtitiæ & patriæ amor: in Regibus vero animus placidus & ſuis obſequens. H. Grot. de J. B. & P. L. II. c. 22. §. 10.

gröſte Männer in Rom, Antonius, Pompejus und Cäſar, durch ihre Herrſchſucht der Republick ein Ende machten.

In Anſehung des Adels iſt es ein Frevel und ſtrafbarer Eingrief in die Majeſtätsrechte, wenn er mit Vorbeygehung des hochrichterlichen Amts oder Oberhaupts ſeine Streitigkeiten unter einander mit dem Degen auszumachen, und durch ſolches eigenmächtige Fauſtrecht den Landfrieden zu ſtöhren, mithin allerhand Unordnungen und Feindſeligkeiten dadurch zu veranlaſſen ſucht. Wozu diente der König und deſſen höchſte Gewalt, wo jeder ſein eigner Richter ſeyn und mit dem Schwerd drein ſchlagen wolte?

In Anſehung der Empörungen des Volks gegen ihre Regenten, muß man einen Unterſcheid machen, zwiſchen einem Regenten von abſoluter Gewalt, und zwiſchen einem andern, deſſen Macht durch gewiſſe vorher bedungene Geſetze eingeſchräncket iſt. Im erſten Fall ſind die Hände dem Volk gebunden; und werden diejenigen als Aufrührer geſtrafft, welche ihrem angebohrnen Landesherrn den Gehorſam verſagen und ſeinen Abſichten ſich wiederſetzen. Müſſen hier die Unterthanen gleich noch ſo viel Unrecht und Drangſal von einem böſen Fürſten leiden, ſo ſtehen ihnen doch keine andere Wege offen, als daß ſie ſuchen denſelben durch vernünftige Vorſtellungen und Bitten und Flehen zu erweichen. Hilft dieſes nicht, ſo müſſen ſie die Sache

GOtt

GOtt befehlen, das üble Regiment als eine gemeine Landplage (*) ſo lange gedultig tragen, bis es GOtt gefallen wird, ſie von der Wuth des Tyrannen zu befreyen. Wiewohl ich nicht läugnen kann, daß eine ſolche abſolute Gewalt, wo ſie zur völligen Unterdrückung des Volks und aller Gerechtigkeit ausſchweiffen ſolte, nach dem Recht der Natur nimmer unter vernünftigen Menſchen ſtatt finden kann. Will man ſich aber derſelben wiederſetzen, ſo muß man ſolche Mäſſigung und ſolche Klugheit gebrauchen, daß die Cur nicht gefährlicher wird, als der Schaden iſt, den man heilen will.

Der grauſame Nero fand niemand, der ihn auf ſein Begehren umbringen wolte, weil die Römer es für unerlaubt hielten, die Hand an einen Kayſer zu legen. Im andern Fall aber, da ein Fürſt die höchſte Gewalt nur unter gewiſſen Bedingungen von dem Volk empfangen hat, da iſt auch das Volk befugt, ihn, wo er darwieder handelt, zur Rechenſchafft zu fordern, und nach Maßgebung der Landgeſetze, die gemeine Freyheit und Gerechtſame zu ſchützen. So wehlten ſich vormals die Arragonier ihren König. Wir, ſprachen ſie, die wir ſo gut ſind als du: wir machen dich zu unſerm König; daß

(*) Quomodo ſterilitatem aut nimios imbres & cætera naturæ mala, ita luxum vel avaritiam dominantium tolerare. Tacitus.

du unſere Geſetze und Freyheiten handhabeſt: anders nicht (*).

Es iſt merckwürdig, was der Ritter Temple zu Carl dem II. ſagte: nemlich, daß ein König von Engelland, welcher es mit ſeinem Volk hielte, der gröſte König in der Welt wäre; wenn er aber mehr ſeyn wolte, ſo wäre er gar nichts. (**) Gegen einen ſo ehrlichen Mann gibt es immer hundert Schmeichler an den Höfen, welche wie Anarerres ſprachen, der den Alexander über den ſchändlichen Mord, welchen er an Clyto verübet, mit dieſen Worten tröſtete: Du biſt König, du kanſt thun was du wilſt: Alles iſt gerecht und gut, ſo bald es dir gefällt. Für welche Höflichkeit aber Alexander ſich ſchlecht bedanckte (***).

Die Umſtände des im vorigen Jahrhundert in Engeland mit Carl Stuart vorgegangenen Blutproceſſes, ſind überaus merckwürdig. Er hatte wieder die Reichsgrundgeſetze und wieder alle darüber von Seiten des Parlaments an ihn gelangte Vorſtellungen, einige ſehr nachtheilige Veränderungen in der Regierung vorgenommen, welche alleſamt deutlich dahin zieleten, das Volk um ſeine Freyheit zu bringen, und ſich zu einem freymächtigen König zu machen. Da er ſich nun darinnen auf keine Weiſe wolte rathen laſſen,

(*) Hottomanni Franco Gallia c. 12.
(**) Memoires de Temple L. I. p. 31.
(***) Vid. Plutarch. de Virtute Morali und Sophocles in Antigono.

laſſen, griffen die Engländer zu den Waffen, ſtieſſen ihn vom Thron, hielten Blutgericht über ihn und lieſſen ihm den Kopf herunter ſchlagen. Dieſe That machte alle hohe Häupter beſtürtzt. Man betrachtete die Engländer als Aufwiegler und als Königsmörder. Der gelehrte Salmaſius war hier gleichſam das Sprachrohr der Fürſten: Er ſchrieb eine Schutzſchrifft für den unglücklichen König. Er fand aber an dem ſcharffſinnigen Milton einen ſo ſtarcken Vertheidiger des Engliſchen Volks, daß auch diejenigen ſelbſt, die es nicht mit ihm hielten, davon urtheileten: er hätte eine üble Sache gut; Salmaſius aber eine gute Sache übel vertheidiget.

Wir gehen in dieſen Betrachtungen noch weiter, weil ſie uns zu ſehr von unſerm Hauptzweck abführen, welcher iſt, den Soldaten diejenigen unumgängliche Pflichten zu zeigen, zu welchen ſie von der Ehre, als ihrer allgemeinen Grundregel, angewieſen werden. Wann wir demnach allhier von ungerechten Kriegen das nöthige angemercket haben, ſo entſtehet daraus für ſie die Frage: Ob auch ein redlicher Mann, ohne Beflecktung ſeiner Ehre, in einem ſolchen ungerechten Krieg dienen könnte?

Wir müſſen in Beantwortung dieſer Frage eben denjenigen Unterſcheid beobachten, welchen wir zwiſchen einem eigenmächtigen Regenten und zwiſchen einem freyen Staat voraus geſetzet haben. Diejenigen, welche unter dem Scepter

eines abſoluten Monarchen leben, die ſind entſchuldiget, wann ſie demſelben gleich in einem ungerechten Kriege dienen;

- - Ad auctores redit
Sceleris coacta culpa. (*)

Dann ſie können, als bloſſe Unterthanen, von der Gerechtigkeit gewiſſer Handlungen und Unternehmungen ihres Herrn nicht urtheilen; weil ſie die Urſachen und den Zuſammenhang davon nicht wiſſen. Magiſtratus de privatis, Principes de Magiſtratibus, Deus de Principibus judicat. (**) Der Fürſt befiehlt, die Staatsdiener rathen, die Unterthanen gehorſamen.

Doch ſo weit auch hier die harten Pflichten des Gehorſams gehen, ſo haben ſie doch ihre vorgeſetzte Schrancken. Es ſind Fälle, da wir GOtt mehr gehorſamen müſſen, als den Menſchen. Es ſind Umſtände, da unſere Ehre und unſer Gewiſſen durchaus keinen Gehorſam geſtatten. Kein Bubenſtück ſchickt ſich für einen ehrlichen Mann. Iſt ein Soldat überzeugt, daß ihn der Fürſt zu einer offenbaren böſen und unanſtändigen That gebrauchen will, ſo muß er, GOtt zu Ehren und ſein Gewiſſen zu retten, ſich deswegen entſchuldigen, und lieber alles dran ſetzen, als ſich darzu entſchlieſſen. Alſo wird kein Ehrliebender Menſch ſich, was man ihm auch darüber

(*) Sen. Troad.
(**) Marcus Aurel.

über für Vergeltungen verſprechen ſolte, zu Verräthereyen und dergleichen Sachen gebrauchen laſſen. Er wird auch eben ſo viel Bedencken tragen, einen Spionen, Freybeuter, Mordbrenner, oder Meuchelmörder abzugeben. Von unſerm Dienſt haben wir unſerm Herrn, von unſerer Ehre uns ſelbſt, von unſerm Gewiſſen aber GOtt allein Rechenſchafft zu geben.

Lebet aber ein Kriegsmann in einem freyen Staat, wo die Geſetze über den Regenten ſind, und die Wohlfart des Volkes mehr als alle Hoheit gilt: da darf, da kann man ſchon etwas mehrers reden: da werden die Sachen nicht ſo geheim, als in der Fürſten Cabinetten abgehandelt: da darff die Regierung keinen Krieg anfangen, das Volk muß davon Erkenntniß und Wiſſenſchafft haben; und da ſoll ſich folglich kein ehrlicher Mann entſchlieſſen, wiſſentlich einer böſen und ungerechten Sache zu dienen. Die Ehre gründet ſich auf die Gerechtigkeit; alle Ungerechtigkeit aber iſt ſchändlich, und macht einen Menſchen ehrlos. Weg mit ſolchen Kriegen, die ſich auf nichts als Herrſchſucht, Geitz, Unordnung und Meyneyd gründen!

)o(

XXX. Brief.

XXXI. Brief.

Erörterung der Frage: Ob die Teutſchen wohl thun daß ſie den Franzoſen nachahmen?

Ducitur ut nervis aliens mobile regnum.

Horat.

Mein Herr,

So viel ich mich ſelbſten kenne, ſo düncket mich allerdings, Sie thäten mir ein wenig Unrecht, wenn Sie mich im Verdacht haben, ich ſey zu ſehr für die Franzoſen eingenommen. Ich glaube, man kann ein guter ehrlicher Teutſcher ſeyn, und bey der Empfindung des Unrechts, ſo uns dieſe unſre Nachbarn erweiſen, nichts deſtoweniger ihre gute Eigenſchafften erkennen. Sie vermögen es ja nicht, wann ſie gegen uns die Waffen führen müſſen; ſie ſelbſt leiden unter der Gewalt einer deſpotiſchen Regierung am meiſten.

Daß ſie von Natur ſehr zum Hochmuth und zur Eitelkeit geneigt ſind, darinnen bin ich mit Ihnen einerley Meynung; allein ſind es unſre Lands-

Landsleute nicht auch, und öffters noch mit weniger Witz und mehrer Unbescheidenheit? Unsere Naturfehler gegen ihre gerechnet, meynen Sie wohl, daß wir Ursache hätten, sie zu verachten und uns für besser zu halten?

Daß Franckreich seiner Vortheile sich zu bedienen und eine gewisse Oberherrschafft in Europa sich zuwege zu bringen suchet, solches zeiget von ihrem Muth und von ihrer Lebhafftigkeit. Haben die Franzosen mehr Menschenliebe und mehr Klugheit die Welt zu beherrschen als andere Völker; so wäre es ein Glück für das menschliche Geschlecht, durch vernünftige und heilsame Gesetze regiert zu werden. Hegen sie aber im Gegentheil solche Staatsregeln, die dem menschlichen Geschlecht zum Nachtheil und Verderben gereichen, und auf eine ungerechte Gewalt und Tyranney hinaus lauffen, so ist ein jeder ehrlicher Mann verbunden, sich ihren Rathschlägen und ihrem Hochmuth zu widersetzen.

Diese Beschaffenheit hat es auch in Ansehung ihrer Sitten, die wir ohne Unterscheid nachahmen. Wenn wir klug wären, so würden wir nur allein das Gute von ihnen nachmachen, das übertriebene und lächerliche aber ihnen allein lassen: Vielleicht hätte der Hof zu Versailles nie an eine Oberherrschafft in Europa gedacht, wenn wir und andre Völker ihn selbst nicht daran hätten dencken machen. Sind wir nicht mit solcher Bewunderung für alles, was aus Franckreich

kommt,

kommt, eingenommen, daß es beynahe das Ansehen hat, als wolten wir keine andre Gesetze und keinen andern König haben?

Es war dieses jederzeit ein Kennzeichen einer bevorstehenden Unterwerffung, wann man die Sitten eines andern Volks nachahmte. Diese Hochachtung für dasselbe zeiget zugleich eine natürliche Bereitwilligkeit auch dessen Gesetze und Herrschafft über sich zu erkennen. Die Carthaginenser und die Egypter waren bald unter der Römer Botmäßigkeit gebracht, nachdem sie vorher einen Geschmack an den Sitten und Galanterien der Römer gefunden hatten.

Wir thun also sehr übel, daß wir immer auf die Franzosen schelten und ihnen doch gleichwohl alles nachmachen. Ihre Sprache wird fast in gantz Europa und an allen Höfen gesprochen, ihre Tafel gefällt den Fürsten und ihre Galanterien bezaubern das Frauenvolk. Mehr brauchen sie nichts als Geld, um auch den Pöbel auf ihre Seite zu bekommen. Wir lesen ihre Bücher, und machen uns eine Ehre daraus, die unsrige zu verachten. Ihre Schauspiele, ihre Lustbarkeiten, ihre Schwelgereyen verzärteln unsre Sinnen und flössen uns allerhand Neigungen ein, die den Grund unsrer Haushaltungen erschöpfen und unsern Muth schwächen. Wir vertauschen unsere Vernunfft, unsre Gründlichkeit, ja gar unsre so sehr belobte alte teutsche Treue und Redlichkeit gegen ihren schimmernden

den Witz, gegen ihre luſtige Einfälle und gegen ihre Gauckeleyen. Wir kleiden uns, wir eſſen und trincken, wir ſingen, wir tantzen, wir fluchen, wir ſchwermen, alles auf Franzöſiſch.

Dieſe niederträchtige Nachahmung macht uns Teutſchen fürwahr wenig Ehre: die alten Teutſchen wolten lieber ſterben, als die Sitten der Römer annehmen. Nichts ſchien ihnen weibiſcher und verächtlicher. Wie würden ſie unſerer ſpotten, wenn ſie uns nun wie die franzöſiſchen Affen aufgeſchwäntzt, gekrollt, gepudert, mit Oel beſchmieret und kahl von dem Kopf bis zu den Füſſen erblicken ſolten? Die Mode iſt ein ordentlicher Zoll, welchen Franckreich von den Teutſchen ziehet und welcher dieſem Staat jährlich ungeheure Summen einbringt. Unſre Tafeln düngen ihre Weingärten und unſere Kleidungen treiben die Räder in ihren Fabricken.

Wir tadeln an den Franzoſen einen gewiſſen Hochmuth, der zu unſrer Verkleinerung gereichet; allein haben ſie nicht Urſache darzu? Würden wir weniger ſtoltz ſeyn, wenn die Franzoſen uns ſo viel Ehre erwieſen, als wir ihnen anthun? Würden wir uns nicht ſehr viel einbilden, wann ſie ſich ſo weit vor uns demüthigten und zu uns als zu den belebteſten und geiſtreichſten Leuten ihre Reiſe thäten, um unſre Sprache zu lernen und unſren Sitten nachzuahmen? Wann ſie zur Unterweiſung ihrer Jugend ſich teutſcher Lehrmeiſter bedienten; wann ſie unſre Schneider

der, unſre Köche, unſre Comödianten nach Franckreich kommen lieſen, und damit ihrer Eitelkeit ſchmeicheln, einem Teutſchen ähnlich zu ſehen. O fürwahr, wir ſind das einzige Volk in der Welt, welches nicht ſich ſelbſt ähnlich ſeyn will und welches ſich ſchämet ſolches zu ſeyn.

Wer ſolte nicht über einen Menſchen lachen, der ſich ſtets befleiſſet die Grimaſſen eines Helden von der Schaubühne nachzumachen; immer wie ein Seiltänzer die Füſſe zu ſetzen, alle Sylbenthöne durch die Naſe zu trompeten, täglich etliche Stunden für dem Nachttiſch zuzubringen, und ſich wie eine Sängerin in der Opera die Haare in locken legen zu laſſen, um hernach vor den Füſſen eines eitlen Weibsbildes zu ſeufzen.

Es ſind gewiſſe Thorheiten, die den Franzoſen natürlich ſind; uns aber eben deswegen albern und abgeſchmackt laſſen, weil wir ihnen nicht zugleich diejenige Art zu geben wiſſen, die bey ihnen die Thorheiten noch erträglich machen.

Ein jedes Land hat ſeine ihm eigne Art und Vortheile. Es kommt darauf an, daß man ſolche recht zu benutzen weis, ohne ſich dabey um andre zu bekümmern, welche ſie uns verſaget hat. Es iſt vergebens, daß wir in unſre Weinberge burgundiſche Reben pflantzen laſſen; der Wein davon wird doch immer ſchlechter gerathen, als der, welcher unſerm Erdboden natürlich iſt.

Sind

Sind unſre Weine gleich nicht ſo zart und ſüß auf der Zunge, ſo ſind ſie im Gegentheil deſto beſſer auf das Lager und werffen ſich nicht wie jene, nach vier oder fünf Jahren herum. Wir haben köſtliche Baumfrüchte; und dennoch hat es das Anſehen, als müſten ſie erſt ihren rechten Werth von einem franzöſiſchen Namen hernehmen, den man ihnen zu geben pflegt, wann ſie nicht ſelbſt ihren Urſprung aus Franckreich haben; wie z. E. unſere Aepffel, Birne, Pfirſchinge u. ſ. w. Nicht anders; als ob die Natur nur allein die Franzoſen für ihre ächte Kinder, uns aber wie eine Stiefmutter hielte.

Es iſt wahr, das Clima iſt bey uns etwas rauher als in Franckreich; allein dieſes verurſacht uns nicht den geringſten Abgang, in Anſehung der Gaben der Natur. Unſere Wälder und unſre Schafe geben uns alles was wir nöthig haben, uns gegen die Kälte im Winter zu beſchützen; dem ungeacht ſo kleiden wir uns ſo leicht wie die Franzoſen. Unſer Weibsvolk entblöſet Kopf, Bruſt und Nacken, wenn auch gleich ihr ſonſt weiſſes Fell darüber ſich blau färbet und ihm allerhand Schwachheiten zuziehet. Wir ſpotten Kält und Froſt mit unſern dünnen Schuhen und ſeidenen Strümpfen; nur um der franzöſiſchen Mode keinen Abbruch zu thun.

Wir haben in Teutſchland ſchöne Fabricken und Handarbeiten angelegt. Man ſiehet zu Wien, zu Augſpurg, zu Berlin, zu Dreßden

und zu Leipzig die künstlichste Gold- Silber- Stahl und Kupferarbeiter; allein, es heisset der französische Geschmack fehle; gleichsam als ob die Franzosen nur allein einen so feinen Gaumen hätten, das schöne und reitzende in einer Sache zu schmecken. Ihr gantzer Vortheil bestehet darinnen, daß ihnen ihre Waaren beständig abgehen, und daß sie deswegen immer etwas neues erfinden. Dieses neue gefällt deswegen hauptsächlich, weil es neu ist; dann ein ungewöhnliches Bild macht sich stärcker beobachten, als dasjenige was wir stets zu sehen gewohnet sind. Hieraus entstehet der Geschmack der Moden, und diese Moden sind das Hocus pocus, womit man uns Teutschen das Geld aus der Taschen spielet. Sind wir nicht auszulachen, daß wir uns also freywillig der Fantasie eines Volks unterwerffen, das wir doch sonst verachten? Warum wollen wir uns französisch kleiden, da wir doch Teutsche sind? Und warum sollen unsre Handwercksleute und Künstler ihre Finger nicht so gut gebrauchen können, unsere Eitelkeit zu vergnügen, als die französischen?

Ich kann nicht sehen, daß es uns Teutschen an Erfindung und an Geschicklichkeit fehlet. Die Tapetenfabriquen in Grobelin zu Paris ist das schönste was ich in Franckreich gesehen habe. Allein machen ihnen solche die Brabänder nicht nach? Und was sind diese Tapeten gegen das dreßdner Porcellain? In den Kupferstichen und Mahlereyen haben die Franzosen etwas beson-

dere,

bers, indem ſie die Affecten mit einer überaus angenehmen und lebhafften Bewegung ausdrucken können; aber die Ungedult bemeiſtert ſie auch über ihrer beſten Arbeit; ſelten daß ihre Zeichnung ſo gut, und ihr Grabſtichel ſo fein wie bey unſern teutſchen Meiſtern iſt. Es muß alles hurtig und geſchwind bey ihnen von ſtatten gehen; ihre Lebhafftigkeit hat die Eigenſchafft ihrer Weine: er hat eine liebliche Spielung und iſt voller Geiſt, allein er hält ſich nicht wie der Unſrige.

Sonſt muß ich ihre Mahlereyen und Kupferſtiche bewundern: Die Wercke von Lebrun, Pouſſin, Rigaud, Mignard, Coypel und andre mehr ſind unvergleichlich. Ich will dagegen des Rubens, van Dyck und Wowermann, nicht gedencken, weil ſie Niederländer waren. Die drey erſten Hauptmeiſter in Teutſchland, als Cranach, Dürer und Holbein können die Ehre der Teutſchen in der Malerey noch immer retten.

Unter ihren gelehrten Leuten ſind unſtreitig die geiſtreichſten und munterſten Köpfe. Wir müſſen ihren artigen Schrifften und ihren ſinnreichen Poeſien Recht wiederfahren laſſen: ſie übertreffen uns darinnen noch weit. Die Urſache, warum wir ihnen nicht gleiche Meiſter entgegen ſetzen können, iſt dieſe, weil es uns Teutſchen mehr an Beförderern als an Fähigkeit fehlet. Wir haben keine Richelieu, keine Mazarins, keine Louis XIV.

Vi[illegible] laudatur & alget.

Die ſchönen Geiſter ſpielen nicht munter, wo ſie Noth und Mangel drückt; und wo man ſo wenig aus ihnen macht als bey unſern Höfen. Ohne Sonne gedeyet kein edles Gewächs, und ohne Ehre wird kein ſchöner Geiſt entzündet. Der Herr von Baar hat in ſeinen Epitres diverſes gezeiget, wie weit es ein Teutſcher ſogar auch in der Nachahmung der Franzoſen in ihrer eignen Sprache bringen kann.

Zu Romanen und artigen Geſchichtserzehlungen ſcheinet unſer teutſcher Bel Eſprit nicht aufgelegt zu ſeyn. Dieſes ſind Kleinigkeiten, werden einige ſagen, wo nicht gar das Auskehrſel vom Parnaß (Excremens du Parnaſſe); alleine man nenne ſie wie man will: es wird darzu weit mehr Kunſt, Witz und Scharfſinnigkeit erfordert, als einen gantzen Curſum juris oder Theologiæ aufzuſetzen; oder die Acta Sanctorum, die Concilia, die Opera Patrum, oder ſonſt dergleichen Centner ſchwere Sammlungen heraus zu geben.

Die Heldengeſchichte und Schauſpiele erfordern unter allen Gattungen von Schrifften die meiſte Lebhafftigkeit des Verſtandes, die gründlichſte Erkenntniß des menſchlichen Hertzens und die feinſte Art ſich auszudrücken; denn wie man ſolche nur ſchreibet, um zu gefallen, ſo kann es auch nicht anders ſeyn, als es müſſen darinnen lauter ſolche Stellen angebracht werden,

den, welche die Krafft haben zu rühren und der Fantaſie zu ſchmeicheln.

Wir bewundern noch ſtets die Iliade und die Odiſſee des Homers, die Aeneide des Virgils, die Trauerſpiele des Sophocles und des Seneca; die Luſtſpiele des Ariſtophanes des Plautus, des Terenz, u. ſ. w. Die Franzoſen haben allein dieſen groſſen Meiſter nachgeahmet. Telemach, Sethos, Cyrus, die Wercke vom Molliere, Corneille, Racine, des Touches, Crebillon und Voltaire, geben davon unlaugbare Zeugniſſe. Ich ſage nichts von andern dergleichen Wercken des Witzes, in welchen es die Franzoſen allen Völkern zuvor thun. Die Italiäner, die Spanier und die Engeländer mögen auch darwider einwenden was ſie wollen. Von uns ſpricht man noch kaum auf dem Parnaß.(*)

Was die ernſthafften Wiſſenſchafften anlanget, welche Gründlichkeit, Scharffſinnigkeit und Nachdruck erfordern, ſo haben es darinnen die Teutſchen ja ſo weit, wo nicht noch weiter gebracht, als die Franzoſen. Gegen einen Carteſium, Gaſſendum, Mallebranche und Fontenelle, haben wir Leibnitzen und Wolffen. Gegen einen Boſſuet und Fenelon, einen Mosheim und Sack. Gegen einen Charron und Flechier,

(*) Seit dem haben ſich die Gottſchediſche und Gellertiſche nebſt anderen Arbeiten in dieſer Art mit Ruhm bekannt gemacht.

einen Thomaſen und Hofmann. Gegen einen Thuanum, und P. Daniel, einen Puffendorff und Maſcow; allein keinen Michel de Montagne, keinen S. Evremond, keinen Bruyere, keinen Bayle, keinen Monteſquiou haben wir nicht. Dieſe Eigenſchafften eines muntern und ſcharffſinnigen Witzes, der ſich in gantz beſondern Ausdrücken und artigen Wendungen, nach dem Geſchmack der Alten auslässet, nud uns die Welt und die Menſchen in dem Zuſammenhang der wichtigſten Wahrheiten erkennen lernet, iſt bey uns noch wenig bekannt; auf den hohen Schulen kommen einem dergleichen Dinge nicht vor. Will man die Welt kennen, ſo muß man Mitteln haben und mit den Groſſen ſelbſt umgehen, ohne von ihnen ein Anbeter oder niederträchtiger Sclave zu ſeyn. Darzu gelangen unſre Gelehrten ſelten.

In den zänckiſchen Wiſſenſchafften der Theologie und der Juriſterey wolt ich gern den Franzoſen den Rang zuerkennen; allein ich kann nicht gegen mein Gewiſſen ſprechen. Unſere Landsleute übertreffen ſie darinnen noch weit, dann wir haben ſo viele Glaubensbücher, daß ich ſorge, wir werden darüber den Glauben bald gar vergeſſen. Wer erſchrickt nicht, wann er die geiſtliche Opera ſiehet, die aus lauter Controverſien zuſammen geſetzet ſind? Ich rede nicht von den Catholicken, denn ich glaube, ohne dem römiſchen Stul damit zu ſchmeicheln, daß er noch die treuſte Anhänger und wenigſte Ketzer in Teutſchland hat. Sie ſind unter ſich viel zu ruhig, und wohl

gehalten, als daß sie sich so weit in eine Wissenschafft einlassen solten, die, wie Paulus sagt, nur Zanck gebähret. Und gilt es ja hier und da einmal um die Bekehrung eines protestirenden Prinzens, so haben sie eine leichte Sache, ihm die protestantische Clerisey verdächtig zu machen; sie dürffen ihm nur zeigen, daß diese unter sich in so viele Secten getrennt sey, und so vielerley Päbste hätten, anstatt daß sie sich an einem rechtschaffenen Pabst begnügen liesen. Dieses ist eine gute Falle für Leute, welche die Religion nur im äusserlichen suchen.

Was soll ich von unsern Rechtsgelehrten sagen? Alle scharffsinnige und berühmte Rechtshändel, welche der Herr Pittaval heraus gegeben hat, sind dagegen wie ein leichtes Salz, das sich von sich selbst auflöset und in die etherische Lufft mit dem Schwefel und Salpeter ausdünstet. Hier müssen zehen normännische Advocaten gegen einen einzigen geschwornen kayserlichen Notarium juratum & immatriculatum die leichte Füsse heben und davon springen. Wir haben die rechte wahre Proceßkunst, welche die Astrea selbst, ehe sie sich wieder zu den Sternen erhoben, ihren Lieblingen auf Erden hinterlassen hat. Hier treibet man die Kunst so weit, daß man einen, der uns gutwillig nicht geben will, was man von ihm verlanget, einen Proceß an Hals werffen kann, der ihn, wie ein sympathetisches Pulver auszehret, und seine Erben, wenn sie klug sind, endlich zu einem Vergleich nöthi-

get, da man doch einen guten Theil desjenigen erlanget, was man hat haben wollen. Ja ein ehrlicher Mann ist seines Haabs und Guts nur so lange sicher, als es keinem Rechtsgelehrten einfällt darauf einen Anspruch zu ersinnen. Es haben daher viele andächtige Beter geglaubet, man solle zu der alten Litaney noch diese neue Formul hinzusetzen:

Für Pfaffen Zanck und der Juristen Noth
Behüt uns lieber HErre GOtt!

Allein diese gute Leute haben keinen Begriff von den schönen Wissenschafften. Das künstlichste in dieser berühmten Kunst ist, daß man sich dabey am wenigsten mit der Gerechtigkeit aufhalten darff; denn dieses liese sehr gemein, indem ja ein jeder leicht wissen kann, wann er auch nicht studieret hat, was recht oder unrecht ist. Nein, wir haben es so weit gebracht, daß nun alles bey den Gerichten auf lauter Kunstwörter, auf Formalien auf Terminen und auf Replicken ankommt. Diese sind von einem so weiten und unendlichen Umfang, daß viele tausend wackere und geschickte Leute davon leben können: die sonst kaum so viel taugten, daß sie die Musketen tragen, und wer da? rufen könnten.

Doch, es ist kaum erlaubt, über eine so traurige Sache zu schertzen: da wir so sehr von den französischen Sitten eingenommen sind, warum ahmen wir nicht hierinnen ihrer Lebhafftigkeit nach, womit sie die schwersten Processe binnen kurtzer Zeit zu Ende bringen. Was werden unsere

sere Nachkommen von uns sagen, wann sie dermaleins hören werden, daß wir nicht einmal so viel Redlichkeit und natürlichen Witz gehabt hätten, einen Rechtsstreit in zehen oder zwantzig Jahren auszumachen? Ja, daß viele, nachdem sie über funfzig und hundert Jahre hinaus an den Gerichten geschwebet, endlich gar sind erliegen geblieben, weil entweder die Erben darüber verdorben, oder nicht mehr sind ausfündig zu machen gewesen? Wir sehen davon ein bewegliches Exempel an einem nächst bey Franckfurt gelegenen Landgut, welches so prächtig erbauet ist, daß auch ein Fürst darauf wohnen könnte. Dieses Gut schwebt noch in Rechten, und wenn ja noch Erben davon übrig sind, so wird man vielleicht solche in den Hospitälern suchen müssen. Man solte deswegen billig daraus eine milde Stifftung zum Unterhalt derjenigen unglückseligen Personen machen, welche durch die Proceßkunst sind gezwungen worden, die Vota paupertatis cum provocatione ad vallem Josaphat zu thun.

Man beschuldiget die Aertzte, daß sie durch ihre methodische Curen schon manchen ehrlichen Mann aus der Welt gebracht hätten; allein was will dieses zufällige Ubel gegen eine vorsetzliche und jämmerliche Wissenschafft sagen, gantze Familien unter einander aufzureiben, und, wenn sie erstlich durch Wuth, Zanck, Bosheit und Rache, dem Teuffel ins Netz gerathen sind, einen erbärmlichen Untergang zuzubereiten. Dieses heisset recht zu unserm Verderben gelehrt seyn.

Lasset uns wieder von angenehmern Dingen reden, wo ich nicht sehe, daß die Franzosen in Künsten und Wissenschafften viel zum voraus haben. Die Druckerey, eine der wichtigsten Erfindungen in der Welt, hat ihren Ursprung in Teutschland gehabt. Man sagt zwar die Chineser hätten solche lange vorher schon gewust, wir haben sie aber doch nicht von ihnen gelernet, sondern der Erfindungskrafft unserer Vorfahren zu dancken. Es ist wahr, daß wir solche zur Fortpflantzung unserer theologischen Zänckereyen, wie auch zur Ausbreitung anderer schädlichen und unnützen Wissenschafften starck misbrauchen. Allein diese Schmach wiederfähret allen Künsten und Wissenschafften. Wir drucken grosse Bücher die niemand liest. Wir schmieren alles zusammen und sehen auf einen dicken Cörper, der sich mit fremden Gütern mästet und aufblähet. Die Franzosen schreiben kleine Wercke, und erfüllen solche mit Geist und andern muntern Einfällen. La Fare, Choisy, und Voltaire schreiben Geschichte; und packen in wenig Wörter sehr wichtige Begebenheiten. Das Theatrum Europäum, des Lünigs Wercke, die Acta des Londorp und Meyers, machen allein eine Bibliothec aus, und sagen uns doch nichts von den Sachen, welche die Seele der Geschichte ausmachen. Man stellt sie hin. Sie sind zum Nachschlagen und nicht zum lesen. Seit dem wir in Teutschland die französischen Bücher haben, so bekommen wir einen Geschmack im Schönen und Natürlichen; wir übersetzen nicht allein

ihre

ihre Wercke in unſre Spache, ſondern wir befleiſſen uns auch ihrer artigen Schreibart nachzuahmen. Wir erkennen alſo dadurch ſelbſt den Vorzug, welchen ſie vor uns in der Kunſt zu ſchreiben und ſich artig auszudrücken haben. Ja unſre Geiſtlichen ſelbſt werden ſo beſcheiden, und überſetzen eine Menge Predigten und moraliſche Bücher, ohnerachtet dieſelben von der Orthodoxie ihrer andern theologiſchen Glaubensbücher unterſchieden ſind. Dieſes dörfte vielleicht Anlas geben von Glaubensſachen hinfüro glimpflicher zu reden und zu ſchreiben.

In Anſehung der Baukünſte muß man den Franzoſen gleichfalls den Vorzug zuerkennen. Sie bauen ſo ſchön, ſo natürlich, ſo gemächlich, daß wir ihnen darinnen billig nachahmen ſolten. Wir verfallen im Gegentheil noch immer auf das gekraußte gothiſche Bilderwerck, und fehlen in der Zuſammenfügung der Theile im gantzen. Wir laſſen der Natur zu wenig Ehre, wo die Kunſt nur darzu dienen ſoll ihre Annehmlichkeit ins Auge zu ſetzen und alles durch Ordnung und Bequemlichkeit zu beleben. Ich ſage nichts von der Kriegsbaukunſt, worinnen die Franzoſen erfahrner ſind als ein Volk in der Welt. Man kann deswegen wohl ſagen, daß Wall und Mauren ſie beſchützen, aber nicht ihre Feinde.

Was die franzöſiſche Muſic betrifft, ſo iſt ſolche prächtig in den Chören, aber ſchlecht in der einzeln Singart. Die Franzoſen brauchen zu

wenig und die Italiäner zu viel Kunſt in ihren Arien. Was alſo jene durch die Natur verſäumen, verderben dieſe durch ein übertriebenes Gekünſtel. Ihre Concerten ſind mehr vollſtimmig, als anmuthig; bey den Italiänern ſind ſie weder vollſtimmig noch anmuthig, ſondern die Kunſt herrſchet bey ihnen allein. Ein ungelehrtes Ohr iſt nicht fähig dieſe Schönheit zu prüfen.

Wir Teutſchen folgen in der Muſic mehr dem Geſchmack der Italiäner als der Franzoſen; wir treffen es aber, die Wahrheit zu ſagen nicht zum beſten. Wir würden vielleicht in der Nachahmung der Franzoſen glücklicher ſeyn und näher bey der Natur bleiben. Die Italiäner ſetzen in ein Da Capo alles, was die Zärtlichkeit der Ohren ſchmeicheln, die Teutſchen aber alles was ſolche ermüden kann. Die Thöne werden durch alle mögliche Abwechſelungen durchgepeitſchet, und wenn man ſcharff aufmercket, ſo bekommt man darüber Kopfweh. Unſere Sprache verdirbt die Anmuth der Singweiſe völlig, indem ſie wegen ihrer vielen Conſonanten ſich ohnedem zur Muſic nicht wohl ſchicket: den Sächſinnen allein iſt es noch erlaubt darinnen zu ſingen; in andern Burgeln lautet ſie fürchterlich hart. Würden wir uns in der Muſic befleiſſen den Franzoſen nachzuahmen, ſo würde der Verſtand und das Gemüth dabey mehr Unterhaltung finden; denn ſie ſehen auf ſcharffſinnige Gedancken und lebhaffte Gemüthsregungen die ſie natürlich und beweglich auszudrücken wiſſen. Wir überhäuffen

alles

alles mit Noten, und arbeiten wo wir ſpielen ſolten.

Was den Caracter und die Sitten der Franzoſen an und für ſich ſelbſt betrifft, ſo findet man bey ihnen mehr Hochmuth, Einbildung und ausſchweiffendes Weſen als bey den Teutſchen. Sie ſind von Natur viel lebhaffter und aufgeraumter, als wir, aber auch geneigter zu allerhand Ausfällen und Thorheiten: wir ſind ſchwerer und plegmatiſcher, aber auch gründlicher und vernünfftiger. Wir hätten nicht Urſache ihre Gaben zu beneiden, wenn wir die unſerigen wohl zu gebrauchen wüſten. Sie bilden ſich ſo viel auf ihren Verſtand, als wir uns auf unſre Wiſſenſchafften ein. Ein wenig mehr Demuth und Beſcheidenheit, ſo wären wir beyde klüger. Wir ſchelten auf ihren Wanckelmuth, auf ihre Leichtſinnigkeit, auf ihr allzufreyes und offt freches Weſen: und gleichwohl meynen wir noch ſehr artig zu ſeyn, wenn wir ihnen ſolches nachmachen.

Wenn ich meinen Landsleuten etwas zu rathen hätte, ſo wäre es dieſes, daß man durch ein allgemeines Reichsgeſetz die franzöſiſchen Moden in gantz Teutſchland abſchaffen ſolte; und damit dieſes mit deſto mehr Wohlſtand und Nachdruck geſchehen könnte, ſo ſolte man ſich über eine allgemeine Kleidertracht bereden, welche die artigſte, die natürlichſte und die bequemlichſte ſey. Das Frauenzimmer müſte in dieſem Rath, wie es billig iſt, mit Sitz und Stimme haben.

Denn

Denn wie der Putz und die Galanterie eigentlich nur ihre Sache ist, so müste man ihnen die Ehre begreiflich machen, welche sie sich dadurch erwerben könnten, wenn sie die Erfinderinnen einer Tracht wären, die alle französischen Moden zu Schanden machen solte.

Wie lange wollen wir noch den Franzosen ihre Maskeraden bezahlen, die sie uns alle Jahre durch die Verwandlung ihrer Kleider spielen? Werden sie nicht über uns lachen, wann sie uns also nach ihrer Pfeiffe tantzen sehen; nicht anders wie die Bären, die man uns aus Polen bringt, und welche nach dem schnarrenden Thon ihrer elenden Music sich zu gebehrden pflegen: arme Thiere! wenn ihr eure Stärke wüßtet, wie soltet ihr euren Tanzmeistern die Füsse aufheben machen.

Doch, wie komm ich hier von den Franzosen auf die Bären. So gehts, wenn man sich in der hohen Schreibart und in den Gleichnissen verlieret. Ich breche deswegen hier auf einmal ab, um nicht gar mit dem gelehrten Schwifft auf einem Tragsessel durch die Lufft in das Land Laklogallinien zu reisen (*). Ich breche deswe-

gen

(*) Dieses ist eine satyrische Reisebeschreibung, welche der bekannte D. Schwifft in Engelland von den Franzosen geschrieben hat.

gen auf einmal ab, und bin auf die natürlichſte Art von der Welt (*)

Mein Herr,

Auf meinem Landgut,
den 28. Aug. 1744.

Dero gehorſamſter und
ergebenſter Diener.

XXXI. Brief.

Einige Anmerkungen über die Anforderung der Reformirten in Frankfurt wegen einer Kirche.

Neque chorda ſonum reddit quem vult manus & mens,
Poſcentique gravem perſæpe remittit acutum.

Horat.

Mein Herr,

Da ſich neuerdings bey Ihnen die Reformirten in groſſe Bewegung ſetzen, eine Kirche in der Stadt Ringmauren zu erhalten, ſo be-

(*) S. Moraliſche Schilderey. III. Abſchn. p. 84. Ingleichen freye Gedanken II. Samlung. p. 76. Von dem Caracter der Franzoſen.

begehren ſie von mir über dieſen ganz beſondern Rechtsſtreit meine Meynung zu wiſſen.

Ich habe die weitläuftige Acten, die davon gedruckt ſind, durchgangen, und ich kann darinnen das vorgegebene Jus quæſitum, von Seiten der Reformirten, nicht finden. Man hat dieſe gute Leute bisher ſehr in der Irre herum geführet und, wie mich dünkt, ſowohl ihre Religionseifer als ihren Beutels gemisbrauchet. Man findet hier einen reichen Stoff zu einem unendlichen Proceß, der, allem Anſehen nach, der hochlöblichen Juriſtenfacultät, noch ferner lange Jahre zum ſonderbaren Segen fortdauern dörfte.

Die Frage lauft hauptſächlich dahinaus: Auf welche Bedingung die Reformirten, da ſie beynahe vor ein paar hundert Jahren aus Engelland und den Niederlanden nach Franckfurt kamen, von dem Rath ſind aufgenommen worden.

Es iſt eine bekannte Sache, daß damals der Riß unter den Proteſtanten noch nicht geſchehen war. Die ſchweitzeriſche, würtembergiſche und ſächſiſche Theologi führten einen heftigen Krieg über viele unnütze Fragen. Die Franckfurtiſche wurden in dieſes Gezänk mit eingeflochten; man theilte ſich aber noch in keine beſondere Kirche. Melanchton und andre redliche Männer ſuchten vielmehr Friede zu machen und Einigkeit zu ſtiften. Auch ſpockte damahls Calvinus ſtarck in dem franckfurtiſchen Magiſtrat. Die

Be-

Begebenheit mit dem Docter Humpert zeiget solches deutlich: Dieser war, nebst andern ansehnlichen Männern auf einem Gastmahl. Man disputirte, nach der damahligen Mode, auch inter pocula über Religionssachen. Einer Namens Jeremias Homberg, Gubernator scholæ Francofurtanæ ad Moenum, wie er sich selbst in seiner Epistel unterschreibet, war mit von der Gesellschaft. D. Humpert fragte denselben, warum er es mit Luthero hielt, da dieser doch so viele Saupossen (Scurrilia) geschrieben hätte. Worauf dieser für Lutheri Ehre eifrende Schulrector ihn ins Gesicht lügen hieß: Ignoscat mihi Tua Excellentia, lauten die Worte, hoc est apertissimum mendacium; Auf welchen Schimpf der Herr Doctor entrüstet von der Tafel aufstund und das ganze Gelach damit verdarb. Dieses geschahe im Jahr 1567. (*). Um welche Zeit kurtz vorher die Engelländer und Niederländer des Glaubens halben nach Frankfurt gekommen waren, und den Magistrat gebeten hatten, sie, als Glaubensgenossen aufzunehmen; wie solches die Worte in des Valerandi Polani übergebenen Bittschrifft ausweisen (**).

Wie nun aus diesen Umständen deutlich erhellet, daß damahls die Reformirten noch

(*) Siehe Fechtii Epistol. Theol. P. III. p. 236.

(**) Dieser Brief ist im Jahr 1554. geschrieben worden, und findet sich gleich Anfangs in den Acten dieses weitläuftigen Processes.

keine beſondere Kirche nicht ausmachten, ſo konnte man auch auf eine Sache, die damahls nicht war, ſich nicht vergleichen, noch vielweniger darüber ein Recht erlangen.

Da nun in dem Fortlauff der Zeit das Gezänk unter den Geiſtlichen noch immer mehr und mehr überhand nahm, und kein Theil dem andern nachgeben wolte, ſo entſtund endlich daraus eine wirkliche Scheidung zwiſchen den Proteſtanten; dergeſtalt daß ſich ein Theil γνησιως Lutheriſch und der andre κατ' εξοχην Reformirt nannte, eigne Kirchen und Schulen aufrichtete, die Sacra anders verwaltete, und dabey die Verbitterung und die Zwietracht untereinander ſo weit getrieben wurde, daß die römiſche Catholicken Urſache hatten dieſer neuen Kirchenverbeſſerer zu ſpotten. Die Schaafe folgten blindlings ihren Hirten, und die in Franckfurt ſich niedergelaſſene Fremdlinge bekümmerten ſich mehr um ihre Handlung als um die Unterſuchung der Streitfragen, in welche ſich ihre Geiſtlichen mit eingelaſſen hatten. Sie vergaſen, daß ſie ſich für Glaubensgenoſſen ausgegeben hatten und hielten ſich ſchlechtweg an ihre Lehrer, die ſich zu der Fahne des Calvini erklärten. Bey ſo bewandten Dingen konnten die Reformirten de Jure keine eigene Kirche fordern; denn ſie waren auf keine andre Bedingung und in keiner andern Meynung aufgenommen worden, als daß ſie mit dem Rath von einerley Religion wären.

Was

Was hierauf geschahe, da sie ihnen, wegen allerhand Vorfällen, in Kriegsläuften bey Anwesenheit fremder Gesandten u. s. f. erlaubten, einen Gottesdienst in der Stadt zu halten, solches war eine blosse Vergünstigung, welche so lang keine Pacta und Conventa darüber aufgerichtet wurden, weiter keine Verbindlichkeit nach sich zog, mithin den Reformirten kein Jus quæsitum geben konnte.

Solte man aber deswegen den Reformirten keine Kirche verstatten, weil sie darzu kein Jus quæsitum haben? Dieser Ausspurch wäre zu hart. Es geben noch andre Beweggründe welche man in einer christlichen Stadt zu beobachten hat. Es sind Pflichten ex æquo & bono, die wir als vernünftige Bürger und als Christen eben so wohl einander schuldig sind. Sie sind um so viel heiliger und reiner, weil man einem nicht darüber vor Gericht belangen kann; dann sie haben keine Actionem in foro, wo nur die quæstiones juris, aber nicht die Regeln der Klugheit, der Leutseligkeit und des Christenthums entschieden werden.

Was also die Reformirten in ihrem Kirchengesuch nicht ex titulo æqui & boni erhalten, darzu werden sie per viam juris schwerlich gelangen.

Ein öffentlicher Gottesdienst gehöret zu den äusserlichen Handlungen; Ueber diese urtheilet die Obrigkeit; über die Gewissen aber GOtt al-

lein. Die Obrigkeit hat das Jus disponendi de cultu divino externo. Sie kann aber durch keine Zwangsmitteln andre Glaubensgenossene nöthigen sich den Lehrsätzen und Ceremonien der herrschenden Kirche zu unterwerffen.

Ein fremder Gottesdienst hat seine eigne Hierarchie; und so klein sie auch immer seyn mag, so giebt es doch darinnen mancherley Ausnahmen in Ansehung der geistlichen Gerichtbarkeiten. Eine Obrigkeit muß also wissen, wie weit es dem gemeinen Wesen vortraglich sey in diesen Dingen zu gehen. Sie kann nachdem sie es für gut findet, allerley fremde Religionen dulden; auch nach Zeit und Umständen, bis auf einen gewissen Grad der Abhänglichkeit, ihnen einen öffentlichen Gottesdienst verstatten: so lang sie aber durch keine Verabredungen und Versprechungen darzu sich wircklich verbindlich macht, so bleibet es eine blose Tolleranz und wird zu keinem Recht.

Diejenigen, welche meynen, daß zur Gewissensfreyheit auch ein öffentliches Exercitium religionis erfordert würde, irrren sich sehr: denn das Christenthum bestehet nicht in einem äusserlichen Kirchenwesen, in grossen Zusammenkünften, Gesängen, Gepräugen und Ceremonien; sondern in der Erkenntnis der Warheit, nach der Gottseligkeit. GOtt wohnet nicht in Tempeln die mit Händen gemacht sind; er will, daß wir ihn im Geist und in der Warheit anbeten sollen.

Ein

Ein ihm geweihtes Hertz ist für ihn der würdigste Tempel. Die wahre Andacht und der Eifer GOtt auch offentlich zu verehren hat noch die wenigsten Tempeln in der Welt gebauet; Es ist aber ein Werck der Ordnung, der Zucht und der Anständigkeit GOtt auch offentlich zu loben, zu preisen und die Angelegenheit einer ganzen Gemeinde vor ihn zu bringen. Das Volk muß dadurch in der Furcht und in der schuldigen Verehrung des allmächtigen Wesens und zu allem Guten angeführet werden. Allein man hat fast die meisten Tempeln zu Schauplätzen der Eitelkeit und zu Zank-Sälen unsrer Schriftgelehrten gemacht.

Es ist demnach kein Wunder, daß sich so viele Menschen von den öffentlichem Gottesdienst absondern und sich damit begnügen GOtt im Verborgenen zu verehren; denn an und für sich selbst ist der äusserliche Gottesdienst kein nöthiges und wesentliches Stück des wahren und geistlichen Christenthums, wie solches die unschuldige Gestalt und die zerstreuete Menge der Glaubigen in der ersten Kirche satsam zu erkennen giebt: darunter viele tausenden, zu der Zeit, als sie begunte von ihrer Unschuld und Reinigkeit abzukommen, und in das äusserliche Scheinwesen, unter ein neues Joch alter Satzungen zu gerathen, in die Einsamkeit und entlegenste Oerter der unbewohnten Welttheile sich begaben.

Nun ist fast nichts als Zank und Streit und Meynungseifer unter den Bekennern des christ-

lichen Namens. Beydes die Lutheraner als Reformirten bekennen Christum für den Heyland und sein Wort für die Richtschnur des wahren Glaubens. Worin bestehet also der so wichtige Unterscheid, der sie noch von einander trennet? In einigen Gebräuchen und Ceremonien, die zum wesentlichen des Christenthums nicht gehören? In verschiedenen Auslegungen gewisser Schrifftstellen, die niemand verstehet? In unbegreifflichen und weit über unseren Verstand hinstreichenden Dingen, davon wir besser aus Bescheidenheit schwiegen, als mit stoltzer Einbildung unverständlich redeten? Es gilt hier mehr um die Vorzüge des Witzes und der Gelehrsamkeit, als um die Beförderung der Wahrheit und des Christenthums. Solte man darüber die Ruhe in der menschlichen Gesellschafft stöhren und einen solchen Lermen machen, als ob unsere Seligkeit darunter litte, wenn wir nicht alles für Glaubens-Artickeln annehmen, was dieser oder jener Amtsgeistlicher lehret und zu glauben befiehlet? Hat uns Christus, der Fürst des Friedens, und der Inbegriff aller Liebe, darum sein Wort und Evangelium, welches eine Botschafft des Friedens ist, verkündigen lassen, um uns darüber einander zu hassen und zu verdammen und zu verfolgen?

Doch die Sachen sind nun einmal so. Die Reformirten und Lutheraner, die eigentlich nur eine Kirche zusammen ausmachen solten, haben sich getrennet. Jene verlangen zu Franckfurt

eine

eine Kirche, und dieſe wollen ihnen ſolche nicht geben. Das gemeine Weſen muß darunter leiden, und der Proceß fängt immer wieder an, wo er ſich zu endigen ſcheinet.

Die Wiſſenſchafft der lieben Jurisprudenz iſt ſecundum praxis fori von einem überaus weiten Umfang; und es müſte ein ſchlechter Rechtsgelehrter ſeyn; der einen Proceß von dieſer Art nicht ſo weit hinaus ſpielen könnte, als man wolte und als man die Unkoſten darzu herſchieſſen könnte. Wie nahe ſchien nicht öffters der Ausgang dieſes langwierigen Rechtſtreits? zumahl, wann einige auswärtige dienſtgefliſſene und höfliche Räthe von ihren reſpective hohen Höfen ein Vorſchreiben an die Stadt zu Gunſten der Reformirten ausgewürcket, und davon zuweilen anticipando ihr Gratial bekommen hatten? Allein eine einzige Vorſtellung, von Seiten der Stadt brachte alles wieder ins Stecken, ſo ſehr man auch von Seiten des Reichs und deſſen höchſten Oberhaupts den Rath darzu zu vermögen ſuchte, den Reformirten, als ihren Mitbürgern, in ihrem ſo lang anhaltenden Geſuch zu willfahren. Man konnte derſelben in ihrem unſtreitbaren Jure circa ſacra keinen Eintrag thun.

Die Sache bleibt alſo noch immer, zu der Stadt gröſtem Nachtheil im Proceß, und dürfte auch wohl anders nicht als wie der jülich- und bergiſche Succeßionsſtreit, der über zwey hun-

dert Jahre lang gedauert, nemlich durch einen Vergleich beygelegt und ausgemacht werden.

Sie schreiben mir, mein Herr, daß der Magistrat zu Franckfurt auch würcklich in einen solchen Vergleich sich einlassen wolte und entschlossen sey den Reformirten, in Betrachtung derer zu verschieden malen ergangenen kayserlichen, königlich Preußischen und von andern hohen Reichsständen eingelaufenen Vorschreiben einen Platz zur Kirche, nächst an der Stadt, unter dem Geschütz der Wälle einzuräumen, und ihnen darüber alle nöthige Sicherheit, so gut als ob sie solche in der Stadt Ringmauern hätten, zu statten kommen zu lassen. Dieses wäre allenfalls ein medius terminus.

Wenn man ihnen das Thor, vor welchem sie die Kirche erbauen wolten, beständig offen und ungesperrt lies, den Platz aber selbst mit einer Palisade und Vorwache bedeckte, so wüste ich nicht warum es ihnen so eigentlich darauf ankommen solte eine Kirche innerhalb den Wällen und Mauern zu haben. Ist es der Sicherheit wegen in Kriegsläuften und bey einer etwa zu befürchtenden Belagerung, so ist es wohl eine ausgemachte Sache, daß in solchen Fällen, sie mit ihrer Kirche in der Stadt gleiche Gefahr, wo nicht noch eine weit grössere auszustehen hätten; weil allenfalls die Bomben in einer Stadt, die voll enger Strassen und hoher Gebäude ist, ungleich mehr Schaden als in den Vorstädten verursachen, wo man nie keine Kirchen niederzureissen pflegt. Man siehet deswegen

auch

auch in den Vorstädten zu Wien, Dreßden, Berlin, Nürnberg und andern grossen Oertern die schönsten Kirchen, ohne sich etwas dergleichen zu befahren. Man weiß auch wohl, daß solche grosse und wichtige Hauptplätze sich zu keinen haltbaren Festungen schicken, die man den Künsten des Kriegs Preiß zu geben pflegt; weil dadurch das gantze Leut mit einmal ruiniret würde. Nicht zu gedencken, daß es mit zu Erweiterung und zur Zierde der Stadt dienen würde, wenn die Reformirten durch einen zierlichen Kirchenbau zu einer gantzen Vorstadt das Ansehen geben solten.

Lasset uns weiter gehen: Die Lutheraner fürchten, wann die Reformirten eine Kirche in der Stadt bekämen, daß dieselben sich noch mehr ausbreiten und endlich so mächtig werden dürften, daß sie von ihnen unterdrücket, und gar aus dem Regiment verdrungen werden möchten. Dieses ist, ich muß es bekennen, ein wenig gar zu weit gedacht. Doch, ein jeder ist sich am nächsten, und es ist natürlich, daß man für seine Erhaltung Sorge trägt. Es ist deswegen auch eine erlaubte Politic demjenigen sich in Zeiten zu wiedersetzen, was uns Schaden drohet. Ich sehe aber keinen Grund zu einer solchen Furcht.

Man sagt, das Geld machte alles aus: Die Reformirten, indem sie die Handlung in der Stadt an sich gezogen, hätten das meiste Geld; folglich hätte man auch Ursache sich vor ihnen zu fürchten. So lautet der Lutheraner ihr Syllogis-

mus. Allein, mich dünckt sowohl der Vorsatz als der Nachsatz litte hier noch grosse Ausnahmen. Das Geld macht erstlich nicht alles in der Welt allein aus. Es giebt weder Weisheit noch Tugend; mit diesen Eigenschafften aber ist in der Welt, so verdorben sie immer seyn mag, auch noch etwas auszurichten. Es ist wahr, daß sie nicht so gang und gebig sind, wie die baaren Müntzen; ihr Gepräge ist fast so unbekannt, als die alte egyptische Bilderschrifft; dem ohngeachtet aber, so behalten sie doch bey vernünftigen Leuten den Werth. Zweytens, so folget auch nicht, die Reformirten sind Handelsleute; ergo haben sie das Geld allein. Die Erfahrung widerspricht solches. Es giebt in Franckfurt noch viele alte und ansehnliche Familien unter den Lutheranern, welche durch ein ordentliches und eingezogenes Leben, und vermittelst einer guten Haushaltung, den Wohlstand ihrer Häusser auf festere Gründe bauen als die Kaufleute, die öfters einer über den andern hinpurtzeln. Auch giebt es unter den Lutheranern eben so wohl grosse Handelshäusser, als unter den Reformirten. Folglich will das gantze Argument nichts sagen.

Ich glaube im übrigen nicht, daß bey dermaligen Umständen, die Reformirten mit so weitläuftigen Absichten schwanger gehen solten, mit der Zeit das Regiment an sich zu ziehen; wenn sie auch gleich noch so stoltz und eitel seyn möchten. Die Handlung ist ihnen viel zu lieb. Der hei-

heidelbergische Catechismus enthält wenigstens keine solche Lehren, daß sie solten nach dem Regiment streben. Ihre gantze Religion redet dem Ehrgeitz eben so wenig das Wort als der Lutheraner ihre. Es gehet auch keine Treppe von der Kirche auf das Rathhauß. Es sind dieses zwey gantz besondere Gebäude, welche keine Gemeinschafft unter einander haben. Da das Burgerrecht der Reformirten ihnen, ohnerachtet aller ihrer angewandten grossen Mühe und Unkosten noch keine Kirche in der Stadt hat zuwegen bringen können, so wird noch vielweniger eine blosse Kirche ihnen das Recht verschaffen ins Regiment zu kommen; denn wo dieses wäre, so hätte man sich von Seiten der römisch Catholischen noch weit mehr zu befürchten, indem sie zu Franckfurt nicht allein die schönsten Kirchen, sondern auch sogar die Cathedrale selbsten innen haben.

Ich habe, so lang ich in der Welt lebe, noch nicht wahrgenommen, daß unter den Christen eine der äusserlichen Kirchen bessere Menschen gemacht hätte als die andere. Wenn wir unpartheyisch die Wahrheit sagen sollen, so taugen wir alle nicht viel. Man siehet die fleißigsten Kirchengänger und die eifrigsten Orthodoxen eben so schlimm und lasterhafft in ihrem Leben und Wandel sich betragen, als diejenigen, die sie für Ketzer oder Irrglaubige halten.

Solten die Reformirten ihre Absichten so weit aus-

ausschiessen lassen, um dermahleinst nach dem Regiment zu streben, so wäre es den Lutheranern ein leichtes ihnen einen Riegel vorzuschieben und solchen mit allen nöthigen Cautelen, Flüchen, Eydschwüren, Sigillen, Unterschrifften, Zeugen, und immatriculirten kayserlichen geschwornen Notarien zu verclausuliren, mithin sich, laut des im Jahr 1742. s. d. 21. Mertz ergangenen kayserlichen Pro Memoria, " wegen der " Nachkommenschafft, ratione temporalis " bestens zu prospiciren; also und dergestalt, " daß der Rath einen jeden reformirten Bürger " eydlich darzu verbinden könte, keinen magistratischen oder bürgerlichen Bedienungen, wie solche Namen haben mögen, besonders die, welche " Solarium ex Aerario ziehen, zu ambiren, " oder anzunehmen; auch könnte derselbe diese " Verbindung dem Eyd, den die zukünftig anzunehmende reformirte Bürger und " Einwohner zu schwören hätten, mit inseriren " lassen und dieses alles unter der solennesten " Garantie des Kayſers und Königs in Preussen " Majestät Majestät ".

Wie viel Steine des Anstosses und der Verwirrung würden dadurch nicht aus dem Weg geräumet werden, wenn die Protestanten sich gegen einander huldreicher und verträglicher bezeigten, da sie in der That nur aus blosser Gefälligkeit für einige blindeifrende Geistlichen ihre Trennungen noch immer fortsetzen. Friedfertige Lehrer pflegen sich aller unnützen Fragen, die nur

Zanck

Zanck gebähren, mit Fleiß zu enthalten, und beydes in ihren Schrifften und Predigten allein auf den einfältigen Glauben an Christum und auf ein daraus flieſſendes frommes und gottſeliges Leben anzutragen.

Warum giebt man ſich doch ſo viele Mühe neue Tempeln zu bauen, da diejenigen, die ſchon ſo lang gebauet ſind, die Menſchen noch nicht gebeſſert haben? Warum ſetzen wir noch immer um äuſſerliche Dinge unſre Spaltungen fort, da es doch in der Religion nur allein darum gilt nach dem inwendigen mit einander in Chriſto vereiniget zu ſeyn? Wie mögen inſonderheit die Proteſtanten ſich noch immer entzweyen, da doch alle rechtſchaffene und vernünftige Leute übereinſtimmig bekennen müſſen, daß unter ihren Grundlehren kein wahrer und weſentlicher Unterſcheid ſey: wie ſie dann auch würcklich zuſammen, ſeit dem weſtphäliſchen Friedensſchluß, einerley Corpus, nemlich das Corpus Evangelicorum ausmachen. Der gantze Zwieſpalt unter ihnen hafftet nur auf einigen nicht wohl verſtandenen Auslegungen gewiſſer Schrifftſtellen, welche diejenigen am wenigſten verſtehen, die am meiſten darüber diſputiren. Was ſoll man ſagen? Gewohnheit geht vor Recht und die Vorurtheile verſtatten nicht den Gebrauch der Wahrheit.

Da ich während meines letztern Auffenthalts in Franckfurt zu verſchiedenen mahlen bey den

Re-

Reformirten in der Kirche geweſen, die damals ihren Gottesdienſt, wegen Anweſenheit der fremden Geſandſchafften, auch in der Stadt hielten, ſo kann ich mit Wahrheit ſagen, daß ich darinn nicht den geringſten Unterſcheid zwiſchen ihnen und den Lutheranern bemercket habe. Sie ſangen einerley Lieder, ſie erklärten einige Stellen aus der heiligen Schrifft, und bedienten ſich dabey der lutheriſchen Uberſetzung. Es wurde dabey keiner einzigen Streitfrage mit keinem Wort gedacht. Es iſt wahr, man ſahe in ihren Kirchen keine Bilder und Zierrathen; man hörte nicht orgeln und muſiciren; und man betete anſtatt des Vater Unſers, Unſer Vater. Ich hoffe aber nicht, daß man dieſe Dinge mit unter die Artickeln des chriſtlichen Glaubens rechnen werde. Bey den Lutheranern hörte ich unter einem brauſenden Geräuſche, wegen der Menge von Menſchen und ihren groſſen Kirchen, eben dieſelbige Wahrheiten predigen, wie bey den Reformirten. Sie bezogen ſich auch durchgehends auf gewiſſe Stellen der heiligen Schrifft; nur mit dem kleinen Unterſcheid, daß ſie, als Lehrer der herrſchenden Kirche, ſich ſchon etwas mehr heraus nahmen, und zuweilen im Vorbeygehen, unter dem Schutz der augſpurgiſchen Confeßion, dem armen Calvino eines verſetzten.

Sonſt bedeutet in der That der gantze Unterſcheid unter den Lutheranern und Reformirten nicht mehr, als daß Bruder Merten noch Knöpfe auf dem Rock, Bruder Hans aber gar keine dar-

darauf leiden will, wie ſolches ein munterer Engeländer artig vorgebracht (*). Solte uns dieſes nicht einmal ernſtlich bewegen, ein ſo wunderbares Gezánck unter uns aufzuheben und keine Dinge weiter offentlich zu lehren als die zur Seligkeit unumgánglich nöthig ſind; um den Frieden und die Eintracht in der menſchlichen Geſellſchafft zu erhalten?

Dieſe Eintracht in der áuſſerlichen Kirche iſt zu der Wohlfart eines Staats ſo wichtig und ſo nöthig, daß unſere Fürſten und Obrigkeiten billig mehr darauf bedacht ſeyn ſolten, dieſelbe mit allem Ernſt und Nachdruck zu erhalten. Es iſt dieſes in der That keine ſo ſchwere Sache nicht, als man ſich ſolche einbildet. Die ernſtlichen Anſtalten, die der König in Preuſſen darüber in ſeinen Ländern gemacht, zeiget ſolches zur Genüge. Man darff nur mit mehr Schárffe auf unſere Reichsgeſetze halten, und den Geiſtlichen alle Arten von Controverſien verbieten. Ein paar ſolcher unruhigen Seelverwirrer, die ſich darwider aus unzeitigem Eiffer, oder aus ſtoltzer Einbildung verlauffen, aus dem Amt geſetzt, ſolches würde ein Exempel von groſſer Folge ſeyn, und ander ihres gleichen zur Beſcheidenheit anweiſen. Denn alles Religionsgezanke, man nehme es auf welcher Seite man wolle, dienet zu nichts, als die Gewiſſen zu verwirren und Hader, Unruhe, Zwietracht und Empörung im ge-

(*) S. le conte de Tonneau par le D. Schwiffi T. 1.

gemeinen Weſen anzurichten. Wäre es unſern Geiſtlichen nur darum zu thun, die Menſchen zu beſſern und ihre Seelen vom Verderben zu erretten, ſo würden ſie bald ihre Polemic darüber vergeſſen, und damit genug zu thun haben, ihre ihnen anvertrauten Heerden zu Chriſto zu führen, der uns keine Controverſien, ſondern die Liebe und den Frieden lehret.

Wie hält es aber hier um den Gebrauch des Abendmahls? wird mancher fragen: Das Abendmahl iſt eine äuſſerliche Handlung, da kommt es nicht auf bloſſe Lehrſätze und Meynungen an; wie ſoll, wie kann man hier zuſammen einig werden und einerley Gottesdienſte pflegen, da man daſſelbe auf ſo verſchiedene Art zu halten gewohnet iſt.

Dieſe Frage, ſo ſchwer ſie auch ſcheinet, wäre leicht zu entſcheiden. Die erſte Chriſten haben das Abendmahl theils gar nicht, theils nur bey ihren Mahlzeiten gehalten, da ſie ſich einander das Brod brachen und des HErrn Tod verkündigten, ſo offt ſie zuſammen kamen. Ein andres Abendmahl wurde unter dem Namen des Sacraments, zu den Zeiten des Verfalls des Chriſtenthums, da man aus dem Glauben einen äuſſerlichen Bilder- und Ceremoniendienſt machte, in die Kirche gebracht, wohin es ſich, die Wahrheit zu ſagen, am wenigſten ſchickt. Denn es ſoll ein Abendmahl, ein Liebesmahl, ein ordentliches Eſſen und Trincken ſeyn, welches Chri-

Christus nicht in dem Tempel, sondern in einem Hause mit seinen Jüngern hielte. Christus lehrte wohl im Tempel; Er as und trank aber nicht darinnen.

Alles dieses ist aus der heiligen Schrift und aus den Kirchengeschichten deutlich zu erweisen. Nun wird niemand die ersten Christen deswegen verdammen, weil sie nicht das Abendmahl, wie wir, in dem Tempel gehalten haben. Noch vielweniger werden wir uns für rechtglaubigere Nachfolger Christi halten, weil wir von der ersten Glaubens-Einfalt so weit sind abgebracht worden, daß wir heut zu Tage die ganze Religion mehr in äuserlichen Ceremonien, Bilder- und Hirn-Meynungen, als in der Kraft des Glaubens und in den Werken suchen, an welchen Christus befohlen hat seine Jünger zu erkennen. Ich mache daraus den unwiederleglichen Schluß, daß, da die ersten Christen, ohne das kirchliche Abendmahl zu halten im Stand des Glaubens und der Seligkeit gewesen sind; so könnnen wir auch noch heut zu Tag in einem gleichen Stand des Glaubens und der Seligkeit uns befinden, wenn wir das Abendmahl nicht in der Kirche halten.

Doch ich komme zu tief in den Text. Unsere Geistliche können nicht wohl leiden, wenn man dieses geheime theologische Archiv ein wenig zu durchstöchern die Freyheit nimmt.

Es würde mir nicht wohl lassen, mit meinem

Namen den Indicem hæreticorum zu zieren. Ich habe darzu allzu wenig Ehrgeitz. Ich bin kein grosser Schriftgelehrter; und mit meiner Philosophie dürfte ich auch bey Leuten nicht viel ausrichten, welche sich ihre eigene Lehrsätze formiren, und darnach ihre Vernunftschlüsse einrichten.

Sie haben also hiemit mein unpartheyisches Gutachten. Ich hoffe Sie werden solches auch unpartheyisch finden. Wollen sie solches auch unsern guten Freunden mittheilen, so habe ich nichts dargegen. Nur den letzten Artickel vom Abendmahl lassen Sie weg, dann so kluge und ehrwürdige Männer sich auch darunter finden; so können doch die wenigsten noch darüber hinaus. Gewohnheit und Vorurtheil haben hier mit dem Alterthum allzu tiefe Wurzeln geschlagen; dergestalt, daß wo man auch die Sache noch besser einsehen solte, als ich, so werden sich doch die wenigsten getrauen, damit offenherzig heraus zu gehen, und wie Gottfried Arnold sich verdächtig machen wollen.

Ich bin kein Prophet, sondern ein ganz natürlicher Mensch. Ich meyne aber voraus zu sehen, daß binnen kurtzer Zeit unser heutiges Kirchen-Systema ein ziemlich verändertes Ansehen bekommen dörfte. Nur noch ein wenig Gedult. Unsere neue Schwermer, Freygeister, Fantasten, Ketzer und Ketzermacher werden endlich

lich alles ins reine bringen. Lasset es nur in dem Schmelztiegel der Wahrheit wacker unter einander kochen, sieden, sprudeln und sich hernach setzen; so wird das Corpus mortuum unten liegen bleiben, und der Geist sich läutern, aufklären und in die Höhe ziehen. GOtt, der das grosse Chaos dieser Welt auseinander gewickelt und in Ordnung gebracht hat, scheinet auch jetzo würcklich dergleichen Absichten, in Ansehung der so verschiedenen Secten und Glaubens-Meynungen zu haben. Allenthalben spüret man darüber besondere Bewegungen. Allenthalben giebt es Menschen, die nach Grund und nach Wahrheit fragen. Ja viele sind der alten Satzungen und Meynungs-Krämerey schon so müde, daß sie darüber ihren Verdruß nicht mehr bergen können:

Ich wünsche Ihnen und uns allen den geistlichen und leiblichen Frieden; das ist: Alles Gutes.

Ich verharre unterdessen mit meiner gewöhnlichen Offenherzigkeit und mit demjenigen Eifer, womit ich alle Menschen zusammen in Liebe und Friede verbinden möchte,

Mein Herr,

* * *, den
22. Merz. 1747.

Dero gehorsamster und ergebenster Diener.

XXXII. Brief.

Das Lob der Bankeruttirer (*).

Damnoſa quid non imminuit dies?
Ætas parentum pejor avis tulit
Nos nequiores, mox daturos
Progeniem vitioſiorem.

Horat. Carm. L. III. Od. 4.

Mein Herr,

Sie ſchreiben mir, daß man ſich zu * * * nicht wenig ärgerte, über die vielen Bankerutten, welche daſelbſt ſeit kurzer Zeit ausgebrochen wären, und daß man deshalben mit allem

(*) Dieſe Satyre iſt erſtlich in franzöſiſcher Sprache aufgeſetzet, und verſchiedenen kleinen Werken mit einverleibet worden. Man findet ſolche in den Amuſemens litetaires, welche der Herr de Beaumarchais im Jahr 1739. hat heraus gegeben. Ingleichem in den Lettres curieuſes d'un Gentilhomme im Jahr 1741. Sie iſt darauf auch in teutſcher Sprache erſchienen 1744. Unerachtet ſie der Verfaſſer hier ſelbſt überſetzet, ſo ſcheinet ſie doch in Anſehung der Freyheit, womit die franzöſiſche Sprache in dergleichen Schriften des Witzes ſich auszulaſſen pfleget, etwas zu verliehren. Sie hat eine gewiſſe ſpielende Scharfſinnigkeit, die unſere Sprache in ihren verſchiedenen Wendungen und Ausdrüken ſo leicht nicht annehmen kann. Ja, man ſcheinet gleichſam in einer andern Sprache anders zu denken. Dieſes iſt noch zu erinnern, daß ſie hier mit einigen Zuſätzen iſt vermehret worden.

allem Ernſt darauf bedacht wäre dieſem Unheil durch ernſtliche Geſetze und beſſere Policey vorzubeugen (*). Wie mag doch die liebe Obrigkeit ſich mit dergleichen Dingen aufhalten? Würde es nicht traurig in einer Republick ausſehen, wenn man daraus die Misbräuche und Unordnungen verbannen wolte?

(*) Man findet in der franckfurter Reformation, welches eines unſrer beſten Geſetzbücher in Teutſchland iſt, darüber P. II. t. 27. §. 8. folgende ſehr nachdenkliche Stelle. Alsdann auch uns vielmahls angebracht, welcher Geſtalt die Schuldleut, wann ſie im Schein Trauens, Glaubens, Geld und Waaren, bey andern aufgebracht, entlehnet und genommen haben, ihre Gewerb und Handlungen damit zu üben, und zu treiben, oft ſobald darnach entweders ihren Glaubigern einen mißlichen Vertrag anbieten, oder gar ausſtehen, austreten, und in die Freyungen ſich begeben, auch alsdann denſelbigen beſchwerliche Mittel und oftermahls nicht den halben Theil des Capitals an Bezahlungs-Statt zu geben, zumuthen dörffen: Und aber ſolche Schuld-Leut gemeiniglichen, durch übermäßigen Pracht, unordentlich Weſen und Leben in Abnehmen und Verderben kommen, oder wohl vorſetzlicher, betrieglicher Weiſe, ſich

Nichts befördert mehr den Umlauf des Geldes als eine weit sich erstreckende Verschwendung. Ich betrachte einen Kaufmann der einen schönen Aufwand macht, und doch dabey nichts weiter auf das Spiel setzet, als andrer Leute Geld, wie einen

---

„ sich mit anderer Leut Geld und Gut „ (welches mehr, als vor einen Diebstahl „ zu achten, und in alle Weg strafwür„ dig ist,) zu bereichen, unterstehen, und vermittelst solcher gefährlicher Handlungen, nach getroffenem Accord mehr Vermögen, als sie jemahls gehabt haben, welches dann den Kauf- und Handelsleuten in gemein, besonders zu diesen geschwin, den Zeiten, nicht allein hochschädlich, sondern auch uns, und unsern von römischen Kayserm und Königen hochlöblichster Gedächtnis, habenden befreyeten Messen, da es länger nachgesehen werden solte, sehr nachtheilig seyn würde, in Erwegung, je zu Zeit etliche, und der mehrer Theil der *Creditorn*, mit ihren *Debitorn* accordiren, doch sonder einige Solennitäten, und vielmahls mit ganz unleidentlichen *Clausuln* und Gedingen, welche alsdann andern Glaubigern auch aufgetrungen werden wollen; daraus Zerrüttung und Abgang der Gewerben, und Händel erfolgt, und zu Zeiten nicht wenig Betrugs und *Collusion* unterlauft.

einen sehr artigen Mann. Er verschaft vielen guten Leuten einen ehrlichen Unterhalt, welche andern Menschen zur Lust und zur Freude leben, und welche sonst ohne sie in dem Elend verderben müsten.

Beglückte Zeit, da oft ein geringer Mensch, der die Handlung verstehet, sich alle diejenigen Vortheile zuwegen bringen kann, welche sonst nur Leute von dem ersten Rang sich verschaffen können. Dieses ist ein unläugbarer Beweiß, daß die Wissenschaften noch immer höher steigen, und daß ein verschmitzter Kaufmann es endlich noch so weit bringen dürfte, daß er wird Figur machen können, ohne einen Heller zu haben, der ihm eigen sey.

Sie werden mir hierauf sagen, daß dieser Kaufmann Banckerutt spiele, daß er die Welt betrüge, und seine Glaubiger hinter das Licht führe; allein, lassen Sie sich dieses nicht anfechten. Es ist so böse nicht gemeynt: Er entläsiget nur aus Mitleiden diejenige ihres Geldes (*), die nicht so viel Witz haben, als er, solches wohl

(*) Quid juvat immenſum te argenti pondus & auri
Furtim defoſſa timidum deponere terra? Horat Sat. L. I.

Neſcis quo valeat nummus? quem præbeat uſum. Ibid.

auszugeben, und dadurch den Umlauf der Münzen zu befördern.

Laßt uns also etwas glimpflicher von diesen artigen Leuten urtheilen, welche durch ihre Geschicklichkeit die schönen Thaler, ehe sie in den Küsten der Geitzhälse verrosten, in den Umlauf zu bringen wissen, als wovon diese gar nichts verstehen.

Betrachtet den armen Alpin: Ich sehe ihn niemahls ohne Mitleyden an; Sein Körper ist mager und ausgezehrt: Ein wenig Haut bedecket kaum die eingefallene Backen seines Angesichts. Die Augen liegen gleichsam in zwey tiefen Hölen vor dem Schein des Lichts verborgen. Er gehet niemahls aus, ohne seinen gantzen Kleider-Vorrath auf dem Leib zu tragen. Er speiset aus einer magern Küche; er arbeitet ohne Unterlaß, nur um seine arme Nothdurft zu gewinnen. Der Körper eines Staats würde bald milzsüchtig werden, wenn er viele solche Glieder hätte. Fraget ihr: Wer ist dann Alpin? Er ist ein Mann von Verdiensten, ein Mann von Wissenschaften, ein sehr gelehrter Advocat; Allein ein Advocat, der aufrichtig und christlich gesinnet ist, der sich ein Gewissen macht, eine böse Sache zu übernehmen. Der arme Mann! wenn er klug wäre, würde er die Handlung lernen, und bald eine andere Figur machen.

Sehet dort den freundlichen Clitander: Sehet wie geschäftig er ist, ein paar Juden oder Landkrämer bey seinem Gewölbe aufzuhalten:

Er

Er ruft ihnen zu, er bietet ihnen seine Waaren an; die Augen gehen ihm munter im Kopf herum. Seine Lebhaftigkeit ist unvergleichlich: So viele Worte, so viel Reverenzen. Er verspricht seine Waaren unter den Preiß zu geben, nur um die Ehre zu haben, Kundschaft zu machen. Er schwöret mit der besten Art von der Welt. Wie beredsam, wie höflich, wie demüthig ist er nicht. Allein, wartet noch ein wenig. Bald wird dieser geschmeidige, dieser demüthige Mensch seinen Kram aufgeben: Bald wird der Ueberfluß in seinem Hause herrschen, bald wird man an seiner Tafel die raresten Leckerbissen, und dabey die besten Weine trincken; ja, es wird nicht lange mehr anstehen, so wird diese kleine Creatur dem vornehmsten Edelmann in der Stadt nichts mehr nachgeben. Homuncio quantus ex nihilo fieres (*).

Ich erinnere mich allhier des Lysias, der unlängst gestorben ist. Niemahls hat ein Mensch seinen Lebenslauf glücklicher vollendet. Er fieng eine grosse Handlung an, und hatte nichts. Er gewann den Eintritt in ein gutes Hauß, und erhielte daraus die Tochter zum Weibe. Seine Handlung wurde immer noch ansehnlicher: Die Waaren wurden ihm von allen Orten angeboten. Vermögende Leute, die nicht wußten, wo sie ihre Gelder sicher unterbringen solten, baten ihn einige Summen gegen sehr mittelmäßige Zinsen zu übernehmen. Er befreyete sie groß-

(*) Juvenal. Sat. V. Lib. I.

müthig ihrer Sorgfalt; er nahm ihr Geld, und bezahlte damit ſeine Schulden. Alles gieng nach Wunſch. Die gute Frau, welche täglich die liebliche Thöne der klingenden Münzen hörte (*), verblendete der groſſe Seegen. Sie glaubte, ſie dürfte ſich nun ferner nichts verſagen: Silber-Geſchirr, Jubelen, reiche Stoffe, ſchöne Mobilien, Kutſchen und Pferde, eine niedliche Tafel, allerhand Luſtbarkeiten und Veränderungen: nichts ermangelte, um ſie zu vergnügen (**).

Die Handlung ihres Mannes bekam unterdeſſen einen Stoß. Das Glück iſt zuweilen eigenſinnig; Lyſias machte Bankerutt. Dieſe Wiederwärtigkeit aber fiel nur auf die einfältigen Leute, die ihm ihr Geld anvertrauet hatten. Lyſias blieb deswegen doch ein ehrlicher Mann, denn er gab ihnen ſein Wort, daß er ſie bezahlen wolte; allein, er konnte es nicht halten. Der Tod verhinderte ſolches. Seine Frau hielte ſich nach deſſen Abſterben an ihre Rechte: Dieſe Rechte gründen ſich auf gewiſſe Privilegia, welche

(*) Madame, qui entendoit toujours l'aimable carillon des eſpeces ſonnantes.

(**) Grand train, riche equippage, habits toujours nouveaux,
Belles maiſons, gros jeu, bonne chere; cadeaux,
Et Vous éprouverez dans le ſiecle ou nous ſommes,
Que les riches bourgeois ſont les bons Gentilshommes.
Le Mediſant. Comedie de Mr. de Touches.

che vordem ein sehr galanter Mann, Namens Vellejus, zum besten des Frauenzimmers errichtet hatte. Vermöge dessen forderte sie nicht allein aus den baaren Mitteln ihr eingebrachtes Heyraths-Gut wieder zurück, welches sie nach der Regel: in favorabilibus, auf das sinnreichste auszudehnen wußte, sondern sie wird auch die meiste Güter und Geräthschaften, das Silber-Geschirr, die Jubelen, den Sparhafen und dergleichen kleine Erwerbungen vor sich behalten; Alles dieses in billiger Betrachtung, daß sie ihre Sorgen und ihren Verstand in ihrer Haußhaltung darzu mit hat anzuwenden gewußt, um ihrem seligen Mann Ehre zu machen. Die Glaubiger werden es demnach für ein grosses Glück achten müssen, wenn sie noch 9. bis 10. vom hundert aus der gemeinen Massa ziehen.

Sehet hier, wie viel es in der Welt auf den Verstand ankommt. Ein Mann, der fünf tausend Thaler weiß zusammen zu bringen, der schwinget sich damit empor, und macht in seiner Aufführung auch den ersten Edelmann zu schanden. Es ist nicht mehr die liebe alte Zeit, da unsre blödsinnige Vorfahren nicht das Herz hatten, sich ihres Glückes zu bedienen. Die Handlung blieb bey einer so vorsichtigen Sparsamkeit in einer langweiligen und traurigen Verachtung. Ein schwartzes Mäntelgen, ein schlechter Rock, ein kleiner Hals-Kragen, starke wollene Strümpfe, Schuhe, darauf man länger als

ein

ein Jahr gieng: Sehet da ihren ganzen Staat! (*) Sie wohneten in ſchlechten Häuſſern: Ihr ganzer Prunk beſtunde aus einigen ſauber gebohnten Stühlen von Nußbaum-Holz, mit tüchernen Küſſen: Aus Vorhängen von feinem Raſch, aus einigen groſſen Schränken mit ein wenig Porcellan und Schildereyen: Das war alles. Sie hielten dabey ihre Prunk- oder Kindbetter-Stuben ſo ſauber und reinlich, daß ſie ſich faſt niemahlen, als auf die hohe Feſt-Tage hinein wagten, um ſolche nicht zu beſchmutzen. Zu ihrem gewöhnlichen Aufenthalt war ihnen ein kleines Schreib-Stübgen groß genug. Im Winter ſetzten ſie ſich mit Weib und Kindern und Geſind zuſammen in eine Stube, um das Holz und die Lichter zu ſparen. O dumme Einfalt. Heut zu Tage ſind die Menſchen klüger worden. Ein Mann, der kaum ſo viel Eigenthümliches hat, als er ſchuldig iſt, dabey aber die Handlung verſteht, der wohnet in einem Pallaſt, ſeine Mobilien ſind prächtig, ſeine Kleider reich und koſtbar, ſeine Mahlzeiten verſchwenderiſch. Er fähret mit Kutſchen und Pferden und unterhält viele Bedienten; Kurz, er macht einen Staat trotz einem groſſen Herrn. Wie gehet das zu? Er borgt und entkommet der Gefahr, und dieſe geborgte Gelder lauffen in der

(*) - - Ita ſordidus ut ſe
Non unquam ſervo melius veſtiret: ad usque
Supremum tempus, ne ſe penuria victus
Opprimeret, metuebat. *Horat.* Sat. L.

der Handlung herum. Handelt er glücklich; so borgt er immer noch mehr, und breitet damit seine Handlung dergestalt aus, daß man ein paar Zeilen, darunter er seinen Namen zeichnet, für baares Geld annimmt. Diese Zettelger sind leicht geschrieben. Handelt er aber unglücklich, so spielt er Bankerutt.

Dieses will an und für sich selbst nicht viel sagen. Er erduldet nur eine kurze Zeit die üblen Nachreden böser Mäuler, die seine Haushaltung und seine Aufführung bey dieser Gelegenheit durchlassen: Ein Uebel das noch weit erträglicher ist, als wenn ein stolzer Dichter erleben muß, daß man seine Verse verachtet, wie Oronte im Misantrope bey dem Molliere. Im Gegentheil ist sein Vortheil desto grösser, je grösser sein Bankerutt ist, deswegen wird auch ein witziger Kaufmann niemahl keinen kleinen oder mittelmäßigen Bankerutt spielen; dann derselbe hat in der That ein wenig etwas schimpfliches, und zeigt von dem kleinen Umfang eines schlechten Geistes, der nicht fähig ist, sich in grosse Sachen einzulassen.

Beginnen seine Sachen schlimm zu werden, und das Glück bedrohet ihn mit dem Abgang seines Credits, so weis ein geschickter Mann wie er solchen begegnen soll: Er thut, nach der mercantilischen Politic, noch einmahl so groß. Er legt sich Kutschen und Pferde zu; er baut, er tractirt, er geht nach Hof und lässet sich mit Titeln und Würden versehen; dann diese kosten

nicht

nicht viel. Alsdann so kann und mag er, dem Glück zum Possen handeln, borgen, prassen, schmaussen und haussen wie er will. Einem so angesehenen und vornehmen Mann werden wenig Leute den Credit versagen. Nein, fürwahr man ist noch froh, wann er die Gütigkeit hat, und einem das Geld gegen vier von hundert abnimmt: In der Handlung machte er damit zehen, zwanzig und mehr, und dieses öfters mit einem doppelten Umschlag in einem Jahr. Schlägt es aber fehl, mißlingen ihm ein paar Unternehmungen, lauffen einige Wechsel-Briefe ohne Zahlung zurück, so thut er darum nicht kleinmüthig. Er meldet sich bey der Obrigkeit um einen Salvum conductum. Diese ist viel zu höflich einem vornehmen Mann solchen zu versagen. Es heißt: ein kleines Falliment. Es sind ein paar Schiffe zu Grunde gegangen; man hat sich ein wenig versteckt, oder ist sonst unglücklich gewesen. Dieses kan einen jedem ehrlichen Mann begegnen. Kurz, man denkt nichts Arges; man höret nur auf zu zahlen. Machen es doch viele grosse Herren auch so. Man kann deswegen doch keinen angesehenen Mann, wie einen geringen Lumpen, bey dem Kopf nehmen und ihn einstecken. Andere Kaufleute wollen mit solchen Standespersonen nichts zu thun haben; sie wissen, daß es hochadelich lässet Schulden zu machen und nicht zu bezahlen. Sie können sich in eine so edle Art zu denken nicht schicken. Sie lassen es sich blutsauer werden, um etwas zu erwerben, und als ehrliche Leute sich und die ihrigen

gen fortzubringen. Hätten sie mehr Geist, so würden sie nicht so einfältig seyn; sondern ihr Glück besser zu machen wissen. Sie würden keine so blöde Furcht vor der Zahlwoche haben, noch vor einem blossen Wechsel-Brief erzittern. Lasset uns sehen wie es der Bankeruttirer macht.

Er suchet sich mit seinen Glaubigern zu setzen. Ist der Bankerutt groß, so gewinnet er dadurch ein neues Ansehen, wann er seinen Vergleich auf eine großmüthige Art zu machen sich selbst erbietet. Er zahlt die Helfte auf zwölf Terminen. Dieses ist fürwahr ehrlich, und geschiehet selten. Der Bankeruttirer kommt dabey nicht zu kurz. Er zahlet, wann er z. E. 200. tausend Thaler schuldig ist 100. tausend. Gesetzt auch 50. tausend Thaler wären drauf gegangen, um sich in solchen Ehrenstand und in solches Ansehen zu setzen, und dabey sich lustig zu machen; so blieben doch noch 50. tausend als ein wohlerworbenes Capital übrig, welches er mit der besten Art von der Welt und durch seinen verschmitzten Kopf errungen hat. Ist er so glücklich und hat ein artiges Weib, welche dabey das ihrige gethan; so wird es ihr an reichem Schmuck und Silberwerk und andern schönen Sachen nicht fehlen. Niemand wird so unbelebt seyn und ihr solche Dinge abfordern, wenn gleich der Mann einen Stürzeboller gemacht.

Wo ist nun in der Welt ein besseres und leichteres Mittel sich zu bereichern, und sich gleichsam

aus

aus dem Staub empor zu heben, als ein ehrlicher Bankerutt? Mit Geld kann man alles ausrichten; für Geld kann man alles haben. Das Geld ist die Triebfeder von allen Sachen: Der allgemeine Geist; der Hauptschlüssel zu allen Dingen. Man kann nicht besser denken und schöner reden: Darum ermahnet auch jener Poet nicht unrecht

O cives, cives, quærenda pecunia primum
Virtus post nummos (*).

Eben derselbe druckt obige Meynung in Sat. III. f. 2. noch besser in folgenden Worten aus:

- - Omnis enim res
Virtus, fama, decus, divina humanaque pulchris
Divitiis parent, quas qui construxerit, ille
Clarus erit, fortis, justus, sapiens etiam et rex
Et quid quid volet.

Es gilt also gleich, wie man darzu gelangen kann. Der Besitz allein schützet schon genug; doch muß man nothwendig dabey so viel haben, daß man sich zu rechter Zeit damit wisse Freunde zu machen, die einen gegen die Unhöflichkeiten ei-

(*) Horat. L. I. ep. 1.

ner unbelebten Justiz im Fall der Noth schützen können.

Die Kriegsdienste sind der grösten Gefahr unterworffen. Ein Soldat muß Leib und Leben wagen. Er muß die grösten Strapazen und Mühseligkeiten ausstehen. Er hat immer den Tod zu fürchten und darf sichs doch nicht einmal mercken lassen, daß er ihn fürchtet. Entkommt er dieser Gefahr, so überfällt ihn das Alter ehe ihn noch das Glück erhebet. Er wird darüber steiff, baufällig, muthlos, verdrießlich und hat weiter keinen Genuß mehr von diesem Leben, als daß ihm erlaubet ist hochmüthig zu befehlen, vornehm zu leben und arm zu sterben (*).

Welches Glück ist doch den armen Gelehrten beschieden. Ist einer ein Artzt, so muß er sein gantzes Glück von dem Jammer und Leiden anderer Menschen erwarten. Er laufft von einem Hospital in das andere und handthieret alles, was die Natur betrübtes und abscheuliches hat. Ist er ein Richter oder Sachwalter, so ist er zwar noch in ziemlich guten Umständen; allein er wird doch allezeit, wenn er nicht des E · · seyn will, gegen die Kaufleute nur eine schlechte

(*) O fortunati Mercatores gravis annis
Miles ait, multo jam fructus labore.
Contra Mercator navem jactantibus austri:
Militia est potior. Quid enim? concurritur horæ
Memento cito Mors venit aut Victoria lata.

Horat. Sat. L. I.

Figur machen. Was die Herren Geiſtlichen betrifft, ſo ſind dieſelben noch am beſten daran. Wer unter ihnen ein feines Gedächtniß und eine gute Stimme hat, der kommt leicht auf die Cantzel und iſt Lebenslang ernährt. Die Kirche iſt fürwahr eine gute Mutter, die ihre Kinder warm hält; allein er muß kein Freydencker ſeyn: er muß ſich lehrſam erzeigen und weißlich aller Ketzerey ſich entſchlagen.

Ein Hofmann hat zwar dem Anſehen nach auch kein unangenehmes Leben; allein, der Schein iſt hier über die Maſſen betrüglich: Er iſt ein Sclave ſeines Fürſtens. Er thut niemahls was er will, und ſelten was er ſoll. Steht er in Gnaden, ſo umgeben ihn lauter Freunde, die heimlich ſeine Feinde ſind. Sie ſchmeicheln ſeinem Glück und verfolgen ſeine Perſon. Sie helfen ihn erheben, um ihn fallen zu machen. Gläntzend von auſſen, arm im Beutel und öfters über und über voll Schulden.

Nun iſt noch ein guter Landedelmann übrig; allein, was für ein betrübtes Leben iſt nicht das Landleben? Traurig er Aufenthalt der Menſchenfeinde und einſamen Grillenfänger, die nicht wiſſen was Luſtbarkeiten, Täntze, Spielen, Comödien, Muſicken, Liebeshändel und dergleichen Kurtzweile ſind.:

Ombre ſolinghe & taciturni horrori (*).

Ein-

(*) Guarini Paſtor fido Sc. V.

Einſame Schatten und graußvolle Stillen, wo man ſich fürchtet zu ſterben und doch verdrießlich iſt zu leben (*).

Kurtz, man mag ſich hinwenden wohin man will, ſo wird man finden, daß keine Leute in der Welt beſſer ihr Glück zu machen wiſſen als die Bankeruttirer. Laſſet uns, mein Herr, durch keine verdrießliche Sittenlehren die Grundſätze eines ſo ſchönen Lebens ſtören. Warum ſolten wir die Aufführung der Menſchen ſo altväteriſch machen und dergeſtalt wieder einſchräncken wollen, daß keine luſtige Ausſchweiffungen und keine galante Leute mehr ſich finden ſolten, die das Geld zum Beſten des gemeinen Weſens verſchwenden und den ſo nöthigen Umlauff befördern.

Es läſſet ſich mit eignem Geld nicht ſowohl als mit fremden handeln. Einer der bey guten Mitteln und von wohlhabenden Eltern herkomen iſt, der hafftet insgemein zu ſtarck an ſeinem Erbgut. Er kann ſich nicht entſchlieſſen ſolches großmüthig und leichtſinnig zu wagen. Er macht allerley verdrießliche Ausrechnungen, wie er ſeine Capitalien beyſammen erhalten, und auf gute ſichere Unterpfänder ausleihen will. Dieſes

(*) Agricolam laudat Juris legumque peritus
Sub Galli cantum conſultos ubi oft a pulſat
Ille datis vadibus qui jure extractus in urbem
Soles felices viventes clamat in urbe.

Horat. Sat. L. I.

ſes macht der Handlung keinen Muth; da ſetzt es ſchlechte Unternehmungen; da bleibet alles matt, leblos, eingeſchränckt und langweilig. Es ſetzt dabey keine ſo glückliche Umſtürtzungen, welche verhindern, daß Leute, die von keinem Stand und Herkommen ſind, ſich nicht bis zu den Ahnen der alten Geſchlechter empor ſchwingen: denn wie bey ihnen die Gelder rulliren, ſo rulliret auch bey ihnen das Glück. Ihre Grosväter ſind arm geweſen: Ihre Väter haben etwas gewonnen: Sie fahren mit Kutſchen und Pferden. Ihre Kinder werden wieder zu Fuß gehen und ihre Enkeln alſo in den Stand ihrer Voreltern hergeſtellet werden. Ich bin

Mein Herr,

N - - - -

Dero gehorſamſter und ergebenſter Diener.

XXXIII. Brief.

XXXIII. Brief.

Von den Urſachen des Geldmangels und den Mitteln ſolchem zu begegnen.

Hauſiſti patrias luxurioſus opes.

Martial.

Mein Herr,

Sie haben recht, das Geld macht in der Welt alles aus. Es macht uns unſern Freunden werth und unſern Feinden fürchterlich. Es belebet unſre Truppen und füllet unſre Magazine. Vermittelſt dieſes allgemeinen Weltſchlüſſels laſſen ſich die Grentzorte der Nachbarn aufſchlieſſen und die Rathſchläge des Hofes zu unſerm Vortheil ſtimmen. Groſſe Krafft dieſes kleinen Metalls! Kein Wunder, daß die Menſchen ſo ſehr davon eingenommen ſind.

Allein niemals hat man ſo viele Klagen gehöret, daß kein Geld unter den Leuten wäre; und gleichwohl werden täglich ſo viele Gold- und Silberklumpen aus America und aus den Bergwercken gebracht. Man verwahret nichts ſorgfältiger und verzehret ſeiner Natur nach nichts we-

niger. Man ſolte demnach ſagen, dieſes Metall müſte ſich nothwendig häuffen, und ſo gemein werden, wie zu den Zeiten Salomons, der einen gantzen Tempel davon bauete; gleichwohl aber ſo wächſt der Mangel mit unſerm Ueberfluß, man münzet täglich Geld und doch fehlet es allenthalben. Wie mag dieſes zugehen?

Einige ſagen der Satan gebe es den reichen Geitzhälſen in Verwahrung; Allein dieſe behalten es ja nicht ewig: ſie ſterben und hinterlaſſen fröliche Erben, die zu leben wiſſen und es wieder unter die Leute bringen. Ihre Sparbüchſen reichen alſo nicht bis auf den dritten Erben; und alsdann heißt es: Redit ad publicum quod fuit ante ſuum. Es ſey dann ſie müſten das Geld in die Erde vergraben; in Hoffnung ſich nach einer mercurialiſchen Auflöſung daſelbſt wieder miteinander zu vereinigen.

Andere wollen daß der Satan das meiſte Geld zu den Pfaffen in die Klöſter ſchleppte; denn dadurch hielte er ſie in ſeiner Gewalt. Das ganze andächtige Volk machte ſich dafür luſtig und lebte, bey einem gemächlichen Ueberfluß, in ſatten Freuden; wie könnte er das Geld beſſer anwenden?

Noch andre ſind der Meynung das Gold und Silber verwandelte ſich nach und nach in reiche Geſchirre, Gallonen, Stoffe, Vergüldungen und dergleichen. Denn man hat allenthalben

des

des Zeugs ſo viel, daß, wenn man allein bey der letzten kayſerlichen Wahl und Krönung, das Gold und Silber auf den Kleidern hätte ausbrennen ſollen; man wenigſtens daraus ſo viele baare Münzen hätte ſchlagen können, daß ein ganzes Fürſtenthum dadurch von ſeinen Schulden hätte können frey gemacht werden. Dieſe ſchädliche Mode mit Silbergeſchirr, Gallonen und reichem Stoff zu prangen, herrſchet nicht allein bey den Hohen und unter dem Adel, ſondern auch in den Städten und unter den reichen Bürgersleuten. Sogar daß man bey einigen Geſchirre von Silber findet, die man zu gewiſſen natürlichen Nothwendigkeiten gebrauchet, da man billig mehr Ehrerbietung für ein ſo koſtbares Metall haben ſolte.

Daß es bey den Höfen hin und wieder auch ehrliche Beutelſchneider geben ſoll, die durch beſondere Wiſſenſchaften und artige Manieren, das Geld von den öffentlichen Gefällen an ſich zu locken wiſſen, dergeſtalt daß die Fürſten öfters ſelbſt darüber bedürftig werden; ſolches will ſo viel nicht ſagen; denn ob der Fürſt oder ſeine Bedienten das Geld haben, iſt wohl ſo viel als einerley. Sie pflegen beyde es nicht zu vergraben und alſo bleibt es doch in der Welt.

Allein das iſt ein kluger teuffels Streich, die Menſchen um das Geld zu bringen, wenn er denen groſſen Herren von Zeit zu Zeit gewiſſe Philoſophen ſchickt, welche in den geheimen Wiſ-

ſenſchafften erfahren ſind. Dieſe haben einen heimlichen Umgang mit den Geiſtern, inſonderheit mit den Salamandern, die im Feuer wohnen. Ich weis nicht ob ſie jemahls etwas von dieſen Creaturen gehöret haben; denn ſie ſind bey den groben Materialiſten ganz unſichtbar: wie ſie davon die ſehr erbauliche Geſchichte bey dem Grafen von Gabalis nachleſen können. Devant Dieu ſoit l'ame du Comte de Gabalis! Dieſe kleine Creaturen beſonders die Sylphen, die Gnomen und die Nymphen ſind von einer bezaubernden Schönheit. Man muß ſie lieben, wenn man ſie nur einmahl geſehen hat. Das iſt, man muß blaſen und Gold machen ſo lang man Othem ſchöpfen und Kohlen finden kann.

Alles dieſes, mein Herr, ſind nur Kleinigkeiten die das wenigſte zu dem allgemeinen Geldmangel mit beytragen. Die wahrhaftige Urſache davon iſt wohl auſſer Zweifel die durchgehends im bürgerlichen Leben eingeriſſene Unordnung; da kein Menſch ſich mehr nach ſeinen Umſtänden und nach ſeinem Vermögen richtet, ſondern alles vom Groſſen bis zum Kleinen, ſich über ſein Ziel zu meſſen gewohnet iſt. Wir machen tauſenderley entbehrliche Dinge zu Nothwendigkeiten oder zu einem unumgänglichen Wohlſtand. Da nun jeder, nach ſeiner Art, im Ueberfluß leben will, ſo entſtehet daraus ein allgemeiner Mangel.

Betrachte ich die verſchiedene Stände überhaupt

haupt und einen ieden insbeſondere, ſo finde ich, daß alles darinnen übertrieben wird, und daß die Ordnung, die allen Dingen Maas und Ziel ſetzen ſolte, durchaus fehlet.

Der Land- und Feldbau iſt der ſicherſte Grund der allgemeinen Nahrung und des Ueberfluſſes, und gleichwohl wird nichts bey uns mehr vernachläßiget. Die Bauren ſind bey nahe ſo dumm als boshafft. Die wenigſten arbeiten mit Vernunft und mit Uberlegung: ſie ſind dergeſtalt an die Armuth und an das Elend gewohnt, daß ſie keinen andern Gebrauch des Geldes wiſſen, als daß ſie, wenn ſie etwas haben, ſolches zu Ehren ihrer Feyertäge verſauffen. Das erſte und vornehmſte Erwerbungsmittel bey uns taugt alſo nichts.

Die Edelleute, die wenig Einkünfte und deſto mehr kühnen Stolz und wunderbare Einbildungen haben, würdigen die Ordnung und die Haußhältungs-Sorgen nicht der Mühe werth ihre Gedancken darauf zu ſchlagen. Sie borgen großmüthig und leben prächtig, ſo lang ihr Credit währet; hernach verderben ſie hochadelich. Der Krieg und der Hof ernähren diejenigen, die noch ein wenig Herz und Lebensart beſitzen. Allein ihr beſter Dienſt beſtehet darinnen, daß ſie die Bauren plagen und dem Fürſten helffen das Land verzehren.

Die Handlung liegt in letzten Zügen und ver-

macht an manchen Orten ihre noch übrige Baarſchafften den Banckeruttirern, welche ſelten ſo weit verderben, daß ſie mehr Mangel leiden als ihre Glaubiger.

Bey den Groſſen verbirget ſich der Mangel unter einem äuſſerlichen Glanz; tritt man näher, ſo entdeckt man eine entlehnte Pracht mit überhäuften Schulden. Nie haben die Fürſten ihre Cammerräthe mehr geängſtiget Geld herbeyzuſchaffen. Was thun dieſe Leute nicht, wenn man ihnen freye Hände läſſet und ihnen die Anweiſung auf die gemeine Wohlfahrt giebt? Bey Hof muß der Ueberfluß herrſchen ſonſt würde die Hoheit darunter leiden. Trauriger Ueberfluß! der den Mangel zeuget und die Unterthanen wie die Schwämme auspreſſet.

Betrachte ich unſre närriſche Wohlſtandsartigkeiten und die allenthalben im gemeinen Leben eingeriſſene und noch täglich zunehmende Misbräuche, ſo wundere ich mich keines wegs, daß die Münzen fehlen. Die Mode iſt eine anſteckende Kranckheit, welche die Einbildung der Menſchen erhitzet, andern alles nachzumachen, und durch immer anhaltende kleine Narrheiten zu verderben. Unſere Vorfahren lebten biedermänniſch und bürgerlich. Heut zu Tag will alles einen groſſen Herren ſpielen: was man ſonſt mit einem paar Thaler ausgerichtet, da langen heut zu Tag kaum ein paar Carolinen hin. Es iſt alſo noch Geld genug in der Welt, allein es hat da-

dadurch seinen Werth verlohren, weil der Menschen zu viel sind, die vornehm und reich scheinen wollen, mithin mehr Geld brauchen zur Pracht und zur Eitelkeit, als zur nothdürftigen Bequemlichkeit dieses Lebens. Es ist also unmöglich so viel Münzen zu schlagen, als heut zu Tag ein jeder zu seinen weitausschweiffenden und sich selbst gemachten Nothwendigkeiten vonnöthen hat; zumahl da ohne dem der Preiß der Waaren und der Lebens-Mitteln steiget und dargegen der Werth der Münze noch täglich fällt. Dergestalt daß einer, der vor diesem mit einem paar hundert Thaler hausgehalten, jetzo kaum mit tausend des Jahrs auskommt; wobey er sich noch dazu ängstigen und dem sogenannten Wohlstand nicht wenig auf den Fuß tretten muß.

Vor diesem hatte ein Canzler oder Rath, denn von geheimen Cabinets- und Staats-Räthen wußte man an unsern fürstlichen Höfen vor funfzig Jahren noch nichts, eine Besoldung von hundert Ducaten mit einer kleinen Haußbestallung: dieses war alles was er von der Freygebigkeit und Großmuth seines Fürsten erwarten konnte. Heut zu Tage brauchen diese Leute noch viermahl so viel, und machen noch Schulden dazu. Vier Dienstboten kosteten damahls nicht so viel zu unterhalten, als heut zu Tage ein einziger Liberey-Träger, der selten zufrieden ist, wann er nicht eine Uhrkette zwischen den Beinen pampeln und eine silberne Tobacksdose in der Taschen hat. Das Silber heisset ohnedem nicht viel mehr bey

uns

uns, und wenn es so fort gehet, so wird man bald alles mit Ducaten und Carolinen berechnen, und nur die Bettelleute mit Silbermünzen abfertigen müssen.

Wolte sich ja ein bescheidener und ehrbarer Mann entschliessen seine Haußhaltung vernünftig und nach seinem Vermögen einzurichten, so müste er gewärtig seyn allen großmüthigen Spöttern zu artigen Einfällen zu dienen. Man würde ihn für blödsinnig halten, weil er nicht das Herze hätte, wie andre ehrliche Leute zu verderben und ihre Glaubiger ums Geld zu bringen: Der Geitz ist ein schändliches Laster? Solte man sich nicht deswegen eine Ehre daraus machen, das Geld zu verachten? O fürwahr, es lässet sehr schlecht, wann vornehme Leute um solche Kleinigkeiten sich bekümmern wollen.

Dieses ist heut zu Tag die wahre Sittenlehre derjenigen Leute, die zu leben wissen; Es ist nun einmahl bey ihnen ein ausgemachter Glaubens-Artickel, daß alle Leute geitzig sind, die noch ein wenig auf Ordnung und Sparsamkeit halten; da im Gegentheil nur diejenigen als grosse Seelen betrachtet werden, die keine Ausgaben und keine Schulden scheuen. Ihr Aufwand giebt ihnen das Ansehen einer edlen Lebensart. Sie dürfen bey Hof erscheinen und auch mit der Fürstin spielen; sie sind allenthalben angenehm, und haben sie gleich das Unglück, daß sie endlich ausgeseckelt werden, so behalten sie doch immer ein küh-

kühnes und erhabenes Weſen. Jedermann giebt ihnen das Zeugnis, daß ſie ſich mit Ehre ruiniret hätten.

Welches Unglück für ein Land, wenn der Fürſt ſelbſt mit einer ſolchen falſchen Großmuth angeſtecket iſt. Er wird viele tauſend ins Elend und ins Verderben ſetzen, um einen prächtigen Hof zu haben, und ein paar dutzend Hof-Schranzen zu bereichern.

Alles wird bey ihm von Gold und Silber glänzen; Auf den Dörffern aber wird die Armuth und das Elend die Menſchen an den Bettelſtab bringen. Er wird einem der ihm eine Bottſchafft bringet, hundert Ducaten ſchencken; Mittlerweilen daß ſeine Exequirer einen armen Mann von Hauß und Hof jagen, weil er dreyſſig Albus Steuer-Gelder ſchuldig iſt. Er wird einem unwürdigen Schmeichler ein Jahr-Geld von etlichen tauſenden anweiſen, unterdeſſen daß ein alter Soldat der in ſeinen Dienſten grau worden iſt, ſein Leben im Hoſpital endigen muß. Er wird zuweilen einen ſchädlichen Dienſt mit Perlen und Jubelen vergelten und dargegen die weiſen Rathſchläge eines ehrlichen Mannes mit Schimpf und Ungnade belohnen. Die Unterhaltung einer Buhlerin wird ihm mehr koſten, als zwey bisdrey Aemter ihm eintragen. Comödie, Spiele, Muſic, Tafel, Jagd werden ihm mehr Geld wegnehmen, als die nöthige Unterhaltung der Staatsdiener und Beamten. Alles was

die

die Erde köſtliches trägt, das wird bey Hof einem Hauffen Müßiggänger aufgetiſchet und mit üppiger Kehle verſchluckt; da man unterdeſſen an vielen Orten, den Landmann ſeine arme Hütte verlaſſen, und mit Weib und Kind und einem Stab in der Hand nach fremden Ufern wandern ſiehet, um daſelbſt eine beſſere Obrigkeit und mitleidigere Menſchen zu ſuchen.

Wollen wir den allgemeinen Wohlſtand in der bürgerlichen Geſellſchafft blühen ſehen, ſo müſſen wir unſre Lebensart nach der Alten vernünftigen Einfalt wieder einrichten, und die vielen eingebildeten Nothwendigkeiten, die aus bloſſer Eitelkeit und Hoffart ſind eingeführet worden, vermindern und abſchaffen. Dieſes kann nicht geſchehen, ſo lang es noch unſer Adel und unſere Höfe übermachen. Wer aber will dieſen Regeln vorſchreiben? Wer will die Misbräuche am erſten abſtellen und den gantzen Staat reformiren? Dieſes kann niemand werckſtellig machen, als der Fürſt ſelbſt. Sein Exempel und die ordentliche Einrichtung ſeines Hofſtaats dienet hier ſtatt aller Geſetze.

Regis ad exemplum totus componitur orbis.

Der gröſte Fürſt brauchte vor dieſem kaum die Helfte ſo viel Geld zu ſeinem Aufwand als jetzo würcklich drauf gehet. Dieſe Helfte könnte mit vielem Nutzen rulliren; eine Million Abzug im fürſt-

fürſtlichen Pracht würde dem Land zehen Millionen Nutzen ſchaffen. Die Unterthanen würden nach dem Exempel des Hofs auf gleiche Weiſe ihren unnöthigen und überflüßigen Aufwand einziehen. Der tyranniſche Wohlſtand, der bisher eine allgemeine Menſchenplage iſt, würde die ſtolze Bürger nicht mehr quälen und ſie nöthigen über ihr Vermögen zu thun. Viele tauſend Menſchen würden weniger zu Dienſtboten gebraucht werden, weil man ihrer müßigen Aufwartung entbehren könnte. Dieſe müſige Hände müſten alſo arbeiten und ſich regen, wann ſie ihr Brod gewinnen wolten. Dieſes gäbe alſo einen mercklichen Anwachs im Feldbau, in den Fabricken und in allerhand Künſten. Hieraus entſtünde ein Vorrath beydes von rohen als gearbeiteten Waaren: dieſe würden der Handlung Stoff und Gelegenheit geben ſie zu vertreiben und umzuſchlagen. Dieſe Handlung würde nicht allein dem Geldmangel begegnen, ſondern auch noch mehr Menſchen ins Land ziehen, und die Nahrung und Arbeiter darinnen vermehren. Reichthum und Ueberfluß würden daraus alles in Bewegung ſetzen, die Macht des Fürſtens würde mit der Glückſeligkeit des Volcks zunehmen und weiter nichts als eine gute Policey erfordern, um alles in dieſem Stand zu erhalten, mithin denen Misbräuchen und Unordnungen zu wehren, welche ſonſt der Ueberfluß pflegt nach ſich zu ziehen.

Einfältige und ſichere Lebensart! Wie wenig

nig kostet es hier Mühe einen vernünftigen Wohlstand zu besorgen; da die Unordnung und die übertriebene Pracht so viel Verdruß, Unruhe und Mißvergnügen allenthalben verursachen. Solte man nicht ein ruhiges, gemächliches und unschuldiges Leben einem so sorgenvollen Grosthun und dem närrischen Wahn einer eingebildeten Herrlichkeit weit vorziehen?

Man darff nur einmal das Hertze fassen, und der Weisheit zu Gefallen sich von den Thoren ein wenig auslachen lassen; darinnen bestehet das gantze Uebel, dem etwa ein ehrlicher Mann bey gewissen Vorfällen sich aussetzen dürfte; denn die Misbräuche sind die Götzen des Pöbels und die Plagen ehrlicher Leute. Unter Misbräuchen verstehe ich alles dasjenige, was von der Richtschnur der Vernunfft und dem ordentlichen Gebrauch der zeitlichen Güter abweichet. Ich will sagen, wenn man sich derselben nicht zu demjenigen Endzweck, wo sie uns nutzen, sondern wo sie uns schaden, bedienet. Diese Misbräuche abzuschaffen ist so schwer, als leicht und unmercklich sie überhand zu nehmen pflegen. Die meisten entstehen aus einer närrischen Nachahmung, zu welcher wir durch einen kindischen Hochmuth verleitet werden. Dieser Hochmuth macht uns glauben, daß wir uns auf gleiche Weise heraus setzen und sehen lassen müsten, als andere, die wir für unsers gleichen halten; diese Meynung formiret einen sehr unglücklichen Wohlstand: Ich sage unglücklich, indem er die Menschen

ſchen zu gleichen Handlungen nöthiget, da ſie doch nicht gleiche Güter und gleiches Vermögen haben; folglich muß daraus einem jeden ins beſondere und dem gemeinen Weſen überhaupt ein groſſer Schade zuwachſen. Dieſes macht, daß die Vornehmen verderben und die Geringen an den Bettelſtab gerathen; und daß, indem man an dem unnöthigen einen Uberfluß zeiget, in dem Nöthigen Mangel leidet. Viele leben in der That arm um reich zu ſcheinen. Sie glänzen von Gold und Silber, wann ſie ausgehen, und frieren zu Hauß an einem kalten Ofen; mancher verſchenckt ſeine Ducaten und behält nicht ſo viel übrig dem Becker das Brod zu bezahlen; ein andrer verſpielt des Abends, was er den andern Morgen muß ſuchen zu borgen, und tractiret mit Champagner und Burgunder, um hernach die Cur in Waſſer zu trincken. Alle leben in Nahrungsloſen und beklemmten Umſtänden, nur um reicher und vornehmer zu ſcheinen als ſie ſind.

Ich habe dergleichen großmüthige Seelen in meinem Leben viele gekennet. Der franzöſiſche Point d'honneur iſt bey uns Teutſchen ein wahrhafftiger Tyrann. Man wagt alles, man borgt alles, und wenn man nicht mehr borgen kann, ſo legt man ſich auf ſchändliche Practicken und Betteleyen. Da hilft immer einer den andern verderben. Nur die Kaufleute allein haben hier noch ein Privilegium, daß ſie im Nothfall Banckerutt machen, und mit ihren Glaubigern ſich

vergleichen, ihnen für hundert zehen oder zwanzig zu bezahlen.

Man kann den Leuten nicht verbieten ihres Gelds und Guts ſich zu bedienen, wohl aber dieſes, daß ſie ſolches nicht andern zum Nachtheil ausgeben und Misbräuche einführen. Dieſes iſt meinem Bedüncken nach ein Hauptartickel in dem bürgerlichen Leben. Ich betrachte ein jedes gemeine Weſen als einen zuſammenhängenden Körper, der aus vielerley Gliedern beſtehet. Die Nahrungsſäfte dieſes Körpers ſind das Geld; dieſes muß ihn in die Bewegung ſetzen und ſich wie das Blut durch alle Gliedmaſſen und Adern Gänge durchſpielen. Wird dieſer ordentliche Umlauff gehemmet, ſo entſtehen daraus allerhand böſe Schäden, Entzündungen und Wallungen, die ob ſie gleich nur in dieſem oder jenem Theil des Körpers ſich äuſſern, demſelben doch überhaupt mit Gefahr und Verderben drohen. Es iſt demnach eine weiſe Verordnung in den römiſchen Geſetzen, den üblen Haushaltungen des Volcks Maas und Ziel zu ſetzen, damit niemand ſeines Guts übel gebrauchen, und dadurch ſich und andern ſchaden möchte. Dieſes iſt allerdings eine Verbindlichkeit in einem wohl eingerichteten Staat. Hierher gehören alle diejenigen Gebräuche die nichts heiſſen und darauf gleichwohl ein eingebildeter Wohlſtand die Leute erequiret, dergeſtalt, daß es faſt heiſſen mag: Conſuetudo uſusque Rationem vincit & legem

gem

gem (*), Das Recht der Gebräuche geht über die Vernunft und die Geſetze.

Was iſt hier zu thun? Wer will über alle dieſe Kleinigkeiten Geſetze und Ordnungen machen? Und was beynahe unmöglich iſt, wie will man darauf halten? Es heißt: Minima non curat prætor. Wer will den Leuten verbieten das Geld wegzuſchmeiſſen, zu tractiren, zu verſchencken, ſich modiſch zu kleiden, zu bauen, das Geſind vollauff zu halten und ihm alle Freyheit und Muthwillen zu geſtatten? Wie, wird man ſagen, darff ich nicht mit meinem Gelde machen was ich will? Mit nichten; dann es iſt dem gemeinen Weſen daran gelegen, daß niemand ſeiner Güter misbrauche.

Ich will Ihnen, mein Herr, nur einen beyläufigen Begriff davon geben. Es ſind Dinge, die überhaupt nichts taugen, und die deswegen durch ein allgemeines Geſetze ſolten abgeſchaffet werden: darunter gehören 1) alle geiſtlichen und weltlichen Betteleyen, ſie mögen Namen haben wie ſie wollen. Dann in einer wohlverfaßten Republick iſt es eine Haupt-Nothwendigkeit, daß die Lehrer beſoldet, die Armen verſorgt, Bettler und Müßiggänger aber zur Arbeit angewieſen werden. 2) Alle Gevatterſchafften und Kindtaufsgepränge; dann ſie heiſſen nichts und ſind durch-

(*) Siehe L. 2. Cod. quæ ſit longa conſuetudo Lib. 8. T. 53. wo das Gegentheil geſagt wird.

gehends sowohl Reichen als Armen beschwerlich. 3) Alle Hochzeitweitläuftigkeiten und Geschencke; dann angehende Eheleute brauchen ihr Geld zum Anfang ihrer Haushaltung selbst und es ist dem gemeinen Wesen nichts nachtheiliger, als daß man hier junge Leute hindert, sich zu heyrathen, oder wenn sie den schweren Tritt wagen, ihre Nahrung gleich in ihren Anfangen durch unnöthige Ausgaben schwächet. 4) Alle unnöthige Leichengepränge und Trauerkleidungen; denn sie sind nichts anders als bloße Grimmassen, welche die wahrhafftig Trauernde noch trauriger, andre aber die ihren Nutzen davon haben, nur lachen machen: heidnische Pfaffereyen und lustige Trauerspiele, die denen Christen, welche bey Sterbfällen und Begräbnissen ganz andre Betrachtungen haben solten, gar nicht geziemen. 5) Alle Geschencke bey Erlangung öffentlicher Ehrenämter und Würden. Dann dieses ist nicht allein eine grosse Pralerey, sondern man macht dadurch auch andern ehrlichen Leuten ein böses Spiel, welche die Gelder öffters darzu borgen müssen, und Weib und Kinder, wenn der Mann kurtz darauf stirbt, in grossen Ehren und nothdürfftigen Umständen hinterlassen. Auch giebt man selten dem Volk etwas, das man nicht von dem gemeinen Wesen sich wieder bezahlen läßt. Diese Wechselbriefe taugen nichts. 6) Alle Neujahrs Betteleyen: Diese sind theils schimpflich, da gleichsam eine Helfte der Stadt bey der andern Helfte betteln geht; theils schädlich, weil vielen Menschen dadurch

durch Geſchencke abgedrungen werden, die ſelbſt bedürfftig ſind, oder das Geld nöthig haben. 7) Alle und jede Gattungen von Geſellſchafften, die eine durchgängige Verbindlichkeit haben, zu gewiſſen Zeiten beſtimmte Geſchencke und Tractamente zu geben; denn ob man gleich einem Reichen an und für ſich ſelbſt die Freyheit laſſen muß mit ſeinem Geld ſich Ehre zu machen, ſo leidet doch darunter die gemeine Billigkeit, wenn man auch andre, die nicht ſo bemittelt ſind, zu gleichen Unkoſten nöthiget, dadurch wird das natürliche und geſellige Weſen unter den Menſchen mehr gehindert als befördert: und nichts als Eiferſucht, Neid, Haß und Mißgunſt erreget. 8) Alle fremde Moden und Kleidertrachten; dann ſolche ſchleppen nicht nur vieles Geld aus dem Land, ſondern verurſachen auch einen doppelten unnöthigen Aufwand in Kleidern, da man ſonſt, wenn man ſeine Kleider ſo lange träget als ſie halten, mit der Helfte Unkoſten davon kommt. Nun iſt dieſes eine unläugbare und allgemeine Grundregel, daß ein Staat um ſo viel blühender iſt, je weniger deſſen Einwohner das Geld nöthig haben, um ruhig, gemächlich und glückſelig zu leben. 9) Eben dieſe Beſchaffenheit hat es auch in Anſehung der groſſen und prächtigen Gebäude, Luſtgärten und dergleichen, denn obgleich das Bauen eines der nützlichſten Handthierungen im bürgerlichen Leben iſt, ſo muß doch darinnen Ziel und Maas gehalten werden, damit diejenigen, die ſich mit ſolchen Sachen abgeben, nicht ſich, oder doch

ihre Kinder in nahrloſe Umſtände ſetzen, dergeſtalt, daß manchmal Leute, die in groſſen Palläſten ſind gebohren und erzogen worden, in den Hoſpitälern und milden Stifftern ihr Leben beſchlieſſen müſſen. Die groſſen Fenſter und hohe Säle, welche Waldungen erfordern, um geheitzet zu werden, ſchicken ſich nicht zum gemeinen bürgerlichen Leben. 10) Hierher gehöret auch die Geſindesordnung; denn man ſolte nicht meynen, wie viel ein böſes Geſinde und die faſt durchgehends herrſchende Misbräuche und Unordnungen zum Verderben der Haushaltungen mit beytragen (*); dergeſtalt, daß es kein Wunder iſt, wenn alle vernünftige junge Leute, welche alle obgenannte Umſtände überlegen, ein billiges Grauen vor dem ehelichen und häuslichen Leben bekommen.

Man rechne nur einmal die Unkoſten, welche jährlich auf dieſe zehen Puncte verwendet werden, zuſammen; ſo wird man finden, daß ſie wenigſtens die Helfte unſrer Ausgaben ausmachen; wann wir alſo mit noch mehr Ruhe und Bequemlichkeit unſre Unkoſten auf die Helfte herunter ſetzen könnten, ſo iſt kein Zweiffel, der Geldmangel würde nach und nach von ſich ſelbſten ſchwinden, oder doch nur bey muthwilligen und liederlichen Verſchwendern ſich einfinden, welche

(*) S. was der Hr. Verfaſſer davon in einer eignen Abhandlung in dem III. Theil ſeiner freyen Gedancken weitläufftiger geſchrieben.

welche hernach dieſen Mangel als eine gerechte Strafe ihrer Unordnung und ihres Vergehens, allein ſich beyzumeſſen hatten. Da man im Gegentheil bey obigen Misbräuchen, weil ſie zu einem vollgültigen Gebrauch erwachſen ſind, nicht kann wie man will; mithin von ſich und ſeinen Ausgaben mit nichten Meiſter iſt, weil man in dem gemeinſchafftlichen Umgang und der Verbindung mit andern Menſchen, mithin unter dem Zwang der Thorheiten und Misbräuche lebet.

Die Laſter der Unzucht, der Völlerey und die groſſen Spiele rechne ich nicht mit zu dieſer Claſſe, denn ſolche ſind durch die Geſetze allenthalben verboten.

Mich wundert nur, daß unſre Staats- und Rechtsgelehrten ſich täglich noch ſo viele Mühe geben, neue Geſetze und Ordnungen zu machen, und die Rechte der Völcker und der Menſchen zu unterſuchen, und doch ſo wenig ſich darum bekümmern eine gute Policey einzuführen; da dieſe doch das einzige Mittel iſt, die Menſchen zur Ordnung und zur Zufriedenheit anzuhalten, mithin dem allgemeinen und augenſcheinlichen Verderben derſelben vorzubeugen.

Man ſuchet die Fürſten mächtig zu machen, und ihre Hoheit und Einkünffte noch immer zu vermehren; darinnen, meynet man, beſtünde die rechte wahre Staatskunſt. Es iſt nicht zu

läugnen, daß man dabey auch beſſer ſein Glück machen und empor kommen kann; allein, wo bleibet hier der wahre patriotiſche Sinn? Wer ſorgt für das gemeine Weſen? Wer nimmt ſich des armen Volks an, wann wir die Fürſten erhöhen, und die Rechte der Obrigkeiten ausdehnen? Richten der Hochmuth und die Regierſucht nicht ohnedem Unheil genug an?

Es heiſſet nicht mehr Salus populi, ſondern Majeſtas Imperantium ſuprema Lex eſto. Dieſes nennen wir eigentlich heut zu Tage das Jus publicum; wir beſchräncken alſo das Publicum auf die Groſſen allein, und geben das menſchliche Geſchlecht den groſſen Herren zum beſten.

Will ſich einer zum Advocaten des menſchlichen Geſchlechts aufwerffen, ſo wird man ihn als einen unnützen Schwätzer betrachten, und ſein Klagwerck, wenn man ja noch ſo glimpflich iſt, bis auf die Eröffnung des groſſen Reichstags des allgemeinen Weltbeherrſchers verweiſen. Ich breche deswegen von dieſer kleinſtädtiſchen Materie ab, und überlaſſe unterdeſſen meine Grillen ihrer patriotiſchen Beurtheilung.

Ich bin wie allezeit,

Mein Herr,

Auf meinem Landgut,
den 17. Jun. 1747.

Dero ergebenſter und
gehorſamſter Diener.

XXXIV. Brief.

XXXIV. Brief.

Grundfeſte der wahren Staatskunſt.

Homines hominum cauſa ſunt generati, ut ipſe inter ſe aliis prodeſſe poſſent.

Cic. L. 1. Offic.

Mein Herr,

Ich kann nicht läugnen, daß ich mich nicht ein wenig über die Vorſchläge geärgert habe, womit man das Steuerweſen und die Cammergefälle bey Ihnen einzurichten ſuchet: Dieſe Vorſchläge die darzu dienen ſollen, den Fürſten zu bereichern, ſind vielmehr darzu ausgeſonnen, erſtlich das gemeine Volk, hernach den Adel und endlich den Fürſten ſelbſt zu ruiniren, denn deſſen gantze Macht ſtützet ſich auf die Wohlfahrt ſeiner Länder.

Geſetzt, ein Fürſt habe weder GOtt, noch Menſchen Rechenſchafft von ſeinem Thun zu geben, ſo würde ihn doch, wenn er ſich ſelbſt darum bekümmern wolte, der bloſſe Eigennutz antreiben, eine andre Haushaltung zu führen, als bishero die Gewohnheit an unſern meiſten Hö-

fen eingeführet hat. Will aber ein Fürſt ſeine Einkünſte vermehren, ſo muß er trachten ſein Land wohl zu bevölkern. Hierinnen beſtehet die gantze fürſtliche Machtkunſt. Dann wo viel Volk iſt, da ſind viele Abgaben; da ſind viele Erwerbungs und Nahrungsmitteln, da werden der Feldbau, die Handwercker, die Künſte, die Fabricken empor gebracht; dieſe bringen natürlicher Weiſe eine Handlung und Kauffmannſchafft zuwegen. Wo dieſe iſt, da vermehren ſich die öffentliche Gefälle mit den allgemeinen Nahrungsmitteln des Volks. Dieſe Mitteln ſich zu nähren und fortzubringen muß das Volk in Sicherheit und Ruhe gebrauchen können. Hierzu wird erfordert 1) eine vernünftige Freyheit: 2) eine genaue Verwaltung der Gerechtigkeit; und 3) eine gute Policey. Wo dieſe drey Stücke in einem Lande gehandhabet werden, da findet ſich beydes Volk und Nahrung im Ueberfluß. Dieſes iſt meine gantze Staatskunſt.

Ich ſetze demnach zum Exempel, ein Staat beſtünde ungefehr aus hundert tauſend Haushaltungen, groſſe und kleine unter einander gerechnet. Ich ſetze, dieſe brächten jährlich dem Fürſten, vermöge ihrer nothdürfftigen Abgaben, nach dem Fuß der ordentlichen Steuergefälle, ungefehr zwey Millionen Gulden ein. Dieſes betrüg auf eine jede Haushaltung, eine in die andere gerechnet, zwanzig Gulden. Ich ſetze ferner: der Fürſt erpreſſe über dieſe ordentliche Gefälle, durch allerhand elende Erfindungen und

Ca-

Cameralstreiche, noch einmal so viel. So beliefen sich seine Einkünffte auf 4. Millionen, diese ziehet er von Unterthanen, welche gröstentheils arm, ausgesogen und in elenden Umständen sind; dann die viele und schwere Auflagen drücken das Volk zu Boden und verhindern alle mögliche Mitteln, die sie anwenden könnten, sich zu bereichern, oder etwas vor sich zu bringen. Ihr Aufwand kann sodann nicht anders als sehr gering und nur nach der äusserstен Nothdurfft eingerichtet seyn. Wenig Aufwand macht wenig Abgaben, und diese gleichen noch mehr einer traurigen Plünderung, als einer zur Erhaltung des gemeinen Wesens abzielenden Landessteuer. Dann wo nicht viel ist, da kann der Fürst auch nicht viel erheben.

Ich setze nun im Gegentheil, daß in einem solchen Land, anstatt der hundert tausend Familien, noch zehenmal so viele wären: diese würden unfehlbar in kurtzer Zeit sich in einem Land einfinden, wo die Freyheit, die Gerechtigkeit und eine gute Policey, wie es seyn solte, gehandhabet würde: folglich hätte der Fürst, anstatt der zwey Millionen, nach dem Fuß der ordentlichen Steuergefälle, zwanzig Millionen einzunehmen, und dieses ohne alle Zwangsmitteln und grausame Erpressungen.

Nachdem nun die Einwohner in ihren Nahrungsgeschäfften etwas vor sich bringen und gewinnen würden, nachdem würde auch der Auf-

wand

wand bey ihnen ſtärcker ſeyn ; die Handlung würde dadurch empor kommen, und die Einkünfte würden mit der leichteſten Art von der Welt noch immer mehr und mehr zunehmen.

Man ſiehet hieraus, wie ſehr unſre Fürſten ihrem eignen Intereſſe zuwieder handeln, wann ſie durch böſe Rathſchläge, oder durch ihre eigne Begierden ſich verleiten laſſen, das Volk, das ſie ſchützen und glücklich machen ſolten, ſelbſt zu unterdrücken und ins Verderben zu ſtürtzen. Geſetzt auch, die Unterthanen wären ſeine Sclaven und gehörten ihm ſo eigenthümlich zu, als das Rindvieh auf ſeinen Meyereyen, ſo würde ihn doch allezeit ſein eigner Vortheil dahin anweiſen, ihrer weißlich zu ſchonen und ſie wohl verpflegen zu laſſen. Ein Landmann der ſeine Heerden, ſein Zugvieh und ſeine Schäfereyen verwahrloſet, thut ſich ohnſtreitig ſelbſt den gröſten Schaden: Wie können ihm ſeine Ochſen und Pferde das Feld bauen, wann er ihnen die nöthige Fütterung entziehet, und ſich wenig darum bekümmert, ob ſie crepiren oder ihr Leben und ihre Kräffte zu ſeinem Nutzen anwenden.

Man betrachte nur unſre arme Bauren: Kann man weniger Sorgfalt für ihre Geſundheit, für ihre Nahrung und für ihre Erhaltung ſpüren laſſen? Hält man ſie nicht an einigen Orten zur Verachtung des Schöpfers und zur Schande der Natur, noch ärger als das liebe dumme Vieh. Ja, man würde ſie noch glück-

lich

lich schätzen, wenn sie nur so gut als die fürstlichen Pferde und Jagdhunde unterhalten würden.

Es ist ein grosses Unheil für ein Land, wann die Fürsten das Elend ihrer Unterthanen nicht wissen. Man sucht sie von einer so traurigen Sache abzulencken; man gebraucht alle Behutsamkeit, ihnen ihr wahres Interesse zu verbergen. Man sucht ihnen tausenderley Lust und Kurtzweil zu verschaffen, um ihnen keine verdrießliche Gedancken zu verursachen. Sie sind also nur Fürsten zum Schein; ihre Beamten regieren. Es wäre zwar dem gemeinen Wesen wenig daran gelegen, ob der Fürst oder seine Räthe das Regiment führten. Es kommt darauf an, daß solches nur vernünfftig und glücklich besorgt werde. Es giebt oefters unverständige Fürsten, deren Regierung dennoch glücklich ist, weil sie kluge Räthe haben; da man im Gegentheil öfters tapfere Kriegshelden und witzige Fürsten findet, welche Land und Leute ruiniren, weil sie ihren Begierden und grossen Unternehmungen zur Unzeit alles aufzuopfern pflegen und zu dem Ende weder Geld noch Unterthanen schonen.

Weder der Staat noch das bürgerliche Leben kan bestehen, wo man nicht die Gesetze der Ordnung beobachtet, und alle Unternehmungen nach der Möglichkeit der darzu erforderlichen Mitteln einrichtet. Eines würcket hier auf das andre. Keine

ne Anſchläge können ohne Geld in der Welt ausgeführet werden, und dennoch waget man öffters die gröſten Dinge und ſetzt wohl gar Land und Leute mit auf das Spiel; bevor man noch ſeine Kräffte erwogen und einen vernünftigen Ueberſchlag gemacht hat, wo man das Geld darzu hernehmen will. Wir führen Kriege, wir werben Truppen an, wir ſtellen ſie ins Feld und laſſen ſie hernach entweder Hunger leiden, oder wie die Räuber hauſſen. Unſere Rathſchläge müſſen ſich blos allein nach den Höfen richten, die das Geld darzu hergeben. Der Geldmangel ſchreibt uns Geſetze vor. Wir ſind wie eine Uhr, deren Räderwerck ſich nicht ſelber treibt, ſondern ſeine Bewegung von einer fremden Urſache bekommt.

Alles kommt in einem Staat hauptſächlich darauf an, daß 1) die Policey wohl beſorget, 2) daß Recht und Gerechtigkeit gehandhabet werde; und 3) daß die Geiſtlichkeit unter dem Vorwand den reinen chriſtlichen Glauben zu halten, die Menſchen nicht durch ihre Zänckereyen unter einander verwirren. Dieſe drey Stücke ſind von gleicher Wichtigkeit: Fehlt es an Policey, ſo ſiehet man die Leute verderben; fehlt es an Verwaltung der Juſtitz, ſo iſt niemand in dem Beſitz des Seinigen geſichert: fehlt es am geiſtlichen Frieden, ſo erlangen die Menſchen durch die Streitigkeiten ihrer Kirchenlehrer ein Recht ſich einander chriſtlich zu haſſen

sen und zu verfolgen; wo aber Zanck und Zwietracht herrschet, wird die Grundfeste der gemeinen Ruhe und die Glückseligkeit der bürgerlichen Gesellschafft untergraben, und wo man dem Uebel nicht noch in Zeiten begegnet gar zu Boden gerissen.

Der gantze Grund einer fürstlichen Machtkunst bestehet also kürtzlich darinnen, daß der Fürst sein Land auf alle Art und Weise zu bevölkern suche; daß er des Volkes Freyheit und Wohlfart schütze, daß er auf gute Policey und Recht und Gerechtigkeit mit allem Ernst halte: allem Unfrieden und Zänckereyen vorbeuge, und alle diejenigen ernstlich bestrafe, die das gemeine Wesen durch ihre Streithändel zu beeinträchtigen und zu verwirren suchen.

Durch diese und dergleichen Anstalten werden sich des Fürsten Einkommen vermehren und die Glückseligkeit des Volks wird die Macht des Fürstens erhöhen.

Hier sehen Sie, mein Herr, den kurtzen Inhalt meiner gantzen Staatskunst, davon ich ihnen bald die Ausarbeitung übersenden werde (*).

Bis

(*) Siehe Entwurff einer Staatskunst, welche im Jahr 1747. in Franckfurt bey Joh. Friedr. Fleischer zum erstenmal heraus gekommen.

Bis dahin empfehle ich mich zu geneigtem Andencken und verharre unveränderlich

Mein Herr,

Auf meinem Landgut, den 13. Auguſti 1747.

Dero gehorſamſter und ergebenſter Diener.

XXXV. Brief.

Von der Vereinigung der Proteſtanten, und wie leicht ſolche wäre, wenn man die Controverſien abſchaffte.

Homine imperito nunquam quidquam injuſtus
Qui niſi quod ipſe fecerit, nihil rectum putat.
Terent.

Mein Herr,

Ich habe mir es leicht einbilden können, daß man zu Franckfurt mit meiner Religions-Neutralität nicht allerdings wohl zufrieden ſey.

Wo ein jeder Theil für seine Rechte und Vorzüge eifert, und der Eigensinn nichts nachgeben will, da verdienet man wenig Danck, wenn man einen Friedemacher abgeben will; indem man es mit beyden gut meynet, verdirbt man es mit beyden; und wo einen die vermeynte Rechtglaubigkeit nicht gar für einen Ketzer schilt, so muß man doch wenigstens mit dem Titel eines Syncretisten fürlieb nehmen.

Ich erinnere mich hier, was mir mit einem reformirten französischen Prediger vor einigen Jahren begegnet ist. Sie wissen, daß ich ein feines wohlgelegenes Gut zu M . . . habe; allein weil ich solches nicht selbst bewohne, so geht es mir damit wie das Sprichwort zu sagen pflegt: Weit von seinem Gut nahe bey seinem Schaden. Ich hatte Pachtleute die solches schlecht baueten, und noch darzu ihren Pacht schuldig blieben. Ich muste sie verklagen. Die liebe Justitz aber gieng nach ihrer Gewohnheit in einer zwar klaren Sache, doch so behutsam, daß sie nicht ehender das Urtheil sprach, als bis die Proceßkosten meinen Forderungen gleich waren und die Schuldner nichts mehr hatten, weder ihre Advocaten noch mich zu bezahlen. Dieses nebst andern Umständen bewog mich das Gut geistlichen Händen anzuvertrauen. Obgemeldter Pfarrherr hatte seinen kleinen Kirchensprengel nicht weit davon. Er pachtete mein Gut und war willens darauf eine Academie für junge Leute zu Erlernung der französischen Sprache und anderer Wissenschaff-

ten, nach Art der Kosthäusser in Engelland und Holland, aufzurichten. Er hatte darzu Geschicklichkeit genug, er lies einen Plan drucken und das Werck fand sowohl bey Hof als bey Auswärtigen Beyfall. Ich freuete mich nicht wenig, daß ich zu einem so erbaulichen Werck Anlaß geben, und mein Hof, der mir bisher wenig Vergnügen gebracht, ein halbes Lyceum sacrum werden solte. Allein, ehe noch alle behörige Anstalten darzu gemacht waren, so geriethe dieses Werck schon ins Stecken. Solten Sie wohl, mein Herr, die Ursache davon errathen? Mein Syncretismus war Schuld daran. Seine wohlehrwürden, mein orthodoxer Herr Pachter, beschuldigte mich, daß man ihm deswegen keine Kinder anvertrauen wolte, weil das Gut einem Herrn zugehörte der syncretistische Principia hätte. Ich komme kaum des Jahrs einmal auf dieses Landgut und dennoch war es von meinen kleinen Ketzereyen angesteckt. Haben Sie jemals gehöret, daß die Rechtgläubigkeit ihren sorgfältigen Eiffer weiter getrieben hätte?

Die Urtheile werden bey Ihnen vielleicht eben so gefährlich lauten; allein ich werde mich darüber mit der lieben Wahrheit trösten, die selten wohl aufgenommen wird. Plato nannte Aristotelem seine gantze Schule, und Antigonus gründete seinen vornehmsten Ruhm auf das Zeugniß des Zeno. Male de te loquuntur homines, sed non Marcus Cato, Lælius & duo Scipiones. Hierunter sind sie mitgemeynet.

Sie

Sie wollen daß ich mich noch näher über den gethanen Vorschlag der Vereinigung zwischen den Lutheranern und Reformirten heraus lassen solle. Meine Sätze scheinen Ihnen noch zu allgemein. Ich will sehen ob ich sie pragmatischer machen kann. Doch wie, wenn ich damit einen Herrn Neumeister gegen mich aufbrächte? Solte er nicht auch schöne Verse auf mich machen? Ich weiß nicht, ob Ihnen diejenigen bekannt sind, welche dieser sonst wackere und beredsame Theologus auf das vor dreyßig und mehr Jahren, vorgewesene Unionswesen verfertiget haben soll. Ich will sie ebenfalls zu ihrer Belustigung als eine alte Neuigkeit hiermit beyfügen. Sie können zur Probe dienen, wie man heut zu Tag die Religion zu handthieren pflegt.

Welch Wunderding will in der Welt entstehn!
Des Teuffels seine Mutter,
Soll jetzo schwanger gehn!
Man sagt daß sie das Wochenbette
Zu Regenspurg schon aufgeschlagen hätte
Und schickte sich zum Kreisen.
Gebiehrt sie einen Sohn,
So soll er Syncretismus heissen,
Wirds aber eine Tochter seyn,
So heißt sie Union.
Doch lasset sie nur junge Teuffel hecken:
Ich schwöre Stein und Bein;
Die Mutter wird mit samt der Frucht verrecken.

Regenspurg, den 19. Merz 1722.

Man machte darauf folgende
Retorſion.

Was vor ein Wunderding will allererſt entſtehen!
Die tolle Ehrſucht ſoll mit Narren ſchwanger gehen;
Man ſagt, daß ſie ihr Wochenbette
Zu Hamburg längſtens aufgeſchlagen hätte
Und wäre ſchon im Kreiſen.
Gebiehrt ſie einen jungen Sohn
So ſoll er Neumeiſterus heiſſen;
Wirds aber eine Tochter ſeyn
So heißt ſie Pfaff-Ambition.
Jedoch geräth das Werck nicht etwan noch ins ſtecken,
So ſchwör ich Stein und Bein
Es kommt ein junger Narr noch zu dem alten Gecken.

Abſit ſcandalum verbis. Beyde Madrigale ſind ſehr lebhaft gemacht. Herr Neumeiſter hat ſinnreiche Einfälle und wenn er nicht erbauet, ſo reimet er doch gut.

Ich wundre mich indeſſen gar nicht, daß damahls die ſo nah geſchienene Vereinigung nicht zu Stande kam. Alle Mühe iſt vergebens, ſo lang man ſie auf die Uebereinſtimmung der verſchiedenen Lehr-Sätze zu gründen ſucht. Eine ſolche Uebereinſtimmung in Anſehung der Meynungen iſt nie geweſen und dürfte auch allem

Ver-

Vermuthen nach in dieſer Welt auch ſchwerlich zu hoffen ſeyn.

Es iſt eine Schwachheit des menſchlichen Verſtandes, daß er nicht mit gleichen Kräfften ſich erheben und das wahre von dem falſchen unterſcheiden kann. GOtt ſelbſt richtet ſich deswegen in ſeinen Wirckſamkeiten nach der Mannigfaltigkeit ſeiner Geſchöpffe und nach denen ſie belebenden Eigenſchaften. Er fordert von niemand mehr als er in ihn geleget hat; denn er iſt die Gerechtigkeit und die Liebe ſelbſt.

Hätte Chriſtus für nöthig gefunden, uns in denen Dingen einen Unterricht zu geben, welche heut zu Tage unſere theologiſche Lehr-Bücher und Glaubens-Formeln ausfüllen; gewiß er hätte ſie uns nicht verhalten, ſondern uns den Weg darzu ſo deutlich eröfnet, als da er uns ſein einziges Geſetz der Liebe lehret; Allein, er ſchonte der Schwachheit ſeiner Jünger; Er ſprach, er hätte ihnen zwar noch vieles zu ſagen, ſie könnten es aber nicht faſſen.

Wie daß ſich unſere Schrifftgelehrten unterſtehen ihre Erkenntnis in göttlichen Dingen weiter zu treiben, als der Herr für gut befunden hat, ſich zu offenbaren und als die Apoſteln und Jünger Chriſti, welche durch den Geiſt GOttes getrieben und erleuchtet waren?

Wenn wir alſo dieſes zum Grund ſetzen, wie

wir es, wann wir anders Christen seyn wollen, nothwendig thun müssen, daß kein ander Heil und kein anderer Name den Menschen gegeben sey, darinnen wir sollen selig werden, als der Name JEsu; so fallen auf einmahl alle andere Namen von Kephisch und Apollisch, von Lutherisch und Zwinglisch, von Augspurg und Rom, von Wittenberg und Genf hinweg.

So bald wir Christum im Glauben erkennen, sein Evangelium in Einfalt und Aufrichtigkeit annehmen und darnach uns befleissen unser Leben und unsern Wandel einzurichten, so sind wir von einerley Kirche, und gehören unstreitig zu der Gemeinschaft Christi und seiner Glaubigen.

Es ist nur ein GOtt, ein Christus, ein Glaube und eine Tauffe nach der Salbung von oben. Hier ist alles vereiniget durch den Geist der Liebe und des Friedens. Hier erträgt einer des andern Schwachheit, sowohl leibliche als geistliche, sowohl die Irrthümer des Verstandes, als die Ausschweiffungen des Willens und der Begierden.

Fallen nun auf diese Weise die Secten und sectirische Namen mit ihren verschiedenen Meynungen und Lehrgebäuden weg; so ist die Thüre zum Friedens-Tempel schon eröffnet, und nichts kann uns weiter hindern in denselben einzugehen, als die Zanksucht und der Eigensinn einiger stolzen Amts-Geistlichen, die noch immer auf eigene Satzungen halten, immer neue Fragen auf

die

die Bahn bringen, und nichts als Zank und Streit erregen.

Wer alle dergleichen Lehr- und Zankbücher prüfen und unterſuchen ſolte, der müſte ſein ganzes Leben hindurch mit nichts als Controverſen zubringen, und doch käm er, wann er auch etliche hundert Jahr lebte, damit doch noch lange nicht durch; Geſchweige daß er noch über dem eine ganz beſondere Sprache lernen müſte, nur allein um die Wörter und Benennungen zu verſtehen, welche das Ketzer Lexicon ausmachen und in der Theologia polemica vorkommen. Hier mag es wohl mit Wahrheit heiſſen;

Tot ſymbola quot homines
Quot capita tot ſententiæ.

Die Liebe iſt und bleibet das ewige Kennzeichen der wahren Religion. Dieſes göttliche Geſetz enthält alle und jede Pflichten der Menſchen, ſie mögen Namen haben wie ſie wollen. Sie iſt die heilige Ordnungskette, welche alle vernünftige Weſen zuſammen in GOtt, als ihren Urſprung verbindet, und alle Glückſeligkeit würcket (*).

(*) Ich werde mich über dieſe Materie weitläufftiger in einem beſondern Werk erklären, welches ich unter der Feder habe, und von der einzigen wahren Religion handeln ſoll.

Wir brauchen alſo keine andere Glaubensformen als das Evangelium, wie uns ſolches Chriſtus und ſeine Apoſteln deutlich gelehret haben. Dieſes iſt nicht nur allgemein angenommen, ſondern auch in ſeinen allereinfältigſten Sinn zur Verbindung derer, die ſich Chriſten nennen genug. Was wir nicht verſtehen, das müſſen wir uns nicht laſſen irre machen; wir müſſen von den geheimen und verborgenen Dingen zu den klaren, deutlichen und allenthalben vorkommenden Wahrheiten zurück gehen und auf dieſelben unſere Vereinigung gründen. Auf dieſe Weiſe hätten alſo die Lutheraner und Reformirten ſchon die nöthige Einigkeit in der Lehre.

Dieſe Einigkeit aber ſchmeiſen unſere Controvershelden, durch ihr ſtets anhaltendes Gezänke, wieder übern Hauffen; Dieſe unruhige Leute ſind alſo dem gemeinen Weſen noch ſchädlicher als die Straſſenräuber und Mordbrenner; denn ſie ſtifften das gröſte Unheil unter dem Schein des Religionseifers und der Orthodoxie Iſt es nicht eine Schande daß wir als vernünftige Geſchöpfe die Ruhe und die Wohlfahrt des ganzen Staats den eigenſinnigen Einfällen dieſes zänckiſchen Volcks zum beſten geben? Wer weiß nicht daß daraus die heilloſeſten Zerrüttungen in dem bürgerlichen Leben und die grauſamſten Verfolgungen wieder ganz unſchuldige Leute entſtanden ſind?

Auf welchen Grad des Wahnwitzes und des Ver-

Verderbens ist nicht dieses Geheimnis der Bosheit schon gestiegen, seit dem man den Glauben unter die Artes scientificas gezogen, und daraus ordentliche Lehrgebäude in forma syllogistica gemacht? Nicht als ob ich die Ordnung des Vortrags in den theologischen Wissenschaften tadelte; nein, die Ordnung ist die Seele von allem Guten. Allein der Glaube ist etwas einfältiges und braucht keiner weitern Kunst. Vielweniger schickt es sich denselben durch allerhand Predicamenten durchzutreiben, und die armen Leute, die sich auf diese gelehrte Mischmascherey nicht verstehen, in ihrer gottgefälligen Einfalt irre zu machen.

Es ist auch nicht mehr um die Zeit, da man die Wissenschaften nur allein in den Klöstern trieb, und da die liebe Clerisey den armen Layen konnte weiß machen was sie wolte. Die Heil. Schrifften sind in aller Menschen Händen; und die Wissenschaften sind allgemein geworden. Man höret die Zänkereyen und Meynungskriege solcher Geistlichen mit Verdruß und ihre Schrifften, welche damit angefüllet sind, werden insgemein zu ganz andern Dingen gebraucht als zum lesen.

Es kommt also nur blos allein noch darauf an, daß unsere Fürsten und Obrigkeiten sich derer von GOtt ihnen verliehenen Macht zur Herstellung des Friedens und der Eintracht in der Kirche bedienen; alle Controversien, nachdrücklichst,

lichſt, und wie es ohnedem unſre Reichsgeſetze mit ſich bringen, verbieten; diejenigen, die darwieder handeln, ernſtlich beſtrafen. Die Unterſuchung aber metaphyſiſcher Fragen, in ſo fern ſie Zank und Zwietracht gebähren, nach den philoſophiſchen Cathedern verweiſen möchten.

Dieſes alſo voraus geſetzt ſo müſte man :

1) Kein andres ſymboliſches Buch von beyden Seiten annehmen als die Heil. Schrifften des neuen Teſtaments, die ein jeder nach dem Aufſchluß ſeines Gewiſſens zur Richtſchnur aller weitern Erkenntnis göttlicher Dinge gebrauchen ſolte. Die Grundwahrheiten des Evangelii ſind einfältig, jedermann kann ſie verſtehen; man ſpüret davon eine inwendige Ueberzeugung ſobald man nur GOtt in Aufrichtigkeit des Herzens ſuchet : ſie ſind allgemein und für alle Menſchen.

2) Müſte der öffentliche Vortrag ſowohl auf den Canzeln als in den Kinder-Lehren ſo eingerichtet werden, daß man darinnen blos auf dieſe einfältigſten Lehren Chriſti und ſeiner Apoſteln dringe; dem gemeinen Mann aber, deſſen Sache nicht iſt Wahrheiten zu prüfen, keine hohe und ſubtile Fragen vorlege, noch vielweniger mit ſolchen Meynungen, worüber die Gelehrten ſtreiten, beläſtige; denn alle dieſe Dinge, wie Paulus ſpricht, taugen zu nichts als die Gewiſſen zu verwirren und Zank und Zwietracht in einer Kir-

che

che zu ſtifften, die ſich blos auf den Frieden und die Liebe gründen ſoll.

3) In Anſehung der Ceremonien könnte man es ſo halten, wie es ein vernünfftiger Gottesdienſt mit ſich bringet: Alles müſte ordentlich, erweckend und erbaulich ſeyn, was aber einem oder dem andern anſtößig ſeyn dörfte, das könnte und ſolte wie billig abgeſchafft werden.

4) Der Streit wegen des Abendmahls laufft endlich bey beyden Theilen auf einerley Begriffe hinaus. Ich will ſagen auf gar keine; dann beyde reden nur von einem geiſtlichen Eſſen, welches ſie durch allerhand Redensarten, die man eben ſo wenig verſtehet, zu erklären ſich bemühen. Man hat nie von keiner Sache gelehrter und unſinniger diſputiren gehört. Weil unterdeſſen dieſer Punct vom Abendmahl die gröſte Hindernis der beyderſeitigen Vereinigung iſt, und darüber noch immerfort hefftig geſtritten wird, ſo wäre es am beſten, man lieſe dieſen Gebrauch gar aus dem Tempel; in Erwegung, daß Chriſtus ſein letztes Abendmahl mit ſeinen Jüngern nicht in dem Tempel, ſondern in einem Gaſthauſe gehalten, auch nie geſagt, daß man ſolches, ihm zum Gedächtnis, in einem ſolchen Gebäude, noch viel weniger auf die Weiſe, wie wir thun, feyren ſolte; Will man dem ohngeachtet das Abendmahl in den Kirchen halten, ſo könnte man ſich darüber vergleichen, daß, wo noch beyderſeits lutheriſche und reformirte Geiſtlichen

lichen vorhanden wären, ein jeder Theil es nach ſeiner Art, wechſelsweiſe, in eben derſelben Kirche und an eben demſelben Altar halten möchte. Und dieſes in der Liebe und Vereinigung mit Chriſto, ohne weiter darüber zu gloßiren und zu diſputiren; bis nach und nach dieſer Unterſcheid durch ein ſo friedſames Bezeigen von ſelbſt ſich verlieren und das ceremonialiſche Eſſen in das wahre geiſtliche Eſſen verwandelt würde. Von der Ohrenbeicht darff ich hier nichts gedencken; denn alle vernünftige lutheriſche Geiſtliche haben ſchon längſtens darauf angetragen, daß man ſolche abſchaffen möchte.

5) Wegen der Lieder und Geſänge haben ſich die Reformirten an theils Orten, beſonders die zu Franckfurt am Mayn würcklich zum Ziel geleget, indem ſie mit den Lutheranern einerley Lieder ſingen und ihren alten Lobwaſſer abgeſchaft haben. Die Reformirten lieben auch die Muſic wie jene, und dürffen ſich alſo ſchwerlich darüber ärgern, geiſtreiche Geſänge unter einer zur Andacht reitzenden ſüſſen Harmonie mit anzuhören. Allein die Paucken und Trompeten und andere dergleichen Lermen blaſende Inſtrumente könnte man wohl weglaſſen; dann ſie ſchicken ſich beſſer zu theatraliſchen Vorſtellungen als zu einer GOtt geheiligten Andacht.

6) Die Prieſtertracht iſt an und für ſich ſelbſt etwas gleichgültiges; allein die Würckung davon iſt nicht allezeit gleichgültig, wann ſie allzu-

ſehr

ſehr ausgezeichnet iſt. Prieſter ſollen ſich ehrbar, vernünftig, geziemend und wie andre ehrliche Leute kleiden; an einigen Orten aber, z. E. in den meiſten groſſen Reichs-Städten ſchicken ſich ihre Kleidungen beſſer zu Maskeraden auf das Carneval zu Venedig, als zu einer Prieſterkleidung. Eine ſo ſeltſame Tracht verhindert ſie in öffentlichen Geſellſchafften frey und ungezwungen zu erſcheinen, da es doch öfters gut ſeyn würde, wann ſie dabey, wie andre artige Leute mit zugegen wären: Dieſe beſondre Trachten geben ihnen ein lächerliches und hochmüthiges Anſehen: ſie ſind noch ein ſtolzes Ueberbleibſel aus den finſtern Zeiten der Kirche, wo ſich die Prieſter deswegen eines beſondern Aufzugs bedienten, damit man ſie ja, wann ſie auf der Straſſen giengen, auch recht verehren, ſich vor ihnen niederbeugen und ſie als heilige Leute betrachten möchte. So gern ich auch den Prieſtern die Ehre gönne, ja es für gut und nöthig halte, daß man ſie recht um ihres Amts willen ehren ſolte, ſo läßt es doch nicht, daß ſie dieſe Ehre auf eine ſolche comiſche Weiſe gleichſam ſelbſt von dem Pöbel zu erzwingen ſuchen. Hier wäre es alſo nöthig, daß die Reformirten und Lutheraner ſich auch auf einerley Weiſe kleideten, damit hier gleichfalls kein Unterſcheid möchte beobachtet werden.

7) In Anſehung des Crucifixes, welches die Lutheraner noch in ihren Kirchen aufſtellen, auch bey Begräbniſſen den Todten vortragen laſſen,

ſen, ſo könnte darüber ein Temperament getroffen werden, daß man ſich damit begnügen lies, mit einem Andachtsgemählde von Chriſti Leiden oder Himmelfahrt, das Altarblat auszufüllen; welches die Reformirten, die eben ſo groſſe Liebhaber von der Mahler- als der Thonkunſt ſind, ohne Anſtand zugeben werden. Mit dem Vortragen des Kreuzes aber könnte man es halten wie es ein jeder verlangte. Denn alle dieſe äuſſerliche Dinge wollen nichts ſagen, und ſind deswegen nach Masgebung der Umſtände und der chriſtlichen Klugheit theils abzuſchaffen, theils beyzubehalten.

8) Weil auch bey dem öffentlichen Gottesdienſt in den gar groſſen Kirchen, das wilde Geräuſch eines ſich dringenden Volks, der Aufzug frech glänzender Stirnen und aufgeſchwänzter Moden, das abentheuerliche Schellen des Klingelbeutels und das viele Räuſpern u. Huſten, der von Kälte und langen Predigten verſchnupften Zuhörer, die öffentliche Andacht und Aufmerckſamkeit ſtören, ſo wäre billig auf Mitteln zu ſinnen, dergleichen Misbräuche abzuſchaffen; darzu würde vieles mit beytragen, wenn man den Gottesdienſt nicht viel über eine Stunde lang dauren lies, ſolchen öffters und an mehr Orten, und zu verſchiedenen Zeiten hielte, dergeſtalt, daß ſich die Menge mehr zertheilte und nicht alles auf einmal mit eindrengendem Gewühl in einer Kirche zuſammen preßte. Wegen des närriſchen Kleiderprachts diente eine gute Po-

Policey, die auf ehrbare und geziemende Sitten hielt, und verhinderte, daß man den äuſſerlichen Gottesdienſt nicht zu einem weltlichen Schauplatz aller Moden und Eitelkeiten machte, u. ſ. w. Unſer armes Weibsvolk dörfte nicht jedesmal ein paar Stunden vorher, wann es zur Kirche oder zum Abendmahl gehen wolte, ſich den Kopf mit ſengen und brennen martern laſſen, und die Helfte ihres Lebens mit Sorgen bekümmern, wie es im Putz und Glantz vor dem Hohenprieſter würdig erſcheinen möchte. Dieſes zärtliche Geſchlecht, welches dadurch ihrem Gemüth ſo viele Schwachheiten als ihrem Körper zuziehet, ſolte denjenigen auch wieder Danck und Willen verbunden ſeyn, welche daſſelbe durch eine vernünftige Kleiderordnung von einem ſolchen barbariſchen Zwang befreyen würden.

9) Was die Kirchenzucht überhaupt betrifft, ſo würde darinn ſich nicht die geringſte Schwürigkeit zwiſchen den Lutheranern und Reformirten äuſſern, ſo bald es einmal ausgemacht würde, daß durch keinerley Controverſien die äuſſerliche Eintracht zwiſchen beyden weiter geſtöret werden dörfte. Die Jura ſtolæ, die Taufe, die Einſegnung der Ehe, die Kirchenbuſe, die Beſtellung der geiſtlichen Aemter, die Abſetzung aus denſelben, die Feyer der Feſte, Buß- und Sontage, die öffentliche Gebete bey allgemeinen Angelegenheiten und Nothfällen, die Beſorgung der hohen und niedern Schulen, wie auch der Armen, Krancken und Nothleidenden,

u. ſ. w.

u. ſ. w. Alles dieſes blieb nach Ausweiſung einer wohlhergebrachten Kirchenordnung, wie ſolche in einem jeden Land üblich iſt, oder durch weiſe Rathſchläge von Seiten der Obrigkeit, geſtalten Umſtänden nach, könnte und möchte verbeſſert werden.

10) Damit auch weiter der Vereinigung der Proteſtanten nichts mehr im Wege ſtehen möchte, ſo ſolte man durchaus die ſatyriſche Namen von Zwingliſch, Lutheriſch, Calviniſch und dergleichen, wie es längſt bey dem Reichstag zu Regenſpurg iſt ausgemacht worden, ein für allemal aufgeben, und ſich nur ſchlecht weg evangeliſch nennen.

Es hafftet bey mir nicht der geringſte Zweiffel, daß, wo die Sachen einmal dahin eingelencket und eingerichtet würden, die Proteſtanten nicht die mindeſte Hinderung mehr vor ſich finden ſolten, ſich mit einander zu vereinigen und einerley Gottesdienſt zu pflegen.

Alſo könnten und möchten die Reformirten zu Franckfurt, wenn man ihnen obige Artickeln zuſtehen würde, ohne Bedencken dem lutheriſchen Gottesdienſt beywohnen; doch weil ſie dermalen beſonders mit guten und wie ihnen jedermann das Zeugnis giebt, mit friedfertigen Predigern verſehen ſeyn ſollen, ſo wäre es nicht chriſtlich, dieſe wackere Leute abzuſchaffen; es wäre auch nicht rathſam, ſie auf eben denen

Car-

Cantzeln, worauf bisher die lutheriſchen Prediger gelehret hätten, predigen zu laſſen. Die Sache hätte für den Anfang etwas allzuhart wiederſprechendes, welches man, aus Betrachtung der zärtlichen Umſtände, ſo leicht keinem Geiſtlichen zumuthen müſte. Es wäre alſo vielmehr rathſam, man bauete noch ein Paar neue Kirchen, weil die alten doch bereits zu ſehr angefüllet ſind, und lies darinnen die Reformirten wechſelsweiſe mit den Lutheranern predigen.

Ein berühmter Weltweiſer (*) hat ſich überhaupt von der Vereinigung der Religionsſecten folgender Weiſe vernehmen laſſen: "Wenn wir " die Kirche vereinigen wollen, ſo müſſen wir " nicht über verſchiedene Lehren diſputiren. Die " Schlüſſe lauffen ins unendliche und die Streit- " fragen werden ſo lange dauren, als das menſch- " liche Leben. Das einzige Mittel ſich zu vereinigen, " iſt, daß man alles diſputiren bey Seite ſetze, " weil es nur die Verbitterung nähret und hinge- " gen bis auf denjenigen Geiſt der Liebe ſich empor " ſchwinge, der das Kennzeichen des Chriſten- " thums iſt; ſo wird es nicht unmöglich ſeyn ei- " nen allgemeinen Plan zu formiren, uns zu- " ſammen zu vereinigen, GOtt und ſeinen Näch- " ſten lieben faſſet nach Pauli Lehre alles in ſich: " Und was iſt dieſes anders als ein ſolches Herz " haben, wie wir ſolches beydes in Anſehung " GOttes als des Nächſten haben ſollen. Heißt "

(*) S. Evremond Oeuvr. mel. T. III. p. 58.

" es nicht eben so viel, als daß wir aus zärtli-
" cher Neigung und aus Liebe dasjenige thun
" sollen, was die Schärffe der Gesetze von uns
" mit strengem Recht erfordert. Dieses ist der
" Endzweck der christlichen Religion und der Ge-
" brauch den man vor diesem davon machte.
" Wenn wir heut zu Tage diese glückselige Wür-
" ckungen nicht mehr an uns wahrnehmen, so
" ist die Ursache diese, daß wir derselben das
" Recht über unser Hertz entzogen, und darge-
" gen ihr solche über unsre Einbildung eingeräu-
" met haben. Daher ist der Streit über Lehr-
" sätze entstanden, da wir uns nur dem Willen
" und dem Gemüthe nach, in guten Wercken
" hätten vereiniget halten sollen. Was also das
" Band der Liebe unter den Menschen ausma-
" chen solte, ist heut zu Tag der Vorwurff ih-
" rer Zänckereyen, ihrer Eifersucht und ihrer
" Verbitterung gegen einander.

Welchen Ruhm würde bey dieser Gelegenheit die Stadt Franckfurt erlangen, wenn sie sich entschliessen wolte, der Welt ein so herrliches und erbauliches Exempel der Mäßigung und der Verträglichkeit in der Religion zu geben; nachdem sie bisher so lange Zeit in ihren Mauren eine nicht gar erbauliche Zwietracht genähret hat? Wäre es nicht das gröste Glück für diese berühmte Stadt gewesen, wenn man schon längst darinnen so gedacht hätte? Ist an der gantzen Verwirrung in dem Kirchen- und Religionswesen jemand anders Schuld als einige unruhige und

hoch-

hochmüthige Geistlichen, welche Ursache waren, daß die Reformirten sich von den Lutheranern trennten, da sie doch vorher sich ihre Glaubensgenossen nannten? Wie vielen Zänckereyen und Verdrieslichkeiten wären beyde Theile darüber entgangen, wenn sie ihren Geistlichen nicht freye Hand gelassen hätten, ihnen, anstatt des Evangelii, die ärgerlichsten Controversien zu predigen? Wie viele grosse und schwere Geldsummen, die ihr wunderbarer Proceß über ein Kirchengebäude gekostet, wären dadurch zum Besten der Stadt und zur grösten Aufnahme ihrer berühmten Handlung erhalten und angewendet worden? Wie viele von den ansehnlichen Reformirten würden jetzo gleich den andern niederländischen Familien, die mit ihnen aus Braband gekommen sind, und sich nicht getrennet haben, mit in den Rath und zu den Stadtämtern seyn gezogen worden? Wie groß, wie reich, wie mächtig wäre dadurch nicht diese glückselige Reichsstadt worden, die man jetzo als das gröste Kleinod des gantzen teutschen Reichs betrachten müste? O fürwahr! es ist nicht zu verantworten, daß man um ein nichtiges, elendes und gottloses Pfaffengezänck alle diese von GOtt dieser Stadt geschenckte natürliche und erworbene Vortheile so leichtsinnig in den Wind geschlagen und dadurch die heilige Eintracht gestöret, welche doch allein das sichere Merckmahl der wahren Glaubigen und rechtschaffenen Jünger Christi ist.

Ja, spricht hier ein blinder Eifer, es gilt

hier um die Wahrheit, um den rechten Glauben und um die Seligkeit. Sind wir nicht alberne Menschen? Ist es denn eine ausgemachte Sache, daß diese und jene Geistlichen die unfehlbare lautere Wahrheit und den allein seligmachenden Glauben haben? Wenn dieses wäre, so würden solche Leute nicht selbst unter sich uneins seyn und sich einander öfters noch ärger wie der Pöbel herum zancken? Christus sagt, an ihren Wercken solt ihr sie erkennen, und wann ihr euch einander liebet. Wo aber bitterer Haß und Neid und Zanck unter euch ist, sagt Paulus, da ist nichts als eitel Unordnung und böse Dinge, da ist nicht die Weisheit von oben, sondern es ist alles irrdisch, menschlich und teufelisch. Die Wahrheit aber von oben her ist friedsam, gelinde, lässet ihr sagen, voll Barmherzigkeit und guter Früchte, unpartheyisch und ohne Heucheley. So redet die Heil. Schrifft Jac. 4. Deutlicher könnte sie das Geheimniß der Boheit nicht erklären.

Glauben Sie mir also, mein Herr, es ist nichts leichter als Friede zu machen, wenn man darzu geneigt ist. Es werden aber Zeit und Umstände darzu erfordert, daß man die Vortheile davon einsehe, daß man seinen Eigensinn fahren lasse, und kurtz, daß man sich entschliesse zu wollen. Die zeitlichen Absichten verhindern den Fortgang der geistlichen. Wir hafften auf unsern Meynungen, weil sie die unsrigen sind; unsre Eigenliebe ist zu eifersüchtig, sich etwas zu ver-

vergeben. Die allerbeſten Rathſchläge und die wichtigſte Beweggründe machen nicht den geringſten Eindruck in unſer Gemüth, wenn es einmal mit gewiſſen Vorurtheilen eingenommen iſt. Wenn man nicht will: ſo will man nicht: Stat pro ratione voluntas. Man will getrennet ſeyn, und man ſinnet lieber täglich auf neue Urſachen unſren Spaltungen, um unſeren Wiederwillen, womit man alle Vorſchläge des Friedens und der Vereinigung verabſcheuet, zu rechtfertigen. Man fliehet ſogar die vernünftigſten und triftigſten Unterſuchungen anzuſtellen, um ſich dergleichen Verbindungen und Einträchtigkeit als etwas nöthiges und nützliches vorzuſtellen. Ein thörigtes Wort von einem albernen oder boshafftigen Menſchen: der lächerliche Eifer eines unbeſonnenen Weibsbildes; eine kleine Vergehung von Seiten des Gegentheils; alles dieſes erbittert von neuem, und ſetzet gantze Gemeinden auſſer Stand, die Stimmen friedfertiger und redlich geſinnter Patrioten anzuhören. Man ſiehet nichts als Laſter und gefährliche Abſichten bey dem Gegentheil. Den Mangel der Wahrheit erſetzt ein blinder Glaubenseifer. Man ſpricht ſich ſelig, die wahre Religion zu haben, und rechnet den Haß gegen die vermeynten Irrglaubigen mit unter die Verdienſte guter Wercke. Kein Eifer ſcheinet gerechter. Es heißt: Der Glaube macht ſelig: die Wercke helffen nicht: Wir ſind alle arme Sünder; aber wir haben den rechten Glauben: das iſt genug: Wir, ja wir allein haben den wahren ſeligma-

chenden Glauben; aber die ... glauben so und so; das sind heylose Lehren. GOtt behüte uns vor solchen Leuten. Die Türken und Heyden haben keine solche abscheuliche Religion. Fragt man, ist es auch wahr: glauben das die Leute? So bekommt man zur Antwort, ja: unser Pfarrherr hat es gesagt, der muß es ja wissen. Er sagt es sogar in den Kinderlehren, daß sich jedes vor diesen bösen Leuten in acht nehmen kann.

So eifern wir mit dem Pöbel um die Wahrheit, die wir selbst nicht kennen. Um Bilder, die man uns von Jugend auf ins Gehirn gesetzt; um Leidenschafften die aus dem Hertzen aufsteigen und die Vernunft durch ihre Dünste umnebeln; um allerhand Absichten und schöne Spielwercke, die uns in Bewegung setzen. Ist dieses diejenige Wahrheit, um welche wir uns einander christlich hassen und die Pflichten der Natur und der bürgerlichen Gesellschafft versagen?

Was sage ich? Wir sehen nicht allein die Wahrheit nicht; wir wollen sie auch nicht sehen. Wir drücken vor ihrem Glanz die Augen fest zu, und fürchten uns die Sachen anders zu sehen und unsern Betrug zu entdecken. Darzu kann sich unser Hochmuth, unsre Eigenliebe und unsere Gemächlichkeit mit nichten entschliessen. Wir prüfen nichts und wollen auch nichts prüfen, und doch urtheilen wir davon mit frecher Kühnheit, und verdammen andre, die nicht mit uns

über-

übereinſtimmen. So läſſet man ſich von den gelehrten Maſchinenmachern allerhand vor die Augen zaubern. Da iſt man nicht mehr im Stand das Wahre von dem Falſchen zu unterſcheiden. Da ſiehet man den Jupiter auf einem Adler mit den Donnerkeilen in der Hand, uns arme Sterbliche zu vernichten; und dort den dreyköpfigten Cerberus, der auf nichts als Unruhe und Zwietracht ſinnet. Die ſtrengen Polemici ſtreuen dabey, daß ich mich hier der heydniſchen Gleichniſſe bediene, aus der Büchſe der Pandora nichts als Wahnſätze und Zanckaepfel unter das Volk; dergeſtalt, daß, indem man auf ſolche Weiſe um die Religion ſtreitet, man beynahe aufhöret eine zu haben.

Unſere Begriffe werden durch die Einbildung, und dieſe durch die Unwiſſenheit geſtärckt. Man mag nichts von Neuerungen hören und fürchtet ſich ein Freydenker zu werden, ſo bald man das Joch der alten Satzungen vom Halſe ſchütteln ſoll. Hätten unſre Kirchenverbeſſerer auch ſo gedacht, wo würden die Sachen hingerathen ſeyn?

Alles kommt demnach hier auf die Lehrſätze und auf die glückliche Vorurtheile an, die uns der geweihte Prieſterorden beyzubringen weis. Wir ſind wie die Marionetten, womit dieſe ehrwürdige Leute ihr gelehrtes Spiel zu treiben pflegen. Glaubet nur, heißt es, glaubet, ihr möchtet ſonſt auf irre Wege gerathen. Der

Apoſtel Paulus ſagt zwar auch, prüfet; allein wir haben ſolches ſchon für euch gethan; wir haben die gantze Theologie von Grund ausſtudiret. Ihr verſteht die Dinge nicht; ihr müſſet euch leiten und führen laſſen, euren Hirten folgen und eures Berufs warten.

Doch es ſchieſſen wir hier zu viele Gedancken ein; wenn ich über dieſe wichtige Materie komme, ſo kann ich kein Ende davon finden. Ich will deswegen dieſe Camera obſcura, die uns ſo viele verkehrte Dinge zeiget, hurtig zumachen. Auf ein andermal ein mehrers. Ich habe jetzo nichts mehr übrig als Ihnen noch zu ſagen, daß ich lebenslang mit dem aufrichtigſten Eifer verharre

Mein Herr,

. . . , den
18. Merz. 1748.

Dero gehorſamſter und
ergebenſter Diener.

Regiſter

Register.

Abendmahl, deſſen Gebrauch bey den erſten Chriſten, 432 gehöret nicht in die Kirche, 433 wie ſich darüber zu vergleichen. 498

Adel zu Franckfurt im Patriciat, iſt ſtifftmäßig, 30. der Reichsadel ſoll die Gerichtbarkeit des Landesherrn erkennen, 147. Adels Thorheiten. 190

Ahndungen bey der Kayſerin Krönung. 253

Anarchie, Plan davon. 44

Aendrungen im Reich verändern deſſen Grundfeſten nicht. 53

Alliirten machen ein Spiegelgefecht 300. gehen über den Rhein 339. 341 Beſchreibung davon. 343

Alpin, ein armer Gelehrter. 440

Altfürſtliche Geſandten übergeben ihre Monita, Namen derſelben. 145

Anmerckungen über das Schreiben eines Fränckiſchen von Adel. 324

Armee unter dem Marſchall von Maillebois, Beſchreibung davon. 268
Anſtalten zum Wahltag. 167

B.

Ball auf dem Rathhauß wegen der Wahl Kayſer Carls des VII 187. Ball in Maske. 199
Bankeruttirer, ihr Lob. 436 Verordnung gegen dieſelbe, 437 ihre Geſchicklichkeit. 445
Bayern, Ertz-Schatzmeiſteramt. 41
Bartel de Saxo Ferrato, wird für den Verfaſſer der göldnen Bull gehalten. 35
Baukunſt, darinnen haben die Franzoſen den Vorzug. 411.
Bellеisle, Marſchall, deſſen Luſtfeſte, 65 deſſen Perſon, 67 deſſen Titul, 113 deſſen Caracter und des Ritters ſeines Bruders, 117. 170. deſſen öffentlicher Einzug, 169 deſſen Stellung bey der Krönung, 217 Wird zum Reichsfürſten gemacht, 281
Belleisle, die Frau Marſchallin, ihre Eigenſchafften, Annehmlichkeiten und Liebhaber. 67
Berg-Schotten, wie ſie ausſehen. 344
Bieberich, hier giengen die Alliirten über den Rhein. 341
Bißthümer, der Vorſchlag ſolche zu ſeculariſiren, 149 iſt gefährlich. 149
Böhmen, Ertz-Schenckenamt. 40
von Brandau, Freyherr, oeſterreichiſcher Wahl-

geſander, wird aus der Stadt Franckfurt verwieſen. 178
Brand, in der franzöſiſchen Küche, 11 in der Judengaſſe, 88 in eines Schreiners Hauß. 160
Brandenburg, Erz-Cämmeramt. 40
von Broglio, Marſchall, wirfft ſich mit dem Grafen von Seckendorff ab. 282
von Buſeck, Freyherr, deſſen Verrichtung bey der Krönung. 22

C.

Calvinus billiget die Schauſpiele. 74
Caravacal von Lancaſter, deſſen Caracter. 116
Carl der VI. Verfaſſer der göldnen Bulle, 35 wird für einen Zauberer gehalten. 36
Carl der V. zerſtöret Rom. 370
Carl der VII. wird zum Kayſer gewehlet. 148 deſſen prächtiger Einzug in die Stadt Franckfurt und dabey vorgefallene Merckwürdigkeiten. 198 Deſſen Caracter, 195 und gütiges Weſen, 248 ſuchet den Frieden 276 todt ſeiner Prinzeßin, 286 deſſen Abreiſe von Frankfurt, 290 kommt wieder dahin zurück. 315
Ceremoniel, verſchiedene Anmerckungen darüber, 147 bey dem Einzug des Marſchalls von Belleisle. 171
Charrons Meynung vom Krieg 351
Chur Cölln, deſſen prächtiger Einzug, 182 deſſen Caracter, 184 deſſen Verrichtung bey der Krönung. 217

Churfürſten haben in der Standeshoheit vor den altfürſtlichen Häuſſern nichts voraus. 144
Chur Maynz, deſſen Einzug in Franckfurt, 87 empfängt die Viſitten der fremden Geſanden, 91 deſſen Empfindlichkeit wegen des franzöſiſchen und ſpaniſchen Geſanden. 95 Deſſen Gegenviſitten und merckwürdiges Ceremoniel, 135 deſſen Verrichtung bey der Krönung 218
Chriſti Lehren ſind zum Glauben und zur Vereinigung der Kirchen genug. 485
Clitander, ein geſchäfftiger Kauffmann. 440
von Cumberland, Prinz, deſſen Caracter. 340
Cur des teutſchen Staatskörpers. 325

D.

Dettingen, Schlacht daſelbſt, 302 Fehler, welche bey dieſer Schlacht von beyden Theilen begangen worden, 309 Lob beyderſeitiger Mäſſigung und Menſchenliebe, 314 Danckfeſt über dieſe Schlacht 316
Doria, Prinz, päbſtlicher Nuntius, deſſen Aufführung in Franckfurt, 13 deſſen Viſitte bey Chur Maynz und dabey beobachtetes Ceremoniel, 92 deſſen Titel. 112
Druckerey, Misbrauch derſelben. 410

E.

Eigennutz, treibet alle Rathſchläge. 43

Eintracht iſt des H. R. Reichs Wohlfart, 53 ihr Nutzen in der äuſſerlichen Kirche. 431
Engelland, Caracter des Königs. 340
Engelländiſche Truppen, derſelben Ankunfft und Beſchreibung. 202
S. Evremond, Gedancken von der Vereinigung der Religion. 497
Eiferſucht gegen die Hannöveriſche. 298 Der König von Engelland kommt nach Hanau, 301 deſſen erfochtener Sieg bey Dettingen, 302 weſſen ſie beſchuldiget werden, 333 gehen über den Rhein. 343
Entdeckte Anſchläge wegen der Kayſerwahl. 78
Entwurff einer weiſen Regierungsart nach dem Grundriß eines groſſen Königs. 257
Excellenzen, von kleinem Geiſt. 232
Executionsordnung, macht im Reich die gröſte Schwierigkeit. 55. 156

F.

Fabricken, teutſche, warum ſie von den franzöſiſchen unterſchieden ſind. 402
Fenelon, Ertzbiſchoffs, Gedancken vom Krieg. 353
Fleury, Cardinal, ein kluger Staatsminiſter. 4 deſſen Tod. 281
Franckfurt, Beſchreibung dieſer Stadt, 17 des Frauenzimmers daſelbſt übertriebene Reinlichkeit, 20 des Pöbels beſonderer Hochmuth, 27 daſige Meſſe, 68 Bewegungen bey der Kayſerwahl. 191

Franckfurter Burgerſchafft leiſtet den Beſchirmungseyd. 173 Vortheile welche ſie von der Wahl und Krönungszeit ziehen. 201 Löb derſelben, 208 Pöbel daſelbſt iſt den Franzoſen ſehr auffätzig. 317

Franckreich beſitzt groſſe Vortheile, 166 deſſen Liſt die Teutſchen zu verwirren. 337

Franzöſiſche Küche gehet im Feuer auf. 11 Armee unter dem Marſchall von Maillebois, 267 deſſen Aufführung.

Franzoſen, feyren zu Franckfurt das Ludwigsfeſt 65. Ob ihre Freundſchafft dem Reich vortheilhafft ſey, 230 ihr trauriges Schickſal in Prag. 280 Werden bey Dettingen geſchlagen, 302 und von dem Pöbel zu Franckfurt übel tractirt. 317 Sind nicht wohl in ihrem Land anzugreiffen, 347 ob die Teutſchen wohl thnn, daß ſie denen Franzoſen nachahmen. 386 ihre Vorzüge vor den Teutſchen. 403

Freyheit, wie weit ſie gehen ſoll. 262

Friede, wie ſolcher zu machen wäre. 5

Fronthom, engliſcher General. 297

Fürſten handeln wieder ihr eigen Intereſſe, fürſtliche Machtkunſt. 479.

von Fulda, Fürſt, deſſen Verrichtung bey der Kayſerin Krönung 245

Fürſten des Reichs waren vor dieſem nicht ſo mächtig, 56 neuere Fürſten betrachten die Vereinigung der Alten als etwas ihnen nachtheiliges. 145

G.

Galanterie, macht die Wahlverſammlung lebhafft, 124
Geiſtlichen ſoll man zur Ruhe weiſen. 135
Geld und Gut ſoll man nicht andern zum Nachtheil misbrauchen, 466 gilt vor Tugend. 448
Geldmangel kommt nach dem Ueberfluß, 267 herrſchet am kayſerlichen Hof, 318
Genueſer werden gezüchtiget. 372
Geſanden zur Kayſerwahl, deren Namen, 14 119 fremde Geſandten begeben ſich bey dem Wahltag auſſer der Stadt. 187
Geſetze werden wenig geachtet, wo der Nutzen ihnen entgegen ſteht. Von der Menge der Geſetzbücher. 488
Gezänck, geiſtliches, nimmt überhand, 418 reißt alle Eintracht nieder. 488
Glaube, iſt etwas einfältiges. 489
Gleichgewicht in Europa will nichts ſagen. 236
Goldne Bulle, deren Inhalt und Schreibart, 42 ihre Grundgeſetze ſind die beſten, 52 man hätte ſich nach Maasgebung derſelben zu verhalten, 61 ſeltſame Widerſprüche in derſelben. 157
Gottesdienſt gehöret zu äuſſerlichen Handlungen, darüber die Obrigkeit die Einrichtung zu machen hat, 419 gehöret nicht zur Gewiſſensfreyheit. 420
Grammatic, ihre Nothwendigkeit. 140
Grundfeſte der wahren Staatskunſt. 473

H.

Hanau, wird mit groſſen Herren und fremden Völkern angefüllet. 320
Handlung, derſelben Nutzen. 263
Hannover, deſſen Ertzamt iſt noch nicht ausgemacht. 41
Hannöveriſche Truppen ſind die ſchönſten. 295. beſonders ihre Cavallerie. 318
Hanſeeſtädte, wie es ihnen ergangen. 150
Haushaltung in den groſſen Häuſſern tauget nicht 162
von Heſſen, Prinz Wilhelm, bemühet ſich Friede zu machen. 315
Holländiſche Völker, Namen der Regimenter, kommen nach dem Feſt, 346 Pasquill auf den König von Franckreich. 371
Humpert, D. ſchilt auf Lutherum. 417

J.

Juden in Franckfurt, ein unflätiges und betrügeriſches Volk, 24 ferner 69 wie man ihnen begegnen ſoll. 88
Juriſterey, der Teutſchen Vorzug in dieſer Wiſſenſchafft. 406

K.

Kälte im Frühling, auſſerordentlich. 15
Kaufleute in Franckfurt leben prächtig. 26
Kaufleute Privilegium, Bankerutt zu ſpielen. 465

Kayſer, wer darzu ſoll erwehlet werden, 5 hat wenig Nutzen von ſeiner Würde, 57 die Reſervata Imperatoris bedeuten nicht viel, 58 ſoll fromm gütig, tugendhafft und gerecht ſeyn; 63 brauchet eben nicht mächtig zu ſeyn. 235
Kempten, Fürſt von, deſſen Verrichtung bey der Kayſerin Krönung. 245
Kirchenzucht unter den Proteſtanten. 495
Kreyſe werben Völcker an. 234
Krieg ziehet viel Unruhe und Elend nach ſich. 2 Wie man dabey auch ſeinen Feind ſchonen ſoll, 86 Gerechtigkeit deſſelben, 348 die Natur verabſcheuet ſolchen, 349 in welchen Fällen er erlaubet iſt, 350. 357. von Religions-Kriegen, 358 von Eroberungskriegen. 363 Kriege, wegen empfangener Beleidigung, 367 von Bundeskriegen. 373 Kriege wegen des Nachbarn anwachſender Macht. 376 Kriege wegen Erbfolge, 379 von burgerlichen Kriegen 389
Krönung Kayſer Carls des VII. 210 Der Kayſerin. 243 Anmerckungen wegen dem Sitzen Kayſerin. 254
Kunſt, Saats- Geheimniſſe zu prophezeyhen. 78

L.

Leutſeligkeit herrſchet am engliſchen Hof. 340 Die hoheit verlieret nichts dadurch. 341.
Liebe iſt das Kennzeichen der wahren Religion. 487
Livii Worte werden auf den Beyſtand der Engländer gezogen. 346

Lob der Bankeruttirer. 436
Lutheraner zu Franckfurt fürchten ſich denen Reformirten eine Kirche zu geben: Urſachen warum, 425 in ihren Grundlehren iſt kein Unterſcheid. 429. 430
Lyſias, ein Bankeruttirer. 441

M.

Maillebois, Herzog von, deſſen Ankunfft und Caracter. 268
Maskerade der Groſſen. 176
Menzel, Preußiſcher Hof und Geſandſchaffts-Rath, deſſen Lob. 119
Menzel, General, deſſen Ausſchweiffungen, wunderbare Lebensart und Tod. 319
Misbräuche, worinn ſie beſtehen und wie ſie abzuſchaffen ſind. 467
Montijo, Graf von, deſſen prächtige Auffühernng, 13 deſſen Anſtalten zu einem groſſen Feſt, 90. 97 deſſen Viſitte bey Chur Maynz. 94 Beſchreibung des Luſtfeſtes, ſo derſelbe ſeiner Königin zu Ehren gegeben, 98 deſſen groſſer Titel, 114 deſſen Caracter und Herren von ſeinem Gefolg, 116 deſſen Geſchäffte, 118 deſſen neue Anſtalten zu einem Freudenfeſt, 167. 180 deſſen Abreiſe von Franckfurt. 291
Muſic, italiäniſche und franzöſiſche, 411 welcher die Teutſche nachahmen. 412 Muſic in der Kirche. 492

N.

Nero fand niemand der ihn umbringen wolte 491
Neuigkeiten von dem Wahltag. 133. 139. 160
Neutralität wird dem Kayſer angerathen. 336
Niederländiſche Familien zu Franckfurt geben ſich für der Stadt Glaubensgenoſſen aus. 417
Noailles, Marſchall von, commandiret die franſöſiſche Armee, 293 hält gute Ordnung. 294

O.

Oeſterreichiſche Erbſchafft. 109 Anſprüche des Königs von Polen, Glück der oeſterreichiſchen Waffen. 175
Oeſtereich, wird hart beſchuldiget. 332
Offenbach, Verſammlung der fürſtlichen Geſanden daſelbſt. 142
Onslow, engliſcher General. 492
Ordnung im bürgerlichen Leben. 251

P.

Pabſt, ein rechtſchaffener, iſt vielerley kleinen Päbſten vorzuziehen. 407
Pappenheim, Graf und Reichsmarſchall, deſſen Gerichtbarkeit und Streit darüber, 107 deſſen Verrichtung bey der Krönung. 220
Patriotiſche Aufmunterung, eine Staatsſchrifft, deren Inhalt. 238

Pfaffenzanck, dafür in der Litaney zu bitten. 408
Pfaltzgraf, Ertzküchenmeisteramt. 40 Churfürst, Carl Ludwig fordert den Marschall von Turenne zum Zweykampf aus. 387
Pfarrherr pachtet ein Landgut. 481
Plan die Ruhe in Europa herzustellen. 82
Policey in Franckfurt könnte besser seyn. 32
Policey, daß man sich darum mehr bekümmern solte. 471. 478
Prag wird erobert, 153 Freydenfeste darüber werden eingestellet.
Preussen, der König, fällt in Schlesien ein, 3 dessen Siege erstrecken sich bis in Mähren, 164 dessen Staatsstreich bey Czaslau, 271 sucht Friede zu machen. 281
Priesterracht gleicht einer Maskerade. 493
Proceßkunst soll man abschaffen. 48. 203
Prophezeyhung, daß die Welt über 20. Jahren nicht mehr stehen würde. 125
Puppenwerck der Grossen. 96

R.

Reformirten in Franckfurt bekommen keine Kirche, warum? 24 Ob sie darzu ein Recht haben? 415 trennen sich von den Lutheraner. 418
Regenten misbrauchen ihre Gewalt. 380
Reichsverfassung in Teutschland ist Verehrungswürdig, 43 Nutzen, wann wir dieselbe erhalten, 61 dessen wahre Gestalt. 143

Reichsstände erklären sich schlecht vor den Kayser. 283
Reichsstädte, ihre sie bedrohende Gefahr. 150. 155
Reichsacten, werden von der Königin von Ungarn auszuliefern begehret. 179
Religionszänckereyen solten verboten werden, 46 wie dadurch die Vereinigung könnte befördert werden, 141 verwirren die Gewissen. 431
Reichsritterschafft, wo sie eigentlich noch zu finden ist. 149

S.

Sachsen, Ertzmarschallamt. 39
Satyren, sind die Schleifsteine der Welt. 159
Schauspielkunst, lustiges Gespräch darüber mit einem Geistlichen, 71 ihr besondrer Nutzen. 75
Schwerin, Freyherr von, dessen Verrichtung bey der Krönung. 221
Seemachten hat man im Reich nicht zu fürchten. 337
Seckendorff wirfft sich mit dem französischen Marschall von Broglio ab, 282 arbeitet am Frieden. 316
Simsons Trauerspiel ist ärgerlich. 70
Sitten der Franckfurter, 31 der heutigen Welt. 112
Soldaten, wie sie beschaffen seyn sollen. 261
Spiel gehöret mit zu einer Staatsversammlung. 123

Spion, der Türckiſche, eine kühne Schrifft, Urtheile darüber, 111 wird confiſcirt. 158
Stairs, Lord und General der engliſchen Truppen, deſſen Caracter. 297
Stolberg, Graf von, deſſen Verrichtung bey der Krönung. 224
Syncretismus, deſſen wunderbare Würckung. 482

T.

Taxis, Fürſt von, deſſen Auffenthalt in Franckfurt. 24
Teutſche ſind Schuld daran, daß die Franzoſen ſich ſo viel über ſie heraus nehmen. 397 Die Nachahmung der Franzoſen macht ihnen wenig Ehre 399 und läſſet ihnen in vielen Stücken aber. 400 Sie ſchreiben groſſe Bücher die niemand lieſet. 410
Tempel, deren Nutzen und Gebrauch. 421
Trauriger Winter am kayſerlichen Hof. 286

U.

Vereinigungs-Entwurff der Altfürſtlichen Häuſer. 142
Vergleich wegen einer Reformirten Kirche zu Franckfurt wird vorgeſchlagen, aber nicht angenommen. 424
Ungarn, Königin von, ihre Wiederwärtigkeiten, 152 dieſe ändern ſich auf einmal, 175 Dero Circularſchreiben wegen der Kayſerwahl, 180

Ihr vermeyntes Bildnis wird aus der franzöſiſchen Beleuchtung geſchnitten. 228
Union, luſtige Reimen darauf, 483 wie dieſelbige unter den Proteſtanten könnte eingeführet werden. 484

W.

Wachtendonck, Freyherr von, deſſen Verrichtung bey der Krönung. 222
Wahlbedingung entziehet der kayſerlichen Krone immer einige Edelgeſteine. 57
Wahl Kayſer Carls des VII. 184
Wahltag wird eröffnet. 108. 118 Namen der Geſandſchafften, welche ſich dabey eingefunden. 119
Wien, Häuſſer in den Vorſtädten daſelbſt, werden niedergeriſſen. 85 Vorſchlag die Donau darum zu ziehen. ibid.
Wieneriſche Canzley, ihre Schreibart, 10 Wiener Hof entzweyet ſich mit dem Churmayntziſchen, 141. weſſen er beſchuldiget wird, 327
Wiſſenſchafften der Teutſchen, worinn ſie den Franzoſen nichts nachgeben. 405
Wuchererer, Herr von, proteſtiret als oeſterreichiſcher Geſander gegen die Kayſerwahl. 179
Würtenberg, Reichsbannerherr. 41
Würtzburg, Biſchoff von, bemühet ſich vergebens Friede zu machen. 273

Z.

Zanck und Meynungseifer unter den Chriſten. 421

Zwang der Groſſen bey ihren Luſtfeſten. 106
Zweykampfe, derſelben Nutzen. 385
Zwietracht, verdirbt alle ſchöne Anſchläge. 62
und auch die Religion. 262

Bayerische

Des
Herrn von Loen
gesammlete
Kleine Schrifften:
Besorgt und herausgegeben
von
J. C. Schneidern.
Dritter Theil.

Mit Röm. Kayserl. Königl. Pohln. und Churfürstl. Sächsisch. Allergnädigst- und Gnädigsten Privilegiis versehen.

Frankfurt und Leipzig.
Zu finden bey Philipp Heinrich Huttern. 1751.

Wir FRANZ von GOttes Gnaden Erwehlter Römiſcher Kayſer, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs, in Germanien, und zu Jeruſalem König, Herzog zu Lothringen und Bar, Groß-Herzog zu Toſcana, Fürſt zu Charleville, Marggraf zu Nomeny, Graf zu Falckenſtein, ꝛc. ꝛc. Bekennen offentlich mit dieſem Brief, und thun kund allermänniglich, daß Uns Philipp Heinrich Hutter Buchhändler in Unſer und des Heil. Reichs-Stadt Franckfurt in Unterthänigkeit zu vernehmen gegeben, was maſſen Er Joh. Michaels von Loen geſammlete kleine Schrifften in octavo zu ediren angefangen hätte; mit unterthänigſter Bitte, wir zu Abwendung des ihme ſchädlichen Nachdrucks Unſer Kayſerliches privilegium Impreſſorium auf zehen Jahr über gedachte Schrifften ihme zu ertheilen gnädigſt geruhen wolten; Wann wir dann gnädiglich angeſehen ſolch angedeutete ziemliche Bitte, auch die Unkoſten, Fleiß und Arbeit, ſo bey gemeldten Schrifften anzuwenden ſeynd; So haben Wir ihme die Gnad gethan, und Freyheit gegeben, thun auch ſolches hiermit wiſſentlich in Kraft dieſes Briefs alſo und dergeſtalten, daß Eingangs ernannter Philipp Heinrich Hutter obgedachte Joh. Michaels von Loen geſammlete kleine Schrifften in offenen Druck auflegen, ausgehen, hin und wieder ausgeben, feilhaben, und verkaufen laſſen möge, auch ihme ſolche niemand ohne ſeinen Conſens, Wiſſen und Willen innerhalb denen nächſten zehen Jahren von dato dieſes Briefes anzurechnen, im Heil. Röm. Reich nicht nachdrucken, und verkauffen ſolle, weder in dieſem noch anderen Format, unter was geſuchten Schein das immer geſchehen mögte. Und gebieten darauf allen und jeden Unſern und des Heil. Reichs Unterthanen und Getreuen, inſonderheit aber allen Buchführern, Buchdruckern, Buchhändlern, Buchbinderen und Buchverkäuffern bey Poen 5. Marck löthigen Golds, die ein jeder, ſo oft er freventlich hierwider thäte, Uns halb in unſere Kayſerliche Cammer, und den andern halben Theil mehrgedachtem Philipp Heinrich Hutter oder ſeinen Erben und Nachkommen ohnnachläßlich zu bezahlen verfallen ſeyn ſolle, hiermit ernſtlich und wollen, daß ihr noch einiger aus Euch ſelbſt oder jemand von Euertwegen, obangeregte Schriften innerhalb den beſtimmten zehen Jahren nicht nachdrucket, diſtrahiret, feilhabet, umtraget oder verkauffet, noch auch ſolches anderen zu thun geſtattet, in keine Weiß noch Weeg, alles bey Vermeydung Unſerer Kayſerl. Ungnade, und obbeſtimmter Straf der fünf Marck löthigen Goldes, auch Verliehrung deſſelben Euren Drucks, den vielgedachten Hutter und deſſen Erben, oder deren Befehlshaber, mit Hülf und Zuthun eines jeden Orts Obrigkeit, wo ſie dergleichen bey euch und einem jeden finden würden, alſo gleich aus eigenem Gewalt, oder Verhinderung männialichs zu ſich nehmen, und damit nach ihren Gefallen, handlen und thun mögen. Jedoch ſolle er Philipp Heinrich Hutter 5. Exemplaria bey Verluſt dieſer Unſer Kayſerl. Freyheit zu Unſerm Kayſerl. Reichs-Hof-Rath zu liefern, und dieſes Privilegium voran drucken zu laſſen, ſchuldig und achalten ſeyn. Mit Urkund dieſes Briefs beſiegelt mit Unſerm Kayſerl. aufgedruck-

ten Secret-Insiegel, der geben ist zu Wien den zehenden Novemb. Anno Sieben zehnhundert Fünfzig, Unsers Reichs im Sechsten.

FRANZ (L.S.)

Vt. R. J. Graf von Colloredo, mppria.

Ad Mandatum Sac. Cæs. Majest. proprium.

J. J. Hayeck von Waldstätten, mppria.

DEr Aller-Durchleuchtigste, Großmächtigste Fürst und Herr, Herr Friederich August, König in Pohlen, des Heil. Röm. Reichs Erz-Marschall und Churfürst zu Sachsen, ꝛc. auch Burggraf zu Magdeburg ꝛc. hat auf Philipp Heinrich Hutters, Buchhändlers in Frankfurt am Mayn, beschehenes unterthänigstes Ansuchen, gnädigst bewilliget daß er des von Loens gesammlete kleine Schrifften unter höchstgedachter Königl. Majest. und Churfürstl. Durchl. privilegio drucken lassen und führen möchten, dergestalt, daß in Dero Churfürstenthum Sachsen, desselben incorporirten Landen und Stiftern kein Buchhändler, noch Drucker oberwehntes Buch in denen nächsten, von nun an gezehlten dato an, zehen Jahren, bey Verlust aller nachgedruckten Exemplarien und bey dreyßig Rheinischen Gold-Gülden Strafe, welche denn zur Helfte der Königl. Rent-Cammer, der andere halbe Theil aber ihm, Huttern verfallen, weder nachdrucken, noch auch, da dasselbe an andern Orten gedrucket wäre, darinnen verkauffen und verhandeln, worgegen er mehrgemeldtes Buch fleißig corrigiren, aufs zierlichste drucken und gut weiß Papier darzu nehmen zu lassen, auch so oft es aufgeleget wird, vor jedem Druck und Format zwanzig Exemplaria in Sr. Königl. Majest. und Churfürstl. Durchl. Ober-Consistorium, ehe es verkauft wird, auf seine Kosten einzuschicken schuldig und daß privilegium niemanden ohne höchstgedachter Sr. Königl. Majest. und Churfürstl. Durchl. Vorwissen und Einwilligung zu cediren befugt seyn soll; Gestalt er bey solchem privilegio, auf die bewilligte zehen Jahr geschützet und gehandhabet, auch, da diesen jemand zuwider handeln, und er um Execution desselben ansuchen würde, solches ins Werck gerichtet und die gesetzte Strafe eingebracht werden soll; Jedoch daß er, und zwar, bey Verlust des privilegii, längstens binnen Jahres-Frist den Druck zu Stande bringe, und sowohl von jetziger, als auch von jeder künftigen neuen Auflage die vorgesetzte Anzahl der Exemplarien richtig liefere; Inmittelst, und zu Urkund dessen ist dieser Schein, bis das Original-privilegium ausgefertiget werden kan, und statt desselben, in Sr. Königl. Maj. und Churf. Durchl. Kirchen-Rath und Ober-Consistorio unterschrieben und besiegelt, ausgestellet worden, welchen er durch den bestallten Bücher-Inspectorn, Christian Ernst Haubalten, denen Buchhändlern zu insinuiren, widrigenfalls die Insinuation vor null und nichtig erkannt werden soll. So geschehen zu Dreßden, am 16. Nov. Anno 1750.

(L.S.) C. G. Graf von Holzendorf.

Christian Friedrich Tancher S.

Der

Der
Durchlauchtigſten Fürſtin und
Frauen,

FRAUEN
Charlotte Amalia,

vermählten Herzogin

zu Sachſen, Jülich, Cleve und Berg, auch Engern und Weſtphalen, Landgräfin zu Thüringen, Marggräfin zu Meiſſen, Gefürſteten Gräfin zu Henneberg, Gräfin zu der Marck und Ravensberg, Frauen zu Ravenſtein,

Gebohrnen Landgräfin zu Heſſen, Fürſtin zu Hersfeld, Gräfin zu Catzenellenbogen, Dietz, Ziegenhayn, Nidda, Schaumburg und Hanau, auch Sayn und Wittgenſtein ꝛc. ꝛc.

Meiner gnädigſten Herzogin und Frauen.

Durchlauchtigſte Herzogin,

Gnädigſte Herzogin und Frau,

Ew. Hochfürſtl. Durchl. dieſe Schrifften unterthänigſt zu zueignen und Dero hohen Nahmen denſelben vorzuſetzen, bin ich durch die ausnehmende Gnade aufgemuntert worden, mit welcher deroſelben Durchlauchtigſter Herr Gemahl den erſten Theil davon vor zwey Jahren aufzunehmen ſich huldreichſt haben gefallen laſſen. Ich habe geglaubt, daß dieſer neue Theil niemanden würdiger gewidmet werden könte,

als der würdigsten Gemahlin dieſes groſſen Fürſten, welche Gott und die Natur demſelben an erhabenen Tugenden und wahrhafftig fürſtlichen Eigenſchafften vollkommen gleich gemacht und darzu auserwehlet haben, das Herzoglich-Sachſen-Meinungiſche Hauß zu ſegnen und deſſen Lande mit neuer Wonne zu erfüllen.

Eine Vermählung, welche ſo viel Heil und ſo viel Freuden nach ſich gezogen, ja, welche die Gemüther aller redlichen Diener dieſes hochfürſtlichen Hauſes frolocken gemacht hat, darf auch itzo noch von mir ehrerbiethigſt verehrt werden; und die Zueignung dieſer Schrifften

hat

hat mir dieſe tieffſte Verehrung öffentlich an den Tag zu legen, das ſicherſte Mittel an die Hand zu geben geſchienen.

Ew. Hochfürſtl. Durchl. bitte ich demnach unterthänigſt, Höchſt-Dieſelben wollen ſolche nach dero angebohrnen Groß-muth und Gnade aufzunehmen gnädigſt geruhen, und den innig-ſten Trieb meiner demüthigſten Verehrung gegen das ganze Hoch-fürſtliche Hauß insbeſondere aber gegen Ew. Hochfürſtl. Durchl. ungemeine Tugenden in höchſten Gnaden anſehen.

Ich bitte Gott, daß er dero Leben mit einem Uberfluß von Glückſee-

ligkeiten, mit einer langen Dauer und mit dem reichſten Seegen verherrlichen und Dero beglückten Wohlſtand eine Quelle des Vergnügens, der Ruhe und des Flores der hochfürſtl. Sachſen-Meiningiſchen Lande ſeyn laſſen wolle. Unter ſolchen redlichſten und treuſten demüthigen Wünſchen verharre ich mit der tiefſten Verehrung,

Durchlauchtigſte Herzogin,

Ew. Hochfürſtl. Durchlaucht,

Meiner gnädigſten Herzogin und Frauen

unterthänigſter Knecht,
Philipp Heinrich Hutter.

Vorbericht
des Herausgebers.

Bey der Ausgabe dieses dritten Theils der kleinen Schriften des Herrn von Loen, finde ich nichts weiter nöthig zu erinnern, als daß sich noch recht vortreflicher Stoff zu einem vierten Theil findet. Es wird derselbe aus des Herrn Verfassers Briefen, aus dessen Anmerckungen auf seinen Reisen und anderwärtigen kleinen Aufsätzen bestehen. Und die gelehrte und artige Welt, welche nicht müde geworden ist, sich an diesen kleinen Schriften bisher zu ergetzen, wird gewiß weder über gegenwärtigen noch künftigen letztern Theil Anlaß zu einem Eckel bekommen.

Son-

Sonſten iſt bey Gelegenheit dieſes dritten Theils zu erinnern, daß darinnen einige Schriften vorkommen, welche ſich auch in der Sammlung ſeiner Bedencken von Religions- und Kirchen-Sachen befinden. Zur Entſchuldigung dieſes Umſtandes muß ich melden, daß dieſe Abhandlungen bereits abgedruckt geweſen ſind, ehe für nöthig erachtet worden iſt, einen beſondern Theil aus des Herrn von Loen Bedencken von Religions- und Kirchen-Sachen zu machen. Die doppelte Bekanntmachung ſolcher Schriften war alſo nicht mehr zu verhindern.

Was den vierten und letzten Theil dieſer Sammlung betrift, ſo macht der Herr Verleger alle Anſtalten darzu, daß derſelbe ohne Anſtand nachfolgen wird.

Geſchrieben zu Franckfurt am Mayn
in der Oſtermeſſe 1751.

Der Herausgeber.

Verzeichniß

der kleinen Schrifften, welche in dieſer Sammlung enthalten ſind.

I.

Von dem Alterthum und dem Nutzen der Baukunſt. Pag. 1.

II. De variis Loeniorum familiis antiquis atque modernis Diſquiſitio brevis historica, 26.

III. Das Mißvergnügen. 40.

IV. Epicuriſche Sitten-Lehre die beſte. 45.

V. Der Pyrrhoniſmus. 64.

VI. Erzählung der Pyrrhoniſchen Hundesfurcht. 67.

VII. Mittel wieder die Empfindlichkeit. 68.

VIII. Die Nothwendigkeit wohl haußzuhalten. 73.

IX. Die Wahl der beſten Lebens-Art. 78.

X. Höchſt-bedenckliche Urſachen: Warum Lutheriſche und Reformirte in Fried und Einigkeit zuſammen halten und einerley Gottesdienſt pflegen ſollen.

XI. Bedencken vom Separatiſmo. 164.

XII. Der vernünftige Gottesdienſt nach der leichten Lehr-Art des Heylandes unterſucht bey Gelegenheit einiger an Ihro Hochgräfliche Excellen-

lenz den Herrn Grafen von Zinzendorff gerichteten und von denenſelben beantworteten Fragen. 185.
XIII. Kurzes Bedencken von der Einfalt des Glaubens in einem einzigen Glaubens-Artickel. 241.
XIV. Der Soldat. 248.
XV. Der Kaufmanns-Adel. 308.
XVI. Die vertheidigte Sitten-Lehre durch Exempeln bey Gelegenheit einer ſehr höflichen Critic über den redlichen Mann am Hof; an den weyland gelehrten Superintendenten zu Memmingen Herrn Chriſt. Ehrhardt. 387.
XVII. Eigenſchafft eines groſſen Geiſtes bey Gelegenheit der kleinen Schrifften des Herrn von Voltaire. 401.
XVIII. Zufällige Gedancken über die Briefe des Herrn von Voltaire, die Seele der Menſchen und der Thiere betreffend. 406.
XIX. Des Memmingiſchen Herrn Superintendenten Ehrhards Anmerckungen über den vorhergehenden Brief. 432.
XX. Von den Zweykämpffen. 438.

Von

I.

Von dem Alterthum und dem Nutzen der Baukunſt (*).

An Se. Königl. Maj. von Polen.

Die Baukunſt iſt jederzeit eine Beſchäfftigung groſſer Leute geweſen. Die Chaldäer und die Egypter, welche unter den älteſten Völkern die Künſte und Wiſſenſchafften am weiteſten trieben, hatten noch nicht

(*) Dieſe Abhandlung iſt im Jahr 1724. auf Erſuchen des Königl. Polniſchen und Churſächſiſchen Oberſtall-

das Glück das Schöne und Natürliche in dieſer Baukunſt zu entdecken; ſie übertrieben ihre Unternehmungen und verfielen auf das Groſſe, Prächtige und Ungeheure. Die wunderbare Steinhauffen und Spitzſäulen, welche die Egypter auf einander thürmeten, gantze Stücke Felſen, die ſie von einem Ort mit unbegreifflicher Mühe und Kunſt viele Meilen Wegs zu bringen und als Capellen auszuhauen wuſten; der See Moeris; die Grabmäler ihrer Könige, die Tempeln ihrer abſcheulichen Götzen, ihre Waſſerleitungen, Thürme, Mauren und Palläſte: alles dieſes ſind zwar Denckmäler ihrer bis zur äuſſerſten Ausſchweiffung getriebenen Baukunſt; ſie zeigen aber auch zugleich noch von ihrem rohen Geſchmack: Es fehlte darinn die Einrichtung und die Verhältniß der Theilen mit dem Gantzen: Ihre Bildſäulen waren ungeheuer groß und hatten nach Art ihrer fürchterlichen Götzen etwas gräßliches und ungeſtaltetes; ihr Säulenwerck war dick, ſchwer, kurtz, ſeltſam ausgezieret und nicht in gehöriger Weitung aus einander geſetzt: Mit einem Wort, das Schöne, das Feine, das Ordentliche, kannten dieſe ſonſt kluge Völker in der Baukunſt noch nicht.

Die

---

landbaumeiſters, Herrn Pöpelmanns, verfertiget worden, und ſolte zu einer Vorrede des prächtigen Wercks dienen, welches er von dem ſogenannten Zwingergarten, in groſſen ſchönen Kupferſtichen heraus geben wolte; allein das Werck kam nicht zu Stande.

Die sogenannte babylonische Spectackel hatten schon ein besseres Ansehen, wenn man anders den Geschichtschreibern in einer Sache trauen darf, davon die lange Zeit auch sogar die letzte Ueberbleibseln dergestalt verstöret und aufgerieben hat, daß man kaum mehr die eigentlichen Stellen dieser ersten und grösten Weltwunder ausfündig machen kann. Der Thurm des Belus und die stolzen Mauren dieser prächtigen Stadt, sind nicht dasjenige, was ich am meisten bewundere. Die kühne Unternehmung eines Weibes hatte alles, was man in der Baukunst der Alten grosses und schönes findet. Garten und Schlösser in die Lufft zu bauen, heisset so viel, als sich mit vergeblichen Anschlägen aufhalten. Semiramis aber, oder wie andere wollen, die kluge Amytis, des Nebucadnezars Gemahlin, hat die Sache möglich gemacht: Sie lies ungeheure Gewölber über einander Stufenweise aufführen, solche oben mit Kütt und Bley verwahren, darauf Erde schütten, Bäume pflanzen, Wasserwercke anlegen und prächtige Hausser bauen. Welche Einfälle für ein Weib? Welche Arbeit, solche zur Würcklichkeit zu bringen (*)?

(*) Um einigermassen einen Begriff von der Baukunst der ältern Völcker zu geben, dienet folgende Nachricht: Amytis, eine Tochter des medischen Konigs Astiages, liebte die bergigte Wälder und die Grünigkeiten. Um Babylon herum fanden sich solche nicht:

Der Tempel zu Jerusalem, welchen David entworffen, und Salomon ausgeführet hatte, muß alle Gebäude des Alterthums an Erfindung, Schönheit und Pracht so weit übertroffen haben, als dessen vortrefflicher Baumeister allen Königen an Verstand und Weisheit und Reichthümern überlegen war; allein Stein und Eben-

nicht; Es war ein flaches Land, voller Harz und Sümpfe. Nebucadnezar, der so viele Schätze und Reichthümer besaß, daß er alles im Stande war zu unternehmen, was nur durch Menschen konnte werckstellig gemacht werden, liess seiner Gemahlin zu Gefallen die sogenannte Hänggärten bauen. Der Platz, welcher dazu gewidmet wurde, bestund in einem Viereck zu vier hundert Schuhen auf jeder Seiten. Diese Gärten waren nach verschiedenen Erhöhungen aufgeführet; so, daß die oberste der Stadtmauer gleich war. Man stieg von einem Abschnitt auf den andern. Das ganze Gebäude ruhete auf grossen Schwibbögen, welche über einander aufgethürmet waren: Auf diesen Schwibbögen lagen grosse platte Steine, von sechszehen Schuhen in der Länge und vier in der Breite. Auf diesen Steinen war ein mit vielem Harz vermengtes Rohr, solches bedeckten zwey Reihen von Ziegeln, die mit einer Art von Gips oder Kalck verwahret waren; hierauf kamen endlich grosse Platten von Bley, auf welche die Erde geschüttet und zu kleinen Lustwäldern und Gärten zubereitet wurde. Auf solche Weise konnte das Wasser durch die gewölbte Gemäuer nicht durchdringen und das ganze so mühsam aufgeführte Gebäude schadhafft machen. Das Erdreich dieser Gärten war von einer solchen Tie-

Ebenholtz unter einander zu fügen, und alles mit kleinen Zierrathen, Kostbarkeiten und Edelgesteinen zu behängen, dürfte mit unserm heutigen Geschmack nicht übereinkommen. Die Art sich zu kleiden und Gebäude zu führen, gehöret unter die Dinge die wir Moden nennen, und welche öfters keine wahre Schönheit haben, als daß sie etwas neues den Augen vorstellen.

Das schöne Grabmahl zu Halicarnaß in Carien, lies die tugendhaffte Artemisia aufrichten,

Tiefung, daß auch die grösten Bäume darinnen Wurzel fassen und wachsen konnten, doch müssen wir uns hier keine grosse Eichen und Lindenbäume vorstellen. Die babylonische Gegenden brachten dergleichen nicht hervor. Pomeranzen, Citronen, Feigen, Pappeln und dergleichen, die nicht viel über zehen bis zwölff Schuh hoch zu wachsen pflegen, und die mit einem Grund von drey bis vier Schuhen tief genug haben. Dieses mogten wohl allem Vermuthen nach die schattigte Lustwälder auf diesen künstlichen Gärten ausmachen. In dem obersten Theil war ein verdecktes Pumpenwerk angebracht, womit das Wasser aus dem nechst vorbey fliessenden Euphrat in einen Behälter gepumpet und zur Bewässerung des gantzen Gartens gebraucht wurde. Hin und wieder fanden sich zwischen den Pfeilern, worauf die Schwibbogen ruheten, die schönste Zimmer und Lustgebäude. Man findet von diesen babylonischen Wunderwercken eine ausführliche Beschreibung in der neulichst herausgekommenen allgemeinen Reise- und Weltbeschreibung. I. Th. p. 44.

um dadurch beydes ihren verſtorbenen Gemahl, als ihrer ehelichen Treue ein immerwährendes Denkmal zu ſtifften. Daſſelbige hat etwas, das die Pracht mit einem Grabmahl vereiniget, ohne daß man dabey doch mehr an jene, als an dieſes ſcheinet gedacht zu haben.

Alexander der Groſſe war nicht weniger von der Liebe zu den Künſten und Wiſſenſchafften als von der ſonderbaren Ehrſucht eingenommen, ganz Aſien durch Waffen ſich unterwürffig zu machen. Die prächtigen Mauren von Alexandria und die Canäle, welche er daſelbſt hatte führen laſſen, ſind unverweßliche Denkmäler von den wichtigen Bauunternehmungen dieſes berühmten Königes. Was hätte dieſer groſſe Geiſt nicht erſtlich unternommen, wann er länger gelebet und die Frucht ſeiner Siege in Ruhe genoſſen hätte.

Der bewundernswürdige Pharus, den der egyptiſche König Ptolomeus Philadelphus vor der Einfahrt des alexandriniſchen Königs hatte erbauen laſſen, verherrlichte deſſen Ruhm, ſowohl als die von ihm angelegte Bibliothec, welche für die ſchönſte und zahlreichſte der alten Welt gehalten wurde.

Alle dieſe vortreffliche Denkmäler der älteſten Zeiten reichten noch lange nicht an die Gebäude der Griechen. Dieſen war eigentlich die Ehre vorbehalten, eine ſo ſtolze Kunſt zu ihrer wah-

ren

ren Vollkommenheit zu bringen. Diese, wie sie es in allen schönen Wissenschafften am weitesten brachten, so wusten sie auch der Baukunst durch ihre geschickte und natürliche Austheilung in der Vereinigung der Theile mit dem Ganzen ihre rechte Zierde und Annehmlichkeit beyzulegen. Der Dianentempel zu Ephes zeiget uns davon ein stattliches Muster; den Joniern und Corinthiern haben wir ins besondere die Erfindung des schönen Säulenwerks zu danken, worzu hernach die dorische und toscanische Ordnungen kamen, welche mit der zusammen gesetzten, die fünf noch fortwährende Hauptordnungen in der Baukunst ausmachen.

Die Griechen hatten also am ersten das Schöne und Feine in dieser Kunst entdeckt und ihren Nachkommen zum Muster hinterlassen. Von den Griechen kam die Baukunst auf die Römer. Wie zu Rom mit der Macht alle Künste und Wissenschafften sich vereinigten, so wurde auch daselbst die Baukunst auf den höchsten Gipfel ihrer Vollkommenheit gebracht. Ich will nicht sagen, daß die Römer die Griechen in dem feinen Geschmack und in der Niedlichkeit der Gebäude solten übertroffen haben; so viel aber ist gewiß, daß sie ihnen an Pracht und Grösse der Gebäude so weit überlegen waren als an Reichthümern und an Macht.

Numa Pompilius zierte die Stadt mit prächtigen Tempeln; Tarquinius Priscus aber umschloß

ſchloß dieſelbe mit groſſen Mauren von viereckigten Steinen. Auguſtus lies die ſchöne Brücke über die Tyber ſchlagen und den Weg nach Rimini erbauen, um dadurch die Einzüge der Triumphirer deſto anſehnlicher und herrlicher zu machen.

Der trajaniſche Markt, welcher der ſchönſte Platz des alten Roms war, hatte ſeine Pracht dem Kayſer dieſes Namens zu danken, welchen die Römer ihren beſten Fürſten nannten. Wiewohl ſonſt nur tugendhaffte und groſsmüthige Regenten ſich ein Geſchäffte mit der Baukunſt und denen dahin lauffenden Wiſſenſchafften zu machen pflegen, ſo hatte ſich doch nichts deſtoweniger auch ein Nero darinnen hervor gethan, er verhielte ſich aber dabey nach ſeiner wilden Art. Er ſetzte Rom in Feuer und Flammen, um ſolches deſto ſchöner wieder aufzubauen.

Die Zeit erſchien, da Rom ſeines Glanzes und ſeiner Prachts ſolte beraubet werden. Es wurde ein blutiger Schauplatz von Empörungen, Mördereyen und innerlichen Kriegen. Die böſen Sitten und barbariſche Völker, welche dieſen vormals ſtolzen Kayſerſitz beherrſchten, vertrieben mit der alten römiſchen Tapferkeit auch die ſchönen Künſte und Wiſſenſchafften. Alles verfiel in Aſche und Graus: Die berühmteſten Denkmäler wurden unter Schutt und Steinhauffen vergraben. Eine allgemeine Finſterniß der Unwiſſenheit bedeckte darauf den gantzen Erd-

Erdboden, bis endlich vor drey hundert Jahren, mit den zunehmenden Wiſſenſchafften, auch die Baukunſt wieder hervor gebracht wurde, und das alte Rom aus ſeiner Aſche, als ein andrer Phönix wieder hervor kam. Gantz Italien wurde mit neuen Tempeln und prächtigen Palläſten angebauet, deren Glanz und Schönheit andre Völker zur glücklichen Nachahmung bewegten. Gantz Teutſchland wurde mit herrlichen Palläſten angefüllt, nachdem uns mit der römiſchen Monarchie auch die Liebe zu den ſchönen Künſten und Wiſſenſchafften zu Theil wurde.

Unſere bisherige Kayſer haben ſich als groſſe Beſchützer und Kenner derſelben aufgeführet. Das prächtige Wien zeiget ſolches durch vortreffliche Meiſterſtücke. Das herrliche Luſtgebäude Schönbrunn iſt ein ſtetes Denkmal von dem koſtbaren Geſchmack des Kayſers Joſeph, und die ſchöne Carlskirche, welche der jetzt glorwürdigſt regierende Kayſer hat aufrichten laſſen, zeiget von deſſen hohen Liebe zu der Baukunſt.

Wer bewundert nicht den ſchnellen Anwachs von dem ſchönen Churſitz. Berlin und die koſtbare Gebäude, die der erſte preußiſche Friedrich in und auſſerhalb dieſer ſchönen Stadt hat aufführen laſſen? Das Schloß, das Zeughauß, der Stall, die neue Brücke, die Schleuſſen, die königliche Luſthäuſſer Charlottenburg, Potzdam, Oranienburg, Cöpenick, Wuſterhauſen

und Friedrichsfelden, zeigen, nebſt vielen andern ſchönen Gebäuden nicht allein die Pracht eines Königs, ſondern auch die deutlichſten Merkmäler wie weit die Künſte und Wiſſenſchafften an dieſem Hof empor gekommen ſind.

Reiſet man nach Bayern, ſo iſt man nicht weniger eingenommen von der Schönheit der churfürſtlichen Hofſtadt München. Alles iſt darinnen zierlich, prächtig und ins Auge ſpielend; ingleichem die daherum liegende ſchöne churfürſtliche Luſthäuſſer, Schleuſſenheim und Nymphenburg. Der neue pfältziſche Churſitz Mannheim mit ſeiner prächtigen Burg. Das Schloß zu Aſchaffenburg, zu Pommersfeld, nebſt den übrigen churpfältziſchen, churtrieriſchen und churcöllniſchen Palläſten und Luſtgebäuden. Die ſächſiſche Höfe und Schlöſſer. Das ſchöne Saltzthal bey Wolffenbüttel, der Winterkaſten und das Löwenhaus zu Caſſel. Der neue Schloßbau zu Darmſtadt; Carls Ruhe bey Durlach, Ludwigsburg bey Stuttgard, das neu angelegte Schloß zu Würtzburg, die ertzbiſchöffliche und biſchöffliche Gebäude zu Salzburg und zu Prag, zu Breßlau, zu Olmütz, zu Bamberg, zu Worms, zu Coſtanz, zu Augſpurg u. ſ. w.; der prächtigen Prälaturen, Klöſter, Kirchen und andrer Privatgebäuden an ſchon benannten Orten, beſonders in den drey Handelsſtädten Frankfurt am Mayn, Hamburg und Leipzig, nicht zu gedenken. Kurtz: man würde es kaum ſich einbilden können, was Teutſchland für herrliche

Gebäude aufzuweisen hätte, wenn man solche zusammen in einem Werk unter dem Nahmen eines Theatri Germaniæ heraus geben würde; wie wir dergleichen von Italien, Piemont, Savoyen, Brabant, Engelland, Dännemark und Schweden haben.

Insonderheit würde der unvergleichliche Churſitz Sr. Königl. Majestät in Pohlen, das unschätzbare Kleinod von Teutschland; ich will sagen, die Stadt Dresden, einer solchen Sammlung der teutschen Baukunst die gröste Zierde geben. Man siehet hier alles was Italien und Frankreich schönes und prächtiges zeigen. Der groſſe August, unter dessen würdigsten Scepter die Völker nicht allein glücklich, sondern auch vernünftig, klug und scharfsinnig in allen Künsten und Wissenschafften werden, besitzet selbst, nach seinem ihm beywohnenden königlichen Geist, eine so hohe Erfindungskrafft in der Baukunst, daß sich in allem, was er angiebt und ins Werk setzen läßt, eine recht bewundernswürdige Vollkommenheit äuſſert.

Wir wollen uns nicht über die teutsche Gränzen wagen, noch die Pracht der Ausländer in ihren Palläſten betrachten. Frankreich, Spanien, Engelland, Holland, Dännemark und Schweden, weisen uns von ihren besten Fürsten und berühmtesten Helden auch wunder schöne Denkmäler auf. Alle dienen darzu, unsern ersten Satz zu bekräfftigen, daß die Baukunst jederzeit

derzeit eine Beschäfftigung grosser Leute gewesen sey.

Mein zweyter Satz soll dieser seyn. Unter allen Ausgaben und Beschäfftigungen eines grossen Herrn, ist die Baukunst eine der edelsten und nützlichsten für das gemeine Wesen.

Dieser Nutzen äussert sich 1) in Ansehung der Künste und Wissenschafften, welche dadurch befördert, und 2) in Ansehung der vielen Menschen, welche dadurch genähret, und 3) in Ansehung des Herumlauffs der Gelder, welche dadurch von einer Hand in die andre gespielet werden.

Die Baukunst stehet mit allen schönen Künsten in der genauesten Verbindung. Dieses zeiget sich überhaupt in der sinnreichen Eintheilung und schönen Ordnung, welche solche durchaus beleben muß, und welche, indem sie den gleichförmigen Zusammenhang aller einzelen Theile in dem Ganzen zum Grund setzet; eine jede Sache nach ihrer Natur, Grösse und Länge, Breite, Schwere u. s. f. abmisset, woraus die Zeichnung und aus dieser die Bild- und Mahlerkunst entstehet.

So bald der Baumeister den Grundriß eines Gebäudes entworfen hat, so zeiget der Bildhauer sich beschäfftiget, die Saulen und Bogenwerk mit Bildern, Aufsätzen und andern dergleichen Zierrathen,

rathen, zu verfertigen. Der Mahler läſſet zugleich ſeine Kunſt ſpielen, um das Inwendige eines Pallaſtes, oder eines Tempels, mit ſchönen Decken, Figuren und Schildereyen zu bekleiden. Dieſe ſcheinen gleichſam von den Farben lebendig zu ſeyn, und entwerfen den Augen alles, was die Natur, die Veränderung der Zeiten, die Geſchichte und die ſeltſame Erfindungen der Dichter, ſonderbares und nachdenkliches hervorgebracht haben. Hier iſt es nicht genug, daß ein Bildhauer und Mahler nur wiſſe die Aehnlichkeit eines Bildes zu treffen, ſondern es muß ſolches auch ein gewiſſer Geiſt beleben, der gleichſam der Natur ſelbſt ſcheinet nach zu ahmen und einem Bild die Bewegung der Handlungen und der Leidenſchafften zu geben. Bey der Mahlerey wird auch insbeſondere noch die Wiſſenſchafft der Erdmeßkunſt, der Perſpectiven, der Fabeln und der Alterthümer erfordert; weil ſie offt in ſolchen Dingen, die darauf ihre Beziehung haben, ſich auslaſſen muß.

Es iſt zwar andem, daß man heut zu Tage viele in dieſen Sachen unerfahrne Bildhauer und Mahler findet. Allein, eine Kunſt verlieret deswegen nichts von ihrem Werth, wenn ſie unglücklicher Weiſe einem Unwiſſenden in die Hände fällt, der ſolche mehr ſchändet als zu Ehren bringt. Es iſt ſehr merckwürdig, was wir in den alten Geſchichten von dem berühmten Bildhauer Phidias leſen, der das groſſe Meiſterſtück den Coloß des olympiſchen Jupiters verfertiget hatte;

hatte; Man verbot nemlich dieſem unvergleichlichen Künſtler zu Ehren, daß kein Sclave mehr die Bildhauerey erlernen ſolte, damit eine ſolche vortreffliche Kunſt dadurch nicht möchte entehret und verächtlich gemacht werden. Es iſt bekannt, daß in Griechenland verſchiedene groſſe Weltweiſen inſonderheit Socrates, Heraclitus und Pyrrho von der Bildhauer- und Mahlerkunſt ihr Handwerck gemacht haben.

Die Mechanic gehöret als ein nothwendiges und unentbehrliches Stück zur Baukunſt: dieſe Wiſſenſchafft lehret uns die gröſten und ſchwerſten Cörper handthieren, fortwältzen und in die Höhe bringen. So leicht man auch dieſe Bewegungen bey den gemeinen Handwercksleuten beobachtet, ſo einen ſcharffſinnigen Verſtand müſſen wir in der Erfindung derſelben bewundern. Welche erſtaunliche Kunſt, wenn man dasjenige Räderwerk betrachtet, womit der berühmte Baumeiſter, Dominico Fontana, unter dem Pabſt Sixt dem Fünften, die egyptiſche Spitzſeule mitten auf den S. Petersplatz glücklich verſetzet und aufgerichtet hat. Wie man die Riſſe von dieſer auſſerordentlichen Unternehmung in dem Schauplatz des alten Roms (*) nachſehen kann. Wie wunderbar wird hier alles durch Räder, Gewichter und Gegengewichter in Bewegung gebracht. Wie artig ſpielet hier ein leichtes Triebwerk, da Waſſer, Wind und Lufft, ja ſo gar das Feuer,

(*) Theatrum Italiæ, T. II.

Feuer, wie man ſolches erſt neuerlich erdacht, zur Kunſtbewegung dienen muß. So grob die Arbeit in dem Bauweſen iſt, ſo wird ſie doch von dieſer Kunſt noch weit übertroffen: ſo gar, daß auch alle zuſammengeſetzte Stärke der Menſchen, ohne die mechaniſche Handgriffe, in Anſehung ſchwerer Cörper, nichts wichtiges ins Werck ſetzen könnte.

Dieſes ſind die Wirckungen der Mechanic in Anſehung der Baukunſt. In einem allgemeinen Sinn aber wird darunter alles verſtanden, was eine Bewegung hat. Alſo iſt die gantze Welt nichts anders als ein mechaniſcher Cörper überhaupt; und ein jedes Geſchöpffe iſt ein mechaniſches Weſen insbeſondere. Ein Gelehrter, indem er ohne Bewegung ſitzet und ſeinen Betrachtungen nachhänget, ſcheinet zwar kein ſolches mechaniſches Weſen vorzuſtellen; nichts deſtoweniger aber ſo iſt ſein überlegendes Nachſinnen ein wircklicher Mechanismus, der ſich in ſeinem Gehirne äuſſert und von den allerſubtilſten Lebensgeiſtern fortgetrieben wird. Man verſpüret dieſe Bewegung mit vieler Empfindlichkeit, wenn man die Krafft des Verſtandes zu einem ſcharfen Nachdencken anſtrenget und befliſſen iſt gewiſſe Wahrheiten durchdringend zu erforſchen und deutlich aus einander zu wickeln. Kurtz, der gantze Menſch beſtehet aus lauter mechaniſchen Bewegungen, und die gantze Welt iſt eine Maſchine, welche im Ganzen ſo mechaniſch ſich beweget, als ein jedes Theil derſelben nach ſeiner

ner Art und Beſchaffenheit durch gleiche Trieb-federn oder Urſachen geſtoſſen und fortgetrieben wird.

Der Mechaniſmus macht alſo alle Dinge leben, und würde ſie bis zur Vollkommenheit forttreiben, wann die Regeln ihres Verhältniſſes nicht durch Unmäßigkeit und Unordnung geſtöhret würden.

Die Baukunſt iſt ein vortrefflicher Mechaniſmus in einem gemeinen Weſen, eine groſſe Anzahl von Menſchen dadurch in Bewewegung zu ſetzen und ihnen einen zulänglichen Unterhalt zu verſchaffen.

Sie macht die Künſte und Wiſſenſchafften leben. Dieſer Vortheil dürffte vielleicht einem Unwiſſenden von ſchlechter Erheblichkeit ſcheinen. Worzu, wird er ſagen, dienen doch in einem Staat die viele müßige Leute, die man Gelehrte nennet? Worzu dienen doch die viele Künſtler, Baumeiſter, Fabelverſtändige, Mahler, Bildhauer und dergleichen? ſie geben ja nur Anlaß zur Hoffart und zur Verſchwendung. Es wäre ja viel beſſer, man begnügte ſich in ſolchen Häuſſern zu wohnen, die ſonder Pracht und Zierrath aufgebauet wären, und die keiner andern Leute bedürfften, als der Maurer und Zimmerleute, nach dem Exempel unſrer ehrlichen Vorfahren, die zu ihren Zeiten eine glückſelige Einfalt in ihren Hütten beherbergten: die vielerley Auszie-

rungs

rungen, Bilder, Schnitzwercke über den Thüren und Fenſtern, nebſt den Mahlereyen auf friſchen Sand und Kalck, dienen weder zur Bequemlichkeit noch zur Reinlichkeit, und ſind bloſe Kennzeichen unſrer ausſchweiffenden Einbildung.

Es iſt nicht zu leugnen, daß öffters alle dieſe Dinge ſehr mißbrauchet werden. Allein, wo iſt etwas ſchönes und gutes in der Welt, das nicht dem Mißbrauch auf gleiche Art unterworffen iſt? Die erhabenſte und vortrefflichſte Dinge ſind davon nicht frey. Solte man deswegen die Künſte und Wiſſenſchafften abſchaffen wollen, ſo müſte man noch viel eyender den Wein auszurotten ſuchen, weil dieſer die Menſchen zu den gröſten Unordnungen und Laſtern zu verleiten pfleget; doch dieſes iſt wohl nicht die Meynung des Verächters der Künſte und Wiſſenſchafften: Nein, er wird viel lieber dieſelben in ihrem Werth laſſen, um ſeine Hochachtung für den Wein auſſer Verdacht zu ſetzen.

Die Künſte und Wiſſenſchafften ziehen ihren Urſprung aus dem edelſten Theil des Menſchen, nemlich aus ſeinem Verſtand, welcher nach ſeinem weiten Umfang und nach ſeiner Lebhafftigkeit ſich in äuſſerlichen Vorwürfen auszudrucken befliſſen iſt. Er ſuchet die Begriffe und Entdeckungen gewiſſer Wahrheiten durch ſinnliche Bilder an Tag zu legen; er beſchafftiget ſich das Gute mit dem Nützlichen und das Nützliche mit dem Schönen zu verbinden. Es iſt ein Werk des

Verſtandes, ein Gebäude wohl anzuordnen, ſolches gemächlich einzutheilen und durch allerhand ſinnreiche Erfindungen angenehm zu machen.

Wolte man dieſen Ubungen des Verſtandes hier Gränzen vorziehen, ſo würde man ihm die gröſte Luſt benehmen, ſich in äuſſerlichen Vorwürfen auszulaſſen. Er würde in ſich die lebhaffteſte Wirkſamkeit erſticken, und das Feuer, welches inſonderheit groſſe Geiſter belebet, gleichſam unnützlich verrauchen. Die Eigenſchafft des Witzes und des Nachdenkens, welche die Vorzüge der Menſchen vor den Thieren ausmachen, würde nach und nach ſich verlieren; Erfindung, Scharffſinnigkeit, Nachforſchung und Fleiß aber auſſer aller Ubung kommen.

Es iſt zwar den Weiſen noch eine ganze Welt zur Betrachtung übrig, wenn er auch gleich mit den ſchönen Künſten und Wiſſenſchafften, die zur Annehmlichkeit und Zierde des menſchlichen Lebens dienen, ſich nicht einlaſſen wolte. Allein, dergleichen Weiſen ſind in Anſehung anderer Menſchen ſo wenig, daß ſie gar nicht mit in den Anſchlag kommen, wenn man von Menſchen überhaupt redet. Ja ihre Entdeckungen haben in der menſchlichen Geſellſchafft überhaupt ſo wenig Nutzen, daß ſie mit jenen nicht zu vergleichen ſind. Es iſt demnach eine wichtige Sache, daß man allen Menſchen überhaupt eine ſolche Beſchäfftigung anweiſe, wobey der Verſtand nicht weniger als die äuſſerlichen Gliedmaſſen ge-

gebrauchet werden: damit auf solche Weise der Geist so wohl als der Körper seine stete Ubung finden, und eine Hand in die andre arbeiten möge.

Man beobachtet beydes in den Geschichten als in der Erfahrung, daß, nachdem die Künste und Wissenschafften in einem Land sind in Aufnahm gewesen, nachdem hat sich auch der ganze Staat dabey in einem blühenden Wohlstand befunden. Das moscovitische Reich giebt uns davon ein ganz neues Exempel. Es ist bekannt, in welchem Zustand sich dessen weite Provinzen zu Ende des vorigen Jahrhunderts befanden und wie seitdem dieses Reich sich auf einmal so hoch empor gebracht hat. Die Künste und Wissenschafften, welche durch die ausserordentliche Sorgfalt des letzten Czaars, Petri des I. darinnen eingeführet wurden, sind allein die Ursachen von dessen blühenden Wohlstand.

Nachdem ich nun zur Genüge vermeyne dargethan zu haben, wie nöthig und nützlich einem Land die Künste und Wissenschafften sind, welche in einer Verbindung mit der Baukunst stehen, so schreite ich nun weiter zu den Handwerkern. Es sind wenige derselben, die nicht auch mit der Baukunst eine Verwandschafft haben, dergestalt, daß, wo dieselbe nicht getrieben würde, die Armuth unter dem gemeinen Volk bald überhand nehmen solte. Ja man würde nicht wenig Mühe haben, die Freyheit eines müßigen und leichtfertigen Gesindels in Schranken zu hal-

halten, wenn man ihm durch das Bauen nicht eine anſtändige Beſchäfftigung anwieſe. Uberhaupt würde es ſchwer fallen allen und jeden Handwerksleuten eine hinlängliche Arbeit zu verſchaffen, wenn die Baukunſt nicht wäre. Wolte man diejenigen, die ſonſt keine Arbeit hätten, zu Soldaten machen, ſo gebe ich dieſes im Nothfall zu; womit aber wolte man in Friedenszeiten ſo viel müßige Leute beſchäfftigen, wenn man nicht bauen wolte? Man läſſet ſie hacken, graben, Karn ſchieben, Kalk und Steine brennen, und allerhand dergleichen Arbeit verrichten. Sehet da den Nutzen des Bauens.

Einer der gröſten Vortheile der zum Beſten des gemeines Weſens aus der Baukunſt entſpringet, iſt der Umlauff des Geldes, welcher dadurch ſehr befördert wird. Um dieſen Satz wohl zu merken, und nichts von deſſen Folge zu verlieren, ſo muß man gleich Anfangs dieſe unumſtösliche Staatsregel zum Grund legen, daß ein groſſer Landesherr niemals reicher iſt, als wann die Unterthanen das Geld in Händen haben. Dieſer Grundſatz flieſet aus der Natur und aus der Erfahrung.

Ein jeder Staat gleichet einem Cörper, davon der Fürſt das Haupt iſt; wie aber das Haupt ſich niemals wohl befindet, als nachdem der Herumlauff des Geblüts wohl unterhalten wird, alſo wird es auch einem Fürſten an nichts mangeln, wann er nur das Geld in ſeinem Land wohl her-

herumlauffen macht. Er iſt zugleich auch wie das Herz in dem Menſchen, welches, nach der Naturkündiger Bericht, das Blut in dem ganzen Cörper austheilet und durch alle Adern künſtlich durchtreibet; durch einen wunderwürdigen Mechaniſmum aber laufft daſſelbige Blut nach dem Herzen als ſeiner Quelle wieder zurück. Das Blut in einem Staat iſt das Geld; der Fürſt iſt darinnen das Herz, der durch ſeine Ausgaben das Geld den Unterthanen mittheilet; dieſe kehren das Geld durch ihren Handel und Wandel um, und die Zölle, Acciſen und ordentliche Auflagen bringen es wiederum dem Fürſten, als dem Herzen zurück, ohne das darunter ein Glied vor dem andern in ſeiner Nahrung Anſtoß leiden darf.

Die Erfahrung zeiget uns, daß die Natur in ihrer Ordnung niemals irret. Betrachten wir den glücklichen Zuſtand der Churfürſtlichen Provinzen Sr. Königl. Majeſtät in Pohlen, ſo finden wir daß Deroſelben recht großmüthige Ausgaben alles darinn in einem ſo beglückten und ſo nahrhafften Stand ſetzen, daß niemand dißfalls ſeinen Mangel dieſem groſſen Monarchen beymeſſen kan, der nicht unrecht einer Quelle zu vergleichen, die von Gütigkeit, Großmuth und Wohlthaten nicht zu erſchöpfen iſt.

Wir ſehen alſo beydes aus der Natur und aus der Erfahrung, was die Umkehrung des Geldes in einem Land für groſſen Nutzen ſchafft.

Daß nun die Baukunſt vor allen andern Sachen das meiſte darzu mit beytrage, ſolches erhellet genugſam daraus, weil faſt keine Handwerker ſind, die nicht einiger maſen damit zu thun haben; dergeſtalt, daß dadurch einer unzählichen Menge von Menſchen Nahrung und Unterhalt verſchaffet wird. Denn alle dieſe Leute machen in einem Staat einen groſſen Theil der Unterthanen aus; und alle dieſe Leute müſſen ſich nähren, kleiden und fortbringen, vermittelſt des Geldes, das ſie durch ihre Arbeit verdienen. Da alſo auf ſolche Weiſe das Geld von einer Hand in die andre gehet, ſo wird dadurch der allgemeine Umlauff deſſelben ſtattlich befördert.

Nun iſt noch übrig allhier von der Churfürſtlichen Reſidenzſtadt Dresden und von dem darinn nunmehr glücklich zu Stand gebrachten Königlichen Oraniengarten, als derſelben gröſten Zierde, einige Erwehnung zu thun.

Es iſt ſonder Zweiffel der Hof Sr. Königlichen Majeſtät in Pohlen, einer der ſchönſten und prächtigſten die in der Welt geſehen werden. Die Groſſen daſelbſt ſchinen ſo viele Fürſten und ihre Pallaſte ſo viele beſondere Höfe zu ſeyn.

In allen Zimmern des Königl. Schloſſes ſiehet man einen ſolchen Reichthum an Koſtbarkeiten, Gerätſchafften und Kunſtwerken, daß man die Einbildung davon nicht weiter treiben kan. Verläßt man den Hof und durchwandert die Stadt,

Stadt, so bemerkt man in den grossen Strassen beynahe so viele Palläste als Häusser. Man siehet alle Plätze von Volk wimmeln, die Kaufleute in ihren Gewölbern, die Handwerker in ihren Werkstuben, und die Künstler bey ihrer Arbeit: ein jeder preiset die Freyheit seines Zustandes und die glückselige Regierung seines Königs.

Was soll ich weiter von dem unvergleichlichen Oraniengarten sagen, welchen jederman nicht anders, als mit äusserster Bewunderung, betrachten kann. Ohnerachtet solcher unter die Wunder unsrer Zeiten verdienet gerechnet zu werden, so ist er dennoch in den Augen des Königs nur ein kleiner Garten. (*) Alle Kenner der Baukunst warten mit einem ungeduldigen Verlangen auf die von Herrn Pöpelmann, Sr. Königl. Majest. in Pohlen Oberlandbaumeister, versprochene Abrisse dieses so wunder schönen Gebäudes, wo beydes die Natur als die Kunst scheinen alles zusammen getragen zu haben, um ein vollkommenes Werk zu machen.

Ihro Königl. Majestät liessen dieses vortreffliche Gebäude im Jahr 1711. in Grund legen; zu der Zeit als Dieselben das hohe Vicariat im H. R. Reich verwalteten. Dessen Fortgang war so schnell, als glücklich; und weil Sr. Königl. Majest. sich dessen mit eigner hoher Sorgfalt annahmen, so siehet man auch daselbst alles,

(*) So pflegten ihn der König zu nennen.

was nur die Künſte und Wiſſenſchafften Erhabenes und Schönes hervorbringen können.

Die Bogenwerke, die Gallerien, die Säle, die Cabinetter, ſind nicht allein nach der herrlichſten und ſinnreichſten Baukunſt eingerichtet, ſondern die dabey angebrachten Auszierungen, an Bildhauerkunſt, Mahlerey, Vergüldungen, Bruſtbildern, Aufſätzen, Erhebungen und dergleichen, nebſt dem Reichthum des allerſchönſten Marmors, der allenthalben in die Augen glänzet, ſetzen alle Kenner in die äuſſerſte Verwunderung.

Die Waſſerkünſte und Springwerke, die Caſcaden, ſamt den Grotten und Bädern, ſind von gleichmäßiger Kunſt; und geben zu erkennen, daß Se. Königl. Majeſt. nichts vergeſſen haben, dieſen Platz zu einem der annehmlichſten Luſtgärten in der Welt zu machen.

Die Erfindung des ganzen Gebäudes iſt von den heſperidiſchen Gärten genommen, von welchen die Poeten gedichtet haben, daß darinnen goldne Aepfel gewachſen wären, welche der Atlas unter ſeiner Aufſicht gehabt, Hercules aber mit ſich weggeführet hätte.

Man ſiehet deswegen allhier das Bild des Atlas, als des Aufſehers der heſperidiſchen Gärten, mit der Himmelskugel, oben auf der groſſen Treppen aufgeſtellt, Hercules erſcheinet dabey

dabey in ganzen Bildsäulen, Brustbildern, Cartuschen und Schlußsteinen; da er bald als ein Beschützer der Musen, bald aber als ein Held und Uberwinder der Völker bezeichnet wird. Verschiedene Masken der Flora und der Diana, als den Aufseherinnen der Blumen und Bäume, untermengen diese kunstreiche Abbildungen. Uberhaupt aber zielen alle diese Figuren dahin, daß Hercules die Oranienbäume der hesperidischen Gärten, in diesem entzückenden Auffenthalt überbracht hätte, welcher nunmehr Sr. Königl. Majestät, als dem Hercules unsrer Zeiten, zugeeignet ist. Was solte man nicht einem solchem Monarchen zu seiner Ruhe und Ergötzlichkeit widmen, der die Lust und die Liebe seines Volkes ist?

Geschrieben in [redacted].

II.

De variis Loeniorum familiis antiquis æque ac modernis, expoſitio brevis hiſtorica.

1727.

Fuit quondam gentis Loenenſis in Belgio nomen illuſtre, diffuſumque in multas familias. Verbum *Loen* originem trahit a verbo *Loo*, quod vetuſto Belgarum idiomate ſylvam denotabat. v. Mantelii hiſtoriam Loſſenſ. pag. 273. ubi hæc verba: *Gothofredus de Los &c. per literas Herckenrodano monaſterico dat facultatem conſtruendi foreſterium pro Sylva illarum Indonders Looz, quaſi dicas Dandinaria Sylva: Loo enim antiqua noſtra lingua ſylva eſt.*

Hinc Comites olim Loſſenſes vocabantur *Looz*: proprie *Lonei*: vel, prout lingua vernacula id enuncíamus, *Loheni*; uti ex diplomatibus & tabulis genealogicis ipſorum Comitum liquet. In matricula Imperii an. 1471. teutonico idiomate *Lonei* nomen obtinent. Latine Loſſenſes, vulgariter Loen. vid. hiſt. Loſſenſ. ſupra allegata. p. 52. It. Butkens Tropheès de Braband in tab. geneal. It. mappas geographicas; ubi Comitatus ſub nomine *Loen* communiter deſignatus, invenitur.

Nec

Nec confundant nos variantes hujus nominis lectiones: *Loon, Lohne, Lon, Lone, Lohen, Loe, Loes &c.* idem eſt, quod *Loen*; nam temporis, loci, inſignium ac documentorum habenda eſt ratio. Fuit hoc illis temporibus vitium commune, quod neglectis ſcientiarum ſtudiis, fere nulla in conſcribendis nominibus propriis ratio fuerit adhibita.

Regebantur ditiones hujus nominis ſub titulo Comitatus: omnes omnino totius Belgii, ſeu Germaniæ inferioris Comitatus, Lovaniæ, Flandriæ, Hollandiæ, Geldriæ, Juliæ &c. antiquitate præcellentes.

Originem ipſam Loſſenſium Comitum repetunt ſcriptores a Caroli Magni temporibus, & præſertim ab Ogero Dano, filio Regis Gotrici, Pari Franciæ ac Heroe incomparabili, qui omnium primus hæreditarius Loſſenſium Comes fuit. *Lootſia* vulgo *Loez* ſcribit *Lud. Guiccardini in deſcript. Belgii ex translatione Regneri Vitelli Zirizei* p. 503. habuit ſub titulo Comitatus perilluſtres aliquot & famoſos Principes; ceſſitque tandem Caroli Magni donatione Rogerio Dano, uni e Paribus Franciæ, quos Itali Palatinos dicimus: Pulcio, Bojardoque & Arioſto in Poematibus ſuis admodum celebratos. Idem affirmant Acta Leodienſium Principum, reſtante *Pontano hiſtor. Danica.* L. IV. Aquo exinde Ogerio originem ſuam repetendam

tendam habent Loſſenſes, ſive ut hodie ſcribunt Lonenſes Comites. *Pontan.* l. cit. Quæ vero pia antiquitas de hoc Ogerio finxit & quibus ejusdem facta ac fata fabellis & cantilenis comiſcuit, hæc *Thom. Bartholinus* filius, peculiari expoſuit commentario. *Hieronymus Tromba* e numero Romanzorum, Poeta Italus, quadraginta compoſuit cantus in honorem noſtri Herois, ſub titulo: *Danese Vgieri opera bella & piacevole d'Armi & d'Amore.* Extat & Chronicon lingua gallica conſcriptum, cui titulus: *Oger le Danois, Duc de Dannemarke, qui fut l'un des douze Pers de France, le quel avec le ſecours & ayde du Roy Charle maigne chaſſa les paiens hors de Rome & remiſt le Pape en ſon ſiege* &c. Par. 1583.

Rhytmi antiqui de Holgero Dano, ab Olao editi, ita incipiunt:

Gloria Danorum
Daniæque Decus,
Progenies Regum,
Dacus Holgerus,
Japheticæ prolis,
Gormoniæ ſereni
Propago vetuſta.
Danus Udgerus.

Fata & Mutationes illuſtris ac antiquiſſimæ hujus familiæ eleganter æque ac docte deſcripſit *Joannes Mantelius* in hiſtoria ſua Loſſenſi,

ſenſi, quam una cum diplomatibus edidit *Laurentius Robyns*, J. U. D. Leodii, 1717. Ad hiſtoriam Lonenſem ac Loeniorum familias faciunt & ſequentes ſcriptores: *Joan. Mantelii* ſtemma Comitum Loſſenſium, Tornay, 1655. Ej. tabula chorographica Principatus Leodienſis & Comitatus Loſſenſis, Amſtelod. 1639. Ejusd. Haſſeletum, ſeu totius hiſtoriæ Loſſenſis compendium, Lovanii 1673. *Fiſen* flores Eccleſiæ Leodienſis. *Chappeauville* ſcriptores Epiſcoporum & rerum Leodienſium. *Chronicon Trudenſe*, vulgo *S. Thron.* Supplement aux *Trophées de Braband* à la Haye, 1726. *Theſchenmacheri Annales Cliviæ, Juliæ, Montium, Marcæ, Weſtphaliæ, Ravensbergæ, Geldriæ & Zutphaniæ cum annot. Joan. Chriſt. Ditmari*, Fr. 1721. *Hiſtoire de Cambray & de Cambreſis* &c.

Major pars provinciæ Loſſenſis multis vexata bellis, Leodienſi cedebatur Eccleſiæ, Engelberto Epiſcopo, Anno 1361.

Extincta prole maſcula jus & nomen tranſit ad fœminas: fuerunt hoc ex numero familiæ illuſtres de *Duras*, *Agimont*, *Kumen*, *Heinsberg*, *Chinei*, *Dalenbruch* & *Corswaren*, quæ omnes ſe *Loez*, germanicè *Loen* ſcripſerunt, vid. Mantelii *hiſtoriam Loſſenſem. Trophées de Braband.* &c. &c.

Noran-

Notandi etiam hic ſunt liberi naturales ex Ludovico III. Comite Loſſenſi progeniti & inter hos Martinus de Loz, qui numeroſam ac nobilem reliquit poſteritatem. Fuit præterea Baſtardus Martinus, Dominus van der Lamen, qui virtute & prudentia ſi fratres non antecelluit, certe adæquavit, egregiiſque factis natalium diluit. Poſteri ipſius illo dominio fruiti; celebresque fuere, ſunt hodieque nobiles familiæ, quæ ad Martinum originem ſuam referunt. Habuit etiam Ludovicus Loſſenſium Comes & ſui nominis filium de quo apud *Mantelium in diplom.* pag. 45. hæc leguntur verba: Ludovicus Loſſenſis, filius noſter naturalis: Martinum vero Loſſenſem ſub equitis denominatione Paribus ſuis annumerat.

Præter hos, quorum propago directe ad familiam Comitum Loſſenſium refertur, alii etiam hujus nominis in Belgio claruerunt viri, nobilitate generis, virtute, prudentia, factisque egregiis celebres.

Clariores apud hiſtoricos hic breviter recenſeamus:

An. 1218. Joannis de Loon & Veen, ſcabinus fuit Duci Sylvæ. teſte *Butkens* Trophées de Braband. T. II. pag. 543.

An.

An. 1233. Gerhardus de Loen, præſens fuit cum Otto III. Comes Geldriæ in ordine 7. Arnhemium muris foſſis & privilegiis ſuis inſtruxit, quæ filius ejus Reinholdus ao. 1312. præſentibus Hermanno de Loen dynaſta, rata habuit. Teſchenmacher annal. pag. 495.

An. 1277. hat Herr Hermann von Loen, einer von Adel, den Grafen von der Mark gefangen bekommen, verwundet, und auf das Schloß Bredenvord gebracht. Stangefol. annal. circuli Weſtphal. pag. 380. it. Northof, chron. Marcan. T. I. it. Meibom. pag. 390.

An. 1319. Ducentas Marcas contulit Ludovicus Monaſterienſis epiſcopus Do. de Ahus ex parte Domini de Lon. *Nunningi Monum. Monaſterienſ. pag. 352.*

An. 1363. Otto Lonenſis, vir equeſtris deſignatus, Cliviæ Comiti in bello contra Reinholdum & Eduardum, Geldriæ Duces, Germanos fratres. Teſchenmacher, annal. pag. 236.

An. 1380. Gilles de Loen; uxorem habuit Johannam d'Aveloix & de Han, alias Aveloes, filia fuit Johannis Domini d'Aveloix ſur Sambre & Pair de Namur &c. quorum hæres fuit Gautier de Loen, qui terram Aveloenſem Domino Guilielmo Deſpon-

ſpontis vendidit. *Hiſtoire de Cambray & de Cambreſis* pag. 292.

Ao. 1433. Weſſelius a Loe cujus mentio fit apud *Teſchenmacher annal.* pag. 293. It. in *ejus codice diplom.* pag. 79.

Ao. 1450 Johannes a Loe, Itineris ſacri Hieroſolymitani, quod Johannes, Cliviæ Dux, ingreſſus fuit, ſocius. *ibid.* p. 302.

Ao. 1466. Johann von der Loe ſubſcripſit pacta dotalia Adolphi Ducis Juliacenſis, qui illum vocat unſern Haushofmeiſter. *ibid. cod. diplomat.* Num. 88.

Ao. 1489. Weſſelius a Loe cum pluribus antiquæ nobilitatis viris, præſens fuit, cum Joannes Cliviorum Dux roſam auream conſecratam, quam illi Innocentius VII. Pontifex Roman. transmiſit, exhibuit. *Teſchenmacher annal.* p. 321. cujus & mentio fit apud eundem. pag. 326. It. apud *Pontanum in hiſtoria Geldriæ* p. 616. It. apud *Stangefol. annal. Weſtphal.* Lib. II. p. 207.

Ao. 1505. Duo vivebant Gerhardi a Loen, qui ambo Coloniæ Abbates fuerunt S. Martini. Primus fuit ex familia Weſtphalica, præclaris virtutum dotibus præditus & regularis diſciplinæ promotor ſtrenuus; præfuit ſumma cum laude 41. annos, defunctus

ctus 2. d. Auguſt. 1547. Alter Gerhardus a Loen præfuit 12. annos, obiit 1570.

Ao. 1508. Johann van Loen ſigillum oppoſuit tabulis Ortwini Ravii Borkenæ. *Nuningii Monum. Monaſt.* p. 184.

Ao. 1542. Johannes de Loen, Concionator aulicus apud Comitem Benthemenſem fidelisque propagator Evangelii. *Hammelmann hiſt. eccleſ. de renato Evangel. in Comitatu Benthemenſi* p. 784.

Ao. 1583. Gerhardus a Loen, Deputatus ad ſtatus Hollandiæ Ordinum generales. *Meteranı* Niederländiſche Hiſtorien. p. 576.

Ao. 1608. Sebaſtianus a Loen, de Ord. confœd. ad pacem. *Caſp. Ens, hiſt. belli civil. in Belgio* XXVIII. p. 459. Id. *Meranı* Hiſtorie T. II. p. 510.

Inter equites teutonicos numerantur die von Loe: it die Herren von der Loon. v. *Venator* teutſcher Ritterorden. p. 479.

Inter Brabantiæ Nobiles & Vaſallos: Hermann & Marcille de Loen. *Butkens* Trophées de Braband. T. I. p. 223.

Inter epueſtris proſapiæ Virgines quæ Sacrum ordinem in clauſtro Borckenſi am-

plexæ ſunt; Anna a Lhonen. *Nuningii Monum.* pag. 213.

Dantur præterea & alii qui ſe Dominos a Loen a dynaſtiis quibusdam hujus nominis & prædiis nobilibus ſcribunt, ex. gr. Barones ab Irmenſel, dicuntur Domini de Loen op Zant apud Herzogenbuſch; & Domini de Perſyn eodem utuntur titulo ab amœniſſimo hujus nominis prædio Amſtelodamum inter & Ultrajectum ad Vechtam ſitum: ſunt etiam in Geldria & in Weſtphalicis ditionibus varia hujus nominis loca. Ex. gr. *Burchloen*, latine *Loſcaſtrum* ſedes quondam Comitum Loſſenſium: *Tongor-Loen, Loenhout, Loonen, Luenen* &c.

Reliquæ hujus nominis familiæ adhuc viventes partim ſubſiſtunt in Hollandiæ provinciis Amſtelodami, Delphi, Neomagi, Arnhemii, partim in Weſtphalia, ubi Domini de Loe, dicti Barones in Wiſſem, Domini de Loon variis in locis, partim in civitate Leodii, ubi tria adhuc Loeniorum ſtemmata reperiuntur.

1) Domini de Loen, dicti de Bruſſe &c. *Recueil heraldique des Bourgemeſters de la Cité de Liege* pag. 214.

2) Domini de Loen, dicti de Kemexhe, ibid. pag. 360.

3) Do-

3) Domini de Loen, dicti Barones de Corswaerem, qui ultimi nempe ab antiquis comitibus Loſſenſibus recta deſcendunt linea. *Vid. Deſcente genealogique de la tres ancienne, tres noble & tres illuſtre maiſon de Looz Corswaerem & de Nyel &c.* Butkens Trophées de Braband, ſupl. T. II. pag. 49.

Reſtat Familia Loenenſis Francofurti ad Moenum propagata. Matthiam pro capite ſui ſtemmatis agnoſcit, qui ſub fine vixit ſæculi 1400. Gerardo Filio hærede, anno 1552. Conſule, in urbe tunc Hanſeatica, Venloa. Chartarum ac Documentorum, quorum Juſtus a Loen, Gerhardi abnepos, in ſua ultimæ voluntatis declaratione, mentionem fecit & quæ hujus rei lumen accendere potuiſſent, bellorum ac temporum injuria pro parte fuerunt perdita ac diſperſa (*).

(*) In memorali ultimæ voluntatis Juſti a Loen ſub anno 1650. hæc leguntur verba: Ueber die lieggende Gueter in Venlo und dorumber, findet ſich in der eyſeren Caßa drouge dem eiſenen Kiſtel mit eiſeren Banden beſchlagen und einem geſchilderten Kiſtel aller Beſcheit ... dieweil ich nicht finden kan daß ſolche Gueter einiger Zeit proſtituret hetten, als finde vor rhatſam, daß man ſolche alle verkaufſe, ohne etwas zu behalten .. vermache von allem was davon kommen wird, den vierten Theil zu Dienſt der Armen, zu Erbauung und Erhaltung Kirchen und Schulen. In dem binnenen Kiſtel, off der Erden ſtehend, finden ſich allerhand Anti-

Quite

Haud tamen Inquirentibus dubium hæret, quin illa parem cum Baronibus a Corswaerem habuerit originem: Extant hujus rei documenta præſtantiſſima, tam ratione nominis ac inſignium quam ſplendoris Familiæ ac patriæ Majorum. Fuit enim

1) Avorum nomen a Loen, quod primus hujus ſtemmatis pater, Matthias, ante 250. an. ad poſteros ſuos transmiſit immutatum.

2) Edunt hujus Familiæ inſignia proſapiæ antiquæ documenta certiſſima: Vidimus enim ex eorum laciniis, vulgo Helmdecke, eosdem emicare colores, aurum nempe & mimium; quibus olim ipſorum Comitum decorabatur inſigne: Inprimis galeæ diadema tortile eſt, vulgo Wulſt, Gallicé *Bourlet* faſces rubeas aureo tinctas oſtendens, quales olim antiquorum Comitum Loſſenſium inſignia exhibuerunt. Scutum eſt quadripartitum: In prima & quarta area, ſolo argenteo, pelles ſpectantur hermionicæ, quales etiam Dominorum a Corswaerem oſtendunt inſignia, qui, uti jam monuimus, originem ab ipſis Comitibus Loſſenſibus petunt; ſecunda & tertia area exhibet pentaphylum rubrum in ſolo aureo quo-

quitäten und Sachen, ſo durch den Liebhaber können durchſucht werden. Sed dolendum! plurima hæc Familiæ Loenianæ Francofurtanæ documenta non ad poſteros perveniſſe.

quorum tria gerunt Domini de Loen de Kemexhe: alii his adjungunt ſpicas tres flavas in ſolo aureo, ſive, ut alii putant, tres clavas ex inſignibus Dominorum de Loen de Bruſſe de Melie, & de Velroux. Pro timbro ferunt duas ſpicas inflexas, globulis tribus interpoſitis; quibus diverſis ſignis diverſæ Familiarum denotabantur lineæ. *Vid. Origine des ornemens exterieurs des Armoires.* p. 47. Quæ documenta ſatis ſunt authentica, familias hujus nominis Leodienſes cum Venloenſibus unam eandemque trahere originem.

3) Majores hujus familiæ patriam cum aliis nominis iſtius gentibus, communem habebant: Commemorabantur enim in Geldria, poſſidebantque varia in Venloenſis urbis vicinia agros & prædia: e. g. Sevenhemii Schanloæ, Cronenburgi. Sicut teſtantur variæ hujus rei literæ, contractus emtionis & locationis, imprimis documentum antiquiſſimum ab an. 1468.

4) Quibus argumentis accedunt circumſtantiæ: Fuerunt enim hujus familiæ Majores ex primariis in civitate tunc Hanſeatica Venloa: ſplendore, dignitate, opibus & rerum publicarum cura ſpectatiſſimi; nec ignorant hiſtoriarum periti, res tunc temporis in Brabantia poſt mortem Caroli Burgundici ita turbatas fuiſſe, ut complures ex

partibus nobilium, ſecuritati publicæ haud credentes, ad loca munita ſe receperint, ibique cauſæ communi & privatæ melius conſulere putabant; nec ipſius, nec familiæ dedecori habebant, muneribus publicis ac magiſtratu fungi (*): Temporibus in primis bellicoſiſſimis, quibus libertatis ſtudium omnes incendit Belgarum animos. Fuit porro Venloa Urbs Hanſeatica, an. 1563. cum ſtatibus Hollandiæ liberis conjuncta; ab Hiſpanis vero ſub Parmenſi Duce anno 1586. obſeſſa, & ſub conditionibus tradita; quas inter alios, Sebaſtianus a Loen, ad hoc negotium deputatus, ſubſcripſit. Sed turbatis poſt in urbe rebus, ac fatalibus exortis circa religionem motibus, Loenenſis familia, proteſtantium doctrinæ addicta alia conſilia quærenda ſibi putabat; Coloniamque petiit primo, poſt Francofurti ad Moenum propagavit Genus.

5) Majorum hujus ſtemmatis ſucceſſio non interrupta, qualis illa ex chartis & documentis uberrimis apud poſteros aſſervatis videri licet.

Ma-

(*) Quod dignitates ſenatoriæ in civitatibus Belgicis nunc tempore nobilibus fuere collatæ de hujus rei certitudine teſtimonia affert la Roque in ſuo tractatu de nobilitate Cap. 92. *Du droit de Bourgeoiſie & de Mairie & comme pluſieurs & communautés ont affecté la nobleſſe en leurs maires, Conſerveurs & Bourgemeſtres.*

Matthias, vulgo Theis vivebat circa annum 1490.

1552. Gerhardus a Loen, Conſul in urbe Venloa.

1583. Gerhardus a Loen Deputatus ad Status Hollandiæ Ordinum generales.

1585. Idem Senior Scabinorum.

1586. Frater ejus Sebaſtianus a Loen, Deputatus fuit ad Parmenſem Ducem, ut de articulis, quibus illi urbs Venloa traderetur, componeret, quos tractatus & ipſe ſubſignavit d. 28, Jul.

1608. Idem delegatus ex ordine Confoederatorum ad pacem: teſte Caſp. Ens de bello civili L. 28. Id. Meteran. T. II. pag. 510. obiit.

1610. Gothardus a Loen, heres prædiorum Sevenhemiorum ex teſtamento patruelis ſui Gothardi, Uxorum habuit Annam de Lumen, generoſæ propaginis & indolis fœminam.

1660. Obiit Iuſtus a Loen qui patriam per tot motus bellicos exantlatam ac deſtructam relinquens, primus ſedem fixit Francofurti ad Moenum, ubi negotium ſuſcepit magnum & copioſum. Viennæ inter Argentarios, vulgo Niederleger, quos Leopoldus Imperator nobilitavit, ex primariis.

1703. Obiit Francofurti Joannes a Loen qui magna Commercia patris, aſt impari ſucceſſu, continuavit. Fata habuit inimiciſſima; vir alias prudens & rerum gerendarum capaciſſimus. Ex prædiis tam in Geldria quam in terris Wetteraviæ ſitis haud lucri capiens, premebant illum peſtis Viennæ, ac armorum tam in Hungaria quam in provinciis rhenanis furor. A domeſticis ſuis, ab amicis, a proximis, prævaricatus, oppreſſus, deſtructus.

Inter liberos II. quos reliquit duo tantum filiorum, Michael nempe & Paulus a Loen propagaverunt genus: primus Francofurti, alter in Sileſia; ultimo ad huc ſuperſtite.

III.

Das Misvergnügen.

Es gibt gewiſſe verzärtelte Gemüther, die durch den Genuß einer langen Glückſeeligkeit über die geringſte Wiederwärtigkeiten auffahren, und welche deswegen allen Leuten ihr Misvergnügen mittheilen wollen; die Leidenſchafften machen mehr Unglückliche in der Einbildung als ein würckliches Ubel Unglückliche in der That?

Man

Man ſiehet ſich öffters in dem Genuß der vornehmſten Glücksgüter, wenn man von Seiten ſeiner Gemüthsregungen am meiſten zu beklagen iſt. Man ſuchet ſein Vergnügen auſſer ſich, ja man ſehnet ſich nach gewiſſen Dingen, die, wenn man ſolche erlanget, uns in dem Genuß alle Freude benehmen.

Die meiſten Menſchen wären vielleicht glücklich, wann ſie ſich ihres Glücks recht zu bedienen wüſten; und wann ſie dasjenige nicht für ein Unglück hielten, was ihren Begierden widerſtehet, ihren Eigenwillen bricht und ſie klug machen könnte, wann es ihnen anders darum zu thun wäre.

Wie wenig bedarff ein Weiſer um vergnügt zu ſeyn! Und wie viel müſte ein Reicher entbehren, um ſo glücklich zu werden!

Was nutzen uns die Güter des Glücks, wann ſie unſre Ruhe ſtöhren? Wann ſie uns mit tauſend Sorgen plagen? und wann wir unter der Laſt ſie zu erhalten und zu vermehren zu Boden ſincken? Elender Genuß! der uns leiden macht. Unſchätzbare Reichthümer! die uns die Weisheit ſchencket und zu welchen nichts als ein gutes Gewiſſen und ein ruhiges Gemüth erfordert wird.

Der allein iſt glücklich, der mit ſeinem Zuſtand zufrieden lebet, der die Güter, die er beſitzet, ver-

nünftig zu gebrauchen weiß, und derjenigen entbehren kann, die ihm mangeln.

Die Güter des Glücks erlanget man zufälliger Weise; die Güter der Natur aber findet man allenthalben: man erlanget sie ohne Mühe und besitzt solche ohne Sorgen. Ein Weiser kann das Nöthige erwerben und das Uberflüßige entbehren. Er ist eben so groß in einer niedrigen Schäfer-Hütte, als in einem grossen Pallast. Der äusserliche Glanz kann ihm nichts geben, und das Glück nichts nehmen. Seine Güter sind ihm eigen und die Quelle, woraus sie fliessen, verseiget nie, weil sie ihren Ursprung in GOtt hat. Er ist immer reich, immer glücklich, immer vergnügt. Seine Demuth halt ihn von hohen Dingen und grossen Unternehmungen zurück. Er weiß, daß man darzu selten ohne Gefahr gelanget, solche nie ruhig besitzt, noch ohne Verdruß verliehret. Er genießet das gegenwärtige Leben in Ruhe und fürchtet sich nicht vor dem Zukünftigen. Er weiß, daß ein Geist, der aus GOtt ist, sich nirgend hin, als nach seinem Ursprung kehren kann.

Unselige Zärtlichkeit! schädliche Empfindungen! die unsre Begierden nagen und uns bereden wollen, daß wir das Gute liebten. Wäre es etwas Gutes, so würde es unser Herz beruhigen, unsre Neigungen empor ziehen, und das Feuer unsrer Leidenschafft tödten.

Arm-

Armseliger Verstand! du mehrest unser Leiden; du bist sinnreich, uns mit unzehligen Bildern zu quälen. Du reitzest unser Hertz durch die Vorstellung des Schönen und Guten. Warum lässest du uns nicht auch die Wirckung davon empfinden? Was hilfft es uns, wenn wir die Tugend und die Weisheit lieben, wenn wir solche doch nicht erlangen noch uns Meister von unsern Begierden machen können?

Was nutzen uns die Wissenschafften, da sie uns doch nie eine Sache recht im Grund ensehen lassen, und uns, wie der Weise sagt, nur Grämen und Nagen des Geistes verursachen? Was hilfft uns alles Wissen, wann wir nicht wissen, wie wir uns vergnügen sollen?

Es bleibt uns so viel verborgen, daß dasienige, was wir wissen, dagegen so viel als nichts heisset. Man sucht Weisheit, und findet sie da am wenigsten, wo man sich darauf das meiste einbildet.

Die Freyheit, die Gesundheit und ein vergnügter Muth, scheinen mir in der Welt noch die gröste Güter zu seyn, und dennoch achtet man sie am wenigsten. Man macht sich damit nicht groß, wenn man sie besitzet, und ist doch niemals kleiner, als wenn sie uns fehlen.

Alles scheinet mir zweydeutig und widersprechend. Ohne Geld und Güter kann man nicht leben

leben, und dennoch machen sie uns nichts als Sorgen und Unruhe. Man ist übel daran, wenn man arm ist, und ist doch eben so wenig vergnügt, wenn man reich ist. Wir können die Reichthümer weder verdienen noch erhalten. Eine Eigensinnigkeit des Glückes, oder besser zu reden, die Zufälligkeit gewisser Umstände, giebt solche ohne Wahl; und andre dergleichen zufällige Umstände berauben uns derselben wiederum, ohne daß wir durch Weisheit das eine erlangen und das andre verhindern können.

Warum kostet es doch so viel ein wahrer Weise zu werden? Ich bin bös auf mich selbsten. Ich hasse mich, daß ich hier so wenig, wo nicht gar keine Fortgänge mache. Wird dann darzu noch mehr erfordert, als daß man das Gute liebet? Es muß wohl folgen, dann so viel ich mich selbst prüfen kann, so gehe ich aufrichtig in die Sachen ein. Ich will, und will immer, und doch bleib ich wie ich bin: unruhig, empfindlich, misvergnügt, wanckelmüthig, schnell, hitzig, voller Eiffer und voller Anschläge; und dieses alles bey täglich neuen Entschliessungen, dieses nicht zu seyn. O wie schwer ist es Herr über sich selbst zu werden! Arme Philosophie! Kanst du dann keine bessere Menschen machen! Doch, du bescheidest dich, du kennest deine Schwäche, du weisest mich selbst zu der Religion, als zu einem höhern Licht. Ich will dir

folgen

IV.

Epicuriſche Sittenlehre die beſte.

Ipſam voluptatem putavit præmium
Epicurus extra omnibus laboribus
Mortaliumque tendere huc bona omnia
Ac ne ob voluptatem improbam hanc laudarier.
Quis crederet, moderatus & caſtus fuit,
Dum vixit ille, dogma moribus probans.

Georg. Nazianz. Iamb. 12.

So iſt es, mein Freund, ich bin ein Epicurer; ärgern ſie ſich nicht darüber. Ich denke bey dieſer Secte noch ein recht guter Chriſt zu werden. Das Chriſtenthum iſt aller Heucheley zuwieder; wo findet man aber ehrlichere und aufrichtigere Leute, als unter den Epicurern? Sie ſind wie ſie ſind. Sie verſtellen ſich nicht; ſie erkennen ihre Schwachheiten; ſie bemühen ſich dieſelbe zu verbeſſern und die Laſter durch Mäßigkeit und Tugend zu überwinden. Das Chriſtenthum will eben dieſes. Die Epicurer ſind artige gefällige Leute, die jedermann ſuchen mit Liebe und Freundſchafft zu begegnen. Solten nicht die Chriſten eben ſo ſeyn? Sie ſuchen ihre Wolluſt in ihrem Vergnügen; ihr Vergnügen aber beſtehet in der Weisheit und in der Unſchuld. Was iſt dem Chriſtenthum gemäſſer? Sie lieben die Ruhe, den Frieden, die Ordnung, und ſtreben nach allem was ſchön

und

und gut iſt. Was kann erbaulicher ſeyn? Sie üben den Verſtand in guten Betrachtungen, in Künſten, in Wiſſenſchafften, und in lauter ſolchen Dingen, die zur Verherrlichung des Schöpfers dienen. Auch dieſes geziemet ſich vollkommen für einen Chriſten.

Es iſt wahr, daß Epicurus, als ein Heyde, in der Erkänntniß des wahren GOttes nicht weit gekommen war. Er vermochte es aber nicht: GOtt hatte ſich ihm nicht, wie uns, zu erkennen gegeben; allein, deſto mehr war er zu bewundern, daß er bey einer ſo dunkeln und verwirrten Erkänntniß, die er von dem göttlichen Weſen hatte, doch nichts deſtoweniger weiter kam als wir; die als unnütze Knechte des HErrn Willen wiſſen, ohne ihn zu thun.

Epicurus glaubte keine Götter; war er aber deswegen gottlos? War unſer groſſer Leibnitz deswegen kein Chriſt, weil ein paar italianiſche Schiffer, die ihn von Genua überführten, ihm bey entſtandenem Sturm den Roſencranz nicht in den Händen ſahen, und deswegen ausriefen: Non é Chriſtiano. Epicurus hatte die Thorheit des Aberglaubens und der Abgötterey ſo gut eingeſehen, als einer der alten Weltweiſen. Was Wunder, daß man ihn deswegen verketzerte? Thut man dieſes nicht auch noch heut zu Tage? Wie offt heißt es: Man glaubt nicht an unſern lieben HErr GOtt, weil man gewiſſe Ceremonien nicht mitmacht, oder nicht alle Träume-

reyen

reyen der Pfaffen für heilige Warheiten annehmen will.

Epicurus ſahe wie unwürdig und abſcheulich man der Religion misbrauchte, da man ſich nicht ſcheuete die ſchnödeſte Dinge unter dem Schein des Gottesdienſtes auszuüben, alſo, daß er wohl mit Recht ausruffen konte:

Religio peperit ſceleroſa atque impia facta.

Gaſſendus (*), der groſſe Vertheydiger dieſes ehrlichen Mannes, hatte deswegen Urſache anzumercken, daß Epicurus mit nichten als ein Feind der wahren Religion zu betrachten ſey, da er vielmehr, weil er ſolcher aufrichtig nachgeſtrebet, die falſche Vorſpiegelungen und Betrügereyen, die auf lauter Gottloſigkeit hinaus liefen, vernünftig verabſcheuet hätte.

Quare Religio pedibus ſubjecta viciſſim
Obteritur; nos exæquat victoria cœlo. (*)

Sehen Sie, mein Herr, in welchem Sinn ich ein Epicurer bin. Ich will auf alle groſſe Meynungen Verzicht thun und ruhig leben. Ich will den tollen Heldengeiſt verachten, den der Hochmuth zeuget; ich will nur darauf befliſſen ſeyn, als ein ehrlicher Mann durch die Welt zu kommen; und dieſes ſo gemächlich, ſo angenehm

(*) De Vita & Morib. Epicuri. L. IV.
(*) Lucret. L. I.

nehm und mit einer ſo reinen Wolluſt als es immer die Regeln der Ordnung erlauben, denen ich mich unterworffen erkenne. Was nutzet Verſtand und Witz und Klugheit, wenn ich dadurch meinen Zuſtand nicht verbeſſere und mein Leben glückſeliger mache? Der Endzweck aller Menſchen iſt, daß ſie gerne gute Tage haben und ein vergnügtes Leben führen mögen. Warum ſollte ich heucheln, daß ich auch ſo geſinnet wäre? Laſſet uns aufrichtig ſeyn, wann es Ihnen beliebt: Die Scheinheiligkeit und die Verſtellung ſchicken ſich gar nicht für einen ehrlichen Mann; ein Chriſt aber muß ein ehrlicher Mann im vollkommenſten Grad ſeyn. Er muß die Wahrheit lieben und allen Grimaſſen feind ſeyn.

Ich nehme alſo die guten Tage ganz gerne an, wenn ich ſie haben kann. Warum wollen ſie mir ſolche verdächtig machen? Wäre ich nicht undanckbar gegen GOtt, wann ich mich nicht dabey erfreuen und vergnügt ſeyn wolte: Ich denke vielmehr:

Deus nobis hæc otia fecit.

Ich wünſchte ihm dafür recht danckbar zu ſeyn, ich meyne immer ich wäre es nicht, wann ich nicht auch vergnügt bin.

Es iſt Winter; ich kann das Vergnügen der Landluſt nicht genieſſen. Ich ſitze dagegen an einem Caminfeuer, mit ausgeſtreckten Füſſen und mit einem Buch in der Hand. Der Kopf

iſt

ist auf einem Lehnsessel in einer Ecke, zwischen zwey sammeten Küssen, weich eingeschlossen. Eine Pfeiffe Knaster bey einem Schälgen Thee ist hier das Labsal eines philosophischen Grillenfängers, der auf einem so gemächlichen Sitz seinen Gedanken freyen Lauff lässet, und die Thorheiten der Menschen belacht, die aus Begierde nach eingebildeter Ehre und nach grossen Schätzen sich aller Annehmlichkeiten dieses Lebens berauben, da sie es doch meistentheils eben so gut und so gemächlich haben könnten, wie ich.

Es giebt Leute, die sich einbilden, die Tugend bestünde in einem rauhen, ernsthafften und schwermüthigen Wesen. Diese Anachoreten machen GOtt zu einem ordentlichen Tyrannen; sie glauben, er hätte ein eignes Vergnügen uns leiden zu sehen; sie halten es deswegen für eine christliche Nothwendigkeit, sich aller zeitlichen Güter zu begeben und mit Fleiß sich zu quälen. Beydes, die Sprache der Natur als der Religion, sind bey mir ganz anders. Ich finde darinnen lauter Regeln zur Glückseligkeit, zur Gemüthsruhe und zu einer vernünftigen Freude. Alles, was übertrieben ist, entfernet sich von dem Ziel der Natur und der Religion. Die Tugend ist einfältig, und die Weisheit gründet sich auf Warheit und Unschuld: sie liebet die Freyheit, und hasset alles gezwungene Wesen. Socrates, Plato und Epicur gefallen mir deswegen weit besser, als Aristoteles, Zeno und Seneca. Die ersten suchen ihr Vergnügen in den wirklichen

Empfindungen der Weisheit, die andern in blossen Künsteleyen und Nahmen. Aristoteles insonderheit war ein blosser Grillenfänger; er hatte eine Freude an den Subtilitäten seines Gehirns. Es waren bey ihm nichts als Spinneweben, darinnen sich die kleine Geister wie die Mücken fiengen, und welche zerrissen, so bald man sie anührte. Zeno hatte grosse Eigenschafften. Er war der Stiffter der stoischen Secte; und dabey ein weiser und ehrlicher Mann; allein seine schwarze Galle verbitterte seine Tugend mit einem allzu gezwungenen Wesen. Er kannte wohl ihre strenge Ernsthafftigkeit, aber nicht ihre natürliche Einfalt und Annehmlichkeit. Seneca stach ein wenig auf einen Heuchler. Er war bey allem Besitz der Reichthümer stets mißvergnügt und verdrießlich; was hätte er nicht gethan, wenn er wäre arm gewesen? Hätte er gewußt, was man mit dem Geld machen soll, so hätte er nicht von der Verachtung der Reichthümer geschrieben, und solche doch stets zu vermehren gesucht.

Die Epicurer übertraffen also in der Kunst vergnügt zu leben die Stoicker weit; sie erkannten beyde, daß die Unglückseligkeit der Menschen von der Hefftigkeit und Unordnung ihrer Begierden herrührte. Jene suchten deswegen solche zu mäßigen und in Ordnung zu bringen; diese aber wolten solche gar ausgerottet wissen und sich zu unempfindlichen Menschen machen. Jene traffen es am besten an: sie sahen daß der

Mensch,

Menſch, vermittelſt dem Gebrauch ſeiner Vernunft, wohl ſeine Handlungen nach gewiſſen Regeln der Weisheit einrichten und dadurch ſeine Begierden im Zaum halten könnte; ſie empfanden aber auch zugleich, daß der Menſch doch ſeine ganze Natur nicht verändern, noch vielweniger die Menſchheit gar auszuziehen vermochte; ſie machten ſich alſo ſolche Regeln, welche die Natur des Menſchen anzunehmen fähig war. Da im Gegentheil die Stoicker die Sache übertrieben und alles in die bloſſe Einbildung arbeiteten: ſie wolten dem Körper die Empfindlichkeit benehmen, die doch eine Wirkung des Lebens iſt: Sie meynten durch die Stärke ihrer Einbildungskrafft ſich das Gefühl der Schmerzen zu benehmen, wann ſie auch gleich in einen glüenden Ochſen geworfen würden. Allein ſie vergaſſen bey dieſen Regeln die Menſchheit. Es war ein ſchöner Gedanke, der nur den Verſtand beluſtigte, wann der Körper nicht leiden müſte.

Epicurus ſahe demnach die Sachen viel beſſer und aufrichtiger ein. Er ſahe, daß es ein bloſſer Betrug war, wann ſich die Vernunft ſo viel heraus nahm, daß ſie ſich ſchmeichelte, alle Empfindungen der Sinnen zu unterdrücken. Er ſuchte ſie deswegen weder zureitzen noch unordentlich zu befriedigen; ſondern ihnen eine ſolche Art des Vergnügens zu geben, wie es die Beſchaffenheit eines vernünftigen Weſens mit ſich bringet. Weil nun alle Laſter und wilde Begierden dem ruhigen Beſtreben eines vernünftigen Weſens

zuwider ſind, ſo erkannte er bald, daß man in allen Stücken der Tugend folgen müſte, wenn man anders vergnügt, das iſt, glückſelig leben wolte. Da nun aus der Uebung der Tugend bey ihm ein wahres und ſüſſes Vergnügen entſtund, ſo nannte er dieſes Vergnügen eine Wolluſt. Der vortreffliche Herr von Haller hat dieſes in folgenden Verſen nach ſeiner ihm beywohnenden Scharfſinnigkeit ſehr nett ausgedruckt:

O Schooskind des Geſchicks, erleuchter Epicur!
Du fandeſt nur zuerſt der wahren Tugendſpur.
Nicht jenes Wahngeſpenſt, das Zeno ſich erdichtet,
Das nur auf Dornen geht, zum Elend ſich verpflichtet;
Die Welt zum Kerker macht, mit Müh ſich Quaal erkieſt
Und unerträglicher als alles Uebel iſt.
Nein, nein, ſie ſcherzt mit dir in deinen ſtillen Gärten,
Sie gab dir Luſt und Ruh zu ewigen Gefährden;
Sie theilte jedem Stand ſein eigen Glücke zu:
In der Geſundheit Luſt, und in den Schmerzen Ruh.
Wie Bienen ſüſſen Safft aus herbem Wermuth tragen,
So brauchteſt du zur Luſt, worüber andre klagen.
Du nahmſt mit gleichem Aug was die Natur dir gab,
Die Schmerzen mit Gedult, die Wolluſt freudig ab.

Und

Und lieſſeſt ohne Wunſch in ſtetigem Genieſſen
Dein Leben ungezehlt, nach ſeinem Ende flieſſen.
Ihr, die den Weiſen haßt, weil er euch übertrifft,
Speit nur auf ſeinen Ruhm der Mißgunſt ſchwaches Gift.
Die Tugend, die er lehrt, gefällt der wildſten Jugend,
Und ſeine Wolluſt iſt ſo keuſch als eure Tugend. (*)

Die Wolluſt des Epicurs war alſo nicht minder rein als die Tugend der Stoicker. Beyde traffen darinnen mit einander überein, daß der Menſch durch nichts anders vergnügt und glücklich werden könnte, als durch die Ausübung der Tugend. Nur hatten die Stoicker keine ſo edle Einfalt und Aufrichtigkeit wie die Epicurer. Sie hatten mit ihrer Einbildung zu viel zu thun, weil ſie ſtolz waren und ſich mehr Stärke als andre Menſchen anmaßten. Ihre Lehrſätze waren hart, rau, und lieffen wider die Menſchheit: der Epicurer ihre aber waren der Natur gemäß: ſie ſuchten ſolche nicht zu verderben und auszurotten, ſondern nur edler, reiner und vortrefflicher zu machen.

(*) Dieſe Verſe ſtehen nicht in den gedruckten Werken dieſes berühmten Dichters, ſondern ſind einem guten Freund, als ein Zuſatz zu p. 52. nach den Worten: **Und wird nicht ungern ſterben,** von demſelben mitgetheilet worden.

Ich leſe den Seneca gar gern: ich bewundre ſeine Scharfſinnigkeit, ſeine erhabene Art zu denken und ſeine Sätze, die voll des feinſten Witzes ſind; allein die Gedanken verflattern, die Handlungen aber machen des Menſchen Glück und entſcheiden ſeine Güte. Seneca klaget immer bey ſeinen Reichthümern. Die Armuth würde ihn noch viel weniger getröſtet haben. Das Vergnügen hätte beydes ſeinen Schätzen, als ſeinen Wiſſenſchafften, erſtlich den rechten Werth gegeben.

Wie ſchön prediget nicht dieſer Weiſe? Neceſſario ille magnus apparet, qui nunquam malis ingemuit, nunquam de fato ſuo queſtus eſt, fecit multis intellectum ſui & non aliter quam in tenebris lumen effulſit: advertitque in ſe omnium animos, cum eſſet placidus & lenis & humanis divinisque rebus pariter æquus. Habet perfectum animum ad ſummam ſui adductus, ſupra quam nihil eſt niſi mens Dei, ex qua pars & in hoc pectus mortale defluxit: quod nunquam magis divinum eſt quam ubi mortalitatem ſuam cogitat & ſcit in hoc natum hominem ut vita defungeretur, *nec domum eſſe hoc corpus ſed hoſpitium & quidem breve hoſpitium* quod relinquendum eſt, ubi te gravem eſſe hoſpiti videas. Maximum argumentum eſt animi ab altiori venientis ſede, ſi hæc in quibus verſatur humilia judicat & anguſta, ſi exire non meruit, ſcit enim quo exiturum ſit, qui,

qui, unde venerit, meminit. &c.(*) Solte man nicht denken, Seneca ſey ein Apoſtel des Evangelii geweſen? Allein, man fand überaus viel an ſeiner Aufführung auszuſetzen. Er gab der Satyre ſo viel Stoff, als dem menſchlichen Geſchlecht gute Lehren. Ueberhaupt ſcheinen mir die Stoicker eine Art unſrer heutigen Pietiſten zu ſeyn, die alles zu ſtark in die Einbildung treiben, und mittlerweile, daß ſie im Geiſt geſchäfftig ſind, den Leib der Sünde überlaſſen. Sie ſchicken ſich vortrefflich zu Scheinheiligen und Heuchlern. Kommen ſie zu hohen Würden und Ehrenſtellen, ſo werden ſie das Anſehen der Helden und der Weiſen davon tragen und die ganze Welt durch ihre Verſtellungen hinter das Licht führen.

Ich liebe ein natürliches Weſen und ich glaube, daß ſolches meinem groſſen Schöpfer und Erhalter auch beſſer gefällt, als der Zwang einer Weisheit, die ſich gegen die Natur empöret, und die nicht von ihm herkommt. Ich weiß, daß er die Aufrichtigkeit und die Einfalt liebet, und daß er im Gegentheil nichts ſo ſehr als den Hochmuth und die Einbildung der falſchen Weiſen haſſet.

Ich halte GOTT durchaus für das allergütigſte und liebreicheſte Weſen. Ich bin gewiß, daß er uns ordentlicher Weiſe kein Leiden verurſacht, ſondern daß die Schmerzen und die Leidenſchafften, welche unſer Leben beſchwerlich und

(*) Sen. Flores. p. 211.

unglücklich machen, insgemein nur die Folgen unſerer Schwachheiten und Unordnungen ſind; und daß, wo er ja aus beſondern Abſichten uns zuweilen Leiden macht, ſolches nur als eine Art der Züchtigung zur Beſſerung, oder als ein Heilsmittel zur Geneſung zu betrachten iſt. Ordentlicher Weiſe aber geſchiehet ſolches nicht; das Gute wirkt die Glückſeligkeit, das Böſe aber ziehet ſeiner Natur nach, allein das Böſe nach ſich.

Man bilde ſich alſo nicht ein, daß man den Gütern der Welt feind ſeyn müſte, um wohl mit GOtt zu ſeyn. Nein; man muß vielmehr das Gute in allen Geſchöpfen lieben, um den Schöpfer dadurch zu verherrlichen. Warum ſolte man mir den Genuß eines Guts verdächtig machen, ſo lang ich darinnen eine Beziehung auf GOTT finde? Der Gebrauch allein macht eine Sache böſe, und wir haben insgemein ſehr falſche Begriffe vom Guten, weil wir ſie aus unſerm eignen Herzen hernehmen, welches im Grund verdorben und mit Vorurtheilen und Affecten eingenommen iſt. Wir werden deswegen auch am meiſten von ihm ſelbſt betrogen, weil es mit ſeinen verkehrten Abſichten allezeit durchdringen will und zu dem Ende dem Verſtand ſo vielerley falſche Bilder vorzugauckeln weiß, daß ihm dadurch die Freyheit richtig zu urtheilen und zu wählen benommen wird.

V.

Der Pyrrhonismus.

Pyrrho, ein griechiſcher Weltweiſer, war der Stiffter der ſogenannten Scepticker, oder Zweiffler. Dieſe Secte, ſo närriſch ſie auch in der Geſchichte des Pyrrho ſelbſt vorgeſtellet wird, hat nichts deſtoweniger zu allen Zeiten unter vernünftigen Leuten den meiſten Anhang gehabt. Beydes in Griechenland als zu Rom waren die klügſten Leute dieſer Secte zugethan.

Sobald ſtreichet man nicht über die Gränzen des menſchlichen Verſtandes, ſo kommt man in das Land der Träume und Muthmaſſungen. Die Eigenliebe ſchmeichelt ſich mit ihren Fortgängen und mit den Entdeckungen ſo vieler ſchönen Bilder, die, wenn man ſie etwas näher betrachten will, verſchwinden.

Was Wunder, daß kluge Leute in der Lehrart der Scepticker ſo viel Vernünftiges fanden. Nicht, daß ſie die abgeſchmackten und närriſchen Ausſchweiffungen des Pyrrho ſelbſt ſolten gut geheiſſen haben, ſondern weil uns dieſe Art zu philoſophiren Anleitung giebt eine Sache gründlich zu unterſuchen und nichts für eine Warheit anzunehmen, als was man mit gewiſſen unumſtößlichen Beweißgründen darthun könnte. Keine Art der Philoſophie macht beſcheidener

und demüthiger als o :ſe Man lernet dadurch die Schwäche ſeines Verſtandes erkennen, und die Irrthümer anderer mit Gedult ertragen.

In der Religion hat der Pyrrhonismus einen groſſen Nutzen. Man entdeckt dadurch eine Menge von Meynungen, die ſich theils nur auf Gewohnheiten, theils auf gewiſſe Vorurtheile gründen. Dieſe Vorurtheile werden uns gleichſam mit der Muttermilch beygebracht, und durch die darauf erfolgte Unterweiſung zu einer andern Natur.

Unſere Wiſſenſchafften ſelbſt ſind Kennzeichen unſrer Unwiſſenheit. Wir werden in einen ſteten Wirbel ſich ſelbſt wiederſprechender Lehrſatze herumgetrieben und martern uns mit unendlichen Fragen, die uns weder beſſern noch glücklich machen. Gleichwohl ſehen wir eine unumgängliche Nothwendigkeit, das Wahre von dem Falſchen, und das Gute von dem Böſen zu unterſcheiden. Man ſiehet bey der Ungewißheit ſo viel verwirrter Dinge eine Art der Gewißheit die in unſre Sinnen fällt, welche wieder andere Dinge nothwendig voraus ſetzen. Wir können uns als vernünftige Geſchöpfe dem Verlangen nach dem Wahren und Guten nicht entziehen. Dieſes Verlangen bringt uns auf ihren Urſprung. Hier entdecken wir den Urheber unſeres Daſeyns und die Quelle unſeres Lebens. Wir ſehnen uns nach derſelben, wie die neugebohrne Geſchöpfe, welche den Glanz der Sonnen

nen ſuchen, um durch ihre Stralen erwärmet zu werden. Jemehr wir hier ſehen, deſtomehr werden wir uns verwundern, und je weiter wir uns hier mit unſern Blicken wagen, deſtomehr müſſen wir mit Paulo ſagen: O welch eine Tieffe!

Da wir alſo in dem unermeßlichen Umfang der ganzen Natur und ihres allmächtigen Urhebers nichts recht einzuſehen und zu beurtheilen fähig ſind; ſo überfällt uns eine heilige Demuth. Wir laſſen unſere verwegene Nachforſchungen fahren. Wir ſehnen uns nach deſſen Hülfe als arme Geſchöpfe, die ohne denſelben nichts vermögen, nichts können, nichts wiſſen und nichts verſtehen. Wir nahen uns zu ihm und bitten ihn ſich uns ſo viel zu erkennen zu geben, als er es für die Glückſeligkeit ſolcher Geſchöpfe, wie wir ſind, für gut befinden möchte. GOTT erſcheinet auf dieſes ernſtliche Suchen unter den Menſchen. Er offenbaret ihnen ſeinen Willen.

Iſt das wahr? ſagt der vernünftige Zweiffler. Laſſet uns ſolches unterſuchen. Hier iſt die Offenbarung: Ein heiliger Mann von reinem Herzen und unbefleckter Tugend, mit dem GOTT geredet hat, war der erſte, der uns ſolches kund gemacht. Nach ihm folgte eine Reihe ſolcher Männer, die ſein Zeugniß bekräfftigen und die gleichfalls von dem Geiſt des Allmächtigen erleuchtet waren.

Stimmet aber alles, fragt der Zweiffler noch weiter, mit der Vernunfft überein, was dieſe Männer geſagt und gelehret haben? Der Glaubige antwortet darauf, daß es ihm genug wäre, deutliche Merckmale darinnen von einer göttlichen Wahrheit überhaupt anzutreffen, um ſich daran zu halten, und daß im übrigen die Vernunfft nicht zulänglich ſey einen Richter in ſolchen Sachen abzugeben, die ihre Begriffe überſtiegen. Wie aber, fähret jener fort, wann ſich darinnen deutliche Wiederſprüche äuſſern, dergeſtalt, daß von einer Sache geſagt wird, daß ſie zu gleicher Zeit ſey und nicht ſey?

Hier iſt abermals eine ſcharffe Prüfung vonnöthen. Der Zweifler fordert den Glauben heraus. Dieſer findet nicht nur keinen Wiederſpruch in der göttlichen Offenbarung, ſondern einen durchgängigen heiligen Zuſammenhang in den Grundwahrheiten. Er ergreifft deswegen getroſt dieſes höhere Licht. Sein Verſtand wird erleuchtet, ſein Wille rein und in GOtt eingekehret. Er unterſcheidet was göttlich, was verborgen und was menſchlich iſt. Er verehret das erſte mit der tiefſten Andacht: vor dem andern ſchlägt er ſeine Blicke nieder, wie einer, der von den Stralen der Sonnen beſcheinet wird, thörigt handeln würde, wenn er um die Sonne recht zu ſehen, dahin ſein kühnes Aug mit ſtarren Blicken richten wolte. Das dritte eignet er ſich völlig zu, weil ſich daſſelbe auf den Menſchen und auf ſeinen gantzen Wandel beziehet.

Er

Er erkennet in GOtt die Allmacht, folglich scheinet ihm nichts unmöglich, was GOtt gethan hat und noch thut. Er erkennet dessen unumschränkte Weisheit; folglich hegt er ferner keinen Zweiffel, daß alles was GOtt thut auch wohl gethan sey, er mag es begreiffen oder nicht. Er erkennet in GOtt die höchste Liebe; folglich hat er sich von einem so gütigen und liebreichen Wesen auch nichts anders als gutes zu versprechen. So viele Vollkommenheiten und Tugenden hier der Mensch in dem göttlichen Wesen entdecket, so viele Unvollkommenheiten und Untugenden findet er im Gegentheil in sich selbst. Er findet sich und das gantze menschliche Geschlecht in dem äussersten Verderben. Wie denkt er, GOtt hat doch nicht die Menschen erschaffen, um sie einem solchen Verderben zu überlassen. Er forschet in den Büchern der göttlichen Offenbarung: er findet darinnen die Ursache des Verderbens in dem Fall der ersten Menschen, und zugleich einen Erlöser der diesen Fall wieder gut gemacht, und die Natur des Menschen zu GOtt hinkehret, davon sie abgewichen ist. Der Zweiffler wird hier aufs neue rege. Wie! ein Erlöser? stösset er heraus. Braucht dann GOtt solche Umstände die Menschen zu retten, da sein blosser Wille, durch welchen er sich an uns mit Krafft offenbaret, genug ist uns zu retten? Der Glaubige beantwortet diesen Einwurff: Eben der Wille, sagt er, welcher genug ist, den Menschen durch seine blosse Krafft zu retten, der ist auch genug die Wege zu rechtfertigen,

fertigen, die GOtt eingeſchlagen hat durch die Vermittelung eines Erlöſers zu bewerkſtelligen. Zu allen göttlichen Handlungen iſt der göttliche Wille genug.

Die gröſte Empörung des Zweiflers gehet zu letzt auf die geſchriebene Offenbarung ſelbſt. Hier findet ſeine ſtolze Vernunft eine Menge Sachen auszuſetzen. Bald will ihr dieſes bald jenes nicht einleuchten. Sie zweifelt an der Aufrichtigkeit der Nachſchreiber und an der Geſchicklichkeit der Ueberſetzer. Sie zweiffelt, ob alles bis auf unſere Zeiten ſo unverletzet, ſo ganz, ſo unverfälſcht gekommen ſey: ſie beunruhiget ſich darüber mit unzehligen Fragen, welche bald die Beſchaffenheit der Alterthümer, bald der Sprachen, bald die Sitten der verſchiednen Völker ins beſondere, bald aber die Glaubenslehren der Religion überhaupt betreffen. Die Wiederſprüche und die Einwürffe haben hier kein Ende.

Wie verhält ſich hier der vernünftige Zweiffler, der die Wahrheit ſucht? Er nimmt das Weſentliche von dem was geſchrieben iſt; findet er davon den Zuſammenhang richtig und durch die Begebenheiten der Zeiten bewähret, ſo iſt er zufrieden. Beydes iſt unläugbar. Er überläſſet dasjenige, wo er nicht durchſehen kann, denenjenigen, die ſich gerne um Worte und Meynungen zanken. Er ſuchet dasjenige mit Treu und Aufrichtigkeit auszuüben, was er weiß das gut iſt, und begnüget ſich ſo viel von den Rathſchlüſſen

ſchlüſſen GOttes in Anſehung der Seligkeit zu wiſſen, als er für unumgänglich nöthig erkennet, das übrige läſſet er bis auf eine nähere Erkanntnis ausgeſetzt. Er entſcheidet nichts, als bis er alle Merkmale der Wahrheit vor ſich ſiehet. Was aber göttlich iſt und über die menſchliche Begriffe hinſtreichet, da ſteht er ſtill und er ſchweigt und glaubt.

Sehet ſo iſt ein vernünftiger Zweifler, dem es aufrichtig um die Wahrheit zu thun iſt, und der die Schwäche ſeines Verſtandes beſcheiden hat einſehen gelernet. Je mehr er ſich hier demüthiget, deſto reiner werden ſeine Begriffe, Wahrheiten anzunehmen und das göttliche von dem menſchlichen zu unterſcheiden.

So deutlich und überzeugend auch dieſe Begriffe mein Hertze rühren, ſo findet man doch die meiſten Gelehrten ſo geſinnet, daß ſie nicht allein über alles urtheilen, ſondern auch ihre Urtheile als unfehlbare Ausſprüche andern aufdringen wollen. Sie verſtatten deswegen keinen Pyrrhonismum. Sie entſcheiden alles mit einer ſtolzen Einbildung. Sie wollen, daß man ihren Einſichten ſchlechthin trauen, ſolche für unfehlbare Wahrheiten annehmen und darnach ſeine Begriffe einrichten ſoll, wo man anders nicht von ihnen in das Ketzerregiſter will geſetzet werden. Sie verdammen den frömmſten Mann, wenn er nicht glaubet was ſie zu glauben vorgeben, und ſprechen einen Gottloſen ſe-

lig,

lig, wann er nur ſagt, daß er glaubte was ſie ihm vorſagen.

Der Pyrrhonismus zweifelt, um eine Sache zu unterſuchen ehe man ſolche glaubet. Er weigert ſich einen Satz für eine Wahrheit anzunehmen, bis ſie eine Evidenz, das iſt, einen zureichenden Grund von der Wirklichkeit einer Sache entdecket; bis dahin getrauet er ſich nicht etwas zu entſcheiden.

Diejenigen im Gegentheil, die nach dem Exempel der groben Pyrrhoniſten ihren Zweiffel ſo weit treiben, daß ſie nichts für wahr, ſondern alles für ungewiß und zweiffelhafft halten, wann auch gleich die Wirklichkeit davon in ihre Sinnen fallen ſolte: Ne id quidem ullo pacto videri verum, quod nihil eſſe verum videtur (*); dieſelbigen ſind, laut ihrer eignen Lehrſätze, auch nicht im Stand einen richtigen Vernunftſchluß, vielweniger eine göttliche Offenbarung anzunehmen; dann da ſie ſogar auch keinen zureichenden Grund in den Merkmalen der Wahrheit erkennen, ſo entſetzen ſie ſich dadurch aller möglichen Mitteln, eine Wahrheit zu prüfen und als eine Wahrheit anzunehmen.

Es gibt noch eine dritte Gattung von Zweiflern, die mehr vernünftig und weniger demüthig ſind. Sie haben einen ſcharffſinnigen Verſtand

(*) Aul. Gell. L. 9. c. 5.

ſtand und ſind ungemein geſchickt die Lehrgebäude der geſchickteſten Köpfe nieverzureiſſen. Sie ſcheinen darzu gebohren zu ſeyn, die witzige Tadler in der menſchlichen Geſellſchafft abzugeben. Ihre Einſichten ſind ſo groß, als ihre Gelehrſamkeit und ſie triumphiren gleichſam auf den Trümmern der herrlichſten Bollwerke, welche andre mit der gröſten Mühe und aller erſinnlichen Kunſt in die Höhe geführet haben. Man lieſet ihre Schrifften mit Entzücken: Alles ſchmecket darinnen nach dem feinſten Urtheil, nach der ſchärfſten Critic, nach einer erhabenen Art zu denken und nach den reichſten Schätzen langa geſammleter Wiſſenſchafften. Man wünſchet, man verlanget nichts mehr, als daß ſie nur auch ſich daran machen und uns ihr eignes Lehrgebäude nach ihrer ihnen beywohnenden Scharfſinnigkeit aufſetzen möchten; allein, man hoffet vergebens. Sie gebrauchen ihren Verſtand und ihre Gelehrſamkeit, die Wahnſätze und den Aberglauben ſamt den Irrthümern aus der menſchlichen Geſellſchafft zu vertreiben. Wir ſind ihnen deswegen vielen Danck ſchuldig. Allein, dieſes iſt alles: Sie berauben uns dargegen den Werth der Wiſſenſchafften, und laſſen uns, indem ſie uns die Irrthümer benehmen, unwiſſend. Schlechter Vortheil des Verſtandes bey aller Scharfſinnigkeit nichts zu wiſſen und nichts zu verſtehen. Mancher würde lieber ſeine Irrthümer behalten, weil ſie ihn mehr als dieſe Unwiſſenheit vergnügen. Que ſai je? ſagt Michael de Montagne, der einer der geiſt-

reichſten Köpfe in Frankreich war. Wir können demſelben den Charron (*), den de la Mothe le Vayer, den Gaſſendi, den S. Evremond, den Huetium und über alle dieſe den berühmten Bayle nebſt unſerm noch lebenden Herrn von Voltaire an die Seite ſetzen. Welche groſſe Leute! Welch ein Troſt für die arme Gelehrten, wann ſie Huetius von der Schwachheit ihres Verſtandes unterrichtet (**). Hierher gehören auch die unlängſt heraus gekommene Memoires pour ſervir à l'hiſtoire de l'eſprit humain par M. de Genüre, wo man eine vollſtändige Abhandlung findet, von allem, was die Entdeckungen der Wiſſenſchafften ſeichtes, unvollkommenes und ſich ſelbſt wiederſprechendes haben.

(*) Charron hat ein Buch de la Sageſſe geſchrieben; deſſen Inhalt vornemlich darinnen beſtehet, daß er auf eine ſehr feine Art den Menſchen ihre Irrthümer und ihre Fehler zeiget.

(**) Huetius, der berühmte Biſchoff von Avranches, hat unter andern ſehr gelehrten Wercken auch einen Tractat de la foibleſſe de l'eſprit humain heraus gegeben, und darinnen ſo wenig tröſtliches, als Charron in ſeinem Buch von der Weltweisheit entdecket.

VI.

Erzählung der pyrrhoniſchen Hundesfurcht.

Pyrrho cum ſe invadentem canem repuliſſet, cauſantique cuidam: grave, inquit eſt & perdifficile hominem penitus exuere.

Diog. Laert. art. Pyrrho L. IX. c. 9. n. 6.

Als neulich mich ein ehrvergeſſner Zahn
Mit ungeſtümmer Wuth rebelliſch plagte,
Kam Pyrrho, dem ich dieſes Leiden klagte.
Ha! fuhr mich dieſer lachend an:
Der Sinn betrügt; du bildeſt dir die Schmerzen ein,
Die Sachen in der Welt ſind nur ein bloſſer Schein.
Wer wolte ſich in ſeinem Leben
Der Einbildung ſo weit ergeben?
Der Einbildung? ſprach ich: das läßt ſich hören.
Wohlan, ich will ein Weiſer ſeyn
Und bilde mir zum Trotz der Schmerzen ein,
Ich fühle nichts.
Ich war ganz ſtolz. GOtt ehr den weiſen Mann
Der ſo vernünftig ſchlieſen kann.
Urplötzlich kam das Uebel wieder
Ich ſang die vor'ge Klagelieder.
Der grelle Schmerz entriß mich der Gedult;

Ich that ich weis nicht wie,
Ich ſchalt auf die Philoſophie,
Und ſchlug von ungefehr auf meinen Pult.
Stracks ſprang mein treuer Moppel auf,
Und fiel dem Pyrrho, der ihm nichts gethan,
Mit unbeſcheidnen Bellen an.
Mein Pyrrho, voller Furcht und Schrecken,
Ergriff die Thür. Ich ſchrie: wo wilt du hin?
Was kann dir Furcht erwecken?
Wie trügt dich nicht der Sinn?
Ja wohl, ſprach er: Ich meynte zu entfliehen:
Wie ſchwer iſts doch den Menſchen auszuziehen.

VII.

Mittel wieder die Empfindlichkeit.

Empfindliche Gemüther haben die meiſten Regeln von nöthen. Sie ſind ein Spiel ihrer Leidenſchafften und werden öfters wegen ihrer eignen Tugenden unglücklich. Wir können uns nicht anders machen, als wir ſind; wir können uns aber wohl den Gelegenheiten mit mehrer Sorgfalt entziehen, wo unſere Empfindlichkeit gereitzet und in Gefahr geſetzet wird.

Wie offt beklagen wir uns nicht über falsche Freunde, über den Mangel der Redlichkeit, über böse Mäuler und über Verleumdungen. Warum pflegen wir doch noch immer so leicht jederman zu trauen und andern Menschen unsre Absichten zu offenbaren? Solten wir nicht behutsamer seyn unser Gemüth solchen Leuten aufzuschliessen, die unsere Vertraulichkeit mißbrauchen, und nach ihrer sie beherrschenden Bosheit uns verrathen und verkauffen?

Wir meynen unsere Freunde noch so wohl zu wählen; allein wo finden wir solche Menschen, welche die Freundschafft mehr als dem Nahmen nach kennen? Wer will eine so edle Neigung unter dem Hauffen so vieler verdorbenen Menschen finden, die von sich selbst eingenommen sind und öffters ihrer Eigenliebe sowohl als ihren Spöttereyen auch ihre besten Freunde aufopfern. Warum beklagen wir uns noch, daß die Menschen gegen uns nicht anders gesinnet sind, als sie nach ihrer verdorbenen Gemüthsart seyn können? Warum schmeicheln wir uns, daß Leute, die unartig und böse sind, ihre Natur, aus Liebe zu uns, ablegen und gut werden sollen?

Was macht uns nicht die Liebe zur Gerechtigkeit leiden? Haben wir noch jemals dadurch die Menschen zurück gehalten uns nicht zu beleidigen? Lasset uns von den Menschen nichts anders als Ungerechtigkeit erwarten, so werden wir ein

deſto lebhaffteres Vergnügen haben, wann wir einmal welche finden, die gerecht ſind.

Ein gut artiger Menſch iſt wie ein fruchtreicher Baum, welchen das Ungezieffer und die Raupen ſchänden; Ein jeder will davon die Früchte ſchütteln und die Aeſte abreiſſen.

Damon thut ihnen unrecht, es iſt wahr; alle Welt muß es bekennen, ſie ereiffern ſich darüber zu ihrem Schaden und machen ihn dadurch doch weder beſſer noch gerechter. Lycidas ſpricht übels von ihnen, weil er ihnen nicht wohl will. Warum laſſen ſie ſich ſolches anfechten? Wie muß ſich Lycidas nicht freuen, daß es bloß auf ihn ankommt, ihnen Verdruß zu erwecken. Er iſt alſo Meiſter von ihrer Gemüthsruhe; er kann ſolche ſtören, nachdem ihm die Bosheit in ſeinem Herzen aufſteiget. Lachen ſie doch ein wenig über ſein thörigtes Geſchwätz. Sie werden doch ihre Ehre nicht den Urtheilen eines ſolchen Menſchen unterwerfen?

Kein Läſtrer kann der Ehre ſchaden:
Sie hafft allein auf unſern Thaten.

Lampus, einer ihrer Bedienten, hat alle Eigenſchafften ihnen die Gedult zu lehren. Sie ärgen ſich über ihn und ſie thun übel. Hört er nicht als mit harten Worten, ſo geben ſie ihm ſolche. Man redet ja mit Hunden und Pferden aus gleichem Thon, ohne ſich weiter über ſie zu

erzór-

erzörnen. Denken ſie, Lampius wäre auch ein ſolches Thier, weil er unartig iſt. Haben ſie ſeiner nöthig, ſo haben ſie Gedult mit ihm; können ſie ſeiner entbehren, ſo ſchaffen ſie ihn von ſich.

Der Zorn mag ſo gerecht ſeyn, als er will, ſo iſt er doch allezeit eine Schwachheit, und ſchadet ihnen mehr als demjenigen, über welchen ſie ſolchen auslaſſen; ja er wird öffters, aus allzugroſſem Eiffer für die Gerechtigkeit, ſelbſt ungerecht. Ich weiß nur zwey Mitteln demſelben zu entgehen: entweder daß man ſich voraus ſtark macht ſeine Anfälle zu überwinden; oder daß man ihm hurtig eine Thür vorſchlägt, wann er uns von ungefehr übereilet. Das erſte erfordert eine geprüffte Weisheit, wie Socrates hatte, und das andre, die Erkenntniß eigner Schwachheit, da man ſich noch nicht getrauet ſo weiſe zu ſeyn.

Wer dem Zorn entgehet, der ſchadet weder ſich noch andern, und tödtet dadurch einen funken Feuer, der ein ganzes Haus in Brand ſtecken kann.

Nichts iſt empfindlicher, unruhiger und eiffersüchtiger als das närriſche Ding, das wir die Ehre nennen. So ſchön es auch iſt, nach ruhmwürdigen und erhabenen Dingen zu trachten, ſo reget ſich doch dabey der Hochmuth allzu ſtark. Kann auch eine Neigung unſerm Vergnügen und unſrer Unſchuld nachtheiliger ſeyn? Man mäßige ſie wie man will: ſie hat ihre heimliche Ränke

ſich zu verſtellen, und unter dem Schein der Tugend ſich hervor zu dringen. Man kann nicht ehender ruhig ſeyn, als bis man ſich mit ihr gar abgeworfen hat und alle ihre Anfälle als feindliche Nachſtellungen vermeidet.

Das Verlangen jedermann zu dienen, und ſich gefällig zu erzeigen, iſt zwar löblich: allein es macht uns ſelten vergnügt. Wer es allen Leuten recht machen will, wird ſich dabey am erſten vergeſſen. Er wird, indem er die Pflichten der Leutſeligkeit und der Liebe des Nechſten auszuüben gedenket, das Gebot der Selbſtliebe beleidigen, welche doch die Richtſchnur von jener iſt. Er wird ſein eigner Tyrann werden, indem er ſich zu einem Sclaven andrer Leute macht. Es wird nur auf dieſe ankommen, ihn vergnügt oder mißvergnügt zu machen. Ich will nicht ſagen, daß wir in der Welt nothwendig den Thoren mißfallen müſſen, wann wir den Weiſen gefallen wollen.

Mala opinio, bene parta delectat.

* * *

VIII.

VIII.

Die Nothwendigkeit wohl haus zu halten.

Neſcis quo valeat nummus? quem præbeat uſum.
Horat. Sat. L. I.

An einen jungen begüterten Erben als er ſeine eigene Haushaltung anfieng. (*)

Man mag es nehmen, wie man will, ſo iſt man in der Welt übel daran, wenn man kein Geld hat. Ein Geitziger aber, und ein Verſchwender ſind beyde zu beklagen. Der eine genieſſet nicht, was er hat, und der andere beraubet ſich eines Guts, das er genieſſen ſolte.

Die Hauptſache in der Haushaltungskunſt kommt alſo auf folgende Regeln an; daß man nicht mehr ausgiebt, als man einzunehmen hat; daß man nicht auf Borg kauffet, noch die Schulden auf lange Rechnungen ſtehen läſſet; daß man ſich vor allen Weitläufftigkeiten hütet und in keine Rechtshändel ſich vermenget; daß man

(*) Hieher gehöret die II. Betrachtung in dem IV. Theil der Freyen Gedanken, was man mit dem Geld machen ſoll?

alle Arten von bösen Gesellschafften, insonderheit die Müßiggänger meidet; und endlich, daß man den Ruhm eines ehrlichen Mannes in seiner ganzen Aufführung behauptet, damit uns weder Feinde noch Neider schaden können.

Glauben Sie mir, mein Herr, das Ansehen eines Menschen dauert selten länger, als der Wohlstand seines Beutels. Es ist eine lächerliche Großmuth, die uns verleitet, so lang freygebig zu seyn, bis wir selbst Mangel leiden. Es ist ein Glück, von gewissen Leuten verachtet zu werden, deren Beyfall man nicht ehender erlangen kann, als bis man so unverschämt und so bedürftig wird, wie sie.

Der Graf von Ochsenstiern, der sich vor einigen Jahren in einer elenden Gestalt hierum aufgehalten, und uns seine artige Gedanken in französischer Sprache mitgetheilet hat, redet als einer, der die Sache aus Erfahrung gelernet hat. Er war in solchen betrübten Umständen als immermehr ein Bücherschreiber seyn konnte, und der nur deswegen dieses Handwerk zu treiben schien, um nicht gar einen hochgräflichen Bettler abzugeben. Wie! ein Abkömmling des ehmaligen weltberühmten schwedischen Canzlers von Ochsenstiern, soll sich in solchen preßhafften und elenden Umständen befinden? Welches Verhängniß! oder vielmehr welche traurige Folgen einer zerstreuten und unordentlichen Lebensart? Man kann also dem ehrlichen Mann, der aus seiner

ner eignen und leider! allzu empfindlichen Erfahrung ſchreibet, hier völligen Glauben beymeſſen; Seine Worte ſind dieſe: L'argent etant aujourd hui l'eſſentiel de l'home, ſans le quel aucune qualité ne brille, je ſuis ſurpris, qu'on ne faſſe apprendre aux enfans l'oeconomie par regles au lieu du latin; vu, qu'un riche ignorant paſſe toujours devant un pauvre ſavant & que la bêtiſe en argent, ſe voit faire la cour par toutes les ſciences.

Es iſt nun einmal ſo in der Welt, und wir werden es nicht ändern, wenn wir auch gleich noch ſo ſehr auf den Geitz ſchelten. Alle Verdienſte pflegen nach dem Gewicht des Geldes geſchätzet zu werden. Wer nur Geld hat, der iſt weiſe, der iſt tugendhafft. Hat er aber keines, ſo iſt er ſchon aller Laſter verdächtig: jederman ſcheuet ſeinen Umgang: er hat etwas an ſich das andre Leute nicht leiden können: niemand iſt zu Hauſe, wo er ſich melden läſſet: man hat keine Ehre von ſeiner Geſellſchafft: man ſagt nicht, er ſey arm, er ſey unglücklich, und folglich mitleidens würdig; nein, weil er kein Geld hat, ſo heißt er ein Taugenichts, ein nichtswürdiger Menſch; ein Menſch mit dem nichts anzufangen iſt. Man findet ihn albern, unbelebt, und lächerlich.

Nihil habet paupertas durius in ſe
Quam quod ridiculos homines facit.

Doch

Doch dieſes iſt noch nicht genug: Einer, der ſein Geld verſchwendet hat, macht ſich dadurch nicht allein verächtlich, ſondern er beraubet ſich auch zugleich aller Mitteln, ſich und andern Gutes zu thun: er bringt ſich um die meiſten Annehmlichkeiten dieſes Lebens. Er lebt in Verachtung, und wird wohl gar ein Betrüger, indem er borget und nicht bezahlet. Er iſt dem gemeinen Weſen zur Laſt, weil er nichts erwirbt, und andre Leute noch darzu mit verderben hilfft.

Niemand weiß ſich weniger in die Armuth zu ſchicken, als ein Verſchwender. Er borgt ſo lang man ihm leihet: Er betrüget, wenn man ihm nicht mehr leihen will. Noth und Elend, und Schande begleiten ſein Leben, und die Verzweifflung ſeinen Tod.

Es iſt wahr, es gab vor Alters etliche Weltweiſen, die ſich aus der Armuth ſo wenig machten, daß ſie vielmehr ſolche vorſetzlich wählten, und ihr Geld an andre gaben. Allein dieſes waren ſehr auſſerordentliche Menſchen, welche dadurch ihren Witz zeigen wolten. Ihr philoſophiſcher Hochmuth machte ſie zu öffentlichen Prahlern und zu heimlichen Bettlern. Wir werden alſo wohl thun, wann wir unſre Philoſophie nicht ſo weit treiben. Es iſt leicht mit dem reichen Seneca die Armuth zu loben, aber ſchwer ſolche mit dem ſchmutzigen Diogenes auszuüben. Will uns die Hand des Höchſten heimſuchen,

ſo

ſo iſt ohnedem die Philoſophie mit allen ihren ſchönen Betrachtungen nicht fähig uns über die menſchliche Empfindungen empor zu ſetzen. Wir leiden ſodann auf eine ganz andre Art. GOtt läſſet deswegen den Frommen doch nicht zu Schanden werden: Natur und Zeit und Menſchen und alles muß ihm beyſpringen.

Einem Verſchwender aber widerfähret, was er ſuchet; er wird arm, weil er die Mitteln verachtet, die ihn dargegen ſchützen könnten, und wird ein Spott der Menſchen, ſo gar derer, die ihn haben verderben helffen. Geſetzt aber, man hätte gewiſſe Gelegenheiten, ſein Geld mit den erhabenſten Vortheilen der Ehre, ja mit aller Welt Bewunderung auszugeben und ſich dadurch der nöthigen Mitteln zu entblöſſen, die zur Unterhaltung dieſes Lebens unentbehrlich ſind, ſo ſolte uns nichts deſtoweniger dieſe einzige Vorſtellung davon zurück halten, daß man nachgehends von den Laſtern und Bosheiten andrer Menſchen abhängig werden müſte. Solte man ſich nicht fürchten, daß es einem gehen möchte, wie jenem, der, wie der Italiäner ſagt, ſein Brod fremden Hunden gab, und hernach von ſeinen eignen angebellet wurde: Chi da del pane a cani altrui ſpeſſo volte vien abbajato da ſuoi. Einen Thoren, der uns forthelffen könnte, müſte man ſodann für den vernünfftigſten Mann angeben und ſeine Ausſchweiffungen mit lauter Nahmen von Tugenden belegen. Man müſte alles, was man von ihm erhielt, Gnade heiſſen und ſeinen Stolz

als eine Großmuth erheben. Alle vornehme und begüterte Leute würden ihn für einen Menſchen halten, der nicht zu leben wüſte, weil er nichts zu leben hätte. Käme man zu einem Pietiſten, ſo müſte man mit ihm einen Heuchler abgeben. Geriethe man zu einem Spieler, ſo müſte man ihm zu gefallen ein Wörterbuch neumodiſcher Flüche auswendig lernen und einen zunfftmäßigen Kartenmiſcher abgeben. Fiel man unter einige Bachus- und Venusbrüder, ſo müſte man mit jenen ſich täglich beſauffen, bey dieſen aber die Stelle eines zotenreichen Unterhändlers vertreten: Kurz, unter ſolche Leute man geriethe, deren Sitten würde man auch annehmen müſſen. Iſt es alſo nicht eine groſſe Thorheit, derjenigen Mitteln ſich ſo leichtſinnig zu entblöſſen, welche uns am leichteſten gegen dergleichen niederträchtige und kümmerliche Umſtände ſicher ſtellen können?

IX.

Die Wahl der beſten Lebensart.

Stet quicunque volet potens
Aulæ culmine lubrico
Me dulcis faturet quies;
Obſcuro poſitus loco
Leni perfruar otio
Nullis nota quiritibus
Ætas per tacitum fluat

Sic

Sic cum tranſierint mei
Nullo cum ſtrepitu dies
Plebejus moriar ſenex
Illi mors gravis incubat
Qui notus nimis omnibus
Ignotus moritur ſibi. *Seneca in Thyeſte.*

Der Hof iſt zwar die gröſte Schule der Welt; allein es wäre übel geſagt, wenn man Zeitlebens an demſelben einen Schüler abgeben wolte. Die Freyheit iſt das edelſte Kleinod unſeres Lebens. Was hilfft uns alle Ehre und Herrlichkeit, wann wir unter ihrer Laſt gleichſam zu Boden ſinken, und weiter keinen Vortheil davon ziehen, als daß wir uns dürfen vornehmer zu ſeyn bedünken, als andre ehrliche Leute, die weniger hochmüthig, aber glücklicher ſind, als wir.

Bey groſſen Ehrenſtellen findet man insgemein auch groſſe Sorgen, viele Verantwortung und ſelten ein reines Gewiſſen. Alle Menſchen ſind nicht für den Hof gebohren; einige ſind darzu gebohren; es fehlet ihnen aber Glück und Gelegenheit ſich daran empor zu ſchwingen; einige haben auch das Glück, aber nicht die nöthige Klugheit und Verdienſte, um nicht mit Schande zu fallen, wenn ſie mit Ehren geſtiegen ſind.

Ein Herz, das zärtlich iſt, und alles leicht empfind,
Das Treu und Unſchuld liebt und redlich iſt geſinnt,

Das

Das ſchickt ſich nicht an Hof, wo man in allen Dingen,
Nach eines Fürſten Wink muß Herz und Neigung zwingen.
Wo nimmer keine Ruh, und ein entlehnter Pracht
Der Häuſſer Wohlſtand bricht, die Schuldner beben macht,
Wo ſtets Betrug und Liſt der Wahrheit Ruhm beflecket,
Und reiner Unſchuld Schmuck nach alter Mode ſchmecket,
Wo ſich die Heucheley mit ſchwarzer Falſchheit küßt,
Und ein gerechtes Thun der Albern Klugheit iſt.
Wo die Verleumdung herrſcht und Schmeicheley bethöret;
Wo man von Redlichkeit nichts ſieht, doch vieles höret.
Wo ein nie ſatter Geitz auf fremde Schätze denkt,
Und das Vergnügen heißt, was andre Leute kränkt.
Wo täglich neue Luſt zu andrer Unluſt blühet;
Wo eines Eigenſinn die ganze Welt bemühet.
Wo man dem Trieb zur Luſt die Laſter zugeſellt,
Und was die Tugend ſchändt für etwas Schönes hält.
Wo man ſich beugend hebt, und ſich aus Hochmuth neiget,
Mit Falſchheit andre ſtürzt, das Böſe ſieht und ſchweiget.
Wo endlich nichts als Tand und Ehr, und Titel ſucht,
Iſt aller Wünſche Ziel und aller Hoheit Frucht.

Ein

Ein Italiäner hat fast eben dergleichen Gedanken folgendermassen ausgedruckt:

Vidi la corte, e nella corte io vidi,
Promesse lunghe & quiderdoni avari
Favori ingiusti e patrocinii infidi,
Speranze dolci, pentimenti amari;
Sorrisii traditori; vezzi homicidi,
Et aquisti dubbiozi, e danni chiari,
E voti vanni & idioli buggiardi
Onde il mal securo il ben vien tardi.

Wie süß ist nicht im Gegentheil ein freyes unschuldiges Privatleben:

Wo man sein eigner Herr und ein geruhig Leben,
Zieht aller Hoheit vor, die uns der Hof kan geben;
Wo man bey sich vergnügt und ohne falschen Schein
Dem Guten, das man liebt, mag hold und günstig seyn.
Wo man ein Leben führt das ausser dem Gedränge,
Zwar holden Umgang liebt, doch nicht die wilde Menge
So Ruh und Ordnung stört. Allwo ein keusch Gemahl
Des Hauses Zierd und Freud, Vergnügen ohne Zahl
In unsrer Brust erweckt; wo Tafel, Bett und Zimmer
Pegt nette Reinlichkeit, doch sonder Pracht und Schimmer.

Wo Land- und Gartenlust und ein bebautes Feld
Des Schöpfers Wunderwerk uns stets vor Augen stellt.
Wo man nicht vor Gericht mit seinem Nechsten lieget,
Wo man der Ahnen Werth nach eigner Tugend wieget.
Wo man die Freundschafft ehrt, die Lieb und Neigung wählt.
Wo man sich niemals nicht mit Gram und Mißgunst quält.
Und endlich wo die Ruh ein frey beliebtes Leben,
Bey Kunst und Wissenschafft uns hoch genug erheben.

Der nicht nachzuahmende Horatius hat dieses noch kürzer und schöner gegeben.

Auream quisquis mediocritatem
Diligit tutus, caret obsoleti
Sordibus tecti, caret invidenda
Sobrius aula.

Meinem Bedünken nach, schickt sich der Aufenthalt in einer grossen und volkreichen Stadt, wo man allerhand Menschen siehet, für einen weisen Mann am besten. Er kann daselbst nach eignem Gefallen leben, ohne von jemand abhängig zu seyn. In der Menge ist man am schönsten verborgen, und wo viele Menschen sind, da herrschet mehr Freyheit und weniger Zwang, als an kleinen und mittelmäßigen Orten, wo alle

Leute

Leute sich einander kennen und ihre Gebräuche zu allgemeinen Gesetzen machen.

Ist man des Gewühls und des vielen Zuspruchs in der Stadt müde, so unterbricht man solches durch eine kleine Abwesenheit, wenn man sich unterdessen zu einem guten Freund auf das Land begiebt, dem man eben dergleichen Vortheile wieder nach Zeit und Gelegenheit bey sich in der Stadt geniessen lässet; oder man thut eine kleine Reise an die benachbarte Höfe. Hat man selbst ein Landgut in der Nähe, so ist der Vortheil um so viel grösser.

Die Welt ist das gröste Buch, darinnen wir zu studiren haben. Man findet solche nirgend besser beysammen, als in grossen Städten. Dieses ist auch die Ursache, daß der Herr von S. Evremond dafür gehalten, daß ein Mann von grossem Geist, sich entweder in Rom, oder in Paris, oder in Londen aufhalten solte; weil sein Verstand daselbst täglich neue Vorwürfe und Veränderungen entdecken würde, die zur Erkenntniß der Menschen, der Natur und der ganzen Welt das meiste mit beytragen könnten.

Doch, wie schon gesagt, man muß auch von diesen Zerstreuungen grosser Städte sich wieder in die Einsamkeit und Stille zu sammlen wissen. Wie ein Schauspiel, wenn es zu lange währet, die Sinnen ermüdet, so wird auch unser Geist in dem Gewühl der Menschen und der Geschäff-

te gleichsam abgenutzt, und muß also eine Zeit der Ruhe haben, sich in sich selbst zu ziehen und dasjenige, was er gesehen und erfahren hat, zu seiner Nahrung verdauen.

Dieser Art zu leben, haben sich jederzeit die grösten und vortrefflichsten Leute beflissen. Cicero schätzte sich glücklicher auf seinem Tusculan, als bey seiner Burgermeisterwürde in Rom. Wäre er bey dieser philosophischen Lebensart geblieben und hätte sich nicht in die Staatsgeschäffte der neu angesponnenen Monarchie mit eingeflochten, so wäre er nicht so unglücklich gewesen, darüber den Kopf zu verlieren. Plinius beschreibet uns in seinen Episteln das Vergnügen seiner Landlust mit den ausbündigsten Erhebungen und achtete sich weit glücklicher einen Landmann abzugeben, als in dem stolzen Rom die höchsten Rathsämter zu begleiten. Horatius, welcher zu seiner Zeit einer der artigsten und belebtesten Edelleute war, und bey dem Hofe des Augusts wirklich vieles galt, pflegte nichts destoweniger die Annehmlichkeiten des Landlebens der sinnreichen Pracht des Hofes weit vorzuziehen. Unsere Fürsten werden des Geräusches bey ihren Höfen bald müde; sie suchen die Ruhe und die Einsamkeit auf ihren Lusthäussern. Ja es sind wenig vornehme und begüterte Einwohner in den Städten, welche nicht zur Sommerszeit einige Wochen auf dem Lande zubringen solten. Salomo hatte keine vergnügtere Stunden, als die er in seiner Einöde zu Hetta zubrachte, und der fünfte

Carl

Carl trug endlich kein Bedenken, Krone und Scepter gegen den ſtillen Auffenthalt von S. Juſto zu verwechſeln, und ſeine ganze Gröſſe in die engen Schranken eines Gartens einzuſchlieſſen.

Alle Weitläufftigkeiten, alle Zerſtreuungen, alle gezwungene Banden und Geſellſchafften, alles übertriebene Weſen, das uns von der Einfalt der vernünftigen Natur abziehet, taugen nichts. Wir ſuchen darinnen vergebens ein Vergnügen, das ſich in allen dieſen Dingen nicht findet.

Etwas das uns Verdruß und Unruhe machet, das halte ich für kein Gut, ſondern für ein Uebel. Groſſe Würden, groſſe Reichthümer und groſſe Geſchäffte ſind von dieſer Art. Ehe ich leiden wolte, daß mich dergleichen Vortheile beſchwerten und in allerhand Verdrießlichkeiten mit einzögen; lieber wolte ich ſie einem andern gönnen. Man iſt nicht glücklicher, als wenn man den Grund ſeines Vergnügens nicht auſſer ſich ſelbſten ſuchen darf, und kein gröſſeres Gut hat, als man mit ſeinen Augen überſehen kan.

Ne te quæſiveris extra
Tunc beatum eſſe te judica
Cum tibi ex te gaudium omne naſcetur. (*)

Sonſten aber kann das Geld ſich mit der Philoſophie noch wohl vertragen. Jenes aber muß

(*) Sen. trag.

dieser dienen und unterworfen seyn. Plato zierte damit seine Weisheit und machte sich dadurch den Genuß der Güter desto angenehmer; Er erwarb sich durch die Anständigkeit seiner Sitten die Hochachtung des Volks; wie im Gegentheil Diogenes sich durch seine bettelhaffte und unfläthige Aufführung dessen Verachtung zuzog. Solte mir die gütige Vorsehung noch ein Erbgut zufallen lassen, so würde ich mir, wie Epicurus, einen schönen Garten erbauen, wo ich unter dem holden Schatten der Bäume so lustig philosophiren könnte, als jetzo bey dem Krachen eines kleinen Caminfeuers. Anstatt daß jetzo meine Wände einige papierne Zierrathen bekleiden, so würde ich sie mit Schildereyen vom Titian und Rubens auszieren. Anstatt daß mich jetzo ein paar hundert Bücher vergnügen, so würde ich solche mit tausenden kauffen, um stets in Gesellschafft der vortrefflichsten Leute zu seyn. Anstatt daß ich jetzo aus meinem Zimmer nichts, als ein wenig Federvieh erblicke und das Schnattern der Gänse höre, so würde ich mir die lieblichsten Gefilder an einer grossen Stadt, wo breite Ströme fliessen und grüne mit Bäumen bepflanzte Trifften die Augen ergötzen, zu meinem Auffenthalt erwählen. Ich würde mir den Hof zu einem Schauspiel halten, und nicht suchen ein Knecht zu werden, wann ich ein Herr seyn könnte. Ich würde nicht den Umgang der Menschen fliehen, aber auch nicht ohne Unterscheid ihre Gesellschafft suchen. Ich würde mich über allen Zwang, über alle Kleinigkeiten und über alle

nichts

nichts bedeutende Ceremonien weit hinaus setzen. Ich würde meine Tafel nicht mit so viel Gerichten besetzen lassen, als die Gelehrsamkeit der Köche und die Eitelkeit der Weiber aufbringen können; meine Gäste solten nicht meine Pracht und meinen Hochmuth auf Unkosten ihrer Mägen und meines Beutels bewundern. Im Gegentheil aber solten ein paar gute Freunde mir jedesmal willkommen seyn, die mehr auf ein gutes Herz sehen, und mit natürlich zugerichteten Speisen zufrieden seyn wolten. Ich würde nicht ein Weib nehmen, um, wie Socrates, die Gedult zu lernen, ich würde vielmehr diejenige Lebensart erwählen, wo ich der Gedult am besten entbehren könnte. Ich würde mich eben so wenig um Titeln und Rang und Vorzüge bekümmern, die den Kopf voll Wind und Einbildung erfüllen, und das Herz leer an Tugend und arm an Vergnügen lassen. Ich würde nicht mit stolzen Thieren, und noch stolzern Menschen prangen, um dadurch der Welt zu zeigen, daß ich reich und hochmüthig wäre; Ich würde mich vielmehr befleissen, in reiner Unschuld, bey einer natürlichen Einfalt, meine Tage hin zu bringen, und ruhig zu sterben, wenn das Vergnügen zu leben nicht weiter fortdauren könnte. (*)

(*) Dieses waren die Gedanken des Verfassers, als er sich in seiner Jugend im Jahr 1718. in Berlin aufhielt. Welchen Plan er darauf auch meistentheils glücklich ins Werk setzte.

Sehen, Sie, mein Herr, was ich für einen Gebrauch mit meinem Gelde zu machen gedenke, wann ich dermaleins darzu das Vermögen bekommen ſolte. Sie urtheilen daraus, ob ich das Geld zu fürchten habe.

Mein lieber Horatius, der auch ein Epicurer war, aber nicht ſo ſchweiniſch, wie er aus Scherz ſich ſelber dafür ausgegeben ((*); hat dieſes folgendermaſſen ſehr artig ausgedruckt:

Inter cuncta leges & percunctabere doctos
Qua ratione queas traducere leviter ævum.
Ne te ſemper inops agitet vexetque cupido;
Ne pavor & rerum mediocriter utilium ſpes.

Martialis hat dieſe Gedanken noch vollkommener ausgedruckt:

Res non parta labore, ſed relicta,
Non ingratus ager, focus perennis;
Lis nunquam, Toga rara, mens quieta:
Vires ingenuæ, ſalubre corpus,
Prudens ſimplicitas, pares amici
Convictus facilis, ſine arte menſa.
Nox non ebria, ſed ſoluta curis
Non triſtis thorus, attamen pudicus;
Somnus, qui faciat breves tenebras;
Quod ſis, eſſe velis, nihilque majus
Summum nec metuas diem, nec optes.

Höchſt-

(*) Me pinguem & nitidum, bene curata cute viſes,
Cum ridere voles, Epicuri de grege Porcum.
Horat. Ep. I.

X.

Höchſtbedenkliche Urſachen,

warum beyderſeits

Lutheriſche und Reformirte,

in Fried und Einigkeit zuſammen halten, und einerley Gottes-Dienſt pflegen ſollen;

Nebſt einigen unvorgreifflichen Vorſchlägen, wie dieſes chriſterbauliche Werk, ohne weiteres Gezänke und ohne Nachtheil der evangeliſchen Wahrheit, zu GOttes Ehre und mehrer Aufnahme des proteſtantiſchen Zions, könnte und möchte befördert und werkſtellig gemacht werden. (*)

(*) Dieſe Schrifft kam zum erſtenmal im Jahr 1725. und darauf zum andernmal 1727. heraus. Von beyden Auflagen finden ſich keine Exemplarien mehr.

Videte, ut id quod ſcitu eſt utile & vobis neceſſarium atque à Deo præceptum, amplectamini, poſthabitis nugis futilibus non ædificantibus & nihil perinde atque contentiones producentibus, juxta ſapientis viri conſilium: quod ſupra ingenii tui captum eſt, ne perquiras, ſed mane in iis, quæ à Deo tibi præcepta ſunt. Tota vita opus eſt Chriſto rectè perdiſcendo, & ejus præceptis cognoſcendis, etiam nullis aliis rebus intentis.

Lutherus in Ep. ad Antverp.

Erſte

Erſte Betrachtung,
Von den Bewegurſachen beyde proteſtirende Kirchen mit einander zu vereinigen.

Laſſet uns dem nachſtreben, das zum Frieden dienet, und was zur Beſſerung einander dienet, Röm. 14, 10.

Die natürliche Unwiſſenheit in geiſtlichen Dingen, ein ſinnloſes und von allem gründlichen Nachdenken entferntes Leben, ein unachtſames Bejahen oder Verneinen, davon der deutliche Begriff uns mangelt, ein öffters gutſchichtender aber blinder Eiffer vor die Beybehaltung derjenigen Lehre, welche uns von Jugend auf iſt beygebracht worden, eine uns zugleich mit eingeflöſte Verachtung gegen andere Religionsverwandte; und die daraus unmerklich entſtehende Affecten von Haß und Feindſchafft; Dieſes ſind eigentlich die Quellen, daraus bisher alles unerbauliche Bezanke und Mißver-

verständniß der christlichen Kirchen hergeflossen, und daraus so viel Unheil und Verwirrung, welche offtmalen den Umsturz ganzer Länder und Staaten nach sich gezogen, entstanden sind.

Was ist demnach christlicher und lobenswürdiger, als diesem wilden Strom, darauf ein jeder Gefahr läufft, mit fortgerissen zu werden, alle seine Kräffte entgegen zu setzen, und solchen in gewisse Gränzen und Dämme einzuschliessen, damit er nicht, wie schon mehrmalen geschehen, in ungeheure Fluthen ausbreche, und ganze Länder überschwemme. Allein, welcher Verfall unseres Christenthums! Diejenigen, welche sich bishero auf alle Art und Weise bemühet haben, diesem so überaus grossem Ubel, zum wenigsten in der protestirenden Kirche durch gelinde und friedfertige Wege abzuhelffen, die finden nicht nur kein gnugsames Gehör bey denjenigen, welche die Sache am besten befördern könnten, sondern werden auch insgemein als Indifferentisten und Syncretisten ausgescholten, mithin dadurch verhaßt gemacht, und solchergestalt ihre gute Vorschläge fruchtloß darnieder gerissen.

Jedoch, alle Sachen in der Welt wollen ihre Zeit haben, bis sie zu ihrer Reiffe gelangen; wer weiß, ob die Früchte der Liebe und der Sanftmuth, welche bisher in den Schrifften der Irenicorum geblühet, nunmehro nicht auch bald zu ihrer Zeitigung kommen; um so vielmehr, da von Tag zu Tage, die bisherige Kirchenzänkereyen,

reyen, gleich einem wurmstichichten und faulen Obst, allen rechtschaffenen Protestanten, mehr und mehr Eckel geben; also, daß es um so viel weniger maz übel gedeutet werden, daß wir darüber unsere Gedanken, mit einer freymüthigen Offenherzigkeit, allen redlichgesinnten Christen darstellen, und damit den weitern Ausschweifungen eines so weit eingerissenen Uebels, nach unserm wenigen Vermögen, den Weg mit verhauen helffen.

Wir wollen demnach mit GOttes Hülfe, allhier zuforderst untersuchen, welcherley Beweggründe uns vornemlich zu dem Frieden und der Einigkeit in unserm Kirchen- und Religionswesen sollten anhalten.

I. Der erste davon ist dieser: Weil unser ganzes Christenthum sich auf die Liebe und den Frieden gründet; wo demnach Zank und Streit regieret, da ist auch der Geist Christi nicht. Denn daran wird jederman erkennen, spricht Christus, daß ihr meine Jünger seyd, so ihr Liebe unter einander habt. Selig sind die Friedfertigen, sie werden GOttes Kinder heissen, Matth. 5, 9. Die Frucht aber des Geistes ist Liebe, Freude, Gedult, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmuth, Keuschheit, Gal. 5, 22. Ueber alles aber ziehet an die Liebe, die da ist das Band der Vollkommenheit, Col. 3, 14. Und lasset nicht Spaltungen unter euch seyn, 1. Cor. 1, 10.

10. Habt unter einander eine brünſtige Liebe, denn die Liebe decket auch der Sunden Menge, 1. Petr. 4, 8. GOtt iſt die Liebe, wer alſo in der Liebe bleibet, der bleibet in GOtt, und GOtt in ihm, 1. Joh. 4, 16. So aber jemand ſpricht, er liebe GOTT, und haſſet ſeinen Bruder, der iſt ein Lügner, 1. Joh. 5, 20. Ja, man darf nur die Bibel leſen, ſo wird man bald finden, daß kein anderes Merkmal ſey, woran die Rechtglaubigen und Kinder GOttes zu erkennen, als an dem Geiſt des Friedens, der Liebe, der Sanftmuth und der Demuth; Chriſtus und ſeine Apoſteln führen keine andere als dieſe Lehren; und verwerfen im Gegentheil, mit einem ganz beſondern Nachdruck, alle gegenſeitige Neigungen der Zwietracht und der Uneinigkeit, ſie mögen auch Nahmen haben, wie ſie wollen: Non modo diſſentire illos prohibet atque adverſus ſe mutuo dimicare, ſed aliud quidam majus inquirit, ſcilicet, ut etiam alios diſſidentes in ſacram ſtudeant revocare concordiam, ſagt Chryſoſtomus.

Daß nun die Religions-Streitigkeiten insbeſondere auch mit hieher gehören, und von dem Apoſtel Paulo ganz ausdrücklich verboten worden, ſolches bezeuget unter andern auch ſein 14. Cap. der Epiſtel an die Römer, wo er gleich Anfangs lehret: Den Schwachen im Glauben aufzunehmen, und die Gewiſſen nicht zu verwirren, Item v. 10. ſeinen Bruder nicht

zu

zu richten noch zu verachten, Item v. 12. Daß ein jeder für sich selbst GOTT müste Rechenschafft geben. Item v. 22. Daß wer den Glauben habe, solchen bey sich selbst und vor GOTT haben solle. Ferner im folgenden 15. Capit. v. 1. Daß diejenigen, so da stark sind, der Schwachen Gebrechlichkeit tragen, und nicht Gefallen an sich selbst haben sollen. Item 1. Cor. 11. und 15. Daß, wo jemand sey, der Lust zu zanken hätte, der solte wissen, daß sie, als die Apostel und Jünger Christi, dergleichen Weise nicht hätten, und die Gemeine GOttes auch nicht, und daß 1. Cor. 11, 16. wo Eiffer, Zank und Zwietracht wäre, da sey man noch fleischlich, und wandele nach fleischlicher Weise.

Dieses sey genug, uns zu überzeugen, daß unsere evangelische Religion eine Verkündigung des Friedens sey, welche dem unzeitigen und gottlosen Disputiren, und denen daraus erfolgenden Uneinigkeiten und Verketzerungen ein vor allemahl schnurstracks entgegen stehet. „ Dann dadurch verlöschet der rechte wahre „ Glaube ganz und gar, sagt der erleuchtete Jo„ hann Arnd, und kommen nur viel spitzfindige „ Zank- und Streitschrifften an Tag, darin die „ Vernunft allein die Meisterin ist. Das ist „ der wahre Glaube, der Christum rein behält, „ und durch die Liebe bewiesen wird gegen GOtt „ und den Menschen, Freunden und Feinden,

durch

„ durch welchen Christus in uns bleibet, herr„ schet und sieget. „ Darum, Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet; Denn mit welcherley Gericht ihr richtet, werdet ihr gerichtet werden; und mit welcherley Maaß ihr messet, wird euch gemessen werden, Matth. 7, 1. 2. 3.

Ja, sprichst du: Wie, und auf was Art denn gleichwohl die Wahrheit des Evangelii würde vertheidiget und beschützet werden können, wenn man so schlechterdings einen jeden glauben liesse, was er wolte; wie viele Gefahr, wie viele Irrthümer würden nicht daraus entstehen? So bitten wir dich, erwäge doch eins: Ob die Wahrheit durch vieles Zanken und Disputiren nicht ungleich mehr gelitten, als wenn man die Menschen ganz einfaltig und lauter zu einem thätigen Christenthum, nemlich zu der Ausübung der wahren Gottseligkeit und Frömmigkeit, angewiesen hätte. Gewiß, hier sind keine Abwege; Alle Worte GOTTES sind durchläutert, und ein Schild denen, die auf ihn trauen, Prov. 29, 56. Das Geheimniß des HErrn ist unter denen, die ihn fürchten, und seinen Bund läßt er sie wissen, Psal. 25, 15. Der innerliche lebendige Glaube macht selig, nicht der gelehrte, scharfsinnige, weit hergeholte, der auf Schrauben menschlicher Klugheit und Aufsätzen beruhet; nicht vieles Wissen nach dem Fleisch, nicht der äusserliche Schein, nicht der Hirnglaube, sondern der Geist, der da saget unserm Geist,

daß

daß wir GOttes Kinder sind. Der Geist der Liebe, der Freundlichkeit, der Demuth, der sich auf den HErrn verläst von ganzem Herzen, und nicht auf seinen Verstand, Prov. 3, 5. Der sich selbst verleugnet, Christo anhänget, und aufrichtig wandelt vor dem HErrn. Mit einem Wort, es kommt auf die Heiligkeit des Lebens an, und nicht auf die Scharfsinnigkeit der Meynungen: Durch jene sind alle Glaubigen, wenn sie auch gleich in ihren Meynungen über ein und andre, uns nicht deutlich geoffenbarte Geheimnisse, von einander unterschieden sind, mit einander im Geist und in der Wahrheit vereiniget; durch diese aber sind diejenigen, die sich allein für rechtglaubig halten, selbst mit einander uneins, und entfremdet von dem Leben, das aus GOTT ist; bey jenen zeigen sich die rechte Früchte des Geistes, als Liebe, Sanftmuth, Keuschheit, Gedult ꝛc. bey diesen aber die Früchte des Fleisches, als Hader, Zorn, Zank, Zwietracht, Rotten, ꝛc. Nun sagt der Heiland: **An ihren Früchten solt ihr sie erkennen**, Matth. 7, 16. Welche von beyden hältst du nun vor die Rechtglaubigen?

Man hat noch kein Exempel, daß jemalen durch das Zanken, Streiten und Verketzern irgendwo eine Wahrheit sey erhalten und fortgepflanzet worden. Vielmehr liegt es am Tage, daß leider viele ungeheure Verwirrungen und Irrthümer darüber entstanden. Es ist uns gleichsam damit ergangen, wie jenem unschuldigen

Kinde, welches anfänglich sich in einem schönen klaren Bache bespiegelt, und daraus getrunken, nachgehends aber, um die lange Weile sich zu vertreiben, die im Grunde liegende Steine herauf zu langen sich bemühete, dadurch also der lautere Bach trüb und unrein gemacht wurde.

II. Die andere Bewegursache fliesset aus denen Geheimnissen, welche unsere Religion in sich fasset; wer aber kann sich rühmen, dieselbe gründlich einzusehen? könnten wir sie verstehen, so wären es keine Geheimnisse nicht. **Wer hat je des HErrn Sinn erkannt? oder wer ist sein Rathgeber gewesen?** Rom. 11, 24.

Es muß demnach der Grund unseres Glaubens nur allein in solchen Lehrsätzen bestehen, die da klar und deutlich, und nach dem Begriff aller Menschen, auch der einfältigsten, eingerichtet sind. **Denn GOtt will nicht, daß jemand verlohren gehe, sondern daß er sich bekehre und lebe,** Ezech. 33, 10. **Er will daß allen Menschen geholffen werde, und daß sie alle zur Erkenntniß der Wahrheit kommen möchten,** 1. Tim. 2, 4. **Ja er will, daß alle, die ihn anruffen, auch sollen selig werden.**

Hier wird also von allen Menschen gesprochen, und kein Unterscheid gemacht zwischen den Gelehrten und Ungelehrten, zwischen den Verständigen und Unverständigen, zwischen den Geistlichen und Weltlichen; woraus dann folget,

get, daß der Begriff in göttlichen Geheimnissen unmöglich die Richtschnur unsers zur Seligkeit leitenden Glaubens seyn könne, indem sothaner Begriff sich der Einbildung nach, nur allein bey einigen Gelehrten befindet, die sich weiser als andere zu seyn dünken; der gemeine Mann aber, welcher nicht auf hohen Schulen die Weisheit eingesogen, und inzwischen doch die Früchte des Geistes, in seinem Leben und Wandel zeigte, hier weit zurück stehen müste, nur weil er den Kopf nicht mit so vielen scholastischen Grillen und Argumentirkünsten angefüllet hätte; welches ja wohl ein feines Christenthum wäre, und auch ein besonderer Himmel seyn müste, wo dergleichen subtile Köpfe sich dermaleinst, sub favore Aristotelis, hinein disputiren solten. (*)

Ich zweiffele demnach sehr, ob auch der gelehrteste Theologus auf diesem Weg zur Seligkeit gelangen werde. Denn wo er bey allen seinen

(*) Pietas est non ambigere, & justitia est credere, & salus est confideri; non in incerta diffluere, neque ad ftultiloquia effervere, neque ratione aliqua virtutes Dei ventilare, neque modo circumscribere poteſtatem, neque causas investigabilium Sacramentorum retractare; Dominum JEsum confiteri, & à Deo suscitatum à mortuis credere salus est... In simplicitate fides est, in fide justitia est, in confessione pietas est. Non per difficiles nos Deus ad beatam vitam quæstiones vocat, nec multiplici eloquentis facundiæ genere sollicitat. In absoluto nobis ac facili est æternitas. Hilarius de Trinit. lib. 2.

nen Wiſſenſchafften das Herz nicht zur Selbſtverleugnung und zur Demuth hält, ſo iſt ihm ſeine Gelehrſamkeit ein Weg zur Verdammniß; und iſt nachdenklich, was Chriſtus dorten ſaget, Matth. 11, 25. **Ich preiſe dich, Vater und HErr Himmels und der Erden, daß du ſolches den Weiſen und Klugen verborgen haſt, und haſt es den Unmündigen offenbaret.** Jt. Matth. 18, 3. **Warlich, ich ſage euch: Es ſey denn, daß ihr auch umkehret, und werdet wie die Kinder, ſo werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen,** ꝛc. Denn Marc. 10, 15. **Wer das Himmelreich nicht empfähet, als ein Kind, der wird nicht hinein kommen.**

Wer iſt nun ſo weiſe und ſo gelehrt, daß er, ſonder Gefahr und Furcht zu irren, ſich einen füglichen Begriff von den göttlichen Geheimniſſen machen könne? Bildet ſich ſolches jemand ein, der nehme ſich nur einmal die Mühe, ſeine Lehrſätze darüber, per modum conſequentiarum, in die Inquiſition zu ziehen; was gilts, wo ihm anders eine thörichte Eigenliebe die Augen der Vernunft nicht ſchon gar verkleiſtert, was gilts, ſage ich, der Schwindel wird ihn darüber zu faſſen kriegen, und er tauſendmal wünſchen, er hätte ſein ſpitzfindiges Nachgrübeln fein unterlaſſen, weil es ihm damit ergangen, wie jenem, der um entlegene Dinge genauer zu betrachten, ein Perſpectiv ergriffe, ſolches aber verkehrt ans Auge ſetzte, und damit alle die an und vor

ſich

ſich ſelbſt entfernte Sachen, noch viel entfernter von ſich ſahe. Wir müſſen demnach allhier mit Paulo ausruffen: **O welch eine Tieffe!** Röm. 11, 33.

III. So beſtehet unſer ganzer Chriſtenglaube mehr im Thun als im Denken. Der Fortgang des wahren thätigen Chriſtenthums wird nicht wenig durch Spaltungen und Zänkereyen gehemmet: Scopus enim Religionis, wie der gelehrte Herr Turretinus ſpricht, eſt reverentiam ac amorem Dei animis noſtris ingenerare, nosque ad certa officia impellere. Itaque, quæ veritates ad ſcopum illum maxime faciunt, ſunt maxime momentoſæ; Quæ autem, vel nullatenus, vel parum admodum, ad finem illum referuntur, eæ procul dubio minoris momenti, adeoque non omnino neceſſariæ exiſtimandæ ſunt. (*)

Es iſt dem natürlichen Licht unſerer Vernunft nichts gemäſſer, als daß ein GOTT iſt, den wir fürchten und ehren ſollen, und deſſen Gebote die höchſte Weißheit, und die vollkommenſte Glückſeligkeit der Menſchen in ſich faſſen; alſo, daß nichts gerechter, nichts heiliger, nichts vergnügender, ja nichts erſprießlicher vor den allgemeinen Wohlſtand iſt, als ihnen Folge zu leiſten, und darnach ſein Leben einzurichten: Das Herz hat

 hiebey

(*) Vid. Alph. Turretini Nubes Teſtium Cap. II. de Artic. Fundamental.

hieben einen ganz unvergleichlichen Vortheil vor dem Verſtand; denn ſolches empfindet weit mehr, als dieſer begreiffen kann; alſo fühlet es GOtt in ſich leben und wirken, ſobald ſich ihm GOtt nähert, und nach ſeiner unerſchöpflichen Liebe und Barmherzigkeit zu erkennen gibt. Da hingegen der Verſtand, wenn er nicht durch dieſe innerliche Wirkungen des Heil. Geiſtes erleuchtet und zu GOtt gezogen wird, einen gar ſchlechten Fortgang in der Erkenntniß göttlicher Wahrheiten gewinnet; darum wird auch durchgehends in Heil. Schrifft ſo ſehr auf die Reinigung des Herzens und die Heiligung des Willens gedrungen; Wir leſen aber nirgend nichts von den Hirnſubtilitäten, und der albern naſeweiſen Schulgelehrtheit, daß dieſe vor andern im Chriſtenthum etwas voraus hätten; (*) ſondern es heiſſet im Gegentheil, 1. Cor. 1, 19. & ſeq. Ich will umbringen die Weißheit der Weiſen, und den Verſtand der Verſtändigen will ich verwerfen; Wo ſind die Klugen? Wo ſind die Schrifftgelehrten? Wo ſind die Weltweiſen? Hat nicht GOTT die Weiß-

(*) Miſerum eſt, cum habeamus tot clara & aperta in Sacris Literis de fide, Spe, Charitate, & caeterarum virtutum officiis, in quibus nihil eſt obſcurum, ea prorſus neglecta relinquamus, & tanta ſuperſtitione, quæ incerta ſunt & minus ad ſalutem faciant, velle perſequi. Hoc Diabolus curat, ut in quæſtionibus infinitis ac inutilibus vehementer laboretur, abjectis quæ neceſſaria ſunt ut ſerventur. Petr. Martyr.

Weißheit dieſer Welt zur Thorheit gemacht? Denn NB. weil die Welt durch ihre Weißheit GOtt in ſeiner Weißheit nicht erkannte, ſo gefiel es GOTT wohl, durch thörichte Predigt ſelig zu machen, die, ſo daran glauben; denen aber, die beruffen ſind, predigen wir Chriſtum göttliche Krafft und göttliche Weißheit. Jt. Nicht viel Weiſen nach dem Fleiſch ſind beruffen, ſondern was thöricht iſt vor der Welt, hat GOtt erwählet, daß er die Weiſen zu Schanden machet.

Dieſes alles lehret uns nun zur Gnüge, daß unſer Chriſtenthum ganz kein Werk des Gehirns, ſondern des Herzens ſeyn müſſe, und daß wir da die Kräffte des Verſtandes vergebens anſtrengen, wo es nur allein auf innerliche lebendige Empfindung des Glaubens ankommet. Deux Loix ſuffiſent pour regler toute la Republique Chretienne: l'amour de Dieu & celui du prochain. (*) Es heiſt: Liebe GOTT und deinen Nächſten, dieſes iſt genug, dann in dieſen zweyen Geboten hanget das ganze Geſetz und die Propheten. (**)

(*) Penſées de Paſcal, p. 198. ed. Amſt. 1700.

(**) Præter mutuam charitatem nihil præcipit Chriſtus; neque quicquam ſi amarum eſt, quod non condiat, condalcetque charitas; nihil magis congruit cum hominis natura, ſed cavendum ne Chriſti legem, per ſe blandam ac levem, gravem &

Wie kommen dann die eitele Streitfragen und Verketzerungen allhie zu paß? sie zeigen ja weder von der Liebe GOttes, noch von der Liebe des Nächsten; sie widerstreben vielmehr beyden, verwirren die Gewissen, und geben zu lauter Zwietracht und Unheil in der Kirchen und dem gemeinen Wesen Anlaß; Urtheile demnach, ob solche aufzuheben oder nicht? Ja, sprichst du, man muß doch gleichwohl aber der Wahrheit auch nichts vergeben; so frag ich dich, was sind das für Wahrheiten, über deren eigentlichen Begriff wir mit einander zanken und disputiren? Du nennest mir die Vereinigung der göttlichen Natur mit der menschlichen in Christo, die Gnadenwahl der Kinder GOttes, und die cörperliche Gegenwart des Leibes Christi im Heil. Abendmahl. (*) Ich frage dich weiter, sind dieses Geheimnisse, oder sind es keine? Nach deiner Sprache müssen es nothwendig Geheimnisse seyn, dann du redest davon ziemlich dunkel; ja, es finden sich hundert andere Gelehrten, welche dir aus deiner Hypothesi gewaltige Irrthümer und Wider-

---

ad, eram reddant humaniorum constitutionum ac dogmatum accessiones. Erasmus.

(*) Daß es besser gewesen, man hätte diese Fragen nie so weit getrieben, sondern einem jeglichen erlaubet, darüber seine Meynungen nach der Gabe des Geistes, die ihm GOtt verliehen, zu hegen; im Gegentheil aber dahin getrachtet, diesem verdrießlichen Gezänk durch den Frieden und die Einigkeit in Christo abzuhelfen, solches hat auch schon die Kirche zu Lion in Conc. Syn. Carniacæ eingesehen.

Widerſprüche heraus conſequentiren, wie ſolches die täglichen Widerſprüche lehren, (*) da unter tauſenden kaum etliche ſich finden, welche, wie du, dergleichen Lehren einſehen können. Sind es nun Geheimniſſe, ſo läſſet ſichs nicht wohl darüber diſputiren. Es ſind und bleiben Geheimniſſe; (**) warum zanken wir uns dann darüber mit einander, und erfüllen die Gemüther mit ſo viel Eifer und Galle? Iſt es nicht, daß einer vor dem andern ſich will hervorthun, und ſeinen eitlen Puppenkram ausleeren? Denn fürwahr, unſere Argumentirkünſte kommen mir faſt nicht anders vor, als die Marionetten, welche ſich drehen und wenden müſſen, nachdem die Hände unſerer Affecten damit ihr Spiel treiben.

Inzwiſchen will man doch ſeine Sachen auch nicht gerne vergebens gelernet haben, und ſeiner Gemeinde auch zeigen, daß man ein gelehrter

(*) Veteres parciſſime de rebus divinis philoſophabantur, neque quicquam audebant de his pronunciare, quod non eſſet aperte proditum his literis, quarum auctoritas nobis & ſacroſancta. - - Nobis qua fronte veniam poſcemus, qui de rebus longe ſemotiſſimis a noſtra natura, tot curioſas, ne dicam, impias, movemus quæſtiones: tam multa definimus, quæ circa ſalutis diſpendium, vel ignorari poterant, vel in ambiguo relinqui. Eraſmus.

(**) Nullius enim rei cognoſcendæ, neque credendæ neceſſitatem nobis incumbit, quæ nobis clare revolata non fuerit, & ad quam credendam facultates a Deo neceſſarias non acceperimus. Turretin. nub. Teſt. cap. 4.

Mann ſey? Ey, es wäre ja wol Schade darum. Wie kann man aber in lauter Moralpredigten eine groſſe Wiſſenſchafft an Tag legen? Eine feine ausgearbeitete Controvers iſt wie das Gewürz in wohlgekochten Speiſen; dieſe muß den haut gout geben, und den Gelehrten von gemeinen Predigern unterſcheiden; Inzwiſchen wird dadurch eine Gemeine fein zierlich gegen die andere aufgehetzet, und die gute Zuhörer verlärt darüber die Gedult; alſo, daß ſie mit Mühe anhören, was jener mit Mühe auswendig gelernet, und ihnen daher ſagt: (*) Ich denke, wir ſehen der traurigen Kurzweil noch länger mit aufgeſperrten Mäulern und in einander geſchlungenen Aermen zu? Was wird dann endlich wohl daraus werden?

IV. Der vierte Bewegarund flieſſet aus dem ruhigen Wohlſtand eines Staats: Es iſt bekannt, daß aus den geiſtlichen Zänkereyen allezeit das meiſte Unheil im gemeinen Weſen herfloſſen, und dadurch zu vielen Kriegen und Empörungen, Blutvergieſſen und mancherley Verwirrungen, Anlaß iſt gegeben worden;

-- En

(*) Si linguam freno coercere repudias, animique impetum frangere ac comprimere, non potes, tibi furere atque inſanire certum eſt. At illud ſaltem tibi impera, ut fratrem non condemnes, aut ſalutem ejus pro deſperata habens, diſcedas, qui animi facilitatem ac morum ſuavitatem profiteris. Nazianz.

- - - - - - En quod discordia cives,
Perduxit miseros, en queis consevimus agros.

Wir sehen davon in unserm teutschen Vaterland noch die traurigsten Denkmale, und wer „ nur ein wenig, sagt ein berühmter Schrifft„ steller, die Umstände des dreyßigjährigen Krieges „ mit unpartheyischen Augen ansiehet, der er„ kennet bald, daß die Zänker, die andere Reli„ gionsverwandten nicht bey sich leiden können, „ hierzu das meiste contribuiret. D. Hoes „ Tractat wider die Reformirten, wird ein „ ewiges Zeugniß bey der Nachwelt abstatten, „ daß er zu vielem Blutvergiessen und Verwü„ stung vieler Länder, Anlaß gegeben, & seq." (*) Ja, es ist wohl keine Provinz in der ganzen Christenheit, welche nicht auf gewisse Art, die betrübten Wirkungen eines unzeitigen Religionseiffers empfunden hätte: und wenn uns die einheimische Exempel, nebst denen im Römischen Reich sich ereignenden Umständen nicht beweglich und Achtungswürdig genug vorkommen, so dürfen wir die Augen nur ein wenig auf unsere Nachbarn werfen; wie viel ist Frankreich nicht durch die viele Religionskriege mitgenommen worden, und wie sehr hat es nicht seiner wirklichen Hoheit und Aufnahme geschadet, daß man die Hugenotten daraus vertrieben?

Es

(*) Herr Thomasius in seinem Tractat vom Recht der Fürsten, in Theologischen Streitigkeiten. p. m. 170.

Es meynen zwar hierüber die meisten Geschichtschreiber, daß die Aufhebung des nantischen Edicts, und die darauf erfolgte Vertilgung der Hugenotten, das Königreich wieder in Ruh gesetzt, und scheinen also dadurch die Ursache der bis dahin gedauerten Kriege diesen guten Leuten auf die Rechnung zu setzen; alleine, wie unbillig und ungegründet dieses Urtheil sey, wird ein jeder leicht erkennen, der nur mit unpartheyischen Augen die damalige Umstände einsiehet. Die römische Clerisey, welche vor die Erhaltung des päbstlichen Stuhls und ihre Einkünften stritten, und das Interesse einiger französischen Prinzen (*) die mit damaliger Regierung übel zufrieden waren, und sich deswegen zu den Hugenotten schlugen, um durch sie in ihren stolzen Absichten unterstützt zu werden, die haben eigentlich das Blutvergiessen verursachet, und die innerlichen Unruhen angesponnen; mitnichten aber die Hugenotten oder Reformirten, die sich nur suchten gegen offenbare Gewalt zu vertheidigen: Denn wäre die Verschiedenheit der Religionen und Glaubensmeynungen in einem Lande die Ursache zu einheimischen Kriegen und Verwirrungen, so müsten sich Engelland und Holland bey ihrer Tolleranz sehr übel befinden, ja Frankreich selbst sich noch beständig in den Haaren liegen, da die Constitutionisten und Anticonstitutionis-

(*) V. d. Satyre Menippée de la vertû du Catholicon d'Espagne, & de la tenûe des Etats de Paris, ou le vrai Histoire de la Ligue en abregé &c.

tioniſten ſich noch immer weidlich mit einander herum zanken, und in Anſehung der päbſtlichen Autorität und Unfehlbarkeit, ganz gegen einander lauffende Meynungen hegen. Der Janſeniſten und heimlichen Proteſtanten, deren noch eine groſſe Menge darinnen verborgen lebet, zu geſchweigen. (*) Weil aber die gegenwärtige Um-

(*) Daß ſich die Herren Theologi des Streitens und Diſputirens unter ſich enthalten ſolten, ſolches wird faſt unter die unmögliche Dinge gezehlet. Nur wäre zu wünſchen, daß ſie damit die Canzel und den gemeinen Mann in ihren Catechiſmuslehren weißlich verſchonen möchten: Denn ob dieſer gleich davon eben ſo viel verſtehet, als von dem alten hebräiſchen Grundtext, ſo pfleget er doch nichts deſtoweniger, wenn er dadurch gegen die vermeinte Ketzer von der Geiſtlichkeit aufgehetzet wird, viel Lermen und Unruhe anzurichten. vid. Euſebium in vita Conſtant. l ib 2. C. 68. woſelbſt dieſe Anmerkung ſich findet: Tales quæſtiones, quas nullius legis neceſſitas præſcribit, ſed inutilis otii altercatio proponit, licet ingenii exercendi cauſa inſtituantur, tamen intra mentis noſtræ penetralia continere debemus, nec eas facile in publicos efferre conventus, nec auribus vulgi incenſulto committere. Quotusquisque enim eſt, qui tantarum rerum tamque difficilium vim atque naturam, aut accurate comprehendere, aut pro dignitate explicare ſufficiat; Quod ſi quis id facile conſequi poſſe exiſtimetur, quotæ tandem parti vulgi id perſuaſurus eſt? Aut quis in ejusmodi quæſtionum ſubtili & accurata diſputatione, *citra periculum graviſſimi lapſus*, poſſit conſiſtere? Quocirca in hujusmodi quæſtionibus loquacitas comprimenda eſt; ne forte aut nobis id quod propoſitum eſt explicare, ob naturæ noſtræ

Umſtände in Europa von denenjenigen des vorigen Jahrhunderts merklich unterſchieden, ſo weiß auch das römiſche Kirchenhaupt nunmehro nachzugeben, und mit Klugheit darunter zu ſpielen, zumalen da ſich Frankreich ohnedem niemals recht gut Päbſtiſch aufgeführet, und öffters gar ſchlechten Gehorſam vor die Decreta Sedis Apoſtolicæ bewieſen.

Hieraus iſt alſo zu erſehen, daß die Verſchiedenheit der Meynungen in Religionsſachen nicht ehender Krieg und Unruhe in einem Lande anrichten, bis die Cleriſey darüber Lermen bläſet, und die groſſe Sturmglocke läutet; wodurch ſodann erſtlich die allgemeine Ruhe unterbrochen, einer gegen den andern aufgehetzet, und das Unheil in dem gemeinen Weſen geſtifftet wird; und würden wir wohl von keiner Spaltung nichts wiſſen, wo unſere Geiſtlichen ſich nur mit einander vertragen könnten, und nicht ſo ſehr in ihre eigene Weißheit verliebet wären. (*)

Doch dieſes ſey genug, um uns zu überzeugen, daß die Religionsſtreitigkeiten, die allergefährlichſten Würkungen menſchlicher Boßheit ſeyen, die

---

infirmitatem non ſufficientibus, aut auditoribus, ob ingenii tarditatem, ea quæ dicuntur minus aſſequentibus, ex alterutro horum, aut *in blaſphemiæ* aut *in ſchismatis neceſſitatem* populus incurrat.

(*) Germania noſtra pacata eſſet, niſi eam ſua ambitione & arrogantia turbarent Theologi. Languetus in Ep. ad Phil. Sidoneum.

die je und je allen Ländern geschadet, und dem Wachsthum und Wohlseyn eines Staats, die allergröste Anstösse gegeben; wie solches alle Geschichte bekräfftigen, und die tägliche Erfahrung lehret.

V. Der fünfte Beweggrund, daß die Evangelischen sich mit einander vereinigen und vest zusammen halten solten, ist die anscheinende Gefahr, damit uns die anwesende Macht der catholischen Potenzen, und der nimmerruhende Hader und Verfolgungsgeist der Clerisey, bedrohet. Herr Thomasius hat in seinen Noten uber Puffendorfs Betrachtungen der geistlichen Monarchie zu Rom, pag. 339. über die Worte: Daß sich unsere Widersacher im Busen freuen, wenn wir uns durch innerliche Spaltungen schwächten, diese Anmerkung mit beygefüget: „Es ist dieses ein Elend von rechtschaffenen „Patrioten um destomehr zu bedauern, daß „man so gar sehr noch jetzo auf das Ketzermachen verpichet ist, ohnerachtet die Nähe der „allgemeinen Gefahr, wo wir nicht ganz verblendet wären, oder uns selbst verblendeten, „uns vielmehr antreiben solte, alle bisherige „Spaltungen und Verbitterungen, bey Seite „zu legen, und uns zu bereiten, den bald zu befürchtenden Ausbruch der allgemeinen Verfolgung, uns mit vereinigten Kräfften entgegen zu stellen.“

Ob nicht diese des Herrn Thomasii damals gegründete Muthmassungen, bey denen vor einigen Jahren sich ereignierten pfältzischen Religions- und Kirchenhändeln, einigermassen wären bestättiget worden; wann nächst GOtt, nicht eines Theils, die weltgepriesene und hohe Gerechtigkeitsliebe Sr. glorwürdigst-regierenden Kayserl. Majestät, und andern Theils die hohe Sorgfalt und vortrefflich-gute Anstalten, einiger regierenden protestantischen Mächten vor die Beybehaltung des so theuer erworbenen Kirchenfriedens, zu unserer allgemeinen Ruhe und Sicherheit gewachet; wie auch, ob wir bey noch fürwährenden Umständen, in und ausser dem römischen Reich schon ausser aller Gefahr, in Ansehung des Zukünftigen, zumalen da der Eiffer vor die Beybehaltung des protestantischen Wesens, auch bey denen Grossen noch immer mehr und mehr verkalt, und verschiedene unserer Prinzen wiederum vor Rom die Knie gebeuget; solches überlassen wir billig dem unpartheyischen Urtheil eines vernünftigen Lesers.

Zum wenigsten bedünket uns, daß wir Ursache hätten, uns gegen alle androhende Gefahr, in bessere Verfassung zu setzen, und durch den Geist der Eintracht und des Friedens GOTT auf unsere Seite zu ziehen; dann durch das unzeitige verketzern und disputiren, wird einmal das Herze schlecht gebessert, noch zu einem wahren und thätigen Christenthum eingelenket; inzwischen aber ist doch dieses der einige Weg,

um GOtt gefällig zu werden, und dessen Hülfe und Beystand uns zuwegen zu bringen.

VI. Endlich und zum sechsten, so haben wir die Zeugnisse und Schrifften der gelehrtesten und heiligsten Männer vor uns, welche jederzeit vor die Vereinigung der beyden evangelischen Kirchen gestimmet, und solchen ihren löblichen Friedenseiffer durch ihre Schrifften sattsam an Tag geleget, wie hierüber des Herrn Turretini nubes testium, mit Vergnügen kann nachgeschlagen werden.

Nun ist zwar an dem, daß eine Wahrheit an und vor sich selbst, durch den Beyfall berühmter und vortrefflicher Leute, eben nichts gewinnet, und darnach auch keineswegs vor unfehlbar zu urtheilen; wenn man aber den frommen und nach der Lehre Christi so gleichförmig geführten Lebenswandel dieser Leute mit in Betrachtung ziehet, so ist dieses auch keineswegs so schlechterdings ausser Acht zu lassen, und mögen wohl die Lehren solcher heiligen Männer, als Zeugnisse der Wahrheit allhier mit angeführet werden, um so vielmehr, weil wir dabey die deutliche und unfehlbare Lehre Christi vor uns haben, mit welchen gemeldte Zeugnisse vollkommen übereinstimmen. Wir wollen unter so vielen nachdrücklichen und vortrefflichen Zeugnissen hierüber nur derjenigen erwehnen, welche selbst Lutherus, in seinen Briefen an die straßburgische Theologos, die es damalen noch mit den Schweitzern hielten, mit

einflieſſen laſſen, wo unter andern dieſe Worte: Magnæ voluptati mihi fuerunt veſtræ literæ, optimi viri fratres, quod mihi facile perſuaſerunt, animum veſtrum candide & ſincere ad ſarciendam iſtam concordiam noſtram, eſſe propenſum & paratum; quare viciſſim vobis oro, perſuadeatis, tam cupide me amplecti eam concordiam quam cupide velim mihi Dominum JEſum Chriſtum propitium ſemper fore. vid. Epiſt 9. Ferner ſagt er in Epiſt. 10. ad Helvet. Ut & nos viciſſim tam in ſcriptis, quam in concionibus quieſcemus, ac ejusmodi clamoribus adverſus veſtros abſtinebimus, ne ullam impediendæ concordiæ occaſionem præbeamus, quam & nos ex animo videre cupimus, ut Deus novit, & ſequentia. It. in Ep. ad Antverpienſes. Videtis optimi amici, qui Diaboli ſint conatus, quæ Conſilia, quæ rerum novandarum ſtudia, quibus hoc molitur, ut non neceſſariis & inutilibus cognitaque impoſſibilibus articulis hominum levium animos occupet atque detineat, a vera via alienos; proinde videte, ut id quod ſcitu eſt utile & vobis neceſſarium, atque a Deo præceptum amplectamini, poſthabitis nugis futilibus, non ædificantibus. & nihil perinde atque contentiones producentibus, &c.

Gehen wir in dieſer Betrachtung etwas weiter, und befragen die Gewiſſen aller rechtſchaffenen evangeliſchen Chriſten 1. Ob ſie die in unſern

unſern Kirchen obſchwebende Streitfragen wohl verſtehen und innen haben? 2. Ob, wann ſie ſolche wohl verſtehen und innen haben, ſie ſolche von der Wichtigkeit urtheilen, daß man ſich darüber zu trennen, und keinen gemeinſchafftlichen Gottesdienſt mit einander zu halten, Urſache hätte? Und 3. Ob es nicht derowegen beſſer ſey, daß man zuſammen in eine Kirche gienge, einerley Predigt hörte, einerley Lieder abſänge, und einerley Sacrament gebrauchte? ſo werden ſich gegen hundert nicht zehen finden, die hierinnen uns widerſprechen.

Der Schluß hierauf iſt richtig, nemlich, daß es dannenhero nicht eine geringe Unbilligkeit ſey, daß das Reich Chriſti, welches ein Reich des Friedens, deswegen nicht wiederum ſoll erbauet werden, weil darunter einige Friedensſtöhrer und Verführer des Volks ſich befinden, die da Unruhe anrichten, die Gemüther der Menſchen gegen einander aufwiegeln, und die Gewiſſen verwirren.

Ja, ſprichſt du, die Stimmen der Laien kämen allhier nicht mit in die Computation der Votorum, und das Votum eines ordentlich beruffenen Predigers gelte mehr, als anderer hundert, weil ſie ja darzu beſtellet, daß ſie die Beybehaltung der reinen Wahrheit und die Wohlfahrt unſerer Seelen beſorgen ſollen; ſo wirſt du dich hierinnen leicht beſcheiden, wann du erwegeſt, daß es nicht in eines andern Macht ſtehe,

vor die Wohlfahrt unſerer Seelen zu ſorgen. Wir haben Moſen und die Propheten, wir haben die deutlichen Lehren Chriſti und ſeiner Apoſteln, laſſet uns dieſe hören, und nicht eine Sache auf eines andern Gutdünken ausſetzen, vor die wir ſelbſten Rechenſchafft geben müſſen: dann ein jeder wird ſeines Glaubens leben; darum prüffet alles, und behaltet das Beſte, 1. Theſſ. 5, 21.

Zweyte Betrachtung,

Von dem Recht einer chriſtlichen Obrigkeit, die Vereinigung der evangeliſchen Kirchen betreffend.

Daß alle und jede chriſtliche Obrigkeiten nicht allein Recht und Macht haben, die Religionsſtreitigkeiten in ihren Ländern zu verbieten, und im Gegentheil eine wahre GOtt gefällige Kircheneintracht einzuführen und zu handhaben, ſondern auch ihres Amts wegen darzu verbunden ſind, ſolches flieſſet aus folgenden Grundſätzen.

1. Wird von den Obrigkeiten in der heiligen Schrifft gemeldet, daß ſie ſollen Pfleger und Säugammen der Kirchen ſeyn, Eſa. 49, 23.

Die

Die Könige ſollen deine Pfleger, und die Fürſten deine Säugammen ſeyn.

2. So iſt ein Fürſt oder Regente in ſeinem Lande ſo viel als Summus Eccleſiæ Epiſcopus, oder beſſer zu ſagen: er hat die Jura circa ſacra, und dieſes vermöge derjenigen Oberherrſchafft, die ihm als Imperans zukommet: Dieſe Herrſchafft erſtrecket ſich weiter nicht, als über das äuſſerliche Kirchenweſen; die Gewiſſen aber, oder den innern Seelenglauben mag allein der beherrſchen, der da Herzen und Nieren prüfet. Das geiſtliche Regiment auf Erden iſt ein bloſſes Non ens, und iſt lächerlich, wenn ſich deſſen ein Menſch über den andern will anmaſſen; Die weltliche Fürſten herrſchen, und die Oberherren haben Gewalt, ſo ſoll es aber nicht ſeyn unter euch, ſagt der Heiland zu ſeinen Jüngern, Matth. 13, 25. 26.

3. So lehret uns die geſunde Vernunft, daß nothwendig unter zwey ſtreitenden Partheyen ein Richter ſeyn müſſe, der ſie von einander bringe, und dadurch zu verhindern ſuche, daß ihre Händel und Streitigkeiten nicht weiter um ſich reiſſen, und keine Unruhe noch Verwirrung in dem gemeinen Weſen verurſachen; dieſer Schiedsrichter kann niemand füglicher ſeyn, als die Obrigkeit, welche in der bürgerlichen Geſellſchafft zu dem Ende eingeſetzet iſt, daß ſie ſoll Ruhe und Friede und Gerechtigkeit handhaben.

Was den ersten Artickel betrifft, so wollen zwar einige Gelehrten den Sinn des daselbst angeführten Spruchs aus dem Propheten Jesaia auf eine andere Art auslegen; welches aber an und vor sich selbst der Meynung, daß hier der Geist GOttes mit auf das wirkliche Pflegamt der Kirchen gezielet, nichts benimmt.

Zum andern, daß ein Fürst oder Imperans in seinem Lande, zugleich auch in Kirchensachen die sogenannte Jura Episcopalia exerciren könne, darüber kann man Grotii, Carpzovii, Zieglers, Pufendorffii, Brunnemanni, Linckii, Henniges, Thomasii, Bœhmeri, nebst noch vielen andern mehr, von dieser Materie handelende Schrifften, weitläufftig nachlesen, als welche diese, der hohen Obrigkeit zukommende Rechte in Kirchenwesen so gründlich und wohl erwiesen, daß wir darüber nichts mehr zu sagen übrig finden. Die Worte in Instrum. Pac. Art. 8. §. 1. lauten darüber also: Proinde omnes & singuli Electores, Principes & Status Imperii Romani, in libero juris territorialis *tum in ecclesiasticis*, quam politicis exercitio, stabiliti & firmati sunt.

Der dritte Beweiß, daß zwey unter sich streitende Partheyen, einander unmöglich selbst entscheiden und in ihrer eigenen Sache Richter seyn können, gründet sich auf die Natur und Erfahrung; denn da jeder Theil immerfort sich einbildet, er habe das Recht auf seiner Seiten, und

und dürfte deswegen dem andern nichts nachgeben, so ist es unmöglich ohne Schiedsrichter auseinander zu kommen.

Hiergegen kann man einwerfen, daß die Schiedsleute und Richter nothwendig von den Sachen, darüber sie sollen urtheilen und Recht sprechen, auch eine sattsame Erkenntniß haben müsten; nun aber wäre es bekannt, wie wenig heut zu Tage unsere grosse Herren sich um die Gottesgelehrtheit bekümmerten; daß also die Wahrheit des Evangelii grosse Gefahr lauffen würde, wo sie darüber nach ihrem Gutdünken und Wohlgefallen sprechen und urtheilen solten.

Hierauf ist dieses zu merken: 1. Soll ein Fürst oder Regent entweder an und vor sich selbst in seinem Christenthum und den daher fliessenden Glaubensartickeln, nicht weniger als in den Wissenschafften des Staats, und den allgemeinen Rechten unterrichtet seyn; jene soll er wissen als ein Christ, diese aber als ein Regent; wo nun dieses nicht eintrifft, und GOTT das Land mit einem untüchtigen Regenten heimsuchet, so müssen doch zum wenigsten dessen Ministri und Räthe, solche Eigenschafften besitzen, als die Pflichten ihres Amts und Berufs von ihnen erfordern, sonsten sind sie als untauglich zu verwerfen, und andere tüchtige Männer an ihre Stellen zu setzen.

Zweytens, so sind auch nur diejenigen theologischen Streitigkeiten ad forum politicorum zu ziehen, die in den äusserlichen Ruhestand und das Wohlseyn eines Staats mit einfliessen; Was aber libertatem sentiendi und opiniones particulares in der Religion betrifft, damit haben sich Regenten und Obrigkeiten keinesweges zu vermengen, (*) sondern es ist allhier der Herren Geistlichen Pflicht und Amtsschuldigkeit, die Wahrheit zu lehren und zu predigen; doch mit derjenigen Bescheidenheit, daß daraus keine Unruhe und Verwirrung im gemeinen Wesen entstehe; sonsten hat solches die Obrigkeit alsobalden zu ahnden.

Es kann also ein Fürst in seinem Lande sowol die Tolerantz, als auch die wirkliche äusserliche Kirchenvereinigung beyder evangelischen Gemeinen, eigenmächtig einführen und handhaben; allein er kann nicht befehlen, was ein jeder dabey glauben oder nicht glauben soll, denn die Herrschafft über die Gewissen gehöret GOTT allein zu, und stehet weder in der Fürsten, noch in der Geistlichen Gewalt.

Ferner

(*) Vid. H. Grotii Tr. de Jure summarum potestatum circa sacra, worinnen er zwar in der Meynung, als ob ein Fürst auch Macht habe, in Dingen, welche in die Theologiam polemicam lauffen, cum judicio imperativo zu decidiren, zu weit gegangen; wie solches Herr Thomasius in seinem Tractat vom Recht eines Fürsten in theologischen Streitigkeiten observiret, §. VII. & VIII.

Ferner wird gefraget: Ob auch Fürsten und Obrigkeiten von denen Glaubensartickeln, welche fundamental oder nicht fundamental sind, urtheilen könnten? da hierzu doch gleichwohl eine grosse Gottesgelahrtheit, welche man selten unter den Politicis findet, erfordert wird.

Wir antworten hierauf: Daß es erstlich, so gar selten nicht sey, daß auch Politici sich den Wissenschafften der Gottesgelahrtheit ergeben und darinn es ziemlich weit gebracht haben; wie solches die Exempeln H. Grotii, Peuceri, Conringii, Puffendorfii, Seckendorfii, Leibnitzii, Thomasii, Bœhmeri, nebst vielen andern mehr, sattsam bekräfftigen.

Zweytens, so wird auch an und vor sich selbst darzu eben keine so grosse Gelehrsamkeit erfordert, um zu wissen, welches die Fundamentalartickeln unseres christlichen Glaubens seyen; (*) dann solche sind in geringer Anzahl, und noch darzu so deutlich und einfältig, daß sie ein jeder fassen und begreiffen kann; von denenjenigen Glaubensartickeln aber, welche die Concilia und Synodi, nach den meisten Stimmen, auf vieles Zanken und Streiten geschlichtet, und der Kirchen als eine unfehlbare Glaubensregel zum

(*) Olim erat fides magis in vita, quam in articulorum professione, tandem deducta est ad sophisticas contentiones & magis in ore quam in animo. Erasmus.

Unterſchreiben und Eidſchwören vorgeleget, und als ein fremdes Joch auf der Jünger Hälſe gebunden, davon iſt hier ganz und gar die Rede nicht. (*) Es ſind eitle Fragen, die zu nichts dienen, als die Gewiſſen zu verwirren, und Uneinigkeit zu ſtifften.

Drittens, ſolten billig auch unſere Herren Politici, zumalen diejenigen, die nomine Principis die Eccleſiaſtica beſorgen, von den Dingen, die zu einem vernünftigen Gottesdienſt gehören, eine genaue Remtniß haben, damit ſich der Clerus ihrer Unwiſſenheit nicht zum Nachtheil der gemeinen Ruhe bedienen möchte. Zwar mögen es die Herren Geiſtlichen nicht gerne ſehen, wenn man ihnen ſolchergeſtalt, wie ſie meynen, in ihr Handwerk zu greiffen ſuchet: der berühmte H. Grotius hat darüber in einer Epiſtel ad Gerh. Joh. Voſſium, als er in Paris ſeine Noten über die Evangelien verfertiget, folgende Worte

(*) Res enim eo deducta eſt, ut Scholaſticorum aliquot placita, quos Articulos vocant, aut homunculorum quorundam nova quædam ad faſtum comminiſcentium, vel opiniones, vel ſomnia, propemodum æquentur Articulis fidei Apoſtolicæ. Atque in his, nec Scholæ diverſæ, nec ejusdem Scholæ iſtæ inter ſe conſentiunt, - - Ac ſæpenumero fit, ut, quod ſemel utcunque prodidit definiendi temeritas, confirmet & augeat tuenda pertinacia. Sunt autem pluraque hujus generis, ut impium ſit homini de his definire, hæc pronunciandi temeritas a veteribus orta, nunc longius progreſſa eſt, quam ut fieri poſſit. Erasmus.

Worte mit einflieſſen laſſen: Non eſt res mea, ſagt er, ut id opus prodeat, quamdiu in Gallis vivo; nam quibus unicum ſtudium eſt Theologiæ, nolunt eum a nobis attentari. Deinde quædam dicenda eſſent, quæ ad palatum non ſunt eorum, qui hic ſacra curant, & quos offendere non ſatis tutum eſt. Allein es iſt nicht zu leugnen, daß die Verſäumniß der Politicorum in den geiſtlichen Studiis dem wahren Chriſtenthum und dem ruhigen Wohlſeyn des Staats bisher ſehr vieles geſchadet: Denn da die Geiſtlichkeit immer nur allein die Wiſſenſchafften der Gottesgelehrtheit ſich zueignete, ſo zog ſich dadurch auch alles unter ihre Kutten; bis ſie endlich allenthalben den Meiſter ſpielete, den gemeinen Mann mit Mährgens unterhielte, andere aber, die da fragten, Papa, quid facis? in Bann thate, und den geiſtlichen Stuhl Petri zu einem weltlichen Tribunal machte, wie ſolches alles aus den Kirchengeſchichten ſattſam genug erhellet.

Da wir nun als Proteſtanten uns eines ſolchen Jochs ſo glücklich entriſſen und dadurch unſere Gewiſſensfreyheit erlanget; wie mögen wir doch länger zuſehen, daß ein groſſer Theil unſerer Cleriſey noch ſo viele römiſche Marimen heget, ihre Meynungen uns als Glaubensartickeln vorleget, und da ſie ſelbſt unter ſich nicht einig, ſo viel gefährliche Spaltungen und Zänkereyen in der Kirche einführet, auch noch immerhin dem ſo erbaulichen Vereinigungswerk ſich

nur

mit aller Macht und Ungestüm widersetzet; wo soll sie doch immermehr dergleichen Rechte herhaben? und was wären wir arme Protestanten denn hierinnen gebessert, daß, da wir vor der Reformation nur einen Pabst gehabt, wir deren unter uns anjetzo so viele haben müsten?

Es ist demnach hohe Zeit, daß unsere Fürsten und Regenten die ihnen zukommende Jura circa sacra zu Wiederherstellung der edlen Gewissensfreyheit, und christlichen Eintracht unserer Kirche, einmal recht mit Ernst vorzukehren suchen, damit unter GOttes Beystand und Segen, Liebe und Friede unter uns herrschen, und die Erbauung eines jeden möge befördert werden: Daß Güte und Treue einander begegnen, Gerechtigkeit und Friede sich küssen, daß Treue auf Erden wachse, Gerechtigkeit vom Himmel schaue, und der HERR uns Gutes thue, Ps. 85, 11. 12. 13.

Dritte Betrachtung,
Wie und auf was Art die Vereinigung beyderseits Protestirenden könne und möge eingeführet werden.

Man wird gefraget, wie man denn eigentlich die Religionsvereinigung beyder protestirenden

renden Gemeinden am füglichſten befördern könne und möge. Hierzu werden nun vornemlich dieſe zwey Stücke erfordert: 1. Die Macht einer hohen Landesobrigkeit, deren hierzu habende Rechte, wir in vorhergehender Betrachtung erwieſen; und 2. daß man die heilige Schrifft zur einzigen Norm unſers Glaubens ſetze und alle andre dahin nicht gehörige Streitfragen bey Seite ſetze oder nach den philoſophichen Schulen verweiſe.

Nach dieſem könnte nun in einer Stadt, wo bißher beyderſeits Evangeliſche ihren freyen Gottesdienſt genoſſen, ein zu dieſem Vereinigungswerk beſonders gewidmeter Tempel, durch einen hierzu völlig geneigten Prieſter, in Beyſeyn der hohen regierenden Herrſchafften, und ihres ſämtlichen Hofſtaats, auch anderer, ſowohl geiſt- als weltlicher Perſonen, die ſich bey dieſem Actu mit einfänden wolten, ſo feyerlich und andächtig, als es immer geſchehen könnte, geſtifftet und eingeweyhet werden; und wäre bey dieſer ſolennen Einweyhung, allen chriſtlichen, friedliebenden Gemüthern bekannt zu machen, daß man hinführo unter göttlichen Beyſtand und Segen geſonnen wäre, in derſelben Kirche das Evangelium, nach der Lehrart Chriſti und ſeiner Apoſteln, vermittelſt der Gabe, ſo GOTT einem jedlichen Prediger mittheilen würde, rein und unverfälſcht zu lehren und zu predigen; alle unnütze, zur Seligkeit nicht dienende, und die Gewiſſen der Menſchen verwirrende Streitfragen, ganz und gar

von

von der Kanzel zu lassen; die Wahrheit, so viel möglich, lauter, einfaltig und nach dem Begriff aller Zuhörer vorzutragen, und keinen Unterscheid in denen Lehren, welche bisher die Lutheraner und Reformirten getrennet, auf irgend eine anzügliche und partheyliche Art, zu bemerken; sondern vielmehr dahin zu sehen, daß ein jeder seine Meynungen, über ein und andere Geheimnisse, ganz unverfänglich, mit gebührender Bescheidenheit und Demuth, auslassen möchte. (*)

Ferner, daß darinn das heilige Abendmahl, nach den Worten der Einsetzung unsers Heilandes, solte gehalten und ausgespendet werden, und daß ein jeder die hierunter obschwebende Geheimnisse, nach seiner innerlichen Ueberzeugung, auf sein Gewissen empfangen und beurtheilen möge, keiner aber, der sich hinfort zu dieser Gemeine bekennen wolte, im geringsten befugt seyn solte, darüber einem andern seine Meynungen aufzudringen, noch vielweniger ihn, bey dessen

(*) Laut Reichsabschiede zu Speyer de Anno 1542. worinnen diese Worte enthalten: Es soll zur Erhaltung der Einigkeit, nichts zänkisches noch hochdisputirliches, so zu Widerwillen und Feindschafft Anlaß geben möchte, gelehret und geprediget werden, und beyorab keines des andern Religion oder Ceremonien verachten oder lästern, sondern dem göttlichen Wort gemäß alles das lehren und vermahnen, was zu Beförderung des vorgenommenen christlichen guten Werks, auch Pflanzung und Unterhaltung brüderlicher Liebe und Einigkeit, rathsam und förderlich wäre.

dessen Verweigerung, zu anathematisiren, und vor einen Unglaubigen und Ketzer auszuschelten; daß der Geist des Friedens und der Liebe beständig darinnen herrschen, und hinfort nichts mehr von der so höchst unerbaulichen und ärgerlichen Trennung, welche das gottlose Schmähen und Disputiren in der Kirche angerichtet, gedacht werden solte; sondern beyderseits, Reformirte und Lutherische, sofern sie nemlich dieser GOtt gefälligen Union freywillig mit beystimmen wolten, vor Glieder dieser Gemeinde solten erkannt und angenommen werden.

Nach dieser allgemeinen Eintrachts- und Friedensverkündigung, wäre hernach der Versammlung vorzulesen, auf welche Art und Weise ihre christliche hohe Landesobrigkeit, mit Einstimmung derer zu diesem heiligen Geschäfft besonders auserlesenen frommen gottesgelehrten Männern vor gut befunden, diese evangelische Friedenskirche zu erbauen, und diejenige Mißbräuche und Mängel, so bisher in den protestirenden Kirchen überhand genommen, zu heben, und alles, so viel möglich, nach eines jeden Erbauung und Andacht, einzurichten; damit also diejenigen, die sich bisher zu der lutherischen Kirche bekannt, keinen fernern Anstand nehmen möchten mit den Reformirten in eine Gemeine zu treten, und hinwiederum die Reformirten bey den Lutheranern alle Hinderniß gehoben fänden, welche von so langer Zeit her dieser Vereinigung entgegen gestanden; daß man auch zu

dem

dem Ende alle Mühe und Sorgfalt, nach fleißiger Anruffung GOttes, dahin angewendet, um die bisher in der Kirche eingerissene Streitfragen behutsam zu vermeiden, dergestalt, daß dadurch keinesweges die Gewissen gebunden, sondern vielmehr ein jeder die Freyheit behalten solte, alles selbst nach dem geoffenbahrten Worte GOttes und nach den inwendigen Ueberzeugungen seiner Seelen zu untersuchen.

Auf sothane formale Declaration würde man bald mit Verwunderung wahrnehmen, wie viele rechtschaffene fromme Christen sich in diesem neu eingeweyheten Friedenstempel einfinden solten; denen dann in kurzer Zeit auch andere Gemeinden folgen würden, dergestalt, daß nach und nach die secturische Nahmen der Lutheraner und Calviner, dadurch Christus unter uns getrennet wird, 1. Cor. 13. von sich selbst verlieren solten. Zumalen wenn in den neuen Eintrachtskirchen erbauliche und auf das wahre thätige Christenthum abzielende Predigten gehöret, und dabey wo nicht alle, doch viele noch unter uns herrschende Mißbräuche und Fehler abgethan würden; also, daß ein jeder, wenn er nur der wahren christlichen Religion beypflichten wolte, auch darinn seine Andacht und Erbauung finden konnte. Wozu noch dieses käme, daß man angehalten würde, seinen Glauben durch die Werke zu bekennen, und diejenige nur als Ketzer und Abtrünnige zu betrachten, welche der Lehre Christi und seiner Apostel in durch ein ruch-

ruchloſes und ärgerliches Leben entgegen handelten, wenn ſie auch gleich ihren Catechismum noch ſowohl auswendig wüſten, und die heilige Schrifft von Anfang bis zu Ende innen hätten; denn ohne Werke iſt der Glaube tod.

Dieſes ſo höchſterbauliche Friedensgeſchäffte nun zu einem erwünſchten Stand zu bringen, wäre vor allen Dingen nöthig, die Unterſchreibungen und Eidsabſtattungen über gewiſſe Glaubensformeln abzuſchaffen; Dann ſo lange man noch dergleichen Religionsreverſe von ſich geben, und gewiſſe Glaubensbekäntniſſe beſchwören ſoll, (*) ſo lang iſt auch keine nähere Zuſammentretung der beyden evangeliſchen Kirchen zu hoffen; und können ſothane Eidsabſtattungen und Aufdringungen gewiſſer ſymboliſchen Bücher und Schrifften, die man einem als unfehlbare Glaubenslehren zu unterſchreiben vorleget, nicht anders als Zwangmitteln der Gewiſſen angeſehen werden. Wie ſolches die vor einigen Jahren an die beyde ſchweitzeriſche Cantons, Zürch und Bern, ergangene hohe Schreiben Ihro beyderſeits Königl. Majeſtaten von Engelland und Preuſſen, wie auch des Corporis Evangelicorum zu Regenſpurg, zur Abſtellung der daſelbſt eingeführten Formulæ conſentius, nachdrücklichſt vorgeſtellet haben.

(*) Adigimus homines ut credant, quod non credunt & intelligunt, & intelligant quod non intelligent. Erasmus.

An statt dieser besondern symbolischen Bücher, Aufsätzen und Confessionen, möchte man wohl dahin bedacht seyn, um einen allgemeinen doch nicht weitläufftigen Catechismum (*) zu verfertigen, worinnen der beyderseits evangelischen Religionen ihre gleichstimmige Glaubenslehren verfasset, und so deutlich als es, ohne Berührung der bisher vorgewesenen Streitfragen, geschehen könnte, erkläret würden; damit also doch der Jugend in der Unterweisung nichts abgienge, und die Kirche, welche bisher durch so viele traurige Zänkereyen und Spaltungen mitgenommen worden, nach einer gewissen Glaubensnorm wiederum erbauet, und zu einer sichern in den Fundamentalartickeln zusammenstimmenden Einigkeit des Geistes möchte gebracht werden.

Dieses

(*) Es ist besser, daß man die christliche Lehre in wenig Glaubensarticul verfasset, als daß aus den Streitigkeiten der Gelehrten über die Glaubensarticul wiederum neue Glaubensarticul entstehen, welche die Einfältigen verwirren, zu vielen Trennungen Anlaß geben, und durch allerhand fleischliche Subtilitäten die Seelen von dem wahren Wesen, das aus GOtt ist, und von der lautern christlichen Einfalt abführen. Wie man nur allein bey der Bibel und bey dem daraus gezogenen apostolischen Glaubensbekänntniß geblieben, da stund es noch gut um die Christenheit. Je mehr hernach Concilia und dergleichen Zusammenkünfte der Clerisey gehalten worden, je mehr Glaubensarticul, Trennung und Streitigkeiten haben sich hervor gethan, und je weniger haben die sogenannte Layen gewust, woran sie sich halten solten. S. H. von Schütz Land der Zufriedenheit.

Dieſes würde um ſo viel leichter geſchehen können, weil der Unterſcheid doch nur ſo beſchaffen iſt, daß auch die Klügſten ſolchen kaum aus einander ſetzen können; und endlich alles auf bloſſe Logomachien, Paralismos und unerforſchliche Geheimniſſe hinaus läufft. (*)

Inzwiſchen aber wäre dieſer neue Catechismus doch keineswegs pro libro Symbolico zu halten, noch als unfehlbar zu beſchwören; ſondern unſer liber Symbolicus müſte ein vor allemal nur allein die heilige Schrifft ſeyn und bleiben, davon wir uns auf keinerley Wege und Weiſe müſten abwendig machen laſſen. Dann wie das Waſſer allezeit heller und reiner bey der Quelle, als in den daraus flieſſenden Bächen und Pfützen, als iſt das Wort GOttes auch nirgendwo klarer und unverfälſchter, als in der heiligen Schrifft ſelbſten. Was Chriſtus und ſeine Apoſteln für nöthig gefunden haben, uns zu lehren, daran ſollen wir genug haben. Es kann und wird uns doch niemand beſſer lehren, als ſie: ſie wollen uns nicht gelehrt, ſondern gläubig machen. Es wäre zu wünſchen, ſagt allhier der Herr Turretin, wir lieſſen uns die hauptſächlichſte Urſach unſerer Reformation wegen der heiligen Schrifft nie aus unſern Gedanken kommen, als die da die einzige Richtſchnur unſeres Glau-

(*) Non tacere jubeo, ſagt Nazianzenus, ſed a pertinaci contentione abſtinere: non veritatem occultare, ſed præter legem non docere.

bens ist, damit wir also unsern Glauben nicht auf die Menge der Menschen und ihre Schrifften setzen möchten, wenn sie auch gleich noch mit so vieler Autorität und Gelehrsamkeit ausgezieret wären. (*)

Vierte Betrachtung,

Ob ein Stand des Reichs, vor sich allein, in seinem Lande, die Protestirende mit einander vereinigen könne und möge?

Allhier haben wir nun insbesondere noch die schwere Frage zu erörtern, ob es auch rathsam und erbaulich wäre, daß ein Stand des Reichs, in seinem Lande, vor sich allein, ohne die völlige Uebereinstimmung der andern evangelischen Mitstände, und also propria autoritate, eine dergleichen Religionsvereinigung, nach denen allhier vorgeschlagenen Mitteln, einführen könne und möge? Und ob nicht zu befürchten wäre, daß aus einer solchen separaten Union eine neue Disunion, oder gar eine dritte Gattung von Religion unter denen Protestanten entstehen dürfte?

Hier-

(*) Alph. Turretin. de Articulis fundamental. Cap. X. p. 55.

Hierauf dienet nun, daß es freylich wohl beſſer, und allerdings zu wünſchen wäre, daß man dieſe ſo nothwendige Religionsvereinigung in allen proteſtirenden Staaten zugleich mit einführen könnte; Allein da dieſes eben ſo unmöglich ſcheinet, als der verſchiedenen Gelehrten Meynungen darin in eine vollkommene Harmonie zu bringen, ſo iſt es wohl nicht rathſam, damit ferner ſo lange einzuhalten, bis alle und iede, ſeine und groſſe evangeliſche Staaten, diß falls zuſammen übereinſtimmig würden; denn dieſes dürfte, wie leider bisher geſchehen, die Vereinigung noch ſo weit hinaus ſetzen, daß ſolche wohl ſchwerlich jemand von uns und den unſerigen zu erleben Hoffnung haben könnte.

Es ſolte demnenhero billig eine iede chriſtlichgeſinnte Obrigkeit das von GOTT ihr anvertraute hohe Amt dahin anzuwenden ſuchen, daß ſie das Aufnehmen und Beſte ihrer Unterthanen wohl prüffe, und darnach ihre Hoheit, Macht und Anſehen einrichte; nicht aber ſich hierinnen durch die verworrene und übelverfaßte Regimentsart ihrer Nachbarn und Bundsgenoſſen ſtöhren laſſe; Denn warum ſolte man doch ſtets einem übelberichteten und mit Vorurtheilen eingenommenen Nachbarn zu Gefallen auch übel berichtet, und mit Vorurtheilen eingenommen bleiben? Es wird ja keinem dadurch nicht geholfen; einer muß nothwendig den Anfang machen, und ſich der Staub ein wenig aus den Augen wiſchen, damit er dem andern her-

hernach deſto beſſer ſeine Fehler zeigen könne. Ja, ſprichſt du, dieſes dörfte zu neuer Verwirrung und Unordnung in der Kirchen Anlaß geben, wann ein jeder Stand des Reichs, vor ſich allein, eine ſolche Religionsvereinigung eigenmächtig einführen wolte, alſo, daß daraus nicht nur ein Miſchmaſch von allerhand Glaubensarten, ſondern auch gar aus zweyen eine dritte Religion entſtehen würde, die nach dem errichteten paſſauiſchen Vertrag, und nach dem Inſtrumento Pacis Weſtphalicæ, in dem Heil. Röm. Reich nicht einmal dörfte geduldet werden; ſo antworten wir weiter, daß wir nicht abſehen können, auf was Art und Weiſe die Vereinigung zweyer Religionen in eine, zugleich eine dritte Gattung vor Religion ausmachen, und folglich zu neuen Unordnungen und Mißhelligkeiten Anlaß geben ſolte; dann vors erſte, ſo bleiben die Lutheraner und Reformirten, wenn ſie auch gleich in den Grundſatzen der apoſtoliſchen Lehre mit einander eins wären, doch immer vor wie nach, in Anſehung der Streitfragen bey denenjenigen Meynungen, welche ſie nach den Aufſchlüſſen ihres Verſtandes und ihres Gewiſſens hegen und beybehalten wolten; Nur mit dem Unterſcheid, daß, da ſie ſonſt in zweyerley Kirchen gegangen, ſie nunmehro zuſammen in eine giengen, das heilige Abendmahl mit einander hielten, und nicht mehr, wie zuvor, ſich zum Aergerniß aller Frommen mit einander über ihre verſchiedene Begriffe herum zankten.

Zum

Zum andern, kann man nicht sagen, daß, wo aus zu eyen eins wird, solches drey seyn können; so wer ig man sagen kann, wenn man zwey Bretter fest zusammen leimet, daß sodann daraus drey Bretter würden. Wie, wann zwey streitende Partheyen, welche bisher dem Richter vieles zu schaffen gemacht, und ihm mannigfaltige Verdrießlichkeit gegeben, sich mit einander in der Güte vergleichen, und den Richter nicht mehr überlauffen wolten, würde man nicht lachen, wenn man sagen wolte, der Richter und die Gesetze litten darunter, daß endlich diese beyde zänkische Leute mit einander Friede gemacht hätten?

Da also beyde protestirende Religionen im römischen Reich recipiret werden, wie vielmehr werden sie erstlich, wann sie sich zusammen vereinigen, als eine und dieselbige, vor Reichssatzungsmäßig erkannt werden müssen; um so viel mehr, weil der äusserliche Ruhestand im Reich dadurch weniger unterbrochen wird, als wo viele Spaltung, Uneinigkeit und Zanksucht herrschet. Dann NB. der Hauptzweck von diesem neu zu erbauenden Friedenstempel müste kein anderer seyn, als Friede, Ruhe und Einigkeit, beydes im gemeinen Wesen, als in der Kirchen auf alle Art und Weise zu unterhalten und zu befördern; mit nichten aber jemanden in seiner Gewissensfreyheit zu stöhren, noch mit einem den Christen ungeziemenden Zwang zu belegen.

Drittens, ſo haben unſere teutſche Reichsfürſten und Stände, weder in dem Religionsfrieden, noch in Inſtrumento Pacis Weſtphalicæ ſich ihres Juris reformandi keineswegs ſo weit begeben, daß ſie nicht ſolten Macht haben, dasjenige, was zu allgemeiner Erbauung, und zur Beförderung eines wahren thätigen Chriſtenthums gereichet, propria authoritate, in ihren Landen anzuordnen und zu beſtellen; denn allhier müſſen wir das Jus reformandi circa Eccleſiaſtica, wohl unterſcheiden von dem Jure reformandi circa credenda: Dieſes iſt illimitatum, und beſtehet darinnen, daß ein Fürſt oder Stand des Reichs, diejenige Religion, deren er zugethan, aus eigenmächtiger Gewalt, in ſeinem Lande und Gebiet, wo ſelbige noch nicht iſt, einführen, und die gegentheilige abſchaffen kann; nach dem gemeinen axioma: Cujus eſt regio, illius eſt Religio; ein dergleichen Recht kann ſich kein Stand des Reichs anmaſſen; wie ſolches bishero unſere Publiciſten contra Catholicos trefflich wohl dargethan, und darüber weitläufftig können nachgeleſen werden; jenes aber iſt limitatum, und begreiffet nur allein die dem Principi circa ſacra zukommende Rechte, das Kirchen- und Religionsweſen, nach allgemeiner Andacht und Erbauung zu verbeſſern und einzurichten; alſo mögen, (*) zum Exempel unſere

(*) Die Worte in Inſtrum. Pac. artic. 5. §. 30. ſind dieſe: Cum Statibus immediatis, cum jure territorii & ſuperioritatis, ex communi per totum Impe-

unſere Reichsſtände, in ihren Ländern die Controverſen verbieten, die Zänker ſtraffen, die Streitende vereinigen, die Mißbräuche abſchaffen, und im Gegentheil andächtige Ceremonien, und gute erbauliche Ordnungen und Gebräuche allenthalben in ihren Kirchen einführen, mit nichten aber den Unterthanen einen fremden Glauben aufzwingen, und gegen die Reichsſatzungen mit ihnen allerhand gefährliche Religionsneuerungen vornehmen; dann ſo ferne das Jus reformandi auf die interna zielet, und Subditos, mit einem Gewiſſenszwang zu belegen ſuchet, ſo iſt ſolches auf keinerley Wege zu billigen und wider alle Staats- Natur- und Völkerrechte. So fern es aber, im rechten Sinn, von denen externis & adiaphoris genommen wird, welche nicht mit den credendis verwickelt ſind, ſo iſt es auch keinem Stand des Reichs abzuſprechen: Daß hieher die Vereinigung der beyden evangeliſchen Kirchen mit gehöre, erhellet daraus, weil ſie nicht nur in den äuſſerlichen Ruheſtand des Staats kräfftig mit einflieſſet, ſondern auch zu Beybehaltung des Friedens und der Eintracht in der Kirche ſelbſt, ganz unentbehrlich nöthig wäre; um ſo vielmehr, da es ohne Schiedsrichter und hoher obrigkeitlicher Em-

rium hactenus uſitata praxi, *etiam jus reformandi exercitium Religionis* competat, & nulli Statui immediato jus, quod ipſi ratione territorii & ſuperioritatis in negotio Religionis competit, impediri oporteat,

ſicht ganz unmöglich iſt, mit den unfreundlichen und höchſtſchädlichen Religionszänkereyen aus einander zu kommen.

Es iſt demnach an dem, daß unſere chriſtliche Fürſten und Regenten, zu Beförderung der Ehre GOttes, zu Beybehaltung der recht evangeliſchen Wahrheit, und zur allgemeinen Erbauung ihres über die Uneinigkeit der Cleriſey erſeufzenden Volks, ſich als getreue Pfleger und Saugammen der Kirchen erzeigen, Zions zerfallene Mauern wieder aufbauen, und eine GOtt gefällige, heilſame und dem gemeinen Weſen erſprießliche Vereinigung beyder evangeliſchen Glaubensgenoſſen ſtifften und einführen möchten; wodurch ſie ſich nicht allein um das wahre thätige Chriſtenthum höchſt verdient machen, ſondern auch ſich einen unſterblichen Nachruhm erwerben würden.

Fünfte Betrachtung,

Ob es zu näherer Vereinigung der beyden protestirenden Kirchen dienen solte, wenn eine der andern einen Gottesdienst einräumen würde an Ort und Enden, wo sie solchen noch nicht haben?

Es wäre Zweiffelsohne viel besser und erbaulicher, wenn man dergleichen Absonderung im äusserlichen Gottesdienst einmal abstellen, und, auf vorher gemeldte Art, dem Geist der Vereinigung und des Friedens Platz vergönnen, mithin ein Theil sich von freyen Stücken dahin bequemen wolte, mit dem andern einerley Gottesdienst zu pflegen; dieweilen doch kein würklicher Unterscheid unter denen Protestirenden dieser gemeinschafftlichen Gottesdienstlichkeit widerstrebet. Allein, da die Vorurtheile und die Eigensinnigkeiten beyde Theile noch immer in dieser so fatalen Trennung unterhalten, und keiner dem andern will nachgeben; so muß man sich wohl der Umstände bedienen, wie sie sind, in Erwartung glücklicher Zeiten, da die Menschen das Evangelium, als die Botschafft des Friedens, näher werden erkennen lernen.

Insgemein werden uns von dem andern Theil solche abscheuliche Meynungen beygebracht,

bracht, daß wir darüber ein Grauen und Entsetzen fühlen, ehe wir noch derselben Gewißheit mit Nachdenken zu untersuchen vor uns nehmen; Diese Vorurtheile wachsen mit dem Alter unmerklich stärker, als die Kräffte unsers eigenen Urtheils; Ein jeder preiset sich glücklich, in der Meynung, daß er den besten Glauben habe, da ihn doch die Wenigsten nach der Wahrheit geprüffet; und finden sich gleich auch welche, die mit ihren eigenen Augen sehen, so hält sie doch entweder die Furcht, oder das Unvermögen, oder der Eigennutz, zurück, dieses ihr besser Wissen zur Aufnahm und zum Besten der Kirche und des Staats zu erkennen zu geben, und sich öffentlich vor die Unschuld und die Wahrheit zu erklären; Hier gilt der grosse Hauffen, und wenn die Hohepriester schreyen: Kreutziget, kreutziget; so ruffet ihnen das Volk mit so eyferiger Kehle nach, daß einem Pilato selbsten darüber bange wird. Wie der Hirt, so die Schaafe; ist der Lehrer ein friedliebender Mann, so findet man auch diese Eigenschafft bey seiner Gemeinde; ist er aber auf das Ketzermachen verpicht, so erthönet auch aus dem Munde seiner ganzen Heerde ein unbarmherziges Anathema, wider alle die, so anders glauben.

Diesen so lieblosen und verkehrten Urtheilen einiger massen abzuhelfen, mithin einen Stein näher zu unserm Friedenstempel zu legen, wäre nun freylich wohl rathsam, sich einander in der Liebe und Sanftmuth zu vertragen, also, und

der-

dergeſtalten, daß wir ohne weitern Anſtand, einer dem andern einen freyen, und nach ſeiner Art und Gewohnheit eingerichteten Gottesdienſt, verſtatteten. Denn da, ich weiß nicht aus was vor einer verkehrten und wunderlichen Selbſtliebe, man immer an dem andern Theil ehender etwas Böſes als Gutes wahrzunehmen, und dadurch gegen ihn den Schein eines billigen Haſſes zu gründen ſucht; ſo iſt es allerdings ſchwer, hierinnen aus einander zu kommen, wenn der beſchuldigte Theil nicht auch die Freyheit hat, ſich auf eine chriſtliche und beſcheidene Art zu rechtfertigen, und alle unrechtmäßige Auflagen und Beſchuldigungen, wenn ihm anders damit zuviel geſchiehet, von ſich abzuwälzen; (*) welches aber nicht wohl geſchehen könnte, wenn man ihn weder dulden noch anhören wolte. Ferner, ſo könnte auch, wo man der andern Parthie einen freyen Gottesdienſt verwilliget, die Wahrheit viel beſſer unterſucht, mithin das gute Vertrauen, nebſt Fried und Einigkeit, unter denen beyderſeits Proteſtirenden um ſo viel leichter hergeſtellet

(*) Il y a eû des tems & puiſſent ils ne revenir jamais, ſi tant eſt, qu'ils ne ſubſiſtent pas encore, ou l'on croioit ſigna er ſon zele, en noirciſſant l'opinion de ceux, qui attaquoient le ſyſteme, pour lequel on s'eſt declaré, ou l'on aportoit autant de ſoins a envenimer les controverſes, qu'il faudroit employer pour les concilier & l'on croioit rendre ſervice à la veritable religion, lors qu'on pouvoit agraver les erreurs des religions opoſees, Saurin. Serm. T. III. S. II.

geſtellet und gehandhabet werden. Wolte man aber hierbey des rechten Zwecks nicht verfehlen, ſo wären zuforderſt folgende Cautelen wohl zu beobachten, und gleichſam zum Grund einer wechſeleweiſen Verträglichkeit voraus zu ſetzen:

1. Wenn ein Theil dem andern einen freyen Gottesdienſt einräumen will, ſo muß vor allen Dingen die Ehre GOttes und der liebe theure Kirchenfriede davon das Augenmerk und die Richtſchnur ſeyn; mit nichten aber, wie es bishero an ein und andern Orten geſchehen, dadurch zu neuem Haß und Zwieſpalt Anlaß gegeben werden; Denn unſere ganze Abſicht iſt nichts anders, als nur zum Frieden zu rathen, mit nichten aber zu neuen Verbitterungen den Weg zu bahnen: Zu dem Ende nun ſo müſte auch

2. Die tollerirte Kirche keine beſondere Gewalt in Eccleſiaſticis auf irgend eine der Obrigkeit präjudicirliche Weiſe quocunque modo ſich anmaſſen, ſondern

3. Ihr Miniſterium müſte von dem hohen Conſiſtorio, welches nomine imperantis die Jura circa ſacra zu beſorgen hat, abhängig ſeyn; gleichwie es vor dieſem in der Pfalz geweſen, da das lutheriſche Miniſterium unter daſigen reformirten Kirchenrath geſtanden.

4. Müſten ihre Geiſtlichen durchaus nichts Anzügliches noch Hochdiſputirliches von denen Streit-

Streitfragen, welche die bisherige Zwietracht und Verbitterung unter den Protestanten genähret, erwehnen; auch in ihren Catechismuslehren der Jugend keine unanständige, dem Frieden des Evangelii und der Kirche zuwiderlauffende, und in eitel unbegreiffliche Geheimnisse hinauslauffende, zur Seligkeit nicht dienende, ja öffters ärgerliche Meynungen in den Kopf setzen, dann solche dienen doch weder zur Erbauung, noch zur Besserung.

5. Zu Vermeidung aller Zank und Zwietracht gebührenden Rechtscompetentien, in Ansehung der Kirchen- und Schulgefällen, wie ingleichem auch aller andern geistlichen Sportuln von Tauf- Leich- und Hochzeit-Geschenken, und was sonst ad Jura ſtolæ mit gerechnet wird, müste vor allen Dingen eine solche Einrichtung gemacht werden, daß die tollerirte Kirche darinn der andern keinen Eintrag noch Abbruch thun möchte, dann so bald es auf Mein und Dein gehet, so hat auch die christliche Liebe ein Ende, und die Irrthümer, die ein Theil dem andern beschuldiget, werden immer grösser, wenn einer dem andern allhier nur ein wenig zu nahe tritt.

6. So müsten auch die Tollerirten sich durchaus in keine Regimentshändel mit einmischen, sondern sich damit bescheiden, daß man sie freundlich dultet, und ihnen gleichen Schutz und gleiche Gütigkeit, als den andern, die von der Religione dominante sind, wiederfahren liesse.

7. In

7. In Ansehung der äusserlichen Ceremonien und Kirchengesänge, müsten ebenfalls auch solche Anstalten und Verordnungen gemacht werden, daß darunter kein sonderlicher Unterscheid mehr inter Ecclesiam dominantem & tolleratam zu beobachten wäre: denn niemand unbekannt, wie sehr allhier die Externa, sonderlich unter dem gemeinen Pöbel, welcher dergleichen Dinge mit vor Glaubensartickeln hält, Haß und Verbitterung erwecken; wie dann eine wohleingerichtete Uebereinstimmung in den äusserlichen Kirchengebräuchen, wie auch in den Gesängen, Gebetern und dergleichen, nicht ein Wenniges mit beytragen solte, die ohne Ursache von einander getrennete Gemüther, nach und nach wiederum mit einander zu vereinigen.

Nach diesem und dergleichen mit aller Behutsamkeit eingerichteten und ausdrücklich bedungenem Vorbehalt a parte dominantis Ecclesiæ, bleibet nun wohl kein Zweiffel mehr übrig, daß eine dergleichen wechselsweise Tolleranz zu näherer Zusammentretung christlicher Liebe und völliger Aufhebung aller Zank- und Schmähsucht solte Anlaß geben können; Ein anders ist, wo ein Theil von dem andern einen freyen Gottesdienst de Jure prätendiret, und darzu allschon ex pacto & concessione majorum ein Jus quæsitum erlanget; wie die Reformirten zu Frankfurt solches zu haben vorgeben. Dieses ist hier die Frage nicht.

Die Einwürfe, die man hierwider zu machen pfleget, sind von so geringer Erheblichkeit, daß sie bey Beobachtung der hier angeführten Cautelen schon von sich selbsten wegfallen würden; denn was man zum Exempel anführet, daß die Reformirten in Bremen sich so übel angelassen, daß sie nicht nur die Lutheraner daselbst nach und nach ausgebissen, sondern sich auch so gar des Regiments mit völliger Ausschliessung derselben bemächtiget; So mag 1. ein jeder Unpartheyischer vor sich selbsten hierüber erkennen, wann er die damalige Umstände der bremischen Regierung, und die dabey sich ereignete Revolutionen einsiehet, wie weit sich eigentlich hierinnen die Reformirten vergessen haben, oder nicht. 2. Ob, wann sich solche dabey vergessen, solches allen denenjenigen mit Recht und Fug auf die Rechnung möge gesetzet werden, die sich von derselben Kirche nennen; der blosse Nahme und das äusserliche Bekennen zu einer Kirche, macht warlich die Leute weder schlimmer noch besser, und wann man nur allein diejenigen Gemeinden in der Welt dulten solte, die ohne Ehrgeitz und Eigennutz wären, mein, wo würden wir doch wohl müssen in die Kirche gehen? 3. So haben ja die Reformirten keine von allen ihren Lehrsätzen, welche dahin gehen, sich der weltlichen Obrigkeit zuwider setzen, oder ihnen nach dem Regiment zu streben, oder sonst jemand auf irgend eine Art um das seinige zu bringen und zu beleidigen; fürwahr, wann wir den ganzen heydelbergischen Catechismum von unten bis

oben durchgehen, so finden wir darinn keine solche Lehren; sondern die Gerechtigkeit, die Demuth, der Friede, und die Liebe des Nächsten wird ihnen allenthalben so gut eingeschärfet, als den Lutheranern auch, und vermögen sie es derohalben nicht, wenn unter ihren Bekennern sich welche finden, so diesen ihren eigenen Lehrsätzen zuwider handeln. Wenn sie also böse sind, so sind sie es nicht deswegen, weil sie eine böse Religion haben, sondern weil sie Menschen sind.

Sechste Betrachtung,

Wie alle und jede fromme und gut evangelische Christen die Vereinigung der Kirchen könnten befördern helfen.

Das allerbeste und sicherste Vereinigungsmittel, so man immer vorschlagen könnte, wäre wohl dieses: Daß beyde, Lutherische und Reformirte, da sie überzeuget sind, daß ihre Religion im Grund und in der Hauptsache eine, und dieselbige, und nicht, wie bisher von einigen zänkischen Geistlichen hat wollen behauptet werden, von einander würklich unterschieden seyen; daß, sage ich, sie sodann, ohne weitere Umstände, zusammen in eine Kirche giengen, sich unter einander

ander heyratheten, über Dinge, die sie nicht verstehen, nicht mit einander disputirten, mithin einjeder das Seinige mit zur wahren brüderlichen Eintracht und Vereinigung Gelegenheit gäbe. (*) Solchergestalt könnten nun alle und jede fromme friedfertige Leute hierzu das ihrige mit beytragen, wenn sie nemlich sich zu derjenigen Kirchenversammlung von freyen Stücken hielten, welche an dem Ort, wo sie wohnen, und das Bürgerrecht haben, eingeführet wäre: also, daß, wenn sie Lutherisch hiessen, bey den Reformirten, oder wo sie Reformirt, bey den Lutherischen in die Kirche giengen; und auf diese Weise würde sodann der Unterscheid bald von sich selbsten

(*) Die Worte des H. Augustini hierüber sind von grossem Nachdruck: „Wir sind Brüder zusammen, sagt er, wir mögen wollen oder nicht, „und wir werden so lange mit einander Brüder „seyn, als wir GOtt vor unsern Vater halten. „Sind gleich unter uns welche, die uns hart anreden, und uns fragen, was wir wolten, so wollen wir ihnen antworten, daß wir ihre Bruder wären; sagen sie: Gehet von uns, wir haben nichts mit euch zu schaffen; so sagen wir, daß wir mit ihnen zu schaffen hätten, denn weil wir einen Christum bekenneten, so müsten wir auch zusammen in einem Leib unter einem Haupt stehen. „ „Wir beschworen euch also, liebe Bruder, durch das innerste Eingeweide der Liebe, mit dessen Milch wir genähret werden, durch unsern HErrn JEsum Christum, und durch dessen Sanftmuth, daß wir mochten die Sacramenta zusammen halten, und ein Amen mit einander sprechen.

wegfallen. Warum sollen wir hierinn nur stets blinden Eiferern folgen, und nicht ehender zu einem so erbaulichen und christgefälligen Werke schreiten, als bis eine ganze Gemeine, die öffters nur durch einen einzigen unruhigen Kopf regieret wird, damit übereinstimmet.

Man sage mir doch, wenn wir beyderseits erkennen, wie wir solches dann bekennen müssen, wo wir die Sache nur ein wenig recht einsehen, daß in diesen beyden Religionen kein wirklicher Unterscheid nicht zu finden, warum sollen wir endlich dann nicht auch einmal zusammen treten, unsere Psalmen und Lieder mit einander anstimmen, und also GOtt ein wohlgefälliges Opfer der Eintracht, der Liebe und des Friedens bringen? Was hindert annoch die Reformirten, zu denen Lutheranern überzugehen, da sie doch selbsten bekennen, daß sie mit ihnen einen Glauben und eine Taufe hätten? Und welchen Anstand finden noch die Lutheraner, sich mit den Reformirten in eine Vereinigung einzulassen, da die frömmste und geistreicheste Leute unter ihnen überzeuget leben, daß sie bis auf einige Wortstreite eben dieselbigen Lehren führen.

Sollen wir aber nicht eher zu einem so erbaulichen und heilsamen Werke schreiten, bis daß einige von unsern Theologis ihr geistliches Gezänke fahren lassen, und ihre besondere Aufsätze und Meynungen mit einander verglichen und übereinstimmig gemacht haben, so müssen wir wohl

darauf ganz vergebens paſſen; dann die Religionscontroverſien ſind einem gränzenloſen Meer zu vergleichen, darein ſich unendliche Fluten von allerhand Affecten und Leidenſchafften ſtürzen. Es iſt ſo unmöglich dieſelben mit einander zu vereinigen, als das groſſe Weltmeer in einen engen Topf zu faſſen. (*)

Ja, ſprichſt du, ſie haben doch gleichwohl andere Concepten von der leiblichen Gegenwart Chriſti im heiligen Abendmahl und von der Prädeſtination, ſo bitten wir dich, du wolleſt dich doch hierinnen ein wenig beſcheiden, und dich ſelbſten genau unterſuchen, ob du dann deswegen nur bey den Lutheranern oder Reformirten in die Kirche gehеſt, weilen darinnen alle Glieder derſelben mit einander einerley Meynungen und Concepten hegen? Um GOttes Ehre und der Wahrheit willen, unterſuche doch allhier dieſen Umſtand ein wenig, und ſage uns, wann du etwann mit deinem Nachbarn und Glaubensgenoſſen, dich in ein Geſpräch über ein und andere

(*) Ejusmodi perfecta conciliatio, præſenti humanorum morum facie optanda magis, quam ſperanda eſt; non quod ipſæ ſententiæ plane adſtrui aut convelli per ſuam naturam nequeant; ſed tum propter præjudiciorum a puero imbitorum pervicaciam, tum ob humani ingenii ſuperbiam, alios ſapientiores videri dedignantem, ac vel in odium alterius ſemel placita tueri pertinacem, præſertim ubi diſſentientem impune ſpernere poſſit. Puffend. Jus feciale, divinum, §. 7.

theologische Materien eingelassen, und ihr beyde darüber, fein eifferig, um den Rang eures Gehirns, mit einander disputiret, ey, wie schöne stimmet ihr doch sodann zusammen überein, und wie viele Lutheraner habe ich nicht schon hören sagen, daß sie mit den Reformirten die Prädestination glaubten, so gar, daß sie diesen Glauben öffters auf die allergeringste Zufälle und Begebenheiten gezogen, und noch weiter als die strengste Particularisten extendiret. Ja was allhier am allerverwunderlichsten, so hat Lutherus selbsten diese Lehre in seinem Servo arbitrio, wie auch sonsten hin und wieder in seinen Schrifften, so heffig vertheidiget, daß ich nicht begreiffen kann, warum diejenigen, die sich doch nach seinem Nahmen nennen, diese Lehre, nur allein als einen calvinischen Greuel, wollen angemerkt und verdammet wissen, da doch der gröste Theil der Reformirten, diesem Satz nicht nur selbsten widerspricht, sondern noch überdem grosse Aergerniß und Mißfallen hat blicken lassen, wann solchen einige unter ihnen, in Ansehung der Gnadenwahl der Kinder GOttes, allzuweit getrieben. Mit dem so ärgerlichen Gezänk über die leibliche Gegenwart Christi im heiligen Abendmahl, hat es fast gleiche Bewandniß: und entstehet solches nicht so wohl aus dem wirklichen Unterscheid der Meynungen, als aus denen verkehrten Folgerungen, die einer aus des andern Lehrsätzen behaupten und herleiten will. Beyde halten die Geniessung des Leibes Christi vor ein geistliches Essen der Seelen, welches die Lutheraner

ner weder vor natürlich, noch die Reformirten vor bloſſe Zeichen und Siegel halten; wie ein Theil den andern unbilliger Weiſe zu beſchuldigen pflegt; ja ſie kommen auch beyde darinnen mit einander überein, daß es ein unbegreiffliches Geheimniß wäre, über deſſen eigentlichen Begriff man alles unzeitige Diſputiren bey Seite ſetzen ſolte. Finden ſich auch gleich unter ihnen einige, die ſich klüger als andere zu ſeyn dünken, und die ihre ſcharfſinnige Köpfe über dieſes Geheimniß zu verbrechen, keinen Scheu tragen, ſo wird man auch gar bald ihres ſchwindlenden Gehirns gewahr; indem ſie allerley Fragen aufbringen, mehr dann Beſſerung zu GOtt im Glauben; Sie wollen der Schrifft Meiſter ſeyn, und verſtehen doch nicht, was ſie ſagen, oder ſetzen, 1. Tim. 1, 4. 6. 7. Sie zanken ſich um Worte, welche nicht nütze ſind, denn zu verkehren, die da zuhören, und viel hilft zum ungöttlichen Weſen ꝛc. 2. Tim. 2, 14. 16.

Warum ſollen wir nun wegen aller dieſer überklugen Ausſchweiffungen einiger Haberechten und eigenſinnigen Zänker unſere nähere Zuſammenſetzung länger hinaus ſchieben, und uns alſo in fremde Händel miſchen, die uns nichts angehen? Denn was haben wir, wenn wir friedliebend ſind, mit denen Zänkern vor eine Gemeinſchafft? Laſſet ſie ihre Sachen mit einander ausmachen, wenn ſie ſich weder von GOTT noch Menſchen wollen rathen laſſen; Warum ſollen

wir ihres Hochmuths halben leiden, und die brüderliche Liebe, nebst dem uns so höchstwichtigen Kirchenfrieden, darunter länger liegen sehen. Unterscheidet demnach doch einst die Wölfe von den Schaafen, die Miedlinge von den Hirten, die Zänker von den Friedfertigen, die Herrschsüchtigen von den Demüthigen, die Stolzen von den Sanftmüthigen, so wird uns die Decke Mosis bald von den Augen fallen und des HErrn Klarheit sich in uns spiegeln mit aufgedecktem Angesicht, 1. Cor. 3, 18.

Lasset uns inzwischen die Geheimnisse des HErrn auch hierinnen mit Furcht und Demuth verehren; denn je höher sie über die Kräffte unserer natürlichen Vernunft empor schweben, je vortrefflicher wird dadurch das Wesen der Gottheit ausgedruckt, als welches über unsere Sinnen unendlich weit erhaben, und von uns in aller seiner Weißheit, Krafft, Allmacht und Vollkommenheit, so unmöglich mag begriffen werden, so wenig unsere Augen alle Sterne des Firmaments und alle Tropfen des Meers unterscheiden können. Wir handeln dannenhero ganz wider diese Einrichtung, wann wir aus einem frevelhafften Vorwitz und Hochmuth getrieben uns mit unsern blöden Augen in ein ewig brennendes Licht wagen wollen, dessen mindester Glanz uns aus uns selber entführet, wo nicht unsere straffbare Verwegenheit mit ewiger Blindheit verwirret. Deswegen ist auch hier nichts heilsamer, als in Andacht mit David

die

die Wunder des HERRN zu preiſen, und mit Paulo auszuruffen: O welch eine Tieffe! Röm. 2, 33.

Gewiß, wann GOtt gewollt, daß wir die im heiligen Abendmahl und in ſeinen Rathſchlüſſen obſchwebende Geheimniſſe verſtehen und begreiffen ſolten, ſo hätte er uns auch darüber alle deutliche Begriffe gegeben, ſo aber, da er ſolches nicht vor gut befunden; mein, warum wollen wir dann klüger ſeyn, als es GOtt haben will? Darum vertraget einer den andern in der Liebe, und ſeyd fleißig zu halten die Einigkeit im Geiſt durch das Band des Friedens, Eph. 4, 2. 3. Jaget nach der Gerechtigkeit, dem Glauben, der Liebe, dem Frieden mit allen, die den HErrn anruffen von reinem Herzen, aber der thörichten und unnützen Fragen entſchlaget euch, dann ihr wiſſet, daß ſie nur Zank gebähren, 2. Tim. 2, 22. 23. (*) Seyd ihr Lutheriſch, und befindet euch an einem reformirten Ort, ſo ſondert euch nicht von ihrer

(*) Manet, mi frater, manet noſtra conjunctio: Si te alienare a me voles, non pores, quin prius alienes a Chriſto, in quo Fratres ſumus: ego nec volo, nec poſſum: qui fratrem me ſibi adjunxit Chriſtus & fratrem effecit tibi. Si fraternitatem rumpis, de integro nectam; ſi diſſuis, dabo operam ut reſarciam, ſi evertis, erigam denuo; ſi negas, affirmat Chriſtus & ego cum Chriſto; ſi audire non vis, audiunt tamen boni & audit Dominus. Junius.

Gemeinde, wo man denſelbigen Chriſtum prediget, welcher auch euer Heiland und Seligmacher iſt, wo ihr einerley Evangelium, wo nicht auch einerley Worte und Redensarten höret; dünket euch doch nicht alleine weiß und klug zu ſeyn, affectiret keinen beſondern Gottesdienſt, gebet den Schwachen keinen Anſtoß, und verwirret nicht die blöden Gewiſſen, vereiniget euch aber im Geiſt und in der Wahrheit, welche iſt in Chriſto unſerm HERRN.

Eilet auch, ihr friedfertigen Reformirten, die ihr in unſern teutſchen Gränzen mehrentheils unter den Lutheranern lebet, eilet zu ihren Tempeln: warum wolt ihr euch länger von ihnen abſondern, und ihre Kirchen nicht für rein und gut genug halten, darinnen eure Seelenweide mit zu finden? Haltet euch fein zu ihnen, wie ihr haben wolt, daß ſie ſich zu euch halten ſollen; bezeiget darinn eure Klugheit, daß ihr wiſſet nach zu geben, und unterſcheidet wohl die Wölfe von den Schaafen; laſſet euch jene nicht abſchrecken, mit dieſen einerley Weide zu nehmen; je mehr ihr euch in eine Heerde zuſammen ſchlieſſet, je weniger habt ihr euch vor ihren Anfällen zu befürchten: euer Hirt iſt Chriſtus der Heiland, und eure Weide iſt das wahre lebendige Wort GOttes: Warum wolt ihr euch alſo noch länger trennen, und euch beſondere Tempeln bauen? Iſt es nicht genug, daß man euch in einer Kirche will aufnehmen, worinn ihr keinen Unterſcheid zwiſchen dem Eurigen findet, als daß die

Prie-

Priester darinn anders gekleidet gehen, die Altäre anders geschmücket sind, und etwa noch hier und da andere Ceremonien wahrgenommen werden; ist dieses auch wohl der Mühe werth, daß ihr euch darüber von der gemeinen Heerde absondern wollet? Gewiß, wo ihr den rechten Geist hättet, so würdet ihr eure Religion nicht auf solche äusserliche Dinge setzen, dann der wahren Christen Glaube gehöret ins Herz, nicht in die äusserliche Sinnen, nicht in das blosse Gehirn, warum zanket ihr dann über Sachen, die dahin nicht gehören? Ich meyne ja, daß ihr Christum nicht also gelernet, so ihr anders von ihm gehöret habt, wie in JESU ein rechtschaffen Wesen ist: Darum, ihr Lieben, lasset uns unter einander lieb haben, dann die Liebe ist von GOtt, und wer Liebe hat, der ist von GOtt gebohren, und kennet GOTT. Wer aber nicht Liebe hat, der kennet GOtt nicht, dann GOtt ist die Liebe, 1. Joh. 4, 7. 8. Ist nun bey euch Ermahnung in Christo, ist Trost der Liebe, ist Gemeinschafft des Geistes, ist herzliche Liebe und Barmherzigkeit, so erfüllet meine Freude, daß ihr eines Sinnes seyd, gleiche Liebe habet, einmüthig und einhellig seyd, nichts thut durch Zank und eitele Ehre, Phil. 4, 1. 2. 3.

Verkehrte Schlüsse, und fast unüberwindliche Vorurtheile, wodurch bishero alle Vereinigungsvorschläge höchst unglücklich sind heimgewiesen worden.

(Aus vorgefallenen Unterredungen gezogen.)

Lutheraner gegen die Reformirten.

I.

Die Reformirten empfangen nicht den wahren Leib und das wahre Blut JESU Christi im heiligen Abendmahl, sondern sie empfangen nur blosse Zeichen und Siegel, die solches bedeuten; Obj. Die Reformirten sagen aber in ihrer Form das heilige Abendmahl zu halten ganz anders; denn es stehet daselbst ausdrücklich, sie empfiengen nicht blosse Zeichen und Siegel, sondern ihre Seelen würden so gewiß mit dem wahren Leib und Blut JESU Christi gespeiset und getränket, als gewiß das Brod vor ihnen gebrochen, und der Kelch ihnen mitgetheilet wird; das lautet ja ganz anders. Resp. Ja, das sagen sie wohl, sie glauben es aber doch anders.

Reformirte gegen die Lutheraner.

II.

Die Lutheraner sagen, sie genössen den wahren Leib und das wahre Blut JEsu Christi im heil-

heiligen Abendmahl in- mit- und unter dem Brod und Wein; folglich müssen sie solchen mit ihren Zähnen zerreissen, und auf eine natürliche Art hinunter schlucken. Obj. Ey, da seye GOtt vor, daß wir so lehreten, spricht der Lutheraner; wir sagen, daß wir zwar den wahren Leib und das wahre Blut JEsu Christi im heiligen Abendmahl genössen; nicht aber auf eine natürliche Weise, sondern als ein Geheimniß, welches vor unsern Augen verborgen; inzwischen aber bleiben wir aus Ehrerbietung bey denen klaren Worten der Einsetzung stehen, und wollen darüber nicht weiter vernünftlen. Resp. Das ist wol gut, es folgt aber ein anders aus ihrer Lehre.

Lutheraner gegen die Reformirten.

III.

Die Reformirte glauben die Prädestination; nun folget aus derselben Lehre, daß, wer aus Gnaden erwählet sey, der dürfte leben und sündigen, wie er wolte, er würde doch selig; im Gegentheil aber, wer nicht auserwählet sey, der möchte so fromm und tugendhafft leben, als er immer wolte, so könnte er dennoch nicht selig werden. Obj. Ey, behüte GOtt, das hat ja noch kein einziger Reformirter gelehret. Resp. Ja, es folget aber doch gleichwohl aus ihrer Lehre von der Gnadenwahl.

Reformirte gegen die Lutheraner.

IV.

Die Lutheraner sprechen, der Mensch habe einen freyen Willen, das Böse zu meiden, und das Gute zu thun; wer nun das Gute erwählet, und das Böse meidet, der wird selig; atqui ergo werden die Lutheraner selig, ohne die Gnade. Obj. Ey, da sey GOtt vor, das hat ja noch kein einziger Lutheraner gelehret. Resp. Ja, aber es folget doch gleichwohl aus ihrer Lehre vom Libero arbitrio.

Lutheraner gegen die Reformirten.

V.

Haben nicht die Reformirte die Lutheraner in Bremen ausgebissen, ja sich gar daselbst des Regiments bemächtiget, und die Unserigen davon ausgeschlossen, ergo, würden sie es uns nicht besser machen, wenn wir sie bey uns dulden und aufnehmen solten. Obj. Was vermögen aber dieses der Reformirten ihre Lehren und ihre andere friedfertige Glaubensgenossen; es gibt ja unter den Lutheranern auch herrschsüchtige und eigennützige Leute, was vermögen aber dieses ihre Lehren und Glaubensgenossen? Resp. Die Reformirten machen es allenthalben so. Prob. Neulich kaufte ein Reformirter einen Garten, und als er diesen hatte, wolte er auch einen Bau dahin setzen, und als man ihm dieses erlaubte, wolte er auch Vieh halten; Atqui

ergo.

ergo. Giebt man einem Reformirten den Finger, so will er die ganze Hand haben. Giebt man ihnen eine Kirche, so wollen sie auch in Rath kommen; und wann sie in Rath kommen, so wollen sie auch Herr seyn. Sind also die Reformirten nicht böse Leute?

Reformirte gegen die Lutheraner.

VI.

Ja die Lutheraner dürfen wohl viel mit Bremen aufgezogen kommen; Eine Reichsstadt will noch lange nicht so viel sagen, als der Verlust eines ganzen Fürstenthums, ja, als so vieler hundert tausend Menschen Gut und Blut, Leib und Leben. Wer ist anders Schuld an dem grossen Blutbaad, welches im verwichenen Jahrhundert auf die böhmische Unruhe erfolget, als die Lutheraner; denn wären sie nicht von unserer Seite abgefallen, und hätten mit uns vor einen Mann gefochten, so hätte das damalige entsetzliche Kriegen bald ein Ende genommen, und das protestantische Wesen ein ganz anderes Ansehen gekriegt; so aber mißgönnten uns die Lutheraner, daß wir in Teutschland so mächtig werden solten, und schlugen sich derohalben zum Gegentheil, machten Spaltungen unter sich und uns, und verdorben das ganze Spiel. Obj. Es haben es aber damals auch viele lutherische Stände, insonderheit die Krone Schweden, mit den Reformirten gehalten; Wie können also hier die Lutheraner beschuldiget werden, zudem, was grosser Herren

Inte-

Intereſſe erfordert, was hat die Religion damit zu ſchaffen? Reſp. Ja, es zeiget aber zur Genüge, daß es die Lutheraner me gut mit uns gemeynt.

Lutheraner gegen die Reformirten.

VII.

Die Alten haben für gut befunden, dieſes und jenes ſo einzurichten; die Zeiten und Umſtänd haben ſich zwar geändert: doch können wir unſere Verfaſſung nicht ändern. Ratio: Weil es die Alten ſo vor gut befunden.

Reformirte gegen die Lutheraner.

VIII.

Unſere Vorfahren ſind ſchon ſo lange nach .. in die Kirche gegangen: der Gottesdienſt iſt beſchwerlich, es iſt wahr, der Unterſcheid zwiſchen den Lutheranern und uns, iſt gering, wir nehmen auch keinen Antheil an der Geiſtlichen ihrem Gezänk: nichts deſtoweniger, weil es nun ſo eingeführet, ſo müſſen wir nach .. in die Kirche gehen.

Lutheraner gegen die Reformirte.

IX.

Ich kan einmal die Leute nicht leiden, und es ſoll, was ſie ſuchen, nicht geſchehen, wann auch ein jeder unter ihnen tauſend Köpfe hätte. Reſp. Ey mein, warum? Reſp. Dieweil ſie Calviniſch ſind, und ich nun die Leute nicht leiden kann.

Refor-

Reformirte gegen die Lutheraner.

X.

Wie kan das möglich seyn? Ja, es ist möglich, weil es geschiehet. Warum aber geschiehet solches; weil man einmal so will, und nicht anders will, und nicht anders wollen will.

Argumenta contra Irenicos.

Argumentum I.

Clodion spricht, es gelte ihm gleich viel, Lutherisch oder Reformirt, er fände keinen wirklichen Unterscheid unter dieser beyder ihren Lehren. Wem nun alles gleich gilt, der fraget nicht nach Wahrheit, wer nicht nach der Wahrheit fraget, der fraget nicht nach GOTT; wer nicht nach GOtt fraget, der wird verdammt. Ergo atqui wird Clodion verdammt, weil er keinen wirklichen Unterscheid in der Lutherisch- und Reformirten Lehre findet.

II. Die Syncretisten führen unter andern Ursachen, warum man die Vereinigung zwischen beyderseits Protestirenden einführen soll, auch diese mit an; weil dadurch die Wohlfahrt eines Staats und der Handel und Wandel befördert würde; Ergo, suchen sie die Vereinigung nur aus weltlichen Absichten.

III. Es kann nicht seyn, warum? weil es nun nicht seyn kann; aber warum dann nicht? weil ich nicht will; und warum wilst du dann nicht? weil ich nun nicht will; Kann man eine bessere Ursache seiner Handlungen angeben?

IV. Milesius ist noch ein junger Pfaffe, und ich bin schon ein alter Superintendent, und er will die Vereinigung einführen; das kann ich nicht zugeben; warum nicht? Ey, warum soll ich dem jungen Affen nachgeben; ich muß ja das Ding wohl besser wissen.

V. Man könnte zur Noth noch endlich wohl die Lutheraner und Reformirten mit einander vergleichen; allein was hätte man davon?

VI. Was deines Thuns nicht ist, das lasse; die geistliche Wissenschafften gehören vor die Theologos; Ergo, hat sich niemand um die Theologie zu bekümmern, als die Herren Geistlichen.

VII. Es ist nun lang so gewesen, warum läst mans doch nicht beym alten? ja beym alten, dann die Alten sind auch keine Narren gewesen.

VIII. Weilen unser Glaube allein der rechte wahre Glaube ist, so können wir mit denen, die noch im Irrthum sind, uns nicht vereinigen; Obj. Ja, wir glauben aber auch so, wie ihr glaubet, und wie es in euren Glaubensbüchern stehet.

stehet. Resp. Das ist nicht wahr, dann das müssen wir besser wissen, was ihr glaubet.

So lächerlich und abgeschmackt auch diese und dergleichen aus der Rockenphilosophie hergenommene Argumenta einem jeden vernünftigen Menschen in die Augen fallen; so einen grossen und beynahe unwiedertreiblichen Eindruck geben solche nichts destoweniger in die meisten Gemüther, also, daß leider! die mit so vielen Vorurtheilen umschlungene Wahrheit allhier schwer zu entwickeln, und in eine, unserm Sinn nach, begreiffliche Deutlichkeit und Ordnung, zu bringen ist. Dergleichen Verwirrungen nun abzuhelfen, ist also wohl keines Menschen Werk, sondern es muß der Einfluß von oben kommen, und der HERR selbst die Todtengebeine anblasen; Der wolle uns geben erleuchtete Augen unsers Verstandes, auf daß wir erkennen mögen, welche da sey die Hoffnung unsers Berufs, und welche da sey der Reichthum seines herrlichen Erbes an seinen Heiligen, Ephes. 1, 18.

* * *

XI.

Bedenken vom Separatismo, an Herrn von Z gedruckt 1736.

P. P.

Ich habe Dero ausnehmende Frömmigkeit jederzeit hochgehalten: Ihre Briefe gefallen mir überaus, sie sind voll göttlicher Erkenntniß; sie rühren, sie überzeugen mich; nur das will mir nicht einleuchten, daß sie sich von allem öffentlichen Gottesdienst abziehen: Sie nennen solchen einen Götzendienst, und rathen mir in Dero Schreiben vom 21. April vor andern des sel. Christian Democriti und des noch lebenden Christoph Schützens Bücher zu lesen: „ Sie sagen, daß solche nicht allein das Geheimniß der Gottseligkeit, sondern auch das Geheimniß der Boßheit, so sich noch in allen denen dreyen Hauptreligionen, oder vielmehr „ Secten, die in dem Römischen Reich receipiret sind, und sich an denen mehresten ihren „ Anhängern äussere, viel tieffer noch als andere „ eingesehen; oder wenigstens viel deutlicher „ und offenherziger davon geschrieben hätten, „ als Johann Arnd, Henrich Müller, Gottfr. „ Arnold ꝛc. welche in ihren theuren Schrifften „ das äussere Babel in unsern Religionen, entweder

» weder aus Unwissenheit, oder aus Menschen-
» furcht nicht genugsam entdecket hätten. Ne-
» ben obigen recommendiren Sie mir auch der
» Mad. Guion, des P. Poirets, des Lucii, Ho-
» burgs, Tuchtfelds, Tenhards und Ulzens my-
» stische, imgleichen Gichtels und Eislers
» Schrifften, wie auch die grosse Perlenburgi-
» sche Bibel mit ihren vortrefflichen, insonder-
» heit mystischen Anmerkungen. «

Ich muß Ihnen, mein Herr, bekennen, daß mir beynahe alle diese Wegweiser deswegen verdächtig scheinen, weil sie meistens in dem Separatismo gelebet, oder noch leben. Ich verwundere mich auch sehr, daß der bey seinem Lachen so scharf beissende Democritus Ihrem sonst ernsthafften und sachtsinnigen Gemüth einen solchen Eindruck gegeben, daß Sie ihn unter Ihren Schrifftgelehrten mit oben an setzen. Ich muß Ihnen offenherzig sagen, daß mir derselbe in der Theologie eben so wenig Grund zeiget, als der berühmte Bayle. Destruunt alia melius quam propria tuentur.

Die Abgrund weisen sie, doch Rath und Hülfe nicht,

wie Herr von Canitz sagt. Ich habe bisher mehr Erbauung gefunden, wenn ich von Ausländern des berühmten Fenelons, P. Bourdaloue, Flechier, Sacy, Pascal, du Moulin, Scherlocks, Tillotsons, Abbadie, la Placette, Superville und Saurins Schrifften gelesen. Unter denen

Teutſchen aber pflege ich mich vor andern an den frommen Joh. Arnd zu halten, daneben ich auch des ſel. Speners, Scrivers, Arnolds, Langhanſens und Mosheims ꝛc. Predigten um ſo viel höher achte, weil ſie ſich zu meiner Hausandacht mit ſchicken; und ſowohl auf das thätige Chriſtenthum dringen, als den Frieden in der Kirche durch ihre Einträchtigkeit bewahren.

Weil Sie, mein Herr, unſere drey Hauptreligionen im Römiſchen Reich doch nur für Secten halten, ſo wird Ihnen meine, aus Catholiſchen, Reformirten und Lutheranern zuſammen vermengte Andacht, nicht anſtößig ſcheinen: Ich folge darinnen der Lehre Pauli: **Prüffet alles, das Gute behaltet.** Ich habe bey dieſen Umſtänden keine geringe Vergnügung zu ſehen, daß die vornehmſte Lehrer dieſer drey Religionen in den Hauptwahrheiten zur Seligkeit mit einander übereinſtimmen.

Sie ſehen, mein Herr, mich alſo noch immer in meinen vorigen Meynungen: welche die äuſſerliche Vereinigung und Verträglichkeit in Glaubensſachen betreffen. Was übrigens den Separatismum anbelangt; davon iſt dieſes kürzlich meine Meynung:

* * *

I. Der äuſſerliche

Es iſt eine allgemeine Neigung der Menſchen, daß ſie dasjenige, was ſie lieben und für gut erkennen, auch gerne

gerne öffentlich rühmen und preiſen. Wie ſolten wir demnach unſer allergröſtes und wichtigſtes Anliegen, unſer alleranſtändigſte und glückſeligſte Neigung, GOtt in uns und durch uns zu verherrlichen und zu lieben, bey uns ſogar verſchloſſen halten, daß ſie nicht auch durch öffentliche Andacht, erbauliche Ceremonien, geiſtreiche Lieder und dergleichen ausbrechen und ſich an den Tag legen ſolten? Dieſes iſt die rechte Freude der Heiligen, GOtt auch in der Gemeinde zu loben, Harfen und Pſalter anzuſtimmen, und dem HErrn ein neues Lied, ein fröliches Halleluja, und dergleichen zu ſingen. Gottesdienſt iſt unſrer Natur gemäß.

II. Iſt bey allen Völkern je und je üblich geweſen.

Es haben auch je und je alle Völker zu allen Zeiten das höchſte Weſen, oder dasjenige, was ſie für göttlich hielten, durch allerhand äuſſerliche Ceremonien, Gebete, Opfer und dergleichen zu verehren geſucht; Beſonders das Volk Iſrael, das auserwählte Geſchlecht, bey denen GOTT ſelbſt den äuſſerlichen Dienſt eingerichtet hatte, und auf ſolche Weiſe denſelben als eine ihm anſtändige und wohlgefällige Sache gebilliget und für gut gefunden. Wie dann nachgehends darauf unſer Heiland JEſus Chriſtus ſelbſt den Tempel beſucht, darinnen gelehrt, vor deſſen Reinigkeit geeiffert, und die Wechsler und Viehhändler daraus vertrieben hatte. Joh. 2. v. 24. Ja es war nicht ſobald ein Häufflein der erſten Chriſten zur Erkenntniß gebracht, ſo

ſuchten dieſelbe auch ſchon, ſich, wiewohl nur heimlich, zu verſammlen, und in gewiſſe Gemeinden zu ſchlieſſen, das Abendmahl mit einander zu halten, auf gute Zucht und Ordnung zu ſehen, mithin auf die Ausbreitung des Reichs Chriſti bedacht zu ſeyn; ſich ſelbſten aber einander zu erbauen, zu ermahnen, und immer im Glauben an Chriſtum ſich noch mehr und mehr zu gründen. Bis endlich darauf die Reiche der Welt dem Reiche des Heilandes, als dem Scepter aus Juda, ſich unterwarfen und zu deſſen allgemeinen Verehrung alles veranſtalteten, Tempel und Schulen erbaueten, Kirchenordnungen verfaßten, beſondere Andachten und Wallfahrten anſtelleten, allerhand geiſtliche Geſellſchafften und Klöſter aufrichteten; ja endlich gar ſo weit in das Aeuſſerliche verfielen, daß ſie faſt das Innerliche darüber vergaſſen, und den rechten Tempel, darinn GOTT im Geiſt und in der Wahrheit will angebetet ſeyn, in ihrem Herzen nicht mehr fanden. Wer wolte aber wegen dieſer mit unterlauffenden Mißbräuche eine an und für ſich ſelbſt gute Sache abſchaffen.

III. Hat ſeiner vielfältigen Nuzen.

1. In der allgemeinen Unterweiſung.

Der öffentliche Gottesdienſt hat ſeinen vielfältigen Nuzen. 1. Dienet derſelbe zur allgemeinen Unterweiſung, ohne welche ſonſten die meiſte Menſchen wenig oder gar keine Begriffe in geiſtlichen Dingen bekommen würden; geſtalten die wenigſten Haushaltungen ſo beſchaffen ſind, daß darin-

darinnen viel auf eine dergleichen Erkenntniß solte getrieben werden.

2. Erwecket der öffentliche Gottesdienst bey guten Gemüthern immer mehr und mehr Andacht; zumal, wann in denen Kirchen erbauliche geistreiche Reden, von einem rechtschaffenen frommen Prediger gehöret, und dabey schöne liebliche Lieder gesungen und musiciret werden. 2. Erwecket zur Andacht.

3. Verbindet derselbe die Menschen zu einer GOtt gefälligen Eintracht und Liebe, wann sie solchergestalt ihre Stimmen, ihre Seufzer, ihre Herzen mit einander bis in den Himmel erheben, und ihre Andacht mit vereinigten Glauben vor GOttes Thron bringen. 3. Verbindet die Menschen zur Eintracht.

4. Ist nicht wohl abzusehen, wie ohne Kirchen und Schulen, der gemeinen Jugend in der nöthigen Zucht und Lehre könne an Handen gegangen werden. Wie solten sie zur Erkenntniß des Guten und Bösen gelangen, wenn sie solche nicht von Predigern und Schulhaltern bekommen würden? Auf ihre Eltern es bloß ankommen zu lassen, wäre überaus mißlich; dann diese haben selbst noch immer guter Zucht, Ermahnung und Unterweisung vonnöthen; und sind ihrer viele durch ihre Lebensart ihren Kindern selbst eine traurige Anweisung zu allem Bösen. 4. Dienet zu Erziehung der Jugend.

5. Erhält gute Policey.

So hat auch 5. der öffentliche Gottesdienst seinen trefflichen Nutzen in Ansehung weltlicher Policey und Ordnung im Regiment? Was würde die Menschen, die ohnedem durch bloſſe Geſetze nicht einmal vom Böſen zurück gehalten werden können, zu einem äuſſerlich ſittlich und ehrbaren Leben bewegen, wann die Religion nicht wäre, und ihnen ihre Pflichten nicht immer durch öffentliches Lehren und Predigen vorgehalten und eingeſchärfet würden? Dieſes iſt noch immer das beſte Mittel, ein wildes, unbändiges Volk in gebührenden Schranken zu halten, und ihnen die ächte Meynungen der Ehre, der Tugend und der guten Sitten beyzubringen. Die Religion hat alſo ihren groſſen Nutzen auch ſchon in dieſem Leben, ja ihre Geſetze gehen nur bloß auf dieſes zeitliche Leben; dann in jenem werden wir derſelben nicht mehr vonnöthen haben. GOTT regieret die Menſchen im äuſſerlichen, das iſt, im weltlichen Stand, durch die Furcht; im innerlichen aber, das iſt im geiſtlichen, durch die Liebe.

6. Befördert das Gute überhaupt.

Prediget man 6. gleich auf denen Kanzeln nicht unmittelbar GOttes Wort, oder durch den Geiſt GOttes, wie es doch auch, wenn ein recht gottſeliger Prediger auftritt, zu geſchehen pflegt, ſo höret man daſelbſt doch ſolche Lehren, die alleſammt auf die Verbeſſerung der Sitten und auf die Beförderung des Guten gehen.

hen. Die Menſchen werden auf ſolche Weiſe zur Ehrbarkeit, zur Tugend und zur Frömmigkeit eingeleitet. Wäre nun der äuſſerliche Gottesdienſt ein bloſſer Götzendienſt, ſo würde bey dieſer Gelegenheit der Teuffel, der doch ſonſt ein liſtiger Geiſt iſt, die Waffen gegen ſich ſelbſt führen, und alſo durch die Lehre der Tugend das Reich Chriſti befördern helfen.

IV. Dargegen iſt der Separatismus vieler Gefahr unterworfen.

Der Separatismus iſt im Gegentheil vielerley Gefahr unterworfen. Ein Menſch iſt dem Irrthum niemals näher, als wenn er bloß ſeinem Eigenſinn folget: **Wer weiß iſt, der höret zu, und wer verſtändig iſt, der läſſet ſich rathen.** Prov. 1. v. 7. Sich beſſer, klüger und frömmer zu ſeyn bedünken, als andere Menſchen, und deswegen die Gemeinde zu verlaſſen, hat öffters keinen andern Grund, als die Einbildung des Phariſäers, der bey Luc. 18. v. 13. **GOtt dankete, daß er nicht wäre, wie andere Leute.** So bald man ſich der chriſtlichen Lehrſamkeit einmal entriſſen, ſo ſind wir ein Spiel unſerer Vorurtheile; man will anderer Leute Irrthümer meiden, und man verfällt in andere, die noch gröſſer ſind. Die Affecten lauffen heimlich mit unter: man ſiehet ſich allenthalben ſelbſt, man gefällt ſich, man findet ſich gelehrt, fromm, erleuchtet, heilig. Dieſe Einbildung iſt gefährlich, ſie leitet zum heimlichen Hochmuth, den ein Chriſt ſorgfältig muß zu vermeiden trachten. Viel ſicherer

iſt

ist es einfältig wie die Kinder zu seyn, wie die Kinder zu glauben, und wie die Kinder sich leiten zu lassen. Unser Verstand hat seine gewisse Gränzen; er kommt, so weit man ihn auch treiben kann, doch nicht weiter, als bis zum Stückwerk: Dieses ist der höchste Grad seiner Kenntnissen, zu welchem noch überdem gar wenige gelangen, weil sie nicht unterscheiden können, was Natur, was Gnade, was Vernunft, was Glaube sey.

V. Besonderer Character der meisten Separatisten.

Betrachten wir die Separatisten etwas näher nach ihrem Temperament und nach ihren besonderen Eigenschafften, so wird man finden, daß sie insgemein gutmeynende, fromme, aber dabey theils eigensinnige, tiefsdenkende und grawöhnische Leute sind; die, weil sie die gemeine Fehler der Menschen und der äusserlichen Kirchen einsehen, und darüber nicht gebührend angehöret, noch freundlich unterrichtet werden, auf die Absonderung verfallen. Sind sie dabey, wie es sich öffters findet, stark zur Melancholie geneigt, so gerathen sie leicht in allerhand Anfechtungen und Schwermüthigkeiten; ihre Lebensgeister werden dunkel und schwach, sie sind sich selbst eine Last, sie ängstigen sich stets, sind traurig, seufftzen immer, lassen den Kopf hängen, und verlieren endlich allen Muth; damit werden sie zu ihren Amts- und Berufsgeschäfften untüchtig, können keine Arbeit mehr recht vertragen; mit dem blossen Beten ist es auch

auch nicht ausgerichtet; sie verfallen dabey in Nahrungsmangel, bedienen sich harter schlechter Kost, welche ihre zähe Säffte noch mehr verdicket, und ihrer ohnedas baufälligen Hütten wenig Stärke und Feuer giebt; und also führen sie ein elendes, trauriges Leben, und verdienen deshalben in allewege, daß man sich ihrer mitleidend annehme; dann sie sind gemeiniglich ehrliche, fromme Leute, die gute Absichten haben; aber nur nicht wissen, wie sie dazu gelangen sollen. Von den Scheinheiligen, die den Schalk im Herzen verbergen und in die Häusser schleichen, um die Welt zu betrügen, davon ist hier die Rede nicht; dann diese finden sich unter allen Secten.

VI. Wie man mit ihnen verfahren soll.

Diese arme Separatisten solten also mehr unsere Barmherzigkeit rühren, als die ohnedem sündliche Regungen des Hasses und der Verbitterung in uns aufbringen; anstatt sie zu verfolgen, solten wir ihnen Gutes thun; anstatt sie zum Lande hinaus zu jagen, solten wir unsere Prediger antreiben, ihres Postens desto sorgfältiger wahrzunehmen; anstatt sie durch unsere böse Lebensart zu ärgren, solten wir sie durch ein thätiges Christenthum überzeugen, daß sie unrecht hätten, sich von uns abzusondern. Es würde sich sodann der Separatismus bald von sich selbst verlieren; die Liebe, ja die Liebe allein würde alles wieder zurecht bringen, denn die Liebe verträget alles, sie glaubet alles, sie duldet alles, nach 1. Cor. 13. v. 7. Sie weiß der Schwachen

chen ihre Gebrechlichkeit zu tragen, und hat nicht Gefallen an sich selbst, ib. 15. v. 1. Wo nun Liebe ist, da ist auch Christus, und wo Christus ist, da ist auch Wahrheit.

VII. Und wozu man sie hinwiederum anhalten soll.

Diese Liebe aber müste auch bey ihnen Platz finden; deswegen wären sie stets und nachdrücklich zu vermahnen, daß sie sich alles Schändens und Schmähens gegen die Prediger und den öffentlichen Gottesdienst enthalten, gemeine Ordnung nicht stöhren, denen Schwachen keinen Anstoß, und denen Frommen, welche die Versammlung lieben, keine Aergerniß geben, sondern sich in ihren Schrifften und Reden bescheiden, friedsam und christlich vernehmen lassen solten. Wo sie aber darwider handelten, so hätte es die Obrigkeit billig zu ahnden; nicht, als ob man ihnen dadurch ihre Gewissensfreyheit kränken wolte, sondern weil dadurch die gemeine Ruhe und Ordnung gestöhret würde, als mit deren Verletzung keine Toleranz bestehen kann. Man müste ihnen ferner vorstellen, daß ihr Eiffer zu heftig, ihr Urtheilen vom Predigamt zu liebles, ihre Absonderung unerbaulich, und ihre Aufführung unordentlich wäre; daß sie von denen Geistlichen, die ohnedem eine schwere Amtsbürde zu tragen hätten, mit allem Glimpf und nach der Liebe urtheilen, ihre Schwachheiten nicht immer aufdecken, noch vielweniger einer ganzen Gemeinde dasjenige beymessen solten, was die Glieder noch mangelhaftes

hafftes und gebrechliches an sich hätten; daß sie allenthalben die Wölfe wohl unterscheiden müsten von den Schaaffen; daß sie mit den Schwachen Gedult haben, und auch gute Absichten und Meynungen solten gelten lassen; im übrigen aber GOtt um Vermehrung seiner Gaben beständig anflehen, und sofort.

VIII. Was man noch ferner aus christlicher Connivenz vor sie thun solte.

Um auch diesen guten Leuten noch mehr Anlaß zur Vereinigung mit der Gemeinde zu geben, müste man, aus christlicher Condescendenz, ihnen eine völlige Gewissensfreyheit gestatten; also, daß sie, nach ihrem selbst eigenen Gutdünken, ihre Versammlungen, wann, wo, und wie sie wolten, halten, und sich dazu ihre besondere Lehrer, Aeltesten, Vorleser und dergleichen, wählen möchten; nur mit dem einzigen Vorbehalt, daß sie sich dabey als ehrliche Bürger und Einwohner betragen, und wochentlich einmal den ordentlichen Prediger ihres Kirchspiels, oder einen andern, wann sie zu diesem gar kein Vertrauen hätten, bey sich, in ihrer Zusammenkunft, eine Predigt oder Rede thun lassen solten. Doch müste dieser Prediger nichts anders ihnen vortragen, als was zu ihren Absichten in der Gottseligkeit dienlich, damit sie also auf diese Weise noch immer, certo modo, in der Gemeinschafft der Kirche erhalten werden möchten. Zu dem Ende möchte man auch noch ferner darauf sehen, daß überhaupt der geistliche Stand mit tüchti-

gen

gen Subjectis besser versehen würde; damit auch von dieser Seiten, denen Separatisten, alle Steine des Anstosses aus dem Wege geräumet würden; also solte man durchgehends darauf bedacht seyn, die Kanzeln mehr mit frommen, als gelehrten, mehr mit heiligen, als beredsamen, mehr mit sanftmüthigen, als eiffrigen Lehrern zu besetzen; wiewohl diese Eigenschafften, nachdem sie sich beysammen finden, auch einen desto vollkommenern Prediger ausmachen. Unterdessen so hat man bey diesem Amt doch immer ungleich mehr auf die Gaben des Geistes, als auf die Gaben der Schule zu sehen; damit die Lehren und Predigten, nicht allein aus dem Wort, sondern auch in der Krafft, bestehen möchten. Dieses alles würde sonder Zweiffel die Frommen gar bald zusammen in eine Heerde bringen: Weil sie auf solche Weise die rechte Stimme ihres Erzhirten JEsu Christi hören würden; davon er selbsten spricht: **Meine Schaaffe hören meine Stimme und folgen mir nach,** Joh. 10. v. 3.

IX. Was von ihren Privatversammlungen zu halten.

Was die Privatversammlungen derer Separatisten in ihren Hauffern anlangt, so ist davon schon vieles hin und wieder geschrieben worden. Wir wollen die Sache nur kürzlich, wegen des Zusammenhangs dieser hier behandelten Materie, berühren. Diejenigen, die solche verwerfen, gründen ihre Ursachen vornemlich auf diese vier Hauptsätze.

1. Sa-

1. Sagen sie, würde dadurch die allgemeine Ruhe und Ordnung gestöhret. 2. Würden dadurch die Leute nur immer noch mehr und mehr vom öffentlichen Gottesdienst abgezogen, und das Predigamt verdächtig gemacht. 3. Geben solche zu allerhand Schwärmereyen und Winkelschlichen Anlaß. 4. Verursachten also viel Aufsehen und Aergerniß im gemeinen Wesen.

Antwort auf die Einwürfe.

Alleine wir können 1. nicht absehen, wie dadurch die allgemeine Ruhe und Ordnung gestöhret würde, wann zehen bis zwanzig Menschen, aus Trieb zur Andacht und sich einander in GOttes Wort zu erbauen, in einem Hause zusammen kommen, einige Lieder singen, Sprüche aus der Bibel erklaren, oder sonst christliche Gespräche führen; es müste dann zuvor erwiesen seyn, daß dergleichen Zusammenkünfte dem Staat gefährlicher seyen, als andre Zusammenkünfte, wo man die Zeit dem Spiel, dem Trunk oder andern unnützen Zeitvertreib widmet. 2. So werden die Leute dadurch nicht sowohl vom öffentlichen Gottesdienst abgezogen, als durch die leblose Predigten, die man mehr als zu viel in denen Kirchen höret; wie dann auch die meisten Zuhörer nur scheinen da zusammen zu kommen, um der Gewohnheit ein Genügen zu thun, oder ein geputztes Angesicht zu zeigen ꝛc. So wenig aber die Schuld davon einer kirchlichen Versammlung, an und vor sich selbst kan beygemessen werden: so wenig ist es auch denen Privatversammlungen zu-

zuſchreiben; wenn darüber einige Leute ſich dem öffentlichen Gottesdienſt entziehen; denn dieſe beyde Sachen haben unter ſich keine Verbindung, als ob derjenige, der das eine thut, das andere laſſen müſte. Es kann einer den ganzen Sonntag in die Kirche gehen, und doch hernach in ſeinem, oder in ſeines Nachbarn Hauſe die Betſtunde mithalten. Es iſt zwar 3. nicht zu leugnen, daß zuweilen dergleichen Privatverſammlungen, wenn ſich darunter übel berüchtete oder wirklich laſterhaffte Perſonen befinden, zu allerhand Verdacht und böſen Nachreden Anlaß geben können; Allein, die heiligſte Verſammlungen in denen Gotteshäuſſern, zumal bey denen Früh- und Abendbetſtunden, Metten und dergleichen, ſind von ſolchen heilloſen Uebel nicht rein; Wer die Welt und ihre Werke kennet, der weiß auch hier, wie es öffters zuzugehen pfleget. Es kann demnach das Gute allenthalben gemißhandelt und auf Nebenwege geleitet werden. Bey dergleichen Vorfallen aber iſt es ein Werk der Obrigkeit, allen und jeden unordentlichen Ausbrüchen mit Ernſt vorzubeugen, und alſo 4. wegen allen zu beſorgenden Ausſchweiffungen, ſie mögen unter dem Schein der Andacht, oder aus offenbarer Leichtfertigkeit begangen werden, die nöthige Anſtalten zu verfügen. Sonſten aber bleibt es wohl dabey, daß keine Leute dem Aufnehmen einer Republic zuträglicher wären, als diejenige, denen es ein rechter Ernſt iſt, fromm und ehrlich zu ſeyn, und die dasjenige ſuchen werkſtellig zu machen, was andere

nur

nur glauben, daß es gut sey. Hier wäre zu wünschen, daß alle Häusser und Einwohner eines Orts möchten zu Tempeln des heiligen Geistes, und zu einem immerbrennenden Rauchaltar werden, worauf man dem HErrn opfert.

X. Besonderer Nutzen, welchen die Kirche von denen Separatisten hat.

Man siehet hieraus, daß die Separatisten der wahren Kirche mit nichten schädlich sind, sondern vielmehr ihre Reinigkeit trefflich befördern helfen: Unsere Geistlichen würden immer noch in eine tiefere Schlafsucht verfallen, und das Werk des HErrn mit läßigern Händen treiben, wo nicht zuweilen noch einige unruhige, oder vor die wahre Frömmigkeit eiffrende Menschen ein wenig Lermen machten, und sie ihres Amts erinnerten. In diesem Sinn geben auch selbst die Catholicken zu, daß sie Doctor Luthern vieles in der Verbesserung des Kirchenwesens zu danken hätten; weil dieser die viele Gebrechen und Gottlosigkeiten, die in dem geistlichen Stande, und besonders in denen Klöstern überhand genommen hatten, tapfer ins Licht gebracht, und mit allem Eiffer sich dem Fortgang derselben widersetzt hatte. Hieher kommt auch, was der Apostel Paulus sagt: **Es müssen Rotten unter euch seyn, auf daß die, so rechtschaffen sind, offenbar werden.** 1. Cor. 2. v. 19.

XI. Exempel zweyer sehr berühmten Manner, davon der Exempel eine,

zweyer berühmten Männer.

eine, seiner besondern Meynungen ohngeachtet, bey der Kirchen geblieben; der andere aber sich davon abgewendet hat. Ich bewundere noch immer die Demuth des grossen Erzbischoffs von Cambray, Fr. Salignac de la Mothe Fenelon. Dieser, als er sahe, daß seine nicht ganz übel gegründete Lehre von der reinen Liebe GOttes, viele Bewegungen in der Kirche verursachte, und endlich den ganzen Vatican zu Rom verleitete, eine und andere daraus folgende Lehrsätze, als verdächtig, ungegründet und irrig zu verwerfen; so hatte derselbe keinen Anstand, seine darüber herausgekommene Schrifften, weil er darinnen von denen Ausdrücken und Redensarten der Kirchen abgewichen wäre, zu wiederruffen. Dieses mag wohl eine Selbstverleugnung heissen, da man, um die Eintracht in der Kirche zu erhalten, lieber den gröSten Götzen, ich meyne die Selbstliebe und den Eigendünkel, vom Throne stürzet; Ich bin auch der Meynung, daß eine solche Demuth, da man alle eigene Weißheit aufgiebt, GOtt ein angenehmeres Opfer seyn mag, als wenn man solche, auf alle Art und Weise, im Ansehen zu erhalten, und eigne Meynungen andern, als unfehlbare Glaubensartickeln aufzudringen bemühet ist. Ja, es hat der Herr von Fenelon durch seine so lehrsame, bescheidene und sanftmüthige Aufführung seinen Anhang nicht vermindert; vielmehr hat derselbe dadurch das Geheimniß erlanget, seine

Grosse Demuth des Herrn von Fenelons, Erzbischoffs zu Cambray.

Schrifft-

Schrifften in der ganzen Christenwelt bey allen Religionen und Secten angenehm und erbaulich zu machen.

Im Gegentheil, so ist der bekannte, Dippelius, sonst Christianus Democritus, von einer ganz andern Gemüthsbeschaffenheit gewesen; Er war gelehrt, munter und beredsam: sein Satyre riß den Scheinheiligen die Larve vom Gesicht und entdeckte die Mißbräuche der Kirche bis zur Ueberzeugung; sein Herz aber war noch zu voll von seiner eigenen Weißheit, er gefiel sich darinnen selbst wohl; der Ruhm einer blossen Frömmigkeit hatte nichts vor ein Gemüth, das nach ausserordentlichen Dingen trachtete; Er wolte der Urheber einer neuen Secte heissen; dieser Gedanken schmeichelte seinem Hochmuth weit mehr; Er war zwar von Geburt ein Protestant; allein er fand auch in der protestirenden Kirche noch viele Dinge, dawider er protestirte; Er hatte hierinnen eine leichte Sache: Fehler sind bald zu entdecken, aber schwer zu heben; Der Christen Wandel war nicht nach der Lehre Christi; man drung eiffrig auf den Glauben, und in denen Werken bliebe man todt. Dippel hatte hier viel zu erinnern; er hätte es thun können, ohne sich abzusondern und eine neue Secte zu formiren, so wäre es erbaulich gewesen. Er hätte aber damit in der Welt kein solches Aufsehen gemacht; er wäre mit den Lutheranern ein Lutheraner geblieben; diß war ihm nicht genug;

Character des Democriti Christiani.

es solte auch Dippelianer geben. Die blosse Imputation des Verdienstes Christi, welches die Orthodoxen lehrten, und denen Sündern ein sanftes Küssen war, gab er vor eine leere Fantasie an; er drung auf die Nachfolge und Aehnlichkeit Christi, wuste aber noch nicht, wie er sich selbst verleugnen solte. Seine ganze Schreibart bezeuget solches; sie hat nichts von der Sanftmuth und Demuth eines Christen; sie ist so beissend, so hefftig, so schmähsüchtig, daß es scheinet, er habe mehr die Geistlichen lächerlich, als das Gute annehmlich machen wollen. Seine natürliche Lebhafftigkeit hatte zwar daran mehr Antheil, als ein böses Herz; allein, die wahre Nachfolge Christi hätte dieses noch wilde Feuer bald zu dämpfen gewust, wo er darinnen, wie er angefangen, fortgefahren wäre. Er starb endlich, und hinterließ in Schweden und Dännemark, auch hin und wieder in Teutschland einen starken Anhang.

XII. Zum Beschluß. Es ist demnach in der Religion nichts bessers, als Einfalt und Aufrichtigkeit; jene macht uns glauben, was göttlich ist, wann wir solches gleich nicht verstehen; und dieses lehret uns den Heiland lieben von ganzem Herzen und aus allen Kräfften; Wir verlieren dabey allen Eigensinn, wir werden beugsam und lassen uns weisen wie die Kinder; Wir vermeiden dadurch alle gefährliche Abwege; die Liebe macht uns alles vertragen, alles glauben, alles hoffen, alles dulden;

Wir

Wir urtheilen nicht, wir richten nicht; ein jeder ſtehet und fällt ſeinem Herrn. Hat uns GOtt in dieſer oder in jener Kirche laſſen gebohren werden, ſo mögen wir leicht darinnen ſo viel Gutes hören, als uns zu wiſſen nöthig iſt; den Mangel wird der heilige Geiſt, wenn wir einfältig und aufrichtig ſind, durch ſeine innere Gnadenwirkung bald erſetzen. Wir bekennen uns zu einer äuſſerlichen Kirche, weil es die Ordnung ſo mit ſich bringet; der rechte wahre Gottesdienſt aber iſt und bleibet inwendig in uns, Luc. 17. v. 20. Da lehret, da prediget Chriſtus ſelbſt ſeinen Glaubigen. Da diſputirt man nicht mehr über bloſſe Meynungen; **Chriſtus ſelbſt iſt unſer Weg, unſre Wahrheit, unſer Leben,** Joh. 14. v. 6. Auf das Aeuſſerliche kommt es hier nicht an, man darf darüber kein Separatiſte werden. Die Ceremonien, Gebräuche und Umſtände in einer Kirchen richten ſich nach dem Herkommen: wo es einmal ſo eingeführet und gewöhnlich iſt, da muß man ohne Noth nichts neues anfangen. Offenbahre Irrthümer und Mißbräuche, wann ſie nicht gar zu grob ſind, muß man mit Gedult ertragen, bis es GOTT gefällt, auch andere darüber mit uns einſtimmig zu machen, um ſolche abzuſchaffen, oder zu verändern.

In der Lehre, ſofern ſie nicht den Grund der Seligkeit betrifft, hat es auch ſo viel nicht zu ſagen, wenn gleich nicht alle Glieder in allen ihren

Meynungen mit einander übereinstimmen, dergleichen Uebereinstimmung ist unter den Glaubigen nie gewesen, und dürfte auch in der Verfassung dieser gegenwärtigen Welt wohl nimmer statt finden. Wir haben alle die Erkenntniß nur nach einer gewissen Maaß; allein im Grund müssen wir suchen mit einander recht einig zu seyn. Dieser ist Christus, der Eckstein, und die Liebe, durch welche alle Glaubige zusammen in ihm vereiniget sind.

XII.

Der vernünftige Gottesdienſt,

Nach
der leichten Lehrart
des
Heilandes,

Unterſucht bey Gelegenheit einiger an Ihro Hochgräfl. Excellenz, den Herrn Grafen von Zinzendorf, gerichteten und von denenſelben beantworteten Fragen.

1. Theſſal. 5. v. 21.
Prüffet aber alles, und das Gute behaltet.

1737. (*)

(*) Dieſes Werk iſt zu verſchiedenen malen und an verſchiedenen Orten aufgelegt worden.

Es ist Ihro Excellenz, dem Herrn Grafen von Zinzendorf, bey Anwesenheit in Frankfurt Mense Decembr. No. 81. des 2ten Jahres vom 8ten Octobr. 1737. der dortigen gelehrten Zeitungen, darinnen derselbe um eines und anders befraget worden, so wichtig vorgekommen, und er hat das kluge und bescheidene Verfahren des Herrn Auctoris so exemplarisch befunden, daß er, um andere zur Nachfolge zu reitzen, weil er nichts mehr wünschet, als so gefraget zu werden, die Antwort darauf alsofort auf das deutlichste und einfältigste von sich gestellet, wie folget:

Er wird gefraget:

1. Ob die Herrenhuter nicht besser thäten, wenn sie keine besondere Brüderschafft und Gemeinde unter sich aufrichteten, und sich in der Einfalt zu der evangelischen Kirche hielten, weil sie doch zu ihren Lehren sich bekennen?

Resp. Die Lehre der evangelischen Kirche ist apostolisch und nach Lutheri Sinn; die Kirchenverfassung unapostolisch und wider Lutheri Sinn; darum thäten die mährischen Brüder übel, wenn sie

sie ihre dreyhundert-jährige Zucht und Ordnung fahren liessen, um sich schlechterdings in eine Einrichtung zu begeben, die sie nicht völlig approbiren können. Sie thäten dreymal übel daran.

a) Weil sie die apostolische Einrichtung, die sich durch ein Wunder GOttes 700. Jahr conserviret, auf einmal damit begrüben.

b) Weil sie weiter giengen, als es die Glaubensbücher begehren, welche zur Einigkeit in der Kirche die Einigkeit der Formen nicht erfordern.

c) Weil sie etwas annehmen, und dadurch von neuem befestigten, was alle rechtschaffene Theologi der evangelischen Kirche geändert wünschen.

Ich glaube die mährischen Brüder thun genug, daß sie sich an Orten, wo sie keine eingerichtete Gemeinen formiren, in allen Adiophoris der Kirchenordnung des Landes gemäß bezeigen, wo sie wohnen. Die gelehrte und in die Kirchenhistorie einschlagende Materien von ihrer bischöfflichen Succeßion, und von dem Nexu, welchen sie theils mit der Unitate fratrum, theils mit der hohen Kirche in Engelland haben, wollen wir unberühret lassen.

2. Ob die besondere Versammlungen in denen Häussern, die eine Art eines öffentlichen Gottes-

Gottesdiensts vorstellen, und zu viel verkehrten Urtheilen Anlaß geben, nicht füglicher eingestellt, und die Erbauung gut-gesinnter Seelen in einem gewöhnlichen Umgang, durch gute Ermahnungen, vertrauliche Gespräche und dergleichen, möchte befördert werden, damit es nicht das Ansehen hätte, als wolte man was besonderes suchen?

Resp. Der Zweck öffentlicher Reden ist: dasjenige vielen auf einmal zu sagen, womit man etliche Wochen zubringen müste, wenn man es einzeln thun wolte. Die öffentliche Lehrer, die den Sinn Pauli haben, öffnen ihren dazu geschickten Glaubensgenossen ihre Kanzeln; und wo solches nicht füglich geschehen kann, machen sie darzu andere Gelegenheit. So bald eine hohe Obrigkeit dergleichen erlaubet, ist es ein öffentliches Werk, welches jederman sehen und hören kann; und man kann alsdann zu denenjenigen, die darüber ungleich urtheilen, mit Recht sagen: **Richtet nicht; Lüget nicht wider einander; Wer seinen Bruder afterredet, der afterredet der Religion**, u. s. w. dieser Leute ihr Forum ist alsdenn incompetent. Lässet es eine Obrigkeit mit gewissen Einschränkungen geschehen, so pfleat man sich gern darein zu schicken; verbietet sie es aber gar, so lässet man es ordentlicher Weise, und ausser dem Fall eines höhern Rufs, der sich sodann auch legitimiren muß, bey der in der Frage vorgeschlagenen Weise willig bewenden.

3. Ob

3. Ob ihre Lieder, weilen verschiedene darunter anstößig, seltsam und dunkel scheinen, in allgemeinen Versammlungen, wo allerhand Leute mit zugegen sind, besser nicht gesungen würden.

Resp. **Anstößige** Lieder sollen gar nicht geduldet werden; **Anstößig scheinende** muß man paßiren lassen, wann der Anstoß denenjenigen conform ist, die in der Bibel vorkommen, weil dergleichen Anstöße nicht in den Worten, noch in der Sache, sondern in dem Leser liegen. **Dunkele** gehören in keine Versammlung, wo sie nicht verstanden werden. Die **Seltsamkeit** muß auch untersucht werden; dann weil die ganze Lehre JEsu was seltsames ist, und von den wenigsten gefasset wird, die sie vorgeben zu glauben, so kann es unsern Liedern wohl auch so gehen. Sonst befleißiget sich das mährische Volk einer ausnehmenden Deutlichkeit, kurzer, ganzer und runder Ausdrücke, und weiß von keiner Mystique in Worten, muß sich aber gefallen lassen, wann man ihre deutlichste Redensarten nicht verstehet, wo die Sachen Geheimnisse sind.

4. Ob es ihren Absichten nicht gemässer seyn solte, in Adiaphoris oder Mitteldingen sich auf keinerley Weise auszuzeichnen? In Betrachtung, daß weder Christus noch seine Apostel etwas gethan und gelehret, daraus man einen Singularismum in decoro, Kleidern, Manieren, und dergleichen äusserlichen Dingen abnehmen könnte; es heisset wohl: Stellet euch nicht

gleich

gleich der Welt; Wir halten aber davor, die Welt heisse hier so viel, als die Gottlosen, und nicht der in der Welt übliche Wohlstand.

Resp. Wir halten davor, daß es ein grosser Vortheil sey, wann ein jeglicher in seinem Stande bleibet. Wann die mährische Bauern und Bäuerinnen ihre im übrigen ganz ehrbare Tracht allemal nach der Mode des Orts ändern solten, wo sie wären, so würde es ihnen zu kostbar fallen; so gehets auch mit den bürgerlichen und andern Standespersonen, die zu dieser Gemeine gehören, sie kleiden sich schlecht und recht, wie es ungefehr ihrem Stande nach, mit den wenigsten Unkosten geschehen kann. Blosse Eitelkeiten zu imitiren, ist den Gliedern einer Kirche GOttes unanständig. Weil man nun auch Kleider von allerhand Farben, Spitzen, Peruquen, Poudre, Livreen und dergleichen unter ihnen gewahr wird, so sind sie einer andern Critic exponiret, als ob sie so weltförmig und der Verleugnung aller Dinge noch nicht so nahe wären, als man von ihnen gedacht hätte. Daher müssen sie sich freylich beruhigen, wenn sie es in allen dergleichen Dingen nach ihrem besten Wissen und Gewissen einrichten.

5. Ob sie in ihrer Sittenlehre öffters nicht auch zu weit gehen, wenn sie dem Menschen den Genuß eines zeitlichen Vergnügens gar leicht pflegen zur Sünde zu machen; da doch GOTT diese ganze Welt und alles, was darinnen ist, zum Dienst

und

und Genuß des Menschen erschaffen; doch so, daß er allezeit die Früchte des verbotenen Baums, welche noch immer die Straffe und den Tod nach sich ziehen, sorgfältigst zu meiden hat. Wie viele Schätze und Reichthümer hat uns nicht die Güte und Freundlichkeit GOttes zu unserer Freude und seiner Verherrlichung ausgesetzet, bey deren Genuß wir weiter nichts, als die uns vorgeschriebene Ordnung zu beobachten haben?

Resp. Die Herrenhuter machen einen Unterscheid unter dem esse & bene esse: unter dem, was das nöthigste; und dem, was das glückseligste ist. Zur Nothwendigkeit rechnen sie ein Stück: **Die Vergebung aller seiner Sünden in dem Blute JESU.** Wer sich dieselbe nicht so gewiß zurechnen kann, als er weiß, daß er die Augen im Kopfe hat, der ist unselig, und kann nicht Herr über die Sünde werden, sondern macht bey millionen Versätzen banqueroutte. Wer Vergebung der Sünden hat, und im Frieden des Heilandes dahin gehet, der hat nicht mehr nöthig zu sündigen; und weil er nicht will, wie der blinde Mensch, und nicht muß, wie der vernünftige Mensch, sondern als ein Kind GOttes von der Herrschafft der Sünden befreyet ist, so lässet er es wohl bleiben, daß er sündiget. Wer also nicht ehrgeitzig ist, wem die Lüste ein Eckel sind, wem die Geldbegierde nicht plaget, und kein Liebhaber vom faullenzen ist, der beweiset mit der Herrschafft über alle die

Dinge,

Dinge, daß er ein begnadigter Sünder, ein Kind GOttes, und selig ist; er sey ein Kind, Jüngling oder Mann. Das ist die geringste Idee, die man von einem Christen haben kann, der noch vor 2. Stunden unbekehrt, und etwan vor einer Minute mit der Vergebung der Sünden begnadiget worden. Und das ist das Nothwendige, wozu GOTT alle Menschen rufft, weil er will, daß ihnen allen geholfen werde. Nun kommt die **Wahl der Gnaden**, von welchen der Heiland sagt: Ihr habt mich nicht erwählet, sondern ich habe euch erwählet; Nach der es von Mose heisset: Er erwählete viel lieber Ungemach mit dem Volke GOttes zu leiden, als die Schätze Egyptens zu haben. Das ist die Jüngerschafft; das ist dieselbe Aehnlichkeit JEsu Christi: wenn einer, da er wohl könnte Freude haben, das Leid erduldet, und der Schande nicht achtet. Es ist eine Art Menschen, welche ihre Glückseligkeit ohngefehr in 4. Stücken setzen.

1) Gering, verachtet, geschmähet, oder übersehen und vergessen zu werden in dieser Welt.

2) Alle Sinnen, die sie nicht brauchen zum Dienst ihres HErrn, zu versäumen und zu vernachläßigen, und wenn ja eine Empfindung seyn soll, den Schmerzen lieb haben, weil er eine Aehnlichkeit machet mit ihrem HErrn, einem Mann voller Schmerzen und Krankheit.

3) Ent-

3) Entweder nichts zu haben, oder was sie bekommen, wieder wegzugeben, und allenfalls bey dem Besitz der Reichthümer dieser Erden nicht roth werden zu dürfen, wenn sie lesen, daß der Heiland, in den sie verliebt sind, kein Kopfküssen hatte, das sein war.

4) Taglöhner-mäßig zu arbeiten, nicht um Verdiensts, sondern um des Berufs, und um der Sache des HErrn willen und ihres Nächsten. Das sind so die Leute, wie sie der Heiland in seinem Geschäffte brauchet, und die dasjenige, was die andern Christen Verleugnung heissen, ganz unaffectiret ihre Passion nennen können. Einen andern Grund kann niemand legen: Das beziehet sich aufs erste; Wer einen Thurn bauen will, der überschlage die Kosten: Das ist eine gute Lehre vors andere Stück, sobald man die Sache in Ueberlegung nimmt. Ich muß aber gestehen, daß, wann man zu Rathe gehet, es gemeiniglich bey dem Nothwendigen bleibet. Denn ich habe noch nicht viel Jünger gesehen, die sich davor würden gehalten haben, wann sie nicht erst der Widerspruch darauf gebracht hätte. Der Steiter Sinn ist eine Statur; man thut, ehe man denkt; und man hat schon wieder vergessen, sobald man gethan hat.

6. Ob die Lehre, daß ein Jünger Christi zu Stillung der Lüste nicht heyrathen soll, so zu verstehen sey, daß dieses nicht finis primarius matrimonii seyn müste; oder ob dadurch die Lust selbst zu verstehen, von welcher Paulus sagt: Es ist besser heyrathen, als Brunst leiden. Wie wir im ersten Sinn der Meynung völlig beypflichten, daß unser Hauptzweck in allem die Ehre und Verherrlichung GOttes, und nicht die Befriedigung unserer Begierden seyn soll; so könnten wir im andern Sinn, sofern dadurch die Lust selbst verboten würde, diesen Lehrsatz nicht verstehen; gestalten die actus matrimoniales ohne Lust nicht vollführet werden können; es bleibet und hafftet in unsern Sinnen diejenige lustgebährende Empfindung, welche der Einfluß äusserlicher Dinge in unser Wesen ordentlicher Weise zu haben pfleget, und die wir deswegen als etwas Gutes und unserer Natur gemässes appetiren.

Resp. Die mährischen Brüder bekennen aufrichtig, daß sie in dem Artickel des Ehestandes diese Gedancken nicht haben, und daß sie es vor ein gegebenes Aergerniß ansehen, wann man ihren jungen Eheleuten die Ideen mit dergleichen Assertis beflecken wolte; sie wissen weder von Lust, noch Stillung der Lust in ihrem Ehestande; sondern sie sehen den Ehestand und dessen Handlungen vor eine äusserliche Vorstellung des darunter verborgenen Geheimnisses Christi und der Gemeine an. Der Gehorsam unter

die Ordnung GOttes deucht ihnen ein Trieb zu seyn, der sich vor Menschen schickt, vor Christen und vor Jünger; die fleischliche Lust schickt sich, ihrer Meynung nach, villeicht zu einem Trieb vor die Thiere, die aber auch darinnen eine grössere Bescheidenheit zeigen, als die verderbte Menschen. Durch die von GOtt verordnete Anwendung, oder Zertheilung brennender, sulphurischer Dünste, Feuchtigkeit und Stockung der Säffte kann ein Schmerz vertrieben werden: Es wird aber dadurch die Lust nicht nothwendiger rege, als bey Zertheilung der Kopf- oder Zahnschmerzen, Colic, oder dergleichen Leiden. Die Vereinigung einer Mutter mit ihrem Kinde, beym Tragen und Stillen, und die Vereinigung eines Mannes mit seinem Weibe bringen keine andere Empfindungen mit sich, als hundert und andere der unschuldigsten motuum vitalium. Was aber der Teuffel darein gezaubert, gehöret zu den übrigen Blendwerken, damit er die Menschen herum führet, bis ihnen das Erkenntniß der Gnaden und der Versöhnung und Vereinigungskrafft des Blutes JEsu die Augen öffnet. Wir sind dabey so willig, daß, ob wir gleich durch die Erfahrung der Sache so gewiß sind, als das 1. mal 1. Eins ist: wir doch solche niemand aufdringen; weil wir wissen, daß die gemeine Meynung, Gewohnheit und daraus entstehende Erfahrung uns nicht beystimmet. Wir danken aber GOTT vor das, was er seiner Gemeinde geschenket hat, und bewahren es in der Demuth.

7. Ob die Nothwendigkeit der Wiedergeburt zugleich auch involvire, daß man den Modum müste wissen und determiniren können? und ob nicht der Processus Conversionis sowohl nach und nach, nachdem ein Mensch guter Art und eine feine Seele empfangen, mithin denen Würkungen der Gnade bey sich Raum lässet; als durch einen ganz merklichen Umsturz seiner ganzen Natur auf einmal vor sich zu gehen pflege, und der neue Mensch spiritualiter, wie er in partu naturali physice, gebohren würde.

Resp. Mit Determination der Wiedergeburt, in soferrn es ein göttlich Werk in uns ist, lässet sichs nicht wohl fortkommen. Und weil wir davor halten, daß sich von Rechts wegen kein Christ bekehren soll, sondern die Kinder die Gnade ihrer Tauffe durch ihr ganzes Leben hindurch bewahren sollen, da sie dann keiner neuen Zeügung bedürfen; weil die Tauffe das Bad der Wiedergeburt und Erneurung des verlohrnen Bildes und Geistes GOttes ist; so urtheilen wir den Verlust des neuen Lebens aus den todten, unempfindlichen und unglaubigen Wesen der Getauffren, ermahnen solche, so bald ihr Verstand so viel erleuchtet ist, daß sie die Nothwendigkeit dieser Sachen einsehen, zu sehnlichem Verlangen und Bitten um die Vergebung der Sünden und Wiedergeburth. Wir glauben, dergleichen von der vorlauffenden Gnade in ihrem Gewissen erregete Seelen hören das Wort mit Begierde an, und wann sich ihre Begierde-

gierde, Vertrauen und Sehnen mit einer göttlichen Wahrheit, die ihnen im Geiste GOTTes ans Herz kommt, vermenget, und dieselbe mit Hunger und Durst auffänget, so gehet im Herzen der Saame, die Flamme, die Liebe GOttes auf; das heist die neue Zeugung. Es verursachet dieselbe gemeiniglich Bangigkeit und Kummer über seinen vorigen Zustand, seine Untreue und Unglauben, in solchen gehet der Mensch kurz oder lang stille dahin, bis die neue gezeugte Art zum Durchbruch, Geburt und Offenbahrung kommt, und der Mensch selbst weiß, daß er nunmehro ein Kind GOttes ist. Die Vergebung der Sünden und der geistliche Genuß des Blutes JEsu Christi ist die erste Speise des neu gebohrnen Kindes, und zugleich der Beweiß, daß es gebohren ist. Bey dem täglichen Genuß dieser Speise und Tranks, der Gerechtigkeit in dem Blute JEsu Christi, wächset das Kind bis zur Jünglingsgrösse. Die erste Liebe ist zart, anhänglich und unzertheilt, und mag mit nichts zu thun haben, als mit dem Heiland; daher wenig Unterscheid zwischen einem Anfänger und einem Vollkommenen zu sehen ist, und uns erst die Proben und Versuchungen des Jünglingsalters eingedenk machen, daß wir noch in der Hütte sind. Doch hat dieser Streit, weil er nicht der Streit zweyer Kriegsleute, sondern eines Herrn, nemlich des Gläubigen mit einem verurtheilten Missethäter, nemlich der Sünde ist, da man sich in kein Fechten einlässet, sondern man kreuziget nur, nichts als gewissen Sieg. Ueber

der Zeit und Erfahrung wird man zum Manne; und je weniger man mit sich selbst zu thun hat, weil uns der HErr Ruhe giebt von den Feinden, je ungestörter jaget man der Vollkommenheit nach, welche nichts anders ist, als: das Glauben an den verwundeten, getödteten und auferstandenen Heiland, bis nahe an das Schauen bringen, daß nichts mehr als der sterbliche Leib uns im Wege ist, der auch um deswillen am Ende des Laufs auf die Seite muß, daß der JEsus den Geist aufnehmen, und ihn in dem Anschauen seiner Wunden, die man so sehr geliebt, und daran man so unfehlbar geglaubt hat, unaussprechlich erfreuen könne. Das ist unsere unschuldige, einfältige und unvollkommene Idee von dem Proceß der Wiedergeburt. Daß man im Guten wachsen müsse, daran zweifflen wir nicht; daß man heute das Stehlen, übers Jahr das Huren, über zehen Jahre den Hochmuth, und mit dem herannahenden Alter den Ausbruch dieser und jener Affecten loß werde, das pflegen wir für die armselige Wirkung der Tugend und Sittenlehr zu halten; von unserm Heilande aber zu glauben, daß er unsere Sünde wegnehme, ausziehe, in die Tiefe des Meeres werfe, oder doch, so zerstöre und zerrütte, daß nichts ganzes mehr daraus werden könne, so lange die Seelen in der heiligen Fassung eines gesunden Glaubens erhalten werden. Wie dann auch der Apostel bey den Glaubigen nichts fürchtet, als daß sie nicht etwann verrücket wer-

den

den möchten; wovor uns aber die Einfalt in Christo bewahret.

Schließlich wünschen wir herzlich, daß diese Herrenhutische Zeugenwolke, welche an unserm Kirchenhimmel sich von uns abzureissen drohet, in unserer Gemeinschafft könne erhalten werden; damit man nicht sagen möchte, daß nur solche Leute von uns ausgiengen, welche GOTT von Herzen lieben, und deswegen unsere Gottesdienste nicht rein genug fänden. Wir halten davor, daß weder diejenige wohl thun, die sich trennen, noch diejenige, die ihnen dazu Anlaß geben. Wir können und mögen den Frieden und die Eintracht in der Kirche nicht sorgfältigst genug bewahren, und deswegen alles und jedes eitle Wortgezänk, über blosse Meynungen, die zu dem lebendigen Glauben an Christum nicht gehören, genugsam verabscheuen.

Resp. Was den Schlußwunsch betrifft, so sind wir von des Herrn Verfassers redlichen Absicht dabey versichert. Und ob wir wohl glauben, daß unsere böhmische Brüder von den erleuchteten Gliedern der übrigen zwey protestantischen Religionsverfassungen nicht werden für Separatisten angesehen werden; immassen sich dasjenige nicht separiret, was hundert Jahr zuvor eine Kirche ist, ehe die andern entstehen, welches auch die Evangelischreformirten sowohl begriffen, daß sie sich in Großpohlen und Preussen zu der Kirche der mährischen Brüder, als ihrer

Mutter, gewendet haben; ſo können wir doch nicht leugnen, daß, da der Heiland nicht auf das Seine, ſondern auf das, das des andern iſt, geſehen, und ſich als Hoherprieſter der groſſen Gemeine nicht geſchämet hat bey der auf dem Fall ſtehenden, verderbten Judenſchafft in die Kirche zu gehen, wir uns daraus ſo viel nicht machen, was wir für eine Agende haben, wenn man uns nur alles ſo machen läſſet, daß Mund und Herz kann zuſammen ſtimmen. Und ich bin gewiß, daß, ſobald die Herren Theologi unter einander eins werden, wie weit man dem Heilande nachzufolgen, und von ihm zu zeugen Erlaubniß habe, es die geringſte Mühe nicht koſten werde, unſer Volk unter den Gehorſam der evangeliſchen Verfaſſung zu halten, wie es unter dem Gehorſam des evangeliſchen Glaubens ſtehet.

Uebergebliebene Zweiffelsknoten des Verfaſſers der ſieben Fragen auf die von Ihro Excellenz, dem Herrn Grafen von Zinzendorf, ihm ertheilte Antwort.

Ihro Hochgräfl. Excellenz bleibet der Verfaſſer der ſieben Fragen für die Antwort, welche Dieſelbe ihm darauf zu geben beliebet, in Demuth verbunden. Es hätte derſelbe nichts

nichts mehr gewünschet, als dadurch derjenigen Wahrheiten überzeuget zu werden, die er durch seine Fragen zu erlangen gesucht; Allein, obwohlen viele Dinge in hochermeldter Antwort sich finden, welcher der Verfasser von Herzen unterschreibet, so sind im Gegentheil doch auch andere mit eingeflossen, die er noch zur Zeit auf gleiche Weise nicht wohl einsehen kann.

Das Verlangen der Gründlichkeit derselben näher zu untersuchen, wird ihm also zu einer Entschuldigung dienen, wenn er allhier in Entdeckung seiner Zweiffel und Meynungen sich zu weit über seine Kräffte gewaget, und die Wichtigkeit der Sachen, mehr nach dem mittelmäßigen Begriff, eines ohnedem in der Theologie nicht groß erfahrnen Weltmannes, als nach der hierzu nöthigen Gelehrsamkeit und Einsicht solte behandelt haben.

§. I.

Die Lehre der evangelischen Kirche, saget der Herr Graf, ist apostolisch und nach Lutheri Sinn, die Kirchenverfassung unapostolisch und wider Lutheri Sinn.

Könnte diese Anmerkung nicht wohl eine Milderung leiden? Lutherus hat wohl erkannt, daß in der evangelischen Kirchenverfassung noch vieles zu verbessern wäre; man erkennet solches mit ihm; die allgemeine Unvollkommenheit aber, welche sich in allen und jeden Umständen

dieſes Lebens hervor thut, ſetzet auch hier den frömmſten Wünſchen ſich entgegen. Solte man deswegen etwas beſonders anfangen und eine neue Gemeine (Eccleſiam in Eccleſia) aufrichten, ſo würde man dadurch das Gute vielleicht im kleinen Hauffen befördern, und das Uebel im groſſen überhand nehmen laſſen. Solte ſich der kleine Hauffen darauf auch vergröſſern, ſo würde es damit eben die Beſchaffenheit haben, wie mit dem groſſen, und gleiche Schwerigkeiten ſetzen, denſelben in einer guten Verfaſſung zu erhalten.

Die Mißvergnügte würden ſich hernach wieder in kleine Hauffen zuſammen thun, und alſo die Trennungen bis zum Ende der Welt vermehren.

Darum thäten die mähriſchen Brüder übel, fähret der Herr Graf fort, **wenn ſie ihre dreyhundert jährige Zucht und Ordnung fahren lieſſen, um ſich ſchlechterdings in eine Einrichtung zu begeben, die ſie nicht völlig approbiren könnten.**

Die alte böhmiſche und mähriſche Kirche iſt ſonſt jederzeit für ein Kleinod der evangeliſchen Kirche gehalten worden: Ob aber die Gemeine zu Herrenhut ſolche wieder vorſtellet, daran wollen viele zweiffien: nicht allein wegen ein und andern Neuigkeiten, von denen die einfältige Schüler des frommen Huſſens nichts wuſten; ſondern auch wegen ein und andern Lehrſätzen,

sätzen, wovon man ehemals in der altböhmisch- und mährischen Kirche nichts hat reden hören.

Welchen Nutzen haben demnach diese und dergleichen besondere Gemeinschafften, als daß die meisten, die sich darunter begeben, sich für so viel frömmer und besser als andre Christen halten, mithin zu neuen Secten und Trennungen in der Kirche Anlaß geben.

Wir machen hieraus folgenden Schluß: Wo man Christum als den Heiland bekennet, und die Freyheit hat, so fromm zu leben, als man will und soll, da hat man nicht Ursache eine besondere Gemeinde aufzurichten: In der evangelischen Kirche bekennet man Christum als den Heiland, und hat die Freyheit, so fromm zu leben, als man will und soll; deswegen hat man nicht Ursache, eine neue Gemeine aufzurichten.

§. II.

Was die Privatversammlungen in den Häussern betrifft, so finden wir dabey den Nutzen nicht, welchen einige fromme und andächtige Leute darinnen suchen. Die Andacht eines gottsfürchtigen Hausvaters mit seinen Hausgenossen hat allerdings etwas Gutes, und kann auch, nachdem sie wohl eingerichtet ist, grosse Erbauung stifften; wo aber allerhand Leute in grosser Anzahl zusammen kommen, und bald dieser, bald jener, nachdem er sich einbildet, darzu eine Fä-

Fähigkeit zu haben, den Vortrag thut; da sind die Folgen schier immer schädlich gewesen. Man verfällt dadurch auf eigenes Gewirke, und man will schon einen Lehrer abgeben, sobald einem nur etliche Sprüche geläufig vom Munde fliessen; man richtet andere nach eignem Gutdünken; man hält sich für geschickt, solche zu bekehren; man sucht Seelen zu gewinnen, und verbirgt öfters unter diesem Eifer verschiedene heimliche Absichten der Eigenliebe; der öffentliche Gottesdienst wird veracht, die selbstgemachte Heiligkeit ernährt; endlich folget daraus ein unordentlicher Separatismus, und allerhand Verwirrung im gemeinen Wesen.

§. III.

In dem dritten Artickel ist die Frage von denen in den Herrenhutischen Gesangbuch enthaltenen Liedern. Der Verfasser redet hier nicht nach seinem eignen, sondern nach anderer Leute Urtheil. Ihm scheinet nichts anstößig, was eine reine Auslegung leidet; ihm scheinet nichts seltsam, was die Lehre Christi erkläret; ihm scheinet auch nichts dunkel, wo nur die Worte einen gewissen Sinn ausdrucken, obgleich die Sachen, davon sie handeln, Geheimnisse sind.

Es sind schöne Lieder in dem Herrenhutischen Gesangbuch; wie anstößig aber, wie dunkel und seltsam einige darunter wegen gewisser Ausdrücke, ungewöhnlicher Redensarten, allzuweit gesuch-

gesuchter Metaphoren, Allegorien, Gleichnissen und mystischen Bildern, sind gefunden worden; davon zeugen die vielen Anmerkungen und Spottschrifften, welche darüber an verschiedenen Orten in Ober- und Niedersachsen sind heraus gekommen. Herr Magister Oetinger, so gelehrt und gründlich auch dessen Vertheidigung des Herrenhuter Liederbuchs abgefasset seyn mag, hat dennoch diese Anstößlichkeit nicht gehoben. Allhier ist nicht die Frage, ob der Fehler in den Liedern, oder in dem Verstande derjenigen ist, die davon urtheilen. Eine Sache, die den Schwachen anstößlich ist, wird für eine gegebene Aergerniß gehalten, wenn man sie nicht ändert, da man sie doch, ohne der Wahrheit etwas zu vergeben, leicht ändern könnte.

§. IV.

Der vierte Artickel handelt von den Mitteldingen und dem äusserlichen Wohlstand. Die Frage ist nicht von den mährischen Bauren und Bäurinnen; man hat ganz nichts gegen ihre Trachten einzuwenden; sie würden sich auszeichnen, wenn sie über ihren Stand sich kleiden wolten: Sie betrifft überhaupt alle diejenige, die sich zu ihnen halten, und die durch ihr äusserliches Thun und Wesen so viel andeuten wollen, daß sie über alle Anhänglichkeit der irdischen Dinge weit hinaus wären; sie suchen keine zeitliche Güter zu erwerben, sie verwahrlosen solche öffters aus Andacht, oder durch den Trieb,

welchen

welchen sie haben, andere Leute zu bekehren; sie machen auch wenig oder gar keinen Unterscheid unter sich, und die Verschiedenheit der Stände wird immer ein wenig unordentlich bey ihnen handthieret; ihre Entäusserungen von allen erlaubten Ergötzlichkeiten und weltlichen Zusammenkünften; ihre Manieren, ihre Kleidungen, ihre Reisen, ihre Versammlungen, kurz, ihre Auszeichnungen überhaupt, in Ansehung der Mitteldinge und des pur weltlichen Wohlstandes, sind so beschaffen, daß sie unser Urheil sehr scheinen zu rechtfertigen, wenn wir sie dißfalls von der Beschuldigung, als ob sie zu weltförmig wären, frey sprechen. Dieses Zeugniß von einem unpartheyischen Freund wird ihnen wohl nicht mißfallen; Man nimmt aber die Freyheit, folgendes dabey zu erinnern.

Es kan ohne weltliche Ordnung und Einrichtung der Stände keine menschliche Gesellschafft noch bürgerliches Wesen bestehen. Christus und seine Apostel haben deswegen in der äusserlichen Verfassung der Welt auch nichts geändert. Wer also darinnen etwas besonders sucht, es sey, daß er in einer Sache zu viel oder zu wenig thut, der will damit etwas sagen. Heimlich stolz ist noch gefährlicher, als aufrichtig hochmüthig; der ist selten recht fromm, der solches in allen Kleinigkeiten zu zeigen, allzu sorgfältig ist. Es ist nichts einfältiger und ungezwungener als ein gutes Herz; es ist weder eigensinnig, noch argwöhnisch; es will gern allen Leuten es recht machen,

machen, es haßt nur das, was würklich böse ist. Die Helfte der Dinge in der Welt sind unnöthig, und dienen allein zum Wohlstand, zum äusserlichen Schmuck und zum Aufputz. Wolten wir solche abschaffen, so müsten wir zuvor der Helfte von Menschen, die davon leben, andere Nahrungsmitteln an die Hand geben, sonst würde man aus ihnen Bettler und Müßiggänger machen.

§. V.

Die fünfte Frage handelt von den zeitlichen Gütern insbesondere. Der Herr Graf haben darauf sich nicht eigentlich zu erklären beliebet. Sie sprechen nur von geistlichen Gütern; Dero Eifer hat diß falls etwas grosses und würdiges vor einen Jünger und Nachfolger Christi. Sind aber deswegen die Werke eines überall gütigen Schöpfers; imgleichen die Künste und Wissenschafften, davon so viele Leute leben müssen, nicht auch als etwas Gutes zu betrachten. Sind alle Schätze und Güter dieser Welt nur ein Raub der Gottlosen? Bleibet den Frommen nichts übrig, als Schmach und Leiden?

Der Apostel Paulus saat doch gleichwohl: **Die Gottseligkeit sey zu allen Dingen nütze, und habe die Verheissung dieses und des zukünftigen Lebens,** 1. Tim. 4, 8. Und Petrus spricht: **Wer leben will und gute Tage haben, der schweige seine Zunge, daß sie nichts**

böses

böſes rede, und ſeine Lippen, daß ſie nicht trügen. Er wende ſich vom Böſen und thue Gutes; Er ſuche Friede und jage ihm nach, 1. Petr. 3, 10. 11. Die Natur und Eigenſchafft der Sache bringt es auch alſo mit ſich; die Gottſeligkeit begreifft unter ſich alle und jede Tugend; die Tugend aber hat die Art der Glückſeligkeit, wie das Laſter diejenige der Unglückſeligkeit; das Böſe iſt durchgehends dem Sünder eine Straffe, und das Gute dem Frommen eine Belohnung: Es iſt nicht nur eine Folge eines aus dem andern, es iſt die Sache ſelbſt. Die Sünde zog die Straffe nach ſich, als die Wirkung von der Urſache; Solte das menſchliche Geſchlecht davon befreyet werden, ſo muſte Chriſtus leiden: er muſte der Sünden Wirkung, nemlich die Straffe auf ſich nehmen, und uns wiederum nach dem Ebenbilde GOttes, das wir durch die Sünde verlohren hatten, erneuern: Dieſe Erneuerung geſchiehet aber im Menſchen nicht ehe, als bis er auch geſtaltet wird, nach demſelbigen Bilde, nemlich: daß er heilig wird, wie Chriſtus heilig iſt, 1. Petr. 1, 16. Dann ſo viel wir der Sünde noch an uns haben und behalten, ſo vielem Leiden und Elend ſind wir auch unterworfen; wird aber die Urſache, nemlich die Sünde, gehoben, ſo fällt auch die daraus flieſſende Unſeligkeit, als der Sünden Straffe und Wirkung, hinweg.

Ein rechtſchaffener Chriſt iſt demnach auch in dieſer Welt ſchon ein glückſeliger Menſch; er

sündiget nicht, also empfindet er auch nicht der Sünden ihre betrübte Wirkungen; Allein, wo finden wir solche Christen, die gar nicht mehr sündigen? ich sage, nicht sündigen aus Vorsatz und zum Tode, sondern sündigen aus Schwachheit. 1. Joh. 5, 16. 17. **Welches ist die Sünde, die uns noch immerdar anklebet und träge machet, und welche wir deshalben uns befleissen sollen, immer mehr und mehr abzulegen und zu lauffen durch Gedult in den Kampf** ꝛc. nach Hebr. 12, 1. Es ist alles noch Stückwerk: **Wenn aber kommen wird das Vollkommene, so wird das Stückwerk aufhören,** 1. Cor. 13, 10.

Nachdem wir also durch die Gnade Christi im Guten weit kommen, nachdem haben wir auch eine gleichförmige Glückseligkeit zu hoffen. Und zwar 1. in Ansehung der Gemüthsruhe, welche die alte Weltweisen so sehnlichst gesuchet und nicht gefunden haben: Sie hat zum Grunde die Liebe des höchsten Guts, das Vertrauen auf dessen heilige Vorsehung, und die Hoffnung einer ewigen Seligkeit; Ein Christ weiß, an wen er glaubet, er weiß, daß ihm kein Zufall schaden kann; und daß **denen, die GOTT lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen,** Röm. 8, 28. **Es ist nichts verdammliches an denen, die in Christo JESU sind,** Röm. 8, 1. **Dessen Gebote sind ihm nicht schwer,** 1. Joh. 5, 3. Durch die Gnade sind ihm solche zur Natur worden, er findet darinnen

seine Ruhe und seine Vergnügung, er denket daran Tag und Nacht, Joh. 1, 8. Das ist seine Freude, daß er sich zu GOTT hält, Ps. 73, 28. Hier ist er freudig und getrost, es mag auch gehen, wie es immer will und kann.

2. In Ansehung seines Verstandes und seines Willens: Er ist derjenige, der allein den Schöpfer recht erkennet, und der sich dadurch die Welt, die denen Gottlosen zur Hölle wird, zu einem andern Paradiese macht; Er weiß, wie er alle Dinge geniessen und derselben recht gebrauchen soll. Die Erde ist nur für ihn so schön; Sonne, Mond und Sterne haben nur vor ihn ihren holden Glanz: ihre gedeyliche Einflüsse, ihre verborgene Wirkungen lassen ihn auch in GOttes natürliche Geheimnisse einige Blicke wagen, um die unerforschliche Weißheit seines Schöpfers desto inbrünstiger zu verehren; Er scheuet sich nicht aus gleichmäßiger Andacht selbst die Abgründe und die Tieffen zu erforschen, und auch hier seine Allmacht und Güte zu preissen. Denn der Geist erforschet alle Dinge, auch die Tiefe der Gottheit, 1. Cor. 2, 10. Er entdecket davon allenthalben die schönste und liebreicheste Merkmahle; Alles, was seine Augen und Ohren ergötzet, und dessen übrige Sinnen in einem süssen und angenehmen Gefühl erquicket, zeiget ihm den überall herrschenden, alles belebenden und ihn zugleich liebenden Schöpfer; Er siehet und schmecket, wie freundlich der HERR ist, Ps. 33, 9. Er siehet und findet ihn

in

in allen seinen Werken: Es ist alles durch ihn und in ihm geschaffen, und er ist für allem und bestehet alles in ihm, Col. 1, 17. Die Erde ist voll seiner Güte, Ps. 104, 24. Groß sind seiner Hände Werke, und wer ihr achtet, der hat eitel Lust daran. Ps. 111, 2.

Aus dem Buch der Natur kommt er in die Schrifften der Offenbahrung. Welche eine Tieffe des Reichthums, beyde der Weißheit und Erkänntniß GOttes, Röm. 11, 33. entdecket er nicht allhier? was andern dunkel ist, das ist ihm lichte. Der Vater der Herrlichkeit giebt ihm den Geist der Weißheit und der Offenbahrung, Ephes. 1, 17. Er lässet ihn wissen die heimliche Weißheit, Psalm 51, 9.

Wo die blosse Vernunft nicht hinsiehet, da hat er die Augen des Glaubens und die Flügel der Andacht, damit er sich bis zu GOttes Thron schwinget. Er weiß die Schwachheiten des Verstandes von den Fähigkeiten des Willens zu unterscheiden; Er verwirret nicht die Gewißheit der menschlichen Pflichten, mit den unerforschlichen Tieffen der göttlichen Geheimnisse. Er kennet dabey die Welt und ihre Gebräuche, die Menschen und die verschiedene Eigenschafften ihrer Gemüther, sich selbst und sein natürliches Elend; Er weiß, daß er aus eigner Vernunft und Krafft nichts vermag, und daß alles Gnade sey. Dieses ist für ihn die uner-

ſchöpflich reiche Quelle aller Weißheit und Erkänntniß der Wahrheit zur Gottſeligkeit in der Hoffnung des ewigen Lebens.

Dieſes ſind ungefehr diejenige Vortheile des Verſtandes und des Willens, darinnen es ein Chriſt viel weiter, als irgend ein bloſſer Weltweiſer bringen kann. Leitet ihn aber ſein Beruff nicht zu den Wiſſenſchafften, ſondern zur bloſſen Handarbeit; oder ſetzet ihm die Blödigkeit ſeines Verſtandes ſolche Gränzen, daß er weder Schlüſſe zu machen, noch eine Sache einzuſehen fähig iſt; ſo bleibet ihm die einzige Wiſſenſchafft, daß ein GOtt ſey, deſſen Gebote er halten müſſe, zur Seligkeit genug.

3. In Anſehung der Geſundheit, iſt bekannt, daß ſolche nichts mehr erhalten und befördern kann, als ein ordentliches Leben, die Mäßigkeit in Eſſen und Trinken, ein Gottgelaſſenes ruhiges Gemüth, das weder durch Zorn, noch Feindſchafft, noch Rachgier, noch durch Sorgen der Nahrung, noch durch andere Gemüthsleidenſchafften, aufgebracht wird; das in Widerwärtigkeiten gedultig, und in frohen Tagen nicht übermüthig iſt; Wer nun dabey ſeinem zeitlichen Beruff treulich abwartet, die äuſſerliche Sinnen und Glieder in ihrer Beſchäfftigung, den ganzen Leib aber in ſeiner Bewegung erhält; und im übrigen ſein Anliegen mit einem vergnügten Muth auf den HErrn wirft, der wird den Anfällen der Schmerzen und Krankheiten bey

bey weiten nicht so sehr unterworfen seyn, als ein anderer, der sich einer unordentlichen, unruhigen und bösen Lebensart ergeben hat. Darum fürchte den HErrn und weiche vom Bösen, das wird deinem Nabel gesund seyn und deine Gebeine erquicken, Prov. 3, 7.

4. In Ansehung der Ehre: Wir verstehen hier unter dem Wort Ehre nichts anders als einen guten Nahmen und die Hochachtung tugendhaffter Leute. Ein Christ erlanget diese Ehre am leichtsten; er darf nur seyn, wie er ist, so wird er in seiner Einfalt und bey seinem ungezwungenen Wesen mehr gefallen, als andere, mit allen ihren Verstellungen und Künsteleyen. Die Tugend hat eine gewisse Eigenschafft, welche selbst solche Leute loben müssen, die davon am wenigsten besitzen. Man ehret sie auch bey der Verfolgung, und es ist nichts schwerer zu unterdrücken, als ein Mensch, den allenthalben seine Unschuld rettet. Die Wahrheit, die Aufrichtigkeit, die Grosmuth, die Bescheidenheit, die Redlichkeit, die Dienstgefliſſenheit und andere dergleichen in der menschlichen Gesellschafft angenehme Tugenden, wer ist, der sie vollkommener besitzet und ausübet, als ein Christ? Es ist wahr: er macht nichts aus sich selbst; seine Demuth weiß nichts von den Eitelkeiten und Ausschweiffungen einer falschen Ehre. Der hohe Rang, ein Kind GOttes zu seyn, macht ihm allen zeitlichen Ruhm, als eine Kleinigkeit betrachten; Er weiß, daß alles Gnade ist, und daß,

wo er ſich rühmen wolte, er ſich nur deß zu rühmen habe, daß er den HERRN kenne, Jer. 9, 23. 24. Allein er findet den Ruhm, wo er ihn am wenigſten ſucht: ſeine Ehre iſt eine natürliche Folge der Vortrefflichkeit ſeiner Tugend.

5. In Anſehung der Luſt: Luſt nennen wir hier dasjenige, was einem Menſchen Freude und Ergötzung verurſachet: ihre Vorwürfe müſſen rein, untadelhafft und in gewiſſer Maaß auch für die Seele erbaulich ſeyn; denn die Luſt, welche nur den bloſſen Thiergeiſt rühret, iſt auch nur für viehiſche Menſchen. Die gröſte Luſt eines Chriſten iſt die Erkänntniß des wahren GOttes im Heiland; welche Luſt iſt dieſes nicht unſerm Herzen, das allerhöchſte Gut zu lieben, daſſelbe zu verehren und mit ihm Gemeinſchafft zu haben? Hier kommt alle Luſt zuſammen, wie alle Quellen und Flüſſe ins Meer flieſſen: alle irdiſche Geſchäffte, alle Werke der Natur und Kunſt, alle Wiſſenſchafften und Erfindungen der Gelehrten, alle ſinnreiche Schrifften und Beyſpiele der Tugend; alle ſchöne Gebäude, anmuthige Gärten, luſtreiche Gefilde, herrliche Gegenden; aller Umgang mit weiſen und tugendhafften Leuten; alles, alles erwecket und erfüllet ſeine Luſt in dem HErrn; alles, alles führet ihn zu dem ſeligen Mittelpunct, dem Urheber, dem Schöpfer, dem Geber dieſes allen; er kann ihn in allen dieſen Dingen freudigſt loben, preiſſen und verherrlichen, und mit David ausruffen:

Du

Du lässest mich frölich singen von deinen Werken, und ich rühme die Geschäffte deiner Hände, Psalm 92, 5. Da im Gegentheil, wo ein Christ sich über alles ängstigen, alle Ergötzlichkeiten meiden, und alle zeitliche Güter, die ihm GOtt nach seinem Wohlgefallen zuschickt, verachten wolte; so würde er nicht nur damit bey GOtt nichts verdienen, sondern auch eines der wesentlichsten Stücke eines vernünftigen Gottesdienstes, den Schöpfer in seinen Werken zu loben und zu verherrlichen, dadurch verabsäumen: denn der HERR hat alles weißlich geordnet, Psalm 104, 24. Was hat der Mensch, das er nicht empfangen hat? 1. Cor. 4, 7. Darum ist es ein köstlich Ding, dem HERRN danken und seinen Namen loben, Psalm 92, 1.

6. In Ansehung zeitlicher Haab und Güter: darunter verstehe ich nicht nur ein ehrliches Auskommen, sondern auch denjenigen Vorrath und Reichthum, dadurch es GOtt gefallen hat, die Stände der Welt zu unterscheiden. Dieser, wenn er rechtmäßig von einem Menschen besessen, oder auch durch dessen Fleiß und Sorgfalt erworben wird, hat nichts, so dem Christenthum widerstrebet, und wird vielmehr in heil. Schrifft als ein Segen angemerket: Reichthum und Fülle, stehet Psalm 112, 3. wird in ihrem Hause seyn; item, langes Leben ist zu ihrer rechten Hand, und zu ihrer linken Reichthum und Ehre, Proverb. 3, 16. it. GOTT

giebt ihnen reichlich allerhand zu genieſſen, 1. Tim. 6, 17. dahingegen der Mangel öfters als ein Fluch angezogen iſt: Wer dem Müßiggang nachgehet, ſpricht Salomo, Proverb. 28, 29. der wird Armuths genug haben; und wer Zucht fahren läßt, der hat Armuth und Schande, Prov. 13, 7. Wie dann auch die Armuth den Gottloſen Böſes lehret, ibid. Giebt aber GOtt Reichthum, ſo will er 1) daß man nicht ſoll das Herz dran hängen, Pſal. 62, 11. noch ſolches mit Sorgen der Nahrung beſchweren. 2) Dabey nicht ſtolz werden, 1. Tim. 6, 17. 3) Solchen ohne Sünde gebrauchen, Eccl. 13, 30. 4) Damit Gutes thun, und reich werden in guten Werken, 1. Tim. 6, 17. 5) Und alſo ein geruhiges und ſtilles Leben führen in aller Gottſeligkeit und Ehrbarkeit, 1. Tim. 2, 2.

Hieraus erhellet, wie der Spruch, Matth. 6. 19. zu verſtehen ſey, da der Heiland ſagt: Sorget nicht vor den andern Morgen, ſammlet euch keine Schätze auf Erden; die Urſache folget gleich darauf: Denn wo euer Schatz iſt, da iſt auch euer Herz; Deswegen aber müſſen wir doch arbeiten, und unſer Hausweſen ordentlich beſtellen; doch ſo, daß wir, daraus nicht den Schatz unſeres Herzens machen, ſondern wie es der darauf folgende 33. Verſickel erläutert, allezeit am erſten nach dem Reich GOttes trachten, und das übrige von ſeinem Segen erwarten.

Das

Das Leben eines Chriſten iſt ſo beſchaffen, daß es ihm nicht weniger Reichthum, als Geſundheit, Ehre und Luſt zuwege bringen kann. Die Ordnung herrſchet in ſeinem Hauſe; nichts wird bey ihm als Ueppigkeit verſchwendet, nichts aus Liederlichkeit verwahrloſet; ſeine Ausgaben ſind nach ſeinem Einkommen eingerichtet: es koſtet ihm keine Mühe mit wenig vergnügt zu ſeyn. Er haßt alle thörichte Eitelkeiten, ſeine Tafel iſt mäßig, ſein Hausgeräthe rein, ſeine Kleidung ehrbar; kein unnützer Pracht, kein unzeitiger Aufwand, kein leichtſinniges Borgen, kein gefährlicher Umgang mit verdächtigen Leuten, nichts drohet dem Wohlſtand ſeines Hauſes den Umſturz, noch das Verderben. Er iſt ſo redlich, ſo aufrichtig, ſo dienſtfertig, daß jederman gerne mit ihm zu thun hat; man verläßt ſich auf ſeine Treue; man bezahlt ihm gerne, was er verdienet, und man bleibet ihm noch dazu verbunden. Wie könnte ein Menſch beſſere und ſichere Wege einſchlagen, ſein zeitliches Glück zu befördern, und ſeine Einkünfte zu vermehren?

Dieſes iſt ein recht commodes Chriſtenthum, werden uns hierauf die Herrenhuter ſagen; wo bleibet aber das Kreutz? davon Chriſtus geſagt: **Wer mein Jünger ſeyn will, der nehme ſein Kreutz auf ſich und folge mir nach**, Luc. 9, 23. Wir ſind zwar nicht der Meynung, daß ſich dieſer Spruch auf den Zuſtand aller und jeder Glaubigen, ſondern nur auf die erſte Jünger und Blutzeugen Chriſti beziehe; Wir ſind aber

auch nicht in Abrede, daß ein Christ bey allen obigen Vortheilen, auch noch vieles zu leiden habe.

Sagte ehemals ein weiser Heyde, (*) die Tugend würde durch allerhand Widerwärtigkeiten geübet, so ist es auch allerdings eine Wahrheit: Das Christenthum wird durch Kreutz und Leiden bewähret.

Das Leiden eines Christen aber kann ungefehr auf viererley Art verstanden werden: 1) giebt es ein wirkendes, 2) ein natürliches, 3) ein göttliches, und 4) ein apostolisches Leiden.

1) Ein wirkendes Leiden kann man diejenige Gewalt nennen, welche ein Christ, besonders in seinen Anfangen, gebrauchen muß, die ihm angebohrne Unart seines Herzens durch Christum zu überwinden, dem Bösen mit allem Ernst und Eiffer Widerstand zu thun, seine Affecten zu zwingen, seinen Eigenwillen, seine Empfindlichkeiten, ja seine, dem Ansehen nach, beste Gemüths-Neigungen, unter den Gehorsam des Glaubens zu bringen, und dem Willen GOttes zu unterwerfen. Dieses Leiden nennen wir deswegen wirkend, weil dadurch in uns der alte Mensch, sammt allen seinen Lüsten und Begierden gekreuziget und getödtet; und im Gegentheil der neue Mensch in rechtschaffener Gerechtig-

(*) Virtus non nisi exercitio probatur. Seneca.

rechtigkeit und Heiligkeit hervorgebracht wird, Röm. 6. Eph. 4, 24.

2) Das natürliche Leiden kommt aus dem natürlichen Leben vom Fleiſch und Blut, und von denen äuſſerlichen Zufällen, denen wir uns in dieſer Welt noch unterworfen ſehen, als da ſind: Nahrungsmangel, Verluſt zeitlicher Güter, böſe Nachreden, Verleumdungen, Gefahr, Nachſtellung, Beſchwerlichkeit, Schmerzen, Krankheiten, Todes-Fälle und dergleichen.

3) Das göttliche Leiden beziehet ſich auf einen beſondern Zuſtand der Glaubigen, welchen einige Gottsgelehrten den Stand der Leuterung zu nennen pflegen. Er iſt mit mancherley Zweifel, Traurigkeit und Gemüthsunruhe, auch zuweilen bey einigen, mit allerhand ſchweren Anfechtungen begleitet, die aber nachgehends eine ſüſſe Frucht der Gerechtigkeit bringen, denen, welche dadurch ſind geübet worden, Hebr. 12, 11. Hieher gehöret inſonderheit diejenige göttliche Traurigkeit, davon Paulus, 2. Cor. 7. redet:

Hier muß man Hand und Ruthe küſſen,
Die uns zu unſerm Beſten ſchlägt.

4) Das apoſtoliſche Leiden, welches iſt die geiſtliche Ritterſchafft; da ſich der HErr einige von ſeinen Jüngern zu Streitern und Blutzeugen auserwählet, welche um der Wahrheit willen,

len, mit Hindansetzung alles zeitliche Wohlseyns, wenn sie auch wohl könnten Freude haben, derselben nicht achten; sondern Schmach, Verfolgung, Mangel und Schmerzen gern erdulden; auch, wenn es der Heiland von ihnen verlanget, ihr Leben selbst zum Opfer dahin geben, und also die Wahrheit des Evangelii mit ihrem Blute besiegeln.

Diesen Beruff hatten ausser Zweiffel die Apostel und Martyrer der ersten Kirche; Ein Beruff, der sich bey ihnen auch durch ausserordentliche Gaben des Geistes und durch Wunderwerke legitimirte; wie weit aber heut zu Tage, nachdem die Reiche der Welt des Heilandes worden, sich jemand eines solchen Beruffs anzumassen habe, dieses lassen wir einer höhern Einsicht und der Erfahrung heimgestellet seyn. Es seyen dann diejenige die um der Wahrheit willen Verfolgung und Ungemach leiden, wie es solche redliche Christen hin und wieder noch welche giebt.

Da nun denen ersten Leiden die Christen in so weit, als sie nur noch dem Bösen über sich die Herrschafft lassen, unterworfen sind. Und die andere, nemlich die natürliche Leiden, ihnen bey weitem nicht so stark, als den lasterhafften Menschen zusetzen. Die dritte Art von Leiden aber einen besondern Zustand betrifft, der den Glauben erstlich recht gründet und zur Vollkommenheit führet: Und endlich zu dem vierten, als dem

dem apoſtoliſchen Leiden, ein auſſerordentlicher Beruff erfordert wird, welcher nur bey gewiſſen Glaubensrügen und Verfolgungen vorzukommen pfleget; So bleibt es bey der allgemeinen Verheiſſung, daß es denen Frommen ſoll wohl gehen; und daß dannenhero keine glückſeligere Leute nicht ſeyn können, als ſolche, die rechtſchaffene Chriſten ſind. Woraus noch weiter erhellet, daß ein Chriſt mit nichten Urſache habe, das Creutz und Leiden zu ſuchen, noch ſich ſelbſt zu machen. Dieſe vorlauffige Heldenſucht iſt nicht in der Ordnung GOttes: ſie erwecket gemeiniglich bey einem Menſchen die verkehrte Einbildung der Werckgerechtigkeit, und verleitet ihn öffters zu den gröſten Ausſchweiffungen. Man leidet auch öffters nur wegen gewiſſer Eigenſinnigkeiten und unnöthigen Auszeichnungen; und wäre deshalben übel geſagt, daß man ſolches dem Heiland auf die Rechnung ſetzen wolte, als ob man um ſeinet willen dieſes oder jenes leiden müſte. Wer in dieſer Welt die Mitteln verſäumet ſeinen Zuſtand zu verbeſſern, und das Uebel von ſich abzuwenden, der hat ſichs ſelbſt beyzumeſſen, wann ihn Noth und Dürfftigkeit überfället. Leidet man aber, nachdem man alle ordentliche Mittel, um das Uebel von ſich abzuwenden, gebrauchet hat, ſo überläſt man ſich darinnen dem Willen des HERRN. Man leidet als ein Chriſt, nach GOttes Willen, und befiehlet ſeine Seele dem getreuen Schöpfer in guten Werken, nicht aber als ſolche, die durch ihre Werke gerecht wer-

werden, ſondern durch den Glauben, Röm. 4, 5.

§. VI.

Was auf die ſechſte Frage iſt geantwortet worden, beweiſet einiger maſſen poſſibilitatem in concubitu moralem, ratione ſenſualitatis. Eandem, puto, Stoicis fuiſſe opinionem, qui ſapientem in tauro Phalaridis dolores haud ſentire debere ſtatuebant: eſt abſtractio mentis a corpore phyſice impoſſibilis; differunt enim ſenſus externi ab affectibus animi, quatenus a ſtructura corporis mechanica dependent; grata appetunt; mala, ſeu dolores fugiunt. Privatio doloris eſt reductio ad quietem, non voluptas; ineſt autem naturalis quædam ratio ad compellendum hominem ad concubitum vi quadam ſummæ voluptatis: alias, genus humanum non longum perduceret ævum.

Wegen der ſulphuriſchen Dünſte, Feuchtigkeiten und ſtockenden Säffte, pflegt man ſonſt ſich nicht zu heyrathen; ſie können auf andre Weiſe abgeleitet und vertrieben werden; man weiß heut zu Tage in den Klöſtern, wie man dergleichen Beſchwerden, welche ex abundantia ſanguinis entſtehen, durch allerhand zertheilende Mittel zuvor kommen kann; die überflüſſige Säffte verziehen ſich ohnedem und werden von der Natur gleich andere ſuperflua durch

ihre

ihre motus excretorios ausgestossen, wo man anders den ersten Reitzungen widerstehet, und die angegriffene Phantasie auf andere Bilder und Vorwürfe leitet. Wer dabey mäßig lebet und einen Schüler der Weißheit abgiebt, dem werden auch die Säffte so leicht nicht stocken noch entbrennen.

Allein, Brunst leiden, will etwas anders sagen: Hic non est iste dolor, ex sola humorum abundantia & inflammatione proficiscens; est stimulus carnis, cum indicibili imaginationis vi conjunctus, affectus animi æque ac corporis magice in amorem & consensum rapiens.

Wie nun öffters die Stärke der Phantasie bey einem Menschen in dieser Sache ad magiam usque dem Gemüthe etwas vorzuzaubern pfleget, also kann es auch wohl seyn, daß in einem andern Extremo die Empfindungen der Lust selbst den Einbildungskräfften mögen unterworfen seyn; dergestalt, daß man das, was man wirklich fühlet, zu fühlen nicht glaubet. Wie weit aber solches möglich sey, mag das Exempel der frommen Herrenhuter beweisen.

Das Geheimniß Christi und seiner Gemeinde, in so weit es durch den Ehestand vorgestellet wird, leidet wohl keine andere als geistliche Begriffe; so genau nemlich zwey sich zärtlich liebende fromme Ehegatten, dem Geist und dem Leibe

nach

nach mit einander vereiniget sind, so genau ist auch die Verbindung Christi und seiner Gemeine. Andere Vorstellungen gehören ad philosophiam occultam: sie sind so dunkel und so verborgen, daß man sich selber darüber nicht verstehet.

§. VII.

Wir kommen auf die Beantwortung der letzten Frage; sie handelt von der Wiedergeburt. Der Herr Graf haben sich zwar darüber in dero Antwort viel gelinder, als einige andere Glieder der herrenhutischen Gemeine erkläret: „Mit „der Determination der Wiedergeburt, sagen „dieselbe, lasse sichs, sofern es ein göttlich Werk „in uns ist, nicht wohl fortkommen." Hiermit fiel also der wichtige Streitpunct hinweg, worauf bisher die Herrenhuter ihre ganze neue Lehrart von der Bekehrung gegründet haben. Wie sollen wir aber dasjenige verstehen, was der Herr Graf in der Antwort auf die fünfte Frage zu setzen beliebet: „Das ist die geringste Idee, „die man von einem Christen haben kann, der „noch vor zwey Stunden unbekehrt und ei„nem vor einer Minute mit der Vergebung „der Sünden begnadiget worden;" Ist hier nicht die Wiedergeburt auf eine Stunde und Minute determiniret?

Noch mehr; in diesem Artickel wird ihr Proceß folgendergestalt beschrieben: „Der Mensch gehet

» gehet nach der Zeugung kurz oder lang stille
» dahin, bis die neu gezeugte Art zum Durch-
» bruch, Geburt und Offenbarung kommt,
» und der Mensch selbst weiß, daß er nunmehro
» ein Kind GOttes ist.“ Ist dieses, wann man es mit dem vorhergehenden zusammen hängt, nicht eben die Determination der empfindlichen Wiedergeburt, welche die Herrenhuter statuiren, und worvon allhier die Frage ist? Will dieses etwas anders sagen; als wie ein leiblich Kind gebohren wird, so gehet es auch mit der geistlichen Geburt zu? Da giebt es Zeugungen, Schmerzen, Geburtswehen, Durchbrüche und dergleichen ꝛc. wo findet man aber diesen Proceß in der heiligen Schrifft? Was die Herrenhuter zu dieser Meynung bewogen, ist, daß Christus, Joh. 3, 3. dem Nicodemo sagte: Warlich, warlich, ich sage dir, es seye denn, daß jemand von neuem gebohren werde, kann er das Reich GOttes nicht sehen. Daß aber Christus hiedurch keine solche determinirte Wiedergeburt verstanden, erhellet daraus, weil er selbst die Gedanken des Nicodemi mißbilliget, da dieser die Sache auf eine leibliche Art verstehen wolte. Darum führte ihn auch der HERR zu Gemüthe, daß man NB geistliche Sachen nicht leiblich urtheilen müsse: dann was aus Geist gebohren ist, das ist Geist, ꝛc. Talia sunt prædicata, qualia permittuntur a suis subjectis: Eine Regel die in der Hermeneutic eine der nöthigsten und wichtigsten ist. Was aber Christus unter der neuen Geburt

verstanden habe, lehret uns Paulus am deutlichsten, Ephes. 4, 23. wann er spricht: So leget nun von euch ab, nach dem vorigen Wandel, den alten Menschen, der durch Lüste in Irrthum sich verderbet. Erneuert euch aber im Geist eures Gemüths, und ziehet den neuen Menschen an, der nach GOtt geschaffen ist, in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit, & seq. Wolte man aber die neue Geburt auf eine gewisse Zeit und empfindliche Offenbahrung determiniren, und dieselbe vor das einzige Kennzeichen der wahren Bekehrung angeben, so käme es bey vielen nur in dieser Sache auf eine starke Phantasie oder Einbildungskrafft an. Da im Gegentheil andre gute fromme Christen, die damit nicht begabet wären, in diesem Stück übel dran seyn würden, wenn sie bey allem ihrem aufrichtigen Glauben und der unveränderlichen Treue ihres Willens, als worauf es hier vornemlich ankommt, doch dergleichen glückliche Minute nicht zu nennen wüßten, da der neue Mensch bey ihnen sey gebohren worden. Deswegen aber können sie doch die Wirkungen des uns erweckenden und erleuchtenden Geistes, eine Zeit vor der andern, mit gewissen Gnadenblicken und Andachts-vollen Regungen, die das Herz mit Glauben und Liebe erfüllen, bey sich empfinden und gewahr werden. Ueberhaupt aber ist die Treue des Willens, dem HERRN sich lediglich allein und ohne alle Bedingung zu überlassen, und das redliche Verlangen vor demselben in Unschuld und Auf-

Aufrichtigkeit zu wandeln, wohl das beste und sicherste Kennzeichen, daraus man bey sich den neuen Menschen, der, wie Paulus spricht: nach GOtt in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit geschaffen ist, erkennen kann; zumalen, wenn man auch diejenige Geistesfrüchte zeiget, woran man die Kinder GOttes prüffen und erkennen soll.

Hierbey ist man weiter nicht in Gefahr, der blossen Einbildung zu vieles einzuräumen, noch auf eigene selbst vermeynte Heiligkeit und Stärke zu bauen. Man beschweret seinen Verstand weder mit allzu hohen Dingen noch mit blossen Hirnbildern, die öffters mehr von der Hitze des Geblüts, als von der Erleuchtung und Offenbahrung herkommen.

Die Führungen GOttes sind so unterschieden und mancherley, daß wir von einer nicht wohl auf andere schliessen können. Mit dem einen gehet er diese, mit dem andern andre Wege.

Warum solten wir nur allein diejenige für richtig halten, wobey die Ausschweiffungen der Einbildung am meisten zu besorgen sind? Wie manche gute Leute verfallen hier nicht auf leere Träumereyen und Eingebungen des Geistes, weil sie die Empfindlichkeit ihres Glaubens und ihrer Andacht zu weit in die natürliche Phantasie treiben?

Mancher höret von der Zeugung, vom Durchbruch, von der Geburt, von der Offenbahrung und dergleichen Dingen reden; er sinnet ihnen nach, er ist von den Leuten, die sich bald ängstigen können. Die Seele senket sich in diese Vorstellungen; sie ist aller Freude beraubt, sie empfindet nichts als Furcht, Traurigkeit und Schwermuth: sie meynet, sie müsse verzagen. Man sagt ihr, das sey gut, da würde was draus, sie solle nur ausharren; Auf diese Geburtswehen folge unfehlbar der freudige Anblick des neuen Menschen. Was Wunder, wann sich darauf wirklich etwas dergleichen bey solchen Leuten ereignet? Alle sonst freye Kräffte der Seelen sind hier gefesselt und vermögen weiter keine Prüfung nicht anzustellen; sie weichen der Stärke der Phantasie und nehmen keine andere Begriffe mehr an, als solche, die dem Eindruck ihrer Bilder ähnlich sind. Das mit nichts anders beschäfftigte Gemüth empfindet endlich dasjenige, zu welchen es mit solcher Abstractivität ist vorbereitet worden; und entziehet sich aller anderwärtigen Gewißheit, deren der menschliche Verstand in Erkänntniß der Wahrheit sonst fähig ist.

Dieser so förmliche Proceß der vermeynten Wiedergeburt ist die Quelle, woraus hernach die verkehrte Meynung fliesset: man sey nun auf einmal wiedergebohren und nach gerade auch vollkommen, man dürfte nicht mehr beten:

Vergib uns unser Schuld; es sey nun nichts als Christus in uns, und also sündige man nicht mehr. Ja es gehen einige von denen auf diese Weise neu bekehrten Leuten so weit, daß sie andre, die sie vor unwiedergebohren halten, kaum als unwiedergebohren betrachten; sie sind in ihren Augen nicht viel besser als ein Vieh. Ihr Argwohn lässet ihnen von andern nicht ehender etwas gutes glauben, als bis man ihren Meynungen beypflichtet; Sie sehen an sich nichts als Tugend, Stärke und Weißheit. Hingegen an andern nichts als Laster, Gebrechen und Thorheit. Ja, man solte fast sagen: Die Liebe, davon man sie stets reden höret, sey nur ein Vorwurf derjenigen Pflichten, die sie von andern erwarten; sie aber erkennen sich zu weiter nichts verbunden, als was ihren Absichten gemäß scheinet: ihre Liebe zeiget sich nur allein in dem Eifer andere Leute zu bekehren: Sie beginnet mit einem grossen Mitleiden über derselben ihren beklagenswürdigen Zustand; sie gehet fort mit Warnen und Drohen, und endiget sich, wann sie nicht ihren Zweck erlanget, mit Richten und Verdammen.

Wir reden hier überhaupt: Wir beschweren die frommen Herrenhuter nicht mit dergleichen Auflagen; gleichwohl aber können wir auch nicht leugnen, daß wir dergleichen Leute als wir beschrieben, unter denenjenigen angetroffen haben, die ihrer Meynung, in Ansehung der em-

pfindlichen Wiedergeburt beypflichten. Es wird dieses genug seyn, uns die gefährliche Folgen vor Augen zu legen, welche aus dem übelverstandenen Artickel der Wiedergeburt entstehen können.

Der Herr Graf haben uns sonst anderwärts von der Bekehrung eines bußfertigen Sünders sehr deutliche Ideen gegeben, besonders in dem schönen Lied: Du unser auserwähltes Haupt. Die Worte sind diese:

Wenn aber ein verlohrnes Kind
Vom Tod erwacht, sich krümmt und windt,
Und sieht das Böse, böse an,
Und glaubet, daß es selbst nichts kann;
Verzagt an sich, es geht ihm aber nah;
Kaum sieht sichs um, so steht der Heiland da.

Hier ist die Erkänntniß unseres natürlichen Elendes, das Verlangen sich davon befreyet zu sehen, die natürliche Ohnmacht sich selbst zu helfen, und das Mittleramt unsers Erlösers, kurz und unvergleich wohl ausgedruckt.

Man stellet sich in allewege sicherer unter die Sünder, die Busse thun, und sich bekehren, als unter die Pharisäer, die sich schon für bekehrt und heilig ausgeben. Je mehr man Gnade hat, je weniger wird man sich derselben rühmen. Man ist nie kleiner und demüthiger, als je näher

man

man zu GOTT kommt, und nie gröſſer in seinem Sinn, als je mehr man von ihm entfernet ist. Der Weise rühme sich nicht seiner Weisheit, und der Starke nicht seiner Stärke, Jerem. 9, 23. So ich mich aber je rühmen soll, spricht Paulus, so will ich mich meiner Schwachheit rühmen, 2. Cor. 11, 30.

Die Bekehrung ist ein aufrichtiges Bestreben, hinfort nicht mehr der Sünde zu dienen, sondern dem lebendigen GOTT, und seine Glieder zu begeben zu Waffen der Gerechtigkeit. Röm. 6, 13. mithin sich zu erneuern im Geiste des Gemüths, und anzuziehen den neuen Menschen, der nach GOTT geschaffen ist, in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit, Ephes. 4, 23. 24.

Diese Bekehrung hat ihren Anfang, ihren Fortgang und ihre Vollkommenheit: Ihr Anfang ist, wenn wir unser natürliches Elend erkennen, unsere begangene Sünden bereuen, und bey dem HERRN Gnade suchen, durch welche wir gerecht und Erben des ewigen Lebens werden, Tit. 3, 7. Man leget die Lügen ab, und redet die Wahrheit; man giebt dem Zorn und der Lästerung nicht Raum; wer gestohlen hat, der stielet nicht mehr, man schaffet mit den Händen etwas gutes, daß man habe zu geben dem Dürftigen; Man

läſſet kein faul Geſchwätz aus ſeinem Munde gehen, ſondern was nützlich iſt zur Beſſerung; Man betrübet nicht den heiligen Geiſt, man iſt freundlich, herzlich, und vergiebt einer dem andern, wie GOTT uns vergeben hat in Chriſto, Epheſ. 4, 25-32. Der Fortgang iſt, wenn wir in den Schranken der Gebote GOttes fortlauffen, und erfüllet werden mit Erkänntniß ſeines Willens, in allerley geiſtlicher Weißheit und Verſtand; daß wir würdiglich wandeln, dem HErrn zu allen Gefallen, und fruchtbar ſeyn in allen guten Werken. Folglich immer wachſen in der Erkänntniß GOttes, und geſtärket werden mit aller Krafft, nach ſeiner herrlichen Macht, in aller Gedult und Langmüthigkeit mit Freuden ꝛc. 1. Coloſſ. 9, 10. 11. Die Vollkommenheit iſt das Ende unſeres Glaubens, nemlich der Seelen Seligkeit, 1. Petr. 1, 9. Da es dann heißt: Ich habe einen guten Kampf gekämpfet: Ich habe den Lauff vollendet; Hinfort iſt mir beygelegt die Krone der Gerechtigkeit, welche mir der HERR an jenem Tage, der gerechte Richter, geben wird, nicht mir allein, ſondern auch allen, die ſeine Erſcheinung lieb haben.

Sowohl der Glaube, der aus der Erkänntniß GOttes kommt, als die Werke, die aus dem Glauben flieſſen, erfordern eine ſtets anhaltende Uebung. Man bittet den HErrn, wie ehemals

die

die Apoſtel, unſern ſchwachen Glauben zu ſtärken, Luc. 17, 5. Man erkennet ihn vor den Anfänger und Vollender des Glaubens, Hebr. 2. Man hoffet, weil er in uns das gute Werk angefangen hat, ſo werde er es auch vollführen, Phil. 1, 6. bis man endlich ein vollkommener Mann wird, nach dem Maaß des vollkommenen Alters Chriſti, Epheſ. 4, 13. Nicht als ſolche, die ſich einbilden, daß ſie es ſchon ergriffen hätten, ſondern als ſolche, die mit Paulo noch immer darnach jagen, ob ſie es ergreiffen möchten, nachdem ſie von Chriſto ergriffen ſind, Phil. 3, 12.

Dieſes iſt nun unſere einfältige und ſchriftmäßige Idee von der Bekehrung und der Wiedergeburt. Die Gedanken des Herrn Grafen von dieſer Materie ſind tiefſinniger; allein die wenigſte Menſchen beſitzen die Fähigkeit, eine Wahrheit auf dieſe Art einzuſehen.

Was dieſelbe in dieſem noch mit beyfügen, daß der Heiland die Sünde ſo wegnehme, ausziehe und in die Tiefe des Meeres werfe, pfleget man nach der gemeinen Auslegung von dem Verſöhnungsopfer Chriſti zu verſtehen; Das andre aber: daß Chriſtus die Sünde in uns ſo zerſtöhre und zerrütte, daß nichts ganzes mehr daraus werden könne, beziehet ſich auf den Zuſtand eines Glaubigen in dieſem Leben; denn obwohl dieſer noch

vielen und mancherley Schwachheiten unterworfen ist, so wird doch daraus nichts ganzes; nemlich kein boßhaffter und vorsetzlicher Sünder.

* * *

Bey dem Beschluß dieses Artickels verstehen wir nicht wohl, was Ihro Hochgräfl. Excellenz von der Tugend und Sittenlehre zu erinnern belieben; Sie sagen: „Daß man heute das „Stehlen, übers Jahr das Huren, über zehen „Jahr den Hochmuth, und mit dem heranna„den Alter den Ausbruch dieser oder jener Affe„cten loß werde, das pflegen wir für die armse„lige Wirkung der Tugend und Sittenlehre „zu halten."

Unter der Tugend und Sittenlehre, welche man insgemein die Moral nennet, wird diejenige Wissenschafft verstanden, welche uns eine Anleitung giebt, wie wir durch die Ausübung der Tugend zur wahren Weißheit, und durch diese zur beständigen Glückseligkeit gelangen sollen. Die Moral hat demnach mit der heil. Schrifft einerley Endzweck, und folglich auch einerley Ursprung; denn alle Weißheit kommt aus GOtt, und aller Weißheit Endzweck ist die Glückseligkeit. Wenn also diese Moral eine so schlechte Wirkung zeiget, so ist solche wohl nicht ihren Lehrsätzen, sondern der menschlichen Schwachheit beyzumessen. Sie ist jedoch mitnichten so

frucht-

fruchtloß, daß sie nicht bereits grosse und weise Leute solte gemacht haben; und dürften hierinn wohl an jenem Tage manche heydnische Weltweisen viel der undankbaren Christen beschämen, weil jene aus dem blossen Lichte der Natur, GOTT und der Tugend mehr Ehre erwiesen haben, als diese; da sie doch, durch das Licht des Evangelii erleuchtet, die Verheissung einer besondern göttlichen Beyhülfe durch Christum im heiligen Geist haben.

Die Moral zeiget uns, wie wir wahre Weisen nach der Vernunft, die Offenbahrung aber, wie wir rechtschaffene Christen durch den Glauben werden sollen; Die Moral hat nichts, das dem Christenthum, und dieses hat nichts, das der Moral entgegen wäre. Die Moral ist von der Nothwendigkeit einer höhern Krafft überzeuget, der Glaube beut ihr solche an, durch Christum, und dieser giebt uns die verlangte Krafft. Die Moral zeiget uns einen GOtt in den Werken der Natur, in dem Verlangen unsers unsterblichen Geistes, in den Begriffen einer gesunden Vernunft; sie giebt uns aber keine Krafft, uns zu ihm empor zu schwingen; ihre blosse Erkänntniß vermag uns weder aus unsrem natürlichen Elend heraus zu ziehen, noch uns einer ewigen Glückseligkeit fähig zu machen. Der Glaube erfüllet den leeren Raum der natürlichen Begriffe und unsers Unvermögens; er führet uns zu dem Heiland der Welt, durch welchen man nicht nur GOtt näher kennen lernet,

net, sondern auch selbst zu ihm hinkommet und mit ihm Gemeinschafft hat.

Hier findet man einen wundervollen Zusammenhang der Natur und der Gnade, der Vernunft und des Glaubens; wir sehen auf allen Seiten die gewisse Kennzeichen, es ist ein GOTT, es ist ein Gesetz, es ist eine Vergeltung des Guten und des Bösen; und daß man ja sich nicht entschuldigen könnte, als ob dieses allmächtige, gerechte und gütige Wesen, sich vor uns verborgen hielte; so verfolget uns gleichsam der Strahl seines göttlichen Lichts, bis in die verborgenste Winkel, wo wir kaum mit unsern Augen, mit unsern Sinnen und mit unsern Gedanken hindringen.

Wie solte man eine solche Wissenschafft, welche wir aus der Natur und Sittenlehre erlernen, einen Christen verdächtig machen können? Es ist vielmehr zu glauben, daß die Versäumniß derselben dem Christenthum und dessen Ausbreitung bey den Unglaubigen vieles im Wege setze. Denn man hat es aller Orten, obgleich mit lasterhafften, doch mit Vernunft und Sinnen begabten Menschen zu thun, welche keine andere Wahrheit annehmen, als deren Gewißheit man aus gewissen Gründen ihnen darthun kann.

Die Moral ist also gleichsam der Grund, worauf die ganze Offenbahrung sich beziehet; sie ist vor Menschen geschrieben, welche eine gewisse, ihrer

ihrer Natur eingesenkte Fähigkeit haben, das Wahre von dem Falschen, und das Gute von dem Bösen zu unterscheiden. Christus und seine Apostel haben in allen ihren Lehren sich nach dieser natürlichen Fähigkeit der Menschen gerichtet; sie wolten nicht, daß man ihnen in einer Sache Glauben bemessen solte, ohne die Wahrheit von derselben zu untersuchen. **So ich euch, spricht Christus, die Wahrheit sage, warum glaubt ihr mir nicht,** Joh. 8, 46. Diese Untersuchung gründet sich auf das natürliche Licht und Recht, auf die Erkänntniß des Guten und des Bösen, woraus das eingeschaffene Wesen unserer Seelen bestehet. Die heilige Schrifft erkläret uns den Willen GOttes auf eine Art, welche der Natur unsers Geistes gemäß ist; Wir finden den Grund ihrer Lehren in unserm eignen Herzen; Wir sind überzeuget daß wir nicht besser thun können, als ihren Lehren folgen; Leiten uns gleich ihre Geheimnisse weiter als die Vernunft, so ist es doch nichts ungeräumtes vor die Vernunft, Sachen zu glauben, die ihre Fähigkeit übersteigen, so bald sie nur die Eigenschafft der Göttlichkeit an ihnen wahrnimmt.

Die Moral leitet uns vermittelst der gesunden Vernunft nicht allein zur Erkänntniß GOttes, als des höchsten Guts, sondern sie lehret uns auch die Welt und die Menschen kennen. Sie giebt uns die deutlichste Begriffe von dem Guten und Bösen, von den Tugenden und Lastern,

von

von dem Wahren und Falschen, von dem Wirklichguten und von dem Scheinguten: sie lehrt uns eine Sache gründlich und ohne Vorurtheil einsehen; sie giebt allen Worten ihre eigentliche Bedeutung und Auslegung; kurz, ihre Schlüsse sind nach einer reinen Vernunft. Ohne Moral ist auch der frömmste Mensch nicht geschickt, die heilige Schrifft zu erklären; Er weiß weder die eigentliche Bedeutung der Wörter noch der Sachen. Er vermengt das Historische mit dem Gesetzgebenden, das Hohe mit dem Einfältigen, das Deutliche mit dem Verborgenen. Der Glaube giebt ihm wohl die nöthige Erkänntniß zur Seligkeit, er macht ihn aber, ohne die vorhergehende Mitteln aus einem Ungelehrten zu keinem Gelehrten; Man bekommt die Wissenschafften nicht, wie ehemals die Apostel, per habitum infusum, oder durch ein Wunderwerk; Man muß sie lernen, und wie die Kinder vom A B C anfangen.

Wenn also gewisse gute Leute in ihrem Bekehrungseiffer sich über die heilige Schrifft hermachen, und solche anderen mit grossem Eiffer auslegen; so halten sie sich entweder bey den blossen Worten auf, wie solche in ihrer wittenberger Bibel stehen; oder, wenn sie damit nicht allenthalben fortkommen können, da dieser oder jener Spruch schwer zu verstehen ist, und die figurliche Redensarten der orientalischen Völker nothwendig eine vernünftige Auslegung erfordern; so verfallen sie auf eigene sonderbare

Men-

Meynungen, und beruffen sich darüber auf ihre Wiedergeburt, vermög deren sie sich die Gabe zueignen, die Geister zu prüffen, die Schrifft zu erklären und das Evangelium zu verkündigen; Da hernach gar nicht mehr mit ihnen fortzukommen ist, weil man ihnen entweder schlechterdings Recht lassen, oder in ihren Augen vor einen Vernünftler und Unglaubigen paßiren muß.

Es wäre leicht zu beweisen, daß die meiste Wahnsätze, Irrungen, Secten und Zänkereyen in der Religion von lauter solchen Leuten herrühren, die keine gründliche Moral verstehen, folglich den richtigen Gebrauch der Vernunft wider alle Absichten GOttes, zuweit weggeschmissen haben; Da im Gegentheil diejenige, welche solche in der Absicht gebrauchen, zu welcher uns die göttliche Weißheit solche verliehen, mit der Religion weit behutsamer umgehen; nur wenige, aber deutliche Glaubensartickel setzen; nichts annehmen, was sich selbst widerspricht; keine dunkle Sätze zu Grundlehren machen; die Geheimnisse als Geheimnisse gelten lassen, und sich am wenigsten in die so schädliche Religionsstreitigkeiten einmengen; mithin die Ruhe, den Frieden und die Einfalt des Glaubens am allermeisten in der Kirche zu erhalten trachten.

Die Ursachen sind demnach wichtig, warum ein Christ, der einen Lehrer und Ausleger der heiligen Schrifft abgeben will, eine gründliche Moral verstehen soll; denn sie ist eine Erkänntniß

Un-

unserer Pflichten, nach Anleitung der unserem Geist eingeschaffenen natürlichen Religion, welche die Offenbahrung auf gewisse Lehrsätze zur Seligkeit gebracht, und mit verschiedenen Exempeln aus der göttlichen Oeconomie erläutert hat.

Die Propheten und Apostel, ja unser Heiland selbst, haben die Moral gepredigt; Die Geheimnisse, welche uns dabey nur offenbahret sind, verpflichten uns nur in so weit, als sie ein Gesetz nach sich ziehen. Die ganze Haushaltung GOttes in dem Werk unsrer Erlösung bleibet unserm Verstand ein undurchforschliches Geheimniß; Allein der daraus fliessende Glaube und die damit verknüpfte Gerechtigkeit von und durch Christum ist ein Vorwurf unseres Willens, der aufrichtig, einfältig und moralisch wirksam seyn, das ist, solche Tugenden in uns hervor bringen muß, die uns heilig, gerecht, und folglich selig machen.

Und dieses ist also unser vernünftiger Gottesdienst nach der leichten Lehrart des Heilandes. Haben wir uns geirret, oder etwas in der vorhergehenden Hochgräfl. Antwort nicht recht verstanden, so geschiehet uns eine wirkliche Wohlthat, wo man uns eines bessern unterrichten wird. Dann wir empfinden und sind überzeugt, daß unser Wissen nur Stückwerk sey.

Wann

Wann aber kommen wird das Vollkommene, ſo wird das Stückwerck aufhören. Wir ſehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunckeln Wort, dann aber von Angeſicht zu Angeſicht. Biß dahin bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe, die Liebe aber iſt die gröſte, und beſchlieſſet alles. 1. Cor. 13, 9. 10. 12. 13.

XIII.

Kurzes Bedencken, von der Einfalt des Glaubens, in einem einzigen Glaubens-Artickel.

Es iſt ſchwer ſich einzubilden, daß der Glaube ſo vielerley Begriffe und Wiſſenſchaften in ſich halten ſolte, welche kaum denen ſcharfſinnigſten und gelehrteſten Köpfen verſtändlich vorkommen. Chriſto, unſerm Heiland und Geſetz-Geber iſt an dem Heyl unſrer Seelen allzuviel gelegen, als daß er das Mittel, worauf unſre Seeligkeit ankommt, nicht deutlich ſolte erkläret haben.

Es muß demnach eine gewiſſe Grund-Wahrheit ſeyn, welche die andern alle begreift, und welche alle diejenigen verſtehen müſſen, die da ſuchen ſeelig zu werden. Daß man zu dem Ende die ganze Heil. Schrift innen haben und verſtehen müſſe, kann nicht wohl ſeyn; es würde auf dieſe Art niemand ſeelig werden; dann wer kann ſagen, daß er die ganze Heil. Schrift innen habe und verſtehen

ſtehen könne; Die Gelehrten ſelbſt ſind über den Grund-Text und ihre Auslegungen noch uneins; was ſolten dann die Unwiſſenden davon glauben? Solten es aber einige Stellen der Schrift insbeſondere ſeyn, ſo iſt es auch noch nicht ausgemacht, welche eigentlich dieſelbige ſeyn möchten. Gleichwohl muß es eine ſolche Grund-Wahrheit geben, oder wir haben keinen Grund noch Gewißheit zur Seeligkeit.

Dieſe Grund-Warheit muß die Eigenſchaft haben 1.) daß ſie deutlich, 2.) allgemein, 3.) nach der Fähigkeit aller, auch der ſchwachſinnigſten Menſchen eingerichtet ſey: Wäre ſie nicht deutlich, ſo könnte man ſie nicht verſtehen; wäre ſie nicht allgemein, ſo könnte ſie nicht alle Menſchen verbinden; wäre ſie nicht nach der Fähigkeit aller, auch der ſchwachſinnigſten Menſchen, eingerichtet, ſo hätten die Einfältigen, welche öfters die meiſte Frömmigkeit beſitzen, keinen Troſt.

Dieſes alſo voraus geſetzt, ſo wird gefragt, ob nicht eine ſolche zur Seeligkeit aller Menſchen nöthige Grund-Wahrheit in der Heil. Schrift enthalten wäre? Verſchiedene Gelehrte, haben darüber verſchiedene Meynungen. Liebſter Heyland, haſt du dich dann nicht deutlich offenbahret? Koſtet es ſo viel Mühe die Menſchen zu überreden, daß du ſeyſt Chriſtus der Sohn GOttes, von welchem alle Propheten zeugen, daß durch ſeinen Nahmen, die an ihn glauben, Vergebung

gebung der Sünden empfangen und seelig werden sollen Act. 4, 12. & 10, 43. Dieses ist der Inhalt des ganzen neuen Bundes; Der Anfang, das Mittel und Ende, aller unsrer Glaubens-Lehren; Dann alle diese sind geschrieben, daß wir glauben sollen, JEsus sey Christ, der Sohn GOttes, und durch den Glauben das Leben zu haben in seinem Nahmen. Joh. 20, 31.

Dieses ist also die Grund-Wahrheit unsers christlichen Glaubens, nemlich der Glaube an JEsum Christum, durch welchen wir einen Zugang haben zu dieser Gnade, daß wir gerecht werden und Friede haben mit GOtt. Röm. 5, 1. 2.

Dieser Glaube aber muß nicht historisch sondern lebendig seyn; Der Gerechte muß seines Glaubens leben, Gal. 3, 11. d. i. und seinen Glauben durch die Werke bezeugen; Dann der Glaube, wann er nicht Werke hat, kan nicht seelig machen, und ist an ihm selber todt. Jac. 2, 14. 17. Diese Wercke aber bestehen in der Liebe, dann die Liebe ist das Band der Vollkommenheit. Col. 3, 4.

Diese ganz einfältige Lehre, welche auf den Glauben an Christum und auf ein heiliges Leben dringet, hat die drey obige Eigenschaften vollkommen: Sie ist deutlich, allgemein, und nach der Fähigkeit aller Menschen eingerichtet. Die

daraus flieſſende Wahrheiten von des Menſchen Elend, von der rechtfertigenden Gnade, von der Erlöſung Chriſti durch ſein Blut, von dem alle Gebote in ſich haltenden Geſetz der Liebe, ſind alle ganz deutliche Lehr-Sätze, die man leicht verſtehen kann; Sie ſind auch allgemein, dann ſie werden von keiner Kirche in der Chriſtenheit angefochten, oder in Zweifel gezogen; ſie ſind nicht weniger auch ganz einfältig, denn man kann ſie ſo gar den Schwachſinnigſten beybringen und verſtehen machen.

Meynungen, Wörter-Kriege, Lehr-Sätze nach eigener Weißheit, ſymboliſche Bücher, gelehrte Critick, Wiſſenſchaft der Alterthümer, alle dieſe Dinge gehören nicht hieher; ſie lauffen gemeiniglich nur auf leere Fragen hinaus, die nicht zur Beſſerung dienen, und hernach in ſo viele Secten ausbrechen, als Menſchen ſich finden, die von ihrer eignen Weißheit eingenommen ſind. **Die um Worte zanken, welche nichts nütze ſind dann zu verkehren die da zuhören.** 1. Tim. 2, 14. **Die allerhand Fragen aufbringen, die der Schrift-Meiſter ſeyn wollen, und doch nicht verſtehen, was ſie ſagen und ſetzen.** 2. Tim. 2, 14. Der Menſch richtet nicht die Dinge, die des Geiſtes GOttes ſind, und wegen der Schwachheit ſeines Verſtandes hat er dermahleins nicht Rechenſchaft zu geben. An jenem groſſen Tag wird der gerechte Richter nicht fragen: wie er dieſes oder jenes Geheimniß verſtanden, ſondern wie er gewandelt habe? Auf

daß

daß ein jeglicher empfahe, nachdem er gehandelt hat, bey Leibes-Leben, es sey Böß oder Gut. 2. Cor. 5, 10.

Die Christen sind niemals besser zusammen vereiniget, als wenn sie sich solcher gestalt allein an den Grund ihres Glaubens halten, und sich davon auf keinerley Weise ablenken lassen. Der Glaube aber ist mit nichten ein Werk derjenigen Bilder, die sich im Gehirne zeugen; sondern eine Wirkung der Gnade in der Fähigkeit unseres Willens, dadurch wir GOtt in Christo ergreiffen, und uns befleissen seine Gebote zu halten.

Christus hat uns eine Religion geprediget, die so weit von dem Aberglauben, als der Freygeisterey entfernet ist. Dessen Lehre hat den Caracter der Göttlichkeit so wohl in dem Grossen, als in dem Kleinen. Das Majestätische, das Tieffe, das Unbegreiffliche beziehet sich auf GOtt; das Deutliche, das Niedrige und das Gesetz-Gebende auf die Menschen. Der Mensch findet hier alles, was seine Begriffe von der Gottheit kann ausfüllen; Er findet hier alles, was ihn verpflichten kann, von einem solchen Wesen alle Vollkommenheit sich vorzustellen und völlig von ihm abzuhängen. Er findet den Grund von den Lehren des Heylands, und ihre Gewißheit in seinem eigenen Hertzen: **Was du willt, daß andere Leute dir thun sollen, das thue du ihnen auch.** Christus will, wir sollen seyn, wie

die Kinder. Ein gutartig Kind liebet seine Eltern, es ist ihnen gehorsam, es folget ihnen ohne zu wissen wohin; es hat keinen Argwohn, kurz es liebet und lässet die Eltern sorgen; diese sind mit ihm zufrieden und dem Kind ist wohl. Unschuldiger Entwurf des Christenthums. Hier gilt kein Zanck und Meynungs-Eyfer. Hier urtheilet, hier verdammet keines den andern. Hier darf sich auch ein Paulus seiner hohen Offenbahrungen halber nicht überheben. Christus der Gecreutzigte ist der grosse und kleine Catechismus, der Innhalt und die Auslegung der gantzen Bibel.

Die Theosophie oder Weißheit in göttlichen Dingen erfordert einen gewissen Stand der Meditation, der eigentlich zum Glauben nicht mit gehöret. In diesem sehen wir etwas von derjenigen heimlich verborgenen Weißheit GOttes davon David im Ps. 5, 8. Wir sehen aber solche nur in einem dunckeln Schatten, worinnen ein wenig Licht und Klarheit blicket. Dieser Stand der Meditation ist eine Beschäfftigung der menschlichen Seelen, die sich mit ihren Verstandes-Kräfften in solche Vorstellungen einsencket, welche ihrem unsterblichen Wesen einige Nahrung geben; sie ist darin von dem Glauben unterschieden, weil dieser auch ohne solche Beariffe, welche wir in dem Verstande suchen, bestehen kann. Die Weißheit ist nur für ihre Kinder, man kann glauben und doch nicht weise seyn, und in gewisser Maaß weise seyn und doch nicht glauben. Der Glaube aber ist unendlich besser, als

Weiß-

Weißheit. Das Exempel Salomonis und der Heidnischen Weltweisen zeiget solches zur Genüge.

Dieses alles soll uns lehren, wie wenig Ursache wir haben, uns wegen verschiedener Meynungen über göttliche Dinge von einander in so vielerley Secten zu trennen, und diese Trennungen noch immer weiter zu treiben. Wir schliessen demnach dieses kurtze Bedencken mit den Worten Pauli. **Wer bist du, daß du einen fremden Knecht richtest? Er stehet oder fället seinem Herrn.** ibid. 13. **Ich sage davon, daß unter euch keiner spricht: Ich bin Paulisch, der andere ich bin Apollisch, der dritte ich bin Kepsisch, der vierdte ich bin Christisch. Wie? ist dann Christus nun zertrennet? Ist dann Paulus vor uns gecreutziget, oder seyd ihr in Pauli Namen getaufft?** 1. Cor. 12, 13. **Darum lasset uns dem nachstreben, das zum Frieden und Besserung unter einander dienet.**
Röm. 14, 10.

XIV.

Der Soldat.

1738.

Dieſer Entwurff iſt einige Jahre hernach in Franzöſiſcher Sprache weiter ausgeführet worden, und unter dem Titul: Le Soldat, ou le métier de la guerre conſideré comme le metier d'honneur: à Francfort chez Joh. Fried. Fleiſcher 1743. herausgekommen, welche Abhandlung das folgende Jahr hernach mit einigen Zuſätzen bey eben dieſem Verleger auch in teutſcher Sprache mit dieſem Titul erſchien: **Der Soldat oder Kriegs-Stand betrachtet als der Stand der Ehre, theils aus dem Franzöſiſchen des Verfaſſers, theils aus deſſen anderwärtigen Aufſätzen vermehret und auf das neue herausgegeben. Franckfurt und Leipzig bey Joh. Friedr. Fleiſcher 1744.** Gegenwärtiger Diſcurs aber iſt als ein kurtzer Auszug von dem gantzen Werck zu betrachten, und hat hin und wieder verſchiedene Anmerckungen, welche in dem vollſtändigen Werk nicht vorkommen.

Dem

Durchlauchtigſten Fürſten und Herrn,

HERRN

Ernſt Ludwig,

Landgrafen zu Heſſen, Fürſten zu Hersfeld, Grafen zu Catzenelnbogen, Dietz, Ziegenhain, Nidda, Schaumburg, Ysenburg und Büdingen ꝛc.

Meinem Gnädigſten Fürſten und Herrn.

Durchlauchtigſter Fürſt,

Gnädigſter Fürſt und Herr.

EUrer Hochfürſtlichen Durchlaucht unterſtehe mich gegenwärtige Gedancken von dem Soldaten-Stand unterthänigſt zuzuſchreiben. Ob ſich ſolche nicht zu weit

wagen, da ſie ſich erkühnen, einem ſo weiſen und groſſen Fürſten vor Augen zu kommen, darüber würde ich allerdings in Furchten ſtehen, wann Dero ausnehmende Huld und ganz fürſtliche Großmuth nicht mir und aller Welt bekannt wäre.

Einen Helden blos auf das Papier zu mahlen, ohne daben ein Urbild aufzuſtellen, dörffte meinen Meynungen vieles von ihrer Wahrſcheinlichkeit benehmen. Ew. Hochfürſtliche Durchlaucht noch über Dero Fürſten-Thron erhabene Helden- und Regenten-Tugenden, werden hinlänglich ſeyn, ſolche zu rechtfertigen, und mir ſtatt eines Beweiſes dienen, daß würcklich dergleichen Eigenſchafften, als zu einem Helden gehören, in groſſen Gemüthern ihren gewiſſen Grund haben.

GOtt erhalte Ew. Hochfürſtl. Durchl. nach einer Fünffzigjährigen preißwürdigſt zurückgelegten Regierung, in Dero geſegneteſten Alter, noch viele Jahre, in allem höchſterwünſchten Wohlergehen, und laſſe auf Sie und Dero gantzes Hochfürſtl. Hauß die allermildeſte Schätze ſeiner Gnade und ſeines Seegens flieſſen.

Ich verharre mit der allertiefſtern Ehrerbietung

Ew. Hoch-Fürſtlichen Durchl.

Meines Gnädigſten Fürſten und Herrn.

unterthänigſter Knecht und Vaſall

J. M. v. L.

Von

I.

Von dem Soldaten-Stand und dessen Ursprung.

WEnn man die Menschen von aussen betrachtet, so solte man nicht glauben, daß sie zu etwas grosses und edeles geschaffen wären; der einzige Vorzug, welchen sie vor den Thieren haben, bestehet in einem denckenden Geist, der sich in unendliche Begierden ausstürtzet. Ein Vorzug, welcher zwar unaussprechlich groß, aber zugleich auch von der Art ist, daß er uns sowohl in ein unendliches Leiden, als zu einer unendlichen Glückseligkeit hinbringen kann.

Wir finden in dem Wesen dieses Geistes sichere Spuren einer unendlichen Fähigkeit. Wir fühlen gewisse Neigungen, welche uns nach einer vollkommenen Glückseligkeit trachten machen; da wir doch zugleich durch die wiederwärtigsten Leidenschafften hingerissen, an statt dieser Glückseligkeit, nur mehrentheils Kummer und Schmertzen bey uns nähren. Wir können daraus, wann wir auch nichts von einer geschriebenen Offenbahrung wüsten, vernünfftig schliessen, daß unsere Natur von dem Endzweck des weisen Schöpfers weit abgewichen seyn müsse.

Ein gewisses der menschlichen Seele eingesenckes Licht und Recht, lodert nur noch hier und da; die weisesten Menschen spüren davon nur einen

nen

nen matten Schein, und die meisten leben, als ob gar keines wäre.

Aus dieser elenden Beschaffenheit, da die Menschen nicht mehr wusten, was gut und was böse war, entstund ein allgemeiner Verfall ihres gantzen Geschlechts; sie rieben sich selbst ein ander auf; es entzündete sich unter ihnen allen ein Krieg gegen alle; die Gefahr nahm täglich überhand, und der Greuel der Verwirrung drohete einem mit dem andern das Verderben; die Heftigkeit ihrer Begierden erreate nichts als Wuth und Feindseligkeit. Der Starckere schmiß den Schwächern zu Boden, und wer die Macht hatte, konnte thun, was er wolte.

Tunc caedes hominum generi tunc proelia nata.

In diesem jämmerlichen Zustand waren sie weit unglückseliger als die Thiere; ihr Verstand machte ihnen alles, was sie litten, doppelt empfindlich, ja, er vermehrete diese Empfindlichkeit biß zur aussersten Qual.

Dieses bewog die Vernünftigsten unter den Menschen, daß sie mit ihren Freunden und Nachbarn sich in eine gewisse Verbündniß und bürgerliche Gesellschafft einliessen, welche sie mit verschiedenen Ordnungen und Gesetzen, wie sie solche zu ihrer allgemeinen Sicherheit für nöthig erachteten, beschränckten. Gleiche Noth gebahr gleiche Absichten. Man bauete Städte, und um-

umschloß solche mit Mauren, um gegen den Ueberfall böser und feindseliger Menschen sich zu beschützen.

Diese erste Verfassung eines ordentlichen gemeinen Wesens aber, wurde immer bald von innen, bald von aussen angefochten, und entweder durch unruhige wilde Köpffe, die sich keiner Gesetzbarkeit unterwerffen wolten, oder durch gehäßige boßhafte Nachbarn gestöhret. Solchen nun muste man sich mit Gewalt widersetzen; daraus entstunden die ersten Anstalten eines rechtmäßigen Kriegs, dabey ein jeder redlicher Burger sich verbunden hielt, einen Soldaten abzugeben, und vor die gemeine Sicherheit zu streiten.

Eine Haußhaltung, eine Dorffschafft, eine Stadt fügte sich auf solche Weise zu der andern, und machte eine gemeinschafftliche Sache unter sich, den Frieden und die Gerechtigkeit zu erhalten. Sie errichteten Gesetze und Ordnungen. Sie ernannten unter sich die weisseste und erfahrenste Männer zu Vorstehern und Richtern. Die Tapffersten und Stärcksten aber hatten die Ehre zu ihren Beschützern und Oberhäuptern erwehlet zu werden, um das gemeine Wesen gegen auswärtige Gewalt und den Frevel böser Menschen zu beschützen. Hierauf geschah es, daß diese Oberhäupter der ihnen übertragenen Macht mißbrauchten, ihr Amt zum Eigenthum, ihre Mitburger zu Unterthanen, und ihre Unterthanen zu Leibeigenen machten.

Auf

Auf dieſe Weiſe wurden aus bürgerlichen Geſellſchafften, erbliche Reiche, deren Einwohner ihre Glückſeligkeit und Ruhe nun nicht mehr von der natürlichen Billigkeit und ihren freyen Rathſchlägen, ſondern von dem bloſen Willen und Wohlgefallen eines einzigen Beherrſchers erwarten muſten. Der Fürſt war nicht mehr vor das Volck, das Volck war vor den Fürſten.

Eine ſolche unumſchränckte Macht war die Frucht einer ungemeſſenen Herſchſucht, und das Mittel darzu zu gelangen, eine Menge gewaffneter Soldaten. Schon vor der Sündflut herrſchten ſolche Tyrannen, und die folgende Zeiten machen uns gantze Welt-Bezwinger bekannt.

Hierdurch entſtund ein ſteter Krieg; der eine fochte für ſeine Erhöhung, der andere für ſeine Freyheit; beyde fochten auf Unkoſten ihrer eigenen Bürger-Blut. Unglückſeliger Krieg! die Freyheit gieng verlohren, die Macht behauptete den Thron; die Geſetze der Natur wurden zu Geſetzen des Staats, und dieſe zu Peitſchen des menſchlichen Geſchlechts.

Was war hierbey zu thun? Solten die Menſchen durch ſtets fortwährende Kriege ſich unaufhörlich ein ander aufreiben? Aus zweyen Ubeln muſte man das erträglichſte wehlen; eine gelinde Knechtſchafft war dem unendlichen Blutvergieſſen vorzuziehen; an ſtatt immer in Waffen zu liegen, und ſich einander die Hälſe zubrechen, war

das

das rathſamſte der Gewalt zu weichen, und ſich derſelben, unter gewiſſen Bedingungen, zu unterwerffen; Bedingungen, welche der unmäßigen Gewalt Gräntze ſetzten, und welche die Fürſten, ohne ſich verabſcheuen zu machen, nicht wohl überſchreiten dorfften.

In einer ſolchen Regierungs-Art ſiehet man auch heutiges Tages die meiſten Chriſten mit eingeflochten. Wir verehren darunter den Willen GOttes, welcher es alſo zugelaſſen, oder vermittelt hat; wir unterwerffen uns mit Demuth und Gehorſam demjenigen Oberhaupt, deſſen Scepter uns die göttliche Vorſehung zu verehren hat angewieſen. Wir loben derſelben Güte, wenn ſie uns auf dem Thron, der uns beherrſchet, nicht nur einen Fürſten, ſondern auch zugleich einen liebreichen Vater, einen redlichen Burger, und einen Verehrungs-würdigen Helden zeiget; äuſſert ſich aber das Gegentheil, ſo ertragen wir mit Gedult die Schläge der göttlichen Gerechtigkeit, welche zu unſerm Schrecken die Hand eines Tyrannen wafnet, um uns zu züchtigen.

Wie nun hierauf die Staaten der Welt in eine gewiſſe Verfaſſung kamen, darunter die Einwohner mehr, die andere weniger Freyheit genieſſen; alleſamt aber gewiſſen Machten und Obrigkeiten unterworffen ſind; ſo iſt auch nach und nach der Soldaten-Stand in eine ordentliche und beſtändige Einrichtung gebracht worden; dergeſtalt, daß ein jeder Staat heut zu Tage ſo viele

viele Mannſchafft unterhält, als er zu ſeiner Sicherheit und Beſchützung vor nöthig erachtet.

Wann ſich Noth und Gefahr ſchon würcklich äuſſern, und der Feind bereits auf unſern Gränzen liegt, ſo iſt es zu ſpat gute Soldaten ums Geld zu werben, vielweniger ſie in den nöthigen Krieges-Ubungen zu unterrichten: man muß ſie alsdann ſchon auf den Beinen haben, und nicht erſtlich aus allen Winckeln der Erden zuſammen zu drommeln ſuchen; Man iſt nie ſicher, wann man es nur ſo lange iſt, als der Nachbar will; und es iſt allezeit beſſer, einer der uns ſchaden kan, fürchtet ſich vor uns, als daß wir uns vor ihm fürchten müſſen.

Die Urſachen des Kriegs müſſen jederzeit der natürlichen Billigkeit gemäß ſeyn. Ein Krieg kann nimmer für eine erlaubte und gerechte Sache gehalten werden, wann er nicht auch gerechte Urſachen und erlaubte Abſichten zum Grunde hat. Die wahre Tapfferkeit iſt eine Tugend, die nicht die Menſchen ſucht ins Elend zu ſtürtzen, ſondern zu beſchützen. Sie iſt die Seele eines Helden, der ſeinen Ruhm in großmüthigen und tugendhafften Thaten ſuchet.

II.

Von der Soldaten Religion.

DEr Soldaten-Stand dienet zur Erhaltung der Gerechtigkeit, der Ordnung und der Sicherheit

cherheit eines Staats; also ist er der Tugend gemäß und dem Christenthum nicht zuwieder. GOtt hat sich selbst im alten Testament einen GOtt der Heerschaaren genennet, und vor sein Volck gekrieget; Christus aber hat in der äussern Verfassung der Welt gar nichts geändert; sein Reich war nicht von dieser Welt, seine Lehren giengen nur auf das himmlische, ewige, unvergängliche Reich GOttes seines Vaters; dahin zeigte er uns den Weg. Im Zeitlichen vermahnte er einen jeden seines Thuns zu warten. Der Obrigkeit ließ er das Schwerd, um Recht und Gerechtigkeit zu handhaben, den Knechten befahl er den Gehorsam gegen ihre Herren; und den Soldaten, daß sie sich an ihrem Solde begnügen lassen solten. Wann er demnach lehret seine Feinde zu lieben, so hat er damit nicht einen rechtmäßigen Krieg, sondern nur die Selbst-Rache und persönliche Feindschafft verbieten wollen.

Es hat zwar ehedessen ein scharffsinniger Bayle nicht zugeben wollen, daß ein Christ auch ein guter Soldat seyn könnte; allein, er stellet hier zwey Sachen, die er seiner Gewohnheit nach, gerne von einander trennen wolte, in den gröstен Wiederspruch. Eines Theils setzte er den Christen in die strengste Beobachtung derjenigen Liebe seines Nächsten, worinnen er, nach dem Wort-Verstand der Lehre Christi, alles sich von ihm nehmen lassen, und den zurückgebliebenen Mantel noch darzu hingeben müste. Auf der andern

Seiten aber ſtellete er ſich einen Soldaten, als einen erz-wilden und tollkühnen Menſchen vor, der keine Barmhertzigkeit, und kein Verſchonen gelten ließ, wann es ans Würgen, Sengen, Brennen, und Beute machen gieng; und in dieſem Sinn hatte Bayle auch gewißlich recht. Wer aber wolte den Worten Chriſti eine ſo ſpöttiſche Auslegung geben; und dieſelbe allhier auf die Vertheidigung gemeiner Ruhe und Sicherheit deuten? Wo hat jemahlen ein vernünfftiger Soldat dergleichen barbariſche Ausſchweiffungen vor eine rechtmäßige Kriegs-Art ausgegeben?

Es ſcheinet auch die allgemeine Kriegs-Regel: Einem Feind iſt gegen ſeinem Feind alles erlaubt, dem Chriſtenthum entgegen zu ſeyn; allein dieſe Regel hat jederzeit unter wohlgeſitteten Völckern ſo viele Ausnahmen gehabt, daß ſie ihre Geltung völlig verloren hat. Iſt ſchlaue Liſt und kluges Hintergehen, nebſt der offenbahren Gewalt, dem Völcker-Recht nicht zuwieder, ſo gilt doch weder Betrug, noch Verrätherey. Wort und Zuſage muß man ſeinem Feind ſo heilig halten, als ſeinem beſten Freund. Wer ſetzet der Barmhertzigkeit und dem Mitleiden eines großmüthigen Feld-Herrn Grentzen? Preiſet man mehr die Wuth eines blutdürſtigen Befehlhabers, der alles was ihm vorkommt würget, metzelt und niederſäbelt; oder das gelinde Verſchonen eines zum Mitleiden gerührten Uberwinders, der allenthalben der Grauſamkeit ſeiner Sol-

Soldaten Einhalt thut? Finden ſich nicht in den Geſchichten ſolche Exempel, da der Sieg öffters noch weniger Ruhm dem Sieger erworben, als deſſen gütiges Bezeigen gegen die Beſiegten. Wie manche groſſe Helden haben nicht ihren Kriegs-Gefangenen durch Leutſeligkeit und Wohlthaten ihre Gefangenſchafft ſüſſer gemacht, als ihnen zuvor der Dienſt ihres Herrn geweſen iſt. Sind dieſes nicht wichtige Ausnahmen der obigen Regel? Könnte auch ein Chriſt, bey einer andern Gelegenheit, ſich chriſtlicher aufführen und mehr Gutes ſtifften, als wenn er hier zur Rettung der Unſchuld und zum Schutz der Bedrängten ſich gebrauchen läßt? So bald ein Feind auſſer Stand iſt uns zu ſchaden; ſo bald dürffen wir ihn nicht mehr als einen Feind anſehen; und ſo bald hat er nicht unſrer Hülffe nöthig, ſo ſind wir ihm Mitleiden und Erbarmen ſchuldig.

Daß auch die Chriſten weder das Feuer ſcheuen, noch bey den anhaltenden Strapazen des Kriegs ſo bald niederſincken, als ein wollüſtiges verzärteltes Volck, welches ſich durch ein unordentliches und böſes Leben, noch vor der Zeit entkräfftet, iſt wohl eine gantz ausgemachte Wahrheit. Wer fechtet wohl getroſter als derjenige, welcher glaubet und verſichert iſt, er gehe aus dieſem in ein weit beſſeres Leben; der ſich alles gefallen läſt, was GOtt über ihn verhänget, der weiter kein Anliegen hat, als des HErrn Willen zu thun und ſeines Berufs zu warten?

Welche Religion könnte sich demnach besser für einen Soldaten schicken, als die christliche? und in welchem Stand könnte dieselbe sich würdigere Verehrer und tüchtigere Streiter auslesen, als unter den Soldaten? Die Redlichkeit, die Großmuth, die Tapfferkeit, das Mitleiden, die Treue, der Gehorsam, die Wachsamkeit, die Nüchternheit; Kurtz, alle christliche Tugenden, von welchem Stande werden sie mehr gefordert, als eben von dem Soldaten-Stande? Wie kann ein Mensch, der sich öffters in augenscheinlicher Gefahr siehet, sein Leben zu verliehren, und doch in eben diesem Augenblick, allen seinen Muth, alle seine Stärcke, und allen seinen Verstand gebrauchen soll, einen bessern Trost haben, als daß er seine Seele dem Herrn übergiebt; es sey zum Leben oder zum Todt?

Es gibt zwar viele rohe tollkühne Leute, die sich über alle Betrachtungen der Religion, ja über alle Schrecken des Todtes vermeynen hinauszusetzen; so gar, daß sie bey einem Treffen an nichts weniger, als an dergleichen Dinge zu dencken pflegen; zumahl, wenn sie vorher ihre wilde Geister mit hitzigen Getränken aufgebrannt, und hernach in hundert tausend garstiger Engeln Nahmen, dann es fein hertzhafft klinge, in die feindliche Glieder einstürmen; allein, wie offt setzen dergleichen unbesonnene Helden alles in eine jämmerliche Verwirrung? Wie offt geben sie nicht zu einem gräßlichen Blutbad Anlaß, ohne der gemeinen Sache darunter zu dienen?

Es

Es müssen in der That dergleichen hitzige Köpffe recht seltsame Begriffe von dem wahren Dienst, Eiffer und der Tapfferkeit haben, da sie ihrer Wildheit, dem Wein und ihrem Unglauben, wo nicht sich selbst, wie es öffters geschiehet, doch insgemein den besten Kern der Soldaten aufopffern.

Es ist demnach eine wichtige Wahrheit, daß ein rechtschaffener Soldat, auch eine Religion haben muß; allein, was vor eine wird man hier fragen? Wir sagen die Christliche; ja, dürffte man einwerffen, das ist nicht genug; es geben darinnen so vielerley Kirchen und Secten, davon eine iede sich für die wahre und rechtglaubige ausgibt; wie ist da heraus zukommen? Wir antworten; Es ist nur ein GOtt und ein Christus, ein HErr und ein Glaube. GOtt bindet sich weder an gewisse Völcker, noch Kirchen. Wer ihn fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm.

Die christliche Religion kann unter zweyerley Gestalt betrachtet werden: Erstlich als eine solche die uns die nöthige Anweisung gibt, wie wir an Christum glauben, diesen Glauben in der That bezeigen und dadurch die Seeligkeit erlangen sollen. Davon ist der kurtze Inhalt: die Liebe GOttes und die Liebe des Nechsten. Zweytens als eine die verschiedene tieffe göttliche Geheimnisse enthält, welche nur den wenigsten Menschen bekannt und offenbar sind.

Die erste ist nach der Fähigkeit aller und jeder Menschen eingerichtet; dann da heißt es: " Thue " das so wirst du leben; fürchte GOtt und hal- " te seine Gebot, denn das kommt allen Men- " schen zu; wer den Willen GOttes thut, der " bleibt in Ewigkeit; wer ihn fürchtet und recht " thut, der ist ihm angenehm; nicht alle die da " sagen HErr, HErr, sondern die den Willen " thun des Vatters im Himmel; nicht, die das " Gesetze hören, sondern die solches thun, wer- " den gerecht seyn. Darum übe sich ein jeder " mit dem H. Pauls ein unverletztes Gewissen zu " haben, beydes gegen GOtt und Menschen. " Weil wir nun wegen unsrer verderbten Natur nicht im Stande sind dieses alles von uns selbst zu thun; so müssen wir Christum im Glauben ergreiffen, ihn vor unsern Heyland erkennen, und aus ihm die Krafft ziehen, welche uns zu der Erfüllung des Gesetzes mangelt. Hier ist also der Glaube ein aufrichtiges, einfältiges Zutrauen zu der Liebe GOttes in Christo und zu derjenigen Gnade, durch welche wir gerecht und seelig werden.

Die andere Betrachtung der christlichen Religion ist ein Vorwurff derjenigen Wissenschafft, welche man die Gottesgelehrtheit nennet; daraus hernach, bey zunehmendem Verfall der menschlichen Aufrichtigkeit, und bey dem Anwachs des geistlichen Hochmuths, zum gröſten Jammer und Verderben der menschlichen Gesellschafft, die so zänckische als verkehrte Schul-

Theo-

Theologie entſtanden iſt. Allhier verlohren die Menſchen die reinen Quellen der Wahrheit; da gruben ſie Brunnen wo kein Waſſer war. Die Einfalt des Glaubens wurde zu einem ſpitzfindigen Streit, nicht der reinen, ſondern der durch tauſend Vorurtheile und dunckle Wörter verrückten Vernunfft; da wurden Glaubens-Artickeln gemacht, die nicht in der Schrifft ſtunden, und Formulen, welche mehr die Lehren des Ariſtotelis, als des Heylandes bewährten. Derjenige Glaube, der dem Menſchen nichts als Liebe, Friede, Sanftmuth und Seligkeit verkündigen ſolte, der wurde hier ein abſcheulicher Tyrann des gantzen menſchlichen Geſchlechts. Nie hat der Wahn und die Herrſchſucht mehr Böſes geſtiftet, mehr Städte verheeret, mehr Länder verwüſtet, mehr Menſchen ins Elend geſtürtzet.

Es iſt dieſes der Glaube der Weiſen nach dem Fleiſch der hochmüthigen Phariſäer und Schrifftgelehrten, welche die Schlüſſe ihrer elenden Weißheit für GOttes Wort wollen geehret wiſſen; die nicht des Nächſten Wohl und der Völcker Heyl, ſondern ihren eingebildeten närriſchen Ruhm ſuchen; dem ſie alles, was die natürliche Rechte billiges, und die Religion heiliges haben, aufopffern. Verſtand, Erkänntniß, Weißheit, Glauben, ſind göttliche Gaben; wer ſolche empfangen hat, der bewahre ſie in der Demuth; und überhebe ſich deßwegen nicht; wiewohl, wann die Weißheit aus GOtt iſt, ſo demüthiget ſie gewiß; gebühret ſie aber Hoffart, ſo zeiget ſie, wes Geiſtes Kind ſie iſt.

Wir kommen, nach dieser kleinen Ausschweifung, wieder auf unsere Soldaten; wir rathen ihnen Streiter in der gemeinen Noth, aber nicht in der Religion abzugeben. Hier sollen sie Kinder des Friedens seyn; und sich im übrigen der Ordnung halber zu derjenigen äusserlichen Kirche halten, darinnen sie sind erzogen worden, oder davon sie die meiste Uberzeugung haben; dann im Grund kommt doch alles im Christenthum allein auf den Glauben und einen frommen Wandel an.

III.

Von der Ehre, als der allgemeinen Grund-Regel der Soldaten.

Die Ehre ist ein gewisser Beyfall der Menschen, mit welchem sie was ihnen gut und vortrefflich scheinet, rühmen und hochachten; diese Ehre ist entweder wahr oder falsch.

Wann unsere Thaten und Handlungen der Tugend und der Weißheit gemäß sind, so folget daraus eine wahre Ehre. Haben aber unsere Thaten und Handlungen nur den Schein von der Tugend und Weißheit, so folget daraus auch nur eine falsche Ehre.

Die Ehre ist ein zeitlicher Vortheil wie andere Güter dieses Lebens. Ist dem Menschen erlaubt durch Geld und Güter und allerhand Bequemlich-

lichkeiten, den Zuſtand dieſes Lebens zu verbeſſern, ſo kann man ihm die Vortheile der Ehre um ſo viel weniger verdächtig machen, je mehr groſſe Tugenden und vortreffliche Eigenſchafften darzu erfordert werden, derſelben würdig zu ſeyn.

Ein guter Chriſt kann bey der gröſten Demuth die höchſte Ehre erlangen, dann ſie iſt eine Folge ſeiner Tugend; ſie iſt wie der Schatten, der immer den Cörper begleitet. Er kann ſo wenig verhindern, daß man ſeine gute Wercke nicht für gut halte und dieſelbe rühme, als wenig ein laſterhaffter Menſch verhindern kann, daß man von ſeinen Schandthaten nicht ſolte übels dencken und urtheilen.

Wer alſo die Tugend ausübet, der hat nicht allein die Glückſeligkeit und das Vergnügen, welches aus der Sache ſelbſt flieſſet, ſondern er erlanget Ehre, und verbeſſert auch dadurch ſeinen äuſſerlichen Zuſtand in dieſem Leben; indem er durch die Ehre die Gunſt und Freundſchafft der Menſchen ſich erwirbet, welche die gröſte Annehmlichkeiten eines tugendhafften Gemüths ausmachen, und zu der Beförderung ſeines Wohlſtandes ſehr vieles mit beytragen.

Hätten die Menſchen für ihre löbliche Thaten, für ihren Fleiß und ihre Bemühungen auch nicht gewiſſe Vortheile zu gewarten; ſo würde keiner den andern ſchützen, niemand leicht etwas zum gemeinen Beſten unternehmen, mithin kein Menſch für

den andern arbeiten und geschäfftig seyn wollen: das Band der bürgerlichen Gesellschafft würde zerreissen, Trägheit und Unordnung allenthalben ausbrechen, und die Laster hingegen die Oberhand gewinnen. Die Weißheit GOttes hat demnach den Menschen nicht ohne Ursache dergleichen Neigungen gelassen, damit sie durch gewisse Annehmlichkeiten und Vortheile möchten gereitzet werden, etwas Gutes zu verrichten, und einander nützlich zu seyn.

Wie nun die wahre Ehre sich auf die wahre Tugend gründet; also vergnüget sich im Gegentheil die falsche Ehre an dem blossen Schein und dem äusserlichen Glantz einer eingebildeten Hoheit; sie will angesehen, gepriesen, verehret, ja gar bewundert seyn, sie mag solches verdienen oder nicht; sie ist ein Sclav der thörigsten Eitelkeiten und Nachreden der Menschen; sie ist voller Stoltz, Hochmuth und Aufgeblasenheit. Sie ist so wenig in ihrer Ruhmsucht, als der Geitz mit Gütern zu ersättigen; je mehr man einen Hochmüthigen lobet und einem Geitzigen giebet, je mehr sie beyde haben wollen.

Die wahre Ehre ist überaus weit über diesen äusserlichen Schein und die Meinungen des Pöbels erhaben; dieselbige Tugend, welche grosse Gemüther zu den vortrefflichsten Thaten antreibet, erhält zugleich ihren Geist in der tiefsten Demuth. Sie wissen, daß sie keine andere Ehre haben, als aus der Fähigkeit gutes zu thun;

sie

sie wissen, daß diese Fähigkeit nicht ihr eignes, sondern ein ihnen von GOtt anvertrautes Gut ist, der, wo sie sich dessen überheben, ihnen solches wieder nehmen, und sie dargegen alle Stunde und Augenblicke in eine abscheuliche Creatur, oder in ein blosses Nichts verwandeln könnte.

So demüthig und niedrig aber die wahre Tugend vor den Augen GOttes ist; so wenig verachtet sie im Gegentheil mit einem scheinheiligen und störrischen Eigensinn diejenigen Vortheile, welche ihr aus der Ehre in dieser Welt zuwachsen. Sie weiß, daß diese Ehre zur Erhaltung des Staats und der gemeinen Ordnung müsse beybehalten werden; deßwegen ist sie eben so prächtig, wann es der Wohlstand mit sich bringet, als schlecht und eingezogen, wann es andere Umstände erfordern. Ist sie mit äusserlichem Glantz umgeben; ist sie groß, gebietend, herrlich, mit Glück, und Sieg und Ruhm begleitet, so läßt sie sich dieses alles gern gefallen, und vergnüget sich darüber; als über ein irrdisches Gut; sie eignet sich davon nur so vieles zu, als es ihrer Weißheit anständig ist. Verfolget sie aber der Neid, ist sie der Mißgunst, den Lügen, und den Verläumdungen unterworffen; wird dadurch ihr zeitliches Glück untergraben, und gar zu Boden gestürzet, so weiß sie sich darein zu finden; sie verändert deswegen nicht die Züge ihres Angesichts; sie bleibt doch immer gleich groß, gleich erhaben, gleich verehrungs-würdig; Nichts

kan

kann ihr die Ehre rauben, sie hafftet auf ihren Thaten. Sind diese löblich und unschuldig, so können sie weder Verläumdungen noch böse Nachreden schänden.

Cato suchte das wahrhaffte Gute, indem er dem Untergang der Freyheit seines Vaterlandes vorzubeugen, alle Standhafftigkeit gebrauchte. Roms Heyl und Wohlfahrt zu erhalten, war für einen so grossen Geist das allerwürdigste Geschäffte; weder die Betrachtung seines Hauses, noch seine Gemächlichkeit, noch die schmeichelhaffte Vorstellungen seiner Freunde, noch die andringende Liebkosungen des Cesars, vermochten denselben in seinem gefaßten Schluß wanckend zu machen; die wahre Ehre hieß ihn allhier das gemeine Beste seiner eignen Hoheit und dem Glantz seines Hauses vorziehen.

Cesar hingegen ließ sich von dem Schein der falschen Ehre blenden; er suchte die Freyheit des Vaterlandes unter das Joch seiner unumschränckten Herrschsucht zu bringen; er that alles was ihn groß in der Leute Augen machen konnte; Thron und Zepter hatten vor ihn mehr Reitzungen als des Cato Tugend. Er vergaß der wahren Ehre, um durch den Glantz einer falschen sich zu erheben.

Cesar hat immer fort noch mehr Nachfolger als Cato; man liebet noch stets den falschen Schein der Ehre mehr, als die Ehre selbst.

Man

Man ſucht hohe Würden und Ehren-Stellen; nicht, weil man dadurch mehr Vermögen überkommt, viel Gutes zu ſtifften; ſondern weil ſolche mit einem prächtigen Anſehen, mit einem herrlichen Aufzug, mit koſtbaren Kleidern und mit einem langen Schweif bundfärbigter Diener und Aufwärter begleitet gehen.

Die wahre Ehre iſt gar wenigen bekannt; ſie gibt ſich ihren Günſtlingen nicht ehender zu eigen, als biß dieſe alles um ſie gethan haben, was die Hoheit des Geiſtes und eine reine Tugend von ihnen erfordert; ſie iſt ſo zärtlich, daß ſie durch die geringſte Leichtſinnigkeit kann verletzet werden, und ſo eiferſüchtig, daß ſie keiner andern Neigung Raum läſſet; ſie iſt eine Feindin aller Laſter, und um ſich ihrer recht würdig zu machen, muß man weniger nicht als gantz tugendhaft ſeyn.

Wo aber findet man eine ſolche wahre und unbefleckte Ehre? Wir beſcheiden uns billig; wir beſchreiben hier die Menſchen nicht wie ſie ſind, ſondern wie ſie ſeyn ſolten. Es giebt gewiſſe Staffeln der Vollkommenheit, wenn man gleich keine Exempeln anführen kann, daß dieſe oder jene den höchſten Gipffel derſelben würcklich erſtiegen hätten. Das Glück ſelbſt iſt der Tugend ſelten gewogen. Man findet alſo die gröſte Ehre öffters, wo der mindeſte Schein von Hoheit und Würden glänzet.

So viel aber iſt gewiß, daß auſſer der wahren

Tu-

Tugend, keine wahre Ehre, und daß auſſer der wahren Ehre auch kein Mensch ein wahrer Held seyn könne, wann er auch die gröſte Thaten verrichten, und als ein andrer Alexander gantz Asien unter seine Bottmäßigkeit bringen solte. Dieser Satz leitet uns zu einer näheren Betrachtung, was ein Held sey, und was er vor Eigenschafften haben müsse, diesen Nahmen zu verdienen.

IV.

Von den Tugenden und Wissenschafften, welche zum Soldaten-Stand erfordert werden.

DEr Soldaten-Stand ist so beschaffen, daß eines Theils nur die gemeinsten Tugenden und Wissenschafften, andern Theils aber die gröſten und wichtigsten darzu erfordert werden. Es giebt gewisse Stellen im Krieg, die weiter nichts als einen gesunden Leib und eine gemeine Vernunfft; andere aber und zwar die vornehmsten, welche einen ungemeinen Geist, ein hurtiges Wesen, einen gegenwärtigen Verstand und eine gründliche Kriegs-Wissenschafft voraus setzen.

Der Sieg ist der Endzweck vom Krieg: soll dieser erlangt werden, so muß fürwahr der Kopff daran nicht weniger Antheil haben, als eine tapffere Faust: dann man kann auch den Sieg zu theuer kauffen. Die rechte Kriegs-Kunst bestehet

siehet also darinnen, die Menschen zu schonen und doch den verlangten Vortheil zu erhalten wissen.

Was aber ein Soldat, der einen Befehlshaber abgeben will, in Künsten und Wissenschafften zu erlernen habe, das wollen wir hier kürzlich untersuchen.

Die erste Wissenschafft eines Soldaten vom Rang ist die Lateinische und Französische Sprache; versichet er diese nicht, so kann er die wenigste Kriegs-Kunstwörter, welche ihm täglich vorkommen, und von einer dieser beyden Sprachen herrühren, füglich anbringen; er kann besonders in Ermangelung der Lateinischen, keinen tüchtigen Auffatz machen, noch die schöne Bücher der Alten lesen, welche nebst den sinnreichsten Gedancken und Anmerckungen, auch die Geschichte der berühmtesten Helden des Alterthums, mit Anführung der besten Kriegs-Regeln, uns beschrieben hinterlassen haben; Kriegs-Regeln, welche noch heut zu Tage, bey mancherley Vorfällen und Umständen, ihren trefflichen Nutzen haben. Deßwegen auch unser grosser Eugenius zu sagen pflegte, wo es in einem Treffen zum Degen käme, so kriege man noch, wie ehedessen auf gut römisch.

Die Französische Sprache aber ist ihm fast unentbehrlich; man liesset darinnen die trefflichsten Schrifften, welche vom Krieg handeln; die so genandte Memoires sind guten Theils von solchen

eben Leuten geschrieben, die selbst im Krieg gedienet, und darinnen empor gekommen sind. Zugeschweigen, daß diese Sprache heut zu Tage bey unsern Höfen und in dem Umgang mit Stands-Personen so üblich worden ist, daß es allerdings für ein Zeichen einer schlechten Auferziehung pfleget gehalten zu werden, wo man eine solche fast durchgängig angenommene Sprache nicht verstehet.

Die zweyte Wissenschafft eines Soldaten vom Rang, ist das Völcker-Recht und die Sitten-Lehre. Ohne diese, hat er keine ächte Begriffe, von der natürlichen Billigkeit, von der Redlichkeit, von der Menschen-Liebe, von der wahren Ehre, von den Grund-Sätzen eines gemeinen Wesens, und von den Pflichten eines ehrlichen Mannes. Ohne diese, weiß er die Laster von den Tugenden nicht zu unterscheiden; er wird die Vermessenheit mit der Tapfferkeit, den Frevel mit der Unerschrockenheit, die Leichtsinnigkeit mit der Großmuth verwirren. Ohne diese, hat er keine gründliche Erkäntnis von der Welt, von den Menschen, und von sich selbst; er ist nicht geschickt die Gemüther zu prüfen, ihre Absichten und Neigungen zu erforschen, und nach eines jeden Natur und Fähigkeit, wie es die Klugheit und die Umstände erfordern, sich zu richten.

Drittens, so soll auch ein Soldat vom Rang in denen historischen Wissenschafften wohl erfahren seyn; und dabey eine zulängliche Kenntniß

der

der vornehmsten europäischen Staaten und ihrer politischen Einrichtung besitzen; wo nicht, so mag er nur immer bey allen und ieden Gesellschafften sich zu einem bescheidenen Stillschweigen gewöhnen, will er anders seine Unwissenheit nicht bloß geben. Zugeschweigen, daß ein vornehmer Befehlshaber nothwendig den Staat seines Herrn und der benachbarten Länder soll innen haben; in Betrachtung, daß sich öffters gantz unversehens solche Zufälle ereignen, wobey er seines Fürsten Ehre und Gerechtsame muß zu retten wissen; welches aber nicht geschehen kann, wenn er von solchen Dingen keine Wissenschafft hat.

Die vierdte und fast unentbehrliche Wissenschafft eines Soldaten vom Rang betrifft denjenigen Theil der Mathematic, welcher in der Kriegs-Bau-Kunst, der Meß-Kunst und der Bewegungs-Kunst bestehet, und welche alle die Zeichnungs-Kunst zugleich mit zum Grunde haben. Auf diesen Wissenschafften beruhen alle Unternehmungen und Arbeiten, alle Kriegs- und Soldaten-Ubungen, alle Belagerungen, Verschantzungen, Bollwercke, Lauff-gräben, Lager-Städten, Feld- und See-Schlachten, Maschinen, Feuerwercke, Brücken, Schiffe, Geweyr, Geschütz und dergleichen.

Endlich und zum fünfften ist die Wissenschafft der Oeconomie einem Soldaten besonders nöthig; die Sparsamkeit scheinet unter allen Sitten-Tugenden die verächtlichste zu seyn; sie rächet

ſich aber deswegen öffters mit einer ſolchen Ahndung, daß ſie, durch ihre heimliche Gewalt ihre Verächter ins Verderben ſtürtzet. Es iſt gewiß: Der Geitz, ſagt man, iſt eine Wurtzel alles Ubels; allein, es ſcheinet öffters, als wolten wir, um den Geitz zu fliehen, würcklich alles Ubel thun. Wie viele ertz-liederliche Verſchwender dencken, man müſte ihnen alle ihre Ausſchweiffungen vor gut halten, weil ſie nicht geitzig wären.

Ein Soldat, der ſich durch ſeine leichtſinnige Verſchwendungen in groſſe Schulden ſtürtzet, ſiehet nur zwey Wege vor ſich, ſeiner Gläubiger ſich zu entledigen; entweder er muß ſie betrügen, oder auf unrechtmäßige Art Geld zu machen ſuchen. Weiß er nicht vor ſich Hauß zu halten, ſo weiß er eben ſo wenig, die von ſeinem Regiment ihm anvertraute Gelder und Sachen gebührend zu verwahren; alles zu rechter Zeit und um billige Preiſe anzuſchaffen; alles in gehöriger Ordnung zu erhalten und zu ſchonen; er weiß nicht was die Waaren gelten, er kennet weder ihre Dauer, noch ihre Güte; er weiß keinen Uberſchlag zu machen, wie dieſes oder jenes bey dem Regiment am beſten anzuordnen wäre; damit werden öffters groſſe Summen unnöthig aufgewandt, und wenn Geld vonnöthen iſt, ſo mangelt es allenthalben. O wie trefflich iſt hie einem Befehlshaber die Wiſſenſchafft der Oeconomie! Es iſt einem groſſen Fürſten keine geringe Freude, wenn er eine Menge ſchöner Truppen, wohl geübt, wohl gekleidet,

kleidet, in einer zierlichen Theilung vor sich siehet; Truppen, die wohl verpfleget werden, die keinen Mangel leiden, die ordentlich ihren Sold bekommen, die ihrem Fürsten tausend Glück, und Heil und Seegen zuruffen, und Niemand nichts schuldig sind.

Zur Erlernung der nöthigen Kriegs-Wissenschafft solte man gewisse Kriegs- und Soldaten-Schulen aufrichten, und dabey solche Anstalten verfügen, daß daselbst junge Leute, besonders die von Adel, ohne grosse Unkosten, alles dasjenige, was zum Soldaten-Stand erfordert wird, gründlich erlernen könnten. Uberhaupt müßte man den Tag so eintheilen, daß mit ihnen immer etwas nützliches und zu dem Kriegs-Wesen gehöriges vorgenommen würde; also könnten einige Stunden zu den Leibes-Uhungen, andere zur Unterweisung in den Wissenschafften, andere zu den Ergötzlichkeiten angewendet werden.

Es könnte hierbey ein kluger und erfahrner Befehlshaber seinen Leuten auch gewisse Stunden halten, und sie darinnen in allerhand Kriegs-Sachen unterweisen, seine Sätze mit Exempeln aus denen Geschichten erläutern, darüber seiner Zuhörer Urtheil und Meinung vernehmen, mithin dieselbe auf eine geschickte und vernünfftige Art fähig machen, bey allen vorkommenden Zufällen und Begebenheiten sich hurtig und glücklich zu entschliessen, und diejenige Mittel zu ergreiffen,

welche in verwirrten Fällen den beſten Ausſchlag geben können.

V.

Vom Zweykampff.

Der Zweykampff iſt eine Handlung zweyer feindſeligen Perſonen, die ſich, weil einer von dem andern beleidiget zu ſeyn glaubet, an einander ſich mit Leib und Leben zu rächen ſuchen. Dieſe Handlung iſt gantz unerlaubt; ſie iſt wieder das Chriſtenthum, wieder die geſunde Vernunfft, wider die wahre Ehre und wieder alle Geſetze.

Das Chriſtenthum verbeut alle und jede Arten von Feindſeligkeit und Selbſt-Rache; das Geſetz der Liebe iſt deſſen Grund-Geſetz: Wer nicht ſeinen Nächſten liebet und ihm alle Beleidigung verzeihen und vergeben kann, der iſt kein rechter Chriſt, der hat noch keine Hoffnung, daß ihm ſeine Schulden vergeben werden. Hieran wird man erkennen, ſagt Chriſtus, ob ihr meine Jünger ſeyd, wenn ihr euch untereinander liebet. Ein Chriſt ſeyn wollen, und ſich mit einem herumſchlagen, iſt eben ſo viel, als GOtt mit dem Munde bekennen, und in der That verläugnen.

Die geſunde Vernunfft hält es vor eine der gröſten Raſereyen, daß ein ehrlicher Mann, wegen einer ihm zugefügten Beleidigung, oder auch öffters nur, wegen eines gegen ihn ausgeſtoſſenen ſchimpf-

ſchlüpfrichten Worts, Leib und Leben auf die Klinge ſetzen ſoll. Welche Narrheit iſt nicht dieſe? Weil uns einer an unſerer eingebildeten Ehre verletzet, ſo ſoll er dadurch auch befugt ſeyn, uns, wann er kann, das Leben noch darzu zu nehmen. Weil einer auf uns geſchimpffet, ſo haben wir die Ehr verlohren; ſo iſt demnach unſere Ehre in der Hand unſeres Feindes, der kann uns ſolche nehmen, wann er will. Unſer Feind iſt ein wilder Kerl, oder er hat ſich im Trunck übernommen, oder er iſt im Gehirn nicht richtig, und demnoch iſt er Herr von unſerer Ehre? Das muß fürwahr eine ſchlechte Ehre ſeyn.

Die wahre Ehre weiß nichts von der Selbſt-Rache; ſie gründet ſich auf die Tugend, die Tugend aber hat keinen Zweck, als das Gute zu verrichten. Ein feindſeliges Urtheil kann ihr den wahren Ruhm, der auf ihren Thaten hafftet, nicht benehmen. Man kann von uns übel reden; Allein Lügen ſchänden keinen ehrlichen Mann; wohl aber den Lügner von dem ſie kommen. Unſere Ehre iſt allezeit ſicher, wenn wir nichts böſes thun, denn da die vernünfftige Welt dem Guten Beyfall giebt, ſo iſt es nur ein Irrthum und keine Verletzung der Ehre, wenn man uns andre Thaten andichtet als wir thun. Ein ehrlicher Mann hat Mitleiden mit ſolchen unglückſeligen Gemüthern, die ſich mit ihrem Haß und mit ihrer Feindſeligkeit quälen; ſich an einem rächen, weil er von uns übel denckt und ſpricht, iſt allezeit ein niederträchtiges Kennzeichen von

unſrer thörigten Eigenliebe, welche die Leute zwingen will, von uns ſo viel gutes zu dencken und zu ſagen, als wir ſelbſt von unſern vermeynten Vollkommenheiten die närriſche Einbildung hegen. Wie ſolte man ſich nicht vielmehr ſchämen ſo ausſchweiffend hochmüthig zu ſeyn? Die wahre Ehre iſt viel zu erhaben, als daß ſie zu dergleichen kleinen Empfindungen ſich ſolte herunter laſſen; ſie beſcheidet ſich, daß um einen Weiſen zu gefallen, man öffters hundert Thoren mißfallen müſſe. Der Beyfall eines Cato, eines Lälius und der beyden Scipionen ſind ihr genug; und wo auch dieſe fehlen, ſo ſchlieſſet ſie ſich in ihre eigne Tugend ein, und tröſtet ſich mit dem einzigen Zeugen, der in ihrem Gewiſſen lebet.

Alle Geſetze leiden darunter, wann ein jeder ſein eigner Richter und Rächer ſeyn will. In ſolchem Fall brauchten wir keine Obrigkeiten, keine Geſetze und keine Befehlshaber. Das Fauſt-Recht würde uns genug ſeyn; ein jeder könte thun was er wolte. Solten das nicht glückſelige Zeiten ſeyn? Doch wie lange würden ſie dauren? So lange bis die Wuth einen mit dem andern würde aufgerieben und verzehret haben; oder bis uns die bevorſtehende Gefahr wieder auf die Gedancken bringen würde, neue Ordnungen und Geſetze zu machen.

Dieſe Anmerckungen lauten gar nicht ſoldatiſch; zum wenigſten wiederſpricht die Gewohnheit alles, was wir hier zu erinnern die Freyheit nehmen:

men: Die Gewohnheit, die ſich ſo lange fortgetrieben, hat bey nahe eine beſtändige Beobachtung aufzuweiſen, und iſt alſo unter den Soldaten gleichſam zu einem förmlichen Recht worden: Man fraget nicht, ob daſſelbe chriſtlich, vernünftig, edel und gerecht ſey, das wollen die Soldaten nicht unterſuchen. Genug, es iſt nun einmahl ſo; ein Soldat darf keinen Schimpf auf ſich ſitzen laſſen, ſolte er auch zehen Leben darüber einbüſſen. Iſt das nicht groß? Heißt das nicht Herze haben? In der That Leib und Leben ſo gering achten, und ſich über alle Betrachtungen, der Religion, der Vernunft, der wahren Ehre und der Gerechtigkeit hinaus ſetzen, das iſt recht groß, das heißt noch mehr als Herze haben.

Gleichwohl balget ſich kein Soldat, der nicht entweder für einen guten Chriſten, oder für einen vernünftigen Mann, oder für einen ehrliebenden Menſchen, oder für einen redlichen Unterthan, oder wohl für alles dieſes zugleich will gehalten werden. Solte er es auch ja in Anſehung des erſten und des letzten, ſo genau nicht nehmen; ſo würde man doch ſeine eingebildete Ehre gantz entſetzlich beleidigen, und weniger nicht als mit einem guten Rauf-Degen ſeiner los werden, wenn man ihm eben dieſe Ehre, darum er ſein Leben laſſen will, zweifelhafft machen, und ihn vor einen Narren ſchelten wolte. Wie will man aber glimpflicher von dieſer Sache urtheilen? Wir haben oben bewieſen, daß ein Balger, der ſich in einen Zweykampf einläſſet, die gröſte Narrheit be-

gehe und die Geſetze ſchände. Wir müſſen alſo hier die Ehre entweder in die Beobachtung der Vernunft und der Geſetze; oder in ihrer beyden Ubertretung ſuchen; anders iſt hier nicht draus zu kommen.

Eine Urſache die etwas ſagen will, iſt dieſe: Wo man ſich mit einem der uns geſchimpffet hat, nicht rauffet, ſo wird man nicht allein für einen verzagten Menſchen gehalten, an dem jeder ſich reiben und zum Ritter werden will, ſondern andere Soldaten wollen auch nicht mehr mit einem dienen. So weit tyranniſiret die Menſchen eine der alberſten Phantaſien in der Welt; und zwar ſolche Menſchen, die ſich zu einer Religion bekennen, welche ſchnurſtracks das Gegentheil lehret. Unter den Aſiatiſchen Völckern und den Nachfolgern des Mahomeds iſt der Zweykampf nicht üblich. Unglückſelige Chriſten! wer hat doch unter euch einen ſolchen barbariſchen Gebrauch eingeführet?

Mancher hat weiter nichts gelernet, als ſein Soldaten-Handwerck, und dieſes öfters noch ſchlecht genug; er hat mit ſeinem Mitgeſellen Verdruß, er wird geſchimpfft, was ſoll der ehrliche Mann anfangen? Läßt er ein garſtiges Wort auf ſich ſitzen, ſo betrachtet man ihn wie einen Auſſätzigen; ſeine ehrliebende Mit-Gefährden wollen weder mit ihm trincken, noch neben ihm dienen; er muß einmahl ſeinen Feind vor die Spitze fordern, und ſich mit ihm herum ſchmeiſſen; dann

dann es heiſſet Leben und Ehre gehen in gleichem Grad.

Nur mit der Seele iſt es noch ſo eine Sache; wiewohl in ſolchen Fällen heißt es, man müſſe es nicht ſo genau nehmen; dergleichen furchtſame Uberlegungen zeigten nicht undeutlich ein feiges Hertze. Keine Schwachheiten, wanns euch beliebet, man muß brav thun, und den Verſtand in die Fauſt faſſen: Beſſer mit Ehre geſtorben, als mit Schande gelebet. Wichtiger Gegenſatz! Groſſe Entſchlieſſungen! Wie unbegreiflich iſt doch dieſe Ehre, ſich und ſeine ganze Wohlfahrt einer ſo wahnſinnigen Einbildung aufzuopffern? Elender Ruhm, der uns eben desjenigen Ruhms beraubet, den wir allhier zu verfechten meynen. Dann welchen Ruhm kann ſich doch ein Menſch aus einer That verſprechen, welche wieder alle Regeln des Chriſtenthums, der geſunden Vernunft, der wahren Ehre und der Gerechtigkeit begangen wird.

Was Raths unterdeſſen? wie iſt dem Ubel abzuhelffen? Wir ſehen, daß alle bisher ergangene Duell-Mandate dargegen nichts, oder doch wenig verfangen. Der munterſte Adel, die tüchtigſte Leute, werden noch öfters durch eine ſo ſchändliche Mörderey zu unglückſeligen Leichen; der tolle Wahn bleibet noch immer, daß der Frevel die Geſetze zu übertreten, und der ſo ſtrengen Macht der Regenten Hohn zu ſprechen, die gröſte Ehre ſey. So lange man alſo den Leuten nicht

eine ſo ganz verkehrte Einbildung von der Ehre benehmen kann, ſo lange bleiben auch die Wirckungen ſo närriſch und ſo beklagens-würdig, als die bewegende Urſach iſt.

Wir würden hier genug geſagt haben, wenn wir unſere Meynung dahin könnten verſtehen machen, daß man das falſche Wahn-Geſpenſte, welches die Soldaten allhier für die Ehre halten, in einen ordentlichen Bann thun, und dieſen Würg-Teuffel, durch einen chriſtlichen Exorciſmum, gar austreiben ſolte.

Eine dergleichen glückliche Verbannung der allernärriſchten Ehre ſchickte ſich vielleicht vor den Büttel und Profoſen am beſten. Blut, Gefängniß, Entſetzung der Dienſte, heilet hier den Thoren nicht von ſeiner Thorheit. Man ſchände den, der um die kleineſte Schande zu fliehen, die gröſte zu begehen ſich erfrechet.

Doch auch dieſes iſt noch nicht genug: man rette die Ehre des Beleidigten, und ſtraffe den Beleidiger; man ernenne gewiſſe Friedens-Richter, welche alle Feindſchaften, ehe ſie in Thätlichkeiten ausbrechen, klüglich vermitteln, und aufgebrachte Gemüther in der Güte miteinander verſöhnen; wo nicht, ſo ſtoſſe man denjenigen ohne Anſtand vom Regiment, der am erſten mit Worten oder Wercken zur Beleidigung ſchreitet; den Beſchimpfften aber nehme ſelbſt der Fürſt und das ganze Regiment in Schutz. Er zeige hingegen

bey

bey anderer und rechtmäßiger Gelegenheit, daß es ihm an Muth und Tapfferkeit nicht fehle; er ehre seinen Herrn und dessen Gesetz; man belohne diese Treue und diesen Gehorsam; man verdamme als einen Ehrlosen und Nichtswürdigen den Aufwiegler, so wird damit das Ubel vielleicht aus der Wurzel gehoben; nuthin die Religion, die Vernunfft, die Ehre und die Gerechtigkeit zugleich gerettet werden.

VI.

Von den Beschäfftigungen und Vorzügen der Soldaten.

Der Soldat liegt nicht immer im Feld; sein Handwerck allein ist nicht zulänglich ihn zu beschäfftigen, und alle Stunden des Tags bey ihm auszufüllen. Bisweilen hat er viel, bisweilen wenig, bisweilen gar keine Arbeit. Mittlerweile sich dem Müßiggang, der Wollust, dem Spiel und der Liederlichkeit zu ergeben, würde wohl nicht rathsam seyn. Bey den Weibern, bey dem Spiel und bey dem Wein werden gemeiniglich schlechte Helden gezogen; es gehöret etwas mehr darzu, die rechte Kriegs-Kunst zu lernen.

Wenn also der Soldat noch im Quartier liegt, und der Friede ihn zum Faullenzen, zur Uppigkeit und zu einem liederlichen unordentlichen Leben zu verleiten drohet, so muß er sich gegen diese ihm

so

ſo ſchändliche als laſterhaffte Neigungen, mit aller ſeiner Tugend waffnen, und dieſen Feinden über ſich nicht den geringſten Sieg laſſen.

Alſo müſſen die obere Befehlshaber zu aller und jeder Zeit ein ſtets wachendes Auge auf ihre Untergebene richten, um aller Unordnung in Zeiten vorzubeugen. Sie müſſen alle liederliche und leichtfertige Ausſchweiffungen der Soldaten mit ernſtlichen Straffen ahnden, und ſie ſtets fleißig in allerley Kriegs-Ubungen unterhalten. Bey dem täglichen Aufzug haben ſie die ganze Geſtalt ihrer Leute, ihre Kleidungen, ihr Gewehr, ihr Geſicht und ihre Farbe, und ob alles von ihnen reinlich und ſauber gehalten wird, genau zu beobachten; und zugleich auch ihr Anbringen und ihre Klagen, wo ſich bey ihnen ein Mangel ereignet, gedultig anzuhören, und im übrigen ſie immer zum Guten, und daß ſie ſich als redliche, ehrliebende Leute aufführen ſollen, ernſtlich zu ermahnen.

Bey auſſerordentlichen Begebenheiten, Feindes-Gefahren, Gränzen-Verletzungen, bürgerlichen Unruhen, anſteckenden Kranckheiten, und anderen dergleichen Zufallen, hat man alſobald Bericht nach Hof abzuſtatten, und darüber die nähere Verhaltungs-Befehle zu erwarten; zu dem Ende hat auch ein jeder Officier ſein beſonderes Tag-Buch zu halten, und darinnen alles was ſich unter ſeinen Leuten und bey ſeinem Commando ereignet, ſorgfältigſt aufzuſchreiben.

Die

Die Werbungen, die Beſorgung der Wehr und Waffen und Kleidungen, wie nicht weniger die richtigen Auszahlungen der Wochen- und Monats-Gelder, geben gleichfalls den Befehlshabern eine Art von Beſchäfftigung; zumahl wenn ſie darüber, wie es ſeyn ſolte, ihre ordentliche Rechnungen führen, alles zu rechter Zeit anſchaffen, und in guter Einrichtung halten wollen.

Bey gelinden Tagen werden jährlich die Haupt-Ubungen angeſtellet, gantze Regimenter zuſammen gezogen und durch die Muſterung gelaſſen; bey welcher Gelegenheit zugleich die vornehmſte Kriegs-Bewegungen, wie ſie ungefehr im Felde und bey einem vorfallenden Treffen ſich ereignen können, pflegen vorgenommen zu werden.

Was die Gemeinen betrifft, ſo läſſet man ihnen bey mäßigen Stunden ihr Handwerck, wenn ſie eines verſtehen, frey treiben; andere können bey den Bürgern in Städten, oder bey den Bauren auf Dorffern, um den Taglohn dienen, und damit ſich einen Trunck- oder Roth-Heller verdienen. Auch iſt der Veſtungs-Bau ein treffliches Mittel dem ſchädlichen Müßiggang der gemeinen Soldaten zu ſteuren; wobey die Befehlshaber zugleich ihre Poſten mit wahrzunehmen haben.

Diejenigen, welche in der Krieas-Bau-Kunſt, in der Feuerwercker-Arbeit, im Gieſshauß, in der Feldmeß- und Zeichen-Kunſt ſich üben wollen,

denen

dener muß man ſo viel möglich darinnen an Hand zu gehen und darzu die Gelegenheit zu verſchaffen ſuchen.

Unerachtet aber daß ſolchergeſtalt die ordentliche Geſchäffte der Soldaten immer an einander fortlauffen, ſo bleiben ihnen doch noch viele müßige Stunden übrig, da ſie nichts zu verrichten haben; und die ihnen folglich erlaubet ſind, zu ihrer Ergötzlichkeit und andern Verrichtungen anzuwenden.

Wo der Hof iſt, da können die Befehlshaber zu gewöhnlichen Stunden ſich daſelbſt einfinden; und wo der Hof nicht iſt, ſondern ein Oberſter Befehlshaber, da verfügt man ſich zu demſelben, um bey ihm, wie man dieſen Wohlſtand nennet, die Aufwartung zu machen. Alsdann ſo haben alle Befehlshaber, die ſich einer guten Lebens-Art befleiſſen, und welche ein wenig bemittelt ſind, die Erlaubniß, ſich bey vornehmen und groſſen Geſellſchafften zu zeigen und an den Ergötzlichkeiten Antheil zu nehmen.

Der Umgang mit guten vertraulichen Freunden und tugendhafften geſchickten Leuten, iſt eine der anſtändigſten und nützlichſten Beluſtigungen eines vernünfftigen Soldatens; wie aber ſolche Leute etwas rar ſind, ſo muß man ſie auch ſuchen, und ſich ihrer Freundſchafft, durch eine gleichmäßige Aufführung, trachten würdig zu machen.

Was

Was die übrigen Belustigungen und Ergötzlichkeiten betrifft, welche ein Soldat nach Zeit und Gelegenheit mit geniessen kann, darinnen hat er sich nach den Regeln des Gewissens, der Ehre und seines Beutels zu richten.

Vor allem andern Zeitvertreib aber solte einem verständigen Soldaten das Lesen guter Bücher am angenehmsten und liebsten seyn; denn dadurch erwirbt er sich nicht allein die Kentnissen und Wissenschafften, welche uns eben bey andern in Ansehen und Hochachtung setzen; sondern er erlanget auch dadurch solche Tugenden und Eigenschafften, welche ihn zu den grösten Staats- und Kriegs-Geschäfften fähig machen.

Wir haben schon im vorhergehenden angemerckt, welcherley Wissenschafften einem Soldaten vom Rang anständig, nützlich, und nöthig sind; die Wissenschafften zieren alle Menschen, besonders aber einen Soldaten; der freye Umgang mit der Welt und allerhand Leuten, nebst einer gründlichen Erfahrung bringen ihn insgemein weiter als andre, die nur in ihren Studier-Cammern ihre Weißheit ausbrühen. Die Freyheit zu dencken und zu schreiben macht ihnen auch so leicht keinen Dienst verlieren, wie den gelehrten Handwercks-Leuten, die nach der Vorschrifft einer gezwungenen Lehr-Art sich darinnen verhalten müssen; darum haben wir auch unter den Soldaten so treffliche Weltweisen und Geschichtschreiber gehabt. Wir wollen zum

Exempel

Exempel unter den alten nur den weisen Socratem und Julium Cäsarem, und von den neuern Cartesium, St. Evremond, und den zu unsern Zeiten so beliebten Engelländer Steele nennen; Dieses letztern sein artiges Werckgen, der Christliche Held genannt, ist besonders allen rechtschaffenen Soldaten wohl anzupreisen.

Wer aber nicht Lust hat so weit in die gelehrten Sachen sich einzulassen, der solte doch wenigstens die neuere Geschichte, nebst einigen Büchern, die von dem Soldaten-Stand geschrieben sind, sich bekannt machen. Insonderheit solte man die Memoires de Montecuculi, als ein Buch, welches in dieser Materie nicht leicht seines gleichen hat, immer bey sich führen und fleißig lesen.

Nebst diesen sind auch die Memoires des Marquis de Fequieres wohl zu gebrauchen, als welche, ob sie gleich nicht so gründlich, wie jene geschrieben sind, doch alle Sachen unter gewissen Abtheilungen, vollständiger, weitläufftiger, und besonders für Anfänger, deutlicher abgehandelt haben.

Bey so vielen Vortheilen und einer nicht unangenehmen Lebens-Art, hat auch der Soldat einen besondern Rang oder Vorzug in der Welt. 1. Weil zu diesem Stand mehr vortreffliche Eigenschafften, als zu andern Ständen erfordert werden; denn, wo bey ihm am Leibe, oder am Verstande, oder im Gemüthe, oder in der ganzen

ganzen Aufführung ſich einige kundbare Mängel zeigen, ſo können ſie keine rechte Soldaten abgeben; da im Gegentheil es andern ehrlichen Leuten wohl an etwas fehlen kann. Z. E. an der Geſtalt, an der Herzhafftigkeit, an der Uberlegung, an der Stärcke und dergleichen; die aber deswegen doch ehrliche Leute bleiben und ihrem Beruf wohl vorſtehen können. Bey einem rechtſchaffenen Soldaten aber wird ſo zu ſagen alles erfordert. 2. Weil ſie alle Stände beſchützen, dieſelbe in ihrer Ruhe und Sicherheit erhalten und allem Unrecht Einhalt und Widerſtand thun ſollen. 3. Weil dieſen Stand nicht nur der Adel, ſondern auch der Fürſt ſelbſt, geſtalten Umſtänden nach, zu begleiten pfleget; indem er als das Oberhaupt ſeines Volcks auch der Feldherr ſeiner Soldaten iſt, und ſich durch ſeine Tapfferkeit den Namen eines Helden, wie durch eine kluge Regierung den Ruhm eines Weiſen erwirbt.

VII.

Von ein- und andern Fehlern des Soldaten-Standes.

Es iſt kein Stand in der Welt vollkommen, alle und jede haben noch viel und mancherley Fehler; billig aber ſolte derjenige die allerwenigſten haben, der ſich vor andern den Vorzug anmaſſet. Allein man möchte faſt ſagen, daß unter den Geiſtlichen die wenigſten Frommen, unter den Gelehrten die wenigſten Weiſen, und unter den

Soldaten die wenigſte Kriegs-Verſtändigen ſich finden. Betrachtet man dieſen oder jenen Soldaten, was er iſt, gegen dasjenige, was er ſeyn ſolte, ſo hat er kaum den Schatten von einem Körper. Deſſen ganze Aufführung iſt öffters ſo beſchaffen, daß er dem gemeinen Weſen mehr zur Laſt, als zum Nutzen lebet; daher auch unter Leuten, welche nicht wiſſen, was zum Krieg und zu einem Soldaten erfordert wird, die verkehrte Meynung entſtanden iſt, daß ein liederlicher, dummer und unartiger Menſch, wann er auch ſonſt zu nichts in der Welt tauget, doch einen Soldaten abgeben könte.

Hieraus folget gleich der erſte Fehler, daß wir Leute zu Soldaten machen, die ſich zu nichts weniger als zu Soldaten ſchicken. Alles Crethi und Plethi, allen Schaum von liederlichen Geſindel, Landſtreicher, Bettler, Zigeuner, Straſſenräuber, alles rafft der Werber zuſammen. Wir ſagen nicht, daß dieſe Leute zu gar nichts zu gebrauchen wären; wo ſie Stock und Peitſche fühlen, und in einer rechten ſcharffen Zucht gehalten werden, da können und mögen ſie wohl zu ein und andern Verrichtungen mitgezogen werden. Nur müſte man den ehrlichen Lands-Knechten die Schmach nicht anthun, und dergleichen unehrliches Geſindel mit unter ihre Glieder ſtecken, als bis ſie erſtlich, durch ſonderbares Wohlverhalten, ſich darzu würdig gemacht hätten. Denn der gemeine Soldat will den Nahmen haben, daß er ſowohl um Ehre diene, als der vornehme;

und

und es iſt wichtig bey denſelben, dieſe Neigung zur Ehre auf alle Art beyzubehalten. Es wird aber dadurch dieſe Ehre bey ihm ſowohl gekräncket, als ſein Muth geſchwächet, wenn man ihm dergleichen lumpichtes und unflätiges Geſindel an die Seite ſtellet; zugeſchweigen, daß dabey immer zu befürchten ſtehet, dieſe unreine Glieder möchten auch die Geſundeſten mit anſtecken.

Der zweyte Fehler iſt die wilde und unbarmherzige Aufführung einiger Befehlshaber, welche den Gemeinen, öfters auch ganz zur Unzeit, mit unmenſchlicher Grauſamkeit und Härte begegnen, in Meynung ſich dadurch deſtomehr von ihnen fürchten und ehren zu machen, mithin ſie deſto genauer im Gehorſam zu halten. Allein, obwohlen eine ſtrenge Diſciplin dem Soldaten ſo nötig iſt, als das Brod, ſo muß man ſolche doch nirgend anders, als wo es die Noth erfordert, gebrauchen. Das iſt aber nicht Noth, wenn etwan dem Befehlshaber der Kopf nicht recht ſtehet, oder ihn der Wein erhitzet, oder das Spiel verletzet, oder ihm ſonſt etwas ungleiches begegnet iſt, daß ſolches hernach die armen Soldaten entgelten müſſen. In Franckreich laſſen ſich die Leute nicht ſo, wie bey uns Teutſchen, mit Prügeln handthieren; ſie reiſſen lieber aus, und wagen oft Leib und Leben daran, einem ſolchen Schimpf zu entgehen. Ein Soldat, auch der geringſte, ſoll als ein ehrliebender Menſch, mit Glimpf, bevor man zu Schlägen, Ruthen, Peitſchen, Beſchimpffungen und dergleichen

ſchreitet, ermahnet werden; und wenn er ja ſich auf keinerley Art will weiſen laſſen, alsdann iſt es Zeit ihm die Strenge empfinden zu machen. Doch muß ein Befehlshaber auch hierinn Maaß und Ziel zu halten wiſſen; dann vieles Prügeln macht die Leute nicht beſſer, ſondern öfters nur verſtockter, unempfindlicher, halßſtarriger und boshaffter. Man muß die Soldaten wie Menſchen, und nicht wie das Vich tractiren; denn unter dieſer letzten Geſtalt können wir ſie nicht wohl gebrauchen; ſie müſſen Menſchen, und zwar vernünftige, ehrliebende und tapfere Menſchen ſeyn, wenn man ſoll mit ihnen etwas ausrichten können.

Der dritte Fehler beruhet in der Untüchtigkeit und übelen Aufführung der Befehlshaber ſelbſt; ſolte man davon ausführlich handeln wollen, ſo müſte man die Abſchilderung ſo ähnlich machen, daß mancher ſein Bildniß in Lebens-Gröſſe allhier finden dörffte; da man aber niemand zu nahe treten will, auch gegenwärtige Abhandlung dergleichen Weitläufftigkeit nicht geſtattet, ſo wollen wir nur etliche falſche Helden-Meinungen berühren.

Nicht viel wiſſen und nicht viel lernen; wenn man nur Courage hat, das übrige ſind lauter Schulfüchſereyen. Geſetze und Sitten-Ordnungen ſind nur vor den gemeinen Mann; Leute, welche die Geburt erheben, und die von dem Degen Profeßion machen, ſind denenſelben weiter nicht, als nur ſo weit es ihnen ſelbſt gefällt, unterworffen. Schulden machen und nicht zu zahlen

len ist keine Schande; dann es gehöret eine gewisse Großmuth darzu, kein Geld zu haben und doch gutes Muths zu seyn, und eben so viel Gedult, den steten Anlauf seiner Glaubiger zu ertragen. Fünff, sechs, und mehr Kannen Wein nach einander in Leib zu stürzen, zeiget ein gutes Soldaten-Temperament, welches etwas muß vertragen können. Ganze Summen Geldes mit einmal auf eine Carte zu setzen, und bey deren Verlust solche der Banco, ohne eine Miene zu verziehen, hinstreichen; dieses beweiset eine sonderbare Contenance, Fermeté und wie die französische Wörter ferner lauten: Eines andern Frau bedienen und im Nothfall dem guten Mann die Klinge zu bieten; solches wird kein Mensch anders als für eine Herzhafftigkeit erkennen. Die arme Bauren wacker auf dem Durchmarsch und in den Winter-Quartieren zu pressen; deswegen sind sie Bauren, diese Canaille wäre sonst allzu übermüthig, wenn man ihm nicht zeigte, was Soldaten wären. Anderer deraleichen Helden-Thaten, daraus man sich würcklich eine Ehre macht und sich derselben öfters rühmet, zu geschweigen. Ein rechtschaffener Kriegs-Befehlshaber muß eine ganz andere Art zu dencken und zu handeln haben. Er muß ein edles Gemüth und grosmüthige Neigungen besitzen. Er muß die Unschuld beschützen, und streng auf Ordnung und Gesetze halten. Ohne diese Eigenschafften kann er nicht zu derjenigen Ehre, die einem Kriegs-Mann eigen seyn soll, gelangen.

Der vierdte Fehler betrifft die gewaltſame Werbungen. Solche ſolten keinem Befehlshaber, unter welcherley Vorwand es auch immer ſeyn möchte, für gut gehalten werden; dann es leidet darunter die chriſtliche Liebe, die Gerechtigkeit und der Dienſt ſelbſten; zuweilen wird einer betrübten Mutter ihr Kind aus den Armen geriſſen; zuweilen einem baufälligen Vater an ſeinem Sohn die einzige Stütze ſeines Alters entzogen; zuweilen werden dadurch zwey junge Ehegatten zu ihrem Verderben getrennet. Unglückſelige Geſtalt! die hierzu Anlaß giebt; finden ſich dann ſonſt nicht Leute genug, die gerne und freywillig dienten, wenn man ſie nur beſſer und ehrlicher hielte? Gewiß, mit Zwang und Prügeln wird einer ſo wenig zu einem Soldaten, als dorten bey dem Moliere zum Doctor gemacht.

Ein Soldat muß Herz haben, er muß um Ehre dienen, das findet man bey gezwungenen Leuten ſelten; Er hält ſich zu nichts verbunden; es dienet ihm zur Entſchuldigung der gröſten Fehler, daß man ihn gezwungen hat: was will man mit ſolchen Leuten ausrichten?

Der fünffte Fehler iſt, wenn Potentaten ſich in einen Krieg einlaſſen, bevor ſie ſich in die nöthige Verfaſſung geſetzt, ſolchen mit Glück und Ehre hinaus zu führen; da fehlet es bald an Proviant und Zufuhr, bald an Wehr und Waffen, bald an Pulver und Geſchütz, bald an haltbaren Oertern und Veſtungen, bald an Mann-

ſchafft

ſchafft und Arbeits-Leuten, bald aber und gemeiniglich an Geld, welcher Mangel der allerunglücklichſte iſt, weil man dadurch alle die andern am leichteſten erſetzen kann. Wie manches Land und Reich wäre unverſtöhrt geblieben, wenn man den Krieg zuvor im Cabinet und mit der Cammer wohl überlegt hätte, ehe man ſich zu viel auf die Macht eines zahlreichen Heers verlaſſen, und mit einer unzeitigen Hitze gegen den Feind losgebrochen wäre; beſonders iſt dieſes immer noch bey uns Teutſchen, als ein groſſes Verſehen angemercket worden, daß man die Völcker in das Feld hat rücken laſſen, ehe und zuvor das Commiſſariat-Weſen, die Zufuhren, die Marcketender und dergleichen eingerichtet waren; ja ehe man noch die nöthige Frucht- und Vorraths-Häuſſer an Ort und Ende, wo der Krieg hat ſollen geführet werden, aufgeſchlagen, und zu den zulänglichen Verpflegungen, ſowohl der Geſunden als der Krancken, die behörige Anſtalten verfüget hatte.

Einem Feind begegnen ſollen, ſich mit Krancken ſchleppen, ſelbſt einen ſiechen Leib haben, unmuthige Soldaten zum Treffen führen; Mangel, Noth, Gefahr, Seuche, Peſt, Verderben auf allen Seiten ſehen: dieſes iſt ein zehenmahl mehr als der Todt zu befürchtender Jammer. Da muß man ſich nicht wundern, wenn man mit Schande und Schaden krieget, und mit Verluſt Land und Leute die noch gerettete Soldaten kränklich, elend, ausgeſogen, als halbe Leichen, auf verkahmten Pferden, mit halb verroſteten Waf-

sen und zerrissenem Heerzeug, die Winter-Quartier in ihres eignen Herrn Lande, beziehen sichet. Woselbst der Wirth vor seinem magern Gast, und dieser wiederum für dem ausgezehrten Wirth sich entsetzet. Da soll sich der ausgemergelte Soldat bey dem im Grund verdorbenen Bauren wieder erhohlen, da doch dieser jenen um ein Allmosen ansprechen würde, wenn sie beyde nicht einer so arm als der andere wären. Fürwahr unsere Zeiten sind kläglich!

Die Römer haben uns den Krieg ganz anders führen lernen, als deren erste Sorgfalt, wie Plinius hist. nat. 24. 4. berichtet, zuforderst dahin gieng, allen nöthigen Vorrath von Lebens-Mitteln zuerst ins Lager zu schaffen, damit an nichts sich einiger Mangel äussern möchte. Louvois hatte in verwichenem Jahrhundert in diesem Stück nicht seines gleichen; dessen überaus kluge Kriegs-Anstalten hatten an Ludwig des XIV. Siegen nicht weniger Antheil als die Tapferkeit seiner Soldaten.

Der sechste Fehler ist die unmäßige Heldensucht eines obersten Befehlshaber; diese unglückliche Gemüths-Eigenschafft macht öfters mehr Menschen-Blut vergiessen, als die Noth, der Staat und die gemeine Sicherheit erfordert. Man opffert diesem grausamen Abgott der Ehre alle Betrachtungen der Menschlichkeit, des Mitleidens und des allgemeinen Wohlstandes auf: Ein mit blinder Heldensucht angesteckter Befehlshaber

haber, ſchonet weder ſich noch ſeine Truppen; ſein Muth, mit welchem er auf die Feinde losſtürmet, iſt eine Vermeſſenheit, und ſeine Siege koſten mehr Blut, als ſie Vortheil bringen. Es iſt keine groſſe Kunſt Menſchen zu würgen und Länder zu verheeren. Allein der Boßheit widerſtehen, die Unſchuld ſchützen, die Feinde überwinden und Land und Leute zu ſchonen, dieſes macht einen Helden.

Der ſiebende Fehler iſt, daß man die Befehlshaber nicht nach Verdienſt, ſondern nach der Reihe, wie ſie einander im Dienſt folgen, zu befördern pfleget. Es iſt wahr, es muß einem ehrlichen Mann leid thun, wann ihm ein anderer, dem es der Ordnung nach nicht gebühret, vorgezogen wird; allein, er würde ſich wohl darüber beſcheiden laſſen, wenn man ihm ſaate, was darzu die Urſache gegeben hätte. Dieſe Urſache müſte nicht anders als erheblich ſeyn, und auf eine nahmhaffte Handlung, wodurch man den Vorzug verdienet, ſich gründen. Sie müſte, indem er von der Gerechtigkeit des Fürſtens zeigte, zugleich andere mit aufmuntern, bey vorfallender Gelegenheit ſich mit gleichem Eifer und Wohlverhalten auszuzeichnen. Dieſes würde einem jeden zu einer ruhmwürdigen Anreitzung dienen, gleichmäſſige Proben ſeiner Tapfferkeit, ſeiner Tugend und ſeines Dienſt-Eifers abzulegen. Es iſt kein Zweifel, die Treue und die Verdienſte ſind werth, daß man ſie belohne, und die Belohnung macht, daß die Soldaten Muth faſſen, und Gelegenheit ſuchen, brav zu thun. Sich

hierinnen an eine allzu gezwungene Ordnung zu binden, hätte in der That etwas unbillines. Wir wollen nicht sagen, daß es auch höchst unweislich gehandelt wäre, wenn man gewisse Leute nur deswegen zu höhern Bedienungen beförderte, weil sie die Reihe und Ordnung trifft; dann wie viele können nicht zu einer niedrigen Stelle dienen, welche sich darum zu einer höhern nicht wohl schicken; oder wie viele können nicht mittler Zeit, als sie in dieser Ordnungs-Kette sich mit eingeflochten gesehen, unentbehrlich und zu wichtigern Geschäfften unfähig geworden seyn? Ohne dergleichen Ausnahmen aber ist die Ordnung im Fortrücken sehr billig, denn es wird von einem Befehlshaber vermuthet, daß er seinen Dienst verstehe, und auch die Proben davon geben würde, wenn darzu sich Zeit und Umstände ereignen solten. Wo man diese Vermuthung nicht von einem hat, giebt man ihm besser den Abschied.

Der achte Fehler ist ein schändlicher Eigennutz. Wem sind nicht die bunde Schnitte bekannt, die manche Befehlshaber bey Anschaffung der Kleider, Waffen, Feldzeichen, Unterstellung der Blinden und dergleichen zu machen pflegen? Welche schändliche Unordnungen äussern sich nicht auf Marschen, in den Quartieren, wie nicht weniger im Felde, mit den Marcketendern, Proviant-Meistern, Vorspann-Fuhren und dergleichen? Wie gieng es im Jahr 1734. am Ober-Rhein, wo die Fütterung allenthalben den Einwohnern in dasigen Gegenden mit Gewalt geraubet,

raubet, und im Lager damit ein ſtarcker Handel getrieben wurde? Doch auf Exempeln müſſen wir nicht kommen, ſonſt würden wir zu weitläufftig ſeyn. Wer nur ein wenig Kenntniß vom Krieg hat, dem können dergleichen unwürdige Ubertrettungen der ſo nöthigen Feld- und Kriegs-Policey nicht unverborgen ſeyn. Alle dieſe Dinge, welche dem wahren Dienſt-Eiffer ſchnurſtracks zuwieder lauffen, ſchicken ſich gantz nicht zu derjenigen Ehre, davon man die Soldaten immer reden höret, und welcher ſie ſo hurtig Leib und Leben aufzuopffern ſich verſchwören. Die Ehre iſt ein überaus empfindliches Ding, und hat faſt gleiche Zärtlichkeiten als das Gewiſſen; die Fehler eines Chriſten nimmt die Buße hinweg, aber die Flecken der Ehre ſind auf dieſer Welt unauslöſchlich. Gewiſſe Laſter, welche für andre Menſchen nur etwas unanſtändiges haben, die ſind für einen Soldaten ſchimpflich; die Ehre muß ihm Geſetze vorſchreiben; dieſe kann ſich mit der Geld-Liebe nicht wohl vertragen. Läſt ſich ein Soldat durch Geld gewinnen, ſo iſt ſein Herz wie eine Veſtung, die man mit goldnen Schlüſſeln kann einnehmen. Je wichtiger das Amt, je höher der Verrath, je gefährlicher die Untreue; darum iſt auch das Kriegs-Recht das allerſtrengſte Recht.

Zuletzt rechnen wir dieſes noch für einen Haupt-Fehler der Soldaten, daß die mehreſten, welche dieſen Stand ausmachen, eine gantz falſche Ehre anbeten und öffters von GOtt, als dem höchſten

Weſen,

Wesen, die allerverkehrteste und elendeste Begriffe haben. Der rechte wahre Helden-Muth und die ganze redliche Neigung seinen Pflichten in allen gemäß zu leben, ist gar wenigen bekannt. Doch haben wir je und je zu allen Zeiten grosse Generale gehabt, welche mit ihrer Tapfferkeit auch die Gottesfurcht verbunden hatten: Ludwig der Heilige und Gottfried von Bouillon waren so eiffrige Christen als tapfere Soldaten. Der sächsische Johann Friedrich, der hessische Philippus Magnanimus und der Schweden König Gustav Adolph, hatten die besten Absichten, die Warheiten des Christenthums zu beschützen und für dieselbigen zu streiten. Wallenstein und Cromwell bedienten sich der Religion zu ihren grossen Unternehmungen, und gaben wenigstens damit zu erkennen, daß es grossen Leuten gezieme eine zu haben. Die Prinzen von Oranien und der grosse Churfürst Friedrich Wilhelm zeigten darinnen noch mehr Aufrichtigkeit. Wie viele Religion der kluge Montecuculi gehabt, davon zeigen seine Memoires. Johannes Sobiesky war ein weiser König, ein tapfferer General und dabey ein eifriger Christ. Der grosse Turenne hatte zwar seine angebohrne Religion verändert, aber den christlichen Glauben desto mehr beybehalten. Unser über alle geschätzter Eugenius von Savoyen, (ach möchte er noch leben) war unstreitig einer der grossten Generale in der Welt: er ehrte GOtt, haßte die Zäncker und vereinigte alle Religionen in Christo und in seinen Siegen. In dem kurz verwichenen Krieg am Ober-Rhein, bewunderte man die

rare

rare Gottesfurcht eines tapfern Commendanten zu Philippsburg, des Herrn von Wüttgenau; und noch rühmet man dergleichen von verschiedenen hohen Generalen; die aber, weil sie noch am Leben sind, den Ruhm einer solchen Tugend, welche uns die gröste Demuth lehret, allhier nicht wohl aufnehmen dürfften. Kurz ein Held, der keine Religion hat, der hat auch keine wahre Ehre, und wo diese mangelt, da wird aus dem Helden gar leicht ein Unmensch und ein Tyrann.

VIII.

Von der Aufrichtung eines militis perpetui & nationalis.

Man muß Soldaten haben; gewaltsame Werbungen taugen nicht; mit dem milite mercenario, den man aus allen Enden und Winckeln der Erden zusammen drommelt, hat es auch die Beschaffenheit, daß er nicht allein kostbar und mißlich, sondern auch dem Land höchst beschwerlich ist. Bleibt also die Frage, auf was Art man am besten ein zulängliches und tüchtiges Kriegs-Heer zusammen bringen und beständig zum Schutz des Landes auf den Beinen halten könne?

Das sicherste und beste Mittel darzu wäre vielleicht dieses: Man nehme aus einem jeden Flecken oder Dorff, wie es etwa in Schweden und nun auch in Moscau üblich ist, den zehenden oder zwölften Mann, so bald er beginnet in rechten

Wachs-

Wachsthum zu kommen und eine gute Gestalt zu gewinnen: Unter so vielen wird doch immer einer sich finden, der ein wenig Herz und Ehre im Leibe hat. Aus denen Städten nehme man so dann diejenige Gewerb- und Nahrungslose Pursche, nebst andern seinen Bürgers-Kindern, so Lust zu dienen haben und sich freywillig darzu angeben; mit Gewalt aber nöthige man keinen; der Soldaten-Stand ist ein Ehren-Stand, zur Ehre aber kann man einen nicht zwingen. Nachdem nun einige darunter etwas Mittel und Fähigkeit haben, nachdem kann man solche auch, wenn sie eine Zeitlang von unten auf gedienet, befördern; wovon auch die Bauren selbst, wenn sie sich auf eine würdige Art, über ihre Geburt, durch Wohlverhalten und Tapfferkeit auszeichnen, nicht auszuschliessen sind; dann die Tugend verdienet allenthalben vorgezogen und belohnet zu werden. Sonsten aber bleiben eigentlich die vornehmsten Kriegs-Stellen vor den Adel offen; welcher hingegen durch eine edle und standermäßige Aufführung sich derjenigen Ehrerbietung, welche ihm die gemeine Soldaten bezeigen sollen, muß suchen würdig zu machen.

Wenn man nun auf diese Weise unter den Bauren, Bürgern und Edlen diejenigen junge Leute ausgesucht hat, welche zu dem Krieg am meisten Lust, Muth und Fähigkeit haben; so lasse man sie alsobald, vor andern ihres gleichen, gewisse Hochachtungen und Vortheile geniessen; man kleide sie wohl, und gebe ihnen einen guten

Ge-

Gehalt; man lege sie gleich Anfangs in Haupt-Städte und Gränz-Vestungen; man richte daselbst vor sie besondere Kriegs-Schulen auf, und lasse sie alles lernen, was zu den Kriegs-Wissenschafften gehöret, und worzu sie sonsten Lust haben; man übe sie dabey täglich in Waffen, halte sie in guter Zucht und Ordnung, und lasse ihnen keine leichfertige, bübische Ausschweiffungen, ohne nachdrückliche scharffe Ahndung, verbeygehen. Diejenigen, die schon eine Zeitlang gedienet haben und ihr Handwerck verstehen, die lasse man guten Theils wieder zu ihren Aeltern und Freunden nach Hauß zurückkehren, und sie daselbst ihres Thums warten; man lasse sie dabey wochentlich oder monatlich einmahl, so viel als ihrer zu einer Compagnie gehören, zusammen kommen, und sie ihre Waffen-Ubungen machen; wie solches mit der jungen Mannschafft in der Schweitz pfleget gehalten zu werden. Die übrigen bleiben bey ihrem Regiment und in den Besatzungen; doch so, daß sie, nachdem man es gut findet, mit den andern abwechseln, und bald diese, bald jene auf eine gewisse Zeit Erlaubniß bekommen, nach Hauß zu gehen. Hat einer acht, zehen bis zwölff Jahre gedienet, und hat nicht Lust seinen Dienst weiter fortzusetzen, sondern will sich verheurathen und seine Haußhaltung anfangen, so muß man allerdings ihm darzu mehr beförderlich als hinderlich seyn; gestalten dieses eine sichere Wahrheit ist, daß je mehr ein Fürst Unterthanen hat, je mehr Soldaten kann er auch daraus ziehen; zu geschweigen, daß die auf solche

Art

Art abgedanckte und ſich im Lande häußlich niedergelaſſene Soldaten allenfalls, bey jeder vorkommenden Gefahr, zu einer treflichen Landwehr dienen, mit welcher man in der That weit mehr, als mit neu angeworbenen Müßiggängern und zuſammengeraften Geſindel ausrichten kann, welche weder Zucht noch Ubung, noch den redlichen Vorſatz haben, dem Fürſten und dem Lande treue Dienſte zu thun. Die Landes-Kinder aber haben eine natürliche Liebe zu ihrem Herrn, und indem ſie ihn beſchützen, ſtreiten ſie zugleich vor ihre ſelbſt eigne Sicherheit.

Man hätte auf dieſe Art dreyerley Soldaten im Lande. Erſtlich diejenige, die beſtändig in den Städten und Veſtungen, auf vorher beſchriebene Art, unterhalten würden. Zweytens, diejenige, die eine Zeitlang würckliche Dienſte gethan, darauf aber ihrer Nahrung und Bequemlichkeit halber, die Erlaubniß hätten, bey denen Ihrigen zu Hauß ſich aufzuhalten. Drittens, diejenige, die würcklich ihrer Dienſte entlaſſen wären, und ſich, gleich andern Bürgern und Einwohnern, häußlich niederlieſſen, und ihr ordentliches Gewerb und Handthierung trieben. Die erſten ſtünden allein in des Fürſten Sold; die andern genöſſen nur, mittlerweile, als ſie keine Dienſte thäten, gewiſſe Gnaden-Gelder. Die dritten aber lebten ganz auf ihren eignen Beutel; die erſten müſten ordentliche Dienſte thun, die andern in Kriegs-Läufften; die dritten aber nur, wenn die Noth an Mann gieng und eine feindliche Macht ins

Land

Land bringen wolte; da ſie alsdann, gleich unſern heutigen Bürgern, in den Städten, ihre eigne Wälle und Mauren zu beſchützen hätten.

Auf dieſe Weiſe würde der Soldaten-Stand bald ein anderes Anſehen gewinnen, und ein rechtes wahres metiér d'honneur werden; da hieß es ſo dann, wann eine Kriegs-Handlung vorfiel, das Regiment aus dieſer oder jener Provinz, die Compagnie aus dieſem oder jenem Amt, von dieſer oder jenen Stadt, hätte ſich wohl verhalten; der Landesherr könnte ihre Treu und ihre Tapfferkeit mit gewiſſen Geſchencken und Freyheiten vergelten; dieſes würde unter ihnen einen ungemeinen Eyfer entzünden, ſich vor andern hervor zu thun, und Ruhm und Ehre ſich zu erwerben. Der Landesherr könnte durch eine ſolche Einrichtung beſtändig eine ſtattliche Armee auf den Beinen haben: die ihm kaum die Helfte ſo viel, als eine andere koſten würde, und damit er gleichwohl noch einmahl ſo viel ausrichten könte; wie wir davon die Exempeln in den Geſchichten von dem Cyro majore, dem Alexandro Magno und bey den alten Römern finden, als welche mit ihren eignen Lands-Leuten diejenige groſſe Thaten verrichtet haben, die noch die Nachwelt an ihnen bewundert.

Eine ſolche, beydes vor den Fürſten, als das Land glückliche Kriegs-Verfaſſung, würde mit nichten bey uns in Teutſchland ſo ſchwer fallen, als man ſich ſolche im erſten Anblick einbilden

dürfte. Der erste Plan und die Einrichtung davon, würde freylich wohl, wie der Anfang in allen Sachen, auch Schwierigkeiten entdecken; allein, ein erleuchteter Regent, erfahrne Kriegs-Häupter und kluge Räthe, würden die Sache möglich und den Fortgang derselben leicht machen.

Man dürfte hiergegen einwerffen, die Sicherheit des Fürsten könnte darunter leiden, wenn auf solche Weise die ganze Macht des Kriegs nur allein bey denen Unterthanen wäre; also, daß diese sich vor keinen fremden Soldaten im Lande mehr zu fürchten hätten, folglich dem Fürsten leicht Gesetze vorschreiben könnten. Allein, wem ist mehr daran gelegen, daß der Friede im Lande erhalten, oder wieder hergestellet werde, als denen Einwohnern selbst; da im Gegentheil fremde Völcker, welche im Land weder Feuer noch Herd haben, dabey ihren Vortheil finden, wenn es allenthalben fein unordentlich zugehet; wie man davon die Exempeln in den Geschichten des verwichenen Jahrhunderts lieset; da so viele Länder in Europa durch innerliche Kriege und fremde Truppen sind verheeret worden.

Der Fürst muß sich in seinem Land, das Land in seinem Fürsten suchen. Es ist kein Fürstenthum so klein, es hält seinen Herrn in Ehren; wenn solches wohl bevölckert, wohl gebauet, mit wohlhabenden Einwohnern, Künsten, Fabricken und dergleichen versehen ist, so ist der Fürst reich und mächtig; er hat im Fall der Noth so viele

viele Soldaten als er zu Bedeckung seiner Unterthanen nöthig hat; er hat sein Geld gleichsam auf Renthen ausgethan, davon die Capitalien noch immer sich stärcker vermehren, und die Zinsen selbst zu neuen Capitalien werden, wenn sie durch die fürstliche Ausgaben, und insonderheit durch die Unterhaltung schöner National-Truppen, im Lande ordentlich herumlauffen.

Wir könnten hier noch sehr weitläuftig seyn, und doch eine solche Materie nicht erschöpffen; wir beruffen uns allenfalls, in allen wichtigen Stücken, die wir allhier nicht berühret haben, auf die oft gerühmte Memoires de Montecuculi. Die Regeln eines so grossen Generals sind noch eben so gut zu bewerckstelligen, als vor 70. Jahren. Etwas bessers sagen wollen, hieß ein wenig zu viel von sich selbst halten.

Der Verfasser würde sich glücklich achten, und seine Mühe für wohl vergolten rechnen, wann er damit nur einiger Massen seinen Zweck erhalten solte, welcher dahin gehet, denjenigen, welche bisher sehr verkehrte und falsche Einbildungen von dem Kriegs- und Soldaten-Stand geheget, bessere Meynungen davon beyzubringen, und diesem Ehren-Handwerck auch die wahre Ehre etwas bekannter zu machen.

(o)

XV.

Der

Kaufmanns-Adel(*)

Ingens vis eſt divitiarum, quas, qui nactus eſt, ſtatim nobilis evadit. *Euripid. in Archelao.*

Erſte Betrachtung.

Von der Würde des Adels, und warum die Geſetze an einigen Orten die Kaufleute davon ausgeſchloſſen haben?

SOll ich von dem Adel der Kaufleute ein Bedencken geben ſoll, ſo muß ich zuförderſt mit wenigem unterſuchen, was der Adel iſt, und warum man in einigen Ländern dafür hält, daß die Kaufmannſchafft demſelben zuwieder ſey. (**)

Der

(*) Dieſer Tractat iſt zu verſchiedenenmahlen aufgelegt worden. Man hat aber hier viele weitläufftige Allegaten weggelaſſen und nur das nöthige beybehalten. Der Tractat ſelbſt iſt von des Herrn Joh. Friedr. Fleiſchers Verlag.

(**) Corn. Agrippa ſagt beyde Stände taugten nichts. Die erſte nennet er Räuber, die andre Diebe. Siehe deſſen

Der ächte und wahre Adel iſt an und für ſich ſelbſt nichts anders, als ein erhabener Stand der Tugend, und der daraus folgenden Ehre; welcher uns von den Sitten und Meynungen des Pöbels unterſcheidet.

Nobilitas ſola eſt atque unica virtus:

ſagt Horatius lib. 3. Satyr. 2. Quem non opes, non generis excellentia, *ſed ingenii mores virtutesque* nobilitaverunt: ex Apulejo. Nobilis eſt, non qui majoribus longo jam tempore bonis natus eſt, ſed qui vir bonus ipſe eſt ſimpliciter. *Euripid. in fragm. de Nobil.* Damit auch übereinſtimmet, was Ovidius *Metamorph. l. 13. fab.* ſagt.

Nam Genus & Proavos, & quæ non fecimus ipſi,
Vix ea noſtra puto.

Aus dieſem reinen Urſprung des Adels, der aus der Tugend und Ehre flieſſet, iſt nachgehends der Geſchlechts Adel entſtanden, da der Ruhm vortreflicher Thaten, ſich bis in den Nachkommen fortpflanzete: wie davon Plutarchus ſchreibet: Nobilitatem eam tueor, eam orno, quæ virtus dicitur generis, quæ a Majoribus veluti per gradus ad nos delata & avos & proavos in memoriam revocat.

deſſen bekannten Tractat de vanit. ſcientiar. wo er die Stände alleſammt läſterlich nacheinander durchziehet.

Von dieſem Geſchlechts-Adel ſagt Limnæus, *J. P. C.* 66 *de Torneam.* daß er durch den erſten, der ſolchen erlangt, gebohren, in den Söhnen mannbar, in den Enckeln ſtarck, und in den Ur-Enckeln ſtämmig würde.

Stat fortuna domus & avi numerantur avorum.

Weil aber dieſe Fortpflanzung der Tugend und Ruhm-würdiger Thaten bis auf gegenwärtige Zeiten ſich ſtarck ausgeartet; alſo, daß man bey dem heutigen Adel, in Anſehung eines ſo vortreflichen Urſprungs, kaum noch einige Spuren entdecket; ſo pfleget man dieſen Stand auch nicht mehr in ſenſu morali, ſondern in ſenſu civili zu nehmen: nämlich für die bloſſe Geburt von vornehmen Aeltern, welche Macht und Reichthum anſehnlich machen, und ein lang geltender Gebrauch mit gewiſſen Freyheiten und Vorzügen unterſtützet. Dergeſtalt, daß dadurch einem Menſchen von edler Geburt erlaubet iſt, ſtolzer und hochmüthiger, als andre Menſchen ſich zu gebehrden, muthin auch, ohne alle weitere Urſache, ſich mehr einzubilden.

Es iſt ſchwer von dem Adel eine ſolche Beſchreibung zu geben, welche allen Völkern gemein ſeyn ſolte; Cum nobilitas, dignitas & infamia juxta mores & ſcita cujusque regionis judicetur. Tiraq. de Nobil. c. 33. n. 20. Nolden beſchreibet ſolchen als eine Würde, welche

der

der Fürſt ertheilet, vermöge deren ein gemeiner Mann ſtaffelweiſe erhaben wird. De Statu Nobil. c. 1. n. 67. Dieſe Definition aber iſt nicht zulänglich, indem unſer ganz alter Adel von keiner nobilitate dativa etwas wiſſen will, ſondern ſich à tempore immemoriali herzuſchreiben pflegt. Wie dann in der That die älteſten Familien ihre Origines nicht wiſſen. Es geſchiehet auch offt, daß mancher nicht per gradus, oder ſtaffelweiſe, ſondern per ſaltum, durch einen kühnen Sprung, auf einmal darzu erhoben wird. Barth. Caſanæus in ſeinem Catalogo Gloriæ mundi P. VIII. conſid. 2. nennet diejenige edel: Qui vel opibus, vel generis claritate, vel virtutibus cæteros antecellunt.

Es iſt gewiß, daß zu einem rechten förmlichen Adel dieſe drey Stücke nothwendig erfordert werden; 1) Geld, 2) Geburt, 3) Tugend. das Geld ſtehet hier billig oben an, denn es macht in der Welt faſt alles aus; die Einbildung wegen der Geburt erlanget dadurch ihren ſchönſten Glanz, und die Tugend ſchlendert ehrenhalben mit hinten drein; dann ihr zu Gefallen allein, hat man noch keinen Rang erſonnen, und ſie ſelbſt iſt zu beſcheiden, einen zu ſuchen (*).

(*) Ein verführter Decretorum Doctor, Felix Malleolus, vulgo Hemmerlein, deſſen Gedächtniß ſo ſehr

Dem ungeachtet iſt und bleibet doch allezeit die Tugend der einzige und wahre Adel des Menſchen, dadurch er ſich vor andern auszieret, vom Pöbel unterſcheidet, muthig ſeinen Stand erhöhet und glänzend machet (*). Weil aber in der

---

ſehr als ſein Buch veraltet iſt, welches er de Nobilitate & Rusticitate mit groſſem Fleiß geſchrieben hat, führet aus einem noch altfränkiſchern Scribenten: Quidam Johannis Anglicus: unter andern merckwürdigen Beſchreibungen des Adels auch dieſe mit an: Nobilitas eſt triplex, videlicet commendabilis, tollerabilis & vituperabilis. Prima eſt Eccleſiæ, ſecunda ſeculi, tertia inferni. Prima eſt beate viventium, ſecunda eſt large donantium, tertia eſt abutentium. Prima pervenit ex animi ſanctitate, ſecunda ex natura, & tertia degenerat ex diaboli pravitate. Dieſen letzten Adel, ſagt er, hätte der Adam gehabt, darüber er ſich und ſeine Nachkommen ins Verderben geſtürtzt. Capitulum Sept. fol XXVII. Es iſt dieſes für die damahlige Zeit eine ſehr lebhaffte und feine Satyre, und gehöret dieſes alte Werck ad prima incunabula Typographiæ, welches ſeit dem die Ehre einer neuen Auflage noch nicht genoſſen.

(*) Meiner Meynung nach kann niemand ein Edelmann heiſſen, als ein Liebhaber der Tugend. Mich rühren weder die ſchamerirte Kleider, noch die Pferde, noch die Hunde, noch die Folge der Lacayen, noch die vollen Tafeln, noch die ſteinerne Paläſte, noch die Fiſchteiche, noch die Dörffer und Freyherrlichkeiten u. ſ. w. Dann alle dieſe Dinge kann auch ein Thor erlangen, welchen niemand für edel halten wird, er müſte dann ſelbſt ein Thor ſeyn,

der Welt nichts ſchöner glänzet, als der Reichthum, ſo hat auch dieſer bald das Anſehen der Tugend gewonnen, die Augen der Menſchen verblendet und gleichſam die Wahrheit ſelbſt beſtochen; alſo daß man heut zu Tage denjenigen unſtreitig für Edelgebohren hält, der einen reichen und ſtoltzen Mann zum Vater gehabt, welcher ihm dabey ſo viel Geld und Gut hinterlaſſen hat, daß er damit groß thun und ſeinen Adel behaupten kann. Wer alſo hochmüthig und vermögend iſt, der kann auch einen Edelmann abgeben, wenn er gleich der gröſte Müſſiggänger und unnützlichſte Menſch von der Welt wäre. Nur allein denen Kaufleuten wird dieſe Ehre ſtrittig gemacht.

ſeyn, ſagt *Aen. Sylvius* in rariſſimo ſuo opuſculo de duobus amantibus, Eurialo & Lucretia. Hier gilt auch dieſe ſehr vernünftige Anmerkung: "Wenn Menſchen unter Menſchen ſolten den Vorzug haben, ſo muß ihm dieſer nach der Vollkommenheit der menſchlichen Natur zugeſprochen werden, weil jemehr es dem Menſchen an menſchlicher Vollkommenheit mangelt, je näher iſt er der viehiſchen Natur, und je weniger verdient er Reſpect von denen Menſchen. Weil GOtt die menſchliche Natur nicht der Viehiſchen, ſondern dieſe der menſchlichen unterworffen. Es kann aber ein Menſch nicht vollkommen ſeyn, als wenn er gelehrt oder weiſe iſt. Weil Gelehrſamkeit eine Vollkommenheit des Verſtandes und Willens iſt". Folglich kein Menſch mehr ein Menſch ſeyn kann, als ein wahrhaftig Gelehrter oder Weiſer. **Rüdiger Klugheit zu leben und zu herrſchen.** p. 514.

Unſere Geſetze wollen nicht zugeben, daß ſich ein Edelmann mit der Handlung vermenge: ſie halten es für etwas gegen einander lauffendes, ein Kauffmann und zugleich ein Edelmann zu ſeyn:

Non bene conveniunt vilis mercator & idem
Nobilis, ſagt *L. Helianus* 1. *in carm. ad ſtat. Imp.*

Sie erklären deswegen auch einen Edelmann, welcher Handelſchafft treibet, der Rechte und Vorzüge ſeines Adels verluſtig: Nobiles ſe negotiationi (ſcilicet vili) & mercaturæ immiſcentes perdunt nobilitatem. *L. Nobiliores 3. Cod. de commercio & mercatib. L. unic. Cod. de perfect. dignit. L. Milites 15. Cod. de re militari. L. 1. Cod. de præpoſ. agent. in reb. §.*

Zu denen Thurnieren wurde einer, der vom Adel gebohren und hergekommen war, nicht zugelaſſen, wann er ſeinen Stand anders, dann in adelichem Stand hielt, ſich nit von ſeinen adelichen Stenden, Renten und Gülten, die jm ſein Mann oder Erblehen, Dienſtlehen, Rahtgelt, Herrnſold oder Eigenthum järlich ertragen mag; ſondern mit Kaufmannſchaft, Wechslen, Fürkauffen, und dergleichen Sachen, nehren und ſein Einkommen mehren wolt, dadurch ſein Adel geſchmeht und veracht würde; wo er auch

auch ſeinen Hinderſaſſen und Anſtöſſern jr Brod vor dem Mund abſchneiden wolt, derſelb, ſo der Stück eins oder mehr überfaren und darwider thun würde, ſol in Thurnier nit zugelaſſen werden. Wo er aber darüber einreiten und Thurnier halten wolt, ſoll man mit jm um das Roß thurnieren und jn auf die Schrancken ſetzen, nach Erkantnus Thurnier-Freyheit. Kirner Thurnierbuch *Art. II.*

Hierher gehören auch die alten Thurnier-Reimen:

Wer ketzeriſchen Glauben hat,
Verachtet kayſerlich Mandat,
Wer Frauen ſchändt, ſchwächt eine Meid,
Wer Siegel fälſcht und ſchwört Meyneyd,
Wer Feld fleucht, läßt den Herrn in Nöth
Wer ſeinen Bettgnoſe ertödt;
Wer beſtiehlt Kirchen, Wittwen, Weiſen,
Wer unabgeſagt thut kriegen und reiſen (*).
Wer neu Zoll, Meut und Beſchwerd aufrieht
Wer ohne Ehe ſitzt (**), oder Ehe bricht
Der Fürkauff, Wucher, Wechſel treibt
Wer nicht in edlen Stamen bleibt

Mit

(*) Das iſt, wer den andern nicht zuvor die Fede oder den Krieg ankündiget.

(**) Das iſt, wer mit einer Beyſchläferin, oder wie man es heut zu Tage nach dem franzöſiſchen Wort zu nennen pflegt, mit einer Maitreſſe hauſſet.

Mit Heiraten oder sein Geschlecht,
Nicht von vier Stammen edel brächt,
Das seynd die zwölf turnier stück
Die der Keiser ordnet mit Glück.

Ferner sagt das Lehenrecht: **Von dem Sieben-den Heer-Schild weiß man nicht, ob er Lehen haben mag.** Welches das sächsische Landrecht P IV. folgender gestalt erkläret: **Pfaffen, Frauen, Bauren und Kaufleute, und alle die unehelich geboßren seyen, und die nicht von Ritterart seyen, die sollen Lehenrecht darben.** Hier wird also denen Kaufleuten ein schlechter Rang angewiesen.

Unsere meiste Rechtsgelehrte erklären sich ebenfalls in dieser Sache gegen den Kauffmannsadel, v. Tiraquel de nobilitate c. 27. n. 7. Strach. de mercatura: part. 3. n. 14 Keckerman. pol. l. 1. c. 14. Lerch de ordin. equestr. p. 1. n. 18. Knipschild l. 1. c. 13. §. 132. &c.

Besonders hat dieser letztere in angezogener Stelle, sich sehr hart gegen den Kauffmannsstand heraus gelassen, und alles angeführet, was man immer zu dessen Nachtheil und Verunglimpfung sagen kann. Er beschreibet die Kaufleute als solche, die ihr Gewerbe mit lauter Ungerechtigkeit, Betrug und Lügen führten. Schon zu der Thebaner Zeiten, sagt er, war ein Gesetz, daß niemand zu öffentlichen Ehrenämtern solte

tüchtig

ſuchtig gehalten werden, es ſey denn, er habe ſich zehen Jahre lang der Kaufmannſchafft enthalten, Ariſtot. 3. pol. c. 3. Den alten Römern hat aller Wucher dergeſtalt verächtlich geſchienen, daß ſie deswegen den Tarquinium Priſcum für geringer hielten, weil ſein Vater Damaratus ein Kaufmann war (*). Plato (**), Ariſtoteles (***) und Apollonius (****) hielten die Kauffmannſchafft für eine Feindin der Tugend; wie denn Plato ſolche zu den niederträchtigſten Handthierungen zehlet, und Lycurgus ſeinen Bürgern verboten, mit Handlung ſchändliche Wucherey zu treiben (*****). Cicero hielt ebenfalls diejenigen für ſchändliche Wucherer, denen man ihre Arbeit und nicht ihre Künſte abkaufte (******), weil dieſes Löſegeld eine Art des Lohns für die Dienſtbarkeit ſey.

Es

(*) Tarquinium Priſcum viliorem reddidit quod mercatore Damarato genitus eſſet. *Valer. Max. lib.* 3. *c.* 4. Quæſtus enim Patribus indecorus viſus eſt. T. Liv. l. 21.

(**) De Legibus.

(***) Ariſtot. l. 6. pol. Opificum & mercatorum, ſind deſſen Worte, prava eſt vita nullumque virtutis opus eorum tractat multitudo.

(****) Philoſtrat. vita Apollonii l. IV.

(*****) Lycurgus ſuis legibus vetuit cives in ſordida arte verſari, atque etiam in quæſtuaria quæ operoſam congeriem contineret. *Plutarch. in apoph. Lacon.*

(******) Lib. 1. de Offic. ubi verba: illiberales & ſordidi ſunt quæſtus Mercenariorum omnium quorum operæ non quorum artes emuntur.

Es iſt alſo, ſchlieſſet der teutſche Rechtsgelehrte Knipſchild, etwas ſehr verächtliches, Kaufmannſchafft zu treiben, hier einzukauffen und dort wieder zu verkauffen, indem hierauf nichts würde zu gewinnen ſeyn, wo man nicht wacker lügen könnte. Deswegen ſagt er, wären dieſe Leute eben ſo geſchickt zu ſchnöden Thaten, als zum Gewinn, v. Paulum in l. juſtiſſime 44. §. proponitur 1. ff. de ædil. ed. und wäre ihnen alſo nicht ohne Urſache von den alten Poeten die Ehre wiederfahren, daß ſie den Gott Mercurium zum Vorſteher der Diebe und der Kaufleute gemacht, gleichſam als ob dieſe mit jenen einige Verwandſchafft hätten, wie ſolches Prudentius von ihnen ſagt:

Expertes furandi homines hac imbuit arte,
Mercurius Maja genitus.

Und könnte man von denen Betrügereyen, Lügen und andern Laſtern, welche den Kaufleuten eigen wären, vieles bey dem Luca de Penna in l. nec ipſi circa med. C. de incol. & in rubr. C. negoc. ne milit. und bey Wehnero in ſeinen pract. obſervation. **Ungerecht Gut faſelt nicht**, nachleſen; als welcher letztere die durch Handelſchafft erworbene Haab unter die übel erworbene Güter rechnet, weil ſie nicht ohne Meyneid und Lügen errungen würden. Auch ſey der Kaufleute Glück immer wankelhafft und nichts beſtändiges; dergeſtalt, daß öfters von allen

len ihren Gütern nichts überbliebe, als die Sünde allein, c. ejiciens 11. Diſt. 88. Chryſoſt. homil. 38. in Matthæi cap. 21.

Der hier von den Handelsleuten ſo übel ſprechende Knipſchild, hat damit noch nicht genug geſagt: Er führet aus ſeiner weitläuftigen Beleſenheit auch noch das Exempel des Hungariſchen Königs Matth. Corvini mit an, welcher die Venetianiſche Edelleute nicht allein für unedel und pöbelhafft erkläret, ſondern ſie auch Bauren geſcholten hatte, weil ſie die Hoheit des Adels mit Wucher und Handlung beſudelten: wie ſolches Lanſius in ſeiner Rede contra Italiam angeführet. Hierauf paſſet er folgends die ſchöne Ehrenzeilen aus dem obangezogenen Heliano de carm. exhort. 1. ad ſtat. imp.

Siccine colluvies hominum piperiſque redemptor
Sordidus, omnigenæ ſic navita mercis, avarus
Inſtitor enormique marinus gutture mergus
Nobilium regnator erit? dominabitur argò
Degener? atque omni ſolitus ſervire lucello &c.

Noch füget er dieſem das Zeugnis aus dem ehrlichen

ehrlichen Caſſanæo (*) von dem neapolitaniſchen Adel mit bey, welcher, wie dieſer ſpottweiſe ſagt, viel lieber Hungers ſtürbe, oder ſich auf das Rauben und Plündern leate, als daß einer davon ſeine Tochter an den reichſten Kauffmann verheurathen ſolte, oder ſich ſonſt mit einer ehrlichen Handthierung zu nähren ſuchte. Wie nun dieſe Großmuth des neapolitaniſchen Adels billig als etwas gantz beſonders zu betrachten iſt; ſo muß man ſich ebenmäßig über die Dreiſtigkeit des guten Knipſchilds verwundern, der aus dieſem und andern dergleichen Umſtänden ſchlieſſet, daß alle und jede Kauffmannſchafft dem Adel völlig unterſagt und deſſen Würde gantz entgegen

(*) Catal. gloriæ mundi Parte 8. conſid. 49. deſſen Worte verdienen hier eine Stelle zu finden: Neapolitani qui præ ceteris nobilitatem præ ſe ferre videntur, cum in deſidia ac ignavia conſtituere videntur. Nulli etenim præter quam inerti & inexperto ocio intenti, ſedendo atque oſcitando ex ſuis poſſeſſionibus vitam degunt. Nefas eſt, ut opinatus, nobili, rei ruſticæ, aut ſuis rationibus cognoſcendis operam dare. Sedentes in atriis in hemicyclis, aut in equitando priſcis domibus orti, ſe nobiles profitentur. *Mercaturam ut rem turpiſſimam viliſſimamque exhorrent, adeo faſtu nobilitatis tumentes, ut quantumvis egenus atque inops citius fame interiret, quam filiam vel opulentiſſimo mercatori matrimonio collocaret, mavultque furtis & latrocinio quam honeſto quæſtui vacare.*

gen ſey; mithin alle diejenige ihres Adels verluſtig würden, und darauf gleichſam Verzicht thäten, welche Handelſchafft trieben.

Wir werden nicht viel Mühe haben das Gegentheil davon hier zu erweiſen: Rechte, Vernunfft und Gewohnheit geben uns wenigſtens ſo viel an die Hand, daß man einen ehrlichen Juncker ſchon noch mit einem reichen Kauffmannsmädgen tröſten; oder ihm, im Fall der Noth, eine geziemende Handelſchafft anweiſen kann, ohne daß er Urſache habe, ſeinem Adel zu gefallen, Hungers zu ſterben, oder ſich auf das Rauben und Plündern zu legen.

Andere Betrachtung.

Unterſuchung der Geſetze, welche die Kauffmannſchafft ins Groſſe, von dem Adel nicht ausſchlieſſen.

Die Geſetze, ſo hart ſie auch wieder die Kauffmannſchafft loszubrechen, und ihr Gewerbe, welches eines der wichtigſten und nützlichſten im gemeinen Weſen iſt, hin und wieder verdächtig zu machen ſcheinen, ſind doch mit nichten auf eine andere Art zu erklären, als die Sache, wovon die Frage iſt, mit ſich bringet. Nun iſt es zwar allerdings richtig, daß *l nobiliores C. de commerciis & mercat.* die Kauff-

mannſchafft dem Adel unterſagt ſey; wiewohl ſolches *Anton de Butrio in rubr. extra ne cleri & mon.* und *Barthol. Capola* auf gewiſſe Art bereits wiederſprochen; Wollen wir aber hier gründlich urtheilen, ſo müſſen wir auf die Urſache ſehen, welche die Geſezgeber bewogen haben, den Edelleuten die Handlung zu verbieten: ſolche können wir *ex lege* 3. *ff.* §. 1. *de muneribus & honoribus* ganz natürlich herleiten: dieſes Geſetz befiehlt, daß diejenige Edelleute, die ſich nicht zugleich adelich aufführten, die Vorzüge des Adels auch nicht ſolten zu genieſſen haben: dieſes iſt allhier Ratio legis, wo die Affirmativa nicht minder ſtatt findet als die Negativa; nemlich: Einer von Adel verlieret nicht die Vorzüge ſeines Adels, ſo lange er fortfähret adelich zu leben: dieſes iſt der erſte Satz. Ein vornehmer Kauffmann, der groſſe Handelſchafft treibet, lebet insgemein recht adelich: dieſes iſt der andere Satz. Der Schluß darauf folget nothwendig: Ergo kann ein Kauffmann, wann er von Adel iſt, und dabey adelich lebet, die Vorzüge ſeines Adels nicht verliehren. Mercatura enim non eſt actus immediate & per ſe nobilitati contrarius, ſagt Nolden ad leg. alleg. 3. C. nob.

Es iſt zwar nicht zu leugnen, daß zu Zeiten der Thurniere einer von Adel, wann er Handelſchafft trieb, zu denſelben nicht mit zugelaſſen wurde, laut obangezogenem eilften Articul; Allein die damahlige Zeiten waren ſo beſchaffen,

daß

daß man wenig von groſſen Handelſchafften wuſte; alſo daß diejenige Kaufleute, die zu Zeiten des erſten Heinrichs lebten, wohl nicht beſſer, als unſere heutige Krämer mochten geweſen ſeyn.

In den alten Zeiten herrſchte in allen Provinzen von Teutſchland eine groſſe Unordnung. Ein Nachbar überfiel den andern nach eigenem Gefallen. Man ſchlug ſich mit einander herum, ohne einige rechtliche Form. Die Landſtraſſen waren mit Dieben und Räubern bedeckt, und es war ſogar keine Sicherheit ſelbſt in den beveſtigten Schlöſſern, welche in den Wäldern und Gebürgen lagen. Die Hunnen, die Wenden, die Gothen, die Obotriten und andere dergleichen Völker verheerten nach einander alle Gegenden vom teutſchen Boden. Heinrich der Vogler war der erſte, welcher daſelbſt Ruh und Ordnung einzuführen ſuchte; er ließ zu dem Ende unterſchiedene Städte erbauen: man dachte aber noch damals an keine Handelſchafften. Die Einwohner dieſer neuen Städte waren ſo gut als eine Beſatzung von Kriegsvölkern; alles übte ſich noch in Waffen. Nur die Krämer und Marketender verkauften darinnen die nöthige Sachen zur Leibesnahrung und Nothdurft. Endlich bekam das teutſche Reich in dem vierzehenden Jahrhundert ein anders Anſehen: die Handelſchafft nahm mit der Seefahrt zu, nachdem man vermittelſt der Magnetnadel die Wege zu unbekannten Ländern entdeckte. Man

fand eine neue Welt, und in derselben eine Menge von seltenen Dingen, die man mit nach den Seeplätzen zurück brachte: die benachbarte Städte bekamen davon ihren Antheil. Die Schätze und Reichthümer vermehreten sich allenthalben. Florenz, Venedig, Genua und Antwerpen wurden gewaltige und berühmte Städte: der Adel selbst, um mit mehr Nachdruck und Glanz seine Herrlichkeit zu zeigen, rüstete Schiffe aus, und brachte die Handelschafft empor. Neapolis, Palermo, Lißbon, Sevilien, Marsilien, London und die Hansee-Städte folgten nach und nach der andern Beyspiel. Man begunte die Annehmlichkeiten eines ordentlichen und ruhigen Lebens zu empfinden. Die blutige und wilde Neigungen sich einander zu rauffen und die Hälse zu brechen verwandelten sich in Leutseligkeit: Künste, Wissenschafften und gute Sitten wurden allenthalben mit dem Kauffhandel eingeführet. Die Edelleute waren auf diese Weise die erste Kaufleute, welche sich weng an diejenige dunkele Zeiten kehrten, worinnen ihnen das Handeln verboten war. Gestalten diese neue Art ins Grosse zu handeln, Schiffe zur See zu haben und Reichthümer sich zu erwerben, ihrem Adel um so weniger verkleinerlich schien, je mehr sie dadurch in Stand gesetzt wurden, denselben mit desto mehr Glanz und Nachdruck zu führen, ja selbst den Pracht ihrer Könige und Fürsten nachzuahmen.

Hieraus erhellet nun ganz deutlich, daß die Ge-

Gesetze über eine Sache nicht haben sprechen können, die zu denen Zeiten der Gesetzgeber nicht waren. Vielmehr geben es die Umstände der Gesetze selbst, daß sie keinen andern Vorwurf gehabt, als den schändlichen Wucher und die ehrbaren Leuten ganz unanständige Schacherey dem Adel zu verbieten; Und dieses war auch die Meynung der obgedachten grossen Weltweisen, die der Kauffmannschafft deswegen nicht hold waren, weil sie zu vielerley Betrug, Uppigkeit und Unordnungen verleitete. Wo findet man aber nicht in dem menschlichen Leben, auch in Ansehung der allernöthigsten Dinge, einen schändlichen Mißbrauch? Die alten Römer urtheilten schon viel anders von der Handlung als die Griechen: sie hatten unter sich grosse Leute, die sich der Handlung keineswegs schämeten; und ob gleich Cicero selbst auf den Wucher und die Krämerey schmähete, so machte er doch einen merkliche Unterscheid zwischen derselben und einer rechtschaffenen Handlung, die ins grosse getrieben wird: diese erklärte er für lobenswürdig, die Krämerey ins kleine aber allein für etwas verächtliches. Mercatura, lauten seine Worte, si tenuis est, sordida putanda est, si magna & copiosa, videtur jure optimo laudari. *Lib. I. de offic.* Cicero hatte wohl Ursache dieses zu sagen, dann zu einer grossen Handlung wird ein kluger Kopf, weitläuftige Wissenschafft und vieles Geld erfordert. Graf Reinhard zu Solms, in seiner Beschreibung des Adels, welche zu Franckfurt in Folio im

Jahr 1563. heraus kommen, muß ſelbſten eingeſtehen, P. IV. daß der Adel von Tugend, Vernunfft und Geſchicklichkeit ankomme, und darum, ſpricht er, haben ſie auch den Titul ſo hoch, als die Geſtrengen und Ehrenveſten, daran ſoll ein jeder, er ſey groſes oder kleines Standes gedencken, daß er ſeinem Titel eine volge und Gnügen thu, daß er den mit Ehren und der Wahrheyt tragen möge, vnnd ſich liederlicher Stück nicht befleiß vnnd den untüglichen gleich mache, ſondern bey ſeinen Ehren bleibe, darnach handeln und gedencken, das iſt der höchſte Adel; dann, fahrt er fort, der Name Fürſt, Graue und Herr ſeind nur Aempter, darumb iſt jr Name, die Geſtrengen und Ehrenveſten ein hochbedencklicher Titel, daß der Adel hören ſoll was ihm gebüret; der Adeliche Name, als die vom Adler, haben einen austrücklichen Titel der Tugend und Ehren, als die Geſtrengen vnnd Ehrenveſten, das iſt das Fundament der Adelheyt.

Iſt nun das ganze Fundament des Adels Tugend und Ehre, ſo fragt ſich billig, warum ein vornehmer angeſehener Kauffmann nicht auch ſoll adelich ſeyn können? Verſchiedene neuere Rechtsgelehrten reden deshalben ſchon ganz anders von dem Stand der Kaufleute. Sie halten dafür, daß einer, der groſſe Handelſchaft treibet, und dabey Vitam nobilitati decentem

non

non deſerit, wie Noldenius de ſtatu nobilium L. 22. §. 99. ſpricht, ſeinem Adel mit nichten derogire: dann wie wir oben ſchon aus dieſem Authore gemeldt: Mercatura non eſt actus immediate nobilitati contrarius. *Nolden ad l. 3. C. Nobil.* Damit ſtimmet überein *Bocer de Regalibus Cap. 2. n. 55.* Wo er den Satz des Mathæi de Affl. anführet: Si quis mercaturam exerceat valde magnam & precioſam, non vilem, nihil derogari eorum nobilitati exiſtimatur. *v. Math. de Afflict. ad Tit. Quis dicatur N. 16. lib. 2. Feud. It. Stephan. de Nobilitate. Cap. 7. n. 13. Jt. Braun.* Adeliches Europa *Cap. 9. §. 116. De la Roque Traité de la nobleſſe Ch. LXXXVIII. Si l'on doit permettre aux Gentilshommes de traſiquer &c.*

Wenn wir aber allhier von dem Adel reden, ſo verſtehen wir darunter nur den gemeinen und geringern: Quibus non eſt alium inclytum titulis genus; keinesweges aber den hohen, Stiffts und Thurniermäßigen Adel, welcher immediat unter dem Kayſer und dem Reich ſtehet, dabey ſemper frey und niemand unterworffen iſt; Denn dieſer würde ſich allerdings von ſeiner Würde und Standes-Herrlichkeit herunter ſetzen, wenn er wolte Kauf und Handel treiben, ohne Schreib-Stuben haben, und mit allerhand Leuten, nach den gewöhnlichen Kaufmanns-Titulaturen einen gemeinen Briefwechſel unterhalten. Man hat davon nicht leicht einige Exempel; obgleich nicht zu leugnen, daß verſchiedene bekannte und vor-

nehme Familien, durch groſſe Unglücks-Fälle, und Landsverderbliche Kriege, beſonders zu Zeiten der Albaniſchen Verfolgungen in den Niederlanden, ſich genöthiget geſehen, Hauß und Güter zu verlaſſen, und ſich anderwerts durch Handelſchafften einigermaſſen wieder aufzuhelffen, und die Ihrigen fortzubringen.

Es ſind demnach bey Erörterung dieſer Frage, ob die Handlung dem Adel derogire, dieſe zwey Dinge wohl zu betrachten, 1) daß man hier nicht von dem hohen Stifftsmäßigen Adel, und 2) nicht von einer kleinen, ſondern von einer groſſen und wichtigen Handlung rede. Denn was die Handlung ins kleine betrifft, ſo hat es damit ſeine unſtreitige Richtigkeit, daß nemlich ſolche allenthalben den Adel verliehren macht. Si un Gentilhomme trafique en detail & en boutique, la derogeance eſt toute formelle; ſagt la Roque Tr. de la Nobl. Ch. XXXIIX. p. m. 372.

Ohne dieſen wichtigen Unterſcheid, würde man den Statum quæſtionis nicht recht formiren, noch die Frage, die ſo vielem Wiederſpruch unterworffen iſt, niemals gehörig auseinander ſetzen können. Es wird niemand läugnen, daß der Adel nicht ſeine verſchiedene Staffeln, wie alle andre Würden und Hoheiten in der Welt habe. Wolte man vorgeben, das alte teutſche Herkommen und unſre Reichs-Grund-Geſetze vergönneten den Kaufleuten alle Vorzüge des hohen Stifts-

Stiftsmäßigen Adels, so würde man damit so wohl den Gesetzen selbst, als ihrer bisherigen Observanz entgegen sprechen; Allein, sagen, daß eine Handlung ins Grosse nichts habe, so dem Adel überhaupt zuwieder sey, und daß ein vornehmer reicher Handelsmann sowohl einen Edelmann abgeben, Lehen und Ritter-Güter, mit adelichen Titeln, Wappen, Würden und Vorzügen besitzen könnte, als ein Gelehrter, Soldat oder Renterirer; solches ist eine Sache, die so wohl mit der Natur des Adels als mit der Erfahrung übereinkommt. Dann wir sehen nicht allein in grossen Handels-Plätzen, daß alte adeliche und gute Geschlechter ihre Handelschafften noch immer forttreiben; sondern auch daß jährlich noch Handels-Leute, qua tales, von Kayserlicher Majestät mit dem Adel und Ritter-Stand beehret werden. Wäre also der Adel und die Handlung, wie viele wollen, e diametro einander entgegen, so würde der Kayser keine Kaufleute in Adel-Stand erheben, und diese dabey ihre Handlung forttreiben. Man lese hierüber die Nachricht von illustren Negotianten, welche in Nürnberg Anno 1735. und 39. herausgekommen, wo man viele dergleichen Exempeln finden wird.

* * *

Dritte Betrachtung.

Von der Derogation und Rehabilitation des Adels der Kaufleute.

Hier äuſſert ſich ferner dieſe Frage: Ob diejenige, die ihrem adelichen Herkommen ungeachtet eine Handlung ins Kleine getrieben und ſich ſowohl ihres Prädicats, als andrer ihnen von Rechtswegen gebührenden Vorzügen nicht bedienen, ihren Nachkommen dadurch den Adel vergeben?

Die Meynung der gelehrteſten Rechts-Gelehrten gehet dahin, daß diejenige, die ihren Kindern den Adel nicht gegeben haben, ihnen denſelben auch nicht nehmen können: Jura enim ſanguinis nullo civili modo dirimi poſſunt L. 8. ff. de reg. Jur. Es kommt hier der Adel nicht von dem Vater, ſondern von dem Stamm: quæ vero non a patre ſed a genere tribuuntur, ea manent poſteris incolumia L. 3. ff. pe interdict. & relegat. Es ceßiret auch hier nicht ſo wohl der Adel ſelbſt, als nur deſſen Gebrauch. Conſil. de jure Pontif. T. I. conſerv. 2. n. 5. Denn wie die Kinder die Güter ihrer Groß-Eltern und Vorfahren erben, alſo überkommen ſie auch ihren Stand und Adel, wenn auch gleich ihre eigene Väter ſolche nicht geführet haben. La Roque erkläret dieſen Satz ſehr deutlich: Le Pére, ſagt er, n'ayant pas acquis la Nobleſſe, il ne la peut pas faire perdre à ſes deſcendans,

dans, qui n'ont pas cette qualité de ſon chef, puiſque leur ayeul, ou autre aſcendant, les appelle à cette ſucceſſion de Nobleſſe par une eſpéce de ſubſtitution tacite: & tenant cet honneur, non à patre ſed genere, ils le conſervent à perpetuité. *Traité de la Nobleſſe. Ch. XXXIX. p. m.* 491. (*)

Meines Erachtens aber halt ich dafür, daß diejenige, die ſolchergeſtalt in die adeliche Rechte ihrer Vorfahren treten wollen, nothwendig auch ſolchen Stand und ſolche Handthierung ergreiffen müſſen, die dem Adel nicht zuwieder iſt. La Roque in dem ſchon angeführten Capitel urtheilet, daß man den Adel ſeiner Vorfahren wieder annehmen könne, wenn man auch denſelben durch verſchiedene Generationen derogiret hätte; denn die Rechte des Geblüts blieben ſtets denen Nachkommen von ihren Vorfahren eigen; doch iſt er darüber nicht der Meynung, daß der Adel erſtlich in der ſiebenden Generation bey den Nachkommen, verloſchen würde; denn dieſes gehet zu weit, und lauffet ſchon zu ſehr in die Zeiten der Muthmaſſungen. Ja wenn auch ſchon die ordentliche Abſtammung vom Vater

(*) Die franzöſiſchen Scribenten pflegen zwar in dieſer Materie bey uns wenig zu gelten: Sunt enim Nobiliratis præſertim in Germania nepti ad modum & leves judices: Allein, da wir hier von dem Adel überhaupt handeln, ſo können wir auch die Meynungen auswärtiger Rechts-Gelehrten nicht bey Seite ſetzen.

Vater auf den Sohn könnte erwiesen werden, so ist doch hier nichts anders, als eine völlige Dereliction des Adels zu vermuthen. Kommt nun die Länge der Zeit mit hinzu, so halte ich die Verlöschung des Adels für vollkommen. Ja ich glaube nicht, daß den Nachkommen in solchem Fall das geringste Recht darzu solte übrig bleiben, weil alle Dinge in der Welt durch den Fortlauff der Zeiten, wann sie nicht unterhalten werden, ihre Eigenschafft und Natur gänzlich verlieren, und eine andre dargegen annehmen. In solchen Fällen aber wo in einer noch bekannten Zeit und durch sattsame Urkunden ein Geschlecht in Abgang gekommen ist, da kann ein Fürst, Stand und Würde wieder erneuern und die Nachkommen in den Besitz ihres alten Adels herstellen.

Es ist aber diese Rehabilitation, wie wir solche nennen, alsdann nur vonnöthen, wann der Adel würcklich durch den Betrieb einer unanständigen Handthierung, mit Aufgebung desjenigen Titels, Prädicats und Wappens, dessen sich die Vorfahren bedienet haben, ist derogiret worden; dann der Adel wird dadurch nicht allein gekräncket, sondern auch niedergedruckt, wann einer ein geringes verächtliches Handwerck treibet, und sich davon nähret. Dieses ist vornehmlich von der Krämerey und geringen Handels-Leuten zu verstehen: dem Adel ist solche nicht wohl anständig, und dahero demselben auch bey den Römern L. Nobilior. 3. C. de Commerc. & muneri-

bus.

nerib. T. verbothen geweſen. Praun Adeliches Europa pag. 136.

Wo ſich aber das Gegentheil äuſſert, und zum Exempel einige die von altem adelichen Herkommen ſind, nur ins Groſſe gehandelt, dabey ihr Prädicat und Wappen beybehalten, ob ſie ſich gleich aus dem Adel ſelbſt ſo viel nicht gemacht haben; von denen kann man, laut obigen Sätzen nicht ſagen, daß ſie ihrem Adel derogiret, oder ſolchen gar aufgegeben hätten; dann ſie behalten ſolchen als ein Jus quæſitum, oder als ein Privilegium, Jure poſtliminii vel quaſi, deſſen ſie ſich eine Zeitlang nicht zu bedienen ſcheinen: Bartol. in L. naturale eſt unum quodque ff. de re judic. it. Warnelius Tom. I. Conſ. de jure Pontif. conſerv. 2. n. 5. Alſo, daß es bloß auf ſie, oder auf ihre Nachkommen ankommt, wenn ſie den Adel gleichſam aus dem Sack wieder heraus langen, und bey einer Relevatione ſtatus & conditionis öffentlich wieder führen wollen. Denn die Derogation des Adels beſtehet in einer würcklichen Herunterſetzung deſſelben, durch ein unanſtändiges Gewerb, und durch eine damit verknüpffte niederträchtige Aufführung; da nun dieſe beyde Stücke bey einer groſſen Handlung ſich nicht zu ereignen pflegen; Prädicat und Wappen aber, als die wahre ſigna nobilitatis, dabey von ſolchen vornehmen Handels-Leuten ſind fortgeführet worden; ſo geben ſie dadurch genugſam zu erkennen, daß ſie weder ſich, noch ihren Nachkommen, durch ihre Handlung im mindeſten etwas,

was, ratione ihres Adels, haben vergeben wollen. Kommt nun noch dieſes hinzu, daß ſie der Fürſt ſelbſt in dieſer Qualität erkennet, und ihnen das Prädicat von in allen Schrifften und Ausfertigungen, die er ſelber eigenhändig unterſchrieben, und mit ſeinen gröſſern Inſiegeln behängen läſſet, ertheilet, ſo iſt dieſes eine Agnitio pleniſſima. Und niemand kann ſagen, daß ſie durch ihre Handlungen ins Groſſe ihrem Adel etwas præjudicirt; noch vielweniger, daß ſie, oder ihre Nachkommen, deßwegen einer Rehabilitation vonnöthen hätten, wann ſie ihre Handlung aufgeben, und andern Ritters-Leuten gleich, bey Hof und in denen Ritter-Stuben erſcheinen wollen. Denn ob es wohl geſchichet, daß man in gewiſſen adelichen Stifftungen und Geſellſchafften, ja nicht einmahl auf den Geſchlechter-Stuben in Nürnberg und Franckfurt, Kaufleute pfleget einzunehmen; ſo beweiſet doch dieſes nichts gegen ihren Adel. So wenig deswegen den uralten Patricien in den Städten etwas von ihrem Adel entgehet, weil ſie der Land-Adel nur Alter-Edelleute zu nennen pflegt. S. Braun Beſchreibung der adelichen und erbarn Geſchlechter in den Reichs-Städten. Denn was Privat-Geſellſchafften dißfalls unter ſich für Satzungen machen, iſt kein öffentliches Geſetz. Und ſo wenig der Fürſt dieſen Geſellſchafften ein Mitglied kann aufdringen, ſo wenig können auch dieſe Geſellſchafften den Fürſten verhindern, Kaufleute in Adel-Stand zu erheben.

Viele

Viele halten zwar dafür, daß die Rehabilitation in keinem Fall, wenn auch gleich der Adel durch unanſtändige Handthierung würcklich ſeye derogiret worden, vonnöthen ſey: ſie behaupten, daß ſo bald man die gemeine Handthierung niederlege, oder die Handlung aufgebe, der Adel ipſo jure wieder hergeſtellet würde. Caracter enim in ſanguine indelebilis eſt. Guido Papa deciſ. 106. n. 2. Rebuffus ad conſt reg. tit. de mercat. vend. gloſ. 2. n. 1. Loiſeau Tr. des Ordres Ch. 5. n. 105. Caſſanæus Coutume de Bourgogne rubr. 4. §. 19. gloſ. Verbor. Anton. Faber in ſuo Codice l. 9. t. 28. (*)

Alſo

(*) Die Worte dieſes letztern ſind ſehr nachdencklich und geben in dieſer Sache ein groſſes Licht. Qui Nobilitatem habet ab avis & proavis, non idcirco eam amittit, quod patrem habuerit, qui mechanicas forte & obſcuras artes exercuit; abſurdum enim ſit a patre ſolo auferri filio, quod non a ſolo patre filius habet: nec quod eo ipſo tempore conceptus filius fuit, quo pater eam nobilitatem amiſerat, ad rem pertinet: nam quod dici ſolet per medium quod vocant inhabile impediri extremorum conjunctionem ad hunc caſum non pertinet, in quo fieri non poteſt, quin avi nobilitas, per patrem, quantumvis ignobilem, in nepote cum vita transmittatur. Quidni vero cum is ipſe qui mechanicas artes exercuit, ſi ab antiqua proſapia nobilis fuerit, ſola deſiſtentia recuperet nobilitatem, neque ulla indigeat rehabilitatione; qua procul dubio indigeret, qui ex privilegio & ſola Principis conceſſione primus ſibi

Alſo ſchadete es ehedeſſen dem Marco Æmilio zu Zeiten des Jugurtiſchen Kriegs mit nichten, daß ſein Vater, aus Noth gezwungen, einen Kohlenbrenner abgeben muſte, wie ſolches Jac. Curtius in ſeinen Conjecturis jur. civil. l. 2. c. 20. wohl angemercket hat. Mit einem Wort, ſagt Praun in ſeinem Adelichen Europa p. 139. alles, was keine Infamiam nach ſich ziehet, das halte ich nicht, daß es den Adel ganz aufhebe, ob es ihn wohl krämcket. Allein, da gleichwohl der Adel, wie andere Vortheile dieſer Welt, den Veränderungen des Glücks mit unterworffen iſt, und ſich deshalben öffters zu gar geringen Handthierungen bequemen und herunter laſſen muß; das Glück aber insgemein auch die Sitten mit zu ändern pflegt, und ein niederträchtiges Leben immer noch etwas von dem Schlamm des

---

ſibi ſuisque nobilitatem quæſiviſſet. Eben dieſer erkläret ſich ferner an einem andern Ort: Rub. D. tit. Decis. 257. folgendergeſtalt: Quod pater meus, qui nobilitatem a genere habebat, eam amiſerit per actus mechanicos, non debet mihi nocere, licet natus ſim eo tempore, quo jam amiſſa erat nobilitas: neque mirum, quia etiam is qui amiſiſſet nobilitatem avitam, recuperaret eam per ſolam deſiſtentiam, quæ ſaltem tum evenit cum is moritur: Cur ergo mihi nocebit, quod ei, ſi hodie viveret non noceret? Non idem eſt ſi pater meus Nobilitatem habuit duntaxat ex privilegio, amittendo enim privilegium & ſibi noceret & poſteris: niſi proponas, Nobilitatem à Principe datam ei & ejus poſteris; tunc enim factum patris nocere filiis non deberet.

des Pöbels zurück behält; ſo hat es die Gewohnheit, und einigermaſſen auch die Nothwendigkeit alſo bey uns eingeführet, daß man bey ſolchen Umſtänden, wo man den Adel ſeiner Vorfahren wieder annehmen will, ſich zu dem Kayſer hinzuwenden pflegt, um durch deſſen ihm beywohnenden kayſerlichen Macht und Gewalt, denſelben wieder zu erlangen. Es ſey dann, daß einer durch die Vortreflichkeit ſeiner Tugenden und dabey führenden adelichen Würden, den Verfall ſeines Adels ſelbſt veraeſſen machte, mithin ſeinen alten Geſchlechts-Adel auf einen neuen Grund ſetzte. (*) *Conf. La Roque traité de la Nobleſſe & de ſon origine ſuivant les préjuges, arrets & reglemens du Conſeil de S. M. Ch. VI. de Lettres de rehabilitat.* Wo aber eine ſo glänzende Veränderung ſich nicht ereignet, da halte ich die Wieder-

(*) Alſo hat es bey uns der Gebrauch und der Wohlſtand eingeführet, daß man einem vornehmen Staats- Kriegs- oder Hof-Bedienten das Prädicat von zu ſeinem Geſchlechts-Namen ſetzt, er mag von Adel ſeyn oder nicht: Aus Urſache, weil hier die Würde höher iſt, als der Stand; da im Gegentheil, wo der Stand höher iſt, als die Würde, da nennt man einen ſchlechtweg bey ſeinem Geſchlechts-Namen: Herr von . . Herr Graf, Monſieur le Chevalier, Monſieur le Marquis und ſo fort. Wiewohl die Franzoſen und Engelländer aus den Titeln ſo wenig machen, daß ſie die gröſte Leute, wann ſie von ihnen reden, nur Monſieur ſchlechtweg, z. E. Mr. Belle-Isle, Mr. Walpole, Mr. Stairs ꝛc. zu nennen pflegen.

Erneuerung deswegen für unentbehrlich; weil unser Stand doch eine Gewißheit haben und für dasjenige gelten muß, was er ist.

Zur Verkleinerung des Kaufmanns-Adels thut auch nicht wenig die sorgenlose Wahl im Heyrathen, wobey die Freyer insgemein mehr auf Geld und Gut, als auf den Stand und Adel ihre Absichten richten. Wodurch es öffters kommt, daß mancher edler Herr gar übel verschwägert ist, und bald diesen, bald jenen einen Vetter heissen muß, mit dem er sonsten nur gar wenig Ceremonien würde gemacht haben. (Ich rede hier nach den Formeln einer Welt, worinnen die Einbildung und der Hochmuth die Gesetze des Wohlstandes gemacht, und also civiliter, nicht moraliter.) Dieses giebt nun freylich für die junge Herren, die aus einer solchen Ehe erzielet werden, kein gar zu glänzendes Ahnen-Register.

Es heisset zwar: *Uxor sequitur dignitatem Mariti*: Das **Weib folget der Würde ihres Mannes**; Allein es will doch gleichwohl auch hierinnen ein gewisser äusserlicher Wohlstand beobachtet seyn, mit welchem sich, in Ansehung einer glücklichen und ehrbahren Ehe, auch verschiedene moralische Umstände verknüpffen, z. E. wegen der Sitten, Gebräuche, Gewohnheiten, Lebens- und Erziehungs-Arten ꝛc. Dergestalt, daß deswegen die Gesetze, die Matrimonia nobilium cum filia plebejæ conditionis inita, improbiren; ex lege XII. tab. und diese selbsten dem

dem Adel zu derogiren pflegen. Claritas enim generis ſordeſcit commixtione abjectæ conditionis. Da im Gegentheil:

Stemmate materno felix, virtute paterna.(*)

Jedoch wie die Reichthümer insgemein denen, welche ſie beſitzen, ein gewiſſes Anſehen und vornehmes Weſen ertheilen, auch ſie ſelten mit dem gewöhnlichen Hochmuths-Geiſt zu verſchonen pflegen, ſo ſiehet man auch gar wenig in groſſen Handels-Städten, daß Kaufleute von der erſten Claſſe ſich mit ärmeren und geringeren Familien vermengen; wie ſie dann dißfalls in ſtolzer Auszeichnung dem Adel ſelbſt nichts nachgeben.

Sonſten bleibet es in allewege bey den Vorzügen der Tugend, als welche allen Glücks-Gütern und Ahnen-Regiſtern in der Welt weit vorzuziehen iſt. Es muß aber dieſe Tugend ſo beſchaffen ſeyn, daß ihr Glanz über alle Vortheile und Vorzüge des Standes-Adels hervor leuchtet. Sie muß Witz, Verſtand, Erziehung und Lebens-Art haben: Mithin jedermann ſie zu verehren, mit einer ihr eignen Gewalt zu zwingen wiſſen.

(*) Statius in lacrym. H r. l. 6. Sylvar.

Vierte Betrachtung.

Von der Würde des Kaufhandels an und für ſich ſelbſt, und daß derſelbe dem Adel nicht zuwieder ſey.

Nachdem wir bisher den Inhalt der gemeinen Geſetze, in Anſehung der Vorzüge der Kaufleute angeführet haben; ſo wollen wir nunmehro auch die Rechte der Vernunft und der Gewohnheit unterſuchen, und ſehen, wie weit ſolche den Kaufmann, theils unter den Adel, theils unter den Pöbel ſetzen.

Die Würde der Kaufmannſchaft erhellet ſogleich aus ihrem überaus groſſen und wichtigen Nutzen im gemeinen Weſen. Die Handlung iſt das ſicherſte Mittel einen Staat in Aufnahme zu bringen, und mächtig zu machen. Ein Land mag die beſte Früchte tragen, und noch einen ſo groſſen Uberfluß an allerhand Metallen und Erd-Gewächſen bringen; es mag die ſchönſte Wolle und die beſte Seide geben; es mag auch mit Fabricken und Manufacturen angefüllet ſeyn; ſo wird ihm doch alles dieſes nicht viel helffen, wann darinnen dasjenige Triebwerck fehlet, welches alles in Bewegung ſetzet, alles an gehörige Orte hinbringet, und alles nach Nothdurft austheilet. Dieſes kann ohne Handelſchafft nicht geſchehen. Ein Land hat Vorrath an Getrayde, ein anderes

an Oel, ein drittes an Wein; man vertauschet eines gegen das andere, man vergleichet den Werth mit baarem Gelde: man kauft Waaren ein, welche sich da nicht finden, wo man sie hinbringet, und verkauft sie wieder mit einem anständigen Gewinn. Viele tausend Menschen werden dadurch beschäftiget, erhalten und genähret. Der Umlauf des Geldes ist wie der Umlauf des Geblüts in einem gesunden Cörper, welches in beständiger Bewegung sich durch alle Gliedmassen durchtreibet. Der Staat wird reich und mächtig: und die Kaufmannschaft verknüpffet das Band der allgemeinen Gesellschaft der Menschen, indem sie Treue und Glauben erhalten, und die Nothdurft eines jeden mit besorgen hilft.

Alle Menschen sind in einem gewissen Sinn Handelsleute; dann es finden sich wenige, die nicht etwas kauffen oder verkauffen. Die Könige und Fürsten handeln mit ihren Soldaten und Kriegs-Truppen, die einer dem andern gegen ein Stück Geld abtritt, und zu seinen Diensten überläßt. Nicht viel besser, als wenn man einem Pferde und Ochsen verhandelt. Der Land-Adel sucht seinen jährlichen Anwachs an Vieh, Getrayde, Wein, Wolle und Oel, so gut er kann, zu Marckte zu bringen, und daraus eine Summe Gelds zu lösen, damit er seinen Staat führen, Laquayen, Pferde, Hunde und andere unnütze Mäuler unterhalten kann. Unter denen Herren Geistlichen giebt es zuweilen die geschickteste Commercien-Räthe, welche am besten wissen, wenn

ſie Korn aufſchütten, oder verkauffen, und ihre Gelder auf gute Unterpfänder zu 6. für 100. auslehnen ſollen. Man gehe nur in die Klöſter und reiche Prälaturen, und ſehe, was darinnen für ein ſtattlicher Handel getrieben wird. Die Gelehrten überhaupt ſind die gröſten Papierhändler, da ſie ſich einen jeden Dinten-Kleck, wenn ſie nur können, bezahlen laſſen. Sie handeln mit Leichen-Predigten, Zuſchriften, Lob-Reden und Gedichten, und laſſen ſich öfters ihre ſinnreiche Unwahrheiten vortreflich bezahlen. Ein armer Handel, beſonders in Anſehung der Herren Poeten: Beſſer wären ſie Stockfiſch- und Härings-Krämer; denn mit dieſen Waaren könnten ſie nicht ſo ſehr die Welt belügen und betrügen, wie mit ihren Lob-Gedichten. Zur Straf ſolten ſie immer für ein Lob-Gedicht zehen Satyren ſchreiben; damit dasjenige in der menſchlichen Geſellſchaft wieder gut gemacht würde, was ſie durch ihre hungerige Lobſucht darinnen verderben. (*)

Die

(*) Wir hätten nicht das dritte Theil ſo viele Bücher, und unter dieſen nicht das dritte Theil ſo viele ſchlechten, wenn das elende Geſchmier der Gelehrten, die bloß allein darum ſchreiben, daß ſie Bögenweiß ihre Arbeit verhandeln können, nicht ſo üblich wäre. Mancher läßt deswegen die Feder ſo weit lauffen, als enge die Noth iſt, die ihn drücket: Um drey Zeilen, die er hätte wieder ausſtreichen ſollen, ſetzt er noch zehen hinzu, um dieſelbe zu erläutern. Seneca erinnert deswegen die Gelehrten, ut rem aliunde faciant, quam ex literis &c. Unſere tüchtigſte Scriben-

Die Soldaten handeln mit ihrem Leib und Leben: sie dienen damit dem, der ihnen Sold und Kleider giebt; Haut um Geld, und das Leben für die Ehre; darum heißt man in Holland die Leute, die sich mit Soldaten und Boots-Volck zu werben abgeben, Siel Verkoopers, Seelen-Verkäuffer. Sie selber treiben öfters im Lager und auf ihren Märschen gar ungebührliche Handelschaften. Ja, man wird wenig Kriegs-Bediente finden, die nicht fast mit allem zu handeln, und offt die Juden selbst zu betrügen wissen. Von Handwerckern und Bauern ist hier die Frage nicht. Es ist gewiß, daß in einem allgemeinen Verstande alle Menschen Kaufleute sind, folglich kann das Handeln an und für sich selbst keine Sache seyn, die mit einiger Unziemlichkeit oder Unehre verknüpffet wäre. Baldus in rubr. de Clericis peregr. sagt deswegen mit Recht, daß die Kaufmannschafft dem Adel mit nichten derogire: er nennet sie eine Freundin der Völcker, ohne welche man in der Welt nicht wohl leben könnte. Alles, was man gegen die Handlung sagen kann, betrift nur den Betrug, die Lügen und das ungebührliche Vervortheilen, welches dabey vorzugehen pfleget; weil aber die Handlung ohne

Scribenten lebten von andern Einkünften, als von ihrer Gelehrsamkeit. Die Wissenschaften dienten ihnen nicht zum Handwerck, sondern zur Ergötzlichkeit; und da sie hierinnen blos allein ihrer Neigung folgten, so war ihnen die Natur behülflich, den Geist noch so hoch empor zu schwingen.

solche Laster kann und soll getrieben werden, so kann man auch dieselbige eben so wenig der Handlung an und für sich selbst beymessen, als man sagen kann daß alle Fürsten Tyrannen, alle Edelleute Prahler, alle Geistlichen Heuchler, alle Soldaten Räuber, und alle Poeten Bettler wären. Denn wenn man es genau untersuchen wolte, so würde man finden, daß diese Gebrechen den benannten Ständen eben so natürlich sind, als den Kaufleuten das Lügen und Betrügen. Die Welt ist leider durchgehends, und bey allen Gattungen von Menschen, in ein so tiefes und allgemeines Verderben versuncken, daß sich kein Stand mehr vor dem andern einer besondern Tugend und Redlichkeit wird rühmen können.

Die Menschen machen also die Stände, nicht aber die Stände die Menschen böß: Mercatorum vitia, non artis, sed hominum sunt. Man kann sowohl ein redlicher Kaufmann seyn, als einen gerechten Fürsten, bescheidenen Edelmann, frommen Priester, rechtschaffenen Soldaten und aufrichtigen Poeten abgeben. Wie viel rechtschaffene Kaufleute findet man nicht, die sich ein beständiges Gesetz machen niemand zu übervortheilen, noch einem mehr abzufordern, als sie die Waaren geben wollen; Ja die es gleichsam für einen kleinen Schimpf halten, wenn man mit ihnen viel auf Bieten und Wiederbieten handeln will? Wie viele grosse Kaufleute sind nicht bekannt, welche durch ihre Redlichkeit ihre Handlung mehr empor gebracht haben, als viele andere mit allen

ihren

Practicken und falschen Eydschwüren: die den Armen überaus viel zu gut gethan, die Kirchen und Schulen nachdrücklich bedacht, und die Wohlfahrt des gemeinen Wesens, sowohl durch ihren Eifer, als mit guten Rathschlägen kräftig unterstützet haben; und die endlich selbst dem gelehrten Stand mit manchen geschickten Stipendiaten, der von ihrer Großmuth und von ihrer Freygebigkeit leben muste, an die Hand gegangen sind. Solten solche Leute für niederträchtig, verächtlich und des Adels unwürdig gehalten werden? Wenn diejenige Rechts-Gelehrten, die so kleine und verächtliche Meynungen von grossen und wichtigen Handelschafften haben, wüsten und verstünden, wie viel Geschicklichkeit, Wissenschaft, Verstand, Erfahrung und Nachdencken darzu erfordert würde; so solten sie sich bald eines bessern besinnen, und mit nichten ein Gewerbe für niederträchtig, und dem Adel für unanständig erklären, davon das gemeine Wesen einen so treflichen Nutzen ziehet; und wo diejenige Personen, die solches treiben, an kundbarer Redlichkeit, Klugheit, Wissenschaften, und guter Aufführung sich öfters weit mehr noch als viele andere hervorthun. Wie solte man solche Leute gering schätzen, die nicht selten, wie zu London und zu Amsterdam, als Fürsten in ihren Pallästen, als Weise in ihren Schreib-Stuben, als Väter im Rath, und als die edelste Bürger in der Gemeine sich zeigen? Bey denen die Grossen Hülfe, die Kleinen Nahrung, die Fremden Schutz, und die Armen Trost suchen; deren

bloſſer Name auf ein kleines Papiergen gezeichnet, ſo viel Anſehen, ſo viel Treue und ſo viel Glauben findet, daß man ohne Bedencken, viele tauſend dafür hinzahlet: Leute, darunter welche von ſolcher herrlichen Erkenntniß in der Natur und in Staats-Sachen ſind, daß ſie aus dem Lauf der Dinge und aus dem Zuſammenhang der Begebenheiten, ſcharfſinnig ſchlieſſen können, was hier und da mangeln, und dort wohlfeil und im Uberfluß ſeyn wird; als wornach ſie ihre ganze Handlung einzurichten wiſſen. Wie viel kluge Kenner der Geſchichte, der Welt-Weißheit, und der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften findet man nicht unter ihnen? (*) Ich ſelbſt habe deren verſchiedene gekannt, die ihre fünf bis ſechs Sprachen verſtunden, welche die artigſte Briefe zu ſchreiben, und dabey einen netten Vers zu machen wuſten: deren Gemächer mit den rarſten Büchern, ſchönſten Gemählden, und andern Kunſt-Sachen ausgezieret waren; deren Luſt-Gärten an guter Einrichtung und ſinnreicher Anmuth der Fürſten ihren nichts nachgaben: die in ihrer ganzen Aufführung, ſowohl in Anſehung der Sitten, Reden und Gebehrden, als in dem äuſſerlichen Pracht von Kleidern, Haußgeräth, Ratſch

(*) Man rechnet darunter die beyde griechiſche Weiſen: Thales und Solon, und den groſſen Hypocrates, wie ſolches beym Plutarcho nachzuſehen iſt. Wie auch den Plato ſelbſt, der nach dem Zeugniß des Diog. Laertii auf ſeiner Reiſe nach Egypten Oel ſoll bey ſich gehabt, und ſolches verkauft haben.

Kutſche und Pferden und dergleichen, etwas vornehmes, groſſes und edles zeigten; mithin in allen Stücken vitam nobilitati decentem führten. (*) Solte nun mancher armer bedürftiger Juris utriusque, oder mancher kahler bereits von ſeinen Vor-Eltern her mit ſeinen Aeckern verſchuldeter Dorf-Juncker, noch die hohe Gedancken faſſen, einem ſolchen Kaufmann den Adel zu diſputiren, und dabey ſich ſelbſt öfters, bey den Kummer-reichen Umſtänden, darinnen er ſich findet, mit einem groſſen Vorzug des Standes und der Würde zu brüſten ſuchen; ſo muß man aus Mitleiden ihm dieſen Troſt noch gönnen, indem er ſonſten gar nichts haben würde, darauf er ſich etwas einbilden könnte.

Es erhellet alſo hieraus zur Genüge, daß ſich der Adel zur groſſen Kaufmannſchaft um ſo viel beſſer ſchicket, weil ſich dabey diejenige Güter und Reichthümer finden, die zur Führung des Adels nothwendig erfordert werden. Denn wie der Adel in ſenſu civili nichts würckliches hat, dadurch

(*) Je jouis, ſagt Herr von Voltaire an Herrn Fackener, einem Engliſchen Kaufmann, du plaiſir de pouvoir dire à ma Nation, de quel oeil les Negocians ſont regardés chez Vous, quelle eſtime on fait avoir en Angleterre pour une profeſſion qui fait la Grandeur de l'Etat & avec quelle Supériorité quelques-uns d'entre vous repréſentent leur Patrie dans le Parlement, & ſont au rang des Legiſlateurs. Leſe deſſen Zuſchrift von dem Trauer-Spiel Zayre.

durch er ſich kan gelten und verehren machen, als durch eine äuſſerliche Figur; ſo läſt ſichs auch nicht wohl einen Edelmann ſpielen, wenn man kein Geld hat. Deswegen ſagte ſchon Horatius zu ſeiner Zeit:

Et genus & virtus niſi cum re vilior alga eſt.
Divitiæ enim nobiles reddunt nobiliores:

Wie im Gegentheil diejenige ſeiten in der Welt empor kommen, denen es an dieſer wichtigen Eigenſchaft mangelt.

Haud facile emergunt quorum virtutibus obſtat
Res anguſta domi.

Spricht Juvenalis. Deswegen glaubten auch viele Rechts-Gelehrten, als Bartolus in lib. 1. Cod. de dignitat. Andr. Tiraquellus de nobilitate. Cap. 25. n. 1. und andere mehr, daß der Adel durch die Armuth gar verlohren gieng, quia non amplius clari exiſtant. Welchen aber Therriat *de la Nobleſſe* und Baldus ad L. humil. C de inc. nup wiederſprochen. Paupertas enim non reddit vilem, ſed origo & mali mores.

Wir haben ſchon oben angemerckt, daß nur diejenige allein für recht edel zu ſchätzen, welche weiß und tugendhaft ſind: ſie allein führen eigentlich den ächten und wahren Adel. Die

Welt

Welt aber hat ihre andere Weisen: sie macht einen ums Geld zum Doctor, und gegen eben solche Münze auch zum Edelmann: der Welt ihre Weise gilt in Rechten; und da weiß ich endlich nicht mehr, was das Geld nicht ausrichten solte: Es adelt so gar sechszehen vermoderte Ahnen in der Grufft, und macht sie Stift- und Thurnier-mäßig, zur Erkenntlichkeit, daß von ihrem Geblüt ein so vortreflicher Mensch entsprossen ist, der das Herze hat, sich adeln zu lassen, und etliche hundert Thaler für ein grosses Stück Pergament zu zahlen, darauf manche Unwahrheiten geschrieben sind; dieses sage ich nur in sensu morali; weil wir aber in statu civili leben, so müssen wir auch die Gebräuche, Verordnungen und Rechte des Herkommens, als ein bonus civis mit verehren, und darauf, wie es billig ist, halten. Da hat nun das Geld die erste Macht, da kann man mit Geld alles ausrichten; dafür kann man kauffen, und werden, was man will. Nur Geld her, sagte jener kluge Hof-Narr zu seinem Herrn, so schaff ich alles. Machten doch die Römer einen gar ums Geld zu einem Gott; warum solte man nicht können um eben diesen Preiß ein Edelmann von sechszehen Ahnen, Thurnier- und Stifts-mäßig werden? Quid infelicius homine, cui sua figmenta dominantur? sagt Plinius.

Es ist also nach dieser Verfassung in der Welt ganz natürlich, daß ein Kaufmann auch ein Edelmann seyn kann: ja er kann solches mit mehr Ruhm und Ehre seyn, als mancher von Adel, welcher

welcher zuweilen im Müßiggang darbet, weil er aus Ehrerbietung für ſeine Ahnen nicht arbeiten will. (*)

Der eine braucht öfters nur den dritten Theil ſeiner Einkünfte, um als ein Edelmann zu leben; da im Gegentheil mancher Edelmann, wenn er auch alle ſeine Renthen verzehret, doch kaum als ein vornehmer Kaufmann ſich aufführen kann. Der eine bereichert den Staat, der andere aber hilfft denſelben arm machen, und hinterläßt wohl gar in ſeinen Söhnen traurige Unterthanen, die milde Stiftungen zu verzehren, oder zu den Regimentern der Fürſten, die ſo genannte Cadets herzugeben. Man hat ſich alſo an das Urtheil ſolcher Leute nicht zu kehren, ſagt Joh. Ad. Hofmann, denen ein eitler Rang, oder vielmehr ihre unwiſſende Trägheit vor der Kaufmannſchaft einen Eckel macht. Vor Zeiten war es nicht ſo, als mancher ſich vermittelſt ſeines fleißigen Handels aus dem Staub erhob, und wie Solon ſeine zerſcheiterte Haabſeligkeit dadurch wiederum ergänzete. Man hielt es damahls vor keine Schande, emſig zu ſeyn; und das Gewerb machet keinen Unterſchied unter den Menſchen ꝛc. Siehe deſſen Staats-Kunſt. L. 8. C. 1.

(*) La Nobleſſe dont une ſi grande partie reſte oiſive dans ſes chateaux, ſe croiroit elle donc plus utile à l'etat, plus brave, plus belliqueuſe, que ces negocians militaires, que ces heros bourgeois? *Reflexions politiq. ſur les Finances* p. 185.

Fünffte Betrachtung.

Von der Gewohnheit und der Achtung, worinnen zu allen Zeiten und bey allen gesitteten Völckern die Kaufleute gestanden.

Was Rechte und Vernunft von der Kaufmannschaft sagen, haben wir gehöret; nun ist noch übrig die Gewohnheit der Völcker zu untersuchen: in welcher Hochachtung nemlich bisher die Kaufmannschaft bey ihnen ist gehalten worden. Daß die Kaufleute bereits in den ältesten Zeiten schon in grossem Ansehen gelebet haben, solches bezeuget der Prophet Esaias, in seinem 23. Cap. v. 8. wo er von der prächtigen Stadt Tyrus sagt, daß ihre Kaufleute Fürsten, und ihre Sachwalter, die herrlichsten im Lande wären. Wie solches auch in der Offenbahrung Johannis, im 18. Cap. v. 23. bekräfftiget wird, da es heißt: Deine Kaufleute waren Fürsten auf Erden. Dieses war gewiß etwas grosses. Quis cogitans hoc super Tyrum quondam coronatum, cujus Negotiatores Principes, Institores ejus inclyti terræ? Die Lydier waren, nach dem Zeugniß des Herodotus L. I. die ersten, welche grosse Handelschaften trieben, und öffentliche Herbergen aufrichteten, gold- und silberne Münzen prägen liessen, und die Handlung dadurch empor brachten. Der Kaufhandel der Phönicier,

der

der Sidonier, der Carthagineuſer, der Perſianer, der Egyptier, ja ſelbſt der alten Hebräer zu den Zeiten Salomonis, erſtreckte ſich in alle bekannte Welt-Theile, und verknüpfte damit die Macht zur See, durch welche ſie mächtig, und ihren Feinden ſchreckbar wurden. v. Huet du commerce des anciens.

Die alten Römer, welche ſo eiferſüchtig auf die Ehre ihrer Waffen hielten, verachteten doch keinesweges diejenige, welche groſſen Kaufhandel trieben. Cicero, in ſeinen Reden gegen Verres, nennet Lucium Pretium einen vortreflichen römiſchen Ritter: Splendidiſſimum equitem Romanum, welcher doch, ſeiner eigenen Ausſage nach, zu Palermo ſeine Handlung hatte: gleichfalls erwehnet er auch eines andern, mit Namen Quintus Mutius, welcher zu Syracuſa der Kaufmannſchaft oblag. Orat. in Verrem L. V. §. 161. Die Equites Romani waren damahls die vornehmſten Leute in der Welt. Ja, die Decuriones ſelbſt, welche Römiſche Patricii waren, wie ſolches ex comparatione erga plebejos in l. 7. ff. de muneribus & honoribus erhellet, konnten ohne Nachtheil ihres Adels, ſo viel es ohne Abbruch ihrer Aemter geſchehen mogte, Handelſchaften treiben: per L. eos qui ff. de muneribus vacat. Diejenige, welche zu Rom den Schifbau beförderten, und binnen ſechs Jahren die Korn-Häuſer, vermöge ihrer Handelſchaft anfülleten, wurden zu Römiſchen Bürgern aufgenommen; ob ſie gleich nur Lateiniſche

niſche Sclaven waren; wie ſolches bey dem Ulpiano und Suetonio in den Geſchichten unter dem Kayſer Claudio nachzuleſen iſt. Si erant Latini ſervi, Cives Romani efficiebantur - - ſi non minorem quam decem millium modiorum navem fabricaverit, & Romam ſex annis frumentum portaverit.

In Teutſchland war ehedeſſen die Handlung von weniger Bedeutung; davon wir bereits oben die Urſachen angeführet haben. Es wurde deswegen auch keinem Edelmann erlaubet, ſich damit auf irgend eine Art zu vermengen, wo er anders nicht ſeines Adels verluſtig ſeyn, und unter den Pöbel geſtoſſen ſeyn wolte: wie davon Bodin. de Republ. lib. 7. Meldung thut: Britannorum & Germannorum legibus Nobilitati mercaturam exercere non licet; aut ſi Mercator eſſe volet, inter ærarios ac plebejos cenſebitur.

Wie ſehr haben ſich aber die alte Gebräuche mit dem zunehmenden Flor der Handelſchafft, in den groſſen Städten von Teutſchland geändert? Seit dem der Kayſer Leopold den Handelsleuten ins Groſſe, die zu Wien ihre Niederläger hatten und deswegen auch Niederleger genannt wurden, den Adel freywilig ertheilte: und ſeit dem die Fugger und die Schmertau durch dieſen Stand ſo hoch ſich empor geſchwungen haben, daß man ſie heut zu Tage als Grafen des Heil. Röm. Reichs verehret; Seit dem iſt man auch nicht mehr ver-

verwundert, in den groſſen Städten von Teutſchland verſchiedene anſehnliche Handels-Häuſſer zu ſehen, die zugleich mit dem Adel prangen. Eine jede Sache hat alſo keinen andern Werth, als ſie der Gebrauch gelten macht.

Die Zeiten, die ſo vieles verändern, und der Macht des alles bezwingenden Metalls hingeben, haben nun auch die Kaufmanſchafft, inſoweit, als ſie ins Groſſe getrieben wird, des Adels würdig erklärt. Die Vernunfft billiget ſolches, weil niemand beydes dem Adel und der Kaufmannſchafft beſſer aufhelffen kann, als vornehme, angeſehene und reiche Leute, die Verſtand, Wiſſenſchafft, Erfahrung, unddabey einen guten Namen haben.

Die Republick Genua, Florentz und Venedig waren die erſten, welche durch die Handlung groß und mächtig wurden; die aber ſolches nimmer würden geworden ſeyn, wenn ſich ihr trefflicher Adel, darunter man ſelbſt die Medices, (*) Doria und Pallavicini

(*) Les Florentins ſont grands Banquiers, bien prudens & entendus à cela. S. Scaligeriana p. 155. Cosmus I. de Medicis, erſter Groß-Hertzog von Florentz, war zu ſeiner Zeit der groſſe Handelsmann, und kamen ihm daher auch die unſägliche Reichthümer und koſtbare Sachen, wovon unter andern die vortrefliche Gallerie zu Florentz ein unverwerfliches Zeugniß ablegen kann. Die Könige in Portugall trei-

ben

ni (**) rechnet, nicht mit der Handlung unterzogen, ſondern dieſelbe nur allein dem gemeinen Bürgern und dem Pöbel überlaſſen hätte: Ihnen folgten die Spanier, die Niederländer und die Engelländer; und endlich auch die Franzoſen.

Im Jahr 1453. lebte zu Bourges in Franckreich Jacob Coeur, Baron von S. Fargeau, ein ſehr berühmter Kaufmann, und Schatzmeiſter Carls des VII. welcher, ehe er in Ungnade fiel, einen ſo groſſen Rang in dem Königreich hatte, daß er einige Müntzen ſchlagen ließ, die man Groſchen von drey Albus, Gros de trois ſols, nannte; und dieſer Kaufmann wurde für einen Cavalier gehalten, unerachtet er in alle Theile der Welt handelte. Seit derſelben Zeit haben ſich in Franckreich noch verſchiedene Adeliche Häuſſer gefunden, die Handlung getrieben, ohne dadurch ihrem Adel zu derogiren, wie ſolche La Roque in ſeinem Traité de

ben noch heut zu Tage, ſie ſelbſt, einen gar weitläuffigen Handel in den beyden Indien; und das macht, daß in dem Bezirk dieſes kleinen Königreichs mehr Geld rullirt, als in einem andern, das zehenmal ſo groß iſt. S. Herr Hofrath Nemeitz vernünftige Gedancken T. V. p. 20.

(**) Herr Hofrath Nemeitz in ſeinen vernünftigen Gedancken T. V. p. 21. ſagt: Er ſelbſt habe zu ſeiner Reiſe in Italien, von Leipzig und Venedig aus, Wechſel an den Principe Pallavicini zu Rom geſtellt gehabt, welcher ihm ſolchen auch in ſeinem Comptoir hätte zahlen laſſen.

la Nobleſſe Ch. LXXXVII. nach einander erzehlet; und noch zu meiner Zeit, als ich zu Paris war, wurde ein reicher Kaufmann, Herr Bernhard, mit ſeiner Familie in Grafenſtand erhoben. (*) Carl der IX. als er die Vortheile, die ſeinen Ländern durch die Handlung und Fabricken zuwuchſen, vernünftig einſahe, erlaubte den Einwohnern zu Marſilien, daß ſie zugleich Edelleute und Kaufleute abgeben möchten. Gleiche Rechte hatten auch die Handelsleute zu Rouen und andern Orten in der Normandie, und in Bretagne, wann ſie anders nur ins Groſſe handelten; wie darüber La Roque die Patente von Ludwig dem XIII. und XIV. mit anführet. (*)

Die Engelländer, welche ſonſt die Kaufmannſchaft für eben ſo verächtlich hielten, als die Teutſchen erblickten in dem Verfolg der Zeiten nicht ſo bald den überaus groſſen Gewinn der Seefahrt und der Fabricken, ſo ſcheuten ſich bey ihnen

(*) Sam. Bernard, Graf von Coubert, ſtarb im Jahr 1739. zu Paris, und hinterließ ein über 30. Millionen geſchätztes Vermögen. Der Marquis de Mirepoix, Ambaſſadeur zu Wien, heyrathete ſeine Tochter, und befand ſich dabey nicht übel.

(**) Oftbeſagter La Roque macht darüber zu Ende des obenangeführten Capitels folgende Anmerkung: Le trafic eſt aſſeurement l'unique moyen de garantir les Gentils hommes d'une pauvreté inevitable, en

la

nen die gröſten Familien nicht, mit Antheil daran zu nehmen; dergeſtalt, daß heut zu Tage nicht nur guten Theils ihr beſter Adel mit Wolle, Getrayde, Zinn, Kohlen ꝛc. eine groſſe Handelſchafft treibet; ſondern vornemlich ſo vieles auf die Schiffahrten und die gemeine Geſellſchaffts-handlungen verwendet, daß dadurch dieſe mittelmäſige Inſul eine der mächtigſten Reichen in der Welt worden iſt. Die Handlung, ſagt der Herr von Voltaire in ſeinen Lettres ſur les Anglois, hat der Engländer ihre Freyheit, und dieſe wieder ihre Handlung befördert: Sie wurden durch ihre Flotten Meiſter zur See, dergeſtalt, daß ſie nun bey 200. Kriegsſchiffe haben. Die Nachwelt wird ſich nicht einbilden können, wie eine kleine Inſul, die nichts als Bley, Zinn, Steinkohlen und grobe Wolle hat, durch ihre Handlung ſo mächtig worden ſey, daß ſie im Jahr 1723. drey Flotten zugleich in die drey äuſſerſte Winkeln der Welt geſandt; eine nach Gibraltar, welches ſie erobert; die andere zu Porto Bello, um dem König von Spanien die Schätze aus

la quelle pluſieurs tombent faute de patrimoine ſuffiſant, pour entretenir honorablement leur famille. Les maiſons nobles ou il y a peu de biens peuvent par la les augmenter. Celles qui ſont affoiblies par les accidens qui travaillent cette vie, reprendroient leur premier luſtre par des richeſſes bien acquiſes, ſans qu'on leur put reprocher avec raiſon, d'avoir degeneré, ni derogé à la Nobleſſe de leur race & ſeq. v. p. m. 373.

Indien weg zu capern; und die dritte in dem Baltiſchen Meer, um den Krieg in Norden zuverhindern: Der Bruder des Staatsminiſters Lord Townshend iſt zufrieden, einen Kaufmann in der Stadt London abzugeben. Zu der Zeit, da der Lord Oxford Engelland beherrſchte, war deſſen Bruder Factor zu Aleppo, wo er auch ſtarb. Dieſe Gewohnheit kommt einem Teutſchen, dem der Kopf nur von ſeinem Ahnenr gifter eingenommen iſt, überaus ſeltſam vor. Er kann ſich nicht einbilden, daß der Sohn eines Pairs von Engelland nur ein reicher und vornehmer Bürger ſeyn ſoll; an ſtatt daß in Teutſchland lauter Fürſten ſind. Man hat aber dergleichen Hoheiten bey dreyßig von einem Namen geſehen, die, an ſtatt aller Güter nichts als ihre Wappen und ihren Hochmuth aufzuweiſen hatten. (*)

Holland iſt das rechte Commercienland, und mag wohl billig das Kaufhaus von Europa, Emporium totius Europæ, genannt werden. Alles

(*) Dieſe leztere Anmerkung des Herrn von Voltaire zeiget, daß ſie aus franzöſiſchem Geblüt entſproſſen ſey. Wenn dieſe Nation von unſern Sitten und Verfaſſungen im Reich urtheilet, ſo iſt es nicht anders, als wenn ſie von den Einwohnern im Mond eine Erzehlung wagte. So wenig würdiget ſie uns der Aufmerkſamkeit, ſich unſeres Zuſtandes näher zuerkundigen: Dreyßig Fürſten von einem Namen, die alle güterlos gewesen ſeyn, iſt ein poetiſcher Einfall. Man kennet kein Durchlauchtiges Haus in Teutſchland

les iſt darinnen der Handlung ergeben; auſſer einigen wenigen gräflichen Familien, welche darinnen ihre Herrſchafften und Landgüter beſitzen; doch haben ſie ebenfalls auch viele Capitalien in der Oſt- und Weſtindiſchen Compagnie, und andern dergleichen Geſellſchafftshandlungen. Die Holländer haben vermittelſt der Handlung ganze Flotten ausgerüſtet, und viele Veſtungen und Städte in Indien, Africa und andern Orten gebauet, und mit groſſen Königen Bündniſſe gemacht, alſo daß man wohl mit Recht von ihnen ſagen kann: **Deine Kaufleute ſind Fürſten Alles iſt in Holland der Handlung ergeben.** (*)

land, das ſo viele apanagirte, geſchweige arme Prinzen, haben ſolte. Es iſt wahr, daß unſere meiſte Fürſten gewohnt ſind, etwas ſpröde zu thun, welches zwar nicht zu loben iſt. Allein, wenn ſich der Herr von Voltaire auch ſolche, wie ſeine franzöſiſche Prinzen und Marquiſen vorſtellet ſo hat er bey ſeinem öftern Anweſen in Berlin noch nicht gelernt, was in Teutſchland Alleſſen heiſſen; Ein Reichsfreyherr, der alle Regalien eines ſouverainen Herrn genieſſet, iſt in der That mehr, als ein Duc, Pair, Comte & Marquis in Franckreich, weil dieſe bloſſe Unterthanen ihres Königs ſind.

(*) Tout y negocie les familles y ont leur contoirs comme les autres: tout y eſt à gage. Point de complaiſance, qui ne ſoit animée par l'eſpoir du gain, point de ſervice qui ne ſoit proportioné au prix de la recompenſe. . . . En general on n'y eſtime les gens que ſuivant le poid de l'or: petabliſſement etant fondé ſur le commerce, on ſe ſouice generalement fort peu des titres de la nobleſſe. Ouvres Franc. de Monſ. d'Eu.

Was La Roque in ſeinem offt angeführten Tractat de la Nobleſſe Von Dännemarck, Polen, und der Stadt Nürnberg meldet, daß darinnen die von Adel ſich nicht einbilden könnten, wie ſie auſſer dem Kaufhandel beſtehen könnten, dieſes iſt ein Irrthum, indem ſich in dieſen Staaten wenig oder gar keine ächte Edelleute befinden, welche ſich öffentlich mit der Kaufmannſchafft einlaſſen. Beſonders will das nürnbergiſche Patriciat, welches auf ſeinen wahren Adel gar ſtreng zu halten pflegt, damit durchaus nichts zu thun haben.

Mit Venedig, Florentz und Genua (*) aber hat es eine ganz andre Beſchaffenheit: daſelbſt treiben die Adlichen noch einen ſtarcken Handel, ohne daß ſie deswegen ihren Würden etwas vergeben ſolten; welches dem auſſerordentlichen neuen König der Corſicaner Theodor deswegen auch ſo verächtlich geſchienen, daß er vor einigen Jahren in ſeinem Manifeſt die Genueſer ſehr ſchimpflich damit aufgezogen hat.

In der Schweitz, wo zwar vor einigen Jahrhunderten, bey Aufrichtung der freyen Eydgenoſſenſchafften, die meiſten Edelleute ſind vertrieben

(*) Apud Venetos & Genuenſes Nobiles quoque mercaturam exercent, citra vituperium & Nobilitatis detrimentum. POGGI ex La Roque Tr. de Nobil. l. c.

ben worden, haben sich, ausser wenigen, alle vornehme und alte Häusser der Handlung ergeben.

In Teutschland will es zwar mit dem Kaufmannsadel noch kein rechtes Ansehen gewinnen; wie dann auch in den grossen Reichsstädten selbst, besonders zu Frankfurt am Mayn und Nürnberg, dergleichen geadelte Handelsleute in keiner wahren Geltung sind; ob gleich der Adel selbst, den ihnen der Kayser, aus kayserlicher Macht und Gewalt zuerkannt hat, nicht kann disputiret werden. In Franckfurt finden sich zweyerley adeliche Gesellschafften, davon die erste von dem Haus Limpurg, der Handlung sich durchaus enthalten, die andre aber auf dem Hause Frauenstein, bestehet gutentheils aus vornehmen Handelsleuten. (*)

In Hamburg, Lübeck, Bremen und Basel gilt gar kein Adel mehr; die Gelehrsamkeit und

(*) Von dieser Gesellschafft sagt der Gelehrte Verfasser der Anmerkungen zu des Herrn von Hallersteins Dissert. de Patriciis, daß sie sich nicht allerdings bey ihrem altadlichen Ritterstand erhalten hätten. Denn obgleich, fährt er an einem andern Ort fort, ehedessen nur Adeliche darinnen aufgenommen wurden, bestehet solche doch nur anjetzo aus vornehmen Kaufleuten, Renthirern, und etlichen Familien, so durch absonderliche kayserliche Privilegia in den Adelstand sind gesetzet worden. Dieses beweiset also deutlich, daß sich dergleichen

die Kaufmannschafft haben sich daselbst zusammen vereiniget, denselben, weil er sich über beyde zu viel hat heraus nehmen wollen, von ihren Rathhäussern zuverweisen.

In Augspurg hat das Patriciat schon mehrere Nachsicht in Ansehung der Kaufmannschafft. Die sogenannte Vermehrer der Gesellschafft, sind gleichsam ihre Cadets oder Recruten, daraus sie den Abgang ihrer Gesellschafft besorgen; solche bestehen meist aus reichen angesehenen Kaufleuten, welche adeliche Töchter von der Geschlechterstube heyrathen. Vor zwanzig Jahren, da ich durch Augspurg reißte, waren die Patricien Töchter noch allesammt Jungfern, weilen aber seit dem die Titeln allenthalben schnell und unmäßig gestiegen sind, so dürften sies auch nunmehro wohl nicht wohlfeiler als Fräulein geben.

Nie-

---

gleichen Familien, obgleich nicht Stifts- und Thurniermäßig, doch unstreitig Adelich sind; und daß folglich auch hier eine ansehnliche Handlung, welche vornehme Kaufleute treiben, dem Adel nicht derogiren, noch viel weniger, daß dieselbe als solche Leute können betrachtet werden, die da unter den Pöbel mitzurechnen wären, wie es fast das Ansehen hat, daß oben angezogener Verfasser in der 106. Anmerckung über das Franckfurter Patriciat sich solches vorgestellet habe, da er hier von Senatus ex plebeio origine zu reden beliebt. Nun ist aber bekannt, daß die Schöffen und Rathsherren, die sogenannte Drittbänckers-

Nirgend ſind die gnädige (*) Fräuleins gemeiner als in Breßlau, denn da findet man ſie auch in denen Kramläden und Häringsbuden: Wie denn bereits zu ſeiner Zeit der gelehrte Herr von Tſchirnhauſen in ſeiner ſinnreichen Satyre: Der Edelmann (**) genannt, dieſen gewürtzten Adel mit einer beiſſenden Lauge durchgewaſchen.

Die-

---

bäncker ausgenommen, entweder Patricii, Gelehrte oder vornehme Kaufleute ſeyn müſſen. Die Scabini ex familiis patriciis werden hier denen Scabinis ex plebeio ordine contra diſtinguiret: Die Gelehrten wird der Verfaſſer nicht unter den Pöbel rechnen, weil er ſelbſten einer iſt, kann er demnach hierunter keine andere, als diejenige, die von der Kaufmannſchafft ſind, verſtanden haben. Hat er aber die Wörter Patricius und Ordo Plebeius nach dem Sinn der alten Römer genommen; ſo wird den erſten dadurch kein ſonderlicher Vorzug zuwachſen, indem ſelbſt die Familia Auguſta ex ordine plebeio war.

(*) Der Titul von Gnädig und Genaden gebühret keinem ſtädtiſchen Adel überhaupt; auch keinem Landſäßig-rittermäßigen Adel, wenn er nicht Reichsfreyherrliche Herrſchafften mit allen hohen und niedern Gerichtsbarkeiten beſitzet, und als ein immediater Reichsſtand, wie Fürſten und Grafen, Gnade austheilen kann. Bey den übrigen ſubalternen Edelleuten, aber ſonderlich bey dem Stadt- und Kaufmannsadel klinget dieſer Titel überaus lächerlich.

Da man uns Edle hieß Geſtreng und Ehrenveſten,
War Gut und Blut und Muth bey uns am allerbeſten.
Nun aber da es heißt Hochwohlgebohrne Gnaden,
Weiß man nicht in der Welt der Narrheit mehr zu rathen.

(**) Dieſes Buch, welches im Jahr 1696. zu Breslau

Dieſe hier angeführten Gewohnheiten von einigen groſſen Städten in Teutſchland bezeigen nun allerdings wohl ſo viel, daß es auch bey uns einen würklichen Kaufmannsadel gebe. Daß er aber nur den unterſten Grad des Adels: Infimum gradum nobilitatis, ausmache; auf welchen man ſich nicht viel heraus zu nehemen hat.

Groſſe und alte Handelsleute gehen jenen deswegen auch nicht leicht aus dem Wege; ja ſie verachten ſolche gar; welches bezeiget, daß unſere Kaufleute ihre Vorzüge noch mehr von der Handlung ſelbſt, als von dem Adel herzechnen. Und ſo weit finden wir, daß die Rechte der Gewohnheiten in Anſehung des Adels und der Kaufleute ſich bey uns in Teutſchland äuſſern.

Wir läugnen unterdeſſen gar nicht, daß der Adel groſſes Unrecht habe, bey uns den Kaufmannsſtand für gering und verächtlich zu halten. Eine Handlung ins Groſſe hat in der That nichts, ſo dem wahrem Adel unanſtändig ſey; ob wir gleich nicht in Abrede ſeyn können, daß viele mit ihren niederträchtigen Schachereyen, Banckerutiren und Judenſtreichen die Kaufmannſchafft ſchänden; Wer wolte aber einen

---

lau in 8. heraus gekommen, hat ſich ſeit dem ſehr rar gemacht: Es ſind treffliche Sachen darinnen, die Schreibart iſt ſatyriſch und lebhafft. Es finden ſich darinnen viele Perſonalien von gewiſſen Häuſſern, man muß aber den Schlüſſel darzu haben.

nen Stand deswegen verachten, und für niederträchtig halten, weil sich einige, die darzu gehören, sehr ungebührlich aufführen. Wenn der Juncker Merten von nichts anders, als von Fressen und Sauffen spricht, Juncker Lips kein ander Handwerk, als den Luder verstehet; Juncker Hans aber sich zum Helden rauffen, und durch die schändlichste Unflätereyen berühmt machen will; was wächset dem Adel dadurch für Ehre und Ansehen zu? Solte man nach solchen Auswürffen der Natur nicht urtheilen, der Adel müsse der allerliederlichste Stand in der Welt seyn?

Ich sehe zu Franckfurt in der Messe eine ansehnliche Kaufmannsfrau im Gewölbe sitzen; sie ist wohl und prächtig gekleidet, sie befielet ihren Leuten wie eine Fürstin; sie weiß den Vornehmen, den Gemeinen und dem Pöbel, jedem nach Stand und Würden zubegegnen: Sie liest, sie verstehet ihre Sprachen, sie urtheilet vernünftig, sie weiß zu leben, sie erziehet ihre Kinder wohl. Ihr Mann sitzt indessen auf der Schreibstube, dictiret, schreibet selbst, disponiret über viele tausend, und fertiget öfters in einer Stunde mehr Leute ab, als andere den ganzen Tag über zu sehen bekommen. Hier fragt einer nach Waaren, der andre nach Wechsel, der dritte nach Geld; Da solte mancher erstaunen, wenn er dieses so hochgeschätzte Metall, in solcher Menge, in so vielerley Gattungen und Geprägen, vor

sich

ſich Hauffenweiſe aufgetiſchet, und mit Karren und Schleiffen herbey ſchleppen ſehen ſolte.

Ich ſehe im Gegentheil, wenn ich auf dem Lande bey rechtſchaffenen Edelleuten bin, die nicht wild und dumm, wie das liebe Vieh in den Tag hinein leben; ſondern ſich weißlich und vernünftig aufführen, mithin ſich der Hauswirthſchafft unterziehen: Ich ſehe, ſage ich, daß die gnädige Frau öfters ſelbſt in Stall gehet, und ſiehet, wie das Vieh gemolcken wird. Ich ſehe daß ſie hier den zarten Fuß nicht ſchonet, ſolchen, auf ſchmutzige Gründe zu ſetzen; noch die weiche Hand, damit zuweilen kleine Käſe und Butterſchnitten zu machen. Ich ſehe, daß ſie ſich in ſauberes Leinen kleidet, und damit bald in den Vorrathskammern, bald in Küche und Keller herumſtreichet, und darinnen alle ihre Verrichtungen mit einem edlen Muth und anſtändigen Weſen verrichtet. Sie ziehet junge Lämmer, Schweine, Kälber, Hühner, Gänſe, Tauben, Früchte und allerhand ſolche Dinge, welche ſie in die Stadt zum Marckt ſchicket, und damit in der That eine Handlung ins Kleine treibet, ohne im mindeſten ihren Adel dadurch zu verletzen, weil es Oeconomie, oder eine Wirthſchafft heißt. Ihr Herr ſpatzieret unterdeſſen auf ſeinen Aeckern herum, läſſet die Saat beſtellen, Dunge ausführen, ſiehet, ob die Furchen recht gezogen werden; oder gehet in die Scheuer wann ausgedroſchen wird, oder in die Pferd- und Ochſenſtälle, um nachzuſehen wie

wie das Vieh verſorget wird, bald iſt er auf den Böden, bald in den Kellern, bald bey Taglöhnern, bald in den Gärten und Wäldern; da bemühet er ſich offt einen gantzen halben Tag, ein Stück Wild aufzutreiben, und ſeiner Frauen einen guten Braten in die Küche zu bringen. Sehet hier das recht adeliche Land- und Feldleben, wenn wir es in ſeiner beſten Art betrachten, und von dem hochadelichen Müßiggang vieler traurigen Stadt- und Dorfjunckern kräftigſt unterſcheiden. Wer ſolte wohl ſagen, daß hier unter beyden beſchriebenen Lebensarten der Unterſchied ſo groß wäre, daß nur die letztere für adelich, die andre aber für unadelich gehalten würden? Was hat doch die Einbildung der Menſchen für einen wunderbaren Grund, worauf ſie ihren Hochmuth bauet?

Der Adel würde in der That dem gemeinen Weſen weit mehr Nutzen ſchaffen, wenn ein Theil davon, der wohl begütert wäre, einige Capitalien auf Handelſchaften austhun wolte; als wenn er einer verkehrter Einbildung zu gefallen, die Hände in Schooß leget, und um nichts zu thun, was dem Adel nachtheilig ſeyn möchte, gar nichts thut, das dem gemeinen Weſen nutzen ſchaft. (*)

Sechs-

(*) Je ne ſais le quel eſt plus inule à l'Etat, un Seigneur bien poudré, qui ſait preciſement à quelle heure le Roi ſe leve, à quelle heure il ſe couche & qui ſe donne des airs de grandeur en jouant le

rô-

Sechste Betrachtung.

Ob es einem Staat vortheilhafft sey, wenn darinnen viele vornehme Kaufleute sind, die den Adel führen, und eine grosse Figur machen?

Diejenige, so dieses nicht für gut halten, haben folgende Ursachen:

1) Sagen sie, würde durch den Kaufmannischen Pracht und Adel die Ordnung der Stände verwirret.

2) Verliehre die Obrigkeit vieles von ihrem Ansehen und von ihrer Macht.

3) Entstünden daraus offtermahlige Banckerutten zum Ruin grosser Häusser.

4) Würde dadurch im gemeinen Wesen nur desto mehr Anlaß zur Hoffart und zur Schwelgerey gegeben.

Lasset uns diese Einwürffe kurtz beantworten.

1.

Was die Ordnung der Stände betrifft, welche man vorgiebt, daß sie durch den Kaufmännischen Pracht und Adel verwirret werde, so fällt diese Ursache weg, so bald man denen vornehm-

rôle d'Esclave dans l'Anti-Chambre d'un Ministre ou un Negociant, qui enrichit son Pais, donne de son Cabinet des Ordres à Surate ou au Caire, & contribue au bonheur du Monde, *Lettres Philosoph.* L. X.

nehmen und reichen Kaufleuten mit denen vornehmſten Einwohner einer Stadt in gleichen Rang ſetzet. Wirfft da gegen ein hochadelicher Geſchlechtspfefferer mit Pfefferſäcken und Tonnenjunckern um ſich, ſo weiß er nicht, was er ſaget. Ohne dieſe würden ſeine Weine, ſein Flachs, ſein Oehl, ſeine Wolle, ſeine Viehzucht, ja ſeine alte Stammhäuſſer und Höfe überhaupt wenig eintragen. Wo nun Handlung iſt, da werden natürlicher Weiſe auch viele, die ſolche treiben, reich und vermögend: Wer reich und vermögend iſt, der will auch für ſein Geld Ehre und Anſehen haben: Sonſt legt er die Handlung nieder, läſſet ſich baroniſiren, oder ziehet mit ſeinem erworbenen Vermögen in ein ander Land, wo er deſſen mit allen Vortheilen frey genieſſen kann. Seine Capitalien, die ſeinem Vaterland, wenn ſie länger in der Handlung geblieben wären, ſo viel Nutzen, und ſeinen Mitbürgern ſo viele Nahrung würden gegeben haben, verdiſtilliren ſich alſo in lauter hochadelichen Dampf und Wind, oder reiſen nach andern Ländern hin: Die Krämerey, die Schacherey und der Juden Spieß bleiben dagegen zurück. Die reiche Goldquellen verſeigen mit dem Abgang der edlen unſchätzbaren Handlung: und was wird ſodann aus dir bisher ſo groſſen und herrlichen Städt? Eine ſtoltze Wüſteney, eine prächtige Einöde, ein anderes Memphis, wo noch die alten Mauren und verfallene Paläſte von demenigen Reichthum zeigen, welcher vor dieſem da geweſen iſt.

" Unter allen Lastern, hat keines eine glück-
" lichere Bedeutung, als wenn die Kaufleute
" stoltz werden, und prächtig leben. Dieses
" alte verstund vor einiger Zeit ein sicherer
" Fürst unrecht. Er hatte verschiedene zur
" Handlung wohlgelegene Plätze: Es zogen
" sich viele Kaufleute dahin: Sie erwarben
" durch ihre Handelschaft und Schiffahrt gros-
" sen Reichthum. Wo Geld ist, da ist Muth;
" die Kaufleute wurden hoffärtig, sie lebten
" wohl. Der Adel wurde darüber eyfersüchtig.
" Der Fürst meynte, er wolte die Eitelkeit die-
" ser Leute einschränken: Ein wenig Policey
" hätte solches thun können; allein der Fürst
" wolte auch dabey seine Einkünffte vermehren.
" Er druckte die Handlung mit neuen Aufla-
" gen; er verdoppelte die Zölle, und belegte
" alle fremde Waaren mit einer unerträglichen
" Accis. Der Umschlag mit den Ausländ-
" dern hatte damit ein Ende: Handel und
" Wandel geriethen in Abnahm. Der Kauf-
" mann wurde demüthig, und das Land arm.
" Der Vertrieb der einheimischen Manufactu-
" ren war verstopfft. Das Geld mangelte.
" Der Fürst wurde es am ersten gewahr. Sei-
" ne Einkünffte, die er verbessern wolte, ka-
" men sparsamer ein. Das Volck klagte: Die
" Nahrung war gehemmt. Man wolte die
" Handlung wieder in Gang bringen; allein
" vergebens, sie war einmahl weg, nicht an-
" ders wie ein Flug Vögel, den ein Jäger mit
" einem Schuß zerstreuet. (*)

* Entwurf einer Staatskunst p. 234.

Will man alſo die Handlung empor bringen, ſo muß man auch die Kaufleute ehren, und ihnen die Vortheile ihres rechtmäßigen Gewinnſtes mit einer gewiſſen Freyheit genieſſen laſſen. Denn weil reiche Leute, wie Rüdiger, in ſeiner Klugheit zu leben und zu herrſchen, XII. §. 11. ſolches wohl angemercket, offt lieber gehrt, als noch reicher ſeyn wollen, ſo thut ein Regent nicht unrecht, wenn er der Kaufmannſchafft allerhand, (auch denen groſſen Capitaliſten) Ehrenvortheile erzeiget, und ſich weder die Gelehrten, noch die Edelleute, darunter viele gegen die Kaufleute allzu paſſioniret ſind, davon abhalten läſt. Denn es darf wahrhafftig ein Fürſt ſeinen Kaufleuten Ehre zu erzeigen ſich nicht ſchämen, wenn er bedencket, daß die holländiſche oſtindiſche Compagnie in Batavia 12000. Mann zu Land, und 50. Schiffe zur See halten kann, (*) und dabey nothwendig fürſtliche Ehre und Reſpect genieſſen muß, darinnen ſie doch gleichwohl von den Herren Staaten nicht dependiret: Es iſt gewiß, daß keine Geſellſchafft von Gelehrten und Edelleuten in der Welt iſt, die gleiches hat. Welchergeſtalt die Venetianer aus eben dieſer Abſicht denenjenigen, die ſich zur Kaufmannſchafft bequemen wollen, allerhand Vortheile zuerkennen, davon leſe man Caſpari Contarini L. V. de Republ. Venet.

(*) Ja was geſchiehet nicht zu unſern Tagen, da einige

Wie wichtig es dennoch ſey, wann ein Staat in Aufnahm kommen ſoll, daß die Handlung darinn gehandhabet werde, ſolches bezeuget die Erfahrung aller Orten zur gnüge; allein ſolche wird nie empor kommen, wo darinen nicht auch die Handelsleute auf eine Art geehret werden, welche ſie von dem Pöbel unterſcheidet. In der That erfordert auch eine groſſe Handlung eine weitläuftige Wiſſenſchafft und eine gründliche Uberlegung: Der Credit, allein welcher eine Handlung empor bringen muß, ſetzet im voraus eine ſolche Redlichkeit, daß man einen rechtſchaffenen Handelsmann nicht anders als einen wahren Patrioten, und als einen vortreflichen Bürger zu betrachten Urſache hat. Leſe hierüber des Sacy Traité de la Gloire. p. 94.

II.

Bey dem andern Einwurf, daß nemlich die Obrigkeit dadurch vieles von ihrem Anſehen und von ihrer Macht verliehren würde, wann ſich in einem Staat viele vornehme Kaufleute befinden, die dem Adel gleich ſich aufführen; muß man zuförderſt einen Unterſchied zwiſchen einem monarchiſchen, und zwiſchen einem freyen Staat machen: Denn ob wohl alle und jede Obrigkeiten nur deswegen Obrigkeiten ſind, um die ge-

nige Kaufleute in Engelland zu 1. 2. 3. und mehr Millionen zum Behuf des Staats, und zur Fortſetzung des Kriegs vorzuſchieſſen, ſich unterzeichnet haben?

gemeine Glückseeligkeit eines Staats zu besorgen, so ist doch leyder der Verfall des menschlichen Geschlechts so groß, daß diese Absicht von ihrer Seiten gar wenig mehr beobachtet wird.

In einer gantz monarchischen Regierung, wo alles von der blossen Willkühr eines Fürsten abzuhängen pfleget, da wird selten eine grosse Handlung recht empor kommen; ja, die besten und klügsten Anschläge darüber ersticken schon meistens in der Geburt. Die Ursachen davon sind folgende:

1) Pflegen eigenmächtige Fürsten die im Land übliche Commercien nur so lang zu schonen, als sich bey ihnen kein Mangel an Baarschaften äussert; in welchem Fall sie durch allerhand der Handlung besonders schädliche Anlagen, coûte qui coûte, Geld zu machen suchen, und darüber wohl gar die öffentliche Banckgelder nicht unangetastet lassen, wodurch also gar bald, und ehe man sich dessen versiehet, dem allgemeinen Credit, als der Seele der Handlung, der Todt angethan wird.

2) Gilt an den Höfen, besonders bey uns Teutschen, der Adel nur allein. Der armseeligste Fähndrich, oder Dorfjuncker, der auf der gantzen weiten Welt anders nichts bedeutet, als das er essen und trincken kann, und Herr Von heisset, wird daselbst, ohn alles Bedencken, dem ansehnlichsten Kaufmann vorgezo-

gen, und wo jener mit groſſen Augen und aufgeworffenen Leffzen kühn einhertritt, da wird dieſer mit einem rauhen Zurückda abgewieſen. Gleichwohl iſt einem Staat weit mehr an einem rechtſchaffenen Kaufmann, der viel hundert Menſchen täglich durch ſeine Handelſchafft in Bewegung ſetzet, ihnen Brod und Nahrung ſchafft, und den Staat bereichern hilfft, als an hundert ſolchen hoch und wohl gebohrnen Müßiggängern gelegen, die dasjenige auf eine wilde Art mitverpraſſen helffen, was der arme Unterthan mit Noth und Kummer aufbringen muß. In ſolchen Oertern und in ſolchen Staaten, wo der Fürſt mit ſeinem Adel auf eine ſo unumſchränckte Weiſe herrſchet: da läſſet ſich freylich nicht wohl eine groſſe Handlung empor bringen; denn die Handlung muß frey ſeyn; und es iſt wider die Natur, daß ein Reicher nicht auch ſeiner Güter ſich erfreuen, und damit hervorthun ſoll. Will ihm dieſes natürliche Recht der Fürſt und der Adel ſtreitig machen, ſo packt er auf, und ziehet in ein Land, wo das Geld gilt, was es werth iſt, und wo man nicht fragt:

Quis homo hic eſt?
Quo patre natus? (*)

3) Aeuſſert ſich allhier noch ein wichtiger Umſtand wegen der Religion; Nach einer falſchen Poli-

* Horat. Lib. I. Sat. VI.

Politic der Monarchen, soll in ihrem Reich nur eine Religion seyn; denn durch dieses Mittel behalten sie die Clerisey auf ihrer Seiten, und spannen durch dieselbe das Volck desto füglicher unter ihr despotisches Joch. Abermahls eine grosse Hinderniß, in Ansehung der freyen Handlung; denn wo diese in Aufnahm kommen soll, da finden sich allerhand Nationen: Diese haben ihre verschiedene Glaubensarten, die man ihnen lassen muß. Hier gilt kein Glaubens- oder Gewissenszwang: Ketzer oder Irrglaubige hin und her: Die Frage ist hier nicht vom Catechismo, sondern ob man ein ehrlicher Mann sey?

4) Diesen dreyen Ursachen kan man noch die vierte hinzu fügen: Eigenmächtige Fürsten werden viel leichter in Kriege verwickelt, als freye Staaten; diese müssen sowohl wegen ihrer innern als äusseren Verfassung, auf die Erhaltung des Friedens bedacht seyn; Da im Gegentheil jene, wegen allerhand Gerechtsamen, Anforderungen, Anwartschafften, Erbfolgen, Bündnissen und dergleichen immer mit einem oder dem andern in Händel gerathen. Begeistert nun überdem auch die unglückseelige Heldensucht einen Fürsten selbst, wie ihm darzu die greuliche Enthusiasterey von Jugend auf eingeflösset wird; so will er fluchs alles zu Soldaten machen: Da gelten zehen Länder nichts, die er großmüthig ins Verderben stürtzt, um das eilfte zu erobern. Wie solte da Kunst, Wis-

ſenſchafft und Handlung blühen? Die Muſen werden über den Schall der Trompeten und Canonen ſchüchtern, und fliehen, mit der ſie nährenden Kaufmannſchafft, in die Klüffte und Einöden, wie die Vögel, wenn der Donner in den Wolcken krachet, und die Erde erſchüttert. In den freyen Staaten gibt es keine ſolche Kriege, und man fängt einem hitzigen Kopf zu gefallen ſo leicht auch keinen an. Sie eyffern nur um ihre Freyheit, und für die Erhaltung ihrer Geſetze: Sie fürchten im Krieg ſowohl die Gefahr als die Koſten, und müſſen ſie ja zuweilen zum Beyſtand ihrer Bundsgenoſſen die Waffen ergreiffen, ſo geht es doch damit insgemein ſehr langſam her; wie ſolches heut zu Tage die Holländer durch ihr Exempel beweiſen, welche diſsmahl ſehr ungern mit an den Reyhen kommen, zu welchen ſie von der Königin von Ungarn aufgefordert werden.

f) Was noch ferner die Handlung am meiſten verabſcheuet, iſt der miles perpetuus, welcher ſeit dem dreyſsigjährigen Krieg faſt allenthalben auf einem ſolchen Fuß unterhalten wird, daß in den meiſten monarchiſchen Staaten faſt ohne eine Generalempörung, keine Freyheit mehr zu hoffen iſt. Die Unterthanen werden darinnen nicht viel beſſer, als Sclaven angeſehen, welche ihr Haab und Gut dem bloſſen Willkühr eines eigenmächtigen Fürſtens, wo nicht gar auch Leib und Leben hingeben, und ſich für ſie todt ſchieſſen laſſen müſſen, in dem

dem schönen Wahn, es gereiche ihnen solches noch zu einer besondern Ehre ꝛc. Allein, die Kaufleute sind von einem solchen Ehrgeitz wenig eingenommen: Sie wollen lieber für das Vaterland leben, als für einen Fürsten sterben; warum solten sie sich sonst bemühen, Geld und Güter zusammen zu bringen?

Hieraus erhellet nun zur Gnüge, daß die Kaufmannschafft nur allein in freyen Staaten recht empor kommen kann; wo weder der Fürst noch der Adel sich mehr als ihm gebühret, heraus nehmen, sondern einen jeden in seinem Stand und in seinen wohl hergebrachten Freyheiten und Rechten ungekräncket lassen, und für seinen Mitbürger halten muß. In solchen glückseeligen Staaten hat der Adel weiter nichts voraus, als seine Titeln und Wappen: Da kann ein Kaufmann der natürlichen Vorzüge seines erworbenen Guts sowohl geniessen, als einer, der sechszehen Ahnen hat. Da ist das Reich der Vernunfft: Da gilt ein ehrlicher Mann, der zu Fuß gehet, und nützliche Geschäffte treibet, noch mehr, als ein grosser Prahler, mit zwey oder drey Jagdieben auf der Kutsche, der nichts thut, als das seinige durchbringen. Hier hat der Burgermeister, wann er auch keinen adelichen Blutstropffen von allen seinen Voreltern im Leibe hat, doch dem allerahnenwichtigsten Edelmann, in Sachen die den Staat betreffen, frey zu gebieten; und dieser muß eben sowohl dergleichen Befehle wieder von einem andern

annehmen, der im Amte ihm nachfolget; denn sie sind allesamt Bürger; keiner ist weder des andern Herr, noch Unterthan. Der blosse äusserliche Schein macht hier nichts aus. Gleiche Bürger, gleiche Rechte. Was der Vornehmere dem Geringen veraiebt, das vergiebt er sich und den Seinigen selbst; dann er und seine Nachkommen haben keinen andern Grund ihrer Freyheit, als ihre Mitbürger auch; und wie allhier das Bürgerrecht den Adel im mindesten nicht schwächt, sondern in Ansehung der Freyheit noch vortreflicher und erhabener macht; Also hat im Gegentheil auch der Adel nicht das mindeste voraus, wo es auf die Erhaltung der gemeinen Sache ankommt. Ist nun eine Obrigkeitliche Person im Grund nicht mehr und nicht besser, als ein anderer ehrlicher Mann auch, seine Würde ausgenommen, so folget daraus ganz natürlich, daß ein jeder nach seinem Vermögen sich aufführen mag, und daß dadurch dem Ansehen des Obrigkeitlichen Standes nichts benommen wird; dann solcher beruhet nicht auf der äusserlichen Figur, sondern auf derjenigen Macht, welche ihm von seinen Mitbürgern ist aufgetragen worden, das gemeine Wesen zu verwalten. Hier gilt Coriolanus so viel bey seinen Rüben, als Lucullus bey seiner prächtigen Tafel. Auf Unkosten der Mitbürger groß thun wollen, ist nur ein Privilegium der Tyrannen, und gezieret sich am wenigsten für redliche Männer, denen die Wohlfahrt des Staats ist anvertrauet worden, und wel-

che demnach billig den gemeinen Nutzen ihrem eignen vorziehen solten. Sind nun solche Obrigkeitliche Personen an und für sich selbst von reichen und ansehnlichen Häussern, wie sie solches seyn sollen; so haben sie sich um so viel weniger zu besorgen, etwas an ihrem Ansehen zu verliehren, wann sie viele vornehme und reiche Kaufleute in ihrem Staat und unter ihrer Regierung haben.

III.

Was die Banckerutten betrifft, so geb ich zu, daß dieses Unglück in einem Staat mehr zu besorgen seyn würde, wenn man den Kaufleuten erlaubte, sich über ihr Vermögen hervor zu thun; Allein so ist hier die Rede nur von solchen, welche würcklich vermögend, und keine blosse Windmacher sind; denn diese letztere verdienen keine Nachsicht, sondern eine desto schärffere Ahndung, je mehr sie sich heraus nehmen, und ihren Credit auf eine schelmische Weise mißbrauchen. Diesem Uebel wäre leicht durch ein wenig Policey und eine gute Handlungsordnung vorzubeugen. Unter Kaufleuten selbst haben zwar dergleichen Großhansen selten viel Credit; wo also nicht viel Credit ist, da kann man nicht viel borgen, mithin auch keinen grossen Banckerutt machen. Zu dem rühren die gresse Banckerutten auch selten von blossen Verschwendungen und Schwelgereyen; sondern vielmehr von unvorsichtigen und verwegenen Unternehmungen; von allerhand mißlungenen Anschlägen; von Krieg, Justizmangel und dergleichen Umstän-

den

den her; worunter auch dieſer mit zu rechnen, wenn man ſich zu viel mit groſſen Herren verſteckt, die wenig darnach fragen, ob ſie Wort und Zuſage halten, oder einen Menſchen mehr oder weniger unglücklich machen. Die groſſen Herren haben ihren Credit deswegen ziemlich verlohren weil ihrer viele eben ſo grosmüthig borgen, als ihre Gläubiger verachten, wann ſie ſolche bezahlen ſollen.

IV.

Der vierte Einwurf, daß Kaufleute, die den Adel führen, zu allerhand Pracht und Uppigkeit im gemeinen Weſen Anlaß geben, iſt etwas weit hergeholet; den die Kaufleute machen nicht deswegen einen gröſſern Aufwand weil ſie ſich einbilden, vornehm zu ſeyn; ſondern, weil ſie ihr Glück gemacht haben, und reich worden ſind. Guth macht Muth: Titeln ohne Mitteln aber weiſen zur Sparſamkeit. Wer alſo auf eine erlaubte Art in der Handlung weiß Geld zu erwerben, der erwirbt ſich dadurch auch zugleich das Recht ſolches zu genieſſen, und aller derjenigen Vortheile ſich theilhafftig zu machen, die man vermöge dieſes ſo mächtigen Metalls in der Welt erlangen kann. Nun beſtehet der Vortheil der Reichen nicht allein darinnen, daß ſie gemächlicher leben und beſſere Tafel halten können, als andere Leute; ſondern es iſt auch ebenfalls natürlich, daß ein ſolcher, der einen groſſen Aufwand macht, einer Menge Arbeitsleuten ihre Nahrung und Lebſucht verſchafft, dabey

dabey ſelbſt viele Leute und Bedienten unterhält, welche alle von ſeinen Befehlen abhängen müſſen, daß, ſag ich, ein ſolcher Mann dafür auch will geehret und angeſehen ſeyn. Denn es flieſſet hier eines aus dem andern.

Der Weiſe kan allein
Vergnügt bey ſeiner Weißheit ſeyn;
Der Pöbel aber ehrt Ducaten,
Und heißt den, der ſie hat: Ihr Gnaden.

Wolte man deßwegen den reichen und vornehmen Handelsleuten rathen, ſie ſolten, um deſto anſtändiger den Adel zu führen, ihre Handlung aufgeben, und ein müßiges Junckerleben führen, ſo würde man dadurch dem gemeinen Weſen einen ſchlechten Nutzen anweiſen. Denn ein Kaufmann iſt ſelten ein ſo groſſer Verſchwender, als ein müßiger Edelmann; Jener ſucht, ſo lang er handelt, ſeinen Credit noch immer auf das ſorgfältigſte zu erhalten; dieſer aber bekümmert ſich erſtlich um den Credit, wenn er auf dem Rand des Verderbens ſtehet.

Hieraus erhellet alſo zur Gnüge, daß es einem Staat auf keinerley Weiſe ſchädlich, ſondern vielmehr zuträglich und nützlich ſey, wann darinnen viele vornehme und angeſehene Kaufleute ſind, die ſich adelich aufführen, und einen groſſen Aufwand machen; und das dadurch weder die Ordnung der Stände verwirrt, noch der Ehrerbietigkeit gegen die Obrigkeit etwas

entzogen, noch zu mehreren Banckrutten, und andern dem gemeinen Weſen ſchädlichen Ausſchweiffungen Anlaß gegeben werde.

* * *

Zum Beſchluß dieſer Abhandlung bleibt noch die Frage übrig, ob es einem verſtändigen Kaufmann auch rathſam ſey, daß er ſich in den Adelſtand erheben laſſe?

Rathſam könnte es für ihn ſeyn, wann er 1) ſo viele Reichthümer beſitzet, daß er dieſen Stand mit Ehren und Nachdruck führen kann. 2) Wann er freyadeliche Güter beſitzet, oder ſich ſolche ankauffen, und auf ſeine Nachkommen bringen will. 3) Wann er Söhne hat, die den Wiſſenſchafften obliegen, oder ſich in adeliche Geſchlechter verheyrathen, oder ſonſt bey Hof oder in Krieg empor kommen wollen.

Nicht rathſam iſt es: Wann 1) ein Handelsmann keine zulängliche Mitteln hat, dieſen Stand mit Ehren und mit Nachdruck zu führen. 2) Wann er bey ſeiner Handlung auch einen offenen Kramladen hat. 3) Wann er keine Kinder hat, denen der Adel zu einigem Vortheil dienen kann.

In Ermangelung zulänglicher Mitteln wird ein Kaufmann mit ſeinem erkauften Adelsbrief nur lächerlich; zumahl, wenn man den neuen Ritter noch ſelbſt in ſeinem Gewölbe beſchäfftiget

get siehet, allen Landkrämern und Juden seine Waaren mit einer knechtischen Dienstfertigkeit hervor zu langen und anzupreissen. Hat er noch überdem keine Kinder, denen der Adel zu etwas nutzen kann, so dienet ihm das neubeschriebene Pergament aus der Reichscantzley zu weiter nichts, als zu einem formlichen Attestat seiner hochmüthigen Thorheit.

Der wahre Kaufmannsadel bestehet also nur bey solchen Handelsleuten, welche denselben noch von ihren Aeltern und Vorfahren her haben; oder die aus obangemerckten Ursachen sind bewogen worden, zu diesen Stand sich erhöhen zu lassen.

Wiewohl wir dieses noch müssen erinnern: Ein weiser Mann erhöhet sich nicht selber. Er wird sich schwerlich dahin verleiten lassen, Adel, Rang und Würden zu erkauffen. Vernunfft und Tugend adeln ihn weit mehr, als alle hochgeschraubte und närrische Titulaturen. Der ehrliche Mann gilt bey ihnen mehr, als alle Excellenzen und Gnaden. Kommt die Ehre ihm ins Hauß, so empfänat er solche mit Demuth und Bescheidenheit. Derselben mit einer niederträchtigen Hoffart nachzulauffen, um einige Namen und Titeln ihr abzubetteln, heißt so viel, als derselben sich gar unwürdig machen. Es ist wohl ein armseeliger Mensch, der mit seinem Zustand nicht vergnüat seyn kann, wenn nicht auch ein erkauffter Wort seiner nothdürfftigen Eitelkeit zu Hülfe kommt.

Doch,

Doch, da zu unſern überaus Wind- und Titelſüchtigen Zeiten gar wenig Menſchen mehr ſich finden, welche die wahre Hoheit der Tugend, als den eintzigen wahren Adel kennen; ſo iſt auch kein Zweiffel, die Anmerckung werde denen Cantzleyen keinen Abbruch thun, welche mit den Standeserhöhungen der Menſchen beſchäfftiget ſind. Es iſt vielmehr gewiß, daß man einem heutiges Tages keine ſicherere Einkünffte nicht anweiſen kann, als ſolche, die von den Thorheiten der Menſchen hergenommen werden.

Ubrigens können über dieſe Materie noch folgende Schrifften nachgeleſen werden.

Ad. Raſs Tract. de Nobilitate & Mercatura. Viteb. 1674. 4.

Herdes de nobilitate acquirenda, conſervanda, amittenda. Lipſ. 1611. 8.

Rebhan Diſſ. de nobilitate acquirenda & amittenda. Arg. 1656.

Notarii Orat. IV. Utrum alia vitæ genera nobilibus & patriciis proſequenda. 1607. 4.

Ich ſchlieſſe mit folgenden artigen Gedancken der neulich heraus gekommenen Epitres divers welche ein teutſcher Cavalier Herr von Bar gemacht hat.

Jour-

Jourdain, n'aſpire point au rang de gentil-
lâtre
Le Burgeois anobli, vrai ſujet de theatre
N'eſt ni chair ni poiſon & ne quadre aujour-
d'hui
Qu'avec des gens marqués au même coin que
lui.

Crois moi le gros Marchand, utile Roturier,
Exerce en ſon Comptoir le plus noble me-
rier:
C'eſt un heros ſenſé ſur la terre & ſur l'onde
Et qui ſeul fait rouler les richeſſes du monde.

Comptons ces malheureux, qui periroient
de faim
Si le ſage marchand ne leur donnoit du pain
Nous ſerons convaincus, que l'homme qui
trafique
En digne Citoyen, ſoutient la Republique.

Que vois tu donc de bas & d'ignominieux,
Jourdain, dans le commerce, ou vivoient
tes Ayeux.
Ou la fortune encore prodigue en recom-
penſe,
Offre aux Mortels prudens des richeſſes im-
menſes?

Pourquoi, Jourdain, veux tu fruſtrer tes
deſcendens
Du droit de s'enrichir en Bourgeois impor-
tans

Pourquoi leur impoſer le joug de la no-
bleſſe,
Qu'on ne peut ſecouer ſans honte & ſans
baſſeſſe.

Ce n'eſt pas tout, mon cher, en quittant la
roture,
Il faut changer d'eſprit ainſi que la figure.
Si le Noble nouveau ſe dement une fois,
S'il nous laiſſe entrevoir, qu'il fut jadis Bour-
geois,

Si ſon air eſt groſſier, ſon langage ruſtique,
Chacun ſe rit tout bas du Courtaud de Bou-
tique.

Et lorsque l'argent ſeul dans le Negoce ac-
quis
Fait le nouveau Baron, le Comte, le Mar-
quis
Je dis à ces Seigneurs, deſerteurs de Mer-
cure,
Que tout Titre acheté n'eſt qu'une groſſe in-
jure. . . . .

* * *

XVI.

Die vertheidigte Sitten-Lehre durch Exempeln.

Bey Gelegenheit einer ſehr höflichen Critic über den redlichen Mann am Hof, an den Weyland gelehrten Superintendenten zu Memmingen Herrn Chriſtian Erhardt, den 12. Septembr. 1741.

Ew. Hochwürden nennen meinen Rivera vortreflich; ſie ſagen mir aber auch dabey, daß ſie ſich abbrechen ihn nach Würden zu loben, damit ich nicht möchte gereitzet werden, in dergleichen Schreibart mich ferner zu üben. Sie ſagen Huetius hätte auch einen Roman geſchrieben, aber nur einen einzigen. (*)

(*) Die Worte in beſagtem Schreiben ſind dieſe: Ich finde mich beehrt mit dem durch den Herrn von Zoller überreichten vortreflichen Rivera. . . Ommitte billig Ew. Hochwohlgeb. davon einen neuen Luſtre. Wobey mir doch abbreche den ehrlichen Mann an Hof nach Würden zu loben, damit dieſelbe nicht gereitzet würden in hoc ſcriptionis genere ſich fernet zu üben. Huetius, quantus Vir! hat auch einen aber

Rep-

Sie verweiſen mich demnach an dasjenige was unſer gemeinſchafftlicher Freund, der Herr von Zoller, mir nach ſeiner unter uns gewöhnlichen Verträulichkeit darüber melden wird.

Ich gebe mich ihnen völlig Preiß. Laſſen ſie mir aber auch das Recht wiederfahren, daß ich nicht ſelbſt über eine Sache bey mir verdrüßlich ſeyn möge, die andere billigen; und daß alſo meine Eigenliebe, die ſo groß iſt, daß ſie dieſes Werck unter mich ſelbſten ſetzt, nicht durch ihren Beyfall noch möge geſtärcket werden. Meine Anmerckungen ſollen ihnen nicht viel Zeit koſten.

Der erſte Punct der Critic betrifft den Vortrag wichtiger Wahrheiten in einem Roman. Der andere die Vermiſchung geiſtlicher Dinge mit weltlichen Kurzweilen und dabey gebrauchten freyen und ſchlüpfrigen Redens-Arten. Der dritte die Einrichtung des gantzen Wercks überhaupt.

Was den Vortrag wichtiger Wahrheiten in einem

---

nur einen einzigen Roman geſchrieben; allein in ſeinem Commentario de rebus ad eum pertinentibus nichts davon gemeldt. Iſt alſo tacité wie ich der Meynung geweſen, man müſſe keinen oder doch nur einen citiren. . . Wann mir zu einer oder andern Geſchichts-Erzehlung der Clavis hochgeneigt communiciret wurde sub fide religioſiſſimi ſilentii, ſo wolte ich mich mit mehrerm, wann ich die Erlaubnuß bekomme, heraus laſſen ꝛc.

einem Roman betrifft, so ist bekannt, daß die älteſten griechiſche und lateiniſche Poeten ſich dieſer Art der Erfindung bedienet haben, um die wichtigſten Wahrheiten vorzutragen. Heſiodus, Homerus, Sophocles und Virgilius haben in ihren Gedichten nicht ſowohl die Geſchichte der Helden als bloſe Fabeln geſchrieben, ob ſie gleich dazu die Geſchichte der vor ihrer Zeit gelebten berühmteſten Leute zum Grund geleget haben. Herculs, Theſeus, Achilles, Ulyſſes, Agamemnon, Aeneas und alle die Helden des Trojaniſchen Kriegs ſind als bloſe Romanen-Helden zu betrachten; ob ſie gleich an ſich wircklich waren, ſie haben aber darzu dienen müſſen, die ſchönſte Gedichte auszuſchmücken, um der Nachwelt reitzende Beyſpiele der Tugend und der Tapfferkeit aufzuſtellen.

Einer der gröſten Prälaten unſerer Zeiten ich meyne den berühmten Herrn von Fenelon Erz-Biſchof von Cambray, fand die Iliade des Homerus geſchickt eine Erfindung daraus zu entlehnen, die zur Unterweiſung eines zur Franzöſiſchen Krone gebohrnen Prinzens dienen ſolte. Er verfertigte in dieſer Abſicht die Begebenheiten des Telemachs, ein von aller Welt bewundertes epiſches Gedicht, welches ſonder Zweifel deſſen unſterbliche Feder bey der Nachwelt in gleichem Ruhm erhalten wird. Man nenne dieſes Buch einen Roman; man ſage, daß es ſich für niemand weniger ſchicke, als für einen ſo groſſen Geiſtlichen, ſich mit heidni-

ſchen Fabeln und Gedichten aufzuhalten, um dadurch einem jungen Prinzen die Tugend, die Weißheit und die erhabenſte Staats-Kunſt zu lehren; man ſchreibe darüber hundert Critiken, und mache das Unternehmen ſo lächerlich als man will: Das Schöne und das Gute hat allein das Recht der Menſchen-Herzen zu rühren; es gefällt; man mag es ſo verdächtig machen als es nur möglich iſt. Man weiß nichts mehr von den Spöttereyen und Telemacomanien, welche dieſes Buch ſeinem Verfaſſer zugezogen: man lieſet es in allen Sprachen; man überſetzet es in Verſe, man legt es zum Muſter alles deſſen, was unſre Zeiten ſchönes und erhabenes aufweiſen können. Kurz; man ſiehet nicht mehr ſeine Fehler; man bewundert nur ſeine Vortreflichkeit.

E. H. würden Urſachen haben mich zur Beſcheidenheit zu verweiſen, wann ich die thörigte Einbildung hätte, die Begebenheiten des Grafen von Rivera, als den redlichen Mann am Hof, mit den Begebenheiten des Telemachs in einigen Vergleich zu bringen. Es iſt nur genug, daß ich meyne durch dieſes Exempel die Art meines Buchs gerechtfertiget zu haben; Ich könnte noch der Argenis des Barclai, des Paradiſes von Milton, der Reiſen des Cyrus und des Sethos gedencken, welche ſämtlich die vortreflichſte Männer ihrer Zeit zu Verfaſſern haben. Ich könnte über dieſes noch eine Menge ſo genannter Romanen anführen, darunter einige ihren unfehlbaren Nutzen darinn gezeiget haben, daß ſie ſowohl hohen Stan-

Standes-Perſonen, als jungen Leuten, die nur Bücher zu ihrer Beluſtigung zu leſen pflegen, unter der Decke der Fabeln, die lehrreichſte Sitten-Lehre beybringen, indem ſie die Schönheit der Tugend und die Abſcheulichkeit der Laſter mit lebhaften Farben vormahlen, wie mir eben jetzo (da ich dieſes ſchreibe) auch die engliſche Pamela in die Hände fällt, welche ſo natürlich als reitzend, und ſo angenehm als erbaulich zu leſen iſt. Selbſt die Prediger in Engelland ſollen ihren Zuhörern, ſolchen anpreiſen. Ich beziehe mich in dieſer gantzen Sache auf eben das Exempel des berühmten Huetii Biſchoffs von Avranches, der davon in ſeiner Diſſertat. de l'origine des Romans mit mehrerm gehandelt hat.

Das Anſehen dieſer groſſen Leute iſt mir genug den Wohlſtand für mich zu retten, daß auch ich, da ich ihnen nicht beykomme, einen Roman zu ſchreiben, mir habe einfallen laſſen. Was die Erfahrung anlangt, ſo nennet man mit Recht dieſelbe den beſten Lehrmeiſter. Nichts rühret, nichts überzeuget mehr als Exempeln. Es wird darinn nicht erfordert, daß ſie alle wahr ſeyen. Genug, wann ſie wahrſcheinlich ſind, und auf eine lebhafte und bewegende Art vorgeſtellet werden. Mein Buch enthält noch was mehr als einen Roman: nemlich eine Schilderey der heutigen Welt nach dem Leben gezeichnet. Der Stoff iſt meiſtentheils aus wahren und einzeln Begebenheiten verfertiget, und hat nichts fabelhaftes noch übertriebenes, wie ich davon unten noch etwas melden werde.

Der andre Punct betrift die Vermiſchung geiſtlicher Sachen mit weltlichen und eitlen Dingen.

Ich würde mich kaum erwehren können mir darauf etwas einzubilden, wenn die Ausfertigung ſo gerathen wäre, wie die Einrichtung ſolches erfordert hätte. Dann je mehr die Exempeln eine Aehnlichkeit mit unſern Handlungen haben, deſto mehr pflegen ſie auch zu rühren.

Ich entdecke aber hier freywillig meine Schwachheit. Ich ließ mich zu ſchnell von den Bildern hinreiſſen; die Erfindung ließ mir nicht die Zeit, ſolche der Wichtigkeit nach, gründlich auszuarbeiten. Ein paar Jahre waren darzu kaum hinlänglich geweſen, mir aber war ein einziger kalter Winter, der mich an dem warmen Ofen zu halten nöthigte, genug, meine Einfälle daran auszubrühen und ſie zugleich unter die Preſſe zu bringen, wie mir die Gedancken einſchoſſen, ſo wurden ſie zu Papier gebracht: dergeſtalt daß dasjenige, was ich die Nacht über ſchrieb, des Tages darauf gedruckt wurde. Dieſes iſt fürwahr kein Mittel ein vortrefliches Werck hervorzubringen. Virgil arbeitete zwanzig Jahre an ſeiner Aeneide, ich kaum ein halbes an einem viel gröſſern Werck; dargegen verlang ich auch nicht, daß es jener mehr als im vierzigſten Grad ſoll verglichen werden, und doch beſorg ich dabey noch meiner Beſcheidenheit zu nah zu treten. Ich meynte darauf meine Fehler zu verbeſſern; Allein es war zu ſpät; was gedruckt iſt bleibt gedruckt,

und

und wie ich höre, ſchreitet der Verleger zu einer andern Auflage, ohne mich zu fragen, ob ich etwas in der erſtern verändern wolte. Ich hatte bey nahe das halbe Buch durchſtrichen, und ich fand endlich ſelbſt, daß ich durch vieles Künſteln das ganze Werck verderben würde. Die überflüßige und unnöthige Stellen müſſen alſo darzu dienen, um die nützliche und nöthige deſto beſſer anzubringen.

Es konnte im übrigen nicht wohl anders ſeyn, als die Sachen, welche vorkamen, muſten eben ſo untereinander gemenget werden, wie ſie in dem Leben der Menſchen natürlicher Weiſe vorzukommen pflegen. Was ſag ich? die Vermiſchung der Zufälle und der verſchiedenen Caracteren der Menſchen, iſt gleichſam das Weſentliche von der gantzen Geſchichte, die hauptſächlich darzu dienen ſoll, den Zuſtand und die Sitten der heutigen Welt vorſtellig zu machen, und zugleich zu zeigen wie ſich ein redlicher Mann, dabey zu verhalten habe. Ich muſte alſo eine jede Perſon nach ihrem Caracter zu ſchildern und redend einzuführen, mit in die Wendung und die Schreib-Art nach denen verſchiedenen Materien und Gemüths-Neigungen wie ſie vorkommen, zu verändern trachten. Ich muſte bald mahlen, bald dichten, bald die Natur, bald die Menſchen ſchildern, bald die Leydenſchafften rege machen, bald alles wieder in die Gelaſſenheit und Stille ſetzen. Ich muſte bald die Trompeten erthönen laſſen, bald die

Leyer rühren, bald auf der Flöte ſpielen. Wie der Herr von Fenelon ſehr artig ſich ausdrückt. (*) Wenn ich alſo einen Erz-Böſewicht einführe, der durch eine auſſerordentliche Gnade iſt bekehret worden, ſo muß ich nothwendig ihm ſolche Ausdrücke in den Mund legen, welche die wunderbahre Führungen Gottes zum Heyl der Menſchen offenbar machen. Dieſe ſcheinen allerdings ſich nicht zu den frechen Reden zu ſchicken, mit welchen ein junger, feuriger und aufgeräumter Kopf ſich über die Buhlereyen und andern Welt-Händel heraus zu laſſen pflegt. Man würde mir aber ſehr unrecht thun, wenn man deswegen ſchlieſen wolte, ich hätte für die Religion zu wenig Ehrerbiethung, und für die Thorheiten der Menſchen zu viele Nachſicht und Gefälligkeit. Ich meyne vielmehr der Religion dadurch das Wort zu reden, wann ich nicht allein, die grauſame Folgen zeige, die ein gottloſes Leben nach ſich ziehen, ſondern auch zugleich von ihr das ſcheinheilige und fantaſtiſche Weſen nehme, welches vernünfftigen Leuten davor ein Grauen macht und deſſen ſich die Heuchler zu unſern Zeiten bedienen, die wahre Unſchuld und Frömmigkeit ſelbſt zu betriegen. Dieſen Caracter kann man von der einen Seite nicht lächerlich und von der andern nicht abſcheulich genug abmahlen. Beyde Schildereyen haben ihre Stärcke zu rühren und zu überzeugen.

Der

(*) Dict. des mots D. IV.

Der Herr von Z. meynet ich hätte die gute Herrnhuter hin und wieder allzudeutlich durchgelassen. Ich muß mich darüber erklären. Ich kann nicht läugnen, daß sie mir bey der Geschichte des Herrn von Greenhielm, und bey derjenigen von Christianopolis sind in den Gedancken gewesen, und daß ich auch wircklich einige Abschilderungen von ihnen nach dem Leben entworfen habe.

Allein, wann diese erste Erzehlung zu erkennen giebt was mir an ihnen mißfällt, so zeiget im Gegentheil die andere, wie sehr man ihre Absichten billigen könnte, wann sie solche nach der Art der Verfassung von Christianopolis einrichten würden. Warum sollt ich über eine Religions-Neuigkeit die zu unsern Zeiten in der Welt ein so grosses Aufsehen macht, meine Meynung nicht eben so wohl entdecken dürffen wie andre? Um so viel mehr, da in mir eine völlige Uberzeugung herrschet, daß ich darinn gantz offenhertzig und unpartheyisch heraus gehe, und so wohl das Gute als das Böse zu unterscheiden suche; mitlerweile es bey andern gleichsam unmöglich scheinet, sich darüber, ohne hefftige Affecten auszulassen. Ich rede von diesen Sachen gantz natürlich, wie sie mir vorkommen, doch ohne jemand dabey übel zu wollen noch zu verunglimpfen. Solte man nur allein mit solchen Leuten in guter Freundschafft stehen, die eben so dächten wie wir, so müsten wir unsre Neigungen allzusehr einschräncken, und noch darzu wie-

der

der das allgemeine und höchste Gesetz der Liebe handeln; Solte man aber aus bloſſer Gefälligkeit seine Gedancken nach andern richten, und die wahre Meynungen seines Hertzens unterdrucken, so würde man nicht mehr gar weit von dem Caracter eines Heuchlers entfernet seyn. Daß ich aber in ein und andern Redens-Arten, wann der fleiſchlichen Liebe gedacht ward, nicht alle nöthige Behutſamkeit gebraucht habe, solches thut mir leyd. Ich habe alle Haupt-Laſter und Gemüths-Neigungen der Menſchen beſchrieben; wie, daß wir allein in dieſer Sache so zärtlich ſind, daß uns die geringſten Bilder davon verletzen können? Doch ich gebe mich hier ſchuldig: Ich hätte um der Schwachen willen ein und andre Ausdrücke ſollen weg laſſen. Kann ich es bey einer neuen Auflage ändern, so ſoll es geſchehen. Wenn man mit andrer Leute Fehlern ſeine eigne entſchuldigen kann, ſo hat der Verfaſſer der Pamela hier noch weit mehr geſündiget als ich.

Nun komme ich auf die Einrichtung des gantzen Wercks überhaupt, woran man dieſes auszuſetzen findet, daß ich nicht ſowohl ein Helden-Gedicht, als einen unter einander gemengten Roman von groſſen und kleinen, von wichtigen und nichts-bedeutenden Dingen verfertiget hätte, dergeſtalt, daß ich bald einem weiſen Fenelon in ſeinem Telemach, bald einem luſtigen Scarron in ſeinem Roman comique gefolget ſey. Wann dieſe Vermiſchung der Materien ein Fehler iſt, ſo kann ich mein Buch nicht davon frey-

freysprechen. Ich muß vielmehr sagen, daß ich ordentlich darauf gearbeitet, und dem Buch dadurch einen wahren Werth zu geben, mich beflissen habe. Nach meinem Vorhaben bestehet in dieser Abwechselung das Wesentliche von einer Beschreibung, welche den Zustand und die Sitten der heutigen Welt abschildern soll. Meine Absichten sind also auf das Gantze; und nicht blos auf den Hof, noch auf den Staat, noch auf andre hohe Dinge allein gerichtet. Sie gehen auch auf das häusliche und bürgerliche Leben: sie umfassen die vornehmste Umstände und Zufälle die einem redlichen Mann in der Welt begegnen können; sie begreiffen so wohl die Lebens-Art und Leidenschafften der Grossen, als diejenige des mittlern und geringen Standes, damit auf solche Weise alle und jede Leser, indem sie Nachricht von andern bekommen, zugleich auch für sich selbst etwas finden möchten, so ihnen zur Lehre und zum Nachdencken dienen könnte.

Um alle diese Dinge in einem ordentlichen Zusammenhang untereinander zu verbinden, so habe ich eine vollkommene, mit aller Weißheit und Tugend begabte Standes-Person unter dem Namen des Grafen von Rivera eingeführet. Dieser Graf, als der Held von der gantzen Geschichts-Erzehlung, wird als ein junger Herr vorgestellet, der in sich alle Natur-Gaben mit einer glücklichen Erziehung und Erkenntniß der Wissenschafften verbindet. Er wiedmet sich,

bey

bey der angenehmsten Lebens-Art auf seiner Herrschafft, der Weißheit und der Tugend. Er denkt, nachdem er die Welt auf Reisen gesehen hatte, weiter auf keine hohe Dinge. Er lebt mit seinem Zustand zufrieden und beunruhiget sich mit keinen grossen Anschlägen.

So entwerf ich die Beschaffenheit eines Menschen, den die göttliche Vorsehung dazu bestimmet hatte, den Hof den Staat und die Menschen zu verbessern. Seine Demuth verhinderte ihn die eigne Grösse seines Geistes einzusehen. Der Beruf eines Königes muste ihn zu den Geschäfften der Welt nach Hof fordern, und seine Fähigkeit bekannt machen. Er sah hier alles in einem verdorbenen Zustand. Er hatte nicht die mindeste Einbildung von sich selbst, daß er etwas zur Verbesserung desselben mit beytragen könnte. In diesem bescheidenen Mißtrauen kommt er zu einem Einsidler, der aus einen der ruchlosesten Menschen ein wahrer Weiser geworden war. Dieser spricht ihm einen Muth ein und giebt ihm die gründlichste Lehren, wie er sich der göttlichen Vorsehung, zum Besten der menschlichen Gesellschafft überlassen solte. Hierauf folgen die grösten Prüfungen die seine Tugend bewähren. Er wird in die verwirrteste Händel eingezogen, er wird verfolgt, gefangen genommen, im Krieg der grösten Gefahr ausgesetzt, in den wichtigsten Gesandschafften gebraucht, in die schlüpfrigsten Händel mit eingeflochten, und bleibet in allen diesen verschiedenen Zufällen und Um-

Umständen immer auf seinem guten Grund fest bestehen. Er zeiget sich unveränderlich als ein redlicher Mann, der die Wahrheit, die Unschuld und die Gerechtigkeit liebt. Diejenige, welche bisher geglaubet haben, daß alles in der Welt mit Stärcke, Verstellungs-Künsten und einer schlauen Politic müste ausgerichtet werden, die sehen hier gantz das Gegentheil. Der Weisheit, der Tugend, der Aufrichtigkeit bleibt allenthalben der Vortheil und die Ehre. Da im Gegentheil die Laster, die Untreue, die Falschheit und die Unordnungen ihre Strafen mit sich führen und die Verbrecher ins Verderben stürtzt.

Nachdem ich diese Schilderenen, so lebhafft als es mir möglich gewesen ist, entworffen habe, komm ich auf die Neben-Personen, deren jede einen besondern Caracter vorstellet. Ihre Geschichte sind meist aus der Erfahrung und aus dem gemeinen Leben genommen, sogar daß viele einzele Stücke sich wirklich so zugetragen haben. Die Geschichte der Philirene in denen Begebenheiten des Herrn von Greenhielms, ist in ihren völligen Inhalt und so gar auch in den Worten und Ausdrücken wahr, bis an das Ende, da der Ausgang mit der Haupt-Erzehlung verknüpfet wird. Ich habe solche aus dem eigenhändigen französischen Aufsatz desjenigen dem sie angehet, gezogen. In den Begebenheiten des Pandoreste, des Herrn von Riesenburgs, des Herrn von Guldenbleeys, des Ritters von Castagnetto, sind die mehreste besonde-

re

re Handlungen und Vorfälle nur mit andern die erdichtet sind, verknüpffet; im Grund aber haben sie sich würklich also zugetragen, oder sind wie wenigstens als Wahrheiten so erzehlet worden. Ja überhaupt muß ich bekennen, daß ich fast durchgehends Originalien vor mir hatte nach welchen ich meine Mahlereyen gezeichnet habe. Ich kann demnach Ew. Hochwürden versichern, daß es nicht alles Romanen-Einfälle und Fabeln sind, was sie in dem redlichen Mann am Hof gelesen haben. Ich habe meine eigene Erfahrung nur dabey, so gut ich gekönnt zu Nutzen gemacht, und solte mich demnach nichts mehr schmertzen als wann mein so guter Entzweck die Ehre der Tugend zu retten und eine gute Sitten-Lehre unter diesen Bildern andern in die Hände zu spielen, nur fehlschlagen und übel ausgelegt werden solte.

XVII.

XVII.

Die

Eigenſchaft

eines groſſen Geiſtes.

bey Gelegenheit der kleinen Schrifften des Herrn von Voltaire, welche im Jahr 1739. heraus kamen (*)

Gewiſſe Menſchen werden mit einer auſſerordentlichen Fähigkeit gebohren: Sie dürfen weder Kronen tragen, noch die erſten Stellen im Staat bekleiden: Sie dürfen weder Helden, noch reich, noch vornehm ſeyn: Ihr Verſtand allein iſt genug ihnen mehr Ruhm, als alle dieſe Vortheile zu wegen zu bringen. Der Herr Voltaire giebt davon einen neuen Beweiß: Man mag ihm hundertmahl den Hof verbieten und ihn des Landes verweiſen: Man mag ihn um alle Vorzüge dieſes Lebens zu bringen und ihn noch ſo beſſlich abzuſchildern ſuchen: Er iſt und bleibet ein ſchöner Geiſt. Doch pfleget öffters der menſchliche Verſtand, wenn er zu einer gewiſſen Gröſſe gelanget, zwey wieder-

(*) Siehe Franckfurtiſche gelehrte Zeitung im Jahr 1739. No. 39.

wärtige Einflüsse zu haben: Er ist am meisten den Anfällen des Unglaubens unterworffen; und kann sich öffters gegen die Nothdürfftigkeiten dieses Lebens am wenigsten schützen; Er ist insgemein hochmüthig; Die Religion aber erfordert ein Hertz das einfältig und demüthig ist; Unser zeitliches Glück gründet sich auf eine gewisse Sorgfalt und Gefälligkeit für andere Menschen, darum sich die gröste Geister am wenigsten zu schicken wissen: Ihr Fehler ist, daß sie sogleich die Fehler an andern erkennen und sich durch die allzufreye Entdeckung derselben verhaßt machen. Ein unnützes Gespött, ein gewürtzter Scherz, eine treffende Wahrheit, ein gutes Wörtgen ist ihnen wichtiger, als die Zeit, da sie sich um einen Dienst bewerben und vor einer in ihren Augen offt gar verächtlichen Excellentz, den Nacken beugen sollen. Dem Herrn von Voltaire mag es auch so gehen: Sein lebhafter und feuriger Geist ist mehr zum tadlen aufgeleat, als zum loben: Er ist darinnen aufrichtig, denn wer findet nicht allenthalben mehr Stoff zu dem einen, als zu dem andern: Allein, die Wahrheit und die Menschen liegen noch immer gegen einander im Streit, jene will diese unter ihre Herrschafft bringen, und diese wollen solche durchaus nicht erkennen: Sie empören sich stets darwieder und suchen öffters diejenigen als Aufwiegler zu strafen, welche sich unterwinden, jener ihre Parthey zu ergreiffen; ja man suchet denen verwegenen Schwätzern selbst die Hände zu binden, welche mit dem Herrn von Voltaire

sa-

ſagen, daß man dem Pabſt zwar die Füſſe küſſen, aber dabey die Hände binden ſoll.(*) Der Herr von Voltaire ſchreibet kurtz, ſchön und bündig: Ein Gedancke, ein Schluß folgt aus dem andern. Seine Ausdrücke ſind erhaben, ausgeſucht, durchdringend, und wie es die Sachen die er vorſtellen will, mit ſich bringen. Die Verbindung ſeiner Sätze iſt natürlich und zugleich voller Witz und Anmuth. Seine Bilder leben und ſeine Gleichniſſe machen auch die ſchwerſte Begriffe leicht. Er wird für einen der beſten Dichter unſrer Zeit gehalten, und gleichwohl übertrifft ſeine ungebundene Schreib-Art, ſeine Gebundene noch weit, denn alles hänget darinnen beſſer zuſammen und er braucht kein unnöthiges noch unnützes Wort um einen Reimen auszufüllen, oder demſelben eine geborgte Zierlichkeit durch den Schwung des Sylbenmaſes zu geben. Die Probe ſeiner Geſchichte von Ludewig dem XIV. welche ſeinen kleinen Schrifften voraus geſetzet iſt, gibt davon einen neuen Beweiß. In ſeinem Diſeurs von Menſchen: Diſcours en vers ſur l'homme, hat er dem berühmten Engelländiſchen Poeten, Herrn Popen, nachzuahmen geſucht; und wo er ihn darinn nicht übertroffen; ſo verdienet er ihm doch

(*) Dieſes iſt nicht beſcheidener von dem Römiſchen Kirchen-Haupt geſprochen, als wenn der Herr von Montesquiou in ſeinen Lettres perſanes p. 55. von ihm ſpricht Le pape eſt une vielle idole qu'on encenſe par habitude.

wenigstens an die Seite gesetzet zu werden. In allen übrigen Stücken, darunter die Vornehmsten seine Lettres Familieres und le temple du Goût, zeiget er zwar nicht durchgehnds eine gleiche Stärcke; setzet er sich aber dadurch gleich unter sich selbst, so behält er damit doch seinen Rang vor andern. Der schönste Geist ist nicht immer gleich aufgeräumt, und man würde vielleicht den Herrn von Voltaire nicht so sehr bewundern, wann er nicht zuweilen durch mittelmäßige Bilder den andern desto mehr Leben und Annehmlichkeit zu geben wüste. Wir wünschen, daß er seine angefangene Geschichts-Erzehlung von den Zeiten des Vierzehenden Ludwigs, auf die Art, wie er uns davon den Entwurf gegeben hat, ausführen möchte: Die Arbeit ist unvergleichlich. Nur hätte man dieses darbey zu erinnern, daß er die Geschichte, nicht nach seinem Vorhaben, sondern sein Vorhaben mehr nach den Geschichten einrichten möge, denn da er beweisen will, daß die Zeiten des Vierzehenden Ludwigs die glückseeligsten für die Künste und Wissenschafften gewesen seyen, so mahlt er, um diesen Satz zu beweisen, die vorige Zeiten noch allzu barbarisch ab; da es doch ein leichtes seyn würde dem vorhergehenden Jahrhundert gleiche Vorzüge wo nicht, in Ansehung gewisser Wissenschafften, noch grössere beyzulegen. Die grobe Zänckereyen der Geistlichen ausgenommen, welche in der That noch etwas barbarisches hatten; Im übrigen aber, so prangte damahls Italien, Hispanien, Franckreich, Engelland und

Teutsch-

Teutſchland mit den vortreflichſten Leuten. Ja die Niederlande allein waren bereits mit den berühmteſten Männern und gröſten Künſtlern angefüllet; an welche der Herr von Voltäire nicht ſcheinet gedacht zu haben. Wann wir alſo die Sache nach der Wahrheit urtheilen wollen, ſo müſſen wir den Anwachs der Küſte und Wiſſenſchafften nicht erſtlich von den Zeiten des Vierzehenden Ludwigs, ſondern von Erasmo, von Copernico, von Dürern, von Holbein, von Raphael, von Angelo, von Palladio und ſo weiter herſuchen. Es ſind zwar damahls die gemeinen Sprachen in Europa, die Italiäniſche und Spaniſche ausgenommen, noch nicht wie heut zu Tage verbeſſert und zur Gelehrſamkeit bräuchlich gemacht worden. Allein, da man ſich der Lateiniſchen mit deſto mehr Geſchicklichkeit bedienet hatte, ſo wird niemand ſagen, daß darinn der Werth der Wiſſenſchafften beſtünde, daß man jetzo zierlicher Franzöſiſch, zierlicher Engliſch, und zierlicher Teutſch ſchreibet. Da zumahl die Frage noch nicht entſchieden iſt, ob es nicht würde beſſer geweſen ſeyn, wenn die Gelehrten bey ihrer allgemeinen Sprache nemlich der lateiniſchen geblieben wären. Wie man es in Anſehung der Allgemeinheit der Wiſſenſchafften allerdings behaupten könnte.

Warum hat aber der Herr von Voltaire dieſer Sammlung ſeiner kleinen Schrifften nebſt andren Aufſätzen die von ihm in Mſt. herum gehen: als Lettre à Uranie; Ode Unigenitus,

u. ſ. w. nicht auch ſeine beyde Brieffe von der Natur der Seele wie ſie dieſes Jahr beſonders abgedruckt worden ſind, mit beygefüget? Vermuthlich getrauet er ſich nicht die darinn enthaltene Lehr-Sätze, die gar zu weit von den Sinn der Religion abweichen zu vertheidigen. Der Herr de Beaumarchais hat ſolche in dem II. Theil ſeiner Amuſemens literaires T. II. Lettre XXVIII. und XXXI. mit eindrucken laſſen. Und ich habe darüber meine Zweiffel p. 179. 193. 248. und 285. entdecket.

XVIII.

Zufällige Gedancken über die Briefe des Herrn von Voltaire die Seele der Menſchen und der Thiere betreffend im Jahr 1750.

Mein Herr!

Sie verlangen daß ich ihnen meine Gedancken über die beyde Briefe des Herrn von Voltaire, die man in die Amuſemens litteraires mit hat eindrucken laſſen, eröfnen ſoll (*) Man muß ein eben ſo groſſer und berühmter Schrifftſteller ſeyn als er, um mit ſo vieler Freyheit von einer Sache zu ſchreiben, worunter die Re-

(*) Amuſemens litteraire ou correſpondance politique, hiſtorique, philoſophique, critique & galante par Mons. de la Barre de Beaumarchais T. II. p. 179. 193. 248. 285.

Religion auf mancherley Art zu leyden scheinet. Alle Philosophen die bisher von der Eigenschafft der Seele etwas zu schreiben sich erkühnet haben, sind in seinen Augen nur blinde und verwegene Schwätzer. Der Herr Locke allein ist noch seiner Verachtung entgangen. Dieser allein hat, nach seiner Meynung, die Geschichte der Seele bescheiden beschrieben. Die Bescheidenheit ist allenthalben die liebenswürdige Eigenschafft dieses berühmten Weltweisen. Ich hätte aber wohl wünschen mögen, daß der Herr von Voltaire die Stellen des Hrn. Locke, auf welche er sich beziehet, hier angeführet hätte. Der Herr Locke hat jederzeit seine Verehrung für den christlichen Glauben bezeiget, ob er gleich nicht jedesmahl seine Ausdrücke nach den Lehr-Sätzen der sogenannten Orthodoxen eingerichtet. Er erkläret sich deutlich in dem XVII. Capitel seines Entwurffs der Weltweisheit (Essai philosophique) daß der Glaube der Vernunfft nicht entgegen sey. Er hat uns so gar eine der schönsten Schrifften hinterlassen, in welcher er deutlich zeiget daß die christliche Religion durchaus vernünftig sey. (*) Der Herr Locke redet von der Seele als einer Sache, die von der Materie unterschieden ist: Er unterscheidet durchgehends die Ideen, die aus dem Gefühl kommen, von denen welche von der Uberlegung (**) herrühren. Er

(*) The Raisonableness of Christianity, welcher Tractat in das Französische unter dem Titul Le christianisme raisonnable ist übersetzet worden.

(**) Reflection.

net ist Uberlegung das Erkennen der Seelen welches sie aus sich selbst und aus ihren eignen Wirckſamkeiten hernimmt: Gefühl nennt er was von äuſſerlichen und materialiſchen Dingen herrühret. (*) Dieſes alles zeiget zur Genüge daß der Herr Locke zwey verſchiedene Eigenſchaften annimmt, welche in dem Menſchen vereiniget ſind. Der Herr von Voltaire im Gegentheil will, man ſoll zuforderſt die Gräntzen der Seele beſtimmen, bevor man von dem Daſeyn des einen, ſowohl als des andern gewiß ſeyn könnte. Er glaubet vielmehr, daß die Beſchaffenheit der Materie, nach der Feinigkeit der Sinnen dasjenige ſey, was in uns dencket.(**)

Dieſes mag genug ſeyn um uns zu zeigen, daß der Herr von Voltaire hier nicht die Meynungen des Herrn Locke anführet, wie er vorzugeben beliebt, ſondern daß er dieſem groſſen Mann, nur die Ehre erzeiget ihm die ſeinige zuzuſchreiben.

Laſſet uns deswegen den Herrn von Voltaire nach ſeinen eignen Grundſätzen beurtheilen. Er weiß weiter nichts als, daß wir einen Cörper haben und daß wir dencken. Die Wiſſenſchafft dieſes klugen Kopfs gehet alſo nicht weiter

(*) Eſſai philoſophique L. II. §. 4.

(**) Qu'on lui afflique premierement les limites de l'ame avant d'être ſeur ſeulement de l'exiſtence de l'une & de l'autre; il veut que ce ſoit la Matière qui penſe à proportion de la fineſſe des ſens.

ter als diejenige eines gemeinen Mannes. Dieſes läſſet ein wenig allzu demüthig für den berühmten Herrn von Voltaire, der uns eine Auslegung über die Philoſophie des groſſen Neutons gegeben hat. Doch dieſe Demuth hindert ihn nicht, ſich über alles dasjenige hinauszuſetzen, was die vortreflichſte Leute bisher von der Beſchaffenheit der Seele gelehret haben.

Der Herr von Voltaire, der ſo ſcharff ſiehet als ein Adler, der ſo unvergleichlich die Leidenſchafften der Menſchen vorſtellen kann, der eine ſo glückliche Einbildungs-Krafft beſitzet; dieſer ſo berühmte und rührende Dichter, erkennet in dem Menſchen nichts als eine bloſſe Materie, als eine pure Maſchine, welche er mit einer engliſchen Schlag-Uhre vergleichet. Er entdecket darinnen gewiſſe Trieb-Federn; dieſe Trieb Federn aber ſcheinen ihm nichts ähnliches mit denen Wirckſamkeiten der Seele in dem Cörper des Menſchen zu haben. Ich muß bekennen, daß ich hier mehr ſehe als er. Ich ſehe eine Materie die ſich beweget und eine Urſache welche dieſe Bewegung veranlaſſet. Ich betrachte die Uhr; ich entdecke darinnen eine Triebfeder, die das Räderwerck treibet; Ich ſehe den Daumen, der das Knöpfen berühret, um durch das Anſchlagen denjenigen Zeitblick zu bemercken, den die Uhr durch den Zeiger aufweiſet; Ich vergleiche die Uhr mit der Wirckſamkeit der Seele in unſerm Körper. Der Körper iſt die Materie, die Seele iſt die Triebfeder, und die erſte Urſache

der Bewegung ist GOtt. Welche Wahrheiten entdecket hier nicht mein nachforschender Verstand? Alles würde in dem vermengten Klumpen einer lebloſen Materie ruhen, wann nicht dieſes groſſe Weſen darzu käme, welche die Urſache aller Bewegungs-Kräfte iſt, und die ganze Materie belebet. Ich bin derjenige Schüler, welcher das künſtliche Uhrwerck in dem Menſchen betrachtet, und dasjenige darinnen entdecket, was Herr von Voltaire nicht ſiehet.

Laſſet uns weiter gehen. Der Grund-Satz des Herrn von Voltaire iſt dieſer: Man ſoll nichts glauben, als wovon man eine klare und deutliche Kenntniß hat und die Gräntzen beſtimmen kann, um von deſſen Daſeyn eine Gewißheit zu haben. Dieſes heiſſet von unſerm Verſtand allzu viel fordern. Es ſind tauſend Dinge, davon wir nicht die geringſte klare und deutliche Kenntniß haben und deren Gräntzen wir gar nicht beſtimmen können. Wir ſchlieſſen insgemein nur, wie man in den Schulen redet a poſteriori, das iſt aus den Wirckungen. Wir haben von GOtt ſelbſt, als dem höchſten Weſen, nicht nur keine klare und deutliche Kenntniß, ſondern er iſt auch, wie ihn die Schrifft nennet, ein verborgener GOtt. Unter allen Vorwürffen, von welchen der menſchliche Verſtand eine Unterſuchung anſtellet, iſt keiner unbegreifflicher. Solten wir deswegen nicht glauben, daß GOtt ſey? Alle mögliche Vernunfft-Schlüſſe überzeugen uns, daß ein ſolches Weſen nothwendig ſeyn müſſe: Ob wir

gleich

gleich von ihm keine klare und deutliche Kenntniß haben.

Wir sagen, GOtt ist ein Geist, allein wissen wir dann, was ein Geist ist? So lang es Menschen giebt, so lang hat man sich darüber die Köpfe zerbrochen, um das Wesen eines Geistes ausfindig zu machen. Moses selbst, als der grösste Weltweise, und der noch überdem einen besondern Umgang mit GOtt hatte, konnte sich von ihm keine Begriffe machen. Er nennet ihn ein verzehrendes Feuer. Deut. 9. 3. Einen grossen GOtt mächtig und schrecklich. Deut. 10. 17. 4. Hiob 36. 26. nennet ihn einen grossen und unbekannten GOtt, dessen Jahr-Zahl niemand forschen kann. Pythagoras sowohl als Socrates und Plato entdecken herrliche Spuren von einer göttlichen Erkenntniß; allein GOtt selbst kannten sie noch weniger als Moses, der ihn so gerne gesehen hätte; und als Hiob, der so majestätisch von ihm spricht. Bey uns Christen heißt es, wer hat Gottes Sinn noch je erkannt, und wer ist sein Rathgeber gewesen? Röm. 11. 3. 4. Paulus war entzückt bis in den dritten Himmel. 2. Cor. 12. 2. Allein was sah er daselbst? Unaussprechliche Dinge, die kein Aug gesehen und die in keines Menschen Herz nie kommen sind. 1. Cor. 2. 9. Niemand wird sagen, daß alles dieses klare und deutliche Ideen sind. Ja, man fasse alle nur mögliche Begriffe von der Gottheit zusammen und lege ihr alle die Eigenschafften der Vollkommenheit bey, die der menschliche Verstand fähig ist

sich

ſich vorzuſtellen; haben wir deswegen eine klare und deutliche Kenntniß von dem Weſen Gottes ſelbſt? So weit der Himmel von der Erden iſt, ſo weit ſind noch unſre Gedancken davon entfernet.

Eine gleiche Beſchaffenheit hat es mit allen Dingen, die von unſern Sinnen entfernet ſind, und die alſo in unſerm Verſtand keine andere Gedenck-Bilder eindrücken, als daß etwas ſey, ſo diejenige Wirckungen, die wir beobachten, hervorbringet, weil es nun mit allem, was wir einen Geiſt, oder geiſtlich nennen, eine gleiche Beſchaffenheit hat, ſo können wir auch nicht wiſſen, was eigentlich ein Geiſt ſey. Wir haben nicht die mindeſte Begriffe von deſſen Verbindung mit der Materie, vielweniger von ſeiner Selbſtſtändigkeit, inneren Krafft, Gegenſtändigkeit, Anhängigkeit, Einflüßigkeit, Ewigkeit und dergleichen. Alle dieſe Unwiſſenheit aber, ſo ſehr ſie uns auch demüthiget, beweiſet deswegen doch nichts gegen ſein wahrhaftiges Seyn.

Alſo ſchlieſſen wir von den Wirckungen auf die Sache, ob wir gleich von ihr ſelbſt kein Gedenck-Bild haben.

Wir nennen alles dasjenige, was eine körperliche Eigenſchafft hat, Materie. Wir nennen dasjenige einen Geiſt, wenn wir von etwas die Wirckungen ſpüren, davon wir keine ſinnliche Urſachen anzugeben wiſſen. Wir nennen dasjenige GOtt, was der Urheber von allem ſowohl geiſt-

geiſtlichen als körperlichen Weſen iſt, weiter haben wir von ihm keine klare und deutliche Kenntniß.

Der Herr von Voltaire treibet ſeine Schlüſſe ſo weit, daß er endlich keinen andern Unterſcheid unter der Seele eines Thieres und unter eines Menſchen Seele findet, als eine mehr oder weniger geübte Vernunfft. Wir werden alſo von ihm unter das Geſchlecht der Thiere verwieſen. Ja er ſetzt ein Thier dem andern an die Seite. (*) Gleich Anfangs haben Hunde, Katzen, Affen u. ſ. w. mehr Geiſt und Geſchicklichkeit die Wiſſenſchafften und Exercitien zu lernen, als ein Kind von vier Jahren. Nach dieſer Zeit hat der Menſch zwar das Glück Ideen und ein Gedächtniß zu bekommen, allein er empfindet auch zugleich einerley Triebe mit den Thieren. Auf ſolche Weiſe wird er aus einem beſeelten Körper, oder aus einer Automate, daß ich bey den Worten bleibe, ein verſtändiges Weſen und ein ſo vernünftiges Geſchöpffe wie andre Thiere.

Nach und nach übertrifft er endlich ſolche; er erlanget mehr Verſtand und mehr Wiſſenſchafften. Allen dieſen Vorzügen ungeachtet, ſo bleibt er

(*) Die Alten machten ehedeſſen dieſes Argument: Was Leben und Sinnlichkeiten hat, das iſt ein Thier. Nun iſt ein Menſch mit Leben und Sinnlichkeiten begabt; alſo iſt er ein Thier.

er doch immer vor wie nach ein Thier, und seine Seele ist von der Seele eines Thieres nur mehr oder weniger unterschieden. Dieses ist überaus klein vor uns. Unser Hochmuth hat uns glauben machen, daß wir noch eine besondere und von den Thieren unterschiedene Seele hätten, und nun werden wir auf einmahl einer so süssen Einbildung beraubt.

Der Mensch ist also nach den Lehr-Sätzen des Herrn von Voltaire ein bloses Thier. Ich sehe mich genöthiget eine so traurige Wahrheit zu unterschreiben, wann ich die meiste Handlungen der Menschen in Betrachtung ziehe. Ja, sie scheinen mir öffters gantz viehisch zu seyn, so gar, daß die Menschen öffters die Thiere in der Wuth ihrer Begierden noch übertreffen. Die Erfahrung dienet hier zu einem traurigen Beweiß. Als blose Thiere haben wir also auch kein ander Heil nach diesem Leben weiter zu gewarten. Wir sterben; alles hat so dann für uns ein Ende. Ich weiß zum wenigsten nicht, daß der Herr von Voltaire denen thierischen Seelen eine Unsterblichkeit zuschreibet.

Wir müssen also die trostreiche und süsse Hofnung aufgeben, welche uns bisher mit einer ewigen Seligkeit geschmeichelt hat. Wir müssen die Gedancken von der Vergeltung der Gerechtigkeit und der Tugend fahren lassen, darüber wir in dieser Welt so manches haben leiden müssen. Man hat uns arme und furchtsame Menschen damit zu trösten gesucht, weil wir dem Todt mit

Grau-

Grauen und Zittern entgegen schauen. Sollte man es nicht dem Herrn von Voltaire für eine Wirckung eines mitleidigen und christlichen Herzens auslegen, daß er sich so viele Mühe giebt uns von dem gemeinen Wahn angenehmer Irrthümer zu befreyen, in welche es den grossen Leuten des Alterthums gefallen hat das menschliche Geschlecht zu stürzen. (*) Solten wir nicht seine Scharfsinnigkeit in glücklicher Entdeckung traurigen Wahrheiten bewundern? Es wird ihm an denjenigen Ruhm nicht fehlen, den Cicero so sehr gewünschet hat, daß man noch in sechs hundert Jahren von ihm reden möchte. Sein Name wird dem Tempel der Ewigkeit einverleibt werden. Man wird darinnen sein Brustbild in der Reihe des Montagne, des Hobbes, des Stramburgs, des Bayle, des Collins und des Tolands finden. Man wird ihm zustehen müssen, daß er vor andern Menschen ein feineres materialisches Wesen um scharff zu dencken (**) gehabt hätte. Man wird in seinen Schrifften die nette Schreibart, den glücklichen Ausdruck, die reitzende Bilder, die Hoheit der Gedancken, die weitgetriebene Scharfsinnig-

(*) Juvabat de æternitate animarum quærere, imò, me hercule credere. Credebam enim facile opinionibus magnorum virorum rem gratissimam promittentium magis quam probantium. Lubebam me spe tantæ cum subito experrectus sum, & tam bellum somnium perdidi. Sen. p. 183. epist. 102.

(**) Une Organisation de matiere pour penser finement.

ſinnigkeit, und die tiefe Einſichten bewundern. Allein dieſer kluge, dieſer vortreffliche Herr Voltaire wird ſterben wie ein Thier. Dieſe Vorſtellung verurſacht mir ein Grauſen: alle meine Sinnen empören ſich über die Vernichtigung eines ſo ſchönen Geiſtes; und ich wünſchte von Herzen, daß er ein beſſeres Schickſal haben möchte. Alle ſeine Wiſſenſchafften, alle ſeine ſinnreiche Einfälle, alle ſeine Scharfſinnigkeit und Verſtandes-Kräfte haben alſo nichts, daß ihn bey den Umſtänden eines mühſeligen Lebens tröſten könnte. Der Herr von Voltaire glaubet doch, daß ein allmächtiges göttliches Weſen ſey. Dieſes Weſen kann ja nicht ungerecht ſeyn, wie ſolte es die Guten und Böſen durch ein gleiches Schickſal vermengen, und allen gleich durch den Todt ein Ende machen, ohne jene zu belohnen und dieſe zu beſtraffen? In dieſem gegenwärtigen Leben ſehen wir die genaue Ausübung dieſer göttlichen Gerechtigkeit nicht. Was helffen uns demnach alle die ſchönen und erhabenen Meynungen von der Weißheit, von der Tugend, von der Unſchuld, von der Liebe, von der Aufrichtigkeit, von der Gedult, von der Gottſeligkeit, und ſo weiter? Sind es nur ſchöne Hirnbilder, angenehmen Träume, Wirckungen einer ſtoltzen und lächerlichen Eigenliebe, oder wenigſtens doch nur Erfindungen einer ſinnreichen Staats Klugheit? O mein lieber Herr von Voltaire! Wie müſte ich ſie beklagen, wann ſie ſo dencken wolten. Ich fürchte nicht ſowohl den Todt, der meinen Leib von den Banden trennet, welche ihn zuſam-

nen halten, und welche mir öffters beſchwerlich ſind. Nein, ich fürchte mich vielmehr diejenige Eindrücke zu verlieren, die ich in meinem Herzen von einem liebreichen GOtt verſpüre, welcher mich ſtets zu ihm empor ziehet, als zu dem vollkommenſten, gerechteſten und gütigſten Weſen. Ich fürchte mich denenjenigen ſüſſen Hofnungs-Trieben zu widerſprechen, die meine Seele mit einem unausſprechlichen und unwiderſtehlichen Verlangen entzücken, auch nach der Auflöſung meines Körpers zu ſeyn. Die Erkentnis des Wahren und Falſchen, der Eindruck des Guten und Böſen, die Neigungen zu dem einen und die Verabſcheuung des andern, überzeugen mich, daß noch etwas in mir ſey, ſo mich von dem Weſen der Thiere deutlich unterſcheidet, und daß alſo auch mein zukünftiges Schickſal, nach den Eigenſchafften meines Weſens, unterſchieden ſeyn werde.

Wer zeiget mir in einem Thiere eine ſo feine Organiſation zu dencken und zu empfinden, daß daraus die erhabenſte Begriffe und die wunderbare Krafft Wahrheiten zu verbinden und von einer auf die andre zu ſchlieſſen, entſtehen könnten? Man zeige mir ein ſolches Thier, das dem andern durch unzehlige gekünſtelte Töne ſeine Meynungen, ſeine Gedancken, ſeine Affecten und ſeine geheime Anſchläge zu erklären vermag. Es iſt wahr, daß viele eine ſo überaus feine Sinnlichkeit haben, daß dadurch die Natur ihre Regungen ſattſam zu erkennen giebt. Ich will ih-

nen über dem auch noch eine Sprache zu geben, durch welche sie sich einander können ihre Leidenschafften verstehen machen. Allein, alles dieses gehet nicht weiter als auf die Erhaltung ihres Lebens und auf ihre Fortpflanzung. Der gröste Stier wird von einem Kind gescheuet und der unbändigste Hängst wird von einem Knaben durch Zaum und Gebiß gelencket. Die Thiere kennen also nicht einmahl ihre eigne Stärcke, vielweniger die Dinge die ausser ihnen sind. Man untersuche die Beschaffenheit der klügsten Thiere. Bey den ungeheurn Elephanten und Camelen, sowohl als bey den zarten Bienen und Ameisen, bemercket man eine gewisse Sorgfalt für ihre Nahrung und Erhaltung. Sie haben ihre Leidenschafften, ihre Wuth, ihre Kriege wie die Menschen; ja sie gleichen uns in dem sinnlichen Leben völlig. Einige übertreffen uns nochwohl gar in der Stärcke, in der Schönheit, in der Hurtigkeit und in der Feinigkeit der Sinnen. Einige treiben auch ihre Regungen so weit, daß sie zu dencken scheinen, wie der Hund des Hrn. von Voltaire welcher traumet, wann er zu viel gegessen hat; wie die Schwalbe, wann sie im Frühling ihr Nest bauet und im Herbst die warme Länder sucht; wie der Affe, welcher um der Menschen zu spotten, scheinet geschaffen zu seyn, und dergleichen. Ich gehe noch weiter und gebe zu, daß viele Menschen nur die Gestalt eines Menschen haben, und also, wenn man sie nur in dieser Art betrachtet, von vielen Thieren übertroffen werden. Allein, aus allem diesen folget

wie

wie mich bedüncket, noch lange nicht, daß nur die Materie nach der Feinigkeit meiner Sinnlichkeiten in mir dencket; und daß Archimedes und ein Maulwurf, der Herr von Voltaire und sein Hund, meine Seele und die Seele einer Auster von einerley Art obgleich von einer verschiedenen Gattung seyen.

Ich bilde mir hier noch immer etwas grosses und vorzügliches auf meine Begriffe und Wissenschaften ein: Diese gehen unendlich weiter als auf mein kleines Individuum: Sie streichen bis in die Ewigkeit: Die Erde ist für sie nicht zu groß, die Veste des Himmels nicht zu hoch; der Abgrund des Meeres nicht zu tief. Die Menge unzehliger Geschöpfe, die den weiten Raum der gantzen Welt einnehmen, und das Wesen des unsichtbaren, welches die sichtbare belebet, sind Vorwürffe meiner Denckens-Krafft. Mein Geist beschäfftiget sich damit. Wahrheit, Erkenntnis und Liebe erhöhen meine gantze Natur. Die Dinge die ich sehe sind nur darzu nicht genug. Ich dringe bis zu den Unsichtbaren und lerne solche, weil ich mir dieselbe unter keinen Bildern vorstellen kann, aus ihren Wirckungen erkennen. Ich fühle eine Lufft, die mir den Adem, die Bewegung und das Leben giebt. Ich fühle ein Feuer das mich erwärmet, ein Licht das mich bis zu den Geistern führet. Alle diese Wirckungen, die ich bey mir verspüre, rühren gleichwohl nicht meine äusserliche Sinnen. Ich fühle nichts körperliches. Die Fähigkeit

zu dencken und nachzuforschen, entdecket mir also diejenige Eigenschafft, die wir einen Geist nennen und die uns von dem Wesen der Thiere sehr deutlich unterscheidet. Hier heisset es der Geist erforschet alle Dinge auch sogar die tiefen der Gottheit. 1. Cor. 2. 10. Ein Geist der fähig ist alle Dinge, auch sogar die tiefen der Gottheit zu erforschen; (ich sage nicht, nach allen ihren wesentlichen Eigenschafften einzusehen, den dieses kann kein menschlicher Verstand,) ein solcher Geist ist von einer göttlichen Art, und kann nichts gemeinschafftliches mit denen blos materialischen Sinnlichkeiten haben, dessen Bande durch den Tod des Leibes getrennet werden.

Unser Körper ist demnach nur ein Ens passivum, der beydes eines thierischen und eines geistlichen Lebens fähig ist. Das thierische Leben setzet solche Triebe voraus, als zur Erhaltung und Fortpflantzung derselben nöthig sind. Das geistliche Leben aber beschäfftiget sich mit der Untersuchung der Dinge, die ausser den Sinnen sind, und suchet sein Vergnügen in der Erkenntnis des Wahren und Guten. Wie nun diese Triebe von einem unendlichen Umfang sind, so gehen sie auch bis in das Unendliche; sie rühren von einem unendlichen Geist; sie sind von demselben untrennbar; sie folgen ihrem Licht wie die Strahlen der Sonne, die mit ihrem Glantz vereiniget sind, dieses scheinet mir deutlich. Ich empfinde, daß bey mir nicht allein eine blosse materialische Sinnlichkeit sich äussert, sondern daß auch

auch noch ein besonderer Geist, der weit darüber erhaben ist, in diesen Sinnlichkeiten wircket, lebet, dencket, spricht, verlanget, forschet, liebet.

Ein noch mehr deutlicher Beweis darvon zeiget sich, wann die Sinnlichkeiten ruhen und in einen tiefen Schlaf versencket sind. Ich träume, doch des Herrn von Voltaire Hund träumet auch. Ich gebe es zu; er träumet als ein Hund, ich als ein Mensch. Er träumet von Dingen, die in dem Umfang seiner Leidensch afften sind; ich träume in dem Umfang einer unendlichen Fähigkeit. Was will dieses sagen? Ich erkläre mich. Nicht einmahl, sondern öffters erscheinen mir Dinge im Schlaf davon ich vorhero keine Gedenck-Bilder gehabt habe: Ich traume von Dingen, die ausser mir sind und die noch geschehen sollen. Sehet hier einen neuen Propheten! Keineswegs, wenn es ihnen beliebt. Ich habe nichts ausserordentliches; allein ich liebe was gut ist und fürchte GOtt. Mein Geist siehet also im Schlaf, was mir selbst verborgen ist. Er siehet mehr als Fleisch und Blut erkennen; es ist keine sinnliche Materie die solcher Bilder fähig ist; denn was ich nie gesehen und was vorher nicht meine Sinnen gerühret, davon kann sich der Verstand keine Vorstellung machen, und dennoch zeigen sich mir öfters im Schlaf solche Dinge die ich zuvor nie gesehen, und die mehrmahlen den Tag oder kurtz darauf in eben diesen Bildern sich ereignen. Man sage mir ob die Materie, als Materie, solches wircken kann? Es ist

unmöglich, dann sie nimmt wohl den Abdruck der Bilder an; allein sie schafft keine neue; und wie solte sie das Zukünfftige vorher wissen und mir die Bilder davon ins Gehirn prägen? Wie viel Menschen haben nicht dergleichen Vorspielungen des Geistes von dem was zukünfftig ist. Erfordert solches mehr Beweis, daß unser Geist ein eignes und besonderes von der Materie unterschiedenes Wesen sey? Vergebens leugnen wir, was geschiehet und was ich selbsten aus vielfältiger Erfahrung bezeugen kann.

Ista Dei vox est, Deus est in corpore nostro
Hoc duce prædico vaticinorque Deus
Impetus hic sacer semina mentis habet. (*)

Solte ich die Gewißheit meiner Empfindungen dem unglücklichen Zweiffel des Herrn von Voltaire nachsetzen, so wäre dieses ein Spiel des Verstandes, wo man alles gegen nichts auffsetzet und verlieret.

Ich unterstehe mich im übrigen keinesweges das Wesen eines Geistes und eines Körpers zu bestimmen. Ich weiß das dergleichen Bestimmungen zu allzu vielen Widersprüchen Anlas geben. Allein wer ihre Wircklichkeit in Zweiffel ziehen wolte, der müste einen andern Pirrho abgeben.

Ein künstliches Orgelwerck ist zur Harmonie

(*) Ovid. L. III. de Ponto. & L. VI. Fastor.

nie gemacht; es muß aber erſtlich eine Lufft in ihre Pfeiffen dringen, bevor man ſolcher gewahr wird. Die Seele iſt in uns der Ton und der Meiſter von der Tonkunſt iſt der HErr der alles gemacht hat. Die Hände ſeiner Allmacht und ſeiner Weißheit rühren gleichſam die Tangenten. Daraus entſtehet die Harmonie, die, vermittelſt der Lufft in den Röhren ſinget.

Ich ſpüre allenthalben eine Lufft die mich umgiebet. Iſt dieſe Lufft ein Körper oder iſt ſie ein Geiſt? Ich glaube ſie iſt beydes zuſammen. Sie muß etwas körperliches ſeyn; dann ich fühle ſolche; ſie iſt ſchwer und leicht, warm und kalt, man kann ſie auspumpen, ſie beweget ſich. Dieſes ſind lauter Eigenſchafften eines körperlichen Weſens. Doch dieſes Weſen beſtehet aus lauter Atomen und Dünſten: Was aber giebt ihnen den Stoß zu ihrer Bewegung? Iſt es, daß eine Materie leichter und die andere ſchwerer oder flüßiger oder wärmer iſt? Laſſet es ſeyn. Ich frage, iſt eine Ordnung in ihrer Bewegung, oder nicht? Sie können die Ordnung nicht läugnen, dann alles was ſich regt und die Bewegung im gantzen hilfft fortſetzen, iſt ſeiner Natur nach abgemeſſen. Die Regeln der Ordnung beziehen ſich unſtreitig auf ein verſtändiges Weſen; dieſes verſtändige Weſen iſt nicht die Materie; denn ſo vielerley Materie ſich findet, ſie ſey groß, oder klein, einzeln oder gemengt, einfach oder theilbar, iſt alleſamt ohne Verſtand, mithin ohne Weſen das wir Geiſt nennen.

Alle meine Triebe gehen blos allein dahinaus, daß ich möchte glückseelig seyn, das ist, daß ich stets möchte angenehme Empfindungen haben. Unter allen sichtbaren und materialischen Dingen sind ich nichts so diese Triebe vergnügen kann. Die Ehre, die Hochachtung, die Liebe eines vernünftigen Geschöpfes rühren mich weit mehr, als die Besitzung lebloser Dinge. Das Sinnliche reitzet also weit weniger meinen Geist, als das Verständige, welches sich auf die verborgene Eigenschafften des Hertzens und des Willens beziehet.

Ich gehe noch weiter. Nichts erhebet meinen Geist mehr als die Liebe eines Gottes der die Welt geschaffen, dessen Güte alles erhält und dessen Weißheit alles wunderbar regieret. Diese Liebe ist die zärteste von allen Empfindungen deren mein Geist fähig ist: Sie allein versichert mich daß GOtt ein Wesen nicht verderben wird, das er fähig gemacht hat ihn zu lieben. Ich finde also in der erhabensten Neigung deren mein Geist fähig ist, zugleich den Saamen der Unsterblichkeit. Ich geb es zu daß alle diese Begriffe nicht mathematisch klar und nicht deutlich sind. Allein in geistlichen Dingen, die von allen materialischen Vorwürffen abgezogen sind, lassen sich keine andre als geistliche Schlüsse machen, eben deswegen weil sie geistlich sind und keine mathematische Demonstration leiden. Solten wir sie deswegen nicht für gegründet halten? Diese Philosophie gieng zu weit. Es

muß

muß geiſtlich gerichtet werden: Selig heißt es hier, ſind die, welche glauben und nicht ſehen. Joh. 20 23.

Ich begnüge mich alſo hiemit gewiſſe und unfehlbare Merckmale zu entdecken, die mich auch nach dem Licht meiner Vernunft dasjenige glauben machen, was uns das groſſe Licht, der Heyland der Welt, in ſeinem geoffenbarten Wort völlig aufgeſchloſſen hat. Hier finde ich die rechte Schätze der Weißheit und die würdigſte Begriffe für Geſchöpfe, die GOtt zu verſtändigen Weſen erſchaffen hat. Hier iſt unſer Glaube nicht auf klare und deutliche Begriffe von ſichtbaren und ſinnlichen Dingen gegründet, ſondern, wie Paulus redet, auf das, was wir hoffen, und auf die Gewißheit deſſen, was man nicht ſiehet. Hebr. 11. 1. Dieſes iſt das groſſe Evangelium von Dingen, die kein Aug geſehen, kein Ohr gehöret, und die in keines Menſchen Herz noch kommen ſind. Hier werden wir nicht allein der Unſterblichkeit unſeres Seelen-Geiſtes, ſondern auch ſogar der Auferſtehung unſeres Leibes verſichert.

Ich weiß nicht, wie weit der Herr von Voltaire dem Evangelio Glauben giebt. Ich würde ihn aber äuſſerſt beklagen, wenn ſeine ſcharfſinnige Philoſophie ihn daran hindern ſolte, ſo troſtvolle Wahrheiten in der Kraft eines höheren und göttlichen Lichts anzunehmen. Unterſuche ich die bloſe mechaniſche Einrichtung meines Körpers, ſo finde ich darinnen nichts, als was dem Verder-

ben unterworffen iſt, und ſich zur Verweſung neiget. Hier finde ich keinen Unterſcheid zwiſchen einem Menſchen und einem Thier. Hier gebe ich es zu, beyde ſind Maſchinen. Nachdem das Räderwerck in dieſen Maſchinen ſich verrücket, ſo hemmet ſich ihre Wirckſamkeit: Die Sinnen verlieren ihre Feinigkeit, das Geſicht iſt nicht mehr ſo ſcharf, der Geſchmack verlieret ſich, die Flächſen ſind nicht mehr geſpannt, und die Bewegungen gehen langſam von ſtatten; Kurz der ganze Körper fällt zuſammen, und nahet ſich zu ſeinem Untergang.

Die Wirckſamkeiten der Seelen ſind dergeſtalt mit der Materie verwickelt, daß ſie ſcheinen mit derſelben ſich aufzulöſen. Die Einbildungs-Kraft, das Urtheil, das Gedächtniß, die Scharfſinnigkeit; alles verlieret ſich, nachdem die Lebens-Geiſter verſchwinden, und das Blut langſamer durch die Adern ſich durchſpielet. Der Tod hebt endlich alles auf. Man kann alſo weder dem Leib noch der thieriſchen Seele, welche ihn belebet, die Eigenſchaft zu ſchreiben, daß ſie ihrer Natur nach unſterblich ſey.

Ich nehme alſo keinen Antheil an dem neuern Gezäncke unſrer Weltweiſen: Ob die Seele geiſtlich oder materialiſch ſey. Alius enim dicit eſſe ſpiritum, alius concentum quemdam, alius vim divinam & Dei partem, alius tenuiſſimum aerem, alius incorporalem potentiam, non deerit qui ſanguinem dicat, qui colo-

colorem, ſagt *Seneca* in ſeinen Quæſt. natural. Lib. VII. c. 24. Die Seele kann eine ſehr ſubtile Materie ſeyn: ſie kann ein feines Gefühl haben, dieſes feine Gefühl kann ſie verſtändig machen, dieſe Eigenſchafften können ſo weit gehen als die Grenzen eines Geſchöpfes erlauben. Die Seele kann auch bloß geiſtlich ſeyn. Weil ich aber ungleich weniger verſtehe, was wir einen Geiſt als was wir Materie und Körper nennen, ſo bleib ich darüber an den bloſen Worten ſtehen, da man nach dem gemeinen Gebrauch, unter dem Wort Geiſt ſo viel verſtehet als die Fähigkeit zu dencken, und unter dem Wort Körper dasjenige, was einen gewiſſen Raum einnimmt und eine Geſtalt formiret. Mich düncket, wir behielten am ſicherſten dieſe einmahl ſo eingeführte Redensarten, die, wann ſie die Sachen nicht deutlich machen, zum wenigſten doch dasjenige ausdrücken, was wir ſagen wollen. Wir wiſſen, daß der Geiſt die Kraft habe in dem Körper zu wircken, und daß hinwiederum der Geiſt, wann er mit dem Körper vereiniget iſt, von der Beſchaffenheit deſſelben leiden muß; ſo wie Gleichnisweiſe das Waſſer ſich trübet, wann viel Schlam und erdigte Materie mit darunter flieſſet.

Dieſe beyde Subſtanzen, nemlich die materialiſche und die geiſtliche leiden bey den Menſchen noch eine dritte. Einige nennen ſolche die Seele, und verſtehen darunter denjenigen Geiſt, dem man die Unſterblichkeit zuſchreibet. Athanagoras nennet ſolche: Νὰς einen verſtändigen

Geiſt,

Geiſt, Plato etwas göttliches: Divinum quid, und Virgil particulam auræ divinæ. Pythagoras machte einen Unterſcheid inter ſenſum mentem & animum: Diß erſte und letzte betrachtet er als das ſinnliche Leben, ſo wir mit den Thieren gemein haben; Mens aber heiſſet bey ihm ſo viel als das verſtändige Weſen, welches von dem thieriſchen Leben unterſchieden iſt, und welchem er die Unſterblichkeit zuſchreibet. Weil er daſſelbige allein für fähig hält bis zu der Gottheit ſich zu erheben. * Alle dieſe Benennungen ſchicken ſich für ein Weſen, das der Unſterblichkeit fähig iſt: Es bleibet, wenn alles andre bey dem Menſchen in die Verweſung gehet: Nos quoque felices animæ & æternæ ſortitæ, cum Deo viſum erit iſta moliri, labentibus cunctis, & ipſa parva ruinæ acceſſio in antiqua elementa vertemur, ſagt Seneca de Conſolat. ad Marc.

Ich kann mir im übrigen nicht wohl einbilden, daß es eine ſo gefährliche Meynung ſey, wenn man dafür hält, daß der Urſprung der Thiere von dem allgemeinen Geiſt herrühre, der dieſe ganze Welt belebt. Dieſer Geiſt, nach der Sprache des Moſes, gieng bey der Erſchaffung von dem Geiſt Gottes aus, und bewegte ſich auf der Oberfläche des Waſſers. Man weiß, daß Thales dafür gehalten, das Waſſer ſey der Urſprung aller

(*) Cic. de nat. Deor. L. 2. c. 10.

aller Dinge ; GOtt aber derselbe Geist, der daraus einem jeden die Gestalt gegeben. Die ganze Welt wird durch diesen Geist regieret, und in ihrer fortwährenden Ordnung erhalten. Wir beobachten diese wunderbare Ordnung in der ganzen Natur überhaupt, und in einem jeden Geschöpfe ins besondere. Alles hat seinen gewissen Hang, seine gewisse Bewegungs-Triebe, seine Eigenschaften, seine Ursachen, seine Wirckungen. Alles ist übereinstimmig und zusammen hängend. Eines beziehet sich immer auf das andre; eines wircket auf das andre, und verursacht ein drittes, und dieses ein viertes, so daß alles in der Reyhe dieser Folgen eingeschlossen ist. Alle Begebenheiten in dieser Welt entstehen aus dieser Zusammen-Verbindung der Wesen und der Ursachen. Der Mensch selbst, ob er gleich ein vernünftiges und gewisser massen in seinem Umfang sich selbst leitendes Wesen ausmacht, ist eben sowohl auch in diese allgemeine Ordnungs-Kette mit eingeflochten; doch so, daß er, nachdem sein Geist etwas göttliches hat, sich gewisse Regeln machen kann, seine Handlungen auf eine verständige und sittliche Art, nach der Weißheit, deren er fähig ist, einzurichten; mithin, vermöge dieser Fähigkeit sowohl die moralische als die physicalische Uebel, in sofern diese von seiner Aufführung herrühren, vermeiden kann. Gegen diejenige Uebel, welche von andern Ursachen die ausser seinem Umfang sind, und theils von bösen Menschen und Thieren, theils von den Wirckungen der Elemente auf ihn einfliessen, und ihn leiden machen, dawieder

kann

kan ihn nichts als die göttliche Vorſehung ſchützen. Auſſer dieſer göttlichen Vorſehung glaub ich mit Leibnitz, daß die ganze Welt mit allen ihren ſie belebenden Geiſtern und Körpern eine bloſe Maſchine ſey, welche auch, da ſie GOtt einmahl in Bewegung gebracht, ſich nach ihren einmal unbeſtimmten wandelbaren Regeln fortſetzet, ohne daß GOtt, als ihr künſtlicher Werckmeiſter vonnöthen habe, dabey nothwendig mit zu erſcheinen, ſo wenig als ein Uhrmacher vonnöthen hat, eine Uhr, wann ſie einmahl aufgezogen und im Gang iſt, das Räderwerck ſelbſt zu treiben. Genug, daß es im Gang iſt, wann er ſolches will gehen machen. Weil aber unſre Seelen, ſofern ſie von den Seelen der Thiere unterſchieden ſind, nichts mechaniſches und nichts von der groben Materie haben, ſondern rein und lauter mit dem höchſten Weſen ſelbſt im Zuſammenhang ſtehen, ſo geſchieht es auch, daß, je mehr ſie ſich zu GOtt als ihrem Urſprung durch Weißheit und Tugend erheben, deſto mehr einer göttlichen Natur theilhaftig werde, nach dem Bilde deſſen der ſie geſchaffen hat. Je mehr ſie aber in dem thieriſchen und materialiſchen Weſen haften bleiben, deſto weniger ſpüren ſie auch die Einflüſſe der Weißheit und der Tugend, welche ſie des Guten und einer ſeligen Unſterblichkeit fähig machen. Durch jene erlangen wir die Eigenſchaften eines göttlichen Geiſtes, durch dieſe aber bleiben wir ein bloſes Thier; belebte Maſchinen und Automaten.

Sehet hier nach meinen ſchwachen Begriffen

den

den Unterscheid einer göttlichen und thierischen Seele. Ich habe mehr gesagt, als ich habe sagen wollen. Ich weiß nicht, ob ich mich deutlich genug erkläret habe. Meine Gedancken lauffen ein wenig untereinander. Ich schreibe hier kein Systema, sondern einen Brief, da es erlaubt ist die Gedancken vorzutragen, wie sie einem natürlicher Weise einschiessen. Sie werden nach ihrem scharf denckenden Geist solche schon auseinander zu wickeln und in Ordnung zu bringen wissen. Sie haben villeicht grosse und künstlich ersonnene metaphysische Lehrgebäude vor sich, wo sich der ganze menschliche Witz in mühsam ausgedachten Worten und scholastischen Lehrsätzen auszulassen pflegt, und sehen doch villeicht in diesen Dingen noch weniger klar.

Ich werde mich allenfalls gerne besser unterrichten lassen, und meine Sätze widerrufen, so bald man mir zeigen wird, wo ich geirret habe. Dieses ist nur ein kleines Opfer der Eigenliebe für einen Menschen, der die Wahrheit aufrichtig suchet.

Ich habe die Ehre stets zu seyn,

Mein Herr.

XIX.

Des Memmingischen Herrn Superintendenten Ehrhardts Anmerckungen über den vorhergehenden Brief.

Cicero hat in seinen Tusculanis die Frage de natura animæ eben so schwer zu beantworten beschrieben, als die de natura Deorum. Er gesteht gleich im ersten Buch, daß ihm kein Philosoph darinn genug thue; ob er schon von ihren Schriften mehr als wir halte; er meynet auch Pythagoras und Plato zweiffelten, ob die Seele ein Geist sey, die man doch für die Großväter dieser Meynung ausgiebt. Was Wunder, daß uns auch Voltaire darüber kein Genüge thut? Ich finde viele seiner Sätze mit gutem Recht wiedersprochen; aber in zweyen Puncten ließ er sich vielleicht wohl entschuldigen. Erstlich: Nichts anzunehmen, als wovon man eine klare und evidente Idee hat, solches ist in der Philosophie ganz vernünftig und nöthig. Was ists: man wird zu keinem völligen Systemate Philosophiæ oder Metaphysices kommen: aber was schadts? es ist ohnedem nicht möglich. Paulus sagt: Unser Wissen ist Stückwerck. Die Systematomanie hat unzehlig viel Unheil angerichtet: in der Theologie alle Ketzerey und das ewige Zancken; in der Medicin den Todt so vieler tausend Patienten ꝛc. Laßt uns dann genug seyn

einige

einige untrügliche Sätze auf gewisse Ideen von der Natur dessen, was in uns denckt, zu bringen: Wann wir solche zusammen verbinden wollen, so müssen wir freylich dunckle und undeutliche auch mit darzu nehmen; aber darinnen müssen wir niemand überzeugen wollen, weil wir selbst nicht überzeuget sind. Hier ist der Pyrrhonismus ganz löblich und nöthig. Ich möchte dem Voltaire auch nicht vorwerffen, er zweifele an allem: Ach! er ist in etlichen Stücken nur gar zu decisiv. Z. E. in der Neutonianischen Attraction, deren ich so gar keinen Geschmack kann abgewinnen; aber wo gerathe ich hin.

Ich wende mich zu dem zweyten Punct; und da frage ich: Gehört dann unter die gewisse und evidente Ideen auch diese: Was im Menschen denckt ist ein Geist? Was im Thier würcket ist ein Körper? Item ich frage, ist diese Folge richtig: wer da sagt, was im Menschen Seel heist sey einerley Substanz mit der thierischen Seel, der macht den Menschen zu einem Thier? Ich sage auf beyde Fragen hautement: Nein. Man muß aber da nicht den Ciceronem mit einem Maulwurf, sondern den gescheidesten Fuchs oder Elephanten mit dem allerdummesten Hottentoten oder Iroquois zusammen halten und alsdann judiciren, welcherley Verrichtungen und Auffühlungen einen Geist nöthig haben, und welche nicht.

Daß GOtt auch einer Materie die Facultät zu

dencken geben könne, iſt ein Satz des Locken, welchen auch Budæus nicht nur von aller Impietät losgezehlet, ſondern auch, ni fallor, ſelbſt angenommen. Es läſt ſich ſolches wohl zum Schem Κατ' ανθρωπον und ironicè widerlegen, auch per conſequentiarum conſequentias, wie man ſecundum Thomaſium Ketzer macht, etwas dawider aufbringen. Wer aber nicht nur Lockens vier Bücher de Intellectu humano, (welche wohl die beſte Hiſtorie des vernünftigen Menſchen iſt) geleſen, ſondern auch ſeine Repliquen, beſonders die auf die zweyte Antwort des Stillingfleets, ſolte es gleich nur in der Recenſion des Bernhards ſeyn, die in den Nouvelles de la Republique des Lettres 1699. Octobr. und Novembr. ſehr wohl gerathen iſt; der ſage ich, wird niemahlen daraus ſo dreuſte ſchlieſſen: l'homme n'eſt donc qu'une bête.

Fieraventi, ein nicht gar köſtlicher neuer Roman ſagt in der dritten Partie p. 109. die dem Locken entgegen geſetzte Meynung ſeye blaſpheme ſur blaſpheme, impieté ſur impieté entaſſée. Er hat noch mehr, das ich nicht mag herſetzen, dann ſeine Authorität gilt nichts, aber ſeine Raiſons ſind nicht abſurd, er habe ſie hergenommen, wo er wolle. Ich gehe weiter und gerathe vielleicht ſelbſt in eine metaphyſiſche Ketzerey.

Daß in Univerſo nur eine Subſtanz ſey, davon alle Dinge modificationes und ſonderlich die zwey: extenſio & cogitatio, iſt, wie mich

dünckt

dünckt der leibhaftige Spinoziſmus. Es iſt alſo mehr, denn eine Subſtanz, und wie viel denn? Ich ſage auch nicht mehr als zwey: aber man muß nicht gleich zufahren und ſetzen: Cogitatio & extenſio; oder beſſer: cogitans & extenſum; ſondern höher hinauf ſteigen: da findet ſich ſubſtantia immaterialis & materialis. Welche iſt darunter GOtt? Nicht materia, dann ſie iſt nicht immenſa, nicht indiviſibilis, nicht incorruptibilis, nicht immobilis, ſondern in ſtetem fluxu: wie Cudwort in ſeinem groſſen Syſtemate intellectuali, und Mosheim im weitläuftigen Commentario operoſe erwieſen. Die Subſtantia immaterialis aber hat dieſe Eigenſchaften alle; zum wenigſten können wir ihr keine mit aller unſrer Logic abſprechen, weil wir ihr Weſen nicht genug kennen, ja, als Chriſten müſſen wir ihr auch die Kraft beylegen, die Materie aus nichts zu ſchaffen. Subſtantia immaterialis kann nicht aus nichts geſchaffen werden; ſonſt müſte GOtt einen andern GOtt ſchaffen können. Unſere Seele iſt nicht ewig, ſondern geſchaffen. Ich laſſe ſie den Schluß ſelber machen.

Daß des Menſchen Seele portio divinitatis ſey, per emanationem aus GOttes Subſtanz, ſind Cabaliſtiſche Grillen, daß ſie die Zahl 314695. ſeye, ſtatuirt Timæus Loccus, aber wer kann ſich eine Idee davon machen? Sententia, quæ animam ejusdem ſubſtantiæ cum divina, nimirum immaterialem ſtatuit, tandem abit in Averroiſinum, i. e. animam poſt ho-

hominis mortem non ultra ſubſiſtere niſi in Oceano divinitatis, ubi vel unde gutta olim prodiiſſet: cujus doctrinæ ſemina in Valentino Weigelio & Molino ſic animadvertere mihi viſus ſum, fortaſſe in aliis etiam Myſticis ipſis non ſatis agnita authoribus.

Dieſer Tagen habe ich den 3ten Volumen von den Briefen des Herrn Leibnitz geleſen, und gar viele trefliche Sachen darinn gefunden, ſonderlich auch Metaphyſica: wie dann bekannt, daß derſelbe mit Herrn Wolf darinn ein neu Syſtema der gelehrten Welt vorleget; weil nun noch etwas Raum auf dieſem Blat, ſo nehme mir die Freyheit meinen gröſten Scrupel darüber mit anzufügen. Electio Optimi (cui tota Leibnizii Theodicæa innititur) videtur mihi tollere libertatem hominis: hac ſublata, quomodo, quæſo, præmia & pœnæ locum habent? Der Herr Collector dieſer Briefe, Korthold, hat, wie mich dünckt, der famæ Leibnitianæ wenig gedient, daß er den Brief an Mr. Dangicourt kund gemacht: in demſelbigen bekennt Leibnitz; que la matiere n'eſt qu'un phenomene; qu'il n'y a que de Monades dans la nature. Könnte auch ein Ey dem andern gleicher ſeyn, als dieſer Satz, denen des Spinozæ iſt? Omnis mortalitas labitur, ſi immutabilis rerum a Deo nexus etiam ſapientiſſime conſtitutus ſit. Solum Deum eſſe immortalem dico, ſed vix dixerim, animum igitur hominis eſſe materiam, quoniam per materiam vulgo intelligitur id, quod longum, latum, & profundum

eſt

eſt, trinas autem has dimenſiones vix quiſquam animæ tribuet. Sed ſi materiæ conceptus latior ſit, quam quidem corporis, & verbis exprimi nequeat, res ſalva eſt.

Die alten Philoſophi, die am meiſten die Immaterialität der Seele verfechten, haben ihr doch alle ein Vehiculum zugeſchrieben, im Griechiſchen Ὄχημα: Bey mir iſt dieſes Ὄχημα die Seele ſelbſt. Ihre Unſterblichkeit kann doch beſtehen: dann GOtt, der machen kann, daß eine Materie denckt, der kann auch machen, daß eine Materie vor ſich ſelbſt immer beſtehet; ſo lang nemlich als er will Das iſt nicht unbegreiflicher, als daß eine ſubſtantia immaterialitas von GOttes Willen könne annulliret werden; welches man doch von der Seele zugibt. Der influxus animæ & corporis reciprocus iſt in unſern Empfindungen offenbar und der einige Grund davon liegt in dem, daß ſie beyde einerley Subſtanz haben.

Wer mag im übrigen der Strambourg ſeyn, welchen Voltaire p. 299. unter die Eſprits forts gezehlet hat? Reimann, der general Atheiſtenmacher hat ihn nicht in ſeinem Catalogo. Iſt es der Joh. Stamburger J U. D. Churſächſiſcher Rath und Syndicus der Univerſität Leipzig? Dieſer aber hat ſchon 1550. gelebet, und warum kommt er jetzo erſt zum Vorſchein? Noch eins, was gedencken ſie über die 56te lettre perſane? kann man wohl dem Hrn. von Montesquieu aus der bloſen Vernunft widerlegen? Wären durch ſeine Meynung nicht alle Controverſien über die Decreta abſoluta Dei geendiget?

XX.

Von den Zweykämpfen.

Was ein Zweykampf ſey.

Der Zweykampf iſt eine feindſelige Handlung zweyer Perſonen, welche die voneinander empfangene Beleidigung mit Blut und Leben durch ein beſonderes Gefecht aneinander zu rächen ſuchen. Wir wollen unſere Betrachtungen von dieſer Materie in drey Theile eintheilen. I. Wollen wir unterſuchen, wie die Zweykämpfe ſind aufgekommen, und wie die Gewohnheit davon bis auf unſere Zeiten iſt fortgeführet worden. II. Wollen wir davon die Ungerechtigkeit und Thorheit entdecken. Und III. unmasgebliche Vorſchläge thun, wie dieſes Ubel könnte abgeſchaffet werden.

I. Von dem Urſprung und fortwährendem Gebrauch der Zweykämpfe.

Wie die Gewonheit davon iſt aufgekommen.

Man könnte den Urſprung der Zweykämpfe bis auf die älteſte Zeiten hinleiten. Man könnte den ſo hocherhabenen Sieg des Davids über Goliath, und die Gefechte des Herculis, Theſei, Menelai, Romuli, der Horatier und Curiatier, darunter rechnen; allein, dieſe Kämpfe waren auſſerordentlich, und hatten nichts von der Eigenſchafft derjenigen Zweykämpfe, daron hier geredet wird. Man ſetzet demnach den Urſprung der förmlichen Zweykämpfe ſicherer in diejenige wilde Zeiten, da

da nach dem Verfall der Griechen und der Römer, die gute Sitten mit den Künſten und Wiſſenſchaften von dem Erdboden ſchienen verbannet zu ſeyn. Eine Zeit, da die Finſterniß des Aberglaubens die ganze Chriſtenheit erfüllte, und die Religion mehr nach den Legenden der Heiligen, als nach den Grundſätzen ihres Stifters, bekannt war. Eine Zeit, da ein Schwarm barbariſcher Völcker aus Norden und Oſten ganz Italien überſchwemmet, und die Gothen, Hunnen, Longobarden und Francken, ſich durch ihre Heeres-Züge mit allen Völckerſchaften in Europa vermenget hatten. Eine Zeit, da man in Ermangelung eines ordentlichen Richterſtuhls über die geringſte Zwiſtigkeiten ſich einander die Hälſe brach, und da ein guter Rauf-Degen der beſte Advocat war, den verwirrteſten Proceß mit einmahl auszumachen. (*)

Wie ſolche der Aberglauben unterſtützt.

Die Zweykämpfe wurden ſolcher geſtalt als ein Mittel betrachtet, wodurch der Himmel die Gerechtigkeit einer Sache in vorfallenden Streitigkeiten zu entſcheiden pflegte: (**) Folglich wur-

(*) Sententiam non calamo ſed gladio, non atramento ſed ſanguine, non litteris ſed vulneribus ſubſcribere: cauſarum merita non in foro, ſed in theatro, non Aſtræa, ſed duello, non Juſtiniano ſed Marte præſide expendere; litem denique non juſtiori ſed robuſtiori adjudicare ſoliti. *Caraſa de Monomach.*

(**) Lege Frotonis, Daniæ Regis: qua omnis lis & controverſia ferro decerneretur; quod ſpecioſius exiſtimaret eſſe viribus quam verbis confligere. *Saxo Grammat.* Hiſt. Sax. L. V.

wurden ſie nicht allein als etwas gutes gebilliget, ſondern auch durch eine vorhergehende Buß- und Andacht geheiliget. Man bereitete ſich darzu mit allerhand geiſtlichen Ubungen: Man opferte zum voraus wegen des Mordes, den man zu verüben vorhatte: Man lag ganze Nächte auf den Knien zu den Füſſen des Altars: Man weyhete ſich allda gewiſſen Heiligen, welche auch bey ihrem Leben tapfere Ritters-Leute waren. Inſonderheit empfieng der gute Ritter St. Georg bey dieſer Gelegenheit die meiſte Verehrung. Man gieng endlich zur Beicht und empfieng das H. Sacrament, in dem zuverſichtlichen Vertrauen, die Heiligen würden in Ermangelung des Heylandes, deſſen Lehren den Zweykämpfern zuwider ſind, ins Mittel treten, und zu dem vorhabenden Kampf ihren Seegen verleihen. (*)

Die

(*) Man leſe hierüber des Basnage Diſſertation hiſtorique ſur les Duels & ſur les Ordres de Chevalierie C. IV. §. 9. It. C. XIV. §. 8. It. Joh. Joach. Maderi aliorumque Diſſ. de Duello und nach dieſem Klugkiſt Diſp. de veris Duellorum limitibus: Woſelbſt unter andern die Formul aus der Kampf-Gerichts-Ordnung zu Nürnberg §. 4. zu leſen: Nemlich: Darauf ſoll ihm der andere Fürſprach reden; wie daß Hans hie ſtunde in der Reichs Noth, und bringet für, wie Conz gerathen an das heilige Reich; jehe er ihm das, das ſeye ihm lieb; läugne er ihm aber das, ſo wolle er ihm das beweiſen mit ſeinem Kolben auf ſein Haupt, nach Kampfs-Recht. Dubium, rabiesne in religionem, an religio in rabiem facerit converſa.

Die Geſchicht des Heil. Auſtragiſili iſt hier beſonders merckwürdig: dieſer andächtige Mann muſte ſich mit dem Biſchof zu Tours ſchlagen; denn die geiſtliche Ordens-Ritter ſchlugen ſich damahls ſo gut wie die weltliche. (*) Er hatte ſich darzu beſtens bereitet, und ſeine Andacht bey dem heiligen Marcell zu Mouſtiers, wie auch in andern Kirchen abgelegt. Er hatte ſeine Allmoſen gegeben, und GOTT dabey um Rath und Hülfe angeflehet. Was geſchah? Als ſein Feind auf ihn los rannte, ſtürtzte derſelbe mit dem Pferd und brach den Hals. Darüber war der König ſo ſehr erfreuet, daß er überlaut ausrief: **Sehet hier ihr Freunde, daß der HErr mit Auſtragiſilo iſt, denn er ſtreitet für ihn, daß ihm kein Feind nicht ſchaden kann.** (**) Nichts kann den Verſtand mehr aus ſeinem Zirckel bringen, als wann man auch die Religion mit dergleichen Ausſchweiffungen vermenget; Auf dieſe Weiſe hatte ehedeſſen der Aberglaube die gröſte Thorheiten geheiliget, und die ſchändlichſte Thaten gerechtfertiget.

Von den Thurnier- und Ritter-Spielen.

Hierauf kam die Zeit der Romanen und der Thurniere: Zwey Sachen, welche das Gehirn der damahligen Ritter in gewaltige Anfechtungen ſetzten. (***) Es war eine ſeltſame Galante-

(*) Traité contre les Duels par Savaron.

(**) Vita S. Auſtragiſili apud Bolland. vid. Baſnage hiſt. des Duels p. 30.

(***) Leſe hierüber Struvens Diſſ. de Ludis equeſtribus.

rie für die Helden selbiger Zeiten, wenn sie sich mit ihren Mit-Buhlern in Zweykampf herum tummelten, und einer Schönen zu Ehren gegen einander ihre Lantzen brachen. Hier galten die kleinste Ursachen, die Zärtlichkeit der Liebe und der Ehre biß zur äusserstem Tobsucht aufzubringen. Man kann sich kaum einbilden, wie die artigste und vornehmste Leute in solche Thorheiten haben verfallen können. Der Marschall von Bassompierre, einer der ansehnlichsten Herren an Henrich des IV. Hof, hatte sich in die Frau von Entragues verliebt. Der König konnte darüber seine Eifersucht nicht bergen: Er gab solche dem Herzogen von Guise zu erkennen. Dieser, als ein irrender Ritter, (Chevalier errant,) wie er sich selber nannte, erbot sich alsobald den König am Bassompierre zu rächen, und drey Lantzen mit ihm zu brechen. Die Schrancken wurden darauf im Louvre eröfnet. Der Marschall erschien mit seinen Secundanten auf das prächtigste ausgeputzt: Ihre Harnische blinckten von Silber, und ihre Feder-Büsche waren roth und weiß. Der Herzog von Guise führte schwartz und Gold, wegen der Marggrafin von Verneuil, seiner Geliebten. Der gantze Hof, der König und die Königin ausgenommen, lag in den Fenstern, um den Zweykampf mit anzusehen. Der Herzog brach die erste Lantze auf den Helm seines Gegners; mit der andern aber stieß er ihn in den Unterleib; dergestalt, daß sie auf dem Hüft-Knochen in Stücken gieng, und einen Splitter, Arms lang, in der Wunde ließ.

Damit

Damit hatte die Kurtzweil ein Ende. Man hielt dem Baſſompierre für todt, und trug ihn zu dem Herrn von Vendoſme. Ein Edelmann wagte es, und zog ihm den Splitter aus dem Leib: Das Eingeweide aber gieng mit heraus. Dem ungeacht wurde er curirt. Dieſes Spectackel gab dem Hof einen Abſcheu. Der König ſelbſt wurde dadurch dergeſtalt gerührt, daß er dergleichen Zweykämpfe nicht mehr geſtatten wolte. (*)

Welchen die Sing- und Trauer-Spiele folgten.

Nach den Turnieren und Aufzügen in allerhand Ritter-Spielen, wurden die Sing- und Trauer-Spiele bey den Höfen eingeführet; und dadurch der verkehrte Geſchmack der Abentheuer bis auf unſere Zeiten unterhalten. Die betrügliche Schönheiten, die man darinn bewundert, ſind eben diejenigen, welche die natürlichſte Neigungen und Begriffe in dem unnatürlichen und ſeltſamen verwirren; mithin unſere Einbildung gewöhnen etwas für ſchön und gut anzuſehen, das weder natürlich noch vernünftig iſt.

Wie ſchöne lautet nicht die Antwort, welche der tapfere Roderich ſeinem ehrlichen alten Vater

(*) Memoires du Marechal de Baſſompierre. T. I. p. 104. Dieſe Lebens-Geſchicht des Hrn. von Baſſompierre giebt uns eine ärgerliche Abbildung von den Ausſchweiffungen der damahligen Zeiten.

ter gab, der die Verwegenheit hatte ihn zu fragen: Ob er auch Hertz hätte?

Tout autre que mon pere l'éprouveroit sur l'heure. (*)

War dieses nicht ein grosses Glück für dem guten Don Juan, daß er des Roderichs Vater war, sonst hätte er sich nothwendig mit ihm raufen müssen, weil er so vermessen fragen dorfte, ob er auch Hertz hätte. Wunderbare Art zu dencken und zu reden, welche zur Zeit der irrenden Ritter üblich war.

Eingebildete Großmuth sich zu rächen.

Wir leben zwar heut zu Tage in solchen Umständen, da man der Vernunft und einem natürlichen Wesen etwas mehr Ehre erzeiget. Die Zweykämpfe aber sind deswegen noch nicht abgekommen. Die vermeynte Ehre bildet sich ein, weil man sie schlimpfen könnte, so müste sie auch den ihr angethanen Schimpf rächen: Sie bildet sich ein, diese Rache sey so großmüthig als gerecht. Derjenige aber, der einen Schimpf auf sich sitzen ließ, sey ein zaghafter und ehrloser Mensch, welcher keinesweges verdiente, daß man ihm einige Hochachtung und Freundschafft erzeigte.

Wie man bey dieser

Damit sie auch das Ansehen der Billigkeit in der Rache selbst beybehal-

(*) Le Cid, Act. I. par Mr. de Corneille.

halten möchte, so gibt sie dem Zweykampf gewisse Regeln, darnach sich die Zweykämpfer richten müssen. Also darf man z. E. seinen Feind nicht anders als auf die ehrlichste Weise ermorden. Man muß ihm bey dem Zweykampf eben die Vortheile einräumen, die man selber hat, so wohl in Ansehung der Gleichheit der Waffen, als anderer Umstände. (*) Man darf, ohne seiner Ehre verlustig zu werden, dem Feind keinen Stoß anbringen, bevor er im Stand ist, sein Gewehr zu gebrauchen. Man ist auch so gar verbunden, im Fall er zu Boden stürtzen, oder sich entwafnet sehen solte, mit ihm großmüthig zu verfahren; und damit dieses alles ordentlich und Ehren-Gesetz-mäßig also beyderseits beobachtet werde, pfleget ein jeder Theil dazu seine Beystände oder Secundanten, als Zeugen, mit auf den Kampf-Platz zu nehmen, welche allenfalls sich ins Mittel schlagen und verhindern müssen, daß keiner der Streitenden, durch die Hitze des Gefechts, sich möchte verleiten lassen, seinem

ungerechten Handlung doch gerechte Regeln sucht zu beobachten.

(*) Die Sonne soll man ihnen gleich theilen, als sie erst zusammen gehen: Leder und keine Ding mögen sie wohl anthun, so viel als sie wollen; Haupt und Füsse sollen ihnen fornen bloß seyn, und an den Händen sollen sie nicht mehr haben als dünne Handschuh. Sachsen-Spiegel L. 1. art. 62. P. LXXI. In diesem alten Rechts-Buch der Teutschen, findet man eine umständliche Nachricht, wie es nach altem Sächsischen-Recht, mit den Zweykämpfen ist gehalten worden.

seinem Feind auf eine ungebührliche Weise zu begegnen. Ja ehe man noch das Gefecht beginnet, pflegen diejenige, die sich als gute Freunde schlagen, einander die Hand zu geben, auch wohl zärtlich zu umfangen, und sich im Voraus um Verzeihung zu bitten, daß sie Willens sind sich einander die Hälse zu brechen. Auf diese Art suchet man doch wenigstens die Gerechtigkeit, ohne welche die Ehre nicht bestehen kann, bey einer an und für sich selbst ungerechten Handlung zu beobachten.

Fernerweitige Regeln bey denen Duellen.

Ferner so pfleget man auch, in Ansehung der empfangenen Beleidigung, die Sache darnach abzumessen; dergestalt, daß man in einem Zweykampf mehr oder weniger Gänge thut, oder nur diese oder jene Waffen darzu erkieset. Ein Stock- oder Peitschen-Schlag, oder eine Maulschelle, rächet zwar öfters den ersten Schimpf; allein der Streit wird dadurch um desto gefährlicher; denn eine geringe Beleidigung, welche öfters gar leicht in der Güte, und durch einige Erläuterungs-Worte könnte beygeleget werden, muß nach obigen Thätlichkeiten, nothwendig mit Leib und Leben gerochen werden.

Ita capitalis: ut ultima divideret Mors. (*)

Man schlägt sich zu Pferd, auf ein paar Pistolen, und zu Fuß mit dem Degen.

Un-

(*) *Horat.* S. 7. L. 1.

Unguibus & pugnis, dein fuſtibus, atque ita porro
Pugnarum eſt armis, quæ fabricaverat uſus. (*)

Die, ſo die Raſerey noch weiter treiben, breiten einen Mantel auf den Kampf-Platz, oder machen eine viereckigte Grube, um ſich deſto gewiſſer einander zu würgen, und als verzweifelte Helden dabey auch ihr Begräbnüs zu finden.

Vitaque cum gemitu fugit indignata ſub umbras. (**)

Sind aber die Händel von keiner Wichtigkeit, ſo wird die Sache mit einigen geſchickten Fechter-Streichen abgethan; wobey insgemein die Manſchetten, oder die Handſchuhe, ein wenig Noth leyden; wiewohl es auch dazuweilen heiſſet: vulnera non dantur ad menſuram; denn es mag leicht einer ſeine Tertze oder Quart zu ſtarck einſchieben, ſo liegt der andere geſtreckt auf dem Boden. Sehr erbaulich iſt, daß, wenn der Kampf zu Ende iſt, die beyde Kämpfer ſich einander die Hände des Friedens reichen und als gute Freunde wieder umhalſen; worauf dieſes neue Freundſchaffts-Bündniß mit einem guten Rauſch verſiegelt wird; wenn anders dabey der tolle Wein-Geiſt nicht wieder neue Händel ausgöhret.

(*) Horat. Lat. 3.
(**) Virgil. Aneid. L. XII.

göhret. Manche, die bey ihrer Hertzhaftigkeit noch ein wenig Furcht für der Hölle haben, wenn sie sich schlagen wollen, die machen es zuvor den alten Rittern nach, und gehen zur Beicht und zum Abendmahl; wann dieses geschehen, und ihre Seele also in Sicherheit ist, so lachen sie den Teufel aus, und schlagen sich ihm zum Hohn, Trotz aller Vernunft und aller Gesetze.

II. Von der Ungerechtigkeit und Thorheit der Zweykämpfe.

Die Zweykämpfe lauten wider alle menschliche Pflichte.

Nachdem wir den Ursprung, den Fortgang und die vornehmste Grund-Regeln der Zweykämpfe angeführet haben; so wollen wir auch untersuchen, ob solche mit den Pflichten der Menschen überein kommen. Diese haben eine vierfache Verhältnis. 1) In Ansehung Gottes. 2) In Ansehung der gesunden Vernunfft. 3) In Ansehung der Ehre, und 4) in Ansehung der bürgerlichen Gesetze. Diese viererley Pflichten der Religion, der Vernunft, der Ehre und der Gesetze, werden alle zusammen, und eine jede ins besondere, durch den Gebrauch der Zweykämpfe übertreten.

Sie streiten 1) wider die Religion.

Die Religion verabscheuet alles was von Feindschafft und Rache herühret. Die Pflichten der Liebe, der Sanftmuth, der Demuth, der Gedult und der Verträglichkeit sind ihre vornehmste Grund-Ge-

Geſetze. Wer nicht ſeinen Nächſten liebet und ihm vergiebt, wenn er von ihm iſt beleidiget worden, der iſt kein Chriſt, der kan nicht beten: Vergib uns unſre Schuld, wie wir vergeben unſern Schuldigern. Niemand, dem die Lehren des Evangelii bekannt ſind, kann dieſe Wahrheit in Zweiffel ziehen. Wer demnach beweiſen wolte, daß der Zweykampf eine den Chriſten erlaubte Sache ſey, der müſte darthun, daß Unverſöhnlichkeit, Rache, Feindſchaft, Schlägerey und Mord als Wirckungen der Liebe des Nächſten könnten betrachtet werden; wo nicht ſo gelten die Ausſprüche der Schrift: Rächet euch nicht ſelbſt, die Rache iſt mein, ſpricht der HERR, ich will vergelten. (*) Darum vergeltet nicht Böſes mit Böſem, oder Scheltwort mit Scheltworten. (**) Alle Bitterkeit und Grimm und Zorn und Geſchrey und Läſterung ſey ferne von euch, ſamt aller Bosheit. Seyd aber unter einander freundlich, hertzlich, und vergebet einer dem andern, gleich wie GOtt euch vergeben hat in Chriſto. (***) Sehet hier die Pflichten derjenigen Religion, zu welcher ſich alle Chriſten bekennen.

Die Vernunft verwirft alles was von einem falſchen Wahn herrühret: 2) Wider die Vernunft.

(*) Rom. 12. v. 17.
(**) 1. Pet. 3. v. 9.
(***) Epheſ. 4. v. 31. 32.

sie lehret nicht allein, wie wir unser Leben vorsichtig erhalten, sondern auch, wie wir solches glückseelig machen sollen. Sie weiß nichts von derjenigen närrischen Ehre, welche die Menschen um ihre Ruhe, um ihren Wohlstand, um ihre Gesundheit, wo nicht gar um Leib und Leben bringet. Wie unsinnig klinget demnach die Philosophie der Zweykämpfer: Ein Mensch, der uns übel will, und dem wir folglich nicht auch überflüßig wohl wollen: dessen Freundschaft uns eine Last seyn würde: ein wilder, tollkühner Mensch, ein liederlicher Zäncker, einer der sich besoffen hat, oder der im Gehirn nicht gar richtig ist: dem beliebt es uns unhöflich zu begegnen, oder uns einige Thorheiten zu sagen. Dieser, oder ein solcher nichtswürdiger Mensch, entsetzet uns dadurch unserer Ehre, und wir müssen, um solche wieder zu erlangen, ihn vor die Klinge fordern, und uns mit ihm herum schmeissen. So ist also unsere Ehre ein Ding, welches nebst unserem Leben gewisser massen in der Willkühr eines Feindes stehet? so kann uns ein jeder frecher, tollkühner oder närrischer Mensch, nachdem sich bey ihm die Bosheit, der Wein-Geist, oder der Wirbel reget, unsere Ehre nehmen? Was muß dieses doch für eine elende Ehre seyn?

3) Wider die wahre Ehre. Die wahre Ehre hat nichts mit einer so unchristlichen und unvernünftigen Handlung gemein. Sie weiß nichts von der Selbst-Rache: sie gründet sich auf die Tugend: die Tugend aber hat keinen andern Endzweck,

zweck, als das Gute zu verrichten. Ein feindseliges Urtheil kann ihr den Werth von ihren Thaten nicht benehmen. Sich an einem deswegen rächen, weil er von uns übel denckt und spricht, ist eben so viel, als die Leute zwingen wollen, von uns so viel gutes zu dencken und zu sprechen, als wir selbst von unsern vermeynten Vortreflichkeiten die thörichte Einbildung hegen. Solte man sich nicht vielmehr schämen, so ausschweiffend hochmüthig zu seyn? Die wahre Ehre ist viel zu erhaben, als daß sie sich in den verkehrten Urtheilen und Meynungen der Menschen suchen solte? Wo würde sie sich nicht müssen eindringen, um ein wenig Ruhm und Beyfall zu erbetteln? Sie lässet es geschehen, daß sie, um einen Weisen zu Gefallen, zuweilen hundert Thoren mißfallen muß. Die Hochachtung eines Cato, eines Lelius und der beyden Scipionen ist ihr genug; und findet sie diese nicht in den verderbten Zeiten, darinnen wir leben, so wickelt sie sich in ihre eigene Tugend ein, und tröstet sich mit dem grossen Zeugen, der in unserm Gewissen lebet. So verhält sich die wahre Ehre bey grossen Gemüthern. Man mag sie beleidigen, man mag von ihnen Ubels sprechen, man mag sie verachten: sie lassen sich solches nicht anfechten. Nichts ahnden, vergeben, und schweigen: sehet hier die Wirckungen ihrer Rache.

4) Wider die Gesetze. Sich selbst rächen, ist so viel als sein eigner Richter seyn. Wir ha-

ben Fürsten, und Obrigkeiten, die müsten wir zuvor ihrer Macht und ihres Amts entsetzen, wenn wir uns von der Verbindlichkeit der Gesetze loßmachen wolten. Alsdenn so gieng es an, daß ein jeder nach seiner eignen Fantasie leben könnte. Man wäre nicht mehr durch so vielerley Gesetze eingeschräncket: man wäre frey und ungebunden: man könnte seinen Begierden den Zügel schiessen lassen wie man wolte. Wäre dieses nicht ein glückseliger Zustand? Wäre dieses nicht eine süsse Freyheit für uns Menschen? Ja wohl: Wie lange aber würde diese Glückseeligkeit währen? Diese Freyheit würde bald alles in Unordnung und Verwirrung setzen. Man würde die Unschuld und Gerechtigkeit unterdrücken. Der Frevel und die Grausamkeit würden herrschen. Man würde nur zaumlose und wilde Menschen auf dem Erdboden sehen. Sie würden sich unter einander selbst aufreiben, sich immer mit einander rauffen und herum schmeissen. Ein Geschlecht, ein Haus, ein jeder Mensch würde in steter Unruh und Gefahr leben. Ein barbarischer Zustand würde davon das Ende seyn, und uns zugleich zu einer vernünftigen Verfassung wieder zurück ruffen; man würde seine Zuflucht zu Ordnungen, zu Gesetzen, und zu Richtern nehmen müssen. Eine der ersten Ausschweifungen, welche man sodann würde abschaffen müssen, würden die Zweykämpfe seyn.

Ich spüre, daß diese Anmerckungen nicht gar soldatisch klingen. Die Gewohnheit wirft alles, was man in dieser Sache gerechtes und vernünftiges anführen kann, mit einmahl übern Haussen. Da gilt weder Religion, noch Vernunft, noch Tugend, noch Gesetz, wo ein unsinniger Gebrauch sich daraus eine Ehre macht, keine gelten zu lassen. Wer viele Uberleaungen macht, und es für eine Sünde hält sich mit einem herumzuschlagen, der hat eine feige Seele, der ist ein blöder, furchtsamer Mensch, der sich gar zu keinem Soldaten nicht schicket: von dem urtheilet man wie ehemahls der Marschall de Biron von einem Hauptmann, der sich für einem schriftlichen Verweis fürchtete. Ein Soldat, sprach er, der sich für einer Feder fürchtet, der fürchtet sich auch für einem Degen. (*)

Aber durch die Gewohnheit vertheidiget.

Die Gewohnheit der Zweykämpfe ist so lang hergebracht, und hat ein so völliges Recht in der Besitzung, daß alles verjährt zu seyn scheinet, was auch die christliche Religion, die gesunde Vernunfft, die wahre Ehre und die bürgerliche Gesetze dawider sagen und einwenden können. (**) Wer will, wer kann dem Gebrauch sein Recht nehmen? Hat er nicht Macht alle

(*) Memoires de Brantome T. IV.

(**) Inter causas malorum est quod vivimus ad exempla, nec ratione componimur, sed consuetudine abdu-

Thorheiten, alle Mißbräuche und alle Schandthaten zu rechtfertigen?

Lächerliche Folgen.

Halten die fromme Lappen ihre Zauber-Trommel nicht höher als das Evangelium? und beten nicht die arme Indianer, so wie man sagt, gar den Teufel an, weil es bey ihnen so üblich ist? Wer kann, wer will gegen die Macht einer solchen Gewohnheit etwas einwenden? Ein jeder siehet, daß ihr Recht unüberwindlich ist. Niemand kann die Gewohnheit der Zweykämpfe läugnen: Niemand kann in Abrede seyn, daß die Gewohnheit nicht die böse Sachen gelten machen. Ich sehe mich also mit allen meinen schönen Vernunft-Schlüssen dahin gebracht, daß ich mich werde schlagen müssen, so bald einer sich unterstehen solte mir Unhöflichkeiten zu sagen. Ja, ja, es ist nicht anders. Es ist nun einmahl so eingeführet: Die Flecken der Ehre können nicht anders, als mit Blut ausgewaschen werden. Der müste fürwahr ein schlechter Held seyn, der allezeit zu erst mit seinem Catechismo, oder mit seiner Ethic, oder mit einem Casuisten, zu Rath gehen wolte, wann er sich mit einem rauffen solte. Keine Schwachheiten, wenn es euch beliebt: Besser tausendmahl das Leben verlohren, als einen einzigen Schimpf auf sich sitzen zu lassen. Lauten diese Worte nicht schön? Ha-

abducimur. Recti apud nos tenet error, ubi publicus factus est. *Sen. in Epist.*

haben sie nicht einen grossen Sinn? Weder Leib, noch Leben, noch Seele, noch Vernunft, noch Gesetze achten, blos um die Ehre zu haben sich zu schlagen: Das heisset fürwahr recht Hertze haben. Was sag ich? Das heißt noch mehr als Hertze haben.

Ob die Ehre in der Beobachtung, oder in der Uebertrettung der Gesetze bestehet?

Nur eines lässet sich hier nicht wohl zusammen reimen. Es schlägt sich fast keiner nicht, der, bey allen seinen Helden-Meynungen, nicht auch zugleich für einen guten Christen, für einen vernünftigen Menschen, für einen ehrliebenden Mann und für einen redlichen Mitbürger der menschlichen Gesellschaft will gehalten seyn. Nun aber handelt er, indem er sich schlägt, gantz offenbahr und vorsetzlich gegen diejenige Pflichten, welche zu obgedachten Eigenschaften gehören. Wie will man also diesen Widerspruch auseinander setzen, und eine so wunderliche Verwirrung der Begriffe entwickeln? Entweder man müste sagen, der handele unchristlich, unvernünftig, unehrlich und ungerecht, der sich mit einem schlägt; oder man müste vorgeben, obige Pflichten wären nur für den Pöbel, der keine Ehre hätte; und daß die Vortreflichkeit und die Hoheit eben dieser Ehre darinn bestünde, daß sie keine Religion, keine Vernunft, und keine Gesetze erkenne. Anders ist nicht hieraus zu kommen.

Die Gewonheit macht kein Recht.

Die bloſe Gewohnheit rechtfertiget keine böſe That.

La mode n'a point de droit de nous donner des vices.
Ou de legitimer le crime au fond du cœur,
L'exemple ne peut pas autoriſer un crime. (*)

Weder Zeit, noch Vorurtheil, noch Anſehen kann uns von der Beobachtung der nöthigſten und unumgänglichſten Pflichten loßſprechen. (**) Sie machten weder das Böſe gut, noch das Thörichte klug. Man müſte ſonſt ſagen, die zehen Gebote wären, per conſuetudinem in praxi contrariam, durch die gegentheilige Gewohnheit, verjähret worden; und ein Wahnwitziger würde durch die Ausübung vieler unſinnigen Thaten endlich geſcheid.

Was man weiter noch anführet die Zweykämpfe zu rechtfertigen.

Noch ein anderer Umſtand, welchen die Zweykämpfer zu ihrer Rechtfertigung anführen, iſt dieſer: Man iſt, ſagen ſie, nicht allein in Gefahr, um ſeine Ehre, ſondern auch um ſein zeitliches Glück zu kommen, wenn man

in

(*) Nivelle de la Chauſſée Prejugé à la mode. Act. II. S. II.

(**) Conſuetudinis uſusque longævi non vilis quidem auctoritas: verum non uſque adeo ſui valitura momento, ut & rationem vincat aut legem. L. 2. C. *quæ ſit longa Conſuet.* L. 8.

in gewissen Begebenheiten eine empfangene Beleidigung nicht durch einen Zweykampf rächet. Mancher Officier, zum Exempel, hat nichts weiters gelernet, als sein Soldaten-Handwerck. Er befindet sich in einem Gasthause: er trincket ein Glaß Wein: er scherzt, er spielt, er singt: Kurz, er ist vergnügt: Den Teuffel verdrießt es, einen so lustigen Menschen zu sehen. Er bringt deswegen einen andern Officier in seine Gesellschaft: diese trincken zusammen: bey dem Trincken aber gerathen sie in einen Wortwechsel: sie disputiren miteinander: der Wein erhitzt den Mann, und die Redens-Arten. Ein kleines garstiges Wort fahret dem einen schnell vom Munde; damit hat die Freude ein Ende. Beyde greiffen zum Degen: Man bringt sie von einander: Man sucht sie wieder zu vergleichen. Allein, vergeblich: sie müssen sich schlagen. Woltet ihr, der erste, der geschimpffet worden, solte die Sache als ein weiser Mann, oder als ein Christ ansehen, und die kleine Ubereilung beym Trunck dem andern zu gut halten? Ach! ihr wisset nicht was ihr saget. Der gute Mensch hat seine Ehr verlohren: Man entziehet sich seinem Umgang: man will nicht mehr mit ihm trincken, noch neben ihm dienen: man betrachtet ihn als einen feigen Kerl, der kein Herz und keine Ehre hat: Was soll nun der arme Mann machen? Wie soll er wieder zu seiner Ehre gelangen und seinen Dienst behaupten? Er muß sich schlagen, es ist kein ander Mittel. Der Zweykampf allein, sagt ein Italiäner, ist dasjenige

Gegengift, die tödtlich-kranke Ehre wieder zu heilen. (*)

Wie unsinnig hierbey die närrische Ehre raset.

Der Eifer für die Zweykämpfe gehet noch weiter. Nach den Regeln der Billigkeit und der Vernunft muß man demjenigen Recht wiederfahren lassen, der von uns ist beleidiget worden. Allein unter denen Leuten, die den sogenannten Point d'honneur haben, weiß man von keiner andern Genugthuung, als die man einem mit dem Degen in der Faust giebet. Die allerempfindlichste Beleidigung, das allergröste Unrecht wird auf das edelmüthigste durch einen Zweykampf erstattet. Der Beleidigte kann in diesem Gefecht eben so ehrlich niedergestossen werden, als der Beleidiger. Ist dieses nicht eine trefliche Genugthuung für einen, der beleidiget worden ist? Man muß bekennen, es besitzen die Helden von dieser Art eine wunderbare Scharfsinnigkeit, von den ordentlichen und gemeinen Begriffen des menschlichen Verstandes und der natürlichen Billigkeit abzugehen, und auch die unsinnigsten Dinge durch einen Schein der Ehre vortreflich zu machen.

Man hat schon vorlängst angemerckt, daß die allerunruhigste und zänckischste Leute insgemein auch die furchtsamste sind. Sie wollen alles zu Boden

(*) Il Duello e un antidoto vitale per risanar la reputazione ancor che mortalmente inferma. *Maffei scienza cavalleresca.* L. I. C. III.

Boden ſchmeiſſen, weil ſie ſich vor allem fürchten. Sie können nicht leiden, daß andere etwas vor ihnen voraus haben, weil ſie ſich einbilden, ſie würden ihrentwegen verachtet werden. Ihr Neid, ihr Mißtrauen, ihre Eiferſucht naget ſie beſtändig. Sie ſehen deswegen immer mit ſchreckhaften Blicken um ſich her, ob ihnen niemand zu nahe kommt, und ob man ſich nicht vor ihnen fürchtet.

Timent timentes, metus in auctorem redit. (*)

Sie betrachten das ganze menſchliche Geſchlecht wie ihren Feind, mit welchem ſie in keiner guten Verſtändnuß leben können: ſie meynen, ſie wären braf, weil ſie unerträglich ſind. Andere, die weniger wild und mehr vernünftig ſind, ſchlagen ſich aus Furcht, man möchte ſie für zaghaft halten, wenn ſie ſich nicht ſchlügen und einen Schimpf auf ſich ſitzen lieſſen. Noch mehr, ſie fürchten ſich ſo gar darüber um ihren Dienſt zu kommen. Sind dieſes nicht wichtige Bewegungs-Gründe, einen zum Zweykampf aufzumuntern? Furcht vor anderer Leute Vorzügen, Furcht vor ihren Urtheilen, Furcht um ſeinen Dienſt zu kommen. Wie wenig Herz, wie wenig Verdienſte muß nicht derjenige beſitzen, der ſeine Ehre und ſein Glück auf eine ſo elende und ſchmähliche Weiſe

(*) Seneca in Oedipo. v. 708.

se befördern muß. Ein Laster zu begehen, und zwar eines der gröſten und abſcheulichſten, um den Beyfall der thörichten Leute zu verdienen, oder nicht um ſeinen Dienſt zu kommen: das iſt ſehr niedrig, das iſt ſehr klein, und lauft wider alle Begriffe der wahren Ehre.

Falſches Vorurtheil von der Tapferkeit der Zweykämpfer.

Es iſt demnach eine Wirckung der Vernunft, und nicht ein Mangel der Herzhaftigkeit, wenn man ſich nicht ſchlagen will. Man ehret dadurch die Vorzüge der Weisheit und der Tugend, und ſchämet ſich billig in das Regiſter der kleinen und nichtswürdigen Rauf-Helden zu kommen, welche ſich fürchten, man möchte ſie nicht für herzhaft halten, wann ſie ſich ſchämeten, die gröſte Laſter und Thorheiten zu begehen.

Denen Griechne und Römern iſt die Gewonheit der Zweykämpfe unbekannt geweſen.

Wir leſen nicht, daß die alten Griechen und Römer, welche ſonſt die klügſte und tapfferſte Völcker waren, etwas von ſolchen närriſchen Zweykämpfen wuſten. Wenn ja bey ihnen ein Zweykampf ſtatt fand, ſo geſchah ſolches nur allein vor der Spitze zweyer feindlichen Heere, zum Beſten des Staats, mit Bewilligung der Feldherren, um durch ein einzeles Gefecht, den Streit ganzer Völcker zu entſcheiden.

- - - Ut ultima divideret mors.
Non aliam ob cauſam niſi quod virtus in utroque ſumma fuit. (*)

Auſſer dieſen Umſtänden, die ſelten vorkamen, hielten ſie das Balgen für etwas unſinniges, und überlieſſen davon die kleine Ehre den gemeinen Kampf- und Klopf-Fechtern. Sie achteten ſich im Gegentheil verbunden, ihr Blut und ihr Leben für die Wohlfahrt des Vaterlandes aufzuopffern, und ſolches als ein Gut, das ihnen nicht allein eigen war, mit aller Sorgfalt zu ſchonen. Alle Arten ſich ſelbſt zu rächen, oder durch Privat-Schlägerey ſein Recht zu verfechten, war ihnen verboten. Man verfuhr gegen ſolche Verbrecher, nach gemeinen Rechten, ſtrafe ſie als Mörder und Todtſchläger, oder als Stöhrer der öffentlichen Ruhe. (*)

Es

(*) Horat. L. I. Sat. 7. Una res eſt quæ tale certamen juſtum ac pium poteſt reddere, ex una duntaxat parte, ſi alioqui omnino expectandum ſit, ut, qui injuſtam cauſam fovet, victor ſit futurus cum magna innocentium ſtrage. - - - Si duo, quos inter de Regno controverſia eſt, parati ſint inter ſe armis certare, pari id poſſe populum, ut major calamitas cæteroqui imminens evitetur, idem &, cum de bello ſuſcipiendo agitur, dicendum erit. *Grotius de J. B. & P. Lib. III. C. XX. §. 43.* Siehe, was wir hierüber in folgendem Cap. angemercket haben.
(**) L. 3. ad L. Jul. Maj.

Es iſt merckwürdig, ſagt der Abt St. Real, (**) daß alle groſſe Männer, wenn ſie zum Zweykampf ausgefodert worden, ſich darüber jedesmahlen nur Spottweiſe hatten vernehmen laſſen. Als einsmahl die Cimbrer und die Römer gegeneinander zu Felde lagen, ließ ein Barbar von ausnehmender Gröſſe und prächtiger Ausſtaffirung den Marius zum Zweykampf herausfordern. Dieſer General, der von unten auf als ein gemeiner Soldat gedienet, und durch ſeine Tapferkeit allem ſich empor geſchwungen hatte, ließ demſelben ganz kaltſinnig zur Antwort wiſſen: **Wo er des Lebens müde wäre, ſo rieth er ihm ſich zu erhängen.**

Pyrrhus, der König von Epiro, als er ſah, daß ihn der groſſe Antigonus in die äuſſerſte Noth geſetzet hatte, ließ er ihn ebenmäßig zum Zweykampf ausfordern, worauf ihm dieſer ſagen ließ: **Es wären noch tauſenderley andere Wege aus dieſem Leben zu kommen.** Auguſt fand dieſe Antwort ſo ſchön, daß er dem Antonio keine beſſere zu geben wuſte, als ihm dieſer ein gleiches annehmen ließ.

Auch wiſſen die Türcken und Aſiatiſche Völcker nichts davon.

Die Türcken und Perſianer, nebſt andern aſiatiſchen Völckern, wiſſen eben ſo wenig von dem unſinnigen Gebrauch der Zweykämpfe. Wir Europäer allein, die wir uns nach Chriſti

(**) Oeuvres de l'Abbé de S. Real T. V. de la Valeur.

Christi Nahmen nennen, haben den Gebrauch der Zweykämpfe eingeführet, und zwar zu der Zeit, da aus heidnischen Königreichen christliche Länder wurden. (*) Wir Christen sind also die grausamste Völcker, um uns zu rächen; ohnerachtet unser Gesetzgeber nichts härter verdammet. Wir haben also ein Gesetz, nicht um demselben nachzuleben, sondern damit die Ehre desto grösser sey solches zu übertreten. Man kann zwar nicht läugnen, daß es auch in andern Ländern noch wilde und blutdürstige Leute gebe, die aus Rachgierde, oder aus einer rasenden Wuth sich einander umbringen; Allein, daß sie sich daraus eine Ehre machen solten, das ist nur ein Wohlstand unter den Christen.

III. Von Abschaffung der Zweykämpfe.

Warum die bisherige Duellmandata so wenig verfangen.

Ich zweifle nicht, ein jeder vernünftiger Leser werde aus dem, was wir hier angeführet haben, vollkommen überzeugt mit uns erkennen, daß die Gewohnheit der Zweykämpfe, ein wider alle Religion, wider alle Vernunft, wider alle Ehre und wider alle Gesetze laufendes Beginnen sey. Es haben auch aus einer gleichmäßigen Uber-

(*) Præsertim cum Reguli ipsi & tyranni haberent exemplum Longobardorum, & id permittentes suæ tyrannidi consulerent: dum feroces illi se de medio alius alium tollerent; hos vero paulatim alii interposito falso honoris nomine imitarentur: res ad istam quæ nunc viget immanitatem processit, *Ant. Massa contra usum Duelli*, p. 29.

Uberzeugung bishero alle christliche Potentaten, durch vielfältige oft wiederhohlte und aufs neue geschärfte Duell-Mandate, dieses so sehr überhand genommene Ubel in ihren Ländern und Gebieten völlig abzustellen vermeynet; (*) gleichwohl aber damit nicht zum Zweck gelangen können. Das Verbrechen wird noch immer für eine Tapferkeit und der Gehorsam für eine Zaghaftigkeit gehalten. Der munterste Adel, die tüchtigste Leute werden noch öfters durch eine so grausame Narrheit zu unglückseligen Leichen. Der tolle Wahn bleibet noch immer, daß der Frevel wider die Gesetze zu handeln, und der so strengen Macht der Regenten Hohn zu sprechen, eine besondere Ehre sey. So lange man also diesen Leuten nicht eine so ganz verkehrte Einbildung von der Ehre benimmt, so lange bleiben auch die Wirckungen so ausschweiffend, als die Ursache ist; Mit Gefängnüs, Entsetzung der Dienste, Leibes- und Todes-Strafen, wird hier nichts ausgerichtet. Dann diese Helden sind wie die fanatische Träumer, die alles ihrer andächtigen Schwermerey aufopfern.

Nähere Vorschläge zur Abstellung der Zweykämpfe.

Man würde hier die Sache aus dem Grund heben, wenn man das falsche Wahn-Gespenst, welches die Soldaten die Ehre nennen, in einen ordentlichen Bann thun, und diesen Würg-Teufel

(*) Siehe das in Leipzig herausgekommene Corpus Juris Militaris Novissimum, worinn der meisten Könige und Republiquen ihre Duell-Mandata enthalten sind. It. Io. Telman Diss. ad Edictum de Duellis.

Teufel durch einen christlichen Exorcismum gar austreiben könnte. Diese so nöthige Verbannung der allernärrischten Ehre schickte sich für den Büttel und Profosen am besten: Man schände den, der um eine vermeynte Schande zu fliehen, die gröste zu begehen sich erfrechet.

Es kommt hier vornemlich auf den falschen Begrif an, den man sich von der Ehre macht. Die wahre Ehre ist ein würdiger Vorwurf edler Gemüther; die falsche aber ein Tyrann der Thoren: Jene beherrschet die Vernunft; diese aber der Wahnwitz: Jene macht die Menschen nach ihren Pflichten handeln; diese hingegen verleitet sie zum Frevel und zu Schandthaten. Um diesen so nöthigen Begrif von der Ehre denen Soldaten beyzubringen, müste man dasjenige falsche Hirn-Bild, welches sie für die Ehre halten, der Gebühr nach schimpfen, und solches von allen seinen betrüglichen Zierrathen entblösen, dergestalt, daß ein jeder sehen möchte, wie dieser ganze Ehrenhandel eine wahre Narrheit mithin eine der allerwahnsinnigsten und schändlichsten Handlungen sey, die ein Mensch begehen kann. (*)

Erstlich soll man denen Soldaten einen rechten Begrif von der Ehre beybringen.

(*) Il seroit à souhaiter qu'on punit les dangereuses idées qu'on a là dessus de quelque note d'infamie, afin que ceux qui en sont esclaves, visent par là, que bien loin d'établir leur reputation, ils la ternis-

sent

Hernach ein ordentliches Ehren-Geſetz einführen.

Zu dem Ende müſte man zuforderſt ein gewiſſes Ehren-Geſetze aufrichten, und demſelben eben den unauslöſchlichen Schandfleck (notam infamiæ) eindrucken, welchen bisher unſere ſo genannte gens d'honneur auf die Unterlaſſung der Selbſt-Rache geſetzt haben. Dieſes Ehren-Geſetz müſte darinn beſtehen, daß alle diejenige, die ſich erfrechen würden, den gemeinen Frieden zu verletzen, und eine empfangene Beleidigung mit Wehr und Waffen aneinander zu rächen; es geſchehe ſolches in einem ordentlichen Zweykampf, oder ſonſt durch anderwärtigen Angrif, durch dieſe That ſelbſt, ihrer Ehre, ihrer Güter und ihrer Aemter verluſtig ſeyn müſten.

Welches alle die, ſo in Dienſten treten, beſchwören müſten.

Diejenigen, welche ſich in Kriegs-Dienſte begeben, müſten bey dem Antritt derſelben, einen leiblichen Eyd zu GOtt ſchwören, dieſes Ehren-Geſetz unverbrüchlich zu halten; denn dadurch hätten alle diejenigen, die zum Kampf ausgefordert würden, eine Ehren-gemäße Entſchuldigung nicht zu erſcheinen. (*) Wobey der Obriſter oder Haupt-

ſent & ſe deshonorent. . . La mort n'eſt pas ſuffiſante pour retenir des hommes, qui ſe font une gloire de la mepriſer; mais ſi tous ceux qui ſe battent en duell, étoient condamnés au pilori, on verroit bien-tot diminuer le nombre de ces pretendus gens d'honneur. *S. Le Spectateur* T. I. p. 48.

(*) Leſe hierüber Peffendorf de Jure Nat. & Gent. L. VIII. C. IV. §. 8. woſelbſt er dieſe Meynung aus dem Hobbeſio anführet.

Hauptmann dem neu angehenden Soldaten den Regiments-Degen selbst einhändigen, und ihm dabey nochmahls mündlich bedeuten müste, dieses Gewehr in keinen andern Vorfällen zu gebrauchen, als wo es der Dienst seines Herrn, und seines Vaterlandes von ihm erfordern würde: und dieses bey Verlust obiger Straffen.

Wie darüber zu halten und mit der Execution zu verfahren wär.

Weil aber mit blosen Gesetzen in der Welt nichts auszurichten ist, wo man nicht scharf darüber hält; so erfordert hier die Nothwendigkeit insbesondere, daß man sogleich die besagte Strafe an den Verbrechern, ohne alle Nachsicht, vollziehen lasse. Die Execution könnte ungefähr folgender Gestalt vorgenommen werden. Ein jeder Soldat, er sey vornehm oder gering, der sich erkühnet, wider obiges Gesetz zu handeln: es sey, daß er einen zum Zweykampf heraus gefordert; oder, daß er sich auf die Ausforderung gestellet; oder, daß sonst einer auf den andern den Degen gezogen: ein solcher wird sogleich als einer der seine Ehre verwircket, nicht allein seiner Dienste und seiner Güter wircklich entsetzet; sondern auch aller Würden und ehrlichen Bedienungen fernerhin unfähig erkläret: Zu dem Ende wird ihm gleich, nach vollbrachter That, der Degen durch den Profosen von der Seiten genommen, und dabey angekündiget, daß er hinfort sich nicht mehr unterstehen soll, weder vor den Augen des Fürsten, noch an dessen Hof, noch auf dem Waffen-Platz, noch sonst bey den Versammlungen des

Adels, noch anderer ehrlichen Leuten zu erscheinen, auch sich mit keinem Seiten-Gewehr nirgend wo betreten zu lassen: bey Straf durch die gemeine Stadt-Knechte weggenommen und in schimpflichen Verhaft gezogen zu werden. Auf solche Weise müste er als ein geschändeter das Land räumen, flüchtig herum irren, und sein Brod bey andern Völckern suchen. Man würde ihn als einen Menschen betrachten, der wider GOtt, wider seinen Fürsten, und wider seine Pflicht gehandelt. Er würde keine Entschuldigung mehr finden, wenn er sein Unglück einer Ehrenrettung, oder Affaire d'honneur, wie es die Franzosen nennen, beymessen wolte; denn man wird leicht begreiffen, daß ein Mensch, der wider sein Oberhaupt sich empöret, die Gesetze verachtet, die gemeine Ordnung stöhret: seiner Pflicht, seiner Ehre, und seinem Glauben zuwider handelt: seine Wohlfahrt, sein Glück, sein Leib, sein Leben, seine Seele aus Frevel in den Wind schlägt, um einen Mord zu begehen, oder einen seiner Mitgesellen dergestalt zu verwunden, daß er untüchtig seyn möchte, ferner zu dienen; daß, sag ich, ein solcher Mensch, der wider alles, was heilig und unverletzbar ist, trotzig angehet, auch keiner Ehre und keines Glückes würdig sey: Folglich wird ihn seine vermessene That, daraus er sich eine Ehre gemacht, um alle seine Ehre bringen, und die gerechte Strafe seines Verbrechens andern zu einem schreckhaften Exempel dienen, für dergleichen Laster und Missethaten sich zu hüten.

Doch,

Doch, wie keine Regel ohne Ausnahm iſt, auch die Umſtände einer Sache öfters ein anderes Anſehen geben; ſo würde man dadurch eine Ungerechtigkeit begehen, wenn man jederzeit alles zu genau nach dem Buchſtaben des Geſetzes nehmen wolte. Alſo können ſich auch wohl bey dieſer Sache ſolche Fälle ereignen, wo die Gnade des Fürſtens und eine Vergebung noch ſtatt finden möchten. Dieſer Fall aber iſt von einer ſo wichtigen Folge, daß dabey die gröſte Behutſamkeit zu gebrauchen wär; wenn anders das Anſehen und die Macht des Geſetzes dadurch nicht ſoll geſchwächet werden. Derowegen wird es allerdings nicht wohl geſchehen können, daß man einen Verbrecher auf der That mit der erſten Beſchimpfungs-Straffe verſchone; im andern Satz aber möchte die Folge der Straffe, nemlich die Entſetzung ſeiner Dienſte und die Einziehung ſeiner Güter, geſtalten Umſtänden nach, ihnen nachgelaſſen werden.

Fälle, wo die Gnad des Fürſtens die Straffe mildern kann.

Wiewohl auch hier die Gnade des Fürſten dem Verbrecher nicht ehender zu ſtatten kommen ſolte, er habe dann zuvor, ſeines Verbrechens halber, vor dem ganzen Regiment öffentlich Abbitte gethan; damit durch eine ſolche feyerliche Handlung iedermänniglich kund und offenbahr werde, daß ein ſolcher, der ſich mit einem geſchlagen, die Ehre verwircket, und folglich einer Ehren-Erſtattung vonnöthen habe. Eine ſolche

Wie damit behutſam zu verfahren und die Abbitte geſchehen ſoll.

Ceremonie würde für den Ubertreter in der That etwas sehr beissendes und empfindliches seyn; allein eben dadurch würde das Gesetz der Ehre seine völlige Macht erlangen, und der vorgesetzte Zweck, alle Zweykämpfe abzuschaffen, um so viel leichter können erhalten werden.

Fälle, wo kein Pardon statt finden müste.

Erfrecht sich aber einer zum andernmahl, und schlägt sich zum Hohn seines Fürsten und aller Gesetze; so muß, in Ansehung einer solchen hartnäckigten und unbezwinglichen Boßheit, die Straffe um destomehr geschärffet werden. Dann hier wäre es eine grausame Barmherzigkeit, dergleichen verruchte Bösewichter noch zu schonen: sie müssen ein Opfer der Gerechtigkeit werden: sie verdienen, daß man sie aus der Gesellschaft der Menschen ausrotte, und daß man ihr Andencken abscheulich mache. Man lasse sie öffentlich an den Pranger stellen, und sie, wie es ihr ausgelassener Frevel verdienet, auf mancherley Art beschimpfen. Ich bin versichert, die närrische Soldaten-Ehre würde sich bey solchen Fällen bald ein anderes Corpus Juris machen; und unsere wilde Rauffer ehender in ein Stock- und Narren-Hauß, (*) als in Ansehen und Hochachtung bringen.

Die-

(*) Die Meynung des Abts von S. Pierre gehet wircklich dahin: Que celui qui auroit fait un appel, fut enfermé pour long tems dans les petites maisons & mis en curatelle, v. Ses Ouvrag. T. X.

Und wo die Thäter vor die Criminal-Gerichte zu ziehen wären.

Diejenigen, die einen andern im Zweykampf, oder sonst, verwunden, oder gar entleiben, müsten zugleich, wann sie auf obbesagte Weise ihrer Ehr und Güter wären verlustig worden, auch, nach gemeinen Rechten, als Mörder und Todtschläger für das Criminal-Gericht gezogen werden, und allda noch insbesondere ihr Urtheil, nach Ausweisung der peinlichen Hals-Gerichts-Ordnung, zu gewarten haben; Es müste ihnen disfalls der Vorwand des Zweykampfs, oder eines beleidigten sogenannten puncti honoris, um so vielweniger zu statten kommen, weil sie sich durch eine ohnedem so hoch verbottene That vielmehr einer doppelten Straffe würdig machen.

Die Anstifter der Zweykämpfe müsten gleichfalls gestraffet werden.

Ein jeder siehet, wie es hier hauptsächlich auf den Ernst des Fürsten ankomme. Denn wo dieser noch die Verbrecher heimlich schützet; und im Gegentheil diejenige, welche zu vernünftig sind, um sich mit einem andern herumzuschlagen, selbst für zaghafte Seelen anstichelt; an statt daß er sie lieben, hochachten und befördern solte; da sind die Gesetze wider die Zweykämpfe vollkommen unnöthig. Ja er wiederruft dadurch gleichsam stillschweigend selbst ihre Gültigkeit, und unterstützet die Gewohnheit an statt der Gerechtigkeit. (*)

(*) Princeps voluntatem suam non tantum exprelle, sed etiam tacite declarat, inde fit, ut quoque mores ac consuetudines naturam legum assumant. *Floschii Jus Nat. & Gent.* L. III. C. VII. §. 5.

Die Anſtifter der Zweykämpfe müſten gleichfalls geſtrafet werden.

Im Fall auch ein ruchloſer frecher Menſch ſich unterſtehen ſolte, einen zum Zweykampf anzureitzen; oder jemand deswegen mit Unglimpf und Verachtung zu begegnen, weil er einen Zweykampf ausgeſchlagen, oder ſich von böſen Händeln hat losgewickelt; ſo müſte derſelbe als ein Aufwiegler, der ſich gegen die Geſetze und die Majeſtät des Fürſtens empöret, und deſſen Befehle verſpottet, gleichermaſſen eingezogen, und nach aller Schärfe geſtrafet werden, (*) Solchergeſtalt dürfte ein ehrlicher Mann mit nichten beſorgen, von dergleichen liederlichen und wilden Großſprechern, ſeiner Aufführung halber, angefochten und gelästert zu werden.

Wie man bey einem jeden Regiment gewiſſe Friedens-Richter beſtellen ſoll.

Damit auch, ſo viel möglich, allen Zänckereyen und Mißhelligkeiten unter denen Kriegs-Leuten in Zeiten möge vorgebogen werden, bevor ſie in gefährliche Weitläuftigkeiten ausbrechen; ſo ſolten zu dem Ende bey allen und jeden Regimentern gewiſſe Friedensrichter beſtellet werden: deren ihr Amt darinn beſtehen müſte, zwey im Streit begriffene Partheyen in der Güte miteinander zu vergleichen, ſich allen ihren Ausſchweiffungen und Thätlichkeiten, im Nah-

(*) Ce ſont les vieux Officiers qui les aiguillonnent, & qui croient devoir les dreſſer à ſe battre, comme on dreſſe de jeunes dogues. Roques Diſſ. ſur les Duels, p. 64.

Nahmen des Fürstens, zu widersetzen: demjegen Recht zu verschaffen, der von dem andern ist beleidiget worden; mithin auf alle Art und Weise dem Fortgang solcher gefährlichen Händel Einhalt zu thun, welche auf Rach und Mord hinaus lauffen. Ein jeder Befehlshaber und Soldat müste zugleich auf Eyd und Pflicht verbunden seyn, bey vorfallenden Streitigkeiten, wo er gegenwärtig wäre, sich alsobald ins Mittel zu schlagen, Wehr und Waffen bey Seite zu schaffen, die nächst bey der Hand seyende Wache aufzuruffen, und solchergestalt allen und jeden Schlägereyen bestmöglichst zuvor zu kommen. Da im Gegentheil die Anstifter, und die, so andere zum Streit aufreitzen, so arg, wie die Verbrecher selbst, müsten angesehen werden.

Von dem Vorurtheil, welches die Grossen durch ihr Exempel geben.

Dieser so nöthigen Verfassung müste nun vor allen Dingen das Exempel der Grosen das rechte Gewicht geben. Ihre Aufführung formiret die Regeln des Wohlstandes, und ihre Thaten entscheiden die zweiffelhafte Fragen einer beleidigten Ehre. Man mag noch so viele Gründe aufbringen, die Nothwendigkeit der guten Sitten damit zu beweisen; man mag durch die bindigste Schlüsse die Menschen überzeugen, daß der Zweykampf eine thörichte, schändliche und barbarische Handlung sey; so wird man doch damit nicht viel ausrichten, so lange die vornehmste und angesehenste

Herrn bey Hof und im Krieg noch selbsten sich dieses Rach-Mittels bedienen. Tausend Galgen schrecken hier nicht so viel, als eine vermeynte Helden-That, von dieser Art, die verkehrte Einbildung ins Feuer setzet. Ein Unter-Befehlshaber will nicht minder Ehre haben als sein Obrister: Er will nicht minder hertzhaftig seyn, Leib und Leben dafür aufzusetzen, und solte er auch, nach verrichteter That, alle Schande und alle Schmach deswegen auszustehen haben; denn diese Leute betrachten die Profosen, Büttel und Hencker, als Zeugen ihrer über alles trotzenden Ehre; sich aber selbst als Märtyrer, die ihrer Ehren halber leiden müssen. Es ist demnach vergebens, hier Gesetze zu machen, welche diejenigen, die solche handhaben sollen, selbst übertreten. (*) Elende Fürsten! die so wenig verstehen, was ihrer Macht und Hoheit Eingrif thut, und die bravste Leute in Gefahr setzet, auf eine so liederliche Art ihr Leben zu verliehren! Was Wunder, daß so viele vernünftige Leute deswegen abgehalten werden, Kriegs-Dienste zu nehmen?

Wie

(*) Hier gehöret die schöne Stelle aus dem Claudiano:

In commune jubes si quid censesque tenendum,
Primus jussa subi. Tunc observantior æqui
Fit populus, nec ferre negat, cum viderit ipsum
Auctorem parem sibi: componitur orbis
Regis ad exemplum: nec tic inflectere sensus
Humanos edicta valent, ut vita regentis.

Claud. de IV. Consul. hon. v. 296. &c.

Wie überhaupt in der menschlichen Gesellschaft eine gewisse Behutsamkeit vonnöthen ist, um den Frieden und das gute Vernehmen mit andern zu erhalten; also wird dieselbige auch insbesondere von einem vernünftigen Soldaten erfordert, um alle Verdrießlichkeiten und allen Zwiespalt mit andern zu vermeiden.

Wie ein jeder Soldat insbesondere sich verhalten soll, alle Händel zu vermeiden.

Hierzu dienen kürzlich folgende Regeln:

Ein jeder soll sich äusserst angelegen seyn lassen, seinen Dienst, und was davon abhängt, wohl zu versehen: Er soll gegen jedermann höflich und bescheiden sich betragen: Er soll alle Unwahrheiten und Plaudereyen meiden: Er soll von niemand übels reden, nicht spöttisch noch satyrisch seyn, keinen schrauben und zum besten haben wollen, nichts übertragen, noch mit neuen Mähren sich schleppen, mit niemand auf eine ungeziemende Art sich zu gemein machen, und auch mit seinen besten Freunden den Wohlstand nicht gar auf die Seite setzen. Keinen besondern Rang, noch Vorzug in Ansehung der Geburt, noch einiger Verdienste, noch anderer Ursachen halber, verlangen. Weder Schulden machen, noch Geld ausleihen: Man macht sich zwar denjenigen zum Freund, dem man etwas leihet; allein er wird unser Feind, wenn man es wieder fordert. Man muß sich auch in kein grosses Spiel nicht einlassen; denn

man verlichret dabey entweder sein Geld, oder die Gunst dessen, dem man abgewinnet. Man muß sich in keine gefährliche Liebes-Händel mengen, noch einen andern dabey auszustechen oder zu hinterschleichen suchen; Auch muß man sich hüten, jemand zu verachten, oder zu beleidigen: dann der geringste Feind kann uns schaden. Ein allzu hoch getriebenes und aufgeblasenes Wesen ist allenthalben anstößig. Man muß sich dabey für allem Widerspruch hüten, denn es pfleget die Gemüther der Menschen mit einer schneüen Macht zu entzünden, und insgemein Hader anzurichten. Man muß mit gleicher Sorgfalt aller weitläuftigen und nichtswürdigen Bekantschaften müßig gehen; insonderheit allen Umgang mit herumvagirenden Rittern, Spielern, Müßiggängern, Krippe-Reutern, Vollzapffen und dergleichen liederlichen Leuten, vermeiden. Nöthiget einen aber ja ein Zufall oder ein unumgänglicher Wohlstand, daß man sich in Gesellschaft solcher Menschen befinden muß, so halte man sich bey ihnen gantz eingezogen, rede sehr wenig, und dieses höflich und bescheiden, damit sie sich mit uns in keine Vertraulichkeit einlassen, als in welchem Fall es überaus schwer ist ihrer wieder los zu werden. Ehe aber noch der Wein, der Rauch und das Spiel ihr wildes Gehirn erhitzet, suche man unter einem höflichen Vorwand seinen Abschied zu nehmen, und sich von ihnen mit guter Art zu entfernen.

Solte

Wie man sich zu verhalten, wenn man von einem geschimpft und herausgefordert wird.

Solte einem aber, aller angewandten Vorsichtigkeit ohngeacht, dennoch das Unglück begegnen, daß ein ungestimmer wilder Mensch sich an einem reiben und Händel mit einem anfangen wolte; so ist kein ander Mittel, als ihm eine großmüthige Verachtung zu zeigen, und sich damit, ohne ihn durch Schimpf- und Schelt-Worte zur Raserey zu bringen, schnell von ihm weg zu begeben. Die Tugend hat insgemein etwas so grosses und erhabenes in ihrem Wesen, daß sie auch die wildeste Menschen mit einer gewissen Ehrfurcht zu fesseln und die Ausbrüche ihrer Wuth zu hemmen weiß; allein, es gehöret darzu mehr Hertz und Standhaftigkeit, als erfordert wird, sich mit einem herum zu schlagen.

Einem vernünftigen Mann, der sich besitzet und Meister von seinen Regungen und von seiner Zunge ist, wird es nie an der Leutseligkeit fehlen, allen verdrießlichen Wortwechselungen und daraus entstehenden Mißverständnissen sich zu entziehen. Eine großmüthige Seele hat immer in sich selbst einen unerschöpflichen Grund von Güte, Unschuld und Mitleiden: alles was sie beginnet, das einen andern beleidigen könnte. Die Großmuth hat nichts sagt Balth. Gracian, ist ein Schild gegen alle Scheltworte, gegen alle Stichel-Reden, ja sie kann so gar auch die Wahrheiten vertragen die man ihr verweiset. Man siehet diesen kleinen Verdrießlichkeiten

des

des menſchlichen Lebens behertzt entgegen, und weiß ihnen auf eine beſcheidene Art und durch ein Wort daß denjenigen beſänftiget, der uns zu Leibe will, geſchicklich auszuweichen; Eine gewiſſe Höflichkeit, die man darzwiſchen untermenget, macht das Geſpräch verändern und benimmt demienigen der uns anzugreiffen gedencket die Verbitterung, ja es beruhet öfters nur auf einer gewiſſen Eingezogenheit, die zugleich artig und natürlich iſt, und da man öfters ohne ein Wort zu reden der Feindſeligkeit eines andern begegnet, ſie entwafnet und allen daraus zu beſorgenden Ungelegenheiten klüglich vorbauet. (*)

Womit ferner ein ehrlicher Mañ ſich dißfalls entſchuldigen kann.

Ein rechtſchafner Soldat kann ferner bey vorfallenden Zwiſtigkeiten immer vorwenden: er ſtünde in ſeines Hrn. Dienſt, folglich hätte er nicht Macht mit ſeinem Leib und Leben nach eigner Willkühr zu ſchalten; noch vielweniger ſeinen Degen gegen ſolche Leute zu ziehen, die mit ihm einem Herrn dienten; Er, vor ſich, wolte niemand Unrecht thun noch beleidigen. Wegen einem Mißverſtändniß aber, welches durch andere Mitteln könnte beygeleget werden, ſich zu ſchlagen, ſolches lief wider ſein Gewiſſen, wider ſeine Pflicht wider ſeine Ehre.

Er

(*) Gracien homme univerſ. Ch. IV.

Es ist auch nichts weniger als eine Schande, jemand um Verzeihung zu bitten, den man beleidiget hat. Es ist dieses vielmehr das wahre Kennzeichen eines edlen Gemüths und eines rechtschaffenen Mannes, welcher nicht kann zugeben, daß jemand durch sein Versehen, oder Schuld, einiges Unrecht widerfahre: Er findet sich dadurch gerühret, und kann nicht ehender ruhen, als biß er auch darinn die nöthigste Pflicht der Ehre ausgeübet und den Beleidigten zu frieden zu stellen gesucht hat.

Wie es auch keine Schande ist, einen, den man beleidiget, um Vergebung zu bitten.

Solte aber einer würcklich mit Waffen überfallen werden, ohne daß er dem Angrif sicher ausweichen könnte, so siehet er sich gezwungen, sich so gut zu wehren als er kann. Nur muß er trachten in moderamine inculpatæ tutelæ sich zu halten, und die Nothwehr nicht weiter erstrecken, als die Nothwendigkeit seiner Vertheidigung und die Regeln der Selbst-Erhaltung von ihm erfordern.

Wie aber soll man sich verhalten, wenn man unvermuthet, wie der ehrliche Vater des Roderichs, durch einen Schlag, oder mit einer Maulschelle beschimpft wird? (*) Diese ist, ich muß es bekennen, hurtiger

Wie man sich zu verhalten, wenn man einen Schlag bekommt.

wie-

(*) Grotius entscheidet diese Frage auf eine besondere Art.

wieder-gegeben, als die Frage zu beantworten. Die Handlung iſt zu ſchnell, um eine Uberlegung zu verſtatten. Ein Schlag iſt eine wirckliche Beleidigung: Er entlehnet aber noch weit mehr von der Einbildung einer dadurch verletzten Ehre, als von dem Schmertz, den er verurſachet. Dieſer iſt in Gegeneinander-Haltung des Schimpfs ſo viel als nichts. Wolte man alſo die Frage nach der bloſſen Vernunft beantworten, ſo würde man die Verhaltung dagegen eben ſo einrichten müſſen, wie in Anſehung grober Injurien und Scheltworten. Vergiſſet ſich aber ein ehrlicher Mann in einer ſo empfindlichen und nahen Feindſeligkeit, und ergreifft in der Hitze des Streits das erſte Vertheidigungs-Mittel, das ihm zu Handen kommt, ſo muß man ihm dißfalls eine kleine Ausſchweiffung zu gut halten. Wer ein guter Chriſt ſeyn will

Art. Mirum eſt cum Dei voluntas in Evangelio tam diſerte appareat, inveniri Theologos & Chriſtianos Theologos, qui non modo cædem recte putent admitti ut alapa vitetur, ſed & accepta alapa, ſi qui eam impegit, fugiat, ad honorem ut ajunt recuperandum: quo mihi a ratione & pietate valde alienum videtur. Nam *honor eſt opinio de excellentia*, at qui talem fert injuriam is patientem ſe excellenter oſtendit: atque ideo honorem auget magis quam minuit. *De Jure* B. & P. L. II. C. I. §. 10. Von dieſer Philoſophie des Grotii ſagt Puffendorf, daß ſie ſich zu unſern heutigen Sitten nicht wohl ſchicke. v. Ej. Jus Nat. & Gent. L. II. C. V. §. 12. Allein Puffendorf hätte auch dabey ſetzen ſollen, daß unſre heutige Sitten nicht taugen.

will, der kann hierbey am beſten zeigen, wie weit er in der Gelaſſenheit und in der Sanftmuth gekommen iſt. Ein Verſtändiger, weis dem Schimpf vorzubeugen ehe er ausbricht: Er gehet einem beiſſenden Thier aus dem Wege wgrum nicht einem böſen Menſchen?

Policey wegen des Degentragens.

Noch müſſen wir etwas von der Policey erinnern: Dieſe iſt überhaupt ſehr ſchlecht bey uns. Unſere Regenten und Obrigkeiten, heißt es, haben genug damit zu thun, daß ſie nur die gröbſte Laſter, welche durch den Hencker beſtrafet werden, im Zaum halten. Wie ſolten ſie ſich noch mit allerhand Kleinigkeiten abgeben? Die Türcken lachen über die Chriſten, daß ſie allenthalben, wo ſie hingehen, den Degen an der Seite ſchleppen, und alſo gewafnet im Frieden ihre Tempel und ihre Freunde beſuchen. (*) Solte man wohl an dieſem Zeichen die Kinder des Friedens erkennen, welche der himmliſche Geſetzgeber zu ſeinen Jüngern und Nachfolgern erwählet? Wäre es nicht chriſtlicher und vernünftiger, man erlaubte in einer Stadt niemand mehr einen Degen zu tragen, als denen Soldaten, die wircklich auf der Wache ſtünden, oder gegen den Feind zögen. Dieſes hies ſo viel als eine neue Lebens-Art einführen. Es iſt wahr: Allein, verändert man die Moden nicht täglich? wäre es nicht gut, wenn nach ſo viel närriſchen

(*) Voltaire hiſt. de Charles XII. L. VI.

auch eine vernünftige einmahl wieder aufkäme? Wo lieſet man je von einem Volck in der Welt, daß es, auſſer im Krieg, das Schwerdt oder den Degen an der Seite geführet habe? Die Syrier, die Perſer, die Juden, die Griechen, die Römer, welches die tapferſten und vernünftigſten Völcker waren, rüſteten ſich nie als zum Streit. Wie aber die Zweykämpfe bey der herumirrenden Ritterſchaft Mode wurden, da verſahe ſich ein jeder, der ein Ritter ſeyn wolte, mit einem guten Rauf-Degen: Und wie der Adel überhaupt die Ehre im Kopf hatte, ſo muſte auch das Schwerdt an der Seite hängen, um damit im Nothfall ihre eingebildete Ehre zu vertheidigen: Die Gelehrten wolten für nicht geringer gehalten ſeyn als der Adel, und alſo muſten die Doctores und Licentiaten auch das Eiſen umgürten. Darzu kamen endlich die Haufen der zaumloſen Studenten, welche die Kunſt zu fechten auf den hohen Schulen nach der Methode lernen. Unter dieſe mengten ſich durch den Forttrieb der Zeiten allerhand junges und liederliches Geſindel, die gleichfalls das Eiſen an ihren Lenden ſchleppen. Andere angeſehene Leute muſten ſichs alſo gefallen laſſen, und damit ſich auch behängen: Solchergeſtalt wurde das Degentragen allgemein, und dürfte, wann es ſo fortgehet, auch noch Mode werden, damit Cantzel und Altar zu betreten; Denn die Herren Geiſtlichen ſind es noch allein, die keine Degen tragen. Dieſe Art Leute müſſen ſich alſo noch allein der Gefahr ausſetzen, unter lauter bewafne-

ten Leuten herum zu gehen und selbst unbewehrt zu seyn. Gleichwohl wäre es auch nicht rathsam, denenjenigen, die viel mit Controversien umgehen, die Waffen zu erlauben. Es würden unter ihnen allzu offt blutige Köpfe setzen. Kurtz; es ist bekannt, was leider schon viel Unglück daraus entstanden, daß man allenthalben das Degentragen zulässet. Es würde deshalben keinem vernünftigen Regenten oder Magistrat verdacht werden, wenn er einen so seltsamen Gebrauch abschaffen solte. (*) Denn worzu dienet doch dieses mörderische Eisen an der Hüfte, als daß es die Klugen beschweret, die Thoren reitzet und zu allerhand Unordnungen im gemeinen Wesen Anlaß giebt?

(*) Dieses hat unter andern auch der bekannte Abt von St. Peter gerathen. Ein Mann von vielen Einsichten, dessen Vorschläge einige verachtet, andere gebilliget und niemand bewerckstelliget. v. Oeuvres de l'Abbé de S. Pierre T. XVII. p. 267.

Register.

A.

Abendmahl, darüber soll keiner dem andern seine Meinung aufdringen 126. Verkehrte Meynungen davon. pag. 157.

Adel dessen Würde, warum man die Kaufleute davon ausgeschlossen. 314. Neapolitanischer Adel. 320. Adel ist der Kaufmannschafft ins grosse nicht zuwider. 321. Dessen Grund ist Tugend und Ehre. 326. Adels Derogation und Rehabilitation. 330. Wird in der Schweitz vertrieben. 261. Würde dem gemeinen Wesen nutzen wann er einige Handelschafft triebe. 267. und 268.

Adeliches Leben dem Kaufmannischen entgegen gestellet. 266.

Amistis grosse Bau-Unternehmung. 3.

Aristoteles ein Grillenfänger. 50.

Auffenthalt in einer grossen Stadt der beste. 82.

Augspurg Patriciat. 262

Augustini Ermahnung zum Frieden. 147.

Baby-

B.

Babyloniſche Spectakel. pag. 3.
Bär, Herr von, deſſen Gedancken von geadelten Kaufleuten. 385.
Banckerutten, deren Urſachen und billige Beſtrafung. 279.
Baſſompiere, Marſchall, von deſſen Zweykampf. 442.
Bau Kunſt, von ihrem Alterthum und Nutzen. 1.
Verbindung mit den ſchönen Künſten. 12.
Macht die Künſte und Wiſſenſchaften lieben 16.
Bekehrung, was ſie ſey. 231.
Berlin, prächtige Gebäude daſelbſt. 9.
Bildhauerey, was darzu erfordert wird. 13.
Böhmiſche und Mähriſche Kirche, ob die Herrnhutiſche damit übereinſtimmt. 203.
Bremer Reformirten wie weit ſie ſich vergeſſen. 145. 159.
Brunſt leiden was es ſey. 223.

C.

Catechiſmus, ein allgemeiner, wäre aufzurichten. 130.
Cato = Kante die wahre Ehre. 268.
Ceſar ließ ſich von der falſchen Ehre blenden. 268.
Chriſtenthum gründet ſich auf die Liebe und den Frieden. 93. Beſtehet mehr im Thun als im Dencken. 101. Leidet keine Zänckereyen. 106.
Deſſen Vortheile auch im Zeitlichen. 209.
Cœur, Jac. Baron von Fargeau, ein berühmter Kaufmann. 155.

D.

Dippelius ſonſt Chriſt. Democritus deſſen Caracter. pag. 181.
Dresden, prächtige Bau-Kunſt. 11. Beſchreibung einiger ſchönen Gebäude daſelbſt. 22.

E.

Ehre iſt die allgemeine Grund-Regel der Soldaten. 264. Was die wahre Ehre ſey. 269. 465. Ehren-Geſetz. 466.
Ehrhart, Superintendent, Schreiben an denſelben über die Romanen. 387. Deſſen Anmerckungen über die Briefe des Herrn von Voltaire. 432.
Einfalt des Glaubens in einem einzigen Glaubens-Artickel. 241.
Einſamkeit iſt zur Abwechſelung nöthig. 83.
Eintrachts- und Friedens-Verkündigung in der Kirche. 127.
Empfindliche Gemüther, wie ſie beſchaffen ſind. 68. Schaden ihrer Gemüths-Ruhe. 69. Wie ſie ſich zu verhalten. 72.
Engelländer ſind die gröſte Kaufleute 256. Was Herr von Voltaire davon ſagt. 257.
Epicuriſche Sitten-Lehre iſt dem Chriſtenthum gemäs. 45.
Evremonds Meynung in groſſen Städten zu wohnen.
Exempel der Groſſen, deſſen Eindruck. 473.

F.

Fenelon, Herr von, deſſen Caracter. 180. Deſſen Telemach iſt eine Sitten-Roman. pag. 389.
Florentiner groſſe Handels-Leute. 154.
Franckfurt, anſehnlicher Kaufmanns-Stand daſelbſt. 465.
Freyheit das gröſte Gut. 79.
Fürſt kann die Tollerantz einführen, die äuſerliche Kirche vereinigen, aber nicht befehlen was einer glauben ſoll. 120.

G.

Geheimniſſe dienen nicht zur Richtſchnur des Glaubens. 99. Es läſſet ſich darüber nicht diſputiren. 105.
Geiſt iſt von dem Körper und der Seele unterſchieden. 421. 427. Deſſen Wircкung gehet weit über die Materie. 424. Hat etwas Göttliches. 429.
Geld macht einen zum Doctor und auch zum Edelmann. 349.
Geld, deſſen Umlauf wird durch die Bau-Kunſt befördert. 20. Deſſen groſſer Werth. 75. Kann ſich mit der Philoſophie wohl vertragen. 85.
Glaube, dieſer beruhet nicht auf klaren und deutlichen Begriffen. 425.
Glaubens-Formen ſind abzuſchaffen, weil ſie die Vereinigung hindern. 129. Einfalt des Glaubens. 241.
Glücks-Güter und derſelben vernünftiger Gebrauch. 42.

GOtt macht niemand leiden. pag. 56.
Gottesdienſt, ob ſolcher andern Glaubens-Genoſſen einzuräumen ſey. 139. Nutzen davon. 141. Cautelen welche dabey zu beobachten. 142. Offentlicher Gottesdienſt deſſen Nothwendigkeit und Nutzen. 168. Gottesdienſt, der vernünftige an Herrn Graf von Zinzendorf. 185.
Güter, zeitliche, in Beziehung auf die Herrnhuter. 207.

H.

Handelsleute ſind alle Menſchen. 341.
Handlung in Teutſchland war vormahls von weniger Bedeutung. 253. Durch die Handlung werden viele Städte und Familien groß. 154. Leid keinen Druck. 270. Bringt einen Staat empor. 272.
Handwercker, ihr Nutzen von der Bau-Kunſt. 19.
Haushaltungs-Kunſt, worinn ſie beſtehet. 73.
Herrnhutiſches Geſang-Buch. 204.
Heyrathen, ſtandsmäßig, erfordert der Adel. 339.
Hofleben. 80.
Holland iſt das rechte Commercien-Land. 256.

K.

Kaufleute ſind bey allen Völckern in Ehren gehalten worden. 351. Müſſen geehrt und in Freyheit gelaſſen werden. 271. Beſonders in Anſehung der Religion. 274. Können den Adel führen. 280. Ob und wann es ihnen rathſam ſey ſich adlen zu laſſen. 282.

Kaufmanns-Adel. 308. Dessen Würde. p. 340.
Körper ist nur ein Ens passivum. 420.
Kriegs-Bau-Kunst. 273.
Krieg störet die Handlung. 275.
Künste dienen zur Aufnahme eines Landes. 19.

L.

Lebens-Art grosser Leute. 84.
Leiden eines Christen kann auf viererley Art verstanden werden. 218.
Locke ein bescheidener Welt-Weise. 407.
Loenische Familien Nachrichten. 27.
Lutheraner sollen zu den Reformirten und diese zu jenen in die Kirche gehen. 154.
Lutheri Brief an die Straßburger. 113. Vertheidiget das Servum arbitrium. 150.

M.

Mahlerey, was darzu erfordert wird. 13.
Martialis schöne Gedancken von einem vergnügten Leben. 88.
Mechanic, nothwendig zur Bau-Kunst. 14.
Miles perpetuus, wie er aufzurichten. 301. Ist der Handlung zuwider. 276.
Mißbrauch der Künste. 17.
Mißvergnügen entstehet mehr von Leidenschaften als von Unglücks-Fällen. 40.
Mittel-Dinge in Ansehung der Herrnhuter. 206.
Moral ist gleichsam der Grund von der Offenbahrung. 236. Propheten Apostel und der Heiland selbst haben die Moral gelehret. 240.

Monarchische Staaten schicken sich nicht so wohl für die Handlung als die Republic. pag. 272.

O.

Ochsenstein, Graf von, dessen artige Gedancken. 74.
Oronomie eine Wissenschaft der Soldaten. 273.

P.

Phantasie ihre Stärcke. 223.
Politici sollen in geistlichen Sachen erfahren seyn. 122.
Popelmann, Chur-Sächsische Ober-Land-Baumeister. 23.
Protestanten sollen sich untereinander vereinigen. 111.
Pyrrhonische Hunds-Furcht. 67.
Pyrrhonismus, was er sey. 57. Dessen Nutzen in der Religion. 58.

R.

Recht der Christlichen Obrigkeit die Religion zu vereinigen. 116.
Reformirte, was sie für Lehr-Sätze haben. 146.
Religions-Vereinigung, wie man sie einführen könnte. 124. Gehöret mit ad Jus Reformandi. 137. Darzu können alle fromme Christen behülflich seyn. 146.
Rivera, ein Sitten-Roman. 397.
Rocken Philosophie hat einen grosen Eindruck. 163

Rom wird ſeines Glantzes beraubt. pag. 8.
Romanen deren Nutzen wann ſie wohl geſchrieben ſind. 391.

S.

Sceptiker was es für Leut geweſen. 57.
Seele der Thiere verglichen mit der Seele der Menſchen. 413.
Seneca ſtach auf einen Heuchler. 50.
Separatiſmus Bedencken davon. 164. Iſt vielerley Gefahr unterworffen. 171.
Separatiſten, ihr Caracter. 172. Wie man mit ihnen verfahren ſoll. 173. Von ihren Privat Verſammlungen. 176. Nutzen den die Kirche von ihnen hat. 179.
Sitten-Lehre was darunter verſtanden wird. 235. Durch Exempeln. 287.
Soldaten-Stand deſſen Urſprung. 251. Soldaten-Religion. 256. Darzu gehörige Tugenden und Wiſſenſchaften. 270. Soldaten-Schule. 275. Soldaten-Beſchäftigungen. 283. Fehler des Soldaten-Standes. 289. Ehren-Geſetze das ſie beſchwören ſollen. 466.
Stand des Reichs iſt befugt für ſich die Religion zu vereinigen. 132. Hat ſich des Juri reformandi nicht begeben. 136. Worinn ſolches beſtehe. 137.
Stoicker treiben alles in die Einbildung. 51. Sind zur Heucheley geneigt. 55.

T.

Theosophie was sie sey. pag. 246.
Thomasii, Gedancken vom Ketzermachen. 111.
Titel, deren Mißbrauch. 263.
Träume, deren Beziehung auf etwas göttlich. 421.
Tugend bestehet nicht in einem rauhen und schwermüthigen Wesen. 49.
Turretin setzet die Richtschnur des Glaubens allein an die Heil. Schrifft. 131.

U.

Verkehrte Schlüsse der Lutheraner gegen die Reformirte und diese gegen jene. 156.
Verschwendung stürtzt ins Verderben. 77.
Ursachen des Religions-Gezäncks. 91.
Verstand muß sich in äuserlichen Verwürffen auslassen. 18. Vermehret unser Leiden. 43.
Voltaire, Herr von, dessen Lob von der Engelländischen grossen Handlung. 257. Ist ein grosser Geist. 401. Urtheil von seinen Schrifften. 402. Worinn er sich geirret. 405. Critick über seine Briefe von der Seele der Menschen und der Thiere. 406.

W.

Wahl der besten Lebens-Art. 86.
Weiser dessen Glückseeligkeit. 42.
Widergeburt, was darunter verstanden wird. 224. Proceß derselben ist eine Quelle verkehrter Meynungen. 228.
Wien prächtige Gebäude daselbst. 9.

Z.

Zänckereyen in der Religion ſtifften das meiſte Unheil. 106.
Zeno, ſeine ſchwarze Galle verbitterte ſeine Tugend. 50.
Zeugniſſe heiliger Männer dienen zur Bekräftigung der Wahrheit. 113.
Zinzendorf, Graf von, deſſen Antwort auf 7. Fragen. 186. Erklärung auf dieſelbe. 200.
Zweifler reiſſen alles nieder und bauen nichts. 65.
Zweykampf iſt unvernünftig und wieder alle Geſetze. 276. Wie ſolcher abzuſtellen. 281. Beſondere Abhandlung davon. 438. Deſſen Urſprung. 439. Von deſſen Ungerechtigkeit und Thorheit. 484. Mittel ſich dafür zu hüten. 477.
Zweykämpfer wie ſie zu beſtrafen. 471.

Bayerische Staatsbibliothek

J. N. Reuling. del. Dublon sc. Fr furth.

Des
Herrn von Loen
gesammlete

Kleine Schriften:

Besorgt und heraus gegeben
von
J. B. Müllern,
Hochgräfl. Löwenstein-Wertheimischer Hofrath.

Vierter und letzter Theil.

Mit Röm. Kayserl. Königl. Pohln- und Churfürstl. Sächsisch. Allergnädigst- und Gnädigsten Privilegiis versehen.

Franckfurt und Leipzig,
Bey Heinrich Ludwig Brönner, 1752.

Vorrede.

Die vortreflichen Schriften Sr. Hochwolgebohrnen, des Herrn von Loen sind bisher mit so vielem Ruhm und Beyfall dergestalt begierigst aufgenommen worden; daß sie nicht nur vielmahl aufgelegt, sondern auch unter die besten Schriften derer, die zur wahren Staats- und sittlichen Verbesserung der Menschen Anleitung geben, mit allem Recht gezehlet werden.

Welche Einsicht, welchen Muth erfordert es nicht, die Fehler des Staats und der Menschen so freimüthig zu zeigen, wie in diesen Schriften geschiehet; wie viel Wissenschaft und Ueberlegung wird darzu erfordert, nicht allein die Quellen der Mängel zu entdecken; sondern auch die Mittel solche zu verbessern vorzuschlagen? folglich offenbare Zeugnisse nützlicher Geschäften abzugeben, welche noch dabey mit solcher Klugheit und Deutlichkeit geschrieben sind, daß sie die schwächere verstehen und die witzigste hoch schätzen.

Wenn man dieses alles, und noch dabey den kurtzen lebhaften Vortrag dieses Herrn Verfassers und seine nette scharfsinnige und artige Ausdrückungen erweget; so wird man sich wohl nicht befremden lassen, daß, ob es zwar dem Herr von Loen an Gegnern, in Ansehung seines Wercks von der Religion, nicht gefehlet, seine übrige Schriften doch durchgängig einen allgemeinen Beyfall zu seinem vollkommenen Ruhm erhalten haben.

Dasje-

Dasjenige, was der hohe Verfaſſer des neuen Königlichen Preuſiſchen Land-Rechts in der Vorrede des zweyten Theils von dem redlichen Eifer des Herrn von Loen, in Anſehung der Verbeſſerung des Juſtitz-Weſens, erwehnet, giebt zu erkennen, wie viel Eindruck deſſen Schriften machen.

Da ich nun das Vergnügen habe, gegenwärtigen vierten Theil dieſer kleinen Schriften heraus zu geben, und mit einer Vorrede zu begleiten; ſo weiß ich davon nichts beſſers zu ſagen, als daß dieſer Theil gleich denen drey vorherigen unſern berühmten Herrn von Loen zum Verfaſſer habe.

Dieſes wird genug ſeyn, den geehrten Leſer mit einem gerechten Vorurtheil einzunehmen. Ich will alſo nur kürtzlich melden, daß dieſer vierte Theil in ſolchen Aufſätzen beſtehe, die noch nicht in teutſcher Sprache zum Druck kommen ſind. Die meiſten ſind in ſeinen jüngern Jahren, in franzöſiſcher Sprache, aufge-

setzet worden, welches man leicht aus ihren Wendungen und gewissen Redens-Arten wird abnehmen können?

Dieser letzte Theil hat verschiedene Abtheilungen: die erste enthält critische Anmerckungen über die schönen Künste und Wissenschaften. Es sind lebhafte und sinnreiche Gedancken, die der Herr Verfasser selbst für nichts anders als für Kleinigkeiten hält, indem sie die Sache nicht ausführlich behandeln. Der Leser aber wird leicht finden, was davon zu benutzen ist.

Die zweyte Abtheilung bestehet in vermischten Briefen und Betrachtungen über allerhand Materien, welche von des Herrn Verfassers Einsicht und Erfahrung in der grosen Welt sattsam Zeugnüs geben. Die darunter befindliche Betrachtungen über die wahre und falsche Demuth, welche auf Veranlassung des Herrn von Loen von dem Herrn de Beaumarchais sind geschrieben worden, werden dem geneigten Leser nicht unwürdig scheinen, hier eine Stelle zu finden. Sie sind aus den Amuse-

mens

mens literaires mit desto grösserem Recht unter diese Schriften gezogen werden, weil die Scharfsinnigkeit des Herrn Verfassers den meisten Theil daran hat.

In der dritten Abtheilung sind des Herrn Verfassers Jugendliche Reisen beschrieben, zu deren Mittheilung derselbe sich zwar durchaus nicht hat verstehen wollen. Allein da der neue Herr Verleger, der dem vorigen den Verlag dieser Schriften abgehandelt hat, auf dem Versprechen bestund, das man in der Vorrede des dritten Theils gethan hatte, so entschloß sich endlich der Herr von Loen ihm darin zu willfahren; allein so viel ich weis, ist wenigstens die Helfte davon ausgestrichen worden. Es wird aber dennoch genug übrig geblieben seyn, um den Leser zu vergnügen. Man muß damit die im ersten Theil enthaltene verschiedene Nachrichten der Länder vereinigen und also ein ganzes daraus machen. Der Herr von Loen hat zwar noch verschiedene andere Länder und Höfe gesehen, allein davon nichts schriftlich aufgezeichnet.

Dieſes iſt es, was ich bey der Ausgabe dieſes vierten Theils anzuführen und zu erinnern nicht undienlich erachtet habe.

Von den weitern gelehrten Bemühungen des vornehmen Herrn Verfaſſers kan ich ſo viel melden, daß ſolche auf hiſtoriſche Sachen gehen, und daß er ſich mit den Herrn Geiſtlichen weiter kein Geſchäfte machen wird, nachdem er ſich in ſeiner letzten Schrift ſeines prüfenden Lehr-Gebäudes darüber zur Genüge erkläret hat.

Gebrauche unterdeſſen, mein Leſer, dieſen vierten Theil gleich der erſteren zu deinem Vergnügen und Nutzen.

Geſchrieben Franckfurt den
24. Merz. 1752.

Inhalt.

Inhalt.

I. Abtheilung.
Critiſche Anmerckungen über die ſchöne Künſte und Wiſſenſchaften.

I. Vom Bücherſchreiben an Herrn Prof. K** 3
II. Von der Rede-Kunſt. 11
III. Von der Verbeſſerung der teutſchen Sprache und Rechtſchreiberey. 39
IV. Von der Dicht-Kunſt. 53
V. Von der Schauſpiel-Kunſt. 100
VI. Von der Thon-Kunſt. 117
VII. Son der Mahlerey und der Zeichnungs-Kunſt. 127
VIII. Von den Paſſions-Oratorien in der heiligen Woche. 135
IX. Von der Bau-Kunſt. 141
X. Von den Luſt-Gärten. 152
XI Von den Mitteln die Geſundheit zu erhalten. 159
XII. Von der Haushaltungs-Kunſt überhaupt. 183
XIII. Von der Theologie oder Gottesgelahrheit. 200
XIV. Von der Wahrſagerey und andern verborgenen Wiſſenſchaften. 214

II. Abtheilung.
Briefe und Betrachtungen über allerhand Materien.

I. Beſchreibung der Tugend. 245
II Von dem Caracter eines Chriſten. 252
III. An einen Cavalier, der aus Verdruß den Hof verlaſſen und ſich in die Einſamkeit begeben wolte. 262
IV. Von der Staats-Kunſt des Machiavels. 270
V. Von der Erziehung eines Printzens. 282
VI. Von der wahren und falſchen Demuth. 293

VII. Einige Nachricht von dem Herrn de la Barre de Beaumarchais. 306
VIII. Vom Stadt- und Land-Leben. An den Herrn von N. N. 318
IX. Beweis, daß das Geld den erſten Rang habe. 333
X. Kurtzer Vorſchlag zur Religions-Vereinigung. Aus dem Send-Schreiben eines guten Freundes. 343

III. Abtheilung.

Jugendliche Reiſen mit allerhand Anmerckungen.

I. Reiſe. Auf das Land. 347
II. Reiſe. Nach Wetzlar. 356
III. Reiſe. Von Regenſpurg durch Schwaben, Bayern, Francken und Sachſen, im Jahr 1716. 360
IV. Reiſe. Von Halle durch Sachſen, Brandenburg, Schleſien und Mähren nach Wien, u. ſ. w. 375
V. Reiſe. Nach den Niederlanden, und von da über Bremen und Hamburg nach Berlin und Dresden. 400
VI. Reiſe. Durch die Schweitz nach Franckreich. 432
VII. Reiſe. Nach Nürnberg, Prag, Breslau, Berlin und Dresden. 451
VIII. Anmerckungen über einige Höfe. 463
XI. Beſchreibung der Alpen-Gebürge. 471

Critiſche

Anmerkungen

über

die ſchöne

Künſte und Wiſſenſchaften.

I.

Vom Bücher-Schreiben

An Herrn Prof. K...

Mein Herr!

Eine kleine Eitelkeit, die sich unter dem Schein etwas zum Besten der menschlichen Gesellschaft vorzunehmen listig versteckt hatte, bewog mich vor einiger Zeit die frantzösische Briefe zu schreiben, welche sie die Höflichkeit hatten von mir in Druck

zu geben*, ohneracht ich nur als ein Unbekannter erscheinen woite, so unterlies ich doch nicht meinen guten Freunden mich zu erkennen zu geben, um durch ihren Beyfall die Früchte meines Ruhms ein wenig zu genieſen.

Ich wurde also einer von den Leuten die man Authoren nennet und von denen man mir sagte, daß sie öfters, wegen vielem Essen und Nachdenken, mit einem gewissen Ubel geplagt würden, welches man die Hypochondrie zu nennen pfleet. Die bloſe Furcht vor einem solchen Ubel gab mir vor einigen Tagen davon eine wirkliche Empfindung. Ich war so dickblütig und so verdrieslich, daß mir alles missiel; ja, was am rarsten, ich missiele mir selbst. Ich war wider alle Menschen aufgebracht; ich entdeckte an ihnen so viele Fehler, daß ich nicht wuste, ob ich mehr die Meinigen durch die Ihrigen oder die Ihrigen durch die Meinigen entschuldigen solte. Meine Empfindlichkeit gieng darüber so weit, daß mich alles beleidigte.

Ich schalte dabey am meisten auf unsre neue Weltweisen, weil sie die Menschen bereden wolten, daß dieses die beste Welt sey; da man solche doch allenthalben so böse und so unartig findet. Ich beseufzete dargegen das allgemeine Elend

* Siehe Lettres curieuses d'un Gentilhomme allemand T. II. Lettre V.

Elend, und würde solches wie Heraclytus beweinet haben, wenn ich die Thränen wie er, zu meinen Diensten gehabt hätte.

Ist es nicht eine grosse Thorheit, sprache ich bey bey mir selbst, Bücher zu schreiben und andre Leute zu lehren, was man selbst nicht thut? Wie schwach ist doch unser Verstand; wie beschränckt unsere Erkentnis; wie ungewiß unser Wissen? Ist es auch wohl der Mühe werth, aus solchen Sachen sich einen Ruhm zu machen, die uns am ersten demüthigen solten?

Diese Gedancken setzten meine Eigenliebe bald in Verzweiflung: sie litt grausam. Ich hatte Mitleiden mit ihr: Ich suchte sie ein wenig zu trösten. Ich ergriffe meine französische Briefe. Ich hatte aber kaum angefangen, so erschien das ernstliche Gesicht der Vernunft und rieth mit einer pedantischen Mine die Eigenliebe abzuschaffen und ihre Thorheit zu erkennen. Die Eigenliebe begunt darüber zu zittern. Was ist natürlicher als sich ihrer anzunehmen? Ich nahme sie also in meinen Schutz und bote der Vernunft, mit einer einem Bücherschreiber geziemenden Hertzhaftigkeit, Trutz unser gutes Verständnis zu stören.

Ich setzte mich darauf unter den Schatten einer sich weit ausbreitenden Ulme, und lase den Anfang meiner französischen Briefe: „Bald „werden wir, heisen die Worte keine Laster

» mehr haben. Sie verwandeln ſich in lauter
» Tugenden. Die Eigenſinnigkeit hat den heß-
» lichſten Urſprung. Ihr Vater ſtamt aus
» dem Geſchlecht der böſen Geiſter. Er nennet
» ſich Hochmuth und vermiſchte ſich mit ſeiner
» eignen Schweſter, der Halsſtarrigkeit.»

Kaum hatte ich dieſe Worte geleſen, ſo fieng die höniſche Vernunft überlaut an zu lachen. Ich fragte ſie, was ſie hier zu erinnern hätte? Nichts! ſagte ſie ſpöttiſch, leſe nur weiter.

» Aus dieſer ſchändlichen Ehe wurden ver-
» ſchiedene Kinder gezeuget, als nemlich die
» Einbildung, der Wahn, die Eiferſucht, die
» Verſtellung, die Gottloſigkeit und die Narr-
» heit.»

Dieſes iſt vortreflich, unterbrach hier ihnmahls die Vernunft; man ſiehet daß du ein Liebhaber der Stamm-Regiſter biſt. Wie! fuhr ich zornig heraus; dieſes ſoll nicht ſchön ſein? Nein, erwiederte die Vernunft, dieſes iſt nichts als ein bloſer Galimathias. Du kenneſt noch nicht das ſchöne Einfältige und Natürliche, welches einen Vortrag beleben muß wann er gefallen ſoll. Du traueſt dir deswegen ſelbſt nicht bey deiner hohen Schreibart, indem du gleich darauf für gut findeſt, von deinem Phöbus herunter zu ſteigen und dich der gemeinen Sprache zu bedienen. Laß ſehen, was iſt dasjenige, was du deinen Lehrern wichtiges vorlegeſt? Es iſt die

trau-

traurige Begebenheit einer eigenſinnigen Liebe. Wie klein lautet dieſes? Eine Erzehlung, die man nicht würde haben ausleſen können, wann ſie wäre länger geweſen, beſchäftiget deinen Verſtand. O fürwahr! wenn du mir glauben wilſt, lege die Feder nieder und folge der weiſen Lehre des Molliere, ſie gehet dich mit an:

Si l'on peut pardonner l'effort d'un mauvais livre,
Ce n'eſt qu'aux Malheureux qui compoſent pour vivre.
Croiez moi, reſiſtez à vos tentations.
Derobez au Public ces occupations.
Et n'allez point quiter, quoique l'on vous ſomme,
Le nom que dans la cour vous avez d'honete homme,
Pour prendre de la main d'un avide imprimeur;
Celui de ridicule & miſerable auteur.

Dieſe Verſe rührten mich ungemein. Ich fande mich getroffen, und wenn Molliere noch lebte, ſo hätte ich ihn in Verdacht, daß er ſie auf mich gemacht hätte. Ich ſchmiß darüber zornig mein Buch hinweg, und war ſo böſe auf die Eigenliebe, daß ich ſie mit Ungeſtüm von mir ſtieß. Geh Närrin, ſprach ich zu ihr, mit deinem Author; gehe und laſſe dich mit ihm auspfeiffen.

In dieſen Umſtänden war ich, Mein Herr! als ich Ihren überaus höflichen Brief empfieng. Wie viel Danck, wie viel Erkentlichkeit bin ich Ihnen nicht ſchuldig? Ihre Schmeicheleien helfen meiner gepreßten Eigenliebe wieder auf; ſie gewinnet neue Kräfte und ich fühle auf einmahl alle Annehmlichkeiten des Lebens wieder, um welche mich die tadelſüchtige Vernunft gebracht hatte. Ich dachte der Sache beſſer nach und fande daß die Vernunft einem mehr Verdruß als Vergnügen verurſachte.

In der Religion will ſie nichts mehr glauben als was kan bewieſen werden; und indem ſie alles prüfet und unterſuchet, ſo verfällt ſie auf allerhand freigeiſteriſche Gedanken und Ketzereien.

In dem Staat richtet ſie lauter Unwillen an; ſie verweigert das Recht der Macht, und will auch ſo gar die Regenten ihrer Botmäßigkeit unterworfen ſehen.

In den Gerichts-Höfen will ſie die Geſetze und die alt-herkömliche Gebräuche meiſtern, ja ſo gar auch die Proceſſe abgekürzet wiſſen.

In dem Eheſtand ſtiftet ſie zwiſchen Mann und Frau mancherley Widerſpruch und Zwietracht. Und hat dieſe nur ein wenig mehr Witz als der Mann, ſo ſpricht ihr die Vernunft die Herrſchaft zu.

Welchen Lermen macht nicht das gelehrte Volk, seit dem die Vernunft sich zur Entscheiderin ihrer verschiedenen Meynungen und Lehr-Sätzen gemacht hat? der gantze Parnaß ist angefüllt mit Spöttern und critischen Zuchtmeistern, und es wäre schier Noth, man lies alle Pressen und Buchdruckereien ruhen, damit man diesen gefährlichen Leuten nicht in die Hände fallen mögte.

Vor diesem konte ein ehrlicher Mann so schlechte Reimen machen als er wolte, kein Mensch fand sich dadurch beleidiget. Man wurde für einen geistreichen Kopf gehalten, wenn man nur ein Kuchen-Lied zusammen setzen, oder einen trostreichen Roman schreiben konte. Glückselige Zeiten! ihr seyd nicht mehr. Man hat keine Freude mehr heut zu Tag etwas zu schreiben. Man mag sich auch noch so viele Mühe geben. Die Welt ist so boshaftig, daß sie alles nach der Vernunft abzirkeln, und was damit nicht übereinstimt, ihrer Spötterei aussetzt.

Sonst bestund die gantze Gelehrsamkeit in einem guten Gedächtnis, daß man wacker auswendig lernen, und, was man gelesen, fein wieder daher sagen, oder aus zwanzig Büchern das ein und zwanzigste schreiben konte. Nun will man haben, daß die Bücher-Schreiber auch selbst denken und nach der genausten Bestimmung der Vernunft ihre Werke einrichten sollen. Alle diese Dinge gehen fürwahr zu weit.

Solte man der stolzen Vernunft und ihrer noch immer mehr und mehr überhand nehmenden Herrsucht nicht ein wenig Gräntzen vorziehen? Lebet denn der Mensch nicht um vergnügt zu sein? Muß dann die Vernunft immer keifsen und unsre Ruhe stören? Was ist süser als sich seiner Einbildung und seinen Fantasien zu überlassen? Warum soll man doch der Vernunft zu gefallen sich in einen steten Zwang setzen? Wozu dienen ihr scharfes Nachdenken, ihr verdriesliches Uberlegen und ihr unzufriedenes Forschen?

Nein, Mein Herr, glauben Sie mir, die Leute, die sich damit abgeben, sind mit nichten so glücklich als man meynt. Sie verbrechen sich die Köpfe mit allerhand Grillen und Meynungen. Sie wollen alles besser wissen als andre Leute. Sie bekümmern sich um Dinge, die nichts eintragen und sind misvergnügt, daß in der besten Welt noch so viele Thorheiten herrschen. Sie bedenken nicht, daß diese Thorheiten die Widerwärtigkeiten dieses Lebens versüsen, und manche Dinge uns angenehm machen, die sonst einem nothwendig verdrieslich fallen würden.

Ich beginne demnach, Mein Herr! die glückliche Vorzüge der Eigenliebe von neuem wieder einzusehen. Ohne sie genieset man keiner rechten Freude. Man muß sich ja wohl selbst ein wenig gefallen, wenn man anderen zu gefallen sucht.

sucht. Das Mistrauen, welches einem die Vernunft gegen sich selbst einflöset, ist nichts als eine Schwachheit, weil es uns zu allen grossen Unternehmungen ungeschickt macht.

Ich ergebe mich also, Mein Herr, Ihren höflichen Schmeicheleien. Ich will fortfahren zu schreiben, wann auch gleich die Vernunft noch so böse darüber werden solte. Sie werden vielleicht weniger Hochmuth in dieser Endschliesung finden, wobey ich es wage mich ein wenig lächerlich zu machen, als wann ich allzusteif auf meine eingebildete Weisheit halten und mich fürchten wolte, wie andre Menschen zu fehlen und zu irren.

Behalten Sie mich nur immer ein wenig lieb und glauben, daß ich mit wahrer Hochachtung stets sein werde Mein Herr u. s. w.

II.

Von der Rede-Kunst.

Die Natur allein giebt einer jeden Sache das Schöne und Angenehme, welches rühret und gefällt. Die Kunst wirket wohl auf den Verstand; allein so bald sie von der Natur abgehet, so macht sie sich nicht mehr empfinden. Soll demnach die Kunst das Herz bewe-

bewegen, Leidenſchaften erwecken, oder das Gemüth beſänftigen, ſo muß ſie die Kräfte der Natur dabey zu gebrauchen wiſſen. Sie allein vermag nicht viel. Man bewundert ſie und bleibt unbewegt.

Dieſe Betrachtung leitet mich auf die Unterſuchung der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften.

Ich will von der Rede-Kunſt den Anfang machen und zeigen, daß man die Menſchen am wenigſten beredet, je mehr man dabey Künſte brauchet.

❀ ❀ ❀

Die Alten haben wenig Regeln in der Rede-Kunſt gebraucht, ſie haben ſich alles Zwangs und alles Gekünſtels in ihrem Vortrag enthalten. Sie giengen auf die Sache ſelbſt. Wie ein Satz natürlicher Weiſe aus dem andern folgte und die Fragen, die dabey vorkamen, auf die natürlichſte Weiſe ſich auseinander wickelten, ſo ſprachen, ſo ſchloſſen ſie.

Nur Ariſtoteles, der künſtliche Mann, hat die Vernunft durch Regeln gebunden und förmlich denken lernen. Ich bewundere die Geſchicklichkeit dieſes Weltweiſen; ich mag ihm aber nicht folgen: Seine beide Lehrmeiſter Socrates und Plato, haben ſich natürlich ausgedruckt, und

und man verſteht ſie ungleich beſſer. Sie trugen meiſtens ihre Sachen in Fragen und Antworten Geſprächs weiſe vor. Was iſt natürlicher?

Iſocrates, Demoſthenes, Cicero und Plinius, waren die gröſte Redner ihrer Zeit. Sie ſprachen ſchön, weil ſie ſchön dachten, und die Kunſt war bey ihnen die Natur ſelbſt. Alle Worte druckten auch Gedanken aus, und ſie zwangen einen zum Beyfall, wenn man ſie nur anhörte.

Darinn beſtund überhaupt die Beredſamkeit der Griechen und Römer. Es herrſchte bey ihnen eine ſo edle Einfalt, und eine ſolche eindringende Stärke, daß ſie ſich der Aufmerkſamkeit ihrer Zuhörer bemeiſterten, ohne, daß es ſchien, als ob ſie ihrer Denkensart die mindeſte Gewalt thun wolten. Machten ſie von einer Sache einen Abriß, ſo ſchilderten ſie nach dem Leben. Wolten ſie Leidenſchaften erwecken, ſo ſprach alles bey ihnen: Worte, Gebehrden, Geſichtszüge, alles gab einen Eindruck. Wolten ſie Wahrheiten entdecken, oder doch einen darzu bereden, ſo folgten alle ihre Beweis Gründe in einer natürlichen Ordnung aufeinander. Ein Schluß hieng an dem andern, wie die Ringe in einer Kette. Man muſte ihnen zuhören. So viel Worte ſie hervorbrachten, ſo viel Sachen machten ſie auch erkennen. Erzehlten ſie die Geſchichten ihrer Helden, ſo wird man von denſelben

ſelben eingenommen. Man ſchlägt ſich auf ihre Seite; man zittert bey ihrer Gefahr, und freuet ſich, wann ſie ſiegen. Man begleitet ſie bis zum Treffen; man ſtreitet, man ſieget, man triumfiret mit ihnen. Singen ſie von Reitz und Luſt, ſo wird man entzündet; man fühlet die Klagen der Liebe, man liebet ſelbſt.

Der Dido Klag-Geſchrei dringt bis in unſre Bruſt,

Man weinet bey der Glut die ſie verzehren muſt.

Hört man ſie von der Glückſeligkeit der Tugend und von guten Sitten ſprechen, ſo überzeugen ihre Gründe, weil ſie aus der Natur und aus der Erfahrung hergenommen ſind. Man wird gerühret; man empfindet die Annehmlichkeiten der Weisheit, und die Abſcheulichkeit der Laſter: Man wird ſelber Tugendhaft.

Unſere heutige Redekunſt iſt ſehr von dieſer edlen Einfalt und natürlichen Stärke der Alten abgewichen. Ein gekünſtelter, gezwungener und übertriebener Geſchmack hat ſie verdorben. Wir ſind auf ein weitſchweiffendes Wörter-Spiel gerathen; wir haben uns von der Natur, welche allein rühren und gefallen kan, allzuweit entfernet. Wahrheit und Erkentnis leiden darunter. Der Verſtand, an ſtatt dadurch gereitzet zu werden, wird ſchläfrig, müde und verdrieslich.

lich. Er fühlet die Arbeit desjenigen, welcher redet, und ſeine eigene, um das zu verſtehen was er höret; an ſtatt daß ihn ſolches rühren und beluſtigen ſolte. Es fehlt an Feuer, an Geiſt, an Anmuth, um die Worte, wann ſie auch noch ſo auserleſen ſind, zu beleben und natürlich zu verſchönern.

Wir ſuchen künſtlich zu ſein wo wir deutlich ſein ſolten, und verwirren die Gedanken, wo wir nur einfältig darauf ſinnen ſolten ſie zu erklären. Wir gebrauchen Formen und Figuren mit ſchwülſtigen Redensarten um eine Sache künſtlich vorzuſtellen und tiefſinnig zu verwirren.

Ich habe mich im Franzöſiſchen folgendergeſtalt darüber erkläret: Il s'en faut beaucoup que nous aïons encore cet art de toucher & de perſuader. La plupart de nos diſcours ſont ſecs & foibles. Il n'y a ni feu qui anime, ni eloquence qui touche. Le genie, les ſentimens, ſur tout cette aimable naiveté des Anciens, y manquent. Les conſtructions tortues, les periodes chargées d'un verbiage afreux, les parentheſes, les antitheſes, les periphraſes, les combinaiſons des paragraphes, les termes de l'art, les figures, les tropes, le haut ſtile, le faux ſublime: Tout cela brouille l'attention d'un homme qui ne cherche que verité & que ſentimens. *

In

* Lettres curieuſes T. I. p. 129.

In Franckreich ſchreibet man leicht, artig und höflich; allein man treibt in dieſer Sprache auch öfters die Höflichkeit ſo weit, daß ſie an vielen Stellen faſt gar nichts bedeutet: wie z. E. Wann ſie zu allem ſetzen: J'ai l'honneur, ich habe die Ehre; ich bin euer unterthäniger und gehorſamſter Diener. Dieſe Worte gebrauchen die Franzoſen und wir Teutſchen, ihre Affen, ſie mögen ſich ſchicken oder nicht. Die Engelländer ſchreiben vernünftig, frey und ſcharfſinnig; allein nicht ſo flieſend und nicht ſo ſinnreich wie die Franzoſen. Die Italiäner haben in ihrer Schreibart etwas überaus zärtliches und ſchmeichelhaftes, das ſowohl die Ohren entzücket als das Gemüt rege macht, allein ſie ſpielen zu ſehr ſehr mit ihren Worten: und die Natur leidet durch ihre allzugekünſtelte Zierrathen einen Zwang der ihr unerträglich iſt; ja, ſie wird gleichſam heßlich, weil man ſie gar zu ſchön machen will.

Unſere teutſche Sprache hat mehr Vorzüge als wir ſelber wiſſen. Man hat bisher Mühe gehabt ſolche von denen ausländiſchen Redensarten zu reinigen; und man hat durch geſchickte Überſetzungen aus anderen Sprachen ihren Reichthum erſtlich erkennen lernen. Nur mögte ich wünſchen, daß wir uns nicht länger auf den ſchwindligen Höhen verſteigen und die Schönheiten darauf vergebens ſuchten. Alſo iſt z. E. die Schreibart in Wien noch überaus hoch. Die Perioden werden daſelbſt mit unleidlicher

Mühe

Mühe zuſammen aepropfet; an ſtatt einer jeden Sache ihren vollſtändigen Sinn, durch einen beſondern Abſchnitt, zu geben. Nichts macht das Leſen verdrieslicher und die Begriffe ſchwerer und dunckeler. Dargegen kan man die neuere Staats-Schriften, welche an dieſem Hof den Herrn von Bartenſtein zum Verfaſſer haben, nicht ohne Vergnügen leſen. Ich finde darin eine gewiſſe Stärke, die man fühlet und welche allen politiſchen Handlungen das nöthige Anſehen der Gerechtigkeit giebt, worauf es hauptſächlich in ſolchen Schriften ankomt.

Unſer teutſcher Cantzley-Stil iſt durch die Nachahmung des wieneriſchen ſehr gezwungen und hochtrabend worden; Die Rechts-Gelehrten haben ſolchen mit ihren Titeln, Formalien, und beſondern Redensarten gar verdorben. Ich begnüge mich insgemein von einem Bogen ſolcher Schriften nur zwey oder drey Zeilen zu leſen, welche die Sache betreffen. Das übrige ſind bloſe Worte, die niemand nutzen als den Abſchreibern.

Es iſt eine wahre Pedanterey unter unſern Staats- und Rechts-Gelehrten, daß ſie ſich mit ſo vielen eitlen Formalien und lächerlichen Titulaturen aufhalten, und dadurch die Ausfertigung der Geſchäften weitläuftig und beſchwerlich machen. Hier werden die Ehrenwörter und Redensarten nicht minder künſtlich abgepaßt als bey den Regenten des kleinen Volks

in den Schulen. Die Superlativa müſſen hier ſtets gebraucht und wiederholet werden; nicht anders als ob die Rechte ſelbſt darunter litten.

Man beginnet dieſen lächerlichen Zwang an einigen teutſchen Höfen, inſonderheit zu Berlin von Tag zu Tag mehr zu erkennen und denen Ausfertigungen aus den Cantzleyen ein leichteres und natürlicheres Weſen zu geben. Man bedienet ſich in den Geſchäften und Staats-Schriften theils der frantzöſiſchen Sprache, weil man dabey der unnöthigen und übertriebenen Titulaturen nicht gebrauchet; theils aber muſtert man unſere teutſche Sprache immer mehr und mehr nach frantzöſiſcher Art und vermeidet darin alles weitläuftige und hochtrabende Weſen.

Ich weis nicht was uns noch hindert auch die gewöhnliche frantzöſiſche Aufſchrift auf unſern Briefen teutſch zu geben. Warum bedienen wir uns einer fremden Sprache, da doch unſre eigne ſo vollſtändig reich, und nachdrücklich iſt als die Frantzöſiſche immer ſein mag?

Die viele Ehren-Wörter von Hoch-Edel, Wohlgeboren, Hoch-Edel und Hoch-Wohlgeboren ſolten wir entweder gar abſchaffen, oder doch wenigſtens dem Sinn nach alſo beſtimmen, daß ſie nicht mehr ſo thöricht wie bisher könten übertrieben werden. Alſo ſolte man,

wie

wie es noch vor hundert Jahren gebräuchlich war, niemand edel nennen, als der wirklich den Adel führte. Nun heißt alles Hoch-Edel, Wohlgebohren und Hoch-Wohlgebohren. Ja wir treiben die Narrheit der Titel noch immer weiter, so, daß sie endlich gar nichts mehr bedeuten werden. Wie der Titel Illustrissimo Signor, welche die Höflichkeit der Italiäner so gemein gemacht, daß er gar nichts mehr heisset. Wann werden wir doch endlich einmahl wieder zu der vernünftigen Einfalt unserer Sprache und Redekunst, sowohl als in unsern Sitten und Handlungen, zurück kehren; mithin, einer jeden Sache diejenige Benennung geben, die ihr natürlicher Weise zukomt? Wann werden wir dadurch sowohl die Ehre der Wahrheit und der Aufrichtigkeit, als die vorzügliche Eigenschaften unserer Sprache retten?

Wir folgen denen Franzosen in ihren Narrheiten, warum suchen wir ihnen nicht vielmehr in dem was sie schönes und gutes haben, nachzuahmen? Ihre Schreibart ist natürlich; sie erzeigen ihrem König und ihren Grosen alle gezimende Ehrerbietung; Allein, sie thun solches ohne Niederträchtigkeit und schwülstige Titel. In ihren Schriften und Briefen wiederholen sie nicht beständig gantze Zeilen von Titulaturen, wie wir Teutschen solches nicht ohne Auslachenswürdigkeit zu thun pflegen.

Als ich vormahls die Prinzeßin von Heſſen-Rothenburg als Braut des damahligen Cron-Printzens und jetzigen Königs von Sardinien begleitete, und der König gern die teutſche Briefe, die wir von der Braut Vater und anderen hohen Höfen mitgebracht hatten, in ihren eignen Ausdrücken verſtehen wolte, erſuchte man mich, ſolche ins franzöſiſche, ſo viel es ſich thun lies, von Wort zu Wort zu überſetzen. Solches war eine luſtige Arbeit für mich; und doch waren dieſe Briefe lang nicht ſo gezwungen, als man ſie ſonſt in dergleichen Gelegenheiten zu ſchreiben pflegt. Der König las meine Uberſetzung, lächelte darüber und bewunderte nicht wenig die Höflichkeit unſerer teutſchen Schreibart.

Ich ſahe bey dieſer Gelegenheit wie unumgänglich nöthig es ſey, entweder die lateiniſche oder franzöſiſche Sprache in Behandlung auswärtiger Geſchäfte zu gebrauchen. Was ſollen die alberne Titel-Gepränge und die Rieſenmäſige Perioden, die den Leſern Kopfweh und den Verfaſſern die Hypochondrie verurſachen?

Es iſt noch nicht lang, daß ich in einer rechtsgelehrten Abhandlung folgende Wörter am Ende eines zwanzig Zeilen langen Perioden wunderbar zuſammen geſezt fande: Abſtammen ſolten, herſtamt und ziehet, gekommen und gerathen haben. Hier galt es bey dem Leſer um eine gute Auslegungs-Kunſt, einem jeden

von

von diesen Schluß-Wörtern, ihren gehörigen Zusammenhang in den vorhergehenden Zeilen anzuweisen.

Der muntere Engelländer Schwift hat demnach wohl Ursache unsere Zeiten zu belachen, weil sie so sehr in das Barbos und in die Kunst zu Kriechen verliebet ist. Dieser Geschmack hat uns zur Niederträchtigkeit und zur Knechtschaft gewöhnet. Die Herrschaft und die Tyranney haben dadurch die Macht bekommen sich allenthalben über solche sclavische Seelen auszubreiten. Man hat Wörter und Redensarten erdacht, und derselben Gebrauch eingeführet, welche eine unbeschränckte Unterthänigkeit anzeigen. Die Mächtigen haben sich dadurch eine Art des Rechts erworben, diejenige zu unterdrucken, die ihrer Gewalt sich nicht wiedersetzen konten. Geflissen, treu, gehorsam, unterthänig war noch nicht genug. Die Regenten muften allergnädigst, und wir allerunterthänigst heissen. Pflicht, Menschen-Liebe, Leutseligkeit giengen auf solche Weise mit der burgerlichen Freiheit verlohren. Wir machten endlich unsere Fürsten zu eigenthümlichen Herrn der Länder und Völker, uns selbst aber zu leibeignen Knechten; Unsere Blöde und eigennützige Gemüths-Art verfiel auf weibische Schmeicheleien, und entzog uns alle männliche Empfindung. Wir verehren so gar die weibliche Geschöpfe als Gottheiten, und setzen uns bey nahe ihnen zu gefallen, mit den Liebhabern der

Penelope, an den Spinnrocken. Was Wunder! daß dieses so hochmüthige als schwache Geschlecht sich derjenigen Herrschaft bedienet, die ihnen unsre Thorheit und Niederträchtigkeit freiwillig einräumet. Sind dieses nicht sehr abgeschmackte Verdemüthigungen, welche aus der übelangebrachten Rede-Kunst, womit wir beides dem Frauen-Volk als dem Regenten zu schmeicheln gewohnt sind, herrühren?

Laßt uns doch ein wenig besser die Hoheit unsrer Natur und die edle Vorzüge der männlichen Freiheit einsehen lernen. Ein erhabener Muth, nebst den weisen Betrachtungen der Ordnung und der Tugend werden uns weitwürdigere Gesinnungen einflösen. Wir werden die Rechte der Menschen und die Glückseligkeit der bürgerlichen Gesellschaft erkennen. Unsere Fürsten werden sich schämen unsere Tyrannen zu sein. Sie werden die Laster strafen, die Unschuld schützen und die Verdienste belohnen. Wir werden das Verderben des Staats bejammern, närrisch übertriebene Titel meiden und alle unsre Beredsamkeit dahin anzuwenden trachten, um durch edle Empfindungen und natürliche Redensarten die Ordnung und die Gerechtigkeit in allen Ständen wieder herzustellen. Sehet hier den würdigsten Gebrauch vernünftiger Geschöpfe und rechtschaffener Redner.

Nachdem ich nun den Misbrauch, so wohl als den wahren Endzweck unsrer Rede-Kunst gezeiget habe, so lasset uns nun ferner die Regeln derselben noch etwas genauer untersuchen, damit wir auch die glükselige Wirkungen davon empfinden mögen.

Ich habe bereits oben erwiesen, daß die beste Regeln der Rede-Kunst von der einfältigen Natur müssen hergenommen werden. Die Natur aber leidet nichts als Wahrheit, denn sie ist die Wahrheit selbst. Darum sagt auch die heilige Schrift: GOtt habe den Menschen aufrichtig geschaffen; das ist, ohne Falsch, ohne Verstellung, ohne Lügen; derselbe aber hätte Künste gesucht, das ist: er verlies die Einfalt der Natur und das aufrichtige unschuldige Wesen, vermög dessen er ein Spiegel der Wahrheit und ein Ebenbild GOttes war.

Die Natur lehret uns also nichts als Wahrheit reden. Je schöner wir nun diese beschreiben, erklären und ausdruken können, destomehr gefällt dieselbe. Die Lügen selbst müssen deswegen den Schein der Wahrheit borgen, weil sie als Lügen nicht gefallen noch bereden können. Deswegen muß auch so gar in den Fabeln und Gedichten die Wahrscheinlichkeit beobachtet werden.

Eine wahre Rede-Kunſt muß demnach eine genaue Aehnlichkeit mit der Sache haben, welche ſie vorſtellig machen will. Sie muß von einer lebhaften Einbildungs-Kraft herrühren, und eben einen ſo reichen Wörter-Schatz ſtets im Vorrath haben, die Gedancken die man ausdrucken will, darin würdig einzukleiden. Sie darf ſich deswegen in einem Vortrag an keine gezwungene Regeln binden; ſondern das Schöne und das Rührende Anbringen, wo es natürlich iſt und der Gedanke von ſich ſelbſt darzu mit einflieſet. Doch muß man auch dabey alle mögliche Behutſamkeit gebrauchen, die Sachen nicht ſo verwirrt untereinander zu mengen, daß die Deutlichkeit und die natürliche Ordnung, des Vortrags darunter leiden mögte. Dann die Deutlichkeit und eine ordentliche Vorſtellung lebhafter Begriffe, iſt die Seele der Rede-Kunſt.

Wir bewundern öfters die geläufige Zunge eines Weibes; ſie entzücket durch ihre Lebhaftigkeit; ſie rühret durch die Vorſtellungen eines Affects, der ſie beweget. Ihre Bilder, ihre Gleichniſſe, ihre Redensarten, ihre Gebehrden, alles ſpricht, alles reizt, alles macht uns aufmerkſam; und gleichwohl verſtehet ſie weder Tropen, noch Figuren. Ihre Logic iſt ſo natürlich als ihre Rhetorie: ſie macht Schlüſſe, ſie zieht Folgen, ſie findet Beweisthümer; kurz ſie überredet und weis gleichwohl nichts von den künſtlichen Schul-Regeln, noch von dem berühm-

rühmten Krieg der Nominaliſten und Realiſten, wo der Doctor Subtil, und der Doctor Unüberwindlich einen ſolchen erſchrecklichen Lermen unter dem Volck der Gelehrten machte, daß Ludwig der XI. ſie durch ein Majeſtäts-Edict auseinander bringen muſte.

Laſſet uns demnach einmahl den albern Galimathias abſchaffen. Nichts, ich muß es wiederholen, nichts kan in der Rede-Kunſt gefallen als die Natur. Laſſet uns beredt ſein um verſtanden zu werden. Derjenige iſt der beſte Redner der rühren und überzeugen kan. Die Leidenſchaften und Empfindungen haben eine natürliche Beredſamkeit die eindringend iſt; eine künſtlich durchſtudirte Rede, aber die kein Feuer, kein Geiſt, und kein Witz belebet, läſſet uns kaltſinnig und unbeweget.

Die Beredſamkeit an und für ſich ſelbſt iſt eine Gabe der Natur, ſie allein formiret ſich ihre Regeln und haſſet deswegen alle geborgte Zierraten. Sie ſpricht, weil ſie uns dencken lehrt, und wir dencken weil wir Empfindungen haben, die ſich auszudrucken ſuchen.

Die Ausdrücke lehret die Sprach-Kunſt, Dieſes iſt die einzige Wiſſenſchaft welche ſie lernen muß. Hierin muß ſie rein, zierlich, flieſend, leicht, angenehm und prächtig ſein, nachdem es die Umſtände des Vortrags mit ſich brin-

gen. Man muß zu dieſem Endzweck die beſte Schrift-Steller leſen.

Die gute Bücher ſind mehr bekant als die ſchlechten. Ein allgemeiner Beyfall hat jene von dieſen allzumerklich unterſchieden. Es herrſchet zwar zu allen Zeiten ein verdorbener Geſchmack; Allein die Nachkommen ſind unſre Richter, und der Werth derjenigen Schriften die durch einen langen Lauf der Zeiten und durch vielerley Völker ihren Ruhm zu erhalten wiſſen, muß nothwendig etwas vorzügliches haben. Unterdeſſen, daß mittelmäſſige Scribenten ihr Anſehen kaum bis auf ein viertel Jahr hundert fort treiben, und die ſchlechten ſchon bey ihrer Geburt ihr Grab finden.

Man muß alſo die beſte Muſter wehlen: nicht allein um edel dencken zu lernen, ſondern auch um unſre Gedancken mit einer reitzenden Stärcke und Zierlichkeit auszudrücken. Hier müſſen wir Gedancken und Wörter unabläſſig mit einander verbinden; dann eines ohne das andre kan unmöglich ſchön ſein.

Man raumet einem Schrift-Steller den man widerlegen will, allzuviel ein, wenn man ſeine Schreib-Art für ſchön und reitzend angiebt; denn ich bitte, man ſage mir doch, worinn beſtehet dann eigentlich eine ſchöne Schreib-Art? Sind nicht die Gedancken das Nothwendige und das Weſentliche? Die Wörter haben ja

an

an und für ſich ſelbſt keine Schönheit als die ſie von der Artigkeit und Scharfſinnigkeit der Gedancken erhalten: Um ſchön zu ſchreiben muß man alſo nothwendig ſchön dencken. Man ſetze die allerſchönſte Wörter in den prächtigen Wohllaut nacheinander, ohne ſie durch Witz und Verſtand zu beleben, wird man wohl ſagen, daß es eine ſchöne Schreib-Art ſey? Ich ſage noch mehr: die Schreib-Art, iſt alsdann nur ſchön, wann die Richtigkeit und Schönheit der Gedancken ſich durch gleichförmige Worte und Redensarten auszudrucken weis. Dann eben die Gedancken ſind es die in den Worten gefallen, ſonſt wären ſie todte Buchſtaben.

Laſſet uns nun von den Muſtern und Exempeln reden, deren wir uns zum Behuf der natürlichen Beredſamkeit mit Vortheil bedienen können. Solche finden wir vornehmlich in den älteſten Schriften, welche ſogar der gröſte Theil von der Welt Alter durch die alles zerſtörende Zeit noch nicht von dem Erdboden vertilget hat. Ich will hier nicht von den Dichtern reden, welche durch den künſtlichen Klang, der Wörter und des Silben-Maaſes, die Rede-Kunſt theils verbeſſert, theils verdorben haben. Ich werde ihnen eine eigne Abhandlung wiedmen.

Unter den Griechen, die ich leider nur in ihrer Uberſetzung leſen kan, gefällt mir der Sic. Dio-

Diodor, Herodot, Polyb, Thucydid, Xenophon; vor allen aber der unvergleichliche Plutarch. Er iſt der erſte Meiſter die Helden zu ſchildern.

Unter den Lateinern haben als Geſchichtſchreiber Livius und Quintilian ſich viel Ruhm erworben.

Julius Ceſar ſchreibt flieſend und natürlich. Man erkennet an ihm einen Kriegsmann und einen Heerführer. Tacitus iſt durchgehends in ſeiner Schreibart erhaben, kurtz, ſcharfſinnig und hinterläßt ſeinem Leſer mehr zu dencken als er ihm zu ſagen ſcheinet. Allein, dergleichen groſe Geiſter können nur von ihres gleichen wohl verſtanden werden. Sueton, Plin, Salluſt, Macrob, Apulee, Athenæus, Gellius, Flor, C. Nepos, welche Leute! welche geſchickte Federn!

Was ſag ich von den alten Weltweiſen! wie ſchön, wie nachdrücklich, wie tiefſinnig haben ſie ihre Gedancken wiſſen vorzutragen? Wem gefallen nicht die Schriften eines Plato, eines Cicero, des zweyten Plins? und des Seneca.

Sehet hier eine Stelle aus dem letztern, welche auch in dem Mund eines Chriſten ſchön lauten würde.

» Keine äuſerliche Dinge können GOtt nö-
» thigen: Sein Wille iſt allen Dingen ein Ge-
» den-

» ſetz. Was er ordnet, kan nicht geändert wer-
» den und die Geſetze können nichts anders ord-
» nen als was ſie ordnen: Es reuet alſo GOtt
» niemahl was er beſchloſſen hat. Es iſt bey
» ihm keine Veränderung oder Schwachheit
» von Neigungen. Er widerſpricht ſich nicht
» ſelbſt. Seine Endſchlieſungen ſind immer
» dieſelbe, nicht deswegen weil er nicht ſolche
» ändern kan, ſondern weil er nicht irret und
» immer das beſte beſchlieſet.

» GOtt iſt bey dir und in dir. Es wohnet
» in uns ein göttlicher Geiſt, der ſowohl das Gu-
» te als das Böſe in uns beobachtet. Wie wir
» uns gegen ihn verhalten, ſo verhält er ſich wie-
» der gegen uns. Es iſt kein ehrlicher Mann
» ohne GOtt. Er haftet an ſeinem Urſprung.
» So wie die Strahlen der Sonne den Erd-
» boden berühren, aber da nur ihren Urſprung
» haben von wannen ſie kommen, ſo erkennen
» wir auch in uns einen groſen und göttlichen
» Geiſt, der zu uns hernieder komt, um uns
» mit dem was göttlich iſt zu vereinigen. Alſo
» theilet ſich GOTT uns mit, ob er gleich auf
» ſeinem Urſprung haften bleibet.

» Man leide grosmüthig was nicht zu än-
» dern iſt und folge GOtt ohne Murren, weil
» er alles regieret. Das iſt ein ſchlechter Kriegs-
» mann der ſeinem Oberſten mit Zittern und
» mit Seufzen folget.

In den Briefen des Cicero fällt mir von ungefär derjenige in die Hand, welchen er an ſeine Frau geſchrieben hat; er iſt all zu ſchön, als daß ich ihn nicht nach einer freien Uberſezung hiermit beyfügen ſolte.

Meine liebe Terenzia!

» So viel ich von dem allgemeinen Gericht
» vernehme, ſo erträgſt du deine Wiederwärtig-
» keiten mit einer bewundernswürdigen Tugend
» und Standhaftigkeit. Wie unglückſelig bin
» ich nicht, daß ich Schuld an dem vielen Lei-
» den einer Frauen bin, die ſo großmüthig als
» liebenswürdig iſt. Meine liebe Tullia, die
» ihrem Vater eine ſo groſe Freude gemacht hat,
» empfänget nun von ſeinetwegen nichts als die
» lebhafteſte Urſachen ſich zu betrüben. Und
» was ſoll ich von unſerm jungen Cicero ſagen?
» der nur beginnet zu verſtändigen Jahren zu
» kommen, als um deſto mehr zu leiden. Kä-
» me uns alles dieſes von der Hand der All-
» macht, wie du ſchreibeſt, ſo würde ich mich
» damit noch zu tröſten wiſſen. Allein ſo bin ich
» ſelber Schuld daran. Ich ſchmeichelte mir
» von gewiſſen Leuten geliebet zu ſein, die mei-
» ne Feinde waren, und ich entzoge mich im Ge-
» gentheil denenjenigen die es gut mit mir mein-
» ten. Ach! hätte ich doch nur deinem guten
» Rath gehör gegeben, an ſtatt unweiſen und
» unglücklichen Freunden zu folgen. Wie ver-
» gnügt wären wir jezt! Jedoch weil unſre

» Freun-

» Freunde mir rathen gutes Muths zu ſein,
» und zu hoffen, ſo will ich meiner Geſundheit
» wahr nehmen, und ihren Anſchlägen nicht entge-
» gen zu ſein. Ich begreiffe nun wohl, daß es
» leichter ſey zu Haus zu bleiben, als wieder da-
» hin zurück zu kehren. . . . Ach möchte ich
» doch den glücklichen Tag erleben, mich wie-
» der in deinen Armen zu ſehen! Ach möchte
» ich dich, oder vielmehr mich ſelbſt in dir wie-
» der finden, ſo würde ich dadurch die Früchte
» ſo wohl deiner als meiner Treue genieſen.
» Nichts übertrift die Höflichkeit, die Tugend
» und die Freundſchaft des Piſo für uns. Ich
» wünſchte nichts mehr als daß ihm ſolche auch
» ſo viel Vergnügen verſchaffen mögte, als ſie
» ſeinen Ruhm vermehren. . . . Was du von
» dem Verkauf der Güter meldeſt, ſchneidet
» mir Wunden ins Herz: Was wird uns dann,
» ich bitte dich, noch überbleiben? Wie wird
» es unſerm armen Sohn ergehen? Ich kan
» nichts weiter ſagen: Meine Thränen werden
» die deinigen heraus preſſen. Wenn unſre
» Freunde uns helfen wolten, ſo würde es uns
» an Geld nicht mangeln; wollen ſie uns aber
» nicht helfen, ſo wirſt du mit deinem Geld auch
» nichts ausrichten. Beraube demnach nicht,
» ich bitte dich, das arme Kind des wenigen, ſo
» ihm allein noch könte übrig bleiben. Will er
» in der Welt ſich dermahleins fortbringen, ſo
» muß er ein wenig Tugend und ein wenig Geld
» haben.

Laſſet

Laſſet uns, um den Geſchmack des Plins zu zeigen, auch ein kleines Muſter von ſeiner Schreibart hier mit beyfügen. Der Brief findet ſich im IX. Buch und lautet folgender Geſtalt:

„ Einer meiner Freunden beſtrafte ſeinen „ Sohn, weil er ihm ein wenig zu viel Geld „ auf Pferde und Hunde verwendet hatte. Als „ der arme junge Menſch darauf aus dem Zim„ mer gieng, fragte ich den Vater, ob er in „ ſeiner Jugend nicht auch dasjenige gethan „ hätte, was er jetzo an ſeinem Sohn auszuſe„ tzen find. Ja wohl, antwortete derſelbe. „ Wie dann, fuhre ich fort, würde dir zu Muth „ ſein, wenn du jetzt Sohn, der Sohn aber „ Vater wäre, und müſteſt dich auf gleiche Art „ von ihm ausſchelten laſſen? Fehlen dann die „ Menſchen nicht zuweilen? der eine hier der „ andre darin. Laſſet uns deswegen nicht all„ zuſtrenge ſein. Die väterliche Liebe will, daß „ du deinem Sohn nicht mit zu vieler Härte be„ gegneſt. Gedencke daß er jung iſt, und daß „ du es auch geweſen biſt; erinnere dich alſo, „ daß, ob du gleich jetzo Vater biſt, du gleich„ wohl auch noch ein Menſch, und was noch „ mehr der Vater eines Menſchen biſt.

Unter denen neuern Schrift-Stellern kan man wohl das erſte Lob der Beredſamkeit dem berühmten Herrn von Fenelon, Ertz-Biſchoffen von Cambray nicht abſprechen. Dieſer groſe Prelat hat ſo wohl in der erhabenen als einfältigen

tigen Schreibart eine gleiche Stärke erwieſen. Was iſt erhabner als ſein Telemach? was iſt einfältiger als ſeine Briefe? Alles iſt darin natürlich und reich an ſchönen Gedancken und groſen Empfindungen. Man ſiehet, daß er dasjenige wircklich fühlet was erſchreibt; wie Quintilianus ſagt: Pectus eſt quod diſertum fuit. Er hatte nicht nöthig die Wörter und Redens-Arten weit herzuhohlen; ſie fanden ſich bey ſeinen Gedancken, er dorfte ſie nur niederſchreiben. Die Übereinſtimmung eines ſcharffen Witzes mit den edlen Empfindungen eines guten Hertzens machten ihn zu einem vollkommenen Redner. Man bewunderte ſeine Art zu dencken ſo ſehr als ſeine Tugend.

Die Beredſamkeit iſt nicht allein darin groß und vortreflich wann ſie mahlet, und die Natur in ihren verſchiedenen Wunckſamkeiten lebhaft abzuſchildern weiß; ſondern ſie iſt ſolches noch vielmehr darinn, wann ſie auch die tiefſinnigſten Betrachtungen unſeres Verſtandes, die von allen äuſerlichen Bildern und Vorwürfen abgezogen ſind, deutlich kan zu erkennen geben. Niemand ſchreibet deswegen dunckler als die Methaphyſicker und Myſticker.

Ich will hier eine Probe geben, wie der Herr von Fenelon über dergleichen Materien ſich zu erklären pflegt. Man wird hier beydes ſeine Rede-Kunſt als ſeine Scharfſinnigkeit bewundern.

„ Wie ſolte GOtt, ſpricht er, dasjenige „ nicht wiſſen was er in uns thut? Wie könte „ er gleichgültig über das Böſe ſein, ſo nur al„ lein dadurch geſchiehet, weil man ihm inner„ lich wiederſtrebet, und über das Gute ſo er „ in uns thut, nachdem es ihm gefällt? Dieſe „ Aufmerkſamkeit koſtet ihm nichts. So bald „ ſie aufhören würde, ſo würde kein Geſchöpfe „ mehr ſein; alles müſte umkommen. O wie „ wenig kennen die Menſchen die Allmacht! ſie „ bilden ſich ein, daß es GOtt beſchwerlich fal„ len müſte aller Orten zugleich aufmerkſam „ und wirkſam zu ſein. Das Feuer brennet al„ lenthalben, wo es iſt, man müſte es auslö„ ſchen und vertilgen wo es nicht brennen ſolte; „ ſo wirkend und verzehrend iſt ſolches nach ſei„ ner Art. Alſo iſt auch in GOtt lauter Wirk„ ſamkeit, Bewegung und Leben. Er iſt ein „ verzehrend Feuer; allenthalben wo er iſt, da „ thut er alles, und wie er allenthalben iſt, ſo „ thut er auch alles an allen Orten. Er iſt be„ ſtändig fort in einer Schöpfung begriffen, „ welche unaufhörlich in jedem Augenblick und „ in einen jeden Cörper fortgehet und erneuert „ wird. Er ſchaft nicht minder in einem jeden „ Augenblick alle freie und verſtändige Geſchöpfe. „ Er giebt ihnen die Vernunft, den Willen „ und den guten Willen, die verſchiedene Arten „ des Willens der dem ſeinigen gleichförmig iſt: „ denn er giebt wie Paulus ſagt: Beides das „ Wollen und das Thun. *

In-

* Geiſtlichen Schriften p. 81.

Indeme ich dieſes ſchreibe, fällt mir noch folgendes kleine Sendſchreiben von ihm in die Hände, welches er an die Frau von Lambert über den Todt des Printzens von Bourgogne, ſeinen Züchtling, geſchrieben hatte. Der gantze Brief beſtehet aus vier Zeilen.

» GOttes Gedancken ſind nicht der Men-
» ſchen Gedancken. Er zerſtöret, er macht zu
» nichte was Augenſcheinlich zu ſeiner Ehre ge-
» ſchaffen war. Er beſtrafet uns; wir verdie-
» nen es. Ich verharre zeit Lebens mit Ehrer-
» bietung und dem aufrichtigſten Eifer u. ſ. w.

Kan man in ſo wenig Worten mehr Gedancken und mehr Empfindungen ausdrücken? Dieſe Kunſt war dieſem groſen Geiſt ſo eigen, daß er darin nicht nachzuahmen ſcheinet. Doch wie man ſich immer die beſte Schriften zum Muſter wehlen ſoll, ſo muß man ſich auch hier nicht abſchrecken laſſen, ſolches zu wagen?

So viel Mühe wir Teutſchen uns auch geben unſre Rede-Kunſt empor zu bringen, ſo will es uns damit doch noch nicht recht glücken. Einige wollen die Schuld auf unſre Sprache legen: allein ich nehme die Freiheit ihnen zu ſagen, daß ſie die Stärke davon nicht genugſam kennen. Es iſt unſer Fehler, daß wir von dem ſchönen Einfältigen noch zu weit abgehen, und im Gegentheil, wenn wir erhaben ſchreiben, unſre Scharf-

ſinnigkeit übertreiben, unſre Abſchnitte zu voll propfen und in das Schwülſtige verfallen. Folgende Probe mag hier dem Leſer zur Prüfung einer moraliſchen Schreibart dienen:

» Wie wenig bedarf ein Weiſer um glücklich
» zu ſein; und wie viel müſte ein Reicher ent-
» behren um ſo glücklich zu werden. Ein Wei-
» ſer kan das nöthige erwerben, und das über-
» flüßige entbehren. Seine Güter ſind ihm ei-
» gen, und die Quelle woraus ſie flieſen, verſei-
» get nie; ſie haben ihren Urſprung in GOtt.
» Groſe Güter erlangt man ſelten ohne Gefahr,
» man beſitzt ſie nie ohne Unruhe, und verlieret
» ſolche allezeit mit Verdruß. Ein wahres
» Gut beruhiget das Herz, tödtet die Leiden-
» ſchaften und vereiniget unſre Triebe mit GOtt
» als dem höchſten Gut. Die Freiheit, die
» Geſundheit und ein vergnügter Muth, ſind
» unſre gröſte Güter, und dennoch achtet man
» ſie am wenigſten. Man macht ſich damit
» nicht gros, und iſt doch niemahls kleiner als
» wann ſie uns fehlen. Man iſt übel daran
» wenn man arm iſt, und iſt doch eben ſo wenig
» vergnügt wenn man reich iſt.

Eine Probe von der ſchildernden Schreibart mag dieſe ſein:

» Die Sonne war bereits hinter dem Ge-
» birge. Ein lieblich falbes Grau ſchimmerte
» auf den unbegränzten Tiefen des Ocean.

» Auf

» Auf dem Land war es finster. Doch glänzte
» noch auf den Gipfeln der Berge ein goldnes
» mit Purpur vermengtes Licht, welches seine
» Klarheit längst dem Horizont ausbreitete.
» Es wurde Nacht. Die Sterne loderten mit
» einem funkelnden Schein. Der Mond stieg
» als eine feurige Kugel aus dem weiten Busen
» des Meers, und warf seine auf den Fluten
» spielende Stralen in einer schiessenden Länge
» bis an das Ufer.

Dergleichen Schildereien fallen leicht ins Gesicht, sie sind aber schwer zu verfertigen: und doch besteht die ganze Kunst darin, die Natur zu bilden, und die Kunst dabey nicht merken zu lassen. * In den Uebersetzungen haben wir dieses zu beobachten, daß wir uns mehr an den Sinn als an die Worte binden: dann eine jede Sprache hat ihre eigne Schönheiten, die, wenn man sie in eine andre Sprache übersetzet, aufhören Schönheiten zu sein, ja öfters gar al-

* Wer einige Proben von der teutschen Beredsamkeit zusammen lesen will, der findet solche in des berühmten Herrn Canzler Estors Sammlung einer wahren und ächten juristischen Schreibart, welches schon zum andernmahl in Marburg ist aufgeleget worden. Die Ehre die derselbe mir darin erwiesen, einige von meinen kleinen Aufsätzen mit anzuführen, muntert mich nicht wenig auf der teutschen Sprache fernerhin mich anzunehmen: damit ich eines so grosen Kenners Beyfall mich nicht unwürdig machen möge.

ber und abgeschmackt klingen. Man muß einem Schrift-Steller den man übersetzet, eben diejenige Stärke und Annehmlichkeit des Vortrags geben, den er in seiner eignen Sprache hat, sonst schändet man ihn und seine Schrift. Findet man bey ihm Wörter und Ausdrücke die sich auch in unserer Sprache geben lassen, so ist es desto besser; aber gezwungen und fremd müssen sie nicht lauten.

Einer unsrer Gelehrten, Namens Schmidt, der unlängst verstorben ist, hat es gewagt, uns Deutschen eine freie Uebersetzung der fünf Bücher Moses zu geben; allein er ist darüber aufs äusserste verfolget worden; und gleichwohl hatte der Mann eine gute und nützliche Arbeit unternommen. Wir würden nicht mehr um Worte zancken, wann man in den heiligen Schriften mehr auf den Sinn des Geistes als auf die todte Buchstaben sehen solte.

Doch müssen wir uns auch hier nicht zu vieler Freiheit gebrauchen, sondern in Sachen die hauptsächlich auf den Sinn gewisser Wörter ankommen, nicht leichtsinnig damit umspielen; denn darzu sind die Wörter, daß sie den Sinn einer Sache sollen ausdrucken, um aller Zweydeutigkeit und Dunckelheit davon vorzukommen.

III.

III.

Von der Verbeſſerung der teutſchen Sprache und Rechtſchreiberey.

Man hat ſich ſeit einiger Zeit ſehr befliſſen, nicht nur unſre Sprache von den vielen ausländiſchen Wörtern zu reinigen, ſondern auch eine neue Rechtſchreiberey einzuführen. So wohl uns das erſte geglückt, ſo weit haben wir uns im Gegentheil von dem Zweck in Anſehung des andern entfernet; und wenn wir ſo fortfahren unſre Sprache zu verbeſſern, ſo werden wir bald, an ſtatt dieſelbe geſchickt und artig auszumuſtern, ihr eine ſolche Geſtalt geben, daß ſie der teutſchen nicht mehr ähnlich ſehen dürfte. Wir künſtlen daran ſo lang und viel, daß es uns damit ergehen dürfte, wie einer der einen Spiegel zu poliren ſucht und darüber das Glas verbricht.

Es iſt eine kleine Vermeſſenheit, wenn gewiſſe Schul-Lehrer und Schrift-Steller ſich

über die teutsche Sprache soviel heraus nehmen, daß sie ganz Teutschland darüber Regeln geben wollen; ob man ihnen gleich die Freiheit lassen muß die Wörter, als ihre Unterthanen zu tractiren, und so weit die Botmäßigkeit ihres Sprengels reichet, auch gelten zu machen.

Weil aber die Sprach-Lehre gleichwohl eine Wissenschaft ist, und alle Wissenschaften ihren zureichenden Grund und ihre vernünftige Regeln haben müssen, so bin ich auf den Einfall gerathen, diese Regeln zu untersuchen, wie weit sie dem Gebrauch und der Rechtschreiberey der Wörter eine Geltung unter denen Gelehrten geben können. In diesem Sinn habe ich dafür gehalten, daß es gut sein würde, wenn eine von dem Kayser und gesamten Reich darzu ernennte gelehrte Gesellschaft ein teutsches Wörter-Buch, mit einem grosen breiten Rand drucken lies, und einem jeden Gelehrten in Teutschland, der sich durch seine Schriften in teutscher Sprach einen Beyfall erworben hätte, ein Exemplar davon zusenden würde, damit er binnen einer Jahres-Frist über diejenige Wörter, die er anders zu schreiben und zu gebrauchen pflegte, seine Anmerckungen machen, und den Verfassern des obbenanten Wörter-Buchs zusenden möchte. Die Gesellschaft könte darauf die eingesandte Anmerckungen prüfen, und solche nach ihrer Erheblichkeit der neuen Ausgabe des allgemeinen Wörter-Buchs mit beyfügen.

Hier-

Hieraus würde zum wenigsten dieser Nutzen entstehen, daß man gewisse Sprach-Regeln zu verfassen die Gelegenheit bekäme; und also nicht ein jeder in den Tag hinein schreiben könte, wie es ihm aus eigner Gefälligkeit gut dünckte.

Wir sind dabey unserm noch lebenden grosen Welt-Weisen, dem Herr geheimen Rath von Wolf, besonders verbunden, daß er sich bemühet hat, denen schwersten und dunkelsten Kunst-Wörtern eine gleichfügige Bedeutung in der teutschen Sprache beyzulegen; oder doch in Ermangelung eines und desselben Ausdrucks, solche, durch eine zulängliche Umschreibung, deutlich zu machen; dergestalt daß wir uns dadurch im Stand sehen, unsere teutsche Sprache von allen fremden und ausländischen Wörtern durchaus zu reinigen.

Die Ober- und Nieder-Sachsen haben sich unstreitig mit ihren Nachbarn den Preussen und Schlesiern um die teutsche Sprache bisher am meisten verdient gemacht. Die drey hohe Höfe zu Berlin, Dresden und Hannover haben seit sechtig und mehr Jahren beständig grose Staats-Räthe und gelehrte Leute gehabt, welche durch ihre geschickte Federn die Zierlichkeit und Reinigkeit der teutschen Sprache vor andern befördert haben.

Da nun auch seit einiger Zeit hin und wieder sich ganze Gesellschaften zur Verbesserung

der teutschen Sprache hervorgethan, so ist keines-weges zu zweifeln, daß jetzo die Zeit vorhanden sey, ein so nützliches, nöthiges und unserm teutschen Vaterland rühmliches Vorhaben durchzusetzen.

Weil es ihnen aber noch an dem Beyfall der übrigen Gelehrten in Teutschland mangelt, so hat man dabey nothwendig auf Mittel zu sinnen, um dieses Geschäfte auf eine allgemeine Übereinstimmung zu treiben.

Ich weis zwar, daß die Höfe sich das Recht allein anmassen wollen, den Werth der Sprachen zu entscheiden. Allein die Sprachen gehören unstreitig zu den Wissenschaften, und die Gelehrten sind allein die Sprachmeister in der Welt. Diejenige die sich durch ihre geschickte Federn in Teutschland den meisten Beyfall erworben haben, sind hierin die beste Schieds-Richter. Müssen doch die Fürsten und Monarchen selbst gewärtig sein, was die Gelehrten von ihnen und ihren Thaten urtheilen und auf die Nachwelt überbringen; Wie vielmehr wird es auf sie ankommen, wie sie die Wörter handthieren wollen. Die Höfe sind also bey diesem Geschäfte nicht weiter als in Ansehung ihrer Gelehrten und geschickten Federn zu gebrauchen. Der Kayserliche müste sonst, wann es nachdem Rang gehen solte, den Vorzug haben, und eben dieses wär das Mittel, die gantze Sache, wie es bisher geschehen ist, zu verhindern.

Ich

Ich habe hier eine kleine Probe geben wollen, wie man über gewisse Wörter und Ausdrücke sich erklären und die Ursachen beybringen könte, warum man sich derselben bediente, oder gut fänd solche zu ändern; und wie man folglich über die verschiedene Schreibarten und strittigen Wörter, zu einer allgemeinen Übereinstimmung, sein Urtheil geben könte. Ich habe hierbei keine weitere Ordnung beobachtet, sondern die Anmerckungen nur Exempels weise so hingesezt, wie sie mir ungefär beygefallen sind.

Anmerkungen.

Y: Wir haben einen unnöthigen Buchstaben, der heisset Y. Ich weis nicht, worzu er dienet, denn ich kan allenthalben dasjenige mit einem i sagen, was unsre eifrige Griechisch-Teutschen mit einem y vermeynen auszudrucken. Der Infinitivus vom Wort: Sein, hat nicht nöthig durch ein y von dem Adjectivo: Sein, unterschieden zu werden. Das Substantivum, welches dem Adjectivo den Sinn giebt, unterscheidet solches genug.

C. Das C würde ebenfalls ein ganz unnöthiger Buchstabe sein, wenn man ihn nicht mit einem H oder K verbindete; weiter will er fast nichts sagen. Wird er vor einem E oder I gesezt, so wird er ausgesprochen als ein Z, als Zedern, Zypern, Zeylon; vor einem A O und U aber als ein K, als Kamos, Kompo-

stell,

ſtell, Kumana. Ich ſchreibe auch nach dem teutſchen beſſer: Körper, Katharina, Krummat und dergleichen, weil man das C Doch nicht anders als wie ein K ausſpricht.

Sind und Sein: Diejenige ſchreiben übel, welche an ſtatt der dritten Perſon. Sind: Sein ſchreiben. Sein iſt und bleibet der Infinitivus, es heiſit: Ich bin, du biſt, er iſt. Wir ſind, Ihr ſeyd, ſie ſind. Ich wundre mich, daß ich dieſen Fehler noch öfters bey den beſten Schriftſtellern finde.

T und D: Ich ſchreibe Teutſcher, Tänzer, Todter, Täufer, Teufel, Tauber, Taube, und dergleichen mit einem T: Es mag ſo hart lauten als es will. Es iſt dieſe Härte die Eigenſchaft unſrer Sprache, die zugleich darum ihre Stärke zeiget, daß ſie gewiſſe Wörter mit einer nachdrücklichen Ausſprache, oder Emphaſi, will ausgeſprochen wiſſen. Die Herrn Sachſen wollen es mir zu gut halten, daß ich darin keineswegs die Zierlichkeit unſrer Sprache zu ſuchen für nöthig achte, wenn man alles weich und matt ausſpricht. Keineswegs: Die Italiäniſche Sprache, die unſtreitig unter allen europäiſchen Sprachen den Vorzug hat, beydes in der Stärke als in der Annehmlichkeit, bedienen ſich das T. als eines Buchſtaben von gröſtem Nachdruck, und wir wollen ſolches ſeiner Härte wegen, ſo gar in den Haupt-Benennungs-Worten

aus

ausmerzen? Welche weibiſche Zärtlichkeit! welche unzeitige Veränderungen unſerer Schreibart! Warum ſagen wir nicht auch Balläſte für Palläſte, dreue für treue, blegen für pflegen, erdönen für erthönen u. ſ. w. weil alle dieſe Wörter eine harte Ausſprache haben? In der That brauchten wir die zwey Buchſtaben P und T weniger im Alphabet, wenn wir alles weich ausſprechen wollen. Allein wie läppiſch würde ſodann unſre Sprache lauten?

Den und Denen. Das Wort: Den, iſt eine Verkürzung von dem Wort Denen. Es kan nicht anders als in der mehrern Zahl gebrauchet werden. Ich bediene mich Bald der ganzen Bald der verkürzten Ausſprache nachdem ich den Wohllaut davon unterſcheiden kan; überhaupt aber halte ich mich nicht damit auf: Wenn man ſich deſſen in einem anzeigenden oder unterſcheidenden Sinn bedienet, ſo muß man das Wort: Denen gebrauchen: z. E. Ich rede zwar von den Leuten, aber nicht von denen die ich nicht kenne.

Düncken. Viele brauchen das Wort: Dauchen, es Dauchte mich, an ſtatt es Dünket mich: Ich halte ſolches für einen Barbariſmum; denn Dauchen klingt wenigſtens in meinen Ohren, über die maſſen wild. Man

wird Mühe haben den Urſprung dieſer Mißgeburt ausfindig zu machen. Düncken komt von Dencken, Bedencken, Gutdüncken; Dauchen aber tauzt gar nichts.

E. Der Buchſtab E. am Schluß eines Wortes bedeutet in den meiſten Subſtantivis das Fömininum z. E. die Taube, die Weiſe, die Schule, die Geſchichte, da im Gegentheil, wo man ſolches nicht mit beyfüget, ſo iſt ſolches das Maſculinum oder nentrum, z. E. der Leib, der Haß, das Licht, das Holtz, das Bad, das Gras.

H. Der Buchſtab H. iſt in vielen Worten nöthig, welche langſam hart und nachdrücklich müſſen ausgeſprochen werden. Z. E. thun, That, Thränen, in welchen zugleich eine Aſpiration auf dem H. liegt: Allein in den Worten Lamen, Kamen, Namen, Samen und dergleichen. Halt ich es für unnöthig und überflüſſig, indem ihre Ausſprache voll iſt; es mag ein H. darzu kommen oder nicht.

Schwerigkeit. Hier ſchreiben unſre Gelehrten: Schwierigkeiten, oder auch wohl gar Schwürigkeiten. Ich habe in den Druckereyen von den Correctoren nie ſo viel erhalten können, daß ſie hierin meine Schreibart gelaſſen hätten; dann Schwerigkeit komt von Schwer, und nicht von Schwül, Schwülig ꝛc.

Vor und Für. Vor heißt bey mir ante und für pro. Ich ſage: für jemand bitten: für mich bezahlen, für einen andern etwas thun; im Gegentheil aber: vor einen kommen: vor einer Gefahr erſchrecken. Vor Gericht erſcheinen und ſo fort.

Würcken an ſtatt Wirken. Würcken lautet zu hart; wo das i genug, da brauch ich keines ü, das Wort komt von dem Wort: Werken. Ich ſage etwas auswircken, das iſt, ſo viel, ich thue dieſes oder jenes Werck.

Faſt, Schier, Beynahe. Einige wollen das Wort Schier, für pöbelhaft erklären; allein ich ſehe nicht warum; Es iſt eben ſo bräuchlich als die Worte Faſt, Beynahe; ja es läſſet ſich bey vielen Stellen noch beſſer gebrauchen: als z. E. ich hätte ſchier geſagt: ich wär ſchier geſtolpert; da im Gegentheil, das Wort faſt ſich beſſer gebrauchen läſſet, wann ich ſage: ich hätte faſt geglaubet. Ich wäre bey nahe überredet worden.

Worte für Wörter, Denckmale für Denckmäler u. ſ. w. Es iſt die Frage, ob man hier am beſten die mehrere Zahl durch den Zuſatz des Buchſtabens e bezeichnet; oder, ob man die ganze lezte Sylbe verändert, und an ſtatt Worte Wörter, Denckmale Denckmäler u. ſ. w. ſetzet, beyde ſind gebräuchlich. Es geht aber nicht mit allen dergleichen Wörter an;

dann ich ſage, Oerter nicht Orte: ich ſage Schalen, nicht Schäler.

Titeln für Titel, Mitteln für Mittel. Einige wollen hier durchaus die mehrere Zahl, durch den Beyſatz des Buchſtabens n ausdrucken; Ich halte es für unnöthig, weil ſich die mehrere Zahl in einer Rede von ſich ſelbſt ergiebet: und die wenigſte Subſtantiva im teutſchen eine Abänderung leiden. Alſo ſag ich: der Mann bildet ſich viel auf ſeine Titel ein: er hat viel Mittel; da es im Gegentheil allzuhart lautet, wenn man ſagt: er hat viele Mitteln, ſeine Titeln ſind gros u. ſ. f.

Gülden, Gulden, Golden. Dieſe Wörter gebraucht man, wenn man von Sachen ſpricht die von Gold oder mit Gold überzogen ſind: ich ſage die goldne Bull; andre die Güldne oder guldne Bull. Ich ſage vergölden, anſtatt vergulden: Dann das Wort heiſet Gold, nicht Guld; das Verbum komt vom Subſtantivo: wenn wir genau reden wollen, ſo müſſen wir ſolches nicht ſtärcker abändern als es nöthig iſt.

Endſchlieſen, Endbehren, Entſetzen. Ich ſchreibe Endſchlieſen, weil es vom Wort Ende hergenommen iſt, da man am Ende vorhergehender Rathſchläge einen Schluß faſſet, das iſt, ſich zu etwas endſchlieſet. Gleiche Urſache hat es auch mit dem Wort Endbehren,

ren, um zu ſagen, daß am Ende ſich ein Mangel zeiget und man etwas miſſet, das iſt, endbehret. Ein anders iſt ſich über etwas entſetzen, dann dieſes Wort drücket einen harten Stos in der Natur aus, da der Buchſtabe t viel beſſer gebrauchet wird. Hier bedeutet das Ent nicht das Ende, ſondern eine Art von Verwunderung, oder, Surpriſe, wie es im franzöſiſchen heißt; imgleichen das Wort, ſich entrüſten, ſich entzweyen, ſich entbrechen; denn alle dieſe Wörter deuten eine ſtarcke Bewegung an, und ſetzen keine Zeit voraus, mithin kan das t bey ihnen zu einem beſſern Ausdruck dienen.

Drey und mehr Conſonanten. Dieſe pfleg ich nicht gern, wie es die Böhmen, Polacken, Ruſſen und Ungarn thun, hintereinander zu ſetzen. Unſere Mundart iſt eigentlich nicht zu hart und auch nicht zu weich. Wir können einen natürlichen Wohllaut heraus bringen, wenn wir die Conſonanten nicht überhäuffen, und auch dem Nachdruck hart lautender Sylben nicht die Kraft benehmen. Die Sprachkunſt beſtehet nicht allein darin, daß man wie bloſe Grammatici, nicht wieder die Regeln der Rechtſchreibung und den Syntax ſchlägelt; ſondern das Schöne, das Starcke und das Erhabene davon iſt dieſes, daß man die Wörter ſo zu ſetzen und zuſammen zu fügen weis, daß daraus gleichſam ein lebendes Bild von demjenigen entworfen

wird. was man ſagen will. Darin hatte der Virgil etwas, das ihm noch kein Menſch hat nachmachen können. Man muß alſo denen Wörtern, die einen ſtarken Nachdruck geben ſollen ihre zuſammengefügte Conſonanten und harte Buchſtaben laſſen: Alſo iſt das h wenn es gleich nach einem t zu ſtehen komt, darum nicht gleich wegzuſchmeiſen iſt: Wie z. E. That, Thränen, verthaidigen, thun, u. ſ. w.; aus welchen unſre heutige Sprachverbeſſerer zur Unzeit das h ausheben. Wie ich ſolches ſchon oben, Art. H. gezeiget habe; die Böhmen und die andre obgenandte Völker aber gehen darin gar zu weit, wann ſie vier fünf und mehr Conſonanten zuſammen ſetzen. Als Whrbty Prßoffscky u. ſ. w. dann es iſt faſt unmöglich, daß man den Laut ſo vieler Buchſtaben, ohne einen darzwiſchen kommenden Vocal, ſolte verſpüren können. Die Franzoſen machen im Gegentheil ihre Ausſprache dadurch bey den Ausländern überaus ſchwer, da ſie zu viele Vocalen hintereinander ſetzen, z. E. cuellir, auroient, joueur oeuilliade, oiſeaux. Die Italiäner wiſſen damit am beſten umzugehen, und darin übertrift ſie auch am Wohllaut alle andere. Im teutſchen haben wir viele Wörter, da das ck vollkommen unnöthig iſt, wenn man einen Conſonanten davor ſetzet. Als Wincken, trincken, Wercken, da meyn ich, könte man mit gutem Gewiſſen das c weglaſſen. Dargegen haben wir das ſch, welches wir unmög-

lich

lich weglaſſen können; dann wolten wir hier das e weglaſſen, ſo müſten wir wie die Nieder-Sachſen, an ſtatt ſchneiden ſneiden, ſchmattern, ſnattern, ſchmähen, ſmähen, Schulden, ſulden u. ſ. f. ſagen.

Pracht. Dieſes Wort wird ſowohl weiblich als männlich gebraucht: Ich ſage ſowohl die Pracht als der Pracht. Frage: welches iſt das beſte. Das Wort im lateiniſchen Pompa iſt weiblich, und das Wort Faſtus welches eben ſo viel bedeutet, iſt männlich.

Lief, Schlief, Schalt, Galt, Hielt, Schloß, Schoß. u. ſ. w. Alle dieſe Wörter in der dritten Perſon des Singularis præteriti, weil ſie eine Abänderung mit dem Præſente haben, lauten ungleich beſſer ohne E als mit dem Zuſatz dieſes unnöthigen Buchſtabens. In der erſten Perſon aber ſchreibet man zum Unterſcheid beſſer: Ich liefe, ſchliefe, ſchalte, galte, hielte, ſchloſſe, ſchoſſe u. ſ. w.

Ausländiſche Wörter. Solche wären meiner Meynung nach gar nicht zu gebrauchen, es ſeyen dann Namen die nur gewiſſen Perſonen und Oerter eigen ſind, oder Kunſt-Wörter die man nicht wohl in unſrer Sprache geben kan. Will man ja einige Wörter aus Scherz oder in Abſicht gewiſſer Redensarten mit einflieſen laſſen, ſo wären ſolche mit andern Buchſtaben zu ſchreiben, wie die La-

teiner ſolches thun, wann ſie Wörter aus dem Griechiſchen brauchen. Alſo klingt es wunderlich, wenn man im teutſchen Damoiſeaux, Chapeaux u. ſ. w. ſchreibet, denn ein Teutſcher muß nach ſeiner Mund-Art dieſe Wörter ſilbenmäſig ausſprechen, welches erſchrecklich lautet. Gleiche Beſchoffenheit hat es auch mit den Wörtern aus dem lateiniſchen, wo das T vor 2 Vocalen komt, und alſo wie ein C oder Z ausgeſprochen wird. Z. E. Lucretia, Gratien. Ich ſchreibe: Lucrez Grazien, u. ſ. f. Iſt dis ein Kunſtwort, ſo dieſe Veränderung von T in Z nicht leidet, ſo ſchreibe ich ſolches Latein, zum Zeichen daß es fremd iſt und nach fremder Mundart ausgeſprochen wird, als Leuteration, Intimation und dergleichen.

IV.

Von der Dicht-Kunſt.

Horaz hatte wohl Urſache die Dicht-Kunſt oder Poeſie mit der Mahlerey zu vergleichen; dann in der That iſt ſie nichts anders als ein Abſchilderung in Worten:

Ut pictura poeſis erit quæ ſi propius ſtes
Te capiet magis & quædam ſi longius abſtes;
Hæc amat obſcurum, volet hæc ſub luce videri
Judicis argutum quæ non formidat acumen.
Hæc placuit ſemel, hæc decies repetita placebit.

Die Thon-Kunſt muß ſie, als eine ſolche, die ihr mit eigen iſt, begleiten, ſie muß ihr diejenige Singweiſen mittheilen, welche die gebundene von der ungebundenen Rede unterſcheidet. Die Dicht-Kunſt und die Thon-Kunſt ſind demnach gleichſam als zwey Schweſtern zu betrachten, die einerley Urſprung haben, und auch zu einem gemeinſchaftlichen Vergnügen geboren ſind.

Allein, ſo empfindlich und ſo zart auch die Eigenſchaft dieſer beyden ſchönen Schweſtern iſt, ſo müſſen ſie ſich doch öfters von groben und ungeſchickten Leuten gar übel handthieren laſſen. Doch dieſem Unglück ſind alle Wiſſenſchaften unterworfen.

Ich liebe die Dicht-Kunſt ungemein; ich bin aber ſelber kein Dichter, ob ich gleich zuweilen auch reime; allein meine Verſe gleichen alle der lieben Proſa. Hier iſt kein Apollo der mich begeiſtert, keine Entzückung die mich mir ſelbſt entführet, noch wie Horatius ſagt:

Meum qui pectus inaniter angit,
Irritat, mulcet, falſis terroribus implet,
Ut Magus; & modo me Thebis modo ponit Athenis.

Genug, daß ich den Vortheil genieſe, mit den ſchönen Geburten unſrer beſten Dichter mich zu ergötzen, ohne die Geburts-Schmerzen und Begeiſterungen davon zu empfinden.

Ich will mich hier vornehmlich bey den Schriften der Alten aufhalten, und weil ich für meine Lands-Leute ſchreibe, eine Unterſuchung anſtellen, wie hoch die teutſche Dicht-Kunſt zu unſern Zeiten geſtiegen ſey. Ich will weder von dem Pindar, noch von dem Homer, noch von Eſchin, noch von dem Anacreon ſprechen. Sophocles, Euripides, Ariſtophanes, Heſiodus ſind

ſind mir auch nur im lateiniſchen bekant; Mein Lehrmeiſter der mich vollkommen griechiſch lernen ſolte, verſtund nicht viel von dieſer Sprache. Ich kan es ihm alſo nicht wohl übel nehmen, daß er mich nicht mehr davon lernte, als er ſelbſt wuſte. Inzwiſchen muß ich das groſe Vergnügen entbehren, die beſte griechiſche Scribenten und Poeten in ihrer Grund-Sprache zu leſen. Wie glücklich ſind diejenige, die darüber hundert Schläge bekommen haben, die ſie nicht mehr fühlen, an ſtatt daß ich nun dieſe Unwiſſenheit beſtändig mit Reue empfinden muß.

Es ſcheinet als ob die Griechen die Poeſie unter den älteſten Völkern am weiteſten getrieben hätten; man weis nichts von der egyptiſchen Dicht-Kunſt, da doch Egypten die Pflanz-Schule aller Wiſſenſchaften war. Die Juden aber hatten ihre Geſänge. Moſes war der älteſte Lieder-Dichter, von dem man etwas übrig behalten hat. Das Buch Hiob, die Pſalmen Davids, die Sprüche und das hohe Lied Salomonis u. ſ. w. ſollen auch in Verſen geſezt geweſen ſein, allein ſie haben ihre Melodien durch die Länge der Zeit verloren. Homerus aber, der, nach dem Orpheus, einer der älteſten unter den griechiſchen Poeten war, und ſo gar, wie einige vorgeben, ein Schüler des Moſes ſoll geweſen ſein, wird noch immer geleſen, bewundert und für den Stamm-Vater aller Dichter gehalten.

Nach den Griechen haben es die Lateiner in der Dichtkunſt am weiteſten gebracht. Virgil inſonderheit hat ſie dergeſtalt verſchönert, daß er auch ſo gar dem Sylben-Thon eine Aehnlichkeit mit derjenigen Sache hat zu geben wiſſen, welche er hat vorſtellig machen wollen: Seine Beywörter ſind ausgeſucht und geben ſeinen Bildern Geiſt und Leben. Er ſchildert die Natur und wenn man ſeine Verſe leſen höret, ſo höret man die Natur ſelbſt. Kein Schreiber, kein Dichter, kein Weltweiſer hat noch wie Virgil, eine ſolche Geſchicklichkeit gehabt, mit dem Klang der Wörter, die Sache ſelbſt zu verbinden und auszudrucken; dergeſtalt, daß man ſolche aus dem ſo künſtlich zuſammengefügten und ſprechenden Thönen gewiſſer maſſen erkennen kan. Alſo ſtellet er zum Exempel, ein Pferd im vollen Rennen mit dieſen Worten vor:

Quadrupedante pudrem ſonitu quadit ungula campum.

Die auf dem Ambos ein glüendes Eiſen ſchmidende Cyclopen, beſchreibet er folgender Geſtalt:

Tres imbris torti radios tres nubis aquoſe
Addiderant rutuli tres ignis & alitis Auſtri
Fulgores nunc terrificos ſonitumque metumque
Miſcebant operi flammisque ſequacibus iras.

Hier

Hier höre ich die Wellen an das Ufer ſchlagen:

Litora litoribus contraria fluctibus undas.

Dort ſehe ich ein luſtiges Gefilde mit ſchattigten Bäumen und einer Heerde Vieh:

Speluncæ vivique lacus ac frigida Tempe
Mugitusque boum mollesque ſub arbore ſomni.

Hier fühle ich den Schrecken:

- - Frigidus horror
Membra quatit gelidusque coit formidine ſanguis.

Dort hör ich einen in gröſter Noth ſchreien:

Clamores ſimul horrendos ad ſydera tollit.

Hier ſehe ich den Krieg der Lerna:

Horrendum ſtridens, flammisque armata Chymera
Gorgones, Harpiæque & forma tricorporis umbra.

Ja die Gottheit ſelbſt:

- - Deum ire per omnes
Terrasque, tractusque maris coelumque profundum.

Doch was thue ich? Man müſte den ganzen Virgil abſchreiben, wenn man alle die ſchöne und lebende Stellen, wo er die Natur ſelbſt ſprechen macht, anführen wolte. Herr Brocks, deſſen würdiger Ruhm unſre Zeiten ehret, hat hin und wieder in ſeinen häufig heraus gegebenen Gedichten dieſe bewundernswürdige Schilder-Kunſt des groſen Virgil nachzuahmen geſucht. Ich muß bekennen, daß ihm darunter viele Stellen geglückt ſind, welche beides die Stärke unſerer Sprache und des Dichters zu erkennen geben: Alſo beſchreibet er eine Schlacht:

Seht das entſetzliche Gewühl:
Wie durch der Janitſcharen Glieder
Die ſcheuche Hengſte wiehernd ſprengen.
Dort ſtürzt der Schwarm gepeitſcht von Stal und Schrecken
Mit raſſelndem Geräuſch durch Dorn und Hecken
In die beſtäubte Flut.

Noch ſchöner lautet die Beſchreibung eines Donner-Wetters. Es finden ſich darinnen überaus kühne Züge, die man bewundern muß, wenn man ſie zu tadeln vermeynet.

Wie wann der grauſe Nord mit ſtürmeriſchen Brauſen
In Hölen eingeſchränckt, die Felſen ſpalten will.

Wenn

Wenn ein von Schwefel, Stral und Flammen ſchwangrer Himmel
Die Wolken donnernd rollt, der Abgrund heulend kracht,
Die Erde berſtend bebt; das Meer ein wild Getümmel
Von Eolus gepeitſcht, durch ſtrenge Wellen macht.

So weit iſt es treflich; nur mögte man an ſtatt des Flammen ſchwangren Himmels einen natürlichern Ausdruck wünſchen. Die folgende Verſe ſind alle prächtig, aber dabey ein wenig zu weit über die Natur getrieben. Und ſo findet man verſchiedene Stellen in des Herrn Brocks Gedichte, wo er in den ſchönſten und entzückenſten phyſicaliſchen Schildereien, auf einmahl das Original verläßt und in das Schwülſtige und Unnatürliche verfällt. Wie ſolches Herr Breitinger in ſeiner critiſchen Abhandlung von Gleichniſſen wohl bewieſen. Ich zweifle nicht, wo Herr Brocks an ſtatt zehen ganzer Bücher, nur ſo viel Gedichte als Virgil gemacht, ſolche beſtändig ausgebeſſert, und darzu, wie jener auf ſeine Eneide, zwanzig Jahre verwendet hätte, derſelbe in der That unſer teutſcher Virgil würde geworden ſein; denn die Kräfte ſeines Geiſtes und die Lebhaftigkeit ſeines Witzes, waren vollkommen darzu aufgelegt. Alſo beſchreibet er die Sonne:

Helles Welt-Meer aller Freuden,
Fürſt des Lichts Monarch der Zeit.
Glanz: vor dem die Schatten weichen
Gulden Uhr der Ewigkeit
Mittelpunct der Himmels-Kreiſe
Nahrung, Leben, Kraft und Speiſe
Aller Cörper, die die Welt
In dem weiten Schos erhält.

In Muſicaliſchen Sing-Gedichten hat er noch nicht ſeines gleichen gefunden; Dann er verſtund als ein Naturkündiger beides die Thon-Kunſt und die Mahlerey vollkommen. Wo ich ſeine Bücher aufſchlage, finde ich reitzende Muſter. Wem ſolte nicht z. E. das Spiel von Flut und Flut entzücken, welche er folgender maſſen beſinget:

Es bilden des Waſſers ſanftwallende Hügel
Viel tauſend polirte bewegliche Spiegel
Mit Fulgen von flieſſenden Silber verſezt;
Von welchen ein jeder wie glatte Kryſtallen
Wenn flammende Stralen der Sonnen drauf fallen,
Mit zitternden Blitzen die Augen ergezt.

Ferner eben daſelbſt:

Das zitternde Glänzen der ſpielenden Wellen
Verſilbert das Ufer, beperlet den Strand,
Die rauſchende Flüſſe, die ſprudelnde Quellen
Bereichern, befeuchten, erfriſchen das Land

Und

Und machen in tauſend veranüzenden Fällen
Die Güte des herrlichen Schöpfers bekant.

Dieſes heißt Mahlen und Singen zugleich.

Ich komme wieder zu den lateiniſchen Dichtern. Horatz ſtehet bey mir in gleichem Rang als Virgil, und in verſchiedenen Stücken ziehe ich ihn noch jenem vor. Sein überaus feiner Witz und die beliebte Kürze, in wenig Worten eine Menge vortreflicher Gedanken zuſammen zu faſſen, iſt eben ſo ſchwer nachzuahmen, als die Mahlerey des Virgil. Es ſcheinet gleichſam, er habe für den Verſtand wie jener für die Sinnen gedichtet. Seine Verſe ſind voller Scharfſinnigkeit: Alles iſt darin mit den lebhafteſten Bilder und mit den ſinnreichſten Sprüchen angefüllt; Kan man in wenig Worten mehr ſagen als er in folgenden zuſammen faſſet?

Auream quisquis mediocritatem
Diligit, tutus caret obſoleti
Sordibus tecti, caret invidenda
Sobrius aula.

Ferner: beſchreibet er die Gottheit:

Qui terram inertem, qui mare temperat
Ventoſum, & urbes, regna que triſtia
Divosque mortalesque turbas
Imperio regit unus æquo.

Wenn man ſeine Gedancken vom Land-Leben lieſet, ſo wird man gereitzet, ſich auf das Land zu begeben:

Tuta & parvula laudo
Cum res deficiunt ſatis inter vilia fortis
Verum ubi quid melius contingit & unctius idem
Hos ſapere & ſolos ajo bene vivere quorum
Conſpicitur nitidis fundata pecunia villis.

. . . . .

Tu nidum ſervas, ego laudo ruris amoeni
Rivos & muſco circumlita ſaxa, nemusque
Ladauturque domus longos qui proſpicit agros.

Ferner:

O rus, quando ego te aſpiciam? quandoque licebit
Nunc veterum libris nunc ſomno & inertibus horis
Ducere ſollicite jucunda oblivia vitæ.

Wenn er moraliſiret, ſo fühlet man die Neigung dasjenige zu thun was er ſagt:

Integer vitæ ſcelerisque purus
Non eget Mauri jaculis, nec arcu
Nec venenatis gravida ſagittis
Fuſce pharetra.

Man verachtet die Reichthümer und wehlet mit ihm die Annehmlichkeiten eines freyen Lebens:

Nam

Nam neque divitibus contingunt gaudia
ſolis
Nec vixit male qui natus moriensque fe-
fellit.

Von der allzugroſen Macht ſchreibet er ſehr ſchön:

Vis conſilii ex pers mole ruit ſua
Vim temperatam Dii quoque provehunt
In majus iidem odere vires
Omne nefas animo moventes.

Er iſt zu weilen, es iſt wahr ein wenig ſchmutzig und ſcheinet hin und wieder den ſinnlichen Lüſten zu viel, das Wort zu reden: Seine Wolluſt war nicht ſo rein wie diejenige, des Epicurs, deſſen Lehren er folgte.

- - Satur eſt cum dicit Horatius: Ohe!

Er nimt ſich ein wenig zu viel poetiſche Freiheiten. Im übrigen war er ein ehrlicher Mann, und ein feiner Sitten-Richter. Wie deſſen Satyren und Schriften überhaupt ſolches zu erkennen geben.

Unter unſern teutſchen Dichtern hat ihm der Herr von Haller am glücklichſten nachgeahmet. Dieſer berühmte Schweitzer hat durch ſeine wenige aber vortrefliche Gedichte gezeiget, wie man nicht den bloſen Worten zu gefallen reimen, ſondern die Dicht-Kunſt mit edlen und ſcharfſinni-

ſinnigen Gedancken beleben müſſe. Er hat dadurch den Ruhm der teutſchen Poeſie ſo hoch gebracht, daß ſie auch ſo gar in ihrer franzöſiſchen Uberſetzung nach ungebundener Rede, nichts von ihrer Anmuth und Scharfſinnigkeit verloren. Seine Gedancken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben begreiffen alles, was man ſcharfſinnig heiſen kan:

Der Pöbel hat ſich nie zu denken unterwunden,
Er ſucht die Wahrheit nicht, und hat ſie doch gefunden;
Sein eigner Beyfall iſt, ſein bindigſter Beweis
Er glaubet kräftiger je weniger er weis.
Ihm wird der Weiſeſte zu ſchwache Stricke legen
Er ſpricht ein trotzig ja, und löſt ſie mit dem Degen.
Unſelig Mittel-Ding von Engeln und von Vieh!
Du pralſt mit der Vernunft und du gebrauchſt ſie nie.

Ich müſte den gantzen Herrn von Haller mit herſetzen, wann ich ein Muſter von einer vollkommenen Dicht-Kunſt geben ſolte.

Ich ſetze ihm den gleich ſcharfdenckenden und ſtarck ſich ausdruckenden Herrn von Hagedorn an die Seiten; dieſer hat inſonderheit in einigen

gen Sendſchreiben und Sitten-Gedichten den Horaz ſo glücklich nachgeahmet, daß man ihn mit entzücken lieſt Die natürliche Einfälle, der ungezwungene Reim, und der glückliche Schwung bey der Anmuth flieſender und aufgeräumter Gedancken, erheben ihn über andere. Alles zeiget einen feinen Geſchmack, eine groſe Beleſenheit und einen mit Menſchen-Liebe angefüllten Witz Von der Weisheit ſpricht er folgender Geſtalt:

Die Weisheit findet ſich in würdiger Geſtalt
Bey ieglichem Beruf, in jedem Auffenthalt,
Sie dichtet im Homer, giebt im Lycurg Geſetze,
Beſchämt im Socrates der Redner Schul-Geſchwätze,
Bringt an den ſtolzen Hof den Plato, den Eſchin,
Gehorchet im Eſop, regiert in Antonin
Und kan in Curius ſich den Triumf erſiegen;
Doch auch mit gleicher Luſt die ſtarren Aecker pflügen.

Die Weisheit ſelbſt beſchreibet er

Als eine Wiſſenſchaft in ſich beglückt zu ſein:
Empfindung, Kenntnis, Wahl der Vollenkommenheit
Ein Wandel ohne Reu und ſtete Fertigkeit
Nach den natürlichen und weſentlichen Pflichten
Die freien Handlungen auf einen Zweck zu richten.

Und was folgt.

Dieſes heißt nicht allein ſchön reimen, ſondern auch ſchön dencken; nicht allein ſchön ſich ausdrucken, ſondern auch ſchöne und practiſche Wahrheiten ſagen.

Noch eben einen ſo glücklichen Nachfolger des Horazens finden wir an dem Freiherrn von Creutz. Seine Beſcheidenheit hat nicht einmahl ſeinen Namen vor ſeine Wercke ſetzen laſſen. Sie ſind erſtlich zu der Zeit als ich dieſes ſchreibe unter dem Titel Oden und andre Gedichte alhier in der Varrentrappiſchen Buch-Handlung herausgekommen. Unſere Freundſchaft würde mein Lob verdächtig machen, wann nicht dieſes gelehrten Cavaliers Schriften bey allen Kennern einen allgemeinen Beyfall gefunden hätten. Wie ſchön, wie erhaben beſinget er nicht die Gottheit? Die Herrn Brocks, Drollinger, von Kleiſt, von Hagedorn, und Magiſter Naumann haben eben dieſes erhabenſte Weſen unter allem was erhaben iſt zum Vorwurf ihrer vortreflichſten Poeſie erwehlet. Einem jeden unter dieſen Dichtern hat es geglücket, dieſen würdigſten Vorwurf unſrer Andacht und Verehrung mit gleich ſtarken Zügen vorzuſtellen: Ich finde bey Herrn von Hagedorn, unter andern folgende Stelle von der Allmacht.

Er ſpricht, ſo muß ein ganzes Heer
Sein ausgeſandter Engel würgen
Der Winde Mund erzehlts dem Meer,
Das Meer verkündigts den Gebirgen

Es

Es zittern Berg und Wald und Feld
Es bebt die Veſte dieſer Welt
Sie kennt der Allmacht ſchwere Rechte.
Ihr Schöpfer iſt es der ſich zeigt
Die Sonn erſchrickt. Die Erde ſchweigt
Es zagt das menſchliche Geſchlechte.

Ich nehme darauf meines lieben Herrn von Creutzen Ode vor mir, und finde darin eine gleiche Stärcke, aber von einer andern Art:

Seine Worte ſind dieſe:

Aller Sinnen Kraft vergeht,
Vor der Nacht der Ewigkeiten;
Da mein Geiſt im Raum der Zeiten,
Bey dem Anfang ſtille ſteht
Hat nicht alles was wir ſehen,
In dem andern ſeinen Grund?
O wie wollen wir verſtehen
Was nicht in der Zeit entſtund?

Wenn im Reich der Möglichkeit,
Sich verirrende Gedancken
Zwiſchen Nichts und etwas wancken,
Wer entſcheidet ihren Streit?
Wo ich nun mein Aug hinlencke
Iſt ein Stäubchen nicht ſo klein,
Es wird mir, wie ſcharf ich denke,
Stets ſein Weſen dunkel ſein.

Du, O GOtt, du denkeſt rein
Nichts kan deinen Geiſt umſchränken.
Aber in mein ſchwaches Denken
Miſchen ſich ſtets Bilder ein.
Was zukünftig, was geſchehen
Und was gegenwärtig iſt,
Kanſt du ſo vollkommen ſehen,
Wie du gegenwärtig biſt.

Er endiget dieſe prächtige Ode mit folgender Strophe.

Schau ich nicht der Donner Heer
Und der Blitze Schaaren ziehen?
Seh ich nicht den Himmel fliehen
Wie die Wellen in dem Meer?
Sprich ein Wort, O GOtt der Götter!
Sprich, ſo ſchau ich wie die Welt
Durch ein plötzlich Allmachts-Wetter
In ihr altes Nichts zerfällt:

Man hat ſich bisher ſehr viele Mühe gegeben die Horaziſche Oden nachzuahmen; allein es hat noch keinem ſo gegluckt wie dem Herrn von Haller in ſeiner Sapphiſchen Ode an Herrn Drollinger, und dem Herrn von Creutz in ſeiner Nachahmung des 73. Pſalms. Ich muß ein Paar Strophen aus beiden zu meiner ſteten Bewunderung mit hieher ſetzen: Ich meine denen Empfindungen des Herzens noch immer beſſer entge-

entgegen zu ſehen, je mehr ich hier die Kraft der Wörter prüfe.

Herr von Haller beginnt mit dieſen Worten:

Freund! Die Tugend iſt kein leerer Name:
Aus dem Herzen keimt des guten Same
Und ein GOtt iſts, der der Berge Spitzen
Röthet mit Blitzen.

Aus der Tugend fließt der wahre Friede.
Wolluſt eckelt, Reichthum macht uns müde.
Kronen drücken. Ehre blendt nicht immer.
Tugend fehlt nimmer.

Herr von Creutz ſingt alſo:

Je mehr ich forſch; je tiefer wird mein Kummer
Umſonſt vergißt der Mitternächte Schlummer
Mein wachend Aug; den ſtrauchlenden Gedancken
Beſtimmſt du Schrancken.

Dum, wie ein Thier, muß ich vor dir mich biegen.
Du ſchriebſt, O HErr, dein unbegreiflichs Fügen
Mit feurigen, doch mir unlesbaren Lettern
Auf ew'gen Blättern.

Allein du ſendſt von deinem heiligen Lichte,
Mir einen Stral, daß er mich unterrichte;
Noch zweifelnd, noch erſtaunt, ſeh ich be-
hende,
Der Böſen Ende.

Er beſchreibet gleich darauf den Neid auf eine Art, daß man faſt dieſer heßlichen Neigung verbunden ſein muß, daß ſie Anlas zu ſo ſchönen Gedancken gegeben hat.

Der Mangel der Vollkommenheiten
Bracht aus dem Schos der Traurigkeiten
Dich blaſſen Neid herfür.

Du Gift des Alters! Peſt der Jugend
Dein ſterbend Antlitz ſchreckt die Tugend
Und läſternd folgſt du ihr.

Tyrann des niederträchtgen Pöbels
Es gleicht dein Bild der Nacht des Nebels
Der oft die Sonne ſchwärzt.

Wann thauend auf beblümten Triften
In buhleriſchen Morgenlüften
Sie, holderwachend ſcherzt.

Doch ſo wie ihre mächtge Blicke
Daß ſie uns himliſcher entzücke
Die Dünſte leicht zerſtreun:

So wird auch deine keuſche Freude
Holdſeelge Tugend einſt vom Neide,
Nicht mehr umfinſtert ſein.

Da ich hier einige Muſter unſrer gröſten Dichter von der Gottheit anführe muß ich nothwendig denenſelben auch etwas von der Hand eines würdigen Frauenzimmers der vortreflichen Jungfer Waltherin mit beyfügen, welche ſich in ihren Gedancken von den Religions-Spöttern folgender Geſtalt ausdrücket: *

Der Höchſte zürnt, ſein Grim erwacht,
Der Donner reilt, die Erde kracht,
Der Blitz zerreißt die ſchwarze Luft;
Des Meeres ungezäumte Wellen
Erheben, ſtürmen, brauſen, ſchwellen
Da ihnen GOttes Stimme ruft.

Die Himmel wickeln ſich zuſammen
Die ganze Welt vergeht in Flammen
Der Richter ſezt ſich auf den Thron
Sein Ruf durchdringt des Grabes-Hölen
Die Todten die mit ihren Seelen
Aufs neu vereinigt, leben ſchon.

Der Herr Magiſter Naumann, den ich ſo wohl wegen ſeiner perſönlichen Verdienſte als wegen ſeiner ihm eignen Stärke in der teutſchen Sprache ausnehmend hoch ſchätze, läßt ſich in ſeinem Lob der Gottheit unter andern folgender Geſtalt vernehmen:

* Ihre Gedichte die durchaus ſchön und flieſſend, ſind in dieſem Jahr 1750. zu Göttingen heraus gekommen.

Dort ſtralen bunte Regen-Bogen.
Der dicken Luft gewälzte Wogen,
Sind Stühle, wo die Gottheit wohnt,
Wo in den Wüſtenloſen Sitzen
Mit feuerroth gekrümten Blitzen.
Der Schrecken reiche Donner wohnt.

Die Wetter fahren auf den Winden
Du heiſt ſie leuchten und verſchwinden,
O Allmacht voll Unendlichkeit!
Die Stürme hören dich von weiten
Sie wüten, brüllen, krachen, ſtreiten.
Du winckſt, und gleich ſind ſie zerſtreut.

Ich komme wieder nach dieſer langen Ausſchweiffung auf die lateiniſche Dichter zurücke. Ovidius gehöret wegen ſeiner ausbündigen Lieblichkeit, womit ſich ſeine Gedichte vor andern unterſcheiden, mit unter die Dichter erſter Gröſe. Sein leichter und wohlflieſender Vers: ſeine fruchtbare Einbildungs-Kraft, die ſinnreiche Erfindungen ſeines metamorphoſirenden Geiſtes und die rührende Lebhaftigkeit, womit er alle Affecten und Leidenſchaften, zärtlich ſtark weis auszudrucken, machen ihn zum Muſter derjenigen, welche natürlich und flieſſend zu ſchreiben aufgelegt ſind. Er beſizt bey aller ſeiner Annehmlichkeit eine feine Art zu dencken und artig ſich auszudrucken. Alſo verweiſet er ſeinen Freunden ihre Kaltſinnigkeit, wann er ſagt:

Quod

Quod bene de vobis ſperavi, ignoſcite amici.
Talia peccandi jam mihi finis erit.

Die Klagen der Phylis an ihren Liebhaber ſind von gleicher Scharfſinnigkeit und gleichwohl ganz natürlich.

At tu lentus abeſt, nec te jurata reducunt
Numina, nec noſtro motus amore redis.

Diejenige welche die Sprache der Liebe verſtehen, mögen urtheilen, ob man ſich ſchöner und lebhafter ausdrucken könne. Ovidius war der Meynung, daß je mehr man ſich denen Wiſſenſchaften ergebe, je menſchlicher würde das Gemüth und je holdſeliger würden unſre Sitten.

Artibus ingenuis quarum tibi maxima, cura eſt
Pectora molleſcunt aſperitasque fugit.

Oder wie er eben dieſes anderwerts ſagt:

Ingenuas didiciſſe fideliter artes
Emollit mores, nec ſinit eſſe feros.

Allein es trift dieſes bey unſren heutigen Gelehrten nicht durchgängig ein. Die meiſten ſehen zimlich dunckel aus ihren Augen und runzeln die Stirn ſo bald man ihnen nicht in allen Recht läſſet, insbeſondere werden diejenige, welche die Menſchen-Liebe predigen ſolten, am wenigſten

davon gerühret, denn ſie können einen, der nicht ihrer Meynung iſt, mit unbewegten Gemüth verdammen und ins Verderben ſtürzen.

Tantæne cœleſtibus animis iræ? ſagt Virgil.

Mir fällt hier eine ganz unvergleichliche Stelle vom Herrn von Haller in die Hand.

Traut nicht dem ſchlauen Blick, der Demuths-vollen Minen!
Den Dienern aller Welt ſoll doch die Erde dienen.
War nicht ein Prieſter ſtets des Eigenſinnes Bild,
Der Götter-Sprüche redt, und wann er fleht, befielt?
Trennt nicht die Kirche ſelbſt ſich über den Kalender?
Des Abends-Heiliger verbannt die Morgenländer,
Läßt Märtrer in den Streit auf andre Märtrer gehn
Und Inſuln in dem Feld vor feindes Inſuln ſtehn;
Den Baum vom Niedergang zerblizt der Bann aus Norden
Die Kirche, GOttes-Sitz, iſt oft ein Kampf-Platz worden
Wo Bosheit und Gewalt, Vernunft und GOtt vertrieb
Und mit der ſchwächern Blut, des Zweyſpalts Urtheil ſchrieb.

Grau-

Grauſamer Wüterich, verfluchter Ketzer-Eifer!
Dich zeugte nicht die Höll aus Cerbers gelbem Geifer,
Nein, Heilge zeugten dich, du gährſt in Prieſter Blut.
Sie lehren nichts als Lieb und zeigen nichts als Wut.

Die geiſtliche Wiſſenſchaften müſſen demnach nicht mit zu denenjenigen gehören, die das Gemüth weich und zärtlich machen und die Grauſamkeit vertreiben; oder Herr von Haller hat ſich geirret.

Ich komme auf Lucretzen; einer der gröſten und ſcharfſinnigſten Geiſter des Alterthums: Er hat uns die Lehrſätze des Epicurs in einer reinen und erhabenen Poeſie hinterlaſſen. Es iſt ungewiß, ob er ein gröſerer Dichter oder Naturkündiger geweſen ſey. Er wuſte beyde Eigenſchaften ſo glücklich mit einander zu verbinden, daß man gelehrt wird, indem man ſeine Verſe bewundert. Zuweilen mahlt er auch nach der Natur. Z. E. wann er im Anfang ſeines II. Buchs ein ſtilles Meer, welches auf einmal ſtürmiſch wird, mit dieſen ſechs Worten beſchreibet:

Suave mari magno, turbantibus æquora ventis.

Wie die drey erſten Worte eine angenehme Stille andeuten, ſo ſtellen die andere das Toben der Wellen und Winde vor. Man hat den guten Mann zu einem Atheiſten gemacht; Man hat ihm aber, wie überhaupt den alten Weltweiſen hierin Unrecht gethan. Folgende ſchöne Verſe zeigen ſolches zur Genüge:

Quis regere immenſi ſummam quis habere profundi
Endo manu validas potis eſt moderantes habenas
Qui pariter cœlos omnes convertere & omnes
Ignibus æthereis terras ſuffire ceraces;
Omnibus inque locis eſſe, omni tempore preſto;
Nutibus ut tenebras faciat cœlique ſereno
Concutiat ſonitu tum fulmina mittat & ædes
Sæpe ſuas diſturbet & in deſerta recedens
Sæviat exercens telum quod ſæpe nocentes
Præterit, examinatque indignos inque merentes.

Ferner:

Veridicis hominum purgavit pectora dictis
Et finem ſtatuit torpedinis atque timoris
Ex poſuitque bonum ſummum quo tendimus omnes

Quid

Quid foret atque viam monſtravit limite parvo
Qua poſſemus ad id recte contendere curſu.

Juvenal weichet keinem der vorigen; allein ſeine Stärcke beſtehet hauptſächlich in Satyren. Er hat den Hof, die Sitten und die Menſchen kennen lernen; und ſchildert alſo die Laſter ſeiner Zeit nach dem Leben.

Qui mores hominum multorum vidit & urbes. ſagt Horatius.

Man pfleget an ihm nur dieſes auszuſetzen, daß er zuweilen in ſeiner Schreibart ein wenig nachläßig geweſen ſey. Dieſe Anmerckung aber gehöret in die Sprachſchule. Ich kan davon ſo genau nicht urtheilen. Ich halte ihn für einen der gröſten und vortreflichſten Dichter, der natürlich, ſchön, flieſend, erhaben und ſinnreich geſchrieben hat.

Mir gefallen von ihm unter andern folgende Stellen.

Compoſitum jus faſque ſanctoſque receſſus
Mentis & incoctum generoſo pectus honeſto
Hæc cedo ut admoveam templis & farre litabo.

Fer-

Ferner von den Empfindungen des Gewiſſens:

Exemplo quodcunque malo committitur, ipſi
Diſpliceat autori. Prima eſt hæc ultio quod ſe
Judice nemo nocens abſolvitur, improba quamvis
Gratia fallacis prætoris vicerit urnam.
- - Cur tamen hos tu
Evaſiſſe putes quos diri conſcia facti
Mens habet attonitos & ſurdo verbere cædit
Occultum quatiente animo tortore flagellum.

Pœna autem vehemens, ac multo ſævior illis
Quas aut Cæditius gravis invenit aut Rhadamantus
Nocte dieque ſuum geſtare in pectore teſtem.

Von der Thorheit des Adels:

Stemmata quid faciunt? quid prodeſt, Pontice, longo
Sanguine cenſeri, pictosque oſtendere vultus
Majorum, & ſtantis in curribus Æmilianos

Et

Et curros jam dimidios naſumque minorem,
Corvini & Galbam auriculis naſuque carentem?

& ſeq.

Perſius iſt gleichfals voller Geiſt und Scharfſinnigkeit. Seine Gedancken ſind unvergleichlich, und ſeine Poeſie iſt nicht minder ſchön und ſtarck in ihren Ausdrücken. Ich bewundere ihn als einen Heiden, ſo oft ich folgende Zeilen leſe.

- - Non tu prece poſcis emaci
Quæ niſi ſeductis nequeas committere divis
At bona pars procerum tacita libabit acerra
Haud cuivis promptum eſt murmurque humilesque ſuſurros
Tollere de templis & aperte vivere voto.

Wir haben heut zu Tag eine Menge Satyren-Schreiber, allein man lacht über das Lächerliche und bleibt doch immer lächerlich. Gleichwohl halt ich dafür, daß eine Satyre unter den Menſchen ungleich mehr Nutzen ſchaffen könne als andere Arten von Gedichten, womit man den menſchlichen Schwachheiten zu ſchmeicheln und öfters die Laſter gar zu Tugend zu machen pflegt. Unter den Franzoſen hat Boileau, unter den Engelländern Pope, und unter den Teutſchen der Herr von Baar in dieſer Schreibart

ſich

ſich beſonders hervorgethan; wiewohl dieſer letztere ſeine Satyre nur in Franzöſiſcher Sprache herausgegeben hat. Einige ſind davon überſetzt worden und zeigen, daß unſere Sprache zu dieſer Art von Gedichten nicht minder aufgelegt ſey als die Franzöſiſche iſt. Herr von Canitz, Herr von Haller und Herr von Hagedorn haben darin eine nachdrückliche Stärke.

Wir wollen hier zur Probe, wie weit es unſere Teutſchen hierin gebracht haben, nur ein paar Stellen aus dem Schreiben des Herrn von Hagedorn, welche wir mit Recht den teutſchen Juvenal nennen können, an einen Freund mit beyfügen.

Stolz, Aberglaube, Zorn, Bewundrung, Geitz und Neid,
Sind alles was ſie ſind nur durch Unwiſſenheit.
Der Strohm der Bosheit quilt aus Wahn und Unverſtand.
Ein Thor ſucht blindlings Ruhm im Labyrinth der Stande.
Im Müßiggange Ruh und Zärtlichkeit in Brunſt.
In todten Schätzen Troſt und Heil in Fürſtengunſt.
Verlernt, wann er gefehlt, auch vor ſich ſelbſt erröthen.
Beugt ungeſcheut das Recht und zittert vor Cometen.

. . . . .

Locuſtens würd'ger Freund, gekrönter Wüterich;
Du, Nero, quälſt die Welt und jeder Frevel dich.
Verſuch im beſten Wein, die Sorge, die dich kränken
Mit glücklichern Erfolg, als Mütter, zu ertränken:
Pracht, Wolluſt, Uberfluß verherrlichen dein Mahl
Und Terpnus Spiel erthön in deinem Speiſe-Saal.
Beym wöhlenden Genuß gehäufter Lecker-Biſſen,
Vergällt dir Speiß und Tranck, dein Hencker, dein Gewiſſen.
Er eilt, unſtäter Fürſt, dir in dein Schlaf-Gemach,
Dir in dein güldnes Haus, dir auf dem Schauplatz nach;
Und daß kein Augenblick dein armes Hertz erfriſche
So wird die Angſt dein Gaſt und ſetzt ſich mit zu Tiſche.

Das gantze Gedicht iſt von gleicher Stärcke, und die Reimen ſind ſo ſchön und flieſend als man ſie irgendwo finden kan. Um ſo edel zu denken muß man nothwendig auch edle Empfindungen haben.

Silius Italicus iſt einer von denjenigen Dichtern, die ſich in der erhabenen und prächtigen Schreibart hervorgethan haben. Er iſt aber etwas ungleich und erhält ſich nicht immer in der Höhe. Der Anfang ſeiner Gedichte lautet überaus prächtig.

Ordior arma, quibus cœlo ſe gloria tollit
Æneadum patiturque ferox Oenotria jura
Karthago.

Statius iſt von gleicher Erhebung, deſſen Beſchreibungen ſind edel und lebhaft; nur fält er zuweilen ein wenig allzuſehr in das Schwülſtige, und zwinget ſeine Muſe öfters wie unſere beſchnittene Italiäner ihre Gurgeln, um hohe Thöne auszuſtoſen. Doch ſchreibt er eben ſo wohl auch gantz natürlich, wie z. E. wann Phorbas die Soldaten zum Streit aufmuntert:

Ite alacres veſtri nunquam morientur honores,
Bellaque perpetuo memorabunt carmine muſæ.

Lucanus iſt in ſeinen Erzehlungen ſehr lebhaft und ſinnreich: Ein prächtiger Ausdruck von ihm iſt dieſer:

- - - Inde ruendi
In ferrum mens prona viris animæque capaces mortis.

Wir

Wir haben verſchiedene Teutſche Federn die ſich in heroiſchen Gedichten hervor gethan haben, darunter inſonderheit die Herrn von Beſſer, Anthor, Pietſchen, König und andere mehr zu zehlen ſind; allein, es gieng ihnen öfters auch wie den obigen lateiniſchen Staats-Poeten. So rar ein rechter Held unter den Menſchen iſt, ſo rar iſt auch ein rechtes Helden-Gedicht.

Claudianus iſt weit natürlicher und ungezwungener als die drei obigen: Seine Erzehlungen ſind voller Witz und Geiſt und Anmuth und Menſchen-Liebe. Seine Schreibart iſt leicht, angenehm, fließend, ſinnreich und zugleich, wo es die Umſtände erfordern, auch edel und erhaben. Man betrachte nur folgende überaus ſchöne Stelle:

. . . Qua ſparguntur in omnes
In te miſta fluunt & quæ diviſa beatos
Efficiunt, collectum tenes.
. . . .
– – – Sub Principe duro
Temporibusque malis *Auſus es eſſe bonus.*
. . . .
Peragit tranquilla poteſtas
Quod violenta nequit, mandata fortior urget.
Imperioſa quies.
. . . .
– – – Mucrone cruento
Se jactent alii ſtudeant feritate timeri

Lene fluit Nilus ſed cunctis amnibus extat
Utilior, nullas confeſſus murmure vires.

. . .

Sed caret eventu nimius furor improba nunquam
Spes lætata diu.

Alle dieſe Stellen und deren noch viele andere, ſind von einem ungemeinen Nachdruck. Die Verſe ſind durchgehends ſo ſchön nach den Worten als nach den Gedancken, und obgleich dieſer Dichter ſchon gegen die Zeiten gelebet hat, die man barbariſch nennet, ſo verdienen doch ſeine Ausdrücke und ſcharfſinnige Gedancken in den Zeiten des Auguſts einen vorzüglichen Rang.

Unter den Alten, welche bloſe Sinn-Gedichte geſchrieben haben, iſt Martial unvergleichlich. Er iſt ſo natürlich, ſo ſinnreich, ſo angenehm in ſeinen Ausdrücken, daß man ſo viele Empfindungen hat als man bey ihm Wörter findet. Folgender Vers iſt von ihm:

Sunt bona, ſunt quædam mediocria, ſunt mala plura
Quæ legis, hic aliter non fit, Avite; liber.

Hat jemahl ein Bücherſchreiber demüthiger und beſcheidener von ſeinen eigenen Wercken geurtheilet? Von ſeiner Scharfſinnigkeit zeigen unter andern dieſe Worte:

Nolo

Nolo virum facile redimit qui ſanguine famam
Hunc volo, laudari qui ſine morte poteſt.

Seine Beſchreibung aber von einer glückſeligen Lebensart betrift alles, was man davon ſagen kan.

Res non parta labore ſed relicta;
Non ingratus ager, focus perennis
Lis nunquam; Toga rara, mens quieta;
Vires in genuæ, ſalubre corpus,
Prudens ſimplicitas, pares amici,
Convictus facilis, ſine arte menſa,
Nox non ebria ſed ſoluta curis.
Non triſtis thorus, attamen pudicus
Quod ſis eſſe velis nihilque majus.
Summum nec metuas diem, nec optes.

Wir haben nach ſeinem Muſter eine Menge ſo genanter Epigrammatiſten. Allein ſie haben nicht alle des Martialis Geiſt.

Hierher gehören auch Catull, Tibull, Properz und Petron, welche mit unter die berühmteſte lateiniſche Dichter gehören, theils aber ihre Wercke, die ſonſt in Satyren vortreflich ſind, mit gewiſſen Freyheiten und Unflätereyen beſudelt, daß ſich kaum ein ehrlicher Mann rühmen darf, ſie alle geleſen zu haben.

Unter unſern franzöſiſchen und teutſchen Dichtern haben ſie eine Menge Nachfolger gefunden. Der luſtige Abt Greſſet hat ſich darin beſonders hervorgethan, welches ſich treflich für einen Geiſtlichen ſchickt. Noch neulich kam eine eigne Samlung von dergleichen Gedichten in Paris zum Vorſchein, da alles was nur die Schwelgerey und Unzucht ſinreich ſchandbares erdencken kan, in einer Theophiliſchen Schreibart vorgetragen wird.

Unſer berühmter Günther war wircklich ein treuer Schüler der obigen Dichter. Doch hat man ſeiner jungen Muſe, die gemeiniglich nur bey Bier und Brandwein und Toback ſich ausgelaſſen hat, etwas zu gut gehalten. Was man von ihm gedruckt lieſet, hat, einige Stellen ausgenommen, nichts freches, noch unanſtändiges. Hätte er die reife Jahre erlanget, wo die Erfahrung klug macht, ſo würde er ſo leicht keinen Teutſchen in der Dichtkunſt über ſich gelaſſen haben.

Plautus, Terentius und Seneca haben für die Schaubühne geſchrieben: die erſten beyde haben in den Luſtſpielen die Sitten und Thorheiten ihrer Zeiten mit den lebhafteſten Farben und ſinreichſten Vorſtellungen entworfen. Seneca, aber welchen man zum Unterſchied des Philoſophen den Senecam tragicum nennet, hat uns die ſchönſte Sittenlehre und erhabenſte Gedancken in Trauerſpielen vorgeſtellet.

Ich

Ich werde der Abhandlung von den Schauſpielen eine beſondere Betrachtung wiedmen.

Ich will nur einige wenige Stellen hier zur Probe ihres feinen Witzes und ihrer Denckens-Art mit beyfügen.

Plautus beſchreibet einen Mann der ein gutes Gewiſſen hat, mit folgenden Worten:

Sat enim fautorum habet, qui recte agit.
Eſt profecto Deus, qui, quæ nos gerimus auditque & videt.
Is uti tu me ſui habueris proinde illum illic curaverit
Bene merenti profuerit male merenti par erit.

Terenz ſagt von der Eigenliebe:

Imperito nunquam quicquam injuſtius
Qui niſi quod ipſe fecit, nihil rectum putat.

Seneca ſagt in Hipp. ſehr ſchön vom Kriegs-Weſen:

Invenit artes bellicus Mavors novas
Et mille formas mortis: hinc terras cruor
Infecit omnes etrubuit mare
Tum ſcelera dempto fine per cunctas domos
Jêre nullum caruit exemplo nefas.

. . . .
Quatiant altas ſæpe procellæ
Aut evertit fortuna domos
Minus in parvis fortuna furit
Humida vallis.
Raros patitur fulminis ictus
Tremuit cœlo Jovis altiſoni
Caucaſus ingens, Phrygiumque nemus
Martis Cybeles.
Si æterna ſemper odia mortales agant
Nec coeptus unquam cedat examinis furor
Sed arma felix teneat infelix paret
Nihil relinquent bella.

Ich hätte ſchier den Boethium vergeſſen, der doch vor allen verdienet geprieſen zu werden, weil er ſeine Dicht-Kunſt nur allein der Weisheit und der Sitten-Lehre geheiliget hat. Wie oft hat mich ſein ſchöner und wohl flieſender Vers nicht zur Geduld und Standhaftigkeit ermahnet:

Atras pellere curas
Miſerasque fugere querelas
Non poſſe, potentia non eſt.

Dieſes wären alſo die alte lateiniſche Dichter, die man unter die ſo genante Authores claſſicos rechnet.

Als darauf die Wiſſenſchaften mit der Macht der römiſchen Monarchie zugleich in Abnahme kamen,

kamen, und die Cleriſey allenthalben in Europa den Meiſter ſpielte; geſchah es, daß ſie erſtlich in dem funfzehenden Jahrhundert wieder Licht gewannen.

Petrarcha, Mantuanus, Vyda, Sannæzar, Eobanus, Buchananus, Baldus, Schoneus, Sabinus, Grotius, Heinſius, Barleus und andere mehr brachten die lateiniſche Poeſie wieder empor; Allein ſo glücklich ſie auch darinnen waren, ſo gelangten ihre Ausdrücke und ihre Stärke doch nicht bis zu derjenigen der auguſtiſchen Zeiten. Man fiel vielmehr darauf die mittlerweile in Italien aufgekommene Landes-Sprache, die ein von dem Einfall fremder Völker verdorbenes Latein war, in Aufnahme zu bringen und auf gewiſſe Regeln der Kunſt, der Zierlichkeit und der Beredſamkeit zu ſetzen. Dantes, Arioſto, Taſſo, Petrarch und andere groſe Geiſter verſchönerten dieſe Sprache ungemein.

Die Spanier und Franzoſen machten es ihnen in ihren Sprachen nach; darauf folgten die Engelländer und die Teutſchen; wiewohl mit ungleichen Fortgängen: denn die Italiäner hatten bereits ihre Poeſie zur Vollkommenheit gebracht, ehe noch die andere Völker anfiengen regelmäſige Verſe zu machen. Ja die Teutſchen, ohnerachtet im vorigen Jahrhundert Opitz, Flemming, Hofmans Waldau und Gryphius, die Sprache ziemlich gereiniget hatten, blieben dennoch einigermaſen noch in einer ziemlichen

Unvollkommenheit, bis am Ende deſſelben ein Canitz und Beſſer ſich hervor thaten, und den poetiſchen Galimathias in unſerer Sprache mit ſamt dem gezwungenen und ſchwülſtigen Weſen glücklich abſchaften, denen dann zu unſern Zeiten eine Menge anderer geſchickten Köpfe gefolget ſind, indem ſie beides die Sprache, als die Reimen, zu derjenigen Schönheit gebracht haben, worin wir ſie jetzo ſehen. Wie aber nichts ſo vollkommen iſt, welches nicht noch immerfort wichtige Zuſätze leiden kan, alſo müſſen wir es auch denen Nachkommen überlaſſen, uns eben ſowohl zu übertreffen, wie wir unſre Vorfahren übertroffen haben.

Ob es aber dadurch geſchehen wird, daß einige die Reimen als einen überflüßigen und gezwungenen Zierrath gar abzuſchaffen anfangen, ſolches fält mir ſchwer zu glauben. Meine Ohren ſind einmal an den ſüſen Klang der Reimart gewöhnt. Andere, die daran nicht ſo ſtarck gewöhnt ſind, und dieſe ungereimte Verſe mit keinem ſolchen Vorurtheil leſen, dürfte vielleicht darinnen ehender das natürliche Schöne entdecken. Ich bekenne, daß der Reime kein weſentliches Stück der Dichtkunſt ſey, denn die Alten haben auch nicht gereimt und haben uns gleichwohl übertroffen. Es kan auch ſein, daß die Nachſinnung auf ein geſchicktes Reimwort uns eben ſo leicht von dem was wir ſagen wollen, ableitet und unnöthige Dinge ſagen macht; als es öfters zu glücklichen Einfällen und artigen

Bil-

Bildern Anlaß giebt. Der Herr Kloppſtock hat in der That in ſeinem Meſſias ſolche natürliche Schönheiten und prächtige Auszierungen mit angebracht, daß man kaum des Reimes dabey vermiſſet. Wenn ich aber, wie der Anfang lautet, die Worte in unzertrenten Linien nach einander fortleſe; ſo wird man kaum verſpüren, daß hier ein gekünſteltes Silben-Maas abgemeſſene Verſe vorſtellen ſoll. Alſo leſe ich;

„ Sing, unſterbliche Seele der ſündigen
„ Menſchen Erlöſung, wie der Meſſias auf Er-
„ den in ſeiner Menſchheit vollendet und durch
„ die er Adams Geſchlecht die Liebe der Gott-
„ heit mit dem Blut des heiligen Bundes von
„ neuem geſchencket hat. Alſo geſchah des
„ Ewigen Wille. Vergebens erhub ſich Sa-
„ tan wider den göttlichen Sohn.

Niemand wird ſagen dieſes ſeyen Verſe. Eben ſo wenig als wenn ich aus einem epiſchen Gedichte folgende Zeilen dafür ausgeben wolte:

„ Cairus durchfloß mit ſchlänglenden Zügen
„ die Stille Thäler des Parnaß: ein dunckeler
„ Wald bedeckte mit erhabenen Hügeln das lu-
„ ſtige Gefilde. Ein ſteter Frühling von Blu-
„ men und Früchten herrſchte hier mit immer
„ neuen Freuden; die zarte Lämmer weideten
„ auf den fetten Auen und hüpfeten für Freu-
„ den über den Genuß der freigebigen Natur.

Eine

Eine geringe Veränderung der Sylbe und Wörter würde jenes zu Proſe und dieſes zur neumodiſchen Poeſie machen. Liegt es an dem ſogenanten Metro, oder an den Worten, oder an der Einrichtung und Ausſprache, oder ſonſt an etwas anders, daß dieſe neue Art ungereimter Verſe mir nicht verſenmäßig klingen will? Ich weis es nicht: So viel weis ich, daß der berühmte Herr Bodmer in Zürch mir bereits vor mehr als zwanzig Jahren die Ehre gethan, und an mich dieſer Sache wegen geſchrieben hat, um meine Meynung von ungereimten Verſen, davon er eine geſchickte Probe mit beylegte, zu wiſſen. Ich habe aber, weil ich nicht ſeiner Meynung war, mich nicht darüber erklären wollen. Ich glaube, daß man dieſen gründlich gelehrten Mann für den Urheber dieſer neuen Dicht-Art halten kan.

Die Fabeln und Erzehlungen waren bey den Alten ſchon bekant wie Phoedri und Aeſopi Fabeln ſolches bezeigen; zu unſern Zeiten aber ſind ſie ſo gemein, daß man ſchier für keinen rechten Poeten gehalten wird, wenn man nicht auch in dieſer Art von Gedichten ſich vernehmen läſſet. Den erſten Geſchmack davon haben wir von den Italiänern, inſonderheit aus dem Decameron des Bocaci, dem darauf unter den Franzoſen der la Fontaine in ſeinen Fabeln und Erzehlungen gefolget iſt. Ganz Europa war entzückt über die beſondere Einfälle dieſes ſinnreichen Franzoſen. Hundert Federn bemüheten ſich um die

Wet-

Wette, es ihm nachzumachen; allein keiner konte ihn darin erreichen.

Die Teutſchen wagten ſich gleichfals an dieſe Schreibart und waren darin nicht wenig glücklich. Herr Magiſter Gellert zu Leipzig, hat unter vielen ſich dadurch einen eignen Ruhm erworben; man überſezte ſo gar ſeine Erzehlungen in die franzöſiſche Sprache. Eine Ehre, die bisher noch wenig teutſchen Schriften wiederfahren iſt. Ich muß bekennen, daß mir dieſe Fabeln des Herrn Gellerts überaus gefallen: Das natürliche Weſen und der artige Schwung, denen er ſeinen Gedancken zu geben weis, erhebet dieſelbe mit einem ganz beſondern Vorzug, um ſo viel mehr, weil er daben alle ungeziemende und anſtöſige Ausdrücke artigtugendhaft zu vermeiden und gleichwohl ſeine Leſer ſcherzend zu beluſtigen weis.

Die Herrn von Hagedorn, Lange, Tonsbrich, Nauman und andre mehr ſind ihm glücklich nachgefolget, ſie machen alleſamt teutſchland Ehre; und zeigen durch ihre Erzehlungen, daß ihnen nichts an dem feinen Witz gebricht, den ehedeſſen der Pater Bouhours denen teutſchen nicht hatte zutrauen wollen.

Wer die niederſächſiſche Samlung und die Beyträge des Witzes und Verſtandes lieſet, wird darinnen vortrefliche Meiſterſtücke, beſonders von dem Herrn Richey, Schlegel und andern

dern mehr finden, die alleſamt verdienen das Gedächtnis ihrer Verfaſſer unſterblich zu machen.

Was die Ausländer betrift, ſo haben ſich unter denen Italiänern, nach den erſten Vätern der Dicht-Kunſt neuerer Zeiten, deren wir oben gedacht, die Marini, Guarini, Bonarelli, Redi, Zappi, Manfredi ꝛc. mit Ruhm hervorgethan. Doch ziehen die Italiäner ſelbſt die alten den neuern vor. Ja die Wercke des Dantes und Arioſto ſind ſo ſchwer zu verſtehen, daß man meynet, ſie ſeyen in einer andern Sprache geſchrieben. Ich muß bekennen, daß ich unter allen lebenden Sprachen in Europa die Italiäniſche für die ſchönſte halte. Die Muſic verſtändige ſcheinen darin meinen Geſchmack zu rechtfertigen; indem ſie dieſelbe am liebſten zu ihren Geſängen gebrauchen. Dieſes aber verdirbt die italiäniſche Poeſie, daß ſie ſich allzuviel mit übertriebenen Bildern und Wörterſpiel aufzuhalten pflegt, welches wohl den Ohren ſchmeichelt, aber den Verſtand zu leer läſſet: Alſo braucht Baldus den man den Lyriſchen Dichter nennet, im lateiniſchen nur drey Zeilen, um dasjenige zu ſagen, was Marini kaum in acht Zeilen hat auszudrucken gewuſt. Sie verdienen hier eine Stelle und enthalten eine Beſchreibung von der Schönheit.

Violen-

Violenza gentil che opprime, affrena
Tira, eforza, rapiſce, e pur non noce
Toſco vital che nutre & avelena
Eſenza danno, al cuor paſſa veloce
Magia dal ciel ch incanta & incatena
E non ha mano e non ha lingua ò voce
Voce che muta perſuade e prega
Man che ſenza legami annoda è lego.

Baldus faſſet alle dieſe Bilder und Wortſpielungen in wenig Ausdrücke, die nun ſo viel ſtärcker und ſchöner ſind, weil ſie den feinſten Witz und die artigſte Gedancken offenbaren: Alſo ſagt er von der Schönheit:

Dum tacet, clamat, facies venuſta.
Dum negat, poſcit, dolor eſt diſertus,
An loqui fruſtra prohibebis illam? muta
perorat.

Man würde mir einen Gefallen thun, wer dieſe Bewegungen und Grund-Sätze ſo glücklich in etlichen teutſchen Verſen auszudrucken ſich bemühen wolte.

Die Engelländer, wie ſie alle Künſte und Wiſſenſchaften aufs höchſte zu treiben ſuchen, haben ſeit einem Jahr hundert auch vortrefliche Dichter ſo wohl in der Lateiniſchen als in ihrer Landes-Sprache gehabt. Unter dieſen leztern ſind inſonderheit Waller, Wicherley, Conareve,

Stee-

Steele, Addiſon, Pope und andre mehr berühmt worden. Ihre Sprache iſt zwar nicht rein, ſondern gleichſam aus allen Sprachen von Europa zuſammen geſezt. Allein dieſes macht eben, daß man ſich deſto reicher und ſtärcker darin ausdrucken kan. Annehmlich und ſchön aber klingt ſie, wenigſtens in meinen Ohren, nicht; dann ſie hat allzu viel einſilbige Worte und Conſonanten, die ſie theils noch darzu auf eine ganz andre Weiſe, als ſie ſolche ſchreiben, ausſprechen.

Die Holländiſche Sprache iſt nichts anders als ein verdorbenes oder plattes Teutſch. Ehe noch die vereinigte Niederlanden eine beſondere Republik ausmachten, ſchrieb man in den Provinzen jenſeit der Maas Flammiſch; dieſes war ein verworrenes franzöſiſch Wälſch, oder Walloniſch. Wie ſolches noch die Urkunden ausweiſen. Diſſeits aber in Geldern, Cleve, Holland, Utrecht, Friesland u. ſ. w. eine Art von Plattteutſch. So bald aber dieſe Provinzen ſich zuſammen ſchlugen und einen neuen Staats-Cörper ausmachten, ſo muſten nothwendig die Befehle der Regierung in einerley Sprache abgefaſſet werden. Es fanden ſich darauf eine menge Bücher in dieſer niederländiſchen Sprache, darunter auch viele Gedichte und Schauſpiele ſind. Des Penſionarius Catz, Vondel, Vanbruch und andre Wercke mehr haben darunter ſich bekant gemacht. Ihre Sprache ſchickt ſich

nicht

nicht allerdings zu heroiſchen Sachen; Es iſt mehr eine weichliche Frauen-Sprache; dem ungeacht, ſo laſſen ſich doch ihre Verſe wohl hören.

Die ſpaniſche Mundart iſt reich, ſchön und wohllautend; ſie komt viel auf das Italieniſche; ihre Ausſprache aber in ios ſetzet ihren Endigungen einen prächtigen Thon mit bey. Sie haben aber auch viele Wörter, welche ſie wie die Schweitze aus der tiefen Gurgel heraus ziehen, und welche man ihnen nicht wohl nachſprechen kan, als Caravagal, Almanzara ꝛc. Ihre Poeten ſind bey uns wenig bekant, ſie reimen nach Art der Italiäner.

Unter denen Franzoſen ſind die beide Corneille, Racine, Vater und Sohn, Rouſſeau, la Mothe, Regnard, Fontanelle, Corbillon, Chaulieu und die Frau von Deshouillieren berühmt. Vor ihnen waren ſolches Malherbe, Voiture und Molliere. Die Schriften des leztern dürften wohl ihren Ruhm noch lange behaupten. Unter denen noch lebenden hat ſich der Herr von Voltaire ſo berühmt gemacht, daß man kaum von den andern ſpricht; doch haben die Herrn la Chauſée, Deſtouches, und andre mehr durch ihre Schauſpiele groſen Beyfall gewonnen.

Wie die ganze franzöſiſche Völkerſchaft vor andern dem Singen, Tanzen, Spielen und Plaudern ergeben iſt, alſo giebt es unter ihnen auch

auch die meiſten Sänger, Tänzer, Spieler und Poeten. Das franzöſiſche Geblüt iſt leicht, ſinnreich, lebhaft und zur Fröhlichkeit geneigt: ſie ſind deswegen fruchtbar an allerhand Erfindungen, Luſtbarkeiten und Schauſpielen. Wir Teutſchen, als ihre freiwillige Affen, thun ihnen alles nach. Jährlich kommen eine menge Lieder, Schauſpiele, Überſetzungen, Fabeln, Helden- und Schäfer-Gedichte und dergleichen bey uns heraus; Ja was am meiſten zu verwundern iſt, ſo ſind es nicht unſre ihnen nahgelegene Rhein- und Wein-Länder, die denen Franzoſen hierin nachahmen und ſich in der Dicht-Kunſt hervorthun, ſondern es ſind meiſtens die Bier- und Nord-Länder. Wo man bey einem glüenden Ofen, bey Bier und Toback, die ſchönſte Lieder und Gedichte ausbrühet. Ich ſelbſt fande ehemahls den lieben Phoebus viel gütiger bey den leichten Getränken der Ceres in Sachſen, als in den luſtigen Gefildern des Bachus. Ich habe unſern Naturkündigern darüber ſchon öfters die Frage zur Erörterung vorgelegt, warum in Italien und in Franckreich der Wein; und in den nordiſchen Ländern das Bier die beſte Dichter zeuget? Allein darüber noch keine Auflöſung bekommen.

Unſere teutſche Dicht-Kunſt komt unterdeſſen noch immer mehr und mehr empor: Selbſt das ſchöne Geſchlecht ſcheinet ſich an verſchiedenen Orten damit ein eignes Geſchäfte zu machen; wie die Exempel der Frau von Ziegler, der Fräulein von Pönigkau, der Frau Prof. Gottſched,

der

der Jungfer Waltherin und Jungfer Löberin zeugen, bey denen man nicht nur die zärtliche Schönheit in den Reimen, ſondern auch eine männliche Stärcke in den Gedancken findet. Lehm hat ſchon vor längſt eine ganze Samlung von galanten teutſchen Poetinnen herausgegeben. Sicheres Kennzeichen, daß es uns Teutſchen nicht an poetiſchem Geblüte mangelt.

Ja, die Dicht-Kunſt ſteiget ſo gar zu unſrer Zeit mit den ſchönen Wiſſenſchaften bis auf den Königlichen Thron und vereiniget den Lorbeer-Cranz des würdigſten Siegers mit demjenigen des Apollo. Nur ſind dabey unſre teutſche Muſen ein wenig eiferſichtig, daß ihnen hier ein Ausländer, ſo ſchön er auch ſinget, die Ehre des Vorzugs raubet.

V.

Von der Schauſpiel-Kunſt.

Die ganze Welt iſt ein Schauſpiel. Die Spielende ſind wir und die Veränderungen machen unſre Leidenſchaften:

- - Vita hæc eſt fabula quædam
Scena autem mundus verſatilis; Hiſtrio & Actor
Quilibet eſt hominum. Sagt Palingenius.

Wann ein geiſtloſer Prediger ſeine mühſam ausgeſtudirte Predigt, zum Vergnügen ſeiner eingebildeten Weisheit, heilig ſtolz daher ſaget: Wann die Auszierungen in der Kirche, die prächtige Ceremonien mit untermengten Chören und muſicaliſchen Inſtrumenten eine geiſtliche Opera vorſtellen: wann ein verbuhltes Weib einen jungen Stutzer mit reitzenden Blicken in ihr Garn zu locken ſuchet: Wann ein Spieler bey dem Umſchlag einer Carte die Farbe verändert, und mit erhabenen Flüchen auf das ihm feindſelige Glücke läſtert? Sind dieſes nicht ſolche Un-

Umstände die ein wahres Schauspiel ausmachen? Findet man nicht allenthalben lächerliche Geizhälse, arme Prahler, listige Betrüger, scheinheilige Frommen, leichtsinnige Prasser, kleine Hoffärtigen und grose Taugenichts?

Was ist nun hier der Unterscheid zwischen der Schauspiel-Kunst und zwischen dem gemeinen Leben? kein andrer als zwischen einem Gemählde und zwischen einem Original. Siehet man nicht mit Entzücken die Schildereyen des berühmten Teyxel, von den ritterlichen Thaten des Don Quichotten? Wen beleidigen die lustigen Figuren eines Breugel und eines Callot? Schätzet man sie nicht um so viel höher, weil sie nach dem Leben gezeichnet sind? Die Schauspiel-Kunst stellet die Menschen in ihren Leidenschaften und Thorheiten vor: sie sucht den Menschen die Tugend liebenswürdig, die Laster abscheulich und die Thorheiten lächerlich abzuschildern, mithin zugleich zu unterrichten und zu ergötzen. Kan ein zur Belustigung des Menschen angestelltes Spiel einen edlern und würdigern Endzweck haben?

Die Schauspiele sind schon in den ältesten Zeiten im Gebrauch gewesen. Die gesitteste Völker haben jederzeit dieselbe in Ehren gehalten, weil man sah, daß die Menschen durch nichts leichter könten gerühret werden, als durch die lebhafte Vorstellung gewisser Exempel und Begebenheiten. Was nicht in die Sinnen fällt,

macht bey den meisten Menschen wenig Eindruck. Bloße Vernunft-Schlüsse und Lehr-Sätze lassen insgemein den Menschen wie er ist. Dann der Weisen, die solche verstehen, sind nicht viel. Es gilt bey dem ganzen Volk um solche Mittel, die ihm dasjenige vor Augen stellen und begreiflich machen, was die Tugend und die Pflichten des burgerlichen Lebens von ihm erfordern.

GOtt selbst ließ sich so weit zu den Schwachheiten der Menschen herunter, daß er sie durch äuserliche Bilder und Vorwürfe in seinem Gehorsam und in einer seinen Geschöpfen gebührenden Abhänglichkeit zu erhalten suchte. Er rührte ihre rohe Sinnen durch Donner und Blitzen, als er ihnen sein Gesez gab. Er befahl ihnen Opfer-Dienste und Ceremonien um ihrer Herzen Härtigkeit zu bewegen; zugleich aber ihnen dadurch die Geheimnisse beyzubringen, die zu ihrer näheren Erkentnis und zu ihrem Glauben dienen solten.

Der heidnische Gottesdienst war nichts anders als ein Schauspiel, welches die Priester dem Volk gaben. Bachus war den Trauerspielen und Apollo den Lustspielen vorgesezt. Mitten in den Tempeln richtete man Altäre auf und heiligte sie entweder einem Helden oder einer Gottheit, nach denen Absichten desjenigen Festes das man feyern wolte.

In

In Anſehung des buraerlichen Regiments verfuhr man auf gleiche Weiſe: Alles geſchah mit Pomp und Pracht, mit Aufzügen und mit Ceremonien, um das Volk aufmerkſam zu machen, und diejenige Begriffe ihnen beyzubringen, die man zum beſten des gemeinen Weſens für nöthig und gut fand.

Die älteſte und beſte Bücher waren in dieſem Geſchmack geſchrieben. Es waren Erzehlungen, Fabeln und Geſpräche, worzu man die Umſtände theils aus den Geſchichten entlehnte, theils ganz und gar erdichtete. Dieſe wurden auf die Schaubühnen gebracht, durch geſchickte Redner vorgeſtellt und dem Volk zur Ergötzlichkeit geſpielet. Auf dieſe Weiſe wurden die Sitten der Völker in den älteſten Zeiten formiret. Nachdenckliche und rührende Exempel thaten hier die beſte Wirckung. Das Volk lief haufenweis zu, wo ſich nur etwas einem Schauſpiel ähnliches zeigte.

Epicharmis, Eſchil und Crates waren die erſten, welche dieſen Vorſtellungen eine gewiſſe Einrichtung und Ordnung gaben. Sie ſtellten die Götter und die Helden vor, und legten ihnen ſolche Worte und ſolche Gedancken in den Mund, welche ihrem Caracter gemäs waren. Die Poeſie brauchte hiebey ihre reitzende und durchdringende Anmuth, und der menſchliche Witz alle Scharfſinnigkeit, um die edelſte Empfindungen der Tugend ſo liebenswürdig als die Laſter

abscheulich vorzustellen. Man mengte darunter das beissende Salz einer lebhaften Satyre: Die Tänze, die Lieder, die Chöre, die Thon-Kunst; mit einem Wort, alles was rühren und die Einbildung der Menschen einnehmen konte, das wurde hier mit aller möglichen Geschicklichkeit angebracht.

Es ist wahr, einige muthwillige Dichter trieben die Sachen hier zu weit. Insonderheit bedienten sich die Herrn Philosophen und Poeten zu Athen einer allzugroßen Freiheit. An statt die Thorheiten und Laster überhaupt auf die Schaubühne zu bringen, führten sie auf derselben wirkliche Personen auf, denen sie gehäßig waren. Die artigste und vornehmste Leute in dieser Republick wurden öfters auf diese Weise dem Volk zum Gespötte ausgesetzt. Die Wohlanständigkeit der Sitten litt darunter ungemein; Eifersucht, Feindschaft, Verbitterung und Zwietracht wurden dadurch genährt. Dieses konte nicht anders als ehrlichen Leuten misfallen. Plato machte deswegen, daß ein so schändlicher Gebrauch abgeschaft und durch ein besonderes Gesez verboten wurde.

So sah die Schaubühne bey den Alten aus. In den Trauerspielen sah man die Thaten der Helden, die Wuth der Leidenschaften und die wichtigste Handlungen des menschlichen Lebens vorstellen. In den Lustspielen oder Comedien aber wurden die Laster und die Thorheiten der Men-

Menſchen in ihrer Zufriedenheit voller aufgeführet. Der Zweck von beyden war die Sitten der Menſchen zu verbeſſern, indem man ſie zu beluſtigen ſuchte.

Wir leſen mit einer entzückenden Bewunderung die Geſpräche und Schauſpiele des Pindarus, des Euripides, des Menander, des Sophocles, des Ariſtophanes, des Lucian, welche nach dem Griechiſchen Geſchmack geſchrieben ſind; und die Wercke der beyde überaus glücklichen Comedien-Dichter bey den Lateinern Plautus und Terenzius, davon der eine den Pöbel und der andere den Adel luſtig-ſinnreich vorſtellte. Hieher gehöret auch Seneca, welcher von ſeinen Tragedien den Namen Seneca tragicus bekommen hat: Zum Unterſcheid des groſſen Weltweiſen, der durch ſeine herrliche Schriften in ungebundener Rede ſich einen unſterblichen Namen erworben hat. Wiewohl viele der Meynung ſind, beide wären einer geweſen; welches daher faſt wahrſcheinlich wird, weil man von den Lebens-Umſtänden des tragiſchen Seneca keine weitere Nachricht hat. Die Schauſpielkunſt aber zu den Zeiten des Senecæ philoſophi am höchſten getrieben wurde.

Die an ſchönen Geiſtern ſo fruchtbare Zeiten der Römer hatten noch verſchiedene vortrefliche Schauſpiel Schreiber, deren Wercke aber nicht bis auf die unſrigen gekommen ſind. Man rechnet darunter die gröſte Kayſer und Häupter der

Republick, als den Sylla, den Ceſar, den Auguſt, den Germanicus und Titus; ja gar, vor ihnen, den groſen Scipio. Auch meldet Cicero daß Lelius und Furius Schauſpiele ſollen geſchrieben haben. So viel iſt gewiß, daß zu denen Zeiten, da in Griechenland und zu Rom die gröſte Leute gelebet, folglich die edelmüthige Empfindungen der Ehre und der Tugend am weiteſten ſind getrieben worden, die Schauſpielkunſt in ihrem erhabenſten Glantz geweſen iſt; und in der That, wodurch hätte man ſolche lebhafter und rührender können vorſtellig machen, als durch die auf den Schaubühnen mit der geſchickteſten Redekunſt begleitete Poeſie?

Der Verfall der Griechen und der Römer zog zugleich den Untergang der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften nach ſich. Finſtere und barbariſche Zeiten folgten auf den Glanz zweyer Völcker welche den Witz und die Tugend der ganzen Welt ſchienen mitzutheilen. So wie die alte Einwohner dieſer beglückten Gegenden von rohen und ungeſitteten Völckern vertrieben und ausgerottet wurden, ſo befiel auch ein gleiches Schickſal die Künſte und Wiſſenſchaften. Die gantze Welt verfiel in eine grobe Unwiſſenheit.

Niemand legte ſich mehr auf Sprachen und Wiſſenſchaften als einige Geiſtlichen in den Clöſtern. Der Adel konte weder ſchreiben noch leſen. Er wuſte genug, wann er ſeinen Speer

und

und ſeinen Gaul reaieren konte. Kriegen und Jagen, und ein wenig beten, das war ſein Handwerck. Die Fürſten und Majeſtäten hatten ſelten mehr gelernt als ihren Namen ſchreiben, und dieſes noch ſo ſchlecht, daß man, nach Ausweiſung des Mabillons Diplomatic, ſolche kaum zuſammen buchſtabiren kan. Die Schauſpieler hatten zu dieſen Zeiten keine ſchwere Stellen mehr auswendig zu lernen, und die Zuſchauer begnügten ſich mit Zoten und Narrenspoſſen. Die Schauſpieler ſelbſt waren ein Schaum von liederlichem Geſindel: ihre abgeſchmackte Fratzen und Unflätereyen beleidigten die Religion und alle gute Sitten. Die Kirchenväter eiferten deswegen auf ſie mit Recht; beydes, die burgerliche als geiſtliche Geſetze, erklärten ein ſo unwürdiges Handwerck für ſchändlich und ehrlos, und berechtigten die Eltern ihre Kinder zu enterben, wann ſie ſich zu denen Banden der Gaukler und Comedien-Spielern ſchlagen würden.

So bald aber in dem funfzehenden Jahrhundert mit den mathematiſchen Wiſſenſchaften auch die Sprachkunſt wieder empor kam, ſo ſuchte man auch die Schriften der Alten wieder hervor; Man unterwies darinnen junge Leute, und machte ſie den Schulen gemein: Wer etwas ſchönes ſchreiben wolte, der legte ſich ſolche zum Muſter vor, und man wurde nicht ehender ſtark in der Sprache und Dichtkunſt, als nach dem man ſolche glücklich nachzuahmen wuſte.

Erasmus, Melanchton, Beza, Buchanus, Portanus, Schonäus, Grotius und andere vortr fliche Leute mehr, gaben hiebey Gespräche und Schauspiele heraus, welche nach dem Geschmack der Alten verfertiget waren, und durch junge Leute auf den Schulen vorgestellet wurden, beides um ihnen dadurch die Geschicklichkeit der Redekunst als erhabene Exempel der Tugend und der Sittenlehre beyzubringen.

Die Italiäner, wie sie sonsten die schöne Künsten und Wissenschaften in ihren Provinzen beherberget hatten, waren unter allen Völkern auch die ersten, welche solche wieder hervorbrachten. Sie verfertigten vortrefliche Werke für die Schaubühne, und weil sie dabey auch ein feines Gehör in der Tonkunst hatten, so suchten sie solche mit der Schauspielkunst auf eine desto sinnreichere und reitzendere Art zu verbinden. Daraus entstunden die sogenante Opern. Nur findet man dieses an den Italiänern auszusetzen, daß sie sich durch die Lebhaftigkeit ihrer Bilder allzusehr aufbringen liesen, dergestalt, daß sie dabey nicht selten in das Unnatürliche und Schwülstige verfielen, mithin sich in ihren eigenen Gedancken übersteigen.

Die Teutschen, welche sonst in andern Dingen die Franzosen sich zum Muster erwehlet hatten, folgten Anfangs in der Dichtkunst denen Italiänern: Sie übersetzten ihre dramatische Gedichte, und gewannen dadurch den Geschmack

der

der übertriebenen Figuren und Gleichniſſen. Opitz, Lohenſtein, Hofmannswaldau und Gryphius, als die Groſsväter der teutſchen Dichtkunſt, formirten davon den erſten Geſchmack. Ihre Schäfer- und Helden-Gedichte waren nicht wohl auf die Schaubühne zu bringen. Die Meiſter-Sänger hatten bis dahin die teutſche Schaubühnen meiſtentheils eingenommen. Dieſes waren gute ehrliche Handwercks-Leute in Nürnberg, Augſpurg, und andern Reichs-Städten, welche die Schauſpiele von den alten Helden und ihren ritterlichen Thaten Geſang-weiſe vorſtelleten.

Unterdeſſen geſchah es, daß die italiäniſche Opern bey uns Teutſchen Mode wurden. Es fanden ſich deswegen bald einige geſchickte Leute, die auch dergleichen in unſerer Sprache verfertigten; Allein ihr Werth iſt noch nicht ſo weit geſtiegen, daß man ſie an groſen Höfen anſtatt der italiäniſchen gebrauchen ſolte. Die italiäniſche Kehlen können in keiner andern als in ihrer eigenen Sprache ſingen.

In Sing-Stücken haben ſonſt Herr Brocks und Herr von Uffenbach gezeiget, was unſre teutſche Sprache in Beziehung auf die Muſic vermag. Doch beyde haben ſelbſt als groſe Kenner der Thon-Kunſt, gleichſam, als ob ſie darinnen ihrer eigenen Mutterſprache nicht traueten, die ſchönſte italiäniſche Cantaten verfertiget.

So ſehr auch in Franckreich die beide Corneillen wie auch Racine und Crebillon in Trauerſpielen ſich hervor gethan haben, ſo waren unſre teutſche Schaubühnen doch noch viel zu ſchlecht eingerichtet einige Stücken von ihnen vorzuſtellen. Unſere teutſche Comedianten, welche meiſtens verunglückte Studenten waren, die ſich mit einigen ihres Gattung Weibsbilder verkuppelt hatten, und ohne Ordnung und Regeln von einem Ort zum andern auf die Jahr-Meſſen herum zogen, machten ſich keine Mühe mit dem Auswendig lernen. Sie ſpielten die Stücke des Molliere und der obbenanten franzöſiſchen Dichter, nach ihrer eigenen ihnen ſelbſt beliebten Gedancken, und wie ihnen ungefehr die Redens-Arten darüber in den Mund floſſen. Der Hanswurſt in Wien, als das Haupt der teutſchen Comedianten, erhielt mehr Beyfall durch ſeine ſchmutzige Einfälle und luſtige Schwäncke als alle traurige Tragedien-Spieler. Bis endlich vor ungefehr zwanzig Jahren eine Bande ſich zuſammen thaten und regelmäſſige Stücke auf ihre Schaubühne brachte. Sie wurden in dieſem rühmlichen Unternehmen von dem Herrn Profeſſor Gottſched und deſſen geiſtreichen Ehegattin in Leipzig beſtens unterſtützet. Es wurde darauf von ihnen auch eine ganze Samlung auserleſener Schauſpielen herausgegeben; und ſolchem nach unſere teutſche Schaubühne auf einen ſo ehrlichen und rühmlichen Fus geſetzet, daß ſich rechtſchaffene Leute nicht mehr ſchämen dürften, denenſelben mit beyzuwohnen. Nur fehlt

es

es unſern armen Schauſpielern noch an dem Schutz der Groſen und an einer ordentlichen Einrichtung. Welches, wann es geſchehen ſolte, zur Aufnahme unſerer teutſchen Sprache, wie auch der Künſten und Wiſſenſchaften überhaupt, vieles mit beytragen würde. Die franzöſiſche hat es ungleich weiter gebracht. Allein es iſt auch nur ein Paris.

Der berühmte Herr von Voltaire hat durch ſeine geſchickte Feder nicht wenig zum Glanz der franzöſiſchen Schaubühne mit beygetragen; wiewohl ihm nicht alle Stücke gleich durchgeglücket ſind: Alſo ſagt man von ſeinem Catilina Helas! und von ſeinem Attilla, Holla! Dieſer Herr von Voltaire hat in den Trauer-Spielen an den Herrn Corneille und Racine groſe Vorgänger gehabt, in den luſtigen aber iſt er nicht ſo glücklich als Molliere, Regnard, Destuches, de la Chauſſe u. ſ. w.

Es hat ſich zu unſern Zeiten noch eine dritte Art von Schauſpielen in Paris hervorgethan: dieſelbe iſt blos ſatyriſch und dienet gleichſam zur Critick aller Luſt- und Trauerſpiele die in Franckreich neu heraus kommen. Ich muß bekennen, daß man auf dieſer Schaubühne für ſein Geld etwas rechts zu lachen bekomt. Heraclytus und Zeno ſelbſt muſten darüber ihre runzeligte Stirnen ein wenig verziehen.

Der Stifter dieser neuen Art von Schauspielen war ein aufgeräumter und muthwilliger Kopf, Namens Chevardi. Seine Schauspiele sind unter dem Titel Theatre Italien: (Die italiänische Schaubühne) gedruckt, und bestehen schon aus mehr als zwanzig Bänden. Scherz und Witz und muntere Einfälle herrschen darinnen durchgehends. Leute, die das Lachen für eine Sünde halten, müssen solche nicht lesen. Ernsthafte Leute können sich damit ein wenig aufmuntern. Ich glaube, daß man nicht zu from und tugendhaft, aber wohl leicht zu verdrieslich sein kan.

Die Engelländer, wie sie in allen Dingen, worauf sie fallen, etwas zu feuriges und zu übertriebenes haben, bezeigen solches auch in ihren Schauspielen. Sie verwenden darauf viel Geld; Sie folgen weder den Italiänern noch Franzosen, wohl aber den alten Griechen und Römern, so lang sie nemlich republicanisch gesinnet waren; dann die Freiheit gilt bey ihnen alles. Schakespar, ein Mann von einem grosen Geist, hat sich durch seine Gedichte und Schauspiele bey den Engelländern sehr bewundern gemacht. Er übertraf zu seiner Zeit alle ausländische Dichter in feurigen und lebhaften Vorstellungen; allein er kehrte sich so wenig an die Regeln der Schauspielkunst, daß er sich blos seinen Fantasien überlies; diese giengen sehr weit und würde heut zu Tag ausschweiffend heisen. Das Jahrhundert welches auf ihn folgte, reinigte den vollblütigen

Ge-

Geſchmack. Seine Nachfolger verfertigten Gedichte, die ſich beſſer auf die Schaubühne ſchickten, aber auch von ungleicher Stärke waren; ſie beobachteten mehr Regeln, aber ſie hatten weniger Geiſt. Ihre Trauer-Spiele müſſen Mördereyen und Blutvergieſungen vorſtellen, ſonſt gefallen ſie nicht. Sie treiben die Grosmuth und den Helden-Geiſt ſo weit, als die Römer; ſie wiſſen aber damit nicht die Leutſeligkeit und den Wohlſtand zu verbinden, wie die Franzoſen. Ihre Bürger ſind vernünftig aber ihre Helden raſend.

Die Holländer ſind ungemein zu Luſtſpielen aufgelegt. Ihre Dichter wiſſen vortreflich das Lächerliche und Luſtige in dem gemeinen Leben vorzuſtellen; wenn ſie ein paar zänckiſche Weiber auf dem Marck aufführen, ſo kan man ſich nichts lebhafter und natürlicher einbilden. Nichts iſt beredſamer, nichts bündiger als ihre Schlüſſe und Scheltworte. Allein wenn ſie als Helden und Könige auf ihren Schauplatz treten, ſo höret und ſiehet man nichts als Comedianten.

Es ſey, daß ihre weichliche Sprache, ſo wohl als die Unwiſſenheit, in Anſehung der Sitten groſer Leute, daran Schuld iſt; oder, daß überhaupt ihre Gemüths-Beſchaffenheit nicht ſowohl das Erhabene, als das gemeine Burgerliche kennet. Sie haben im übrigen keinen Mangel an guten und geſchickten Poeten.

Was die Regeln der Schauſpiel-Kunſt anlangt, ſo hat man dabey vornehmlich darauf zu ſehen. 1) Daß darin durchgehends der Wohlſtand in Sitten, Gebehrden und Worten beobachtet werde. 2) Daß in den Helden-Gedichten nichts gezwungenes und übertriebenes; in den Luſtſpielen nichts alberes und ſchandbares vorkomme; in beyden aber der Zweck nur allein auf die Ehre der Tugend, und die Schändlichkeit der Laſter gerichtet ſein mögte. 3) Daß wenigſtens in allen Vorſtellungen die Wahrſcheinlichkeit, und dabey. 4) Die Einheit des Orts beobachtet werde. 5) Daß die Geſchichten künſtlich verwickelt, am Ende aber mit einer Haupt-Handlung auseinander geſezt, und zur Ehre der Tugend geendiget werde. 6) Daß man die zum Zuſammenhang der Geſchichte erforderliche Nachrichten, Erzehlungweiſe und durch Boten füglich beybringen laſſe. 7) Daß man die Zwiſchenſpiele mit der Haupt-Handlung geſchickt zu verbinden und mit einzuſchieben wiſſe.

Dieſe wenige Regeln ſcheinen mir zu einem guten Schauſpiel hinlänglich zu ſein: ſie ſind ſchwerer zu beobachten als man ſich ſolches einbildet. Zuviel Regeln verwirren und verhindern öfters, daß die ſchönſte Stellen nicht wohl können angebracht werden. Natur, Vernunft und Erfahrung, bey einem feurigen und lebhaften Witz, zeigen von ſelbſt das anſtändige und regelmäßige in einem Schauſpiel.

Ariſtoteles, der alle Künſte und Wiſſenſchaften in Ketten und Banden zu legen ſuchte, hat auch die Schauſpiel-Kunſt einem dergleichen deſpotiſchen Zwang unterwerffen wollen. Allein die Schauſpiele brauchen keiner andern Kunſt als die, welche von der Natur hergenommen wird. Sie ſchildern, und ihr nachahmen, dieſes nenne ich Kunſt; alles was gezwungen und übertrieben iſt, das kan nicht gefallen.

Quintilianus hat dieſes in wenig Worten ſchön ausgedruckt: Cura verborum, ſagt er, derogat affectibus fidem & ubicunque ars oſtentatur, veritas abeſſe videtur.

Pope ſagt von den Regeln der Natur

Point de genie heureux, que celui qu' elle inſpire
Avec elle tout plait, tout vit, tout inſpire.

Ich beſchlieſe dieſe kurze Betrachtung über die Schauſpiel-Kunſt mit einer vernünftigen Anmerkung des Montagne.

» In Städten, ſagt er: * wo eine gute » Policey herrſcht, ſoll man bedacht ſein, das » Volk ſowohl zu öffentlichen Spielen und Ergötzlichkeiten, als zur Andacht und zu ernſtlichen Dingen zu verſamlen. Die Freundſchaft » und das geſellige Weſen wird dadurch beför-

* L. I. c. 25.

» dert. Man kan ihm keinen beſſern und un-
» ſchuldigern Zeitvertreib vergönnen, als im
» Angeſicht ſo vieler Menſchen und ſelbſt in Ge-
» genwart der Obrigkeit. Ich halte es deswe-
» gen für ſehr vernünftig und wohlgethan, wann
» ein Fürſt zuweilen auf ſeine Koſten dem Volk,
» aus einer väterlichen Liebe und Freundlichkeit
» Schauſpiele geben läſſet; in volkreichen Städ-
» ten aber ſolten darzu gewiſſe Plätze, die ſich
» darzu ſchicken, beſtellet werden; denn bey of-
» fentlichen Beluſtigungen ſind weniger Sün-
» den und Ausſchweiffungen zu beſorgen, als
» bey denen, die man im Verborgenen zu ſuchen
» pflegt.

VI.

Von der Thon-Kunſt.

ICh komme von der Schauſpiel-Kunſt auf die Thon Kunſt. Dieſe beſtehet in der künſtlichen Abwechſelung und Übereinſtimmung reiner Thöne, welche, in dem ſie die Ohren rühret, zugleich das Herz und die Leidenſchaften der Menſchen in Bewegung zu ſetzen geſchickt iſt. Sie erweckt nach ihren verſchiedenen Satzweiſen bald die Freude, bald die Zärtlichkeit, bald den Muth, bald die Andacht.

Von derſelben Urſprung ſinget Lucretius folgender Geſtalt:

At liquidas avium voces imitarier ore,
Ante fuit multo quam levia carmina cantu,
Concelebrare homines poſſent auraque juvare.
Et Zephyri cava per calamorum ſibila primum
Agreſtres docuere cavas inflare cicutas.

Inde minutatim dulces docuere querelas.
Tibia quas fundit digitis pulſata canentum.
Avis per nemora ac ſylvas ſaltusque reperta.
Per loca paſtorum diſertaque devia ſylvis:
Sic unum quicquid paulatim protrahit artus.

Schon in den älteſten Zeiten bediente man ſich der Thon-Kunſt zum Dienſt der Gottheit in den öffentlichen Tempeln. Plato fand darin denjenigen göttlichen Geiſt, der die ganze Welt belebet. Strabo ſagt, daß die Elephanten ſich durch den Thon einer kleinen Drommel beſänftigen lieſen, und Plutarch meldet eben dieſes von andern wilden Thieren. Amphion und Orpheus trieben die Thon-Kunſt ſo weit, daß, nach dem Ausdruck der Fabel-Lehrer, die Thiere und die Felſen dadurch beweget wurden.

Movit Amphion lapides canendo.

Das Jüdiſche Volk: das von GOtt erwehlte Geſchlecht Iſrael, brachte die Thon-Kunſt biß in das Allerheiligſte: David, Aſaph und Salomon prophezeyten in den Chören der Sänger und Thon-Künſtler: Sie ſangen ihre Pſalmen und Lieder vor den HErrn und begleiteten ſolche mit ihren Harffen, Geigen, Pfeiffen und Cymbaln.

Die Chaldeer, die Egypter, die Syrer und die Perſianer erwieſen ſowohl als die Griechen und Römer, der Thon-Kunſt gleiche Ehre.

Pytha-

Pythagoras und ſeine Schüler, ſuchten durch ſcharfſinnige Beweis-Gründe darzuthun, daß die Welt nach den Regeln der Harmonie ſey gemacht worden. Lycurg, der ſtrengſte unter den griechiſchen Geſetzgebern, hielt die Thon-Kunſt in einem ſo hohen Werth, daß er glaubte, es ſey nichts geſchickter, ein wildes Volk zu bändigen und geſittet zu machen, als der zärtlich durchdringende Klang der Stimmen und Inſtrumenten. Socrates ſchämte ſich nicht noch in ſeinen alten Tagen die Thon-Kunſt zu lernen und auf der Leyer zu ſpielen. Der griechiſche Philippus hatte eine vortrefliche Stimme, und ſein Sohn Alexander der Groſe, ſpielte auf der Leyer mit ungemeiner Geſchicklichkeit. Epaminondas und Hismenias waren groſe Thon-Künſtler und ſpielten auf verſchiedenen Inſtrumenten. Achilles ſelbſt, der groſe trojaniſche Held, bildete ſich darauf vieles ein. Dahingegen Themiſtocles, wie ſolches Cicero in ſeinen Tuſculan-Fragen berichtet, für weniger gelehrt gehalten wurde, als er die Leyer nicht mehr ſpielte.

Alle alte Scribenten, ſagt der Verfaſſer der Reflexions critiques ſur la poeſie & ſur la peinture, beſtättigen, daß die Thon Kunſt zu ihren Zeiten unter vornehmen und artigen Leuten, für eine nöthige Kunſt gehalten wurde, und daß man es im Gegentheil für ein Kennzeichen einer ſchlechten Auferziehung anſah, wenn man darin unwiſſend war, ſo wie man

heutzutage diejenige Leute betrachtet, welche weder ſchreiben noch leſen können.

Die Thon-Kunſt bey den Alten beſtund aber nicht allein in Geſängen und Inſtrumenten; ſondern man zehlte darunter auch die Dicht-Kunſt, die Tanz-Kunſt, die Spring-Kunſt, die Geſchicklichkeit der Stellungen und Gebehrden; man unterwies einen nicht allein, wie man die Noten ſchreiben, ſondern auch wie man das anſtändige und natürliche Weſen bey dem lebhaften Vortrag einer Rede beobachten müſſe. Die Alten nanten dieſes die Wohlanſtändigkeit der Stimme und der Gebehrden: Ars decoris in vocibus & motibus; wie ſolches Ariſtides und Quintilianus melden, welche von der Thon-Kunſt beſondere Abhandlungen hinterlaſſen haben. Der gelehrte Meibom hat ſolche aus der griechiſchen in die lateiniſche Sprache überſezet.

So gar die wildeſte Völker ſind jederzeit durch den Thon der Geſänge, oder durch den Klang eines muſicaliſchen Inſtruments gerühret worden. Ihr Schari Vari, und ihr ſchnarrendes Geleyer, that öfters bey ihnen die Wirkung, als wie bey uns die ſchönſte Thon-Kunſt. Unſere Reiſende haben eben dieſes von den wilden Americanern beobachtet. Gewiſſes Kennzeichen, daß etwas in der menſchlichen Natur verborgen ſey, welches durch den Laut der Thöne rege gemacht wird. Wir ſehen dieſes auch ſogar an den kleinen Kindern, welche auf-

aufhören zu weinen und zu ſchreien, wenn ihnen ihre Säugammen ein Brim-Bram und dergleichen vormachen.

Man hat noch eine Anmerkung gemacht, welche durch die Erfahrung beſtättiget wird. Man hat nemlich beobachtet, daß die Menſchen, welche durch keine Thon-Kunſt gerühret werden, insgemein von einer rauhen und unempfindlichen Gemüths-Art, mithin zu den Künſten und Wiſſenſchaften wenig aufgeleget ſind. Es iſt gewiß, daß die Harmonie die vornehmſte Grund-Regeln von allem was ſchön und liebenswürdig iſt, in ſich faſſet.

Ich muthmaſſe, daß in der Thon-Kunſt der Alten eine mehr übereinſtimmende Weiſe ſey beobachtet worden, als in unſren heutigen italiäniſchen ſogenanten Concerten und Singweiſen. Wie! wird man hier mir entgegen rufen: Italiäniſch? Hat man auch jemahls die Thon-Kunſt weiter getrieben als in Italien? Hat man iemals darin gröſere Meiſter gehabt? Ich muß bekennen, ich finde in ihren muſicaliſchen Wercken überaus viel Kunſt und eine ungemeine Geſchicklichkeit, die Noten und Thöne auf eine auſerordentliche Weiſe zu handthieren. Ihre Gurgeln ſind gleichſam darzu abgerichtet, einen Thon zu vierteln und wieder zwiefach zu verdoppeln. Ich bewundere die Stücke von Lotti, Buononcini, Nelvi, Händel und Haſſe. Ich habe die beſte Sänger und Sängerinnen

aus Italien gehöret. Mir ſind die Senoſini Bercelli, Cazzoni, Neri und Fauſtina bekant. Allein ich weis nicht, ob eben ihre allzuweit getriebene Geſchicklichkeit nicht zuweilen den Ohren etwas von derjenigen Annehmlichkeit beraubet, die ſie in einer mehr natürlichen Miſchung der überſtimmenden Thöne würden empfunden haben. Ich ſage nichts von dem erſchrecklichen Zwang, womit viele unſrer Virtuoſen, zumahlen die berühmte Fauſtina, ihre Stimmen in die Höhe ziehen, und mit einem erbärmlichen Triller endigen. Es iſt Wunder, daß ihnen nicht darüber die Gurgeln plazen.

Was das ſchlimſte iſt, ſo wollen wir Teutſchen denen Italiänern in allen Stücken der Thon-Kunſt folgen. Es ergehet uns aber damit wie in der Bau-Kunſt; wir verlieren das ſchöne Natürliche, indem wir allzuſehr auf das Feine und Künſtliche verfallen, welches, in der Ausübung gar ſelten glücklich iſt. Aller Zwang iſt der Natur zuwider, und was der Natur zuwider iſt, kan wohl die Sinnen in Verwunderung ſetzen, aber nicht gefallen, noch ergötzen. Wir haben uns das Gehör mit den italiäniſchen Stegen-Noten, und ungewikelten Halsdrillern abſcheulich verdorben. Wir meynen ſie wären ſchön, weil ſie künſtlich ſind; Ich würde ſie aber für ſchön halten, wann ſie natürlich wären, und aus einer holen wohl ausgewölbten Bruſt heraus kämen. Lebten die Menſchen züchtiger und mäßiger, ſo würden ſie auch reinere

und

und geſundere Stimmen haben: ein jeder Thon würde ſein eignes Metall haben und ſo zart, ſo bebend und ſo heftig ſtarck klingen, als es die Beſchaffenheit des Affects erfordert. Allein hier fehlt es uns nicht allein an der Natur, ſondern auch an der muſicaliſchen Rhetoric. Ein ſinnreicher Poet ſetzet die Lieder. Ein berühmter Thon-Künſtler macht die Noten, der Sänger mag ſehen, wie er damit zu recht komt. Man bewundert hier oft die Kunſt, nicht weil ſie ſchön, ſondern weil ſie ſchwer und heßlich iſt.

Ja, wird man ſagen, die Muſick iſt gleichwohl doch eine Kunſt; je weiter man alſo eine Kunſt treiben kan, deſto vollkommener wird auch dieſelbe. Ich gebe den Satz zu; allein ich frage dabey; worin beſtehet die Kunſt? Iſt daß ſie der Natur nachahmen, von ihr abweichen, oder ſolche übertreffen ſoll? Ich glaube das erſte, das andre halt ich für einen Fehler, und das dritte für eine Narrheit; denn ſo bald man von der Natur abweichet, ſo weicht man auch von der Ordnung, die allen Dingen ihre Anmuth und ihre Schönheit gibt; die Natur aber durch die Kunſt übertreffen wollen, heißt ſo viel als Misgeburten zeugen. Wem dieſe gefallen, dem will ich ſeinen Geſchmack laſſen.

In der italiäniſchen Muſick finde ich dieſen Fehler, daß ſie in ihren Arien von der Natur allzuſehr abweichet: in ihren einzeln Parthyen aber die Kunſt ſelbſt noch zu übertreffen ſuchet:

Die

Dieſes letztere beſtehet darin, daß ſie die allerſchwerſte und unleidlichſte Thöne ſo künſtlich-wunderbar vermengt, daß die Natur ſelbſt darüber erſchrickt und die Kunſt mit Verwunderung betrachtet.

Was die Arien betrift, ſo ſind die darin vorkommende Wiederholungen mit dem Da Capo insgemein gar zu lang; Es werden darin alle mögliche Veränderungen der Thöne auf eine zu dem Inhalt der Worte ſich wenig ſchickende Art, der Kunſt nach, durch geſetzt. Man verlieret darüber die Gedancken, die Empfindungen und endlich das rührende Schöne in der Muſick ſelbſt. Die italiäniſche Opern oder Singſpiele haben in dieſem Stück ſo gar etwas lächerliches, wie S. Evermond ſolches bereits beobachtet und in einer eigenen Comedie ſcharfſinnig durchgelaſſen hat.

Eine Cantata iſt nichts anders als ein Geſang, darinnen verſchiedene menſchliche Handlungen und Affecten, jene im Recitatif, dieſe in den Arien, vorgeſtellet werden. Die Muſick iſt hier bemühet, ihre gröſte Schönheit und ihre ſtärkſte Kraft zu zeigen. Es ſind Geſänge; aber dieſe Geſänge in wirckliche Handlungen zu verwandeln und die Perſonen ſelbſt dabey aufzuführen, dieſes überſchreitet ein wenig allzuſehr die Gränze einer vernünftigen Vorſtellung. Man ſinget wohl zuweilen; allein man verrichtet nicht ſeine Geſchäfte im Singen; vielweniger ſin-

singet man, wenn ihre Wichtigkeit und die Empfindung der stärcksten Leidenschaften alles hurtig mit schnell auf einander folgenden Bewegungen verwirrett, wie solches die Schauspiele vorstellig zu machen wissen. Es ist wahr, man spricht dabey auch nicht nach dem Sylben-Maas, wie unsere Dichter die Spielende sprechen machen; Allein, dieses bemercket man so genau nicht, indem der Affect dadurch desto stärker und lebhafter ausgedruckt wird.

Die Kunst ist in allen Stücken bewundernswürdig, sie muß aber von der Natur geleitet und belebet werden, wenn sie anders rühren und gefallen soll. Dann die Natur ist nichts anders als die Ordnung und Übereinstimmung der Dinge, welche die Kunst beflissen ist, auf eine gewisse reitzende Art miteinander zu verbinden, um desto tiefer in unsre Empfindungen einzudringen.

Die Chör der Franzosen sowohl in den Tempeln als in ihren Sing- und Schauspielen haben etwas überaus prächtiges. Sie gefallen und rühren um so vielmehr, weil sie natürlich und bey aller Kunst ungekünstelt sind. Sie überrauschen uns gleichsam mit gantzen Fluten von Thönen.

Sie erwecken Freude und Herzhaftigkeit: sie bewegen die Sinnen und das Gemüth zugleich. Wir Teutschen mengen nicht selten darunter die Trompeten und Paucken; diese starck schallende Musik ist nicht allezeit übel angebracht. Was

auch

auch die zärtliche Italiäner ſonſt mit Recht daran mögen auszuſetzen finden. Sie pflegen ſolche Muſica Tedeſca zu nennen, weil die Teutſchen die lermende Thöne der blaſenden Inſtrumenten gerne hören. Nur muß man dieſes dabey beobachten, daß ſie ein wenig gedämpfet werden, damit der allzulaut durchdringende Schall nicht die ſüſe Harmonie der weichen Inſtrumenten unvernehmlich machen möge.

Unter dem Geräuſch der Waffen, bey kriegeriſchen Handlungen und Aufzügen thun die Trompeten und Paucken eine vortrefliche Wirkung, ſie ermuntern zum Streit, ſie erregen den Muth und benehmen die Furcht und Zaghaftigkeit. Dieſes haben alle Völker beobachtet und ſich deswegen auch derſelben jederzeit in dergleichen Fällen und Umſtänden bedienet. Der Prinz von Conde und andre mehr, wurden von dem Thon dieſer kriegeriſchen Inſtrumenten öfters dermaſſen aufgebracht, daß ſie dabey auch die gröſte Gefahr nicht zu ſcheuen pflegten; und die Soldaten überhaupt ſind dergeſtalt daran gewöhnet, daß ſie unter dem Schall der Trompeten und Paucken noch eins ſo muthig Sturm laufen und auf die Feinde eindringen. Dieſes iſt in der That eine beſondere Eigenſchaft der marzialiſchen Thonkunſt.

VII.

VII.

Von der Mahlerey und der Zeichnungs-Kunst.

DIe Mahler werden wohl mit Recht unſers lieben HErr GOtts Affen genennet; denn alles was von geſchafnen Dingen in unſre Augen fält, das machen ſie mit Strichen und Farben nach. Die Mahlerey iſt alſo eine bloſe Nachahmerin der Natur, ſie hat auch überhaupt keine andere Regeln, als die Aehnlichkeit der Sache zu treffen, die ſie ſich vorzuſtellen bemühet:

Hier ſchildert nur die Kunſt durch die Natur allein,
Und glückt die Schilderey, ſo muß ſie ähnlich ſein.

Ein Werck von Raphael, von Michel Angelo, von Paul Veroneſe, von Caraccio, von Guido Rheni, von Holbein, von Rubens, von Dyck, von Pouſſin, von Coppel und dergleichen groſen Maiſtern ſetzet mich in Erſtaunen. Die

Natur

Natur selbst ist hier entzücket, und bewundert den glücklichen Abdruck ihrer Werke. Keine Kunst macht ihr mehr Ehre; sie kennet keine andre Regeln als die ihrigen, und sobald sie im geringsten von ihr abweichet, so höret sie auf zu gefallen, und verdienet nicht das mindeste Lob.

Wer aber kan uns sagen, ob die Künstler der alten Zeiten auch so glücklich gewesen? Die Zeit, die alles zerstöret, hat uns nichts von den Gemählden der Alten hinterlassen. Wir dürfen aber daraus mit nichten schliesen, daß sie deswegen in der Mahler- und Zeichnungs-Kunst nicht eben so weit als unsre heutige Künstler solten gekommen sein. Die Bild-Säulen und Auszierungen der prächtigsten Gebäuden sowohl als die alte Münzen und geschnittene Steine, die man noch als unschätzbare Denkmäler derjenigen Völker, welche die Künste und Wissenschaften geliebet haben, in Ehren hält; geben davon einen stattlichen Beweis; und wenn wir einigen Nachrichten trauen dürfen, so haben uns dieselbe eben sowohl in der Mahlerey als in der Baukunst noch übertroffen.

In der That ist mir kein Mahler-Stück bekant, welches solche Wirkungen solte gehabt haben, als was man von den Schildereyen des Zeuris und des Apelles erzehlet. Keiner hat noch durch einen künstlich-gemahlten Teppich einen Parrhasium, noch durch abgeschilderte Trauben die Vögel betrogen. Apelles muß entweder

weder noch ein geschickterer Pferds-Mahler als man heutiges Tages findet, gewesen sein, oder unsere Hengste müssen nicht mehr so ûpria sein, bey Erblickung gemahlter Stuten zu wichern.

Ich sage darum keineswegs, daß die Sache ihrer Natur nach solte unmöglich sein. Ich glaube vielmehr, daß Rubens so gute Teppiche und Flegel so natürliche Trauben hat mahlen können, als jene; und daß, wo man solche an Ort und Stelle, wo sie das rechte Licht und Schatten hätten, hinsetzen solte, beyde Menschen und Vögel solche für natürlich ansehen könten.

Wer ist uns gut dafür, daß nicht Parrhasius ein wenig ein blöd Gesicht hatte? Insbesondere würde man dieses mit den Hengsten auf einer Reitschule, wo die grose Herrn ihre beste Pferde von geschickten Meistern nach dem Leben haben abmahlen lassen, leicht beobachten können. So viel weis ich, daß das Experiment mit Hunden geschehen ist, da ein lebendiger das Bildnis eines andern angegautzet hat.

Was würden hier nicht die Mahlereyen unsers Rosens ausrichten können? Dieser Meister hat in Thier-Stücken nicht leicht seines gleichen, indem er ihnen gleichsam mit dem Leben auch die Affecten zu geben weis.

Daß der Evangelist Lucas ein guter Mahler soll gewesen sein, dieses will ich gerne glauben; daß man aber in Italien und besonders in Rom noch so viele Gemählde und Bildhauer-Arbeit

von ihm aufweiſet, ſolches gehöret mit unter die andächtige Erfindungen des heiligen Betruas. Gewiß der ehrliche Lucas würde einen ſchlechten Apoſtel abgegeben haben, wenn er die Zeit auf die Verfertigung ſo vieler Mahlereyen verwendet hätte; derjenigen zu geſchweigen, die bey dem Einbruch der Saracenen in die Griechiſche Länder mit andern dergleichen Alterthümer, in Schutt und Aſche ſind vergraben worden. Zu ſchlechten Ehren des frommen Evangeliſten ſind die meiſten Stücke, die man ihm zueignet, von einem ſehr üblen Geſchmack und von einer ſo ſchlechten Zeichnung, daß ſie uns keinen hohen Begrif von der Mahlerkunſt ſeiner Zeiten geben, welche doch damals, wie die Bau- und Meßkunſt, zu ihrer gröſten Vollkommenheit bey den Griechen und Römern gelanget war. Es komt mir auch ſehr bedenklich vor, warum der heilige Mann nur immer die Jungfrau Maria und nicht auch den lieben Heiland, als ſeinen Herrn und Meiſter, in ſeiner männlichen Geſtalt abgemahlet hat. Denn man findet ihn nur als das Kind JEſu auf der Marien Schos, vorgeſtellet.

Solte man ſagen, daß nach der Zerſtörung der beyden Haupt-Städte in der Chriſtenheit, ich meine Rom und Conſtantinopel, die ſchöne Künſte und Wiſſenſchaften auf einmal von dem Erd-Boden hätten können vertrieben werden? So gar, daß man kaum noch einige wenige Spuren davon in der Gothiſchen Bau- und Zeichnungs-Art beybehalten hat. Solte man

ſagen,

ſagen, daß auch nicht einmal in andern Ländern, wo ſie in den erſten Zeiten ihre Pflanz-Schule fanden, etwas davon ſey übrig geblieben? Solte man ſagen, daß durch die Ausbreitung des chriſtlichen Glaubens mehr Krieg und Mord und Unwiſſenheit und Barbarey als die Künſte und Wiſſenſchaften ſich allenthalben ausgebreitet hätten? Solte man ſagen, daß als dieſe vor ungefehr dreihundert Jahren wieder in Europa empor kamen, und gleichſam zu Rom, als ein junger Phönix aus der Aſche, wieder lebendig wurden, die Welt ſich doch noch ſo wenig gebeſſert und die Menſchen noch meiſten theils eben ſo wild und böſe und grauſam geblieben ſeyen, als ſie vormals waren?

Die mathematiſche Wiſſenſchaften, darunter die Mahlerey und Zeichnungs-Kunſt mitgerechnet wird, kam eigentlich mit der Schifahrt bey Entdeckung der americaniſchen Länder wieder empor. Die erſte Abriſſe und Zeichnungen, die wir von derſelben Zeit haben, zeigen noch von ihrer erſten Kindheit. Ihr Wachsthum aber gieng ſchnell von ſtatten. Lucas, Granach und Albrecht Dürer waren in Teutſchland, die zwey vortrefliche Männer, die zu gleicher Zeit, als Luther die Kirche in Teutſchland reformirte, die ſchöne Künſte zu verbeſſern befliſſen waren. Ich beſitze von beyden zwey groſe Gemählde, die ich als wahre Heiligthümer verehre. Nach ihnen haben wir groſe Meiſter gehabt, die zum Theil ſie übertroffen, in etlichen

Stücken aber ihnen noch nicht beykommen. Die Haltung und Perspective fehlte ihnen noch sehr, auch schlägelten sie hin und wieder noch starck in der Zeichnung; allein Fleisch und Affect und Farben sind bey ihnen unvergleichlich. Nur Schade, daß diese erste Denckmäler der wiederhergestellten Mahlerey ollesamt auf Holtz gemahlet und beides den Würmen als dem Moder, wo man sie nicht wohl verwahret, unterworfen sind.

Nach ihnen kamen die Holbeine, Hans Müller, Spranger, Rose, Merian Sandrat u. s. w. Die ersten verschwendeten so gar ihre Kunst an den Häusern, welche sie aus- und inwendig bemahlten. Man sieht davon noch einige Uberbleibsel in Basel, welchen aber Zeit und Witterung bald den völligen Untergang drohen.

Inzwischen sah man in Italien die rechte Schule der Mahlerey empor kommen. Carl der Vte brachte solche als ein Liebhaber der schönen Künste in die Niederlande, von da kamen sie nach Spanien, Franckreich und Engelland.

Heut zu Tag beginnet der Geschmack in der Mahlerey ziemlich abzunehmen. Die Ursache davon ist diese: Wir treiben alles zu viel auf den äuserlichen Pracht, vor eine schöne Schilderey, dafür man ehedessen ein hundert Ducaten und mehr bezahlet, lässet man jetzo zwey bis drey Zimmer tapezieren und vor ein Cabinet von Mahlereyen, das etliche tausend Ducaten werth

ist,

ist, hält man jetzo Kutsch und Pferde: Dieses macht mehr Figur.

In Italien sah man noch vor einiger Zeit den ältesten und reichsten Adel in den Gasthäusern für ein geringes Geld speisen: Diese Leute wolten lieber schlecht leben als die gesamlete Schätze ihrer Vorfahren an Mahlereyen und Kunst-Sachen, die ihre Palläste zieretен, nicht zu erhalten suchen. Nun kommen die Engelländer und kaufen mit ihren schweren Pfunden, ihnen solche nach und nach ab. In Teutschland weis man wenig mehr von dergleichen kostbaren Samlungen. Nürnberg, Augsburg, Wien, Breslau und Prag sind die einzige Städte, wo ich auf meinen Reisen in Teutschland noch etwas, bey Privat-Personen gefunden habe. In Franckfurt war zu Zeiten der Merianen diese Liebhaberey noch starck; allein jetzo hänget mancher die beste Stücke auf die Vorplätze und schlechte Tapeten dargegen in die Zimmer.

Die Unwissenheit komt darzu: Diese giebt einem wenig Reitzung. Von grosen Kunstmahlern finden sich in Teutschland wenig mehr; die noch leben müssen guten Theils verderben, oder sich mit Porträtmahlen ernehren. Der Sächsische August, der grose Nährer der Künste und Wissenschaften ist todt. Die Kunst welche heut zu Tag an unsern Höfen fast durchgehends am meisten gilt, ist die Kunst Soldaten zu drechseln und dieselbe nach den Regeln der Didactic zu exerciren. Das Soldatenwesen gehöret also

heut zu Tage mit unter die schöne Künste und Wissenschaften, so gut wie die Thon, Tanz, Stellung und Schauspielkunst.

Die Mahlerey und Zeichnungskunst ist heut zu Tag in Teutschland bey weitem nicht mehr was sie vor hundert Jahren gewesen ist. In Franckreich und Italien aber blühet sie noch beständig fort. Ja die Franzosen haben die Kunst in Kupfer zu stechen fast zu ihrer Vollkommenheit gebracht. Unsere grose Meister aber, die noch in diesem Jahrhundert gelebet haben, als Miris, Merian, Kepetzki Pesne, Magniecki, Denner; haben keine Nachfolger hinterlassen. Unsre jetzige Mahler sind meistens nothdürftige Leute und in so schlechten Umständen, daß sie nur um das liebe Brod arbeiten müssen; man kan also mit Recht von ihnen sagen was der Griechische Poet Menander sagt:

Fortuna artem invenisti, non ars fortunam.

Wir kommen, wie mich dunckt, allmählig wieder in die eiserne Zeiten, worinnen Mars sein Reich aufrichten, Mercurius die Zeitungen schreiben und Apollo einen Schulmeister abgeben wird. Die arme Musen, welche bisher auf der Spitze des Parnassus gewohnet haben, werden sich des Umgangs der Menschen entziehen und sich in die Tempel der Vestalen versperren, damit man sie nicht für Galanterie-Schwestern ansehen mögte.

VIII.

VIII.

Von den Paßions-Oratorien in der heiligen Woche.

Mein Herr!

Sie wissen wie sehr ich die Musick liebe. Nichts desto weniger sahen sie mich gestern eine grose Versamlung verlassen, wo man das Leiden Christi in einem langen und prächtigen Oratorio aufführte. Weder die schöne Gesellschaft, noch die gute Musick, welche unser lieber Telemann gesetzt hatte, waren Schuld daran. Soll ich Ihnen die Warheit bekennen? Die Sache, die man vorstelte, schien mir allzu heilig und allzu Verehrungswürdig, als daß sie uns zu einem Schauspiel und zu einer Kurzweil dienen solte.

Wenn ich von der Art verdrieslicher Menschen wäre, welche aus bloßem Eigensinn an den unschuldigsten Dingen etwas auszusetzen finden, und deswegen alle Ergötzlichkeiten verwerffen,

weil sie keinen Antheil mehr daran nehmen; So mögten Sie wohl meine Aufführung darüber in Verdacht ziehen; allein, Sie wissen daß ich nur gar zu viel Höflichkeit für die menschliche Schwachheiten habe und bey allen erlaubten Belustigungen mich gern mit einfinde.

Ich habe gar nichts gegen unsre Musick in den Kirchen. Der Wohlstand hält darin einen jeden in einer demüthigen und geziemenden Stellung, wie sich solche zur öffentlichen Andacht schicket. Allein, mein Herr, stellen sie sich einmal die gestrige Versamlung vor. Unsere Schönen zeigten sich hier in einem glänzenden Aufzug. Sie liesen alle ihre Reitzungen spielen; unsere geputzte junge Herrn schienen sich auf diesem bunten Schauplatz alle Mühe zu geben, ihre Blicke auf sich zu ziehen, sie leuchteten in die Nähe und in die Ferne. Man redete einander in die Ohren: man spöttelte, man sprach von allerhand Dingen: Der eine strich hier, der andre dorthin; die Thüren giengen immer auf und zu: Man bewillkomte die Fremden und umfieng seine Bekanten. Die Füse waren in einer steten Bewegung, um die Höflichkeiten die man sich einander sagte, mit artigen Gebehrden zu begleiten. Das Geräusch und die Unordnung vermehrte sich mit der Menge der hereindringenden Zuhörer; man lachte, man scherzte, kurz, man war wie in einem Schauspiel.

Unter-

Unterdessen gieng die Music immerfort. Man hatte den Eintritt mit einem Gulden bezahlt; man muste dafür singen. Denen guten Stimmen wurde die Arbeit bey einem so grosen Lermen sauer; die Kehlen wurden heiser, um das Getöse, welches im Saal herrschte, zu durchdringen. Bald erhub der H. Petrus seine Stimme und erschreckte mit seinem rauhen Baß die unaufmerksame Zuhörer: Bald rief man dem Pilato zu, daß er antworten solte; bald lies sich Judas vernehmen und machte sich durch seine unleidliche Fehler beobachten. Endlich schrie das ganze Chor der Juden und die Christen fiengen an darüber zu lachen.

Glauben sie wohl, mein Herr, daß die klägliche Stimme des Herrn der am Creutze starb, die Versamlung hier zur Andacht beweget habe? O! sagen Sie mir nichts davon. Dieses war nicht die Absicht, warum man dahin gekommen war. Man war hier für sein Geld, für seine Belustigung. Was sag ich? Diese Betrachtung verursachte mir ein Grausen; Ich hatte auch geplaudert wie die andern. Ich fande mich straffällig: ich gewann die Thüre und gieng nach Haus.

Der Geschmack der Oratorien komt von den Italiänern. Dieses Volk, welches der Thon-Kunst überaus ergeben ist, brachte sie auf die Schaubühne. Man sang auf denselben was

man sonst nur einfältig zu reden pflegte. Diese Singspiele gefielen. An statt der Lieder und Psalmen, die man ehedessen mit musicalischen Instrumenten abzusingen gewohnet war, führte man nun allerhand Cantaten, Opern und Oratorien in den Kirchen ein, um dadurch die Andacht desto lebhafter und den Gottesdienst desto weniger verdrießlich zu machen. Alles wurde hier auf eine Art von Schauspielen getrieben: Man bauete ordentliche Bühnen auf, und gab einem jeden Fest zu Ehren eine geistliche Opera. Diese andächtige Spielwerke gefielen auch den Teutschen. Man wohnte dem öffentlichen Kirchendienst und den heiligen Festtägen mit Vergnügen bey; und man fand sich überaus wohl bey einer Religion, wo man sich mit der Gottheit auf eine so angenehme Art abfinden konte. Man trieb also das Christenthum ganz ins äuserliche. Man lies die geistlichen Lehrsätze machen wie sie wolten und begnügte sich mit den Ceremonien.

Ich sage deswegen nicht, daß es Sünde sey, die Worte und das Leiden Christi in einer andächtigen Musick oratorisch vorzustellen. Allein die Ehrerbietung, mit welcher wir den wichtigsten Glaubens-Artickel der christlichen Religion zu behandeln verbunden sind, befiehlet uns in diese Sache eine ungemeine Behutsamkeit zu gebrauchen, damit wir nicht dasjenige zu einem eitlen Spiel der Sinnen machen mögen, was unser Herz mit der tiefsten Verehrung und der hei-

ligſten Andacht ausfüllen ſoll. Es iſt ſchwer das Leiden Chriſti dramatiſch vorzuſtellen, ohne dieſer zärtlichen Pflicht dabey zu nahe zu treten. Die Redensarten der ſich dabey beſprechenden Perſonen, die Singweiſen und das ganze theatraliſche Weſen, ſchicken ſich nicht für einen ſo heiligen Umſtand, wo es in der That heiſſen mag: Scherzet nicht, GOTT läßt ſich nicht ſpotten. Chriſtus iſt den Juden ein trauriges Schauſpiel worden, aber uns, die wir an ihn glauben und ſeinen Namen bekennen, ſoll er auf keinerley Weiſe ein Schauſpiel ſein. Will man aber ja das ſogenante Paßions-Oratorium aufführen, ſo thue man ſolches mit geziemender Andacht in der Kirche und laſſe alle theatraliſche Vorſtellung dabey hinweg.

Wir können einmal nicht Ehrerbietung genug für unſre Religion bezeigen. Was haben wir in der Welt, das wir mehr lieben ſollen als GOtt? wie aber können wir ihn lieben, wenn wir ihn nicht ehren? und wie können wir ihn ehren, wenn wir die Geheimniſſe von der Menſchheit ſeines Sohnes zu einem Spiel unſrer Sinnen und unſrer Eitelkeit machen?

Wir ſind auf allerhand Ceremonien, Aufzüge, Prrocеßionen und Oratorien gefallen, weil ſie denen Sinnen ſchmeicheln und uns ſchön dünken. Es koſtet uns weiter keine Mühe uns hier einzufinden. Wir können dabey unſre Freunde ſprechen, unſre Neugierigkeit vergnügen,

gen, unſern Putz zeigen und auch zugleich andächtig ſein. Man rettet den Wohlſtand der Religion und vergiebt ſeinen Leidenſchaften nichts. Man iſt rechtglaubig und kan dabey getroſt, wenn man will, auf alle Ketzer ſchelten.

So ſieht es, mein Herr, mit unſerm Chriſtenthum aus. Es iſt wahr, Chriſtus und ſeine Apoſtel haben nichts dergleichen gelehrt; Allein die Sitten der Welt ſind nun ſo. Wer kan dem Recht der Gewohnheiten entgegen ſprechen?

Sie werden ſich wundern, daß ich Ihnen heute einen ſo ernſthaften Brief ſchreibe; Der Mangel der Andacht, den ich geſtern in einer der ſchönſten Geſellſchaft bey dem heiligſten Vorwurf unſerer Religion wahrgenommen, hat die meinige aufgefordert. Ich kenne die Luſtbarkeiten dieſes zeitlichen Lebens, und ich bin darin ſo ſinnreich mich zu vergnügen als ein Menſch von der Welt. Allein das Leiden und Sterben JEſu Chriſti zur Luſtbarkeit in einem muſicaliſchen Oratorio vorzuſtellen, dieſes will mir, ſo eitel ich immer bin, nicht in Kopf.

Sie erlauben mir, daß ich mich bey dem inſtehenden Feſt in ihre Andacht mit einſchlieſe und Ihnen zugleich die Verſicherung gebe, daß ich zeit Lebens verharre

Mein Herr
u. ſ. w.

IX.

IX.

Von der Bau-Kunſt.*

Die Bau-Kunſt hat überhaupt keine andre Regeln als die uns die Natur in allen ihren Wercken offenbaret. Dieſe als die verſtändigſte Zeug-Mutter bringt nichts hervor als was ordentlich iſt, und in der Verhältnis ihrer verſchiedenen Theilen ein ganzes ausmacht; dergeſtalt, daß immer ein Theil eine Beziehung auf das andere hat, mithin das ſchöne und regelmäſige heraus bringt, welches gefällt. So wie derjenige für einen ſchönen und wohlgeſtalten Menſchen gehalten wird, deſſen Gliedmaſen in einer richtigen Verhältnis mit dem ganzen Cörper ſich befindet; alſo verhält es ſich auch mit einem Gebäude welches den Preis der Schönheit nur alsdann erlanget, wenn es in ſeinen verſchiedenen Theilen wohl eingerichtet und

* Siehe hierüber, meine Abhandlung von der Bau-Kunſt, in dem III. Theil dieſer kleinen Schriften.

und gegen einander richtig abgemeſſen iſt. Wo dieſes mangelt und das Gegentheil ſich äuſſert, da gleichen die Gebäude denen Misgeburten die der Natur in der Zeugung verunglücket ſind.

Doch wie die Schönheit des Leibes nur den geringſten Werth des Lebens ausmacht, da es vielmehr darauf ankomt, daß die Seele, ſo denſelben als ihr Wohnhaus beſitzet, ſich wohl darin befinde; ſo iſt auch die Bau-Kunſt hauptſächlich damit beſchäftiget eine Wohnung geſund, bequem und nutzbar einzurichten.

Die Geſundheit iſt das vornehmſte Stück, das man bey der Anlag eines Wohngebäudes zu beobachten hat. Allein die wenigſte Baumeiſter haben einen Begrif von dieſem wichtigſten Umſtand. Sie treiben alles in das Aug, und ſuchen den Beifall ihrer Kunſt in dem was ſchön und prächtig läßt. Die Bewohner dieſer zierlichen Gebäude mögen ſehen, ob ſie auch wohl und gemächlich wohnen.

In denen groſen Städten, wo enge Straſſen und hohe Häuſer ſind, da kan ein Baumeiſter keine andre Einrichtung machen, als ihm der Umſtand und der Raum erlaubet. Ich rechne es aber billig unter die Mängel der Policey, daß man einmahl denen Einwohnern der Städte zugelaſſen hat, Stock auf Stock zu ſe-

ten und den Häusern dadurch ein heßliches Ansehen zu geben. *

Nur etwas weniges hier, von der Einrichtung der Gebäude in Ansehung der Gesundheit zu berühren, so hält man überhaupt alle Wohnungen für ungesund, welche weder die Luft, noch die Sonne mit ihren Strahlen durchdringen, und die darin sich sammlende Feuchtigkeiten und Ausdünstungen, es sey aus der Erde, oder aus den Gemäuern nicht genugsam ausziehen, mithin denen Gemächern keine reine Luft verschaffen. Wie schädlich feuchte Wohnungen der Gesundheit sind, zeiget die tägliche Erfahrung. Eben so schädlich ist es auch, nahe an sümpfigten Oertern, stehenden Gewässern und stinckigten Antauchen zu wohnen; denn es ist bekant, daß ihre Ausdünstungen die Luft verunreinigen, mithin in dem menschlichen Cörper allerhand Zufälle und Kranckheiten verursachen. Insonderheit sind die untere Wohnungen auf der Erden, und über den Kellern, wann sie nicht von der Luft und der Sonne frei durchstreichen werden, zärtlichen Naturen sehr nachtheilig, zumahlen in engen Strasen, wo die Häuser mit hohen Brandmauern umgeben sind, und die heimliche Oerter nebst andern Unreinigkeiten, mit reichem Uberfluß sich versamlen.

Es

* Ich habe anderwerts von der Regelmäßigen Einrichtung einer Stadt einen kleinen Entwurf gewagt. Siehe meine freie Gedancken von Verbesserung der menschlichen Gesellschaft II. Samlung.

Es ist eine grose Stadt, in deren Mitte eine sehr enge Strase mit hohen Häusern ist, durch welche eine grose Antauche flieset, und wo man will beobachtet haben, daß darin die meisten elende und krüppelichte Kinder gezeuget würden; so gar, daß man Kinder, welche krumme Beine haben und übel gewachsen sind, nach dieser Gasse zu nennen pflegt.

Was die Bequemlichkeit der Gebäude betrift, so finde ich unsere meiste Baumeister darin eben so übel unterrichtet; und wenn sie auch gleich noch so schön einen Bau ins Auge stellen, so fehlt es doch fast durchgängig an der sogenanten Oeconomie oder Eintheilung der Gemächer. Es ist zwar hier die Schuld nicht allezeit denen Baumeistern, sondern zum theil der Unwissenheit und dem Eigensinn derer so einen Bau aufführen lassen, beyzumessen. Da will mancher die Küche und das heimliche Gemach nebeneinander haben. Mancher verdirbt um einen grosen Vorplatz den gantzen Zusammenhang der Gemächer, und setzt die Treppe in einen dunkeln Winckel. u. s. w.

Was die Nutzbarkeit eines Gebäudes betrift, so ist solche die vornehmste Ursache, warum man bauet. Denn eine Sache die keinen Nutzen hat, verdienet nicht die Bemühungen vernünftiger Geschöpfe. Es ist eine besondere Narrheit, welche heut zu Tag die Einwohner der Städte hat eingenommen, daß sie ihre Häu-

ser,

ser, nach Art der grosen Fürstlichen Palläste aufführen. Man macht grose Fenster und Thüren und man braucht, um solche zu heitzen noch einmahl so viel Holtz; welches hernach der gemeine Mann, der von seiner Handarbeit lebet, entgelten muß, indem das Brennholz dadurch nicht wenig vertheuert wird, und der Anwachs in den Waldungen immer mehr und mehr in Abnahme komt; nun aber halte ich dieses für eine Haupt-Regel einer guten Policey, daß man die unentbehrlichste Haushaltungs-Mittel in möglichst wohlfeilen und geringen Preisen zu erhalten suchen soll.

Auch wird niemand in Abrede sein, daß es sich insgemein weit gemächlicher und nutzbarer in mittelmäsigen Häusern als in grosen weitläuftigen Pallästen wohnen lässet. Man braucht weniger Holz zum Heitzen, und weniger Hausrath. Der Herr ist näher bey dem Gesinde und die Frau näher bey der Küche. Das Haus ist besser verwahrt: Kurz, das Auge des Hausvaters und der Haus-Mutter erhält alles wacker in Ordnung und in Sicherheit.

Das Bauen ist zwar an und für sich selbst im gemeinen Wesen eines der nützlichsten Beschäftigungen, dann es befördert Handel und Wandel, und giebt vielen Menschen Nahrung und Unterhalt; allein man muß es darin eben so wenig als in andern Dingen übermachen; denn der Misbrauch ist durchgehends schädlich. Ich glaube, daß man es leicht ausrechnen könte.

wie viel in einem Land koſtbare Gebäude und Palläſte ſich befinden, die theils verfallen ſind, theils leer ſtehen; theils aber, in Anſehung des darauf verwandten Capitals, nur einen gar geringen Zins auswerffen. Mithin dieſes Geld, das man auf allzugroſe und prächtige Häuſer verſchwendet, dem gemeinen Weſen viel und unaleich mehr Nutzen bringen ſolte, wann es zum Ackerbau, zur Viehzucht, zu Künſten und Wiſſenſchaften, zu Handarbeiten und zur Beförderung der Commercien angewendet würde.

Hätte der ſchwediſche Adel das Geld, welches er vor hundert Jahren mit aus Teutſchland gebracht, zu dergleichen gemeinnützigen Dingen angelegt, an ſtatt daß er ſolches auf koſtbare und unnöthige Gebäuden verthat, ſo würde man heutzutag nicht ſo viele Mühe haben, die Handelſchaften daſelbſt in Stand zu bringen. Die Engelländer und Holländer ſuchten erſtlich ihre Ländereien und Schiffarten wohl einzurichten ehe ſie koſtbare Gebäude aufführten.

Es ſind wenig Städte wie Wien, Leipzig und Franckfurt am Mayn, wo man die groſe Häuſer in einem hohen Anſchlag, wegen denen daſelbſt ſich aufhaltenden fremden und reichen Leuten benutzen kan. Doch geben es auch nicht immer Wahl und Krönungen von Carl dem VII.

Wie gros iſt nicht erſtlich der Schaden bey heftigen Feuerbrünſten, wann über hundert und mehr Häuſer auf einmahl in die Aſche gelegt werden,

den; oder wann ein Krieg das Land verwüſtet; da ſodann die koſtbare Gebäude und groſe Palläſte, weder auf dem Land noch in Städten zu benutzen, ſondern wohl gar dem Verderben und der Verheerung ausgeſezet ſind. Der Verluſt in Anſehung der unnöthigen und koſtbaren Gebäude iſt alſo richtig. Wir mögen ſolche auf welcher Seite betrachten als wir wollen.

Ich hielte dafür, man ſolte in einem wohlbeſtellten Staat nicht einem jeden erlauben zu bauen wie er wolte; ſondern wie es der vernünftige Wohlſtand, die Ordnung und die gemeine Sicherheit mit ſich brächte. Dieſe Policey wär eben ſo nöthig als daß man denen Handwerksleuten billigmäſigen Einhalt thät, die Bauende, wie es insgemein geſchichet, zu vervortheilen, und durch allzu eigennützige Anlagen in groſe Unkoſten, und mancherley Verdrieslichkeiten zu verwickeln. Es wär zu dem Ende in wohl verfaßten Staaten dieſes eine ſehr löbliche und heilſame Ordnung, wenn ein jeder, der einen Bau führen wolte, nicht nur den Riß davon, wie es an einigen Orten üblich iſt, auf das Bau-Amt liefern müſte; ſondern die Baumeiſter ſolten auch zugleich angehalten ſein, einen genauen Uberſchlag der Koſten mit beyzulegen, damit die Bauende dadurch geſichert ſein mögten, daß ſie nicht übernommen, noch in gröſere Unkoſten als ſie auf den Bau verwenden wolten, eingezogen würden.

Ich komme nach dieſen Betrachtungen auf einige Merkwürdigkeiten der Bau-Kunſt. Die

prächtige Denckmäler, welche uns die Alten davon hinterlaſſen haben, geben uns davon recht groſe Vorſtellungen. Wir finden in den Gebäuden der Griechen und Römer einen durchaus herrſchenden Geſchmack der ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften, welcher dieſen Völkern eigen war. Ich werde nicht müde die Abriſſe davon in denen geſamleten Alterthümern des P. Montfaucon, des Merian, des Sandrart, des Fiſchers, und andrer mehr zu betrachten. Was waren nicht Democrates und Pallades vor furtrefliche Leute? die ganze Kunſt dieſer geſchickten Männer beſtund darin, daß ſie der Natur wuſten glücklich nachzuahmen. Wann wir dem jüdiſchen Geſchichtſchreiber Joſepho trauen ſolten, ſo war kein gröſerer Baumeiſter in der Welt als Salomo, und kein prächtigeres Gebäude als ſein Tempel.

Der gothiſche und verdorbene Geſchmack wurde nach dem Verfall des römiſchen Reichs eingeführet: Er war ſo mühſam als übel ausgeſonnen. Man bauete groſe Palläſte und hohe Thürne mit allerhand lächerlichen Figuren. Von dem ſchönen, natürlichen und regelmäſigen wuſte man nichts mehr, ohneracht noch allenthalben in Italien und Griechenland die prächtigſte Denckmäler der ächten Baukunſt vor Augen lagen. Allein die Zeiten waren finſter und die Menſchen wuchſen immer mehr und mehr ins wilde. Bis endlich vor drey hundert Jahren die Künſte und Wiſſenſchaften wieder empor kamen,

men, und Vitruvius, Ruſconi, Vignoles, Fontani, Bernini und andre mehr ſich bekant machten. Dem ohngeacht ſo fehlt doch noch viel an der alten majeſtätiſchen Einfalt in der Baukunſt. Das wahre Groſe und Schöne iſt noch mit zu vielem Gekräuſel und Flitterwerck untermengt, und wir glauben ohne Grund, daß alles was ſeltſam lies und viel Geld koſtet auch ſchön ſein müſte.

Ich finde nicht, daß die Engelländer, die ſonſt ſo viel auf die Künſte und Wiſſenſchaften verwenden, darin noch etwas vorzügliches aufzuweiſen haben. Ihre kleine Zierrathen und ſpitze Thürne zeigen noch von ihrem gothiſchen Geſchmack. So oft ich die St. Pauls Kirche in Londen, die mit derjenigen zu Rom um den Vorzug ſtreiten ſoll, betrachte, ſo oft ärgert mich der abſcheuliche groſe Dom, der zwiſchen zwey überaus kleinen Thürnen, wie ein Stier zwiſchen zwey Hörnern heraus ſiehet. Der Cörper iſt dabey ſo lang ausgedehnt, daß er mehr einem Gang, oder einer Gallerie, als einem förmlichen Tempel-Gebäude ähnlich ſiehet: Andrer groſen Fehler zu geſchweigen, welche die kluge Baumeiſter der Pauls-Kirche zu Rom vortreflich haben zu vermeiden wiſſen. Die Häuſer in Londen, darunter welche mit groſen Koſten aufgeführet ſind, gleichen zum Theil denen gläſernen Laternen. Das prächtige Schloß zu Bleinheim, iſt ein ſchwerer haufen Stein, wo ſich alle Arten der Baukunſt verwirret haben,

und an statt ein Lust-Schloß aufzuführen, ein Zeug und Rüsthaus vorstellen. Man hat das prächtige Hospital der Wahnsinnigen nach dem Muster des Invaliden-Hauses zu Paris erbauet: In Engelland wohnen also die Narren besser als die Klugen, und in dem Escurial die Armen prächtiger als die Reichen.

An unsern teutschen Höfen siehet man schöne und herrliche Gebäude, besonders zu Wien, Berlin und Dresden; allein an den ersten erweiset man noch der Kunst zu viel, und der Natur zu wenig Ehre. In den übrigen grosen Städten, fehlt der Geschmack um so viel mehr, weil man die beste Meister insgemein nur an grosen Höfen findet, wo ihrer verschiedene sind, die um den Vorzug eifern, und einander ihre Fehler entdecken. Die stattliche Besoldungen, die daselbst denen Künstlern gereichet werden, bringen alles zu einer weit grösern Vollkommenheit als in den andern Städten. Doch zeigen Amsterdam, Nürnberg und Augspurg an ihren Rathhäusern, daß man auch kluge und erfahrne Bauverständige dabey gebrauchet hat.

Unsere meiste Gebäude hören auf schön zu sein wo sie kostbar werden. In Schweden und Dennemarck bauet man sehr auf italiänische Art; * ohneracht Luft und Climat von Italien merklich unterschieden sind.

In

* Siehe der Dänische Vitruvius. Der erstlich seit kurzem heraus gekommen ist.

In Franckreich beeifert man recht die Vorzüge der Italiäner; man ſuchet ſo gar ſie in den ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften noch zu übertreffen. Man ſiehet in Franckreich die ſchönſte und artigſte Gebäude; welche in der Gemächlichkeit denen italiäniſchen noch vorzuziehen ſind; allein ſie haben lange noch nicht ihr reiches und prächtiges Weſen. Das einzige Luver zeiget uns noch das alte Rom in ſeiner ächten Geſtalt. Man hat aber dieſes ſchöne Werk unvollkommen gelaſſen, gleichſam als ob die Unternehmung eines ſolchen Gebäudes für einen König in Franckreich zu gros geweſen wär. Der Pallaſt von Luxemburg wird für ein Meiſterſtück gehalten; das Hoſpital der ſogenanten Invaliden, davon ein eignes Werck mit vortreflichen Kupferſtichen herausgekommen iſt, verdienet ein beſonderes Lob, indem es ſowohl der Baukunſt als der Menſchen-Liebe des groſen Stifters zur Ehre gereichet. Daß Schloß zu Verſalien iſt ein aus vielerley Gebäuden zuſammen geſtückeltes Werck, welches gleichſam von ungefär die Form einer Schaubühne bekommen hat. Niemals hat ein Kunſtverſtändiger geſagt, daß es ein ſchönes Gebäude ſey. Was die Luſt- und Landhäuſer betrift, ſo habe ich ſolche nirgends niedlicher und beſſer ausgeſonnen geſehen. Der Geſchmack der Franzoſen, ſcheinet mir hier denjenigen andrer Völker zu übertreffen, weil er denen reitzenden Annehmlichkeiten der Natur das meiſte einräumet.

X.

Von den Luſt-Gärten.

Nichts iſt prächtiger, nichts iſt glänzender, als unſre Gärten; dieſes iſt wahr. Allein beſtehet dann das weſentliche Schöne der Gärten in dem Pracht und in dem Glanz einer übertriebenen Kunſt? Ich bin nicht dieſer Meynung. Wenn eine Wiſſenſchaft in der Welt iſt, wo die Kunſt der Natur weichen muß, ſo iſt ſolches die Gärtnerey. Die Schönheit beſtehet hier hauptſächlich darin, daß man die Annehmlichkeiten der Natur recht ins Auge ſetzet und durch keine fremde Bilder das einfache und liebliche Weſen verwirret.

Ich berufe mich auch hierin auf den vernünftigen Geſchmack des witzigen Alterthums, deſſen Erkentniſſe in dem Schönen und Guten ich vorzüglich verehre. Cato, Columella, Varro und Palladius melden zwar nichts von der Einrichtung und der Anlage der Gärten insbeſondere; ſie unterrich-

ten

ten uns aber in ihren Schriften überhaupt von dem Feld- und Weinbau. Virgilius in ſeinen Büchern vom Landleben giebt uns eine Beſchreibung von dem Garten des guten alten Corycius, ob derſelbe gleich nicht viel zu bedeuten hatte. Was uns Flavius Joſephus von dem Garten und dem Luſt-Gebäude des Salomons zu Hiram berichtet iſt ſchon etwas umſtändlicher. Homerus der unter allen dieſen der älteſte iſt, hat in ſeiner Odiſſee im 8ten Buch noch weitläuftiger ſich über dieſe Sache ausgelaſſen. Er beſchreibet uns den Garten des Alcinous, und dieſe Beſchreibung iſt alleine genug uns, nebſt derjenigen die wir von den babiloniſchen Gärten der Semiramis haben, einen Begrif von der Gärtnerey der Alten zu machen.

Die Schönheit dieſer Gärten beſtund in Luſt-Gängen, die mit Palmen, Feigen, Lorbeer, Pomeranzen und andern dergleichen fruchttragenden Bäumen beſetzet waren; Man ſah darzwiſchen kleine rieſelende Bäche durch grüne Auen flieſen, welche voll wohlriechenden Blumen waren. Eine jede art Bäume hatte ihre beſondere Abtheilung. Es ſtieſen darauf kurz abgemähte Wieſen, die ſo dicht als zubereitete Stoffen ſchienen und von unzehligen Bäumen, reihenweis durchſchnitten waren. Dieſe dienten zu Spaziergängen, weil ſie durch ihre holde Schatten die Hitze der Sonnen-Strahlen lieblich unterbrachen, und dem Auge auf der Seite eine lichte Ausſicht in das Grüne verſtatteten.

Man entdeckte am Ende derſelben dicht bewachſene dunckle Hayne, worin allerhand zahme und wilde Thiere mit beſonderer Sorgfalt unterhalten wurden. Kühlung und Einſamkeit erweckten hier die Menſchen zu einem ſtillen Vergnügen und zu allerhand angenehmen Betrachtungen.

Man fand in dieſen Gärten die lieblichſte und geſundeſte Früchte. Die Luft durchdrang ein balſamiſcher Geruch der vortreflichſten Blumen und Kräuter, und die Geſänge der Vögel, die ſich hier als in ihren Wohnungen einheimiſch aufhielten, belebten in ungeſtörter Freiheit die ſtille Anmuth der Büſche und Wälder. Alle Vorwürfe reizten hier die reine Wollüſte vernünftiger Geſchöpfe, und verkündigten die Güte des Schöpfers, der die Welt zum Vergnügen der Menſchen ſo ſchön geſchaffen hat.

So war ungefär der Geſchmack der Alten in Anſehung der Garten-Luſt beſchaffen. Dieſer Geſchmack war natürlich, einfältig und derjenige aller groſen Leute. In deraleichen Gärten fanden die Aſſyriſche König, wie auch Salamon, Plato, Epicur, Lucull, Scipio, Horaz, Cicero, Auguſt, Plinius, Seneca, Diocletzian und andre groſe Männer des berühmten Alterthums ihr gröſtes und vorzügliches Vergnügen.

Heut

Heut zu tage iſt man von dieſem natürlich-prächtigen und einfältigen Weſen in vielen Stücken abgekommen. An ſtatt hier alles zu der Natur hinzuleiten ſo verderben wir ihre Schönheit durch die allzuweit getriebene Kunſt. So ſehr auch dieſe ſonſt zu preiſen, wann ſie der Natur folget, ſo abgeſchmackt wird ſie im Gegentheil, wann ſie ſolche verläßt. Wir lieben den Zwang und verwenden ein Hauffen Geld, nicht auf das was ſchön, ſondern auf das was auſſerordentlich, ſeltſam und koſtbar iſt. Dieſer verdorbene Geſchmack herrſchet auch bey uns in der Garten-Luſt. Die meiſten unſrer Gärten ſind nur zu denen Abend-Spaziergängen gemacht. So lang die Sonne am Himmel iſt, kan man dieſer Luſt nicht genieſen, ohne ſich im Sommer ihren brennenden Strahlen auszuſetzen. Man findet darin weder eine zuſammengefügte Grünigkeit noch dunkle Schatten. Man ſiehet keine rauſchende Waſſerfälle, ausgenommen was durch enge Röhren ſparſam ausſpritzet und in einen ſteinernen Kumpen tropfenweiſe niederfällt. Die ſtille Bäche welche in ihrem klaren Spiegel die ſie umringende Vorwürfe abdrucken, werden als eine Unzierde aus unſern Gärten weggeleitet, weil ſie nicht nach den Regeln der Meßkunſt lauffen, mithin, die ſogenandte Symmetrie verderben. Büſche und Bäume ſind nur für gemeine Leute, welche nichts weiter auf ihre Gärten verwenden können. Soll ja eine Grünigkeit von Buchen oder Linden gelten, ſo müſſen ſolche nach der Mode

ge-

geſtumſt und geſchnitten werden. An ſtatt der hochſtämmigen Bäumen, die durch ihr holdes Laubwerck, Schatten, Früchte und Grünigkeit geben, müſſen jetzt die Zwergen und allerverächtlichſte Stauden-Gewächſe dienen, weil ſie ſich nach der Kunſt beſchneiden laſſen, und von derſelben allerhand Figuren annehmen, die ſich ſo wenig zu Bäumen, als dieſe ſich zu Menſchen und Thieren ſchicken.

Alſo ſiehet man unſre prächtigſte Gärten mit ſeltſam zugeſtutzten und meiſt pyramidenmäſig gezogenen Taxis, Tannen, Buchs- und Tamarinthen-Bäume angefüllet; nicht anders als ob ſie die alte egyptiſche Grabmähler vorſtellen ſolten. Man glaubt, daß es ſchön läſſet, weils koſtbar iſt; Ich bin aber verſichert, wo die Pflaumen, Caſtanien- und Kirſchen-Bäume mit gerade gezogenen Stämmen ſo viel Geld koſteten, man jene mit Stumf und Stiel ausrotten und dieſe dafür an ihre Stelle ſetzen würde.

Man ſiehet zwiſchen dieſen figurirten Taxis allerhand rare und fremde Gewächſe mit Bildern von ſeltſamer Erfindung untermengt. Die Länder ſelbſt ſind nicht allein nach verſchiedenen Formen, viereckig, länglich, rund, drei ſpitzig u. ſ. w. eingefaßt, ſondern auch ſelbſt zum Theil mit allerhand geſchlungenen Zügen, Farben und Figuren kraus gezieret; alſo daß durch ſo viel Verwürfe das Auge zu ſtarck auf einmal angegriffen, die Sinnen zerſtreuet und das Gemüth

von

von dem anmuthigen Pracht der einfältigen Natur abgezogen wird.

Serpentes avibus geminentur Tigribus agni.

Alles zeiget die Ausſchweiffung einer ſchwelgenden Einbildungs-Kraft. Das Aug verlieret ſich in der Menge der Bilder, und der Geiſt, anſtatt die Annehmlichkeiten, die man im Grünen ſuchet, zu empfinden, wird ſich ſelber gleichſam entführet und auf fremde Dinge geleitet.

Man findet hier wenig von denen Schönheiten der Natur, die uns in Entzückung ſetzen. Die Horti ameni, opache ſelve, folti boſchi e fioriti prati, welche die italiäniſche Poeten ſo prächtig zu beſingen wiſſen, ſind uns faſt unbekant.

Unſere Garten-Luſt gleichet unſern Sitten, wo ein eiteles Gekünſtel und ein gezwungener Pracht alles verdorben hat. Wir wiſſen kaum mehr was warhaftig ſchön und anmuthig iſt. Unſer Geſchmack iſt einmal an die Schwelgerey gewöhnt. Was nicht koſtbar und gekünſtelt iſt, das ſcheinet uns auch nicht recht ſchön; und in dem wir dadurch das Vergnügen zu erzwingen vermeynen, ſo verlieren wir ſolches gar. Der Uberfluß bringt Eckel, und wo man nichts als Reichthümer ſieht, da fliehet die unſchuldige Luſt der natürlichen Einfalt.

Mol-

Molliere hat ſich darüber folgendergeſtalt ausgedruckt:

Les hommes la plupart ſont etrangement faits
Dans la juſte nature on ne les voit jamais.
La raiſon a pour eux des bornes trop petites
En chaque caractere il paſſe ſes limites;
Et la plus noble choſe ils la gâtent ſouvent
Pour la vouloir outrer & pouſſer trop avant.

XI.

Von den Mitteln die Gesundheit zu erhalten.

Mein Herr!

Ich habe Sie gestern besuchen wollen; allein man sagte mir, sie hätten Arzney zu sich genommen und ruhten. Ich fragte darauf, ob es nicht erlaubt wäre der Frau Gemahlin meine Aufwartung zu machen, und man gab mir zur Antwort, sie sey nicht gar wohl und befände sich bey ihrem Kind, so das Fieber hätte. Ich kam in Hof wo ihr Laquay ein Pferd hielt, dem der Schmidt eine Ader schlug. Ich gienge in Stall und sahe daß ihr Kutscher ausgestreckt auf einem Bett, fast in letzten Zügen lag. Wie! bin ich hier in einem Spital, dachte ich bey mir selbst. Ich suchte die Thüre, und fande vor derselben ein langes blasses Mädgen stehen, welches ihren lieben kleinen Max an der Hand hatte! Ey! mein gutes Kind, sprach ich zu derselben,

ben, was fangt ihr an in diesem Haus? ihr seyd ja fast alle krank? Ja, mein Herr, sprach sie, es sind schon zwey Jahre, daß wir den Doctor beständig im Haus haben; wir brauchen immer Arzney und doch will es nicht besser werden.

Ist dieses nicht ein treflich Leben für einen so artigen Mann? Geschieht es, mein Herr, der schönen Philosophie zu Ehren, daß Sie so viel kränckeln und so viel Arzney brauchen? Wenn Sie also fortfahren, was wird noch aus Ihnen werden? Wollen Sie durchaus des Cato seine Mine haben und den Seneca in seiner Philosophie übertreffen? Was sagen Sie, mein Herr, wär es nicht besser ein wenig unwissender zu sein, und desto mehr Gesundheit zu besitzen? Sie sind mit mehr als zwey tausend Bücherschreiber in Bekantschaft und vergessen darüber sich selbst und ihre Freunde. Erinnern Sie sich doch ein wenig was unser lieber Horazius darüber sagt:

Inter cuncta leges & percunctabere doctos
Qua ratione queas perducere leviter
avum.

Ohne die Gesundheit sind keine Güter für uns. Lust, Reichthum, Ehre, Wissenschaft, Freunde: Nichts schencket uns einen freudigen Genuß; Nichts kan uns vergnügen.

Wie mögen wir demnach die Gesundheit so gering schätzen, da sie doch dasjenige Gut ist, wel-

welches alle andere Güter empfinden macht? Warum lernen wir nicht die Kunst immer gesund und vergnügt zu seyn. Ist diese nicht der gefährlichen Bekantschaft von etlichen tausend Büchern weit vorzuziehen?

Glauben Sie mir, mein Herr, es ist hohe Zeit, daß Sie sich mit ihren Musen ein wenig abwerffen, und dagegen sich der Gesellschaft ihrer guten Freunde, welche Sie zum Theil als bloße Zeit-Diebe betrachten, mehr überliefen. Es ist wahr sie sind nicht so gelehrt und so scharfsinnig wie ihre Bücher. Allein dieses ist desto besser für Sie, weil Ihr allzubeschäftigter Verstand dabey ein wenig ausruhen kan.

Ich will mich auch anfangen zu bessern und nicht mehr so empfindlich seyn. Meine Vernunft hat mich schon lang drüber bestrafet; allein, sie ist mir öfters verdrieslich; sie schmeichelt mir nicht ein wenig, sondern greift oft allzu unbescheiden meine zärtlichste Leidenschaften an; da setzt es insgemein Lermen; alles empöret sich gegen ihre Macht. Ich muß ihr endlich doch Beyfall geben. Was helffen uns die Bücher und Wissenschaften? sie machen nur unsre Empfindlichkeit und machen uns zum Gespött der glücklichen Unwissenden.

Ich habe unter andern beobachtet, daß die stärckste und gesundeste Leute ein gewisses Flegma haben, welches keine grose Leidenschaften aufkommen läsſet. Sie kennen die Wuth der Af-

fecten nicht; sie lossen sich weder vom Eiffer erhitzen noch vom Zorn hinreissen. Weder Praſt, noch Gram, noch Bekümmernis naget ihre fast immer gleichgültige Gemüther. Sie nähren ihren Leib so gut sie können. Mit ihrem Verstand aber machen sie sich nicht viel zu schaffen. Sie sind weder gelehrt noch scharfsinnig; allein, sie essen und trincken gut und es bekomt ihnen wohl. Warum machen wir es nicht auch so?

Ich ziehe daraus die für uns betrübte Folge, daß unser allzu sehr beschäftigter Geist und unsere unersättliche Begierde zu den Wissenschaften, so wohl als die beste Empfindung unseres Hertzens, als Ehre, Liebe, Mitleiden, Gerechtigkeit und dergleichen unserer Gemüths-Ruhe und Gesundheit schaden. Sie schärfen unsere Sinnlichkeit und machen uns noch immer empfindlicher. Die Seele wird dadurch in die Leidenschaften des Leibes mit eingezogen, und ihre Wircksamkeiten verliehren ihre Stärcke je mehr sie gestöret wird.

Ich möchte nur wissen, wie es die grosen alte Welt-Weisen, Socrates, Plato, Zeno und Seneca gemacht haben, daß sie eine solche Stärcke über ihre Affecten und Leidenschaften erhielten. Ich meynte doch ich gäbe mir auch ein wenig Mühe darum. Allein, ich sehe wohl es gehöret mehr dazu. Alle Dinge die uns umgeben, wircken natürlicher Weise auf unser Wesen. Luft, Speise, Geträncke, Witterung, Menschen,

schen, Thiere, mit einem Wort, alles was uns berühret, macht unsre Sinnlichkeiten rege und dienet entweder zu unserer Erhaltung oder zu unserem Verderben. Beides unterscheiden, um jenes anzunehmen und dieses zu meiden, darin besteht die vornehmste Regel vergnügt und gesund zu leben.

Um also Ihre Gesundheit wieder zu erlangen, verweis ich Sie, mein Herr, weder an Hyppocrat noch an Galenen. Ob ich gleich weis, daß diese beyde grose Männer vortrefliche Aerzte und Naturkündiger waren. Ich bin so frey und sende Ihnen hierbey meine zufällige Grillen, zu welchen mich unlängst die Betrachtung meines eigenen Zustandes veranlasset hat.

Das Exempel des Ludwig Cornaro hat etwas überaus überzeugendes in Ansehung der Gesundheit. Dieser edle Venezianer lernte davon aus einer Erfahrung das ganze Geheimnis. Die Natur gab ihm Regeln und er hatte das Herz solche auszuüben, so hart sie ihm auch anfangs vorkamen. Er brachte es durch seine strenge Mässigkeit so weit, daß er bey einem von Jugend auf schwächlich- und kränklichen Körper, dem sein Ziel mit viertzig Jahre gesezt zu seyn schien, ein ruhiges und vergnügtes Leben über hundert hinaus brachte.

» Der Mensch saat er, kan keinen bessern
» Artzt haben als sich selbst und kein unfehlbarer
» Erhaltungs-Mittel als ein ordentliches und
» mässiges Leben. Ein jeder muß sich und seine
» Natur kennen lernen und nach derselben seine
» Lebens-Art einrichten. . . . Die Natur,
» welche alles was lebet, so viel sie kan, auch
» zu erhalten trachtet, die lehret uns auch von
» sich selbst wie wir uns verhalten sollen. . . .
» Ein ordentliches und mässiges Leben bewahret
» uns für den schädlichen Säften welche Kranck-
» heiten verursachen; und treibet alle Uebel von
» uns, welche daraus entstehen: Unsere Affecten
» werden dadurch in ihren Ausbrüchen gehemt
» und unser Leben wird so heilig als nützlich.

Nicht daß ich Ihnen und mir rathen wolte zu dem Ende immer die Wagschalen wie dieser Weise in der Hand zu haben, um alles was wir geniesen Unzen weise abzuwiegen. Nein, um überhaupt seinem Exempel in der Ordnung und Mässigkeit zu folgen. Wir werden aus eigner Beobachtung leicht mercken, welche Speise und und Getränckе unserer Gesundheit schädlich sind oder nicht. Diese zu seiner Zeit und mit gehöriger Mässigkeit genossen, solches wird genug seyn unsern Zweck in Ansehung der Gesundheit zu erhalten Unsere Küche wird hiebey allerdings eine ziemliche Reformirung leiden und nach einer sehr natürlichen Art eingerichtet werden müssen. Allein hiezu ist das andere Geschlecht nicht wohl zu bringen, welches hierinn eben so wohl seine

Künste

Künste und Wissenschaften zeigen will, als die Geistlichkeit in ihren sogenanten Controversen. Jene schaden dem Magen, diese dem Frieden.

Die magere Täge, les jours maigres, wie sie die Franzosen nennen, sind allezeit gesunder als die fetten. Die Italiäner halten es mit einer kleinen Küche und einem grosem Haus. La Cucina piccola fa casa grande, pflegen sie zu sagen, und die Spanier haben ein Sprichwort: Se disminuyes las cenas dismuyeras tus enfermedades, aumantaras el ingenio, evitaras la luxuria, alargaras tu vida.

Leute die nicht starck arbeiten, dürffen auch nicht viel essen. Wer isset aber mehr, und öfters, und köstlicher als die Reichen, welche müssig sind? Was ziehen sich dieselbe nicht dadurch für Kranckheiten zu, da sie immer kloben, immer kränckeln, immer Artzneyen brauchen, so daß von ihnen fast allein die Aertzte und Apothecker leben müssen. Jenen gönne ich ihre Einkünfte gern; dann es giebt unter ihnen grundgelehrte und vortrefliche Leute. Ich wünschte aber daß man ihnen eine erkleckliche Besoldung aus dem gemeinen Gefallen anweisen mögte: damit sie nicht nöthig hätten denen Krancken so viele Recepten zu verschreiben, sondern an statt dessen die Menschen überhaupt in den einfältigen Mitteln, die zur Erhaltung der Gesundheit dienen, aufrichtigen Unterricht geben müsten: so wie die Prediger solches in Ansehung der Pflichten des geistli-

chen Lebens zu thun verbunden sind. Die Menschen würden lange nicht so böse, so unartig, so verdrieslich und so grausam seyn, wann sie mässig lebten und ein gesundes Geblüt hätten. Wir würden nicht schon im Mutterleibe schwächlich und durch eine elende Auferziehung für unser gantzes Leben lang verdorben werden. Wie viel gute Erinnerungen, wie viel heilsame Rathschläge könten hier die weise und rechtschaffene Aertzte zum Dienst des menschlichen Geschlechts anbringen, wenn sie solche ihren Mitbürgern so begreiflich machen würden, daß sie ihren Wandel darnach einrichten könten. Hielten wir es auf gleiche Weise mit den Processen, so würden solche bald abgethan, mithin die Wohlfahrt des gemeinen Wesens durch diese nöthige Verbesserungen der drey gelehrten Ständen ein ungleich anderes und glückseligeres Ansehen gewinnen. Man dencke nur, wann die Geistliche mit einander Friede hielten, die Richter und Rechtsgelehrten die Partheyen bald auseinandersetzten und die Aertzte, durch ihre heilsame Rathschläge die Menschen bey gutem Muth und gesundem Blut erhielten; wie glücklich würde ein solcher Staat zu schätzen seyn?

Ich komme von dieser hoffentlich nicht schlimmen Anmerckung wieder auf unser eignes Verhältniß zurück. Weil wir nicht werden rathsam finden so lange die Verbesserung unseres eignen Zustandes hinaus zu setzen, bis man diese neue Einrichtung in der Welt vornehmen wird

wird, so wollen wir einige Regeln in Betrachtung ziehen, welche zur Verbesserung und Erhaltung der Gesundheit mögten dienlich seyn.

Weil Essen und Trincken das meiste zu den gesunden Säften des Leibes beytragen, so will ich davon am ersten handeln und einen kleinen Küchen-Zettel machen, wie unsere Tafeln solten bestellet werden.

Alle starck gewürtzte, gesaltzne und mit Essig zubereitete Speisen sollen hier nicht aufgetischet werden: imgleichen keine Speisen, die französische Namen führen; als da sind Potage, Fricassée, Bœuf à la mode, Ragouts à la d'aube, Gelée, Arlequin und dergleichen. Ferner nichts von Pasteten, Torten, Back- und Zuckerwerck, ausgenommen ein wenig eingemachte Pomerantzen und was nicht in Butter gebacken wird. Ingwer, Pfeffer und Muscat solten wir guten theils den Indianern lassen. Wir könten eben so wohl zum Gestoffel unsere eigene Kräuter brauchen. Von Rindfleisch sol wenig, von Schweinen, ausgenommen ein wenig Schincken, gar nichts genossen werden. Das Fleisch-Essen hat überhaupt die Beschaffenheit, daß es die vernünftige Handlungen schwächt und dem Menschen denen Thieren ähnliche Triebe einflöset. Fische sollen sparsam vorkommen, dann sie geben keine gute Nahrung. Kraut und Wurzelwerck ist das gesundeste, doch muß man

es nicht zu ſtarck ſchmelzen noch würzen. Milch-Speiſen können wegbleiben. Kräftige Suppen taugen gar nicht.

Die gewöhnlichſte Fleiſche ſollen von jungem Wildpret, zartem Geflügel, Kälber, Hammel und Lämmer genommen und meiſt gebraten und durch das Feuer gereiniget werden. Ueberhaupt ſollen alle Speiſen einförmig und natürlich zugerichtet werden, ohne Naſchwerck und Beyeſſen; ausgenommen ein wenig Zitron: dabey ein paar Gläſer vom beſten Burgunder, Moſeler oder Rheinwein zum Trinck. Sind Sie mit dieſer Tafel zufrieden? Sie wollen vielleicht auch noch ein wenig Früchte zum Nachtiſch haben? Auch dieſe ſind ihnen mit ein paar Biſcuit, oder kleinen Zimmet-Schnitten, Hi pen, Mandeln, Roſinen, Feigen und dergleichen erlaubt, wann es ja köſtlich hergehen ſoll.

Ich will dieſen meinen Küchen-Zettel durch das Zeugnis eines der älteſten Naturkündigern bewähren. Es iſt beſſer, ſagt Plutarch in ſeinen Præc. San. den Leib nicht an das Fleiſcheſſen zu gewöhnen; denn die Erde ſchencket uns beides ſo wohl, was zur Luſt als zur Nothdurft gehöret. Weil aber die Gewohnheit einmahl gleichſam zur Natur geworden iſt, ſo mag man das Fleiſch wohl als ein Beyeſſen bey den Früchten und Kräuter genieſſen; allein, mäſſig, nicht zur Sättigung, gleich den Wölfen und Löwen. Die beſten

Früchte

Früchte sind nach dem Zeugnis des ehrwürdigsten Hippocrat. l. Peripat. Feigen, Pflaumen, oder was sonst zur Sommers und Herbst-Zeit reif wird und im Winter gedörret kan gekocht werden. Unter den Kräutern hält der Ephesische Artzt Rufus c. 13. Spinat, Porzelan, blau Kohl, Sparagen, Salat und dergleichen sehr hoch, dann sie erweichen und halten den Leib offen.

Ueberhaupt solten wir uns mit ein wenig Gemüß und ein wenig Gebratenes, samt einigen Früchten zum Nachtisch begnügen. Das übrige aber denen Gästen lassen, wann wir welche haben.

Dencken Sie immer an den schönen Spruch des Molliere, den der Geltzige so gern hat auswendig behalten wollen: daß man essen müste um zu leben und nicht leben um zu essen. Haben Sie eine Stunde lang an der Tafel zugebracht, so kan der Magen mit dieser Ehre, welche Sie ihm erwiesen, gewöhnlich schon zufrieden seyn.

Bey Tische muß man keine andere als vergnügte Reden führen. Am wenigsten aber gleich darauf verdrießliche Geschäfte vornehmen. oder sich wohl gar ärgern oder erzörnen. Man ist, wenn man gegessen hat insgemein noch einmahl so leicht aufgebracht. Dann die Gährung im Magen treibet alles ins Geblüt.

Man hat deswegen auch nach Tisch mehr Hertz als man haben soll, zumahl wenn man viele Gläser leeret. Bachus ist ein hitziger wilder Kerl. Es ist also wohl gethan, wenn man alle verdrießliche Sachen vor Tisch ausmacht.

Nach Tisch sind ein paar Schälgen Caffée, nach unserer einmahl eingeführten Mode, nicht übel: er schlägt die Säure nieder und hilft zum verdauen. Der Thee verdünnet das Geblüt und öfnet die Schweislöcher; deswegen kan man sich dessen zu Morgen und Abends wohl bedienen. Hat man aber ein papiernen Magen, so muß man dabey ein Schälgen guten Chocolade, ohne Milch und etwas weniges von Biscuit genießen. Hätten wir unsere Natur nicht an das Weintrincken gewöhnet, so wär keine vortreflichere, angenehmere und leichtere Nahrung als die Milch. Galenus, Hyppocrates, Democritus und überhaupt die Alten haben darinn den besten Nahrungs-Saft gefunden. Nichts verdünnet, lindert, erweichet und widerstehet mehr der Schärfe als eine gute frische Milch, die nicht fett ist und nicht leicht gerinnet.

Abends Tafel zu halten und eine volkommene Mahlzeit zu thun, ist für Leute, welche leben um zu essen und die nichts weiter in der Welt zu thun haben; am wenigsten dienet es für solche, die gern bis in die Nacht sitzen und studiren. Diesen ist ein wenig Gemüß und ein wenig Brod mit einem Glas Wein genug.

Ein

Ein gutes leichtes Röhr-Wasser, ist überhaupt ein trefliches Mittel zur Erhaltung der Gesundheit, wie Doctor Hofmann in Halle solches in einer besondern Abhandlung erwiesen hat. Man muß aber auch den Rath des Apostels Pauli an seinen lieben Timotheum nicht verachten und dabey ein gut Glas Wein zur Stärckung des Magens genieſen.

Will man dabey, zumahl bey feuchtem Wetter und an einem Camin-Feuer auch ein Pfeifgen leichten Toback rauchen, so wird die ehrwürdige mediciniſche Facultät hoffentlich nichts dagegen haben. Im Sommer pfleget dieſer angenehme Rauch zu viel zu trocknen, doch muß man ſich darbey nach ſeinem Temperament und der Gewohnheit richten: zuviel ſchadet den Nerven. Sonſt hat der Toback die beſondere Wirckung, daß er den Leib beſtändig offen hält; welches eine groſe Wohlthat der Natur iſt.

Nun komme ich auf den zweyten Theil meiner aus der Erfahrung und Natur erlernten Artzneykunſt. Solcher betrift die Luft, die Bewegung und die Kleidung. Die Luft iſt gleichſam das erſte Werckzeug unſeres Lebens. Sie giebt den Puls-Adern den erſten Andrück und treibet das gantze Räderwerck der mechaniſchen Bewegung in ſeinen ordentlichen Gang. Unſere zärteſte und empfindlichſte Sinnlichkeiten werden

den durch ſie am erſten berühret. Wir hauchen die Dünſte unſeres Cörpers von uns und ſchöpfen dagegen andere von auſſen in uns. Die kleine Pori oder Oefnungen durch welche wir transſpiriren ſind auch diejenige durch welche wir von äuſerlichen Dingen, die wir nicht ſehen, ſondern nur fühlen, durchdrungen werden; woraus zu urtheilen, wie viel daran gelegen iſt, an einem geſunden Ort zu wohnen, wo eine gute geſunde Luft iſt. Inſonderheit muß man eine durchziehende Luft vermeiden. Nichts iſt durchdringender und helffen dagegen alle Kleider nichts.

Galerus in ſeinem vortreflichen Buche, da er von der Erhaltung der Geſundheit handelt L. 1. ſagt: die allerreinſte Luft ſey die beſte, da aber ſey ſie am reinſten wo ſie weder von den Ausdünſtungen ſtehender Gewäſſer und Sümpfen, noch von den Antauchen und Canälen groſer Städte verunreiniget wird. Wie viel ungeſunder muß nicht die Luft in den Städten ſelbſten ſeyn, wo immer ein Nachbar dem andern ſeine Unreinigkeit mittheilet und auf den Straſſen Koth und Unflat ſich ſamlen; ja, wo man in den gröſten Palläſten zuweilen wegen dem Geſtanck der heimlichen Oerter kaum zu bleiben weis. Kein Wunder daß unſer guter Kayſer allhier kränclich iſt; dann es iſt in ſeinem ſonſt ſchönen Quartier ein ſolcher ſcharffer Geruch von den unflätigen Beyträgen der Hatſchieren und anderer Menſchen die ſich darum ſtets aufhalten und in allen Winkeln der

Natur

Natur ihren Gang lassen, daß alle Bisam und Balsam-Büchsgen dagegen nichts vermögen. Die reich verschamerirte Herren gleichen also hier bald den Gold-Käfern die in Mist und Unflat glänzen.

Man wird im übrigen beobachten, daß die Menschen die in feuchten und umschlossenen Thälern und anfümpfigten Orten leben gemeiniglich eine üble dickbloterichte Farbe haben und weit schwächlicher und ungesunder sind als diejenige, die auf den Anhöhen und Gebürgen, oder in flachen Ländern wohnen, welche die Winde wacker durchstreichen. Ich habe beobachtet daß in den sandigten und trocknen Gegenden die schönste Menschen-Gewächse gefunden werden. Beides Wasser und Luft ist hier gesunder als in schlammigten und sumpfigten Oertern, wo insonderheit in warmen Sommer-Tagen die Luft wegen den schädlichen Ausdünstungen ansteckend ist und die hitzige Fieber starck grassieren.

Wer also seiner Gesundheit pflegen will und die glückliche Wahl hat sich einen Auffenthalt nach seinem eigenen Gutdüncken zu wehlen, der suche eine freie und reine Luft, wo gute Quellen sind die von den Gebürge herabkommen. Er meide die Wasser-Gräben und nah liegende Teiche und verwahre seine Hofraithe lieber mit einer guten Mauer und einem trockenen Hayn-Graben.

Klare

Klare Bäche sind gut, aber grosen Strömen muß man nicht zu nahe kominen, denn sie hinterlassen, wann sie austreten, einen Schlam, davon die Ausdünstungen, besonders in warmen Tagen, der Gesundheit schädlich sind.

Die Schlaf und Wohn-Zimmer werden am besten nach der Morgen und Mittags-Seite gewehlet; weilen die Sonne besonders im Herbst und Winters-Zeit dieselbe mit ihren Strahlen durchdringet und die Feuchtigkeiten in dem gemauerten Zimmer ausziehet. Man kan solche im Sommer wann die Sonne zu heis ist mit ausgespannten Vorhängen, wie es insonderheit in Italien geschiehet, bequemlich unterbrechen Gegen Abend und Mitternacht ist man der rauhen Luft und den reisenden Sturmwinden zu viel ausgesetzt, woben man nicht wohl der Aussicht bey offenen Fenstern geniesen kan.

Wie kalte und feuchte Luft zärtlichen Naturen schädlich ist, also muß man sich auch dargegen mit Kleidungen der Nothdurft nach zu schützen wissen. Die Holländer halten viel darauf, wann Haupt und Fus warm ist: allein der Mensch hat noch andre Knochen mehr zu verwahren. Brust, Schultern, Schenckel und Knie können bey ältlichen Leuten nichts mehr von rauher Luft vertragen. Der Abend und Morgen-Luft müssen sie sich gar enthalten und so viel als möglich trachten den Leib in einer beständigen gleichen Verdünstung zu erhalten.

Von

Von der Luft komme ich auf die Bewegung. So nöthig diese für Geschöpfe ist, welche zum Leben geschaffen sind, so unordentlich und unbedachtsam pflegen sich die Menschen darin zu verhalten.

Die armen Gelehrten und überhaupt alle diejenige welche ihre Arbeit sitzend, mit Nachdencken, Ueberlegen und Schreiben verrichten müssen, ziehen sich dadurch allerhand Uebel zu und werden nicht selten dickblütig und hypochondrisch: Eine abscheuliche Plage für Menschen welchen am meisten daran gelegen ist, den Kopf frey von schweren Dünsten zu erhalten, um die reine Vernunft in ihren wirckſamen Verrichtungen nicht zu stören. Diesen Leuten ist die Thon-Kunst, die Garten-Lust, die Gesellschaft artiger Leute, ingleichen reiten, fahren, spazieren gehen und dergleichen eine Artzney des Lebens. Diesen Ergötzlichkeiten müssen sie sich um so viel weniger entziehen je mehr ihr Geist dadurch aufgeräumt, das Geblüt leicht und fliessend und die Verdauung, daran es ihnen am meisten fehlet, treflich befördert wird.

Viele haben die üble Gewohnheit vor dem Essen starck mit dem Kopf zu arbeiten und hernach wenn sie den Magen wacker angestopft und den Kopf voller Dünste haben, ein paar Stunden sich schlaffen zu legen. Diese Gewohnheit ist überaus schädlich. Kurtz vor dem Essen soll

man

man die Arbeit niederlegen und den damit angefüllten Kopf nicht mit zur Tafel bringen. Nach Tisch muß man eine kleine Bewegung vornehmen und wenn man sich besonders zur schwülen Sommers-Zeit etwas träge und schläfrich findet, ein halb Stündgen wegschlummern; trinckt man aber gleich auf das Essen ein paar Schälgen Caffee und hat sich weiter nicht überladen, so wird die Schläfrigkeit uns nicht so leicht drücken. Alten und schwächlichen Leuten erlauben unsre meiste Aertzte die Mittags-Ruhe. Starcke Bewegungen als reiten, fahren, Ball spielen und dergleichen muß man erst gegen den Abend, wenn die Verdauung geschehen ist vornehmen. Musick, Billiard, Gespräche, beym Auf- und Abgehen, Laut lesen und dergleichen schicken sich zu allen Zeiten. So nöthig die Bewegung ist so schädlich ist sie, wenn man es darin bis zur Entkräftung übermachet. Wann die Glieder ermatten, wann der Athem keuchet, wenn man erhitzet ist und die Schweiß-Löcher offen sind, so ist es Zeit daß man sich ausruhe; dabey aber sich wohl hüte daß man nicht an feuchten Orten eine Kühlung suche, oder wohl gar die Kleider von sich werffe bis man durch aus wieder kalt worden. Dieser Frevel wider die Gesundheit ist kaum der Jugend nach zusehen. Zum Jagen gehören rauhe, starcke und überaus müssige Leute. Xenophon und andre alte Philosophen mögen solches erheben wie sie wollen; Ich bin darin nicht ihrer Meynung. Das Hetzen, Jagen, Schiesen und Würgen hat in

meinen

meinen Augen etwas wildes, und übertriebenes. Ich bin gewiß, daß unsre Grosen sich und ihrem Lande mehr damit schaden als nutzen. Ich laß es gelten, wann ein angestelltes Jagen, bey angenehmer Zeit, unter dem Schall der Jagdhörner und dem Anschlagen bellender Hunde, die auf das Wild besonders abgerichtet sind, gleichsam zum Schauspiel und einem Lust-Fest dienet. Gantze Tage aber in den Wäldern herum zu lauffen und bey kalter stürmischer Witterung auf ein armes Wild zu lauern, wäre meine Sache nicht. Ich will allezeit lieber die Ehre einen Hasen zu schiesen, den Jägern überlassen.

Unter allen Bewegungen halt ich das Reiten und Fahren für die gesundeste. Ein sicherer guter Freund pflegte zu sagen: er hätte seinen Doctor im Stall. Dieser war ein guter stumpfschwänzigter Engelländer, der mit ihm durch Büsch und Wälder durchsetzte und ihm weiter keine Recepten verschrieb. Wer aber dergleichen Vortheile nicht hat, der begnüge sich diese Arzney zu Fus zu gebrauchen und sich in einer reinen Luft auf freiem Feld, oder in seinem Garten mit spazieren gehen zu üben. Er wird davon gleiche Wirckung spüren. Solte er auch zuweilen die Grab-Schippe, die Hacke, oder den Rechen mit zur Hand nehmen, so wird ihm auch diese Bewegung nicht übel bekommen, sondern vielmehr treflich zur Gesundheit gedeyhen. Er darf sodann bey Tische auch schon ein Paar Unzen

mehr eſſen als Cornaro und ſein Schlaf wird deſto ſüſer ſeyn.

Im Winter, da man dergleichen Bewegungen in freier Luft und in den Gärten ſich nicht machen kan, muß man auf häusliche Uebungen dencken; da kan man es ſchon einem Schreiner, Drechsler, Holtzhacker und dergleichen Künſtlern ein wenig nachmachen. Von den Schuckeln und in Feder hängenden Maſchinen-Pferden halte ich nichts; der Schwindel komt einem leicht darüber an. Das Klopfen, Hämmern, Bücher tragen und dergleichen halt ich für beſſer. Unter den neueſten Erfindungen der Bewegungs-Kunſt zu Hauſe iſt diejenige einer meiner Freunden ſehr kurtzweilig. Dieſer läſſet für ſich alle alte Nägel von ſeinen Gütern ſamlen und hat nebſt ſeiner Studier-Stube eine eigne Cammer, wo allerhand dergleichen Nägelwerck und gleich daran ein Schreibtiſch zu ſehen iſt. Seine Uebung iſt mit einer ungemeinen Fertigkeit dieſe Nägel grad zu klopfen. Dieſes, wie er ſagt, iſt nicht nur eine gelinde Erſchütterung für alle Theile des Leibes, ſondern auch ein vortrefliches Mittel zu meditiren. Und in der That, ſo hat er kaum 2 bis 3 Nägel glücklich geſtreckt, ſo hat er einen Einfall oder Gedancken, den er ſogleich zu Papier bringet; und darauf ſeine kleine Schmiede bis er des Klopfens müde iſt, fortſetzet. Ich wette, daß die Alten in ihrer arte gymnaſtica von dieſer Bewegungs-Art nichts gewuſt haben.

Wie

Wie man seine Affecten weislich regieren, sein Gemüth stets beruhigen und der Heftigkeit seiner Leidenschaften Einhalt thun müsse, solches lehret uns die christliche Sitten-Lehre am besten. Je mehr wir ihren Lehren folgen, je mehr Behuf wird dadurch unsre Gesundheit finden; und je mehr unsre Gesundheit sich in gutem Stand befindet, je mehr wird dadurch der Geist in seinen Wirckſamkeiten Kräfte bekommen; mithin bey dieſer glücklichen Verhältnis eine gesunde Seele in einem gesunden Cörper wohnen.

O wie sehr bereue ich anjetzo die Ausschweifungen meiner allzulebhaften und flüchtigen Jugend. Ich machte stets einen grosmüthigen Aufwand meiner Kräfte, um eine Stärcke zu zeigen, die mir nicht natürlich war und die ich gleichwohl bey aller Gelegenheit vermessen herausforderte. Ich erschöpfte mich durch die Leibes-Uebungen und hörte fast niemals auf, als bis ich mich entkräftet fande. Ich that die beschwerlichſte Reisen in Kälte und Regen, in Nebel und Wind, in Sturm und Hitze. Ich kleidete mich leicht und trotzte, der Mode zu Ehren, dem kältesten Winter. Ich erhitzte mich in feuchten Nächten und warf die Kleider von mir, um mich zu kühlen. Ich asse und trancke alles untereinander und verdarbe dadurch den Magen. Die heftigſte Leidenschaften nagten mein Gemüth und der Leib wurde von den Af-

fecten der Seele, wie diese durch die Affecten des Leibes stets mitgenommen. Das Geblüt verwallte. Die Nerven-Geister wurden angegriffen. Ich kränckelte ohne kranck zu seyn. Mit einem Wort alles arbeitete an mir auf den Umsturtz und das Verderben, da die Natur mich lehrte durch ihre Ordnung mich zu erhalten. Ich habe es also blos einer gütigen Vorsehung zu dancken, daß ich noch im Lande der Lebendigen bin; und noch fält es mir schwer das

Servare modum finemque tueri, naturamque sequi,

zu beobachten, so oft ich mir auch vornehme diesen einfältigen Lebens-Weg, den die vernünftige Natur uns lehret, mit standhaften Schritten zu folgen. So lang man zwar unter Menschen lebt, so ist man nicht allezeit völlig Meister von seiner Lebens-Art. Man muß vieles aus einer gewissen Gefälligkeit für das gesellige Wesen und in Beziehung eines gewissen Wohlstands thun. Die Einsamkeit hat etwas allzutrauriges für Menschen die ihres gleichen lieben. Man muß einen starcken Vorrath von Gedancken und Wissenschaften haben, wenn man seiner eignen Gesellschaft nicht soll überdrüssig werden. Man muß also schon ein wenig sich nach den Schwachheiten anderer richten und sich in gleichgültigen Umständen nicht zu gezwungen und zu unfreundlich gebehrden. Allein

man

man muß dabey auch seines Ruhestands und seiner Gesundheit zu schonen wissen.

O mögten wir doch einem siechen und preßhaften Leben vorkommen! Man stirbet darum nicht ehender, wann gleich die Uhre unseres Lebens mit unseren Kräften zum Ende läuft; man schleppet nur einen armen kränklichen Cörper mit langsamen Schritten und auszehrenden Schmertzen zum Grabe hin. Hier siehet man recht wie ein elend und jämmerlich Ding es um das menschliche Leben sey, und gleichwohl fürchtet man sich solches zu verlichren.

Es kostet mehr Aufmercksamkeit als Mühe die Gesundheit zu bewahren. Mäßig und ordentlich leben, meiden was uns schädlich ist, einen vergnügten Muth haben, denen Gemüths-Empörungen und Zärtlichkeiten widerstehen, Prast und Gram und nagende Sorgen fliehen; sich in keine grosse Weitläuftigkeiten einlassen; das Böse vergessen; das gegenwärtige genieſsen; das zukünftige der gütigen Vorsehung überlassen; allezeit das beste hoffen; und gleichwohl so leben als ob man das schlimste zu fürchten hätte Dieses sind, wie mich düncket die sicherste Mittel zur Erhaltung der Gesundheit.

❀ ❀ ❀

Ich würde mich glücklich achten, Ihnen mein Herr, von allem was ich hie geschrieben,

ein erbauliches Exempel zu geben. Ich bin gewiß, Sie würden demſelben noch mehr als meinen Worten trauen. Ich bin mit dem gröſten Eifer von der Welt dasjenige zu thun was ich lehre, und mit dem aufrichtigſten Wunſch, Sie ſo geſund zu ſehen als man ſeyn kan

Mein Herr u. ſ. w.

den 23. Jul. 1743.

XI.

Von der Haushaltungskunſt überhaupt.

Die Haushaltungs-Kunſt iſt eine Klugheit ſein Hausweſen vorſichtig einzurichten, ſolches in guter Ordnung zu erhalten, und ſeine Einnahmen zu vermehren. Sie iſt in der Anwendung nicht ſo leicht als man meynet. Es flieſen hier zu viele Dinge in einander; und die Zufälligkeit gewiſſer Umſtänden, wo alle Klugheit und alle Vorſichtigkeit nichts vermag, verwirren öfters auch die beſten Anſtalten.

Soll man aber deswegen in ſeinem Hausweſen keine Anſtalten und keine Einrichtungen machen; ſondern alles auf die Zufälligkeit der Umſtände und des Glückes ankommen laſſen? Dieſes wär wider die Vernunft und wider die Pflichten eines ehrlichen Mannes. Wir müſſen zum wenigſten das unſrige thun und auch darinn ſelbſt uns gegen die Zufälligkeiten des

Glücks bedecken, daß es uns wo nicht erheben, doch nicht gar stürtzen; wo nicht reich, doch nicht nothdürftig arm, und wo nicht glänzend doch nicht verächtlich machen mögte.

Die Haushaltungskunst hat also eine zwiefache Verhältnis. Eines Theils hat sie den Wohlstand und das Ansehen des Hauses; andern theils aber die Bestreitung der Nothdurft und die Ehre der Redlichkeit zum Endzweck.

Das erste beruhet guten theils mit auf den Umständen und Zufälligkeiten des Glücks oder göttlicher Fügnissen; das andre aber komt hauptsächlich auf unsere Aufführung und häusliche Anstalten an; In jenem kan man der Macht des Verhängnisses nicht entrinnen; alle Klugheit, alle Vorsichtigkeit ist hier vergebens. Des Herrn Segen aber macht reich ohne Mühe.

Doch wie die Allmacht in allen Dingen nach denen von ihr selbst eingeführten ewigen Gesetzen der Ordnung und der Folgen wircket, so geschiehet es auch hier in Ansehung der Verhältnisse aller und jeder Menschen. Wir müssen darnach unsre Handlungen mit aller möglicher Ordnung und Behutsamkeit, deren wir fähig sind, einrichten; oder es uns selbst mit beymessen, wann unsere Sachen einen üblen Ausgang haben. Also waat kein ehrlicher Mann in seinen Unternehmungen mehr als es seine Umstände ihm erlauben. Er verzehret nicht tausend, wenn

wenn er nur hundert einzunehmen hat. Er borgt nicht mehr als er weis, daß er bezahlen kan. Er genieſt wohl seines Guts; er treibt aber die Sachen nicht biß zum Leichtsinn und zur Verschwendung. Er gebraucht alle möaliche Vorsichtigkeit niemand zur Last zu seyn, und niemand um das seinige zu bringen. Er sucht seine Geschäfte geziemend und ordentlich einzurichten, um ein nützlicher Bürger und rechtschaffener Haus-Vater zu seyn. Thut er dieſes, so iſt seine Ehre in Sicherheit und er mag so unglücklich seyn als er will, und so arm werden als er kan, so bleibt er doch ein ehrlicher Mann und genieſt, wann er ein Weiser iſt, derjenigen Hoheit des Geistes in der Redlichkeit seines Herzens, und in der Unschuld eines guten Gewiſſens, die ihn weit über alle Reichthümer erhebet.

Die Freiheit, die in stiller Unschuld der Weisheit Schätze samlet, erhebet sich über alle angeerbte Titel längst vermoderter Ahnen. Die Gesellschaft böſe. Menschen und die Reitzungen verführischer Wollüſte, vergiften nicht die Einfalt unschuldiger und reiner Sitten. Man iſt weder beſorgt groſe Capitalien anzulegen noch in Gefahr solche zu verliehren. Man weis nichts von unaufhörlichen Rechtſtreiten, noch von den Schelmereyen untreuer Hausgenoſſen und Pächtern. Mit einem Wort; nichts ſtöret die Zufriedenheit eines wahren Weiſen.

Allein, wo findet man ſolche Weiſen? in dem philoſophiſchen Lande der Vollkommenheit? da ſind wir nicht. In der gegenwärtigen Welt, welche ich noch immer Mühe habe für die beſte zu halten, müſſeen auch die Leute, die in Anſehung anderer Menſchen weiſe ſind, ſich befleiſſen, gut zu wirthſchaften. Denn es iſt heut zu Tage kein Capital das ſchlechter ſich renthiret als ein Kopf voll ſchöner Gedancken und Einbildungen. Der Weiſe will leben, und wann er nichts hat und nichts verdienen kan, ſo muß er bettlen gehen. Dieſes iſt ja wohl kein Handwerck für einen ſolchen Mann. Mancher behilft ſich elendig um ſeine Philoſophie zu ehren, und ſtirbt im Elend, um die Stärcke ſeines Geiſtes zu zeigen. Iſt es nicht beſſer mit ein wenig Demuth und Arbeit dem dürftigen Mangel und der äuſerſten Noth vorbeugen? So viel man auch von der Kunſt zu ſterben rühmet, ſo halte ich doch dafür daß es noch eine gröſre Kunſt ſey zu leben.

Dieſe Kunſt aber zu leben erfordert viel mehr Dinge als die Kunſt zu ſterben. Hier braucht man nur einen kurtzen Muth ſich einem gewiſſen Streich zu überlaſſen, dem man nicht entrinnen kan. Die Kunſt zu leben aber erfordert eine ſtets fortwährende Sorgfalt dasjenige zu verlängern, was man alle Augenblick in Gefahr iſt zu verlieren, und die Schmertzen und den Verdruß von ſich abzuleiten der unſere Tage unglücklich macht. Hierzu dienet nun eine ordentliche Einrichtung unſerer Lebens-Art und derer darzu

darzu erforderlichen Nahrungs und Erhaltungs-Mittel. Nachdem also unsre Lebens-Weise ist, nachdem werden auch darzu mehr oder wenig Mittel erfordert.

Die Haushaltung eines Fürsten ist sehr unterschieden von der Haushaltung eines gemeinen Mannes, und ein Reicher hat mehr zu besorgen als ein Armer. Alle aber haben überhaupt einerley Grund, nemlich die Ordnung; Ein Fürst will oft seine Grosmuth zeigen und wird dadurch grausam. Er verschwendet von der einen Seite, was er auf der andern mit Härte erpressen lässet. Er unterhält mit schwehren Kosten eine Menge müsiger Leute an seinem Hof, die viel besser ihrer eignen Nahrung nachhiengen. Wer hat ihm weisgemacht daß er auf diese Weise grosmüthig sey? Der beste Fürst ist hier öfters noch übler dran als ein gemeiner Mann; Dieser hat nur einen kleinen Umfang von Pflichten und Geschäften zu besorgen. Der Fürst hingegen wird allenthalben angelauffen, er soll allen Leuten helffen, er soll immer schencken, immer freygebig seyn und das Geld nicht achten. Er muß viel Leute halten und niemand mißvergnügt von sich lassen. Dieses, heist es, ist fürstlich. Wie könte ein Fürst gröfere Sorgen haben, als alles darzu erforderliche Geld aufzubringen?

Ist es demnach schwer die Einnahmen und Ausgaben eines gemeinen Manns zu bestimmen, so ist solches noch viel schwerer in Ansehung eines

nes Fürsten. Wirthschaftet jener nicht gut, so ist der Schade nur ihm allein: fehlt es aber bey diesem an einer guten und ordentlichen Economie, so leidet darunter das gantze Land: der Hof macht Schulden, verpfändet zu hohen Zinsen die Tafel-Güter, die Aemter, ja gantze Herrschaften und Länder. Man erhält dadurch die Schwelgerey, den Pracht und den Ueberfluß bey Hof, und vermerckt nicht ehe den Mangel, als bis der Darleiher, wenn er mächtiger ist, zum Unterpfand greift, Völcker ins Land schicket und den Besitz derselben mit gewafneter Hand erzwinget. Wie viel Länder sind nicht auf diese Art Pfands weise an andre Häuser kommen?

Schiesen Privat Personen einem Fürsten Geld auf das Land, so kan man solche mit Recht Thoren nennen. Die wenigsten von dieser Art Schulden pflegen abgetragen zu werden. Es komt blos auf den Fürsten an, ob er ein ehrlicher Mann seyn und bezahlen will. Thut er solches nicht, so bleibt er deswegen doch der Fürst, und findet immer unendlichen Vorwand seine Gläubiger abzuweisen. Stirbt er, so zahlen seine Erben noch viel weniger: sie sagen Land und Leut könte man ihnen zum Nachtheil nicht versetzen. Mobillar-Güter, wann sie ein wenig gewissenhaft seyn wollen, geben sie zwar an; allein, was wollen diese sagen gegen Millionen, die manche Fürsten an Schulden hinterlassen haben?

Wir haben heut zu Tage zwey grose Fürsten-Häuser die durch ihre kluge Economie sich dergestalt hervor geschwungen haben, daß sie sich auf zwey der mächtigsten Thronen von Europa erhaben sehen? Mitler weile daß andre Fürsten-Häuser die vor hundert Jahren eben so reich und mächtig waren, durch ihre üble Haushaltung so klein geworden sind, daß ihre Printzen jenen dienen.

Der jetzige König in Preussen, als einer der klügsten Fürsten, die jemahls gelebet haben, siehet dieses vortreflich ein. Ein auserlesenes und in Waffen stets geübtes Kriegsheer; Ein ordentliches und wohl eingerichtetes Policey-Wesen; Ein Fürst der selber regieret, und beständig Geld in der Schatzkammer hat. Was können diese vier Dinge, wenn sie zusammen sind, in der Welt nicht ausrichten? Erlangt dieser grose Monarch noch auch darin seine königliche Absichten durch seine Länder zu bevölckern und reich zu machen, so hätte er alles, was er wünschen könte!

Da ich hier nur critische Anmerckungen über die Künste und Wissenschaften zu meiner eignen Belustigung schreibe, so kan ich mich in die weitläuftige Fragen der sogenannten Fürsten-Kunst nicht einlassen. Ich habe mich darüber bereits hin und wieder, so wohl in meiner Staats-Kunst, als in meinen andern Schriften freyherausgelassen. Es fehlet grosen Herren nicht an

künst-

künstlichen Projectenmachern: Allein, ich habe beobachtet daß es denen grosen Herren damit ergehet wie unsern Land-Junckern, die, wenn sie ein wenig klüger als ihre Nachbarn seyn wollen, fleissig im Hohberg, Florino und Böckler studiren, und immer ein Experiment nach dem andern daraus in ihrer Landwirtschaft probiren, davon aber gleichwohl die wenigste anschlagen; weil die Gewohnheit, das Land und die Menschen allen Handgriffen und Arbeiten schon durchgehends eine andere Wendung gegeben haben, die sich nicht wohl ändern lassen.

Das gröste Geheimnis der Fürsten-Kunst stickt hier in der einfältigen Natur. Mit Zwang und Kunst lassen sich wohl allerhand Gewächse, die sonst einem Land nicht eigen sind, hervorbringen; allein sie kosten mehr als sie werth sind, da sie anderswo von selbst wachsen.

Ich habe z. E. die künstliche Vorschläge und Ausrechnungen von dem Seiden-Bau und der Maulbeer-Zucht, gelesen, geprüfet und untersucht und die Sache in der Theorie sehr rathsam und möglich gefunden; so bald ist aber die Sache nicht zur Ausübung gebracht worden, so hat sie dennoch fehl geschlagen. Dieses geschah insonderheit vor zehen Jahren im Würtenbergischen, da ein Franzose, Namens Rigal, die Sache so künstlich, natürlich und sicher entworffen hatte, daß ich selbst nicht begreiffen kan,

warum

warum sie dem ohnerachtet doch nicht bewerckstelliget wurde.

Auch ist darin den grosen Herrn übel rathen: sie können sich nicht entschliesen, etwas von ihren gegenwärtigen Einkünften schwinden zu lassen, um solche auf Wucher zu legen und den Nutzen erstlich in Zukunft davon zu erwarten. Das Volck muß den ersten Vortheil ziehen, und die Früchte seines Fleißes und seiner Arbeit geniesen. Ist es reich und wohlhabend, so lauffen die Gelder herum und der Fürst empfängt alsdann einen fast unglaublichen Nutzen von seinen Bemühungen und klugen Anstalten die er zum Vortheil des Volcks gemacht hat.

Sehet hier das gantze Geheimnis der fürstlichen Macht-Kunst, wo die göttliche Vorsehung, die stets für die Wohlfahrt der Menschen wachet, eines mit dem andern so genau verbunden hat, daß eines ohne das andere nicht wohl glücklich seyn kan.

Will demnach ein Fürst sein Haus recht hoch empor bringen und seine Macht auf sichere Gründe setzen, so muß er sein Volck schonen, ihm in allem Handel und Wandel alle nur mögliche Freyheiten acstatten und dessen Wohlfart unzertrenlich mit derjenigen seines Hauses verbinden; folglich seinen Eigennutz in dem Nutzen seines Volckes suchen, so wird er ihn gewiß finden. Alle Staats-Räthe und Cameralisten,

die

die ihm andre Projecten und Rathschläge geben, und dadurch seinen Nutzen von demjenigen des Volcks absondern, sind seine wahre Feinde, die ihm unter dem Schein seine Einkünfte zu vermehren, den grösten Schaden verursachen; Nicht anders wie die unerfahrne Gärtner, die den fruchtbaren Bäumen im Beschneiden die Trag-Aeste nehmen und dadurch ihren Wachsthum verhindern.

Vier Stücke gehören zur Aufnahme eines Staats und zur Vermehrung der fürstlichen Einkünfte. 1.) Die Bevölckerung seiner Länder. 2.) Die Freiheit. 3.) Gute Policey. 4.) Sichere Nehrungs-Mittel. Das erste entstehet aus den drey andern Stücken; denn wo Freyheit, Ordnung und Nahrung ist, da giebt es Hochzeiten und Kindtauffen genug. Nur muß man dabey, wie in allen solchen Dingen, die närrische Misbräuche und vermeynte Wohlstands-Unkosten, die den Uebelstand nachziehen, ernstlich verbieten, und unter dem Volck überhaupt eine solche Lebens-Weise einführen, daß es sein Auskommen und seinen nothdürftigen Unterhalt leicht finden möge, wie ich anderwärts schon davon gehandelt habe. (*)

Will ein Fürst ruhig seyn, und beydes, die Geschäfte seines Staats als seines Hauses wohl

* Siehe den vorhergehenden III. Theil meiner kleinen Schriften XXXIII. Brief von den Ursachen des Geldmangels.

wohl besorgen, so muß er sich meistens auf einem seiner Lust-Schlösser aufhalten, seinen Hofstaat einziehen, wenig Leute bey sich haben, und der Freyheit geniesen; denn immer im Aufputz, im Prunck, und in der Maiestät auf dem Schauplatz der grosen Welt sich zu zeigen, ist ein allzu beschwerlicher Dienst für einen weisen Fürsten, der sich gern mit der Wohlfahrt seines Volcks beschäftiget, und dabey die Künste und Wissenschaften liebet; wann er hier ein paar Vertraute um sich hat, die er besonders wohl leiden kan, und die es treu mit ihm mennen, so ist er glücklich; diesen kan er die Ausfertigung der wichtigsten Geschäften, die seine Person und sein Haus betreffen, anvertrauen, und ihnen dargegen wieder solche Vortheile geniesen lassen, die sich für sie schicken.

Wie die Haushaltung eines Fürsten im grosen geziemend und ordentlich einzurichten ist, so muß solche im kleinen bey dem Adel seyn. Er soll auf seinen Herrschaften und Landgütern wohnen, und solche nicht den Pachtern und Verwaltern preis geben. Es ist eine Narrheit, Güter haben und selbige doch nicht verwalten. Es ist eine Narrheit, das Geld davon zu ziehen, um solches an Hof und in grosen Städten zu verprassen. Dieses heist nicht wirthschaften und seinem Stamm, wie es dem wahren Adel obliget, vorstehen, sondern den Umsturz und das Verderben davon befördern. Diejenige Fürsten, welche nur allein auf ihre eigne Hoheit und

Macht sehen, mögen dieses wohl leiden. Sie gönnen deswegen auch denen stolzen Edelleuten gern den freien Zutritt an ihren Höfen, dann sie bringen damit den Adel, als das Haupt der Land-Stände, herunter, und erhöhen dadurch ihre eigenmächtige Gewalt: sie mögen ihm leicht dafür einige Hof-Aemter, Titel, Würden und Schauspiele geben. Sie sind alsdann Herr im Lande und können machen was sie wollen. Franckreich zeiget uns in diesem Kunststück ein lebhaftes Beyspiel, dem es einige unserer Fürsten, wie in andern Dingen, gerne nachmachen.

Vor diesem kam der Adel nur nach Hof, wenn besondere Rathschläge zu des Landes Wohlseyn musten gefaßt werden; oder wenn Thurniere, Beylager, fürstliche Freuden-Feste und dergl. angestellet wurden. Jetzo liegen die müßige Junckern dem Fürsten und dem Lande zur Last bey Hof: schmausen, spielen, schwelgen, borgen, versetzen ihre Geräthschaften, ihre Kleinodien, ihre Länder und ihre Güter; die kleine Junckern, ihre Kinder müssen Kriegs-Dienste nehmen, und damit ist es um die Haushaltung des Adels gethan!

Die Schuldigkeit eines jeden vernünftigen Menschen und guten Bürgers ist einen guten Haushalter abzugeben; denn dadurch setzt er sich und die Seinigen in Stand die allgemeine Nahrung im Lande zu unterhalten und die öffentliche Gefälle zu vermehren; niemand zur

Last

Last noch beschwerlich zu seyn; andern im Gegentheil, besonders Armen, Krancken und Nothdürftigen beyzustehen; Künste und Wissenschaften zu befördern, für sich selbst aber ein geruhiges, stilles und gottseliges Leben zu führen, in aller Wohlanständigkeit und Erbarkeit.

Um sich in einem so glücklichen GOtt und Menschen wohlgefälligen Stand zu erhalten, muß man sich niemals über sein Ziel messen; nicht nach hohen Dingen trachten, sondern in sich selbst und in seinem Hauswesen alle Freude und alle Ehre, wann man GOtt fürchtet und recht thut, finden. Man muß sich weder von dem Geld-Geitz noch von der Ehrsucht einnehmen lassen, sondern sich mit seinem bescheidenen Theil zu vergnügen wissen. Wird man reich, und hat solches, unter dem göttlichen Segen, seinem Fleis und seiner Ordnung zu dancken, so trachte man von seinen Reichthümern einen würdigen und vernünftigen Gebrauch zu machen; Ohne wichtige Ursachen suche man nie seinen Stand zu erhöhen; es sey dann, daß man noch nöthig hat sich aus dem Pobel zu ziehen, um sich dadurch in solche Umstände zu setzen, wo man mit besserer Anständigkeit der erworbenen Güter sich erfreuen und dem gemeinen Wesen nützlich seyn kan.

Also mag ein reicher Handelsmann ganz wohl seine Handlung aufgeben und sich des Schacherens und Handels, wann er Güter ge-

nug erworben hat, zum besten eines andern entschlagen, mithin sich dem Adel gleich aufführen. Nur lasse man sich, wenn man reich worden ist, den kleinen Ritter-Wurm nicht plagen, mit erkauften Titeln und geborgten Würden einen Rang vor andern angesehenen und verdienten Männern zu erzwingen. Denn es geht hier insgemein nach dem gemeinen Sprichwort: Gut macht Muth, Muth macht Uebermuth und Uebermuth thut selten gut. Wer nicht bey Reichthümern und Adel herkommen ist, der weis sich selten auch darin zu schicken. Es sind keine lächerlichere Creaturen, als die Bourgeois Gentils-hommes; drum dienen sie auch treflich auf die Schaubühne. Geld macht keine Lebens-Art, sondern die Erziehung. Will man sich bey gutem Ansehen erhalten, so muß man alle Weitläuftigkeiten und alle Unordnungen meiden, seines Guts nicht misbrauchen, nie etwas böses oder unanständiges unternehmen, sein Gesind wohl halten, doch keine Misbräuche, andern zum Nachtheil, einführen; sich in allen Stücken als ein ehrlicher Mann und als ein würdiges Mitglied der menschlichen Gesellschaft bezeigen. So wird der Segen GOttes auf unseren Häusern ruhen und die Verheisung dieses und des zukünftigen Lebens ihre Kraft zeigen.

Eini-

Einige oeconomische Regeln.

Man muß nicht alles thun was man thun kan, aber auch nichts unterlassen was Nutzen bringet, wann man darzu die Gelegenheit hat.

Ein kleines Gut im Frieden und Ruhe ist besser als ein groses in Gefahr und Streit.

Güter die wenig zu bauen und zu unterhalten kosten, sind allezeit denen nigen vorzuziehen, die beständig einen grosen Aufwand erfordern.

Den Grund seines Hertzens und seines Beutels soll man nicht leicht offenbaren, dann es geben immer Menschen die beides misbrauchen.

Man muß wohl andre Leute für ehrlich halten, aber ihnen deswegen in solchen Sachen nicht zu viel traven, wobey sie einen Nutzen haben: dann der Eigennutz ist ein heimlicher Dieb.

Um grosen Unordnungen vorzubeugen, muß man die kleine meiden, denn aus den kleinen entstehen die grosen.

Man muß zuvor seine Schwäche kennen, ehe man seine Stärcke zeigen will; und muß lieber klein scheinen als gros verderben.

Es ist besser einem Feind dienen, als sich mit Schaden an ihm rächen.

Es ist ein gemeiner Fehler, daß man im nöthigen sparet, was man im unnöthigen verschwendet. Erstlich die Nothdurft besorgt, hernach sieht man was für den Wohlstand, für die Ehre und für den Pracht übrig bleibt.

Der Müssiggang gleicht der Auszehrung: man verdirbt und mercket solches nicht eher als bis man verdorben ist.

Das sicherste Mittel zum reich werden ist Arbeit und Vernunft. Erworbene Güter aber zu erhalten und zu geniesen, darzu werden zwey Stücke erfordert, nemlich Ordnung und Weisheit.

Wenn der gemeine Mann wüste hauszuhalten, so würde ein Mangel an armen Leuten seyn. Wo aber würde man alsdenn Knechte und Mägde hernehmen.?

Der Reichthum hat unter den Lastern nur einen Freund, nemlich den Geitz; die andre sind ihm alle feind und suchen ihm zu schaden.

Wo die Advocaten und Aerzte in einem Haus viel Nahrung finden, da sincken die Einwohner ins Verderben.

Wer grose Ausgaben und kleine Einkünfte hat, der muß seinem Verderben grosmüthig entgegen sehen.

Der Hochmuth der zur Verschwendung Anlas giebt, findet seine Strafe wo er sein Vergnügen sucht.

Wer ruhig leben will, muß nicht nach grosen Reichthümern trachten. Er muß sich aber gegen den Mangel zu bewahren suchen; denn die Sorgen der Nahrung machen eben so viel Unruhe als die Verwaltung groser Reichthümer.

Viele bauen im kleinen und reissen im grosen nieder; dieses aber ist verkehrt: man muß das kleine beobachten, um das grose zu erhalten.

Wer viel unnöthige Mäuler speiset und prächtige Gebäude führet, der muß sehr reich seyn, oder sich nicht fürchten arm zu werden. Sprach sagt: Wer sein Haus bauet mit anderer Leute Gut der sammlet sich Steine zum Grabe.

Ein guter Hauswirth muß nach allem sehen, und sich auch auf das beste Gesind nicht verlassen; denn man verwahrt immer sein eignes Gut besser als ein anderer.

Zu viel Geschäfte machen Unordnungen, zu wenig lange Weile. Der ist klug der nicht mehr unternimt, als was er bestreiten kan.

Es ist eine Kunst das Geld bey Gelegenheit zu verachten, um dadurch Geld zu gewinnen; es ist aber eine Thorheit solches auf Windhandel, Actien, Lotterien und dergleichen blosen Glücks-Fällen anzugeben.

Man verliehret weniger an etwas Gutt das theuer ist, als an etwas schlechtes, so nicht viel kostet.

Man lässet sich besser bey einer vernünftigen Sparsamkeit höhnen, als bey einer thörigten Freigebigkeit loben, und richtet sich klüger nach seinen Umständen, als nach andrer Leute Urtheile.

Ein vernüftig Weib ist besser ohne Heyraths-Gut, als eine Unvernünftige, die viel Geld hat, und nicht weis hauszuhalten.

Die sicherste Gewalt die ein vernünftiger Vater einem verschwenderischen Sohn entgegen setzen kan, ist, daß er seine erste Ausschweiffungen mit Mangel strafet, so wird er dadurch verhindern, daß er die zweyte nicht begehet.

XII.

Von der Theologie oder Gottesgelehrtheit.

Die Religion ist entweder theoretisch oder practisch, oder beydes zugleich. Die theoretische Religion gehöret zu den Wissenschaften, die practische zu dem Glauben, und beyde zugleich zur Weisheit.

Die erste Gattung ist die gemeinste, denn fast alle Menschen haben eine nach ihren Umständen und Fähigkeiten eingerichtete Wissenschaft von ihrer Religion; die zweyte Gattung, nemlich der Glaube ist die heilsamste. Dieser hat seinen Einfluß auf unsern Lebens-Wandel und die Verheisung einer ewigen Seligkeit. Die dritte aber ist die vollkommenste; denn sie fasset nicht nur den seligmachenden Glauben in sich, sondern sie unterhält sich auch mit dem erhabensten Erkentnis göttlicher Dinge.

Der Glaube setzet einen Lehrbegrif voraus, der sich auf gewisse Wahrheiten gründet. Der Lehrbegriff aber kan auch ohne Glauben seyn. Man kan ihn annehmen ohne darnach zu thun. Der Glaube aber kan seiner Natur nach nicht anders als wirksam seyn. Alle Christen werden Glaubige genennet, weil sie den Lehrbegriff der evangelischen Wahrheiten annehmen; allein wo der Glaube sich nicht durch die Wercke zeiget, da fehlet davon das wesentliche und ist eigentlich kein Glaube, sondern ein bloser Lehrbegriff.

Unter allen Lehr-Arten, damit man die Religion denen Menschen beyzubringen pfleget, ist die homiletische die beste, weil sie die einfältigste und deutlichste ist. Sie nimt den Menschen zum Vorwurff: sie untersucht dessen natürliche Eigenschaften, Fähigkeiten und Affecten, und richtet darnach ihren gantzen Vortrag. Sie gründet sich also auf die Sittenlehre und zeiget dem Menschen die Pflichten gegen GOtt, gegen sich selbst und gegen andre. So lehrten Christus und seine Apostel die Religion. Alle ihre Lehren bezogen sich auf den innern und äusern Menschen, auf die Tugend, auf ein heiliges, frommes und gottseliges Leben in dem Glauben, welcher mit der Liebe unzertrennlich verknüpfet ist.

Die systematische Lehr-Art ist blos allein für den Verstand; sie hat ihren vortreflichen Nutzen

Nutzen in den Schulen der Gelehrten; denn alle Wissenschaften, welche in einem ordentlichen Zusammenhang, auf sichern und unumstöslichen Gründen beruhen, dienen der Wahrheit zu einem stattlichen Hülfs-Mittel. Man siehet wie ein Lehrsatz mit dem andern auf das genaueste verbunden ist; man lernet sichere Schlüsse machen, man theilet die einzele Begriffe, man prüfet einen Satz nach dem andern, man lernet solche beweisen und verbindet sie mit den Haupt-Sätzen dergestalt, daß daraus ein ganzes bewährtes Lehr-Gebäude wird.

Die polemische Lehr-Art beschäftiget sich mit Widerlegungen der Irrthümer: sie hat ihren grosen Nutzen um diejenige Wahrheiten zu prüfen, die zu einem richtigen Begriff der christlichen Religion gehören. Sie zeiget mit einer lebhaften, deutlichen und gründlichen Art die Quellen der falschen Schlüsse, womit man irrige Lehr-Sätze zu vertheidigen pfleget. Sie bedienet sich zu dem Ende gewisser Grund-Sätzen, die der Gegentheil annimt, oder doch vernünftiger Weise annehmen muß, und zeiget durch unlaugbare Folgen, wo er davon abgehet. Soll aber diese Lehr-Art denen Wahrheiten der Religion zur Beförderung dienen, so muß sie nicht mit einer unanständigen und ungestümmen Heftigkeit getrieben werden. Man muß alle persönliche Anzüglichkeiten dabey vermeiden. Nicht mit Schelten und Schmähen und Poltern auf die Irrende losbrechen, weil solches nichts als

Ver-

Verbitterung und Haß und Feindschaft verursachet. Doch darf man dabey wohl ein beissendes Saltz und eine scharfsinnige Ironie gebrauchen, um das Ungereimte, Lächerliche und sich selbst widersprechende in einem verkehrten Lehr-Satz zu zeigen; allein, diese Waffen gelten nicht, als in einem allgemeinen Vortrag und nicht gegen einzelne Personen, welche dadurch könten verunglimpfet werden. Hier gilt die Regel, daß man wohl auf Laster und Irrthümer schelten mag aber der Personen dabey mit Bescheidenheit schonen müsse

Dicere de vitiis, parcere personis.

Die exegetische Lehrart dienet zur Auslegung und Erläuterung der heiligen Bücher. Hierzu gehören gelehrte und beides in den Grund-Sprachen als Alterthümern wohl erfahrne Leute, die nicht durch Vorurtheile ihrer von Jugend auf angenommenen Lehr-Sätze, sondern blos allein von der Liebe zur Wahrheit sich leiten lassen. Es gehöret ferner darzu Einsicht, Scharfsinnigkeit und eine besondere Geschicklichkeit den verborgenen Sinn klar und deutlich zu machen; und das historische von dem gesetzlichen genau zu unterscheiden, damit die Grund-Wahrheiten durch andre Nebensätze nicht mögen geschwächt, zweiffelhaft und unverständlich gemacht werden. Hier gilt die Regel, die wir so wenig beobachten, und die gleichwohl zur Befestigung der Wahrheit so unumgänglich nöthig ist; nemlich, daß wir

wir aus allgemeinen und deutlichen Sätzen, die besondere und undeutliche erklären müssen.

Die mystische Theologie hat eigentlich keine besondere Lehr-Art: sie beziehet sich auf eine bloße Empfindung des Glaubens in dem Willen: sie versencket sich in GOtt mit einer hohen und unbegreiflichen Liebe: sie beschäftiget sich weder mit äuserlichen Bildern noch mit Vernunft-Schlüssen, noch mit Streit-Fragen. Sie liebet und lebet und wandelt vor GOtt in Unschuld und Einfalt des Herzens. Sie ist die Theologie der Asceten und göttlicher Peripateticker. Sie ist der höchste Grad der Abgezogenheit des sinnlichen Lebens. Treibet man aber den empfindlichen Theil der Seele zu weit in die Einbildungskraft, und vergisset dabey der Einfalt in dem lautern Theil der Vernunft, so geschiehet es öfters, daß aus dergleichen Mystick ein fanatischer Schwerm-Geist entstehet.

Wahre Mysticker aber, welche in der reinen Liebe und Einfalt bleiben, haben sich für solchen Ausfällen und Abweigungen nicht zu fürchten; denn sie stehen in der Gemeinschaft GOttes und können mit Paulo ausrufen: Ich lebe, aber nicht ich, sondern Christus lebet in mir. Gal. 2, 20. Die alten Einsiedler, Asceten, und Anachoreten, welche sich in den finstern Zeiten von dem Lermen der zänkischen Schriftgelehrten zu entfernen suchten, waren meistens solche Mysticker.

Ich übergehe die analytische, synthetische, asthetische, anacromatische und übrige besondere Lehrarten, weil sie in denen vorhergehenden schon einigermassen mit begriffen sind. Ich glaube, daß obige hinlänglich sein werden, uns von der vornehmsten Lehrarten der Theologie einen verständlichen Begrif zu geben.

Ich komme auf die Theologie selbst. Solche wird in zwey Haupt-Theil getheilet, nemlich in die natürliche und offenbarte; jene leitet ihre Warheiten aus der Vernunft. diese aus den Büchern der Heil. Schrift. Eine Religion beziehet sich auf die andere. Die natürliche Religion ist allen gesitteten Völkern gemein. Die Menschen wissen daß ein GOtt sey, denn GOtt selbst hat es ihnen offenbaret. Röm. 1, 19. Die Himmel erzehlen die Ehre GOttes, und die Feste verkündigen seiner Hände Werk. Ein Tag sagets dem andern und eine Nacht thuts kund der andern. Es ist keine Sprache noch Rede, da man nicht ihre Stimme höret. Ps. 19. Sie wissen auch daß ein Gesetz sey, denn die Natur lehret ihnen solches. Ja sie sind sich selbst, wie Paulus redet, ein Gesetz. Röm. 2, 14. Sie werden auch in Ermangelung eines näheren Lichts, darnach geurtheilet und gerichtet; denn das Gesetz ist ihnen in ihr Herz geschrieben, ihr Gewissen ist davon überzeuget: Ihre Gedancken verklagen und entschuldigen sich untereinander. Eben daf. v. 15.

Ich

Die offenbarte Religion beziehet sich auf folgenden Grund. Der Mensch sahe sich nicht so bald in der ihm angeschaffenen Freiheit, so verfiel er in eine unselige Abweichung von GOtt. An statt des reinsten Lichts, das in seiner Seele strahlte, und ihm das unendlich liebenswürdigste Wesen der Gottheit entdeckte, wurde bey ihm alles finster. Sein Verstand verlohr die selige Erkentnis des Guten, und sein Wille wurde geneigt zu allem Bösen. Kurz, der Mensch gerieth in das äuserste Verderben.

GOtt, nach seiner unendlichen Barmherzigkeit, wolte ein Geschöpfe, welches er in einem erhöheten Grad vor andern fähig gemacht hatte, ihn zu erkennen und zu lieben, nicht in diesem Verderben lassen. Er gebrauchte also ein seiner Gottheit anständiges Mittel den gefallenen Menschen zu retten. Er sandte Christum seinen eingebohrnen Sohn in die Welt, dieser solte, als ein Mensch, die Schuld und Strafe des ganzen menschlichen Geschlechts tragen, demselbigen den verlohrnen Weg des Heils wieder zeigen, und solches durch die Vereinigung der beiden Naturen, nemlich der göttlichen und menschlichen, wieder zu GOtt hinbringen und mit GOtt vereinigen. GOtt wehlte sich zu dem Ende ein besonderes Volk, nemlich die Kinder Israel, welches noch bis auf den heutigen Tag unter den Juden fortdauret; diesem gab er sein Gesetz, und lies ihm die Zukunft des Erlösers voraus verkündigen. Es wurde bis dahin nicht

allein

allein durch Wunderwerke, sondern auch durch einen besondern Gottesdienst regieret; wobey der HErr ganz eigene Merkmäler seiner heiligen Gegenwart verspüren lies. Er offenbarte sich durch sichtbare Zeichen und durch seine Propheten. Diese verfaßten was geschah in Bücher, deren einige bis auf unsre Zeiten gekommen sind und die Bücher des alten Bunds genennet werden.

Christus erschien darauf, wie es war verkündiget worden. Die Begebenheiten der ganzen Welt musten sich nach denen grosen Absichten GOttes fügen, Christum im Fleisch zu verklären, und denselben, als den Erlöser des menschlichen Geschlechts, bekant zu machen. Christus selbst gab sich für den zu erkennen, der er war. Seine Lehre, seine Wunderwerke, sein Leiden, sein Todt, seine Auferstehung, und die Zeugnisse der Evangelisten und Apostel, die wir noch in unsern Händen haben, bewähren, daß Christus JEsus gekommen ist, und daß solchemnach die Weissagungen erfüllet sind. Diese Zeugnisse machen die Bücher des neuen Bundes aus, und aus diesen sowohl als aus den Büchern des alten Bunds bestehet die offenbarte Religion.

Der Vorzug der offenbarten Religion vor der natürlichen ist überaus gros; dargegen aber ist sie auch mehr Widersprüchen unterworfen; denn daß GOtt soll erschienen sein und geredet haben,

haben; daß er selbst sein Gesetz auf zwey steinerne Tafeln soll eingegraben haben; daß er durch seinen Knecht Moses einen ceremonialischen Dienst mit Beyfügung vieler Kleinigkeiten hat einführen lassen, daß sein Sohn im Fleisch erschienen, Knechts-Gestalt an sich genommen, gelitten, gestorben, begraben auferstanden und wieder gen Himmel gefahren sey: Gegen alles dieses findet die vorwitzige und stolze Critick eines natürlich denckenden Geistes vieles einzuwenden; allein, so bald erkennet er nicht von der einen Seite seine Schwäche in Ansehung der göttlichen Rathschläge; und von der andern die unumstößliche Beweisthümer, an welchen er noch weit mehr Mühe findet zu widersprechen als anzunehmen; so muß er sich unter den Gehorsam des Glaubens gefangen geben und erkennen, daß die Kräfte seiner Vernunft im geringsten nicht zulangen, von dem göttlichen Verhältnis und seinen verborgenen Rathschlägen ein gegründetes Urtheil abzufassen. Der Verstand des Menschen kan bey allen seinen Vernunft-Schlüssen nicht dasjenige läugnen, was geschiehet? Diese Art des Beweisthums führet allezeit eine vollkommene Ueberzeugung mit sich, wenn man gleich den Zusammenhang davon nicht einsehen kan. Die Vernunft wird also hier zur Bescheidenheit angewiesen. Sie siehet die Merckmäler von etwas göttliches; sie schweiget und glaubet.

Wir haben so viele überzeugende Schriften von der Wahrheit der christlichen Religion,

daß ich nicht begreiffen kan, wie dargegen noch so viele Naturalisten die Waffen führen mögen. Grotius, Abbadie, Bossuet, Fenelon, Racine, Herr v. Mosheim, Herr Sack und noch viele andre vortrefliche Männer mehr, haben solche mit aller möglichen Ueberzeugung stattlich vertheidiget. Was mich aber hierbey am meisten verwirret, ist, daß dem ohngeachtet die Zahl der Unglaubigen zu unsern Tagen noch immer sich vermehret und daß das wahre Christenthum fast selbst unter den Christen beginnet rar zu werden.

Soll ich davon die Ursachen entdecken? Sie sind nicht schwer ausfindig zu machen. Sie haften in unserm Willen. Dieser ist verdorben und lässet sich mehr von seinen Affecten als von der ächten Liebe der Wahrheit einnehmen. Wir sind unglaubig, weil wir es seyn wollen, und weil wir alle Mittel gebrauchen, es zu seyn. Das sanfte Joch unseres Heilandes düncket uns zu schwer; die reine Triebe der Tugend rühren nicht unsere von groben Leidenschaften eingenommene Sinnen. Die hohe Empfindungen der Liebe sind uns unbekant; wie solten wir von ihren himmlischen Annehmlichkeiten können eingenommen werden? Wir suchen nur unsere unordentliche Begierden zu vergnügen, und diese machen eine Feindschaft und Trennung zwischen GOtt und dem Menschen, nach Röm. 8, 7. An statt uns einander zu lieben und unter unserm einzigen Haupt JEsu Christo vereiniget zu seyn, verfolgen und verdammen wir einander

der über bloſe Fragen und Lehrbegriffe, über welche man zancket und aus welchen man den Glauben beſtehen macht; da doch der Glaube ein ganz ander Ding iſt; denn wir haben Chriſtum nicht alſo gelernet, wenn wir anders von ihm gehöret haben, wie in ihm ein rechtſchaffen Weſen iſt. Eph. 4, 21.

Da man nun immer über den Glauben miteinander ſtreitet und zancket, ohne die Früchte des Glaubens zu zeigen; ſo bleibet auch der Glaube in dem Menſchen todt, und zeiget nicht die mindeſte Erhebung unſeres Geiſtes.

Komt man in unſere Kirchen, ſo höret man in den meiſten mühſam ausgeſtudirte Reden, die auf eine gekünſtelte Vorſtellung gewiſſer Lehrbegriffe hinauslauffen, und ohne Geiſt und Leben ſind, mithin als todte Buchſtaben auch weiter keinen Eindruck in die Seelen der Zuhörer machen; ſie zeigen wohl von der Gelehrſamkeit der Lehrer aber ſie beſſern nicht.

Ich errinnere mich bey dieſer Gelegenheit folgender Begebenheit. Der berühmte Grotius hatte zu Paris, als ſchwediſcher Geſandter, einen lutheriſchen und reformirten Geiſtlichen bey ſich. Sie predigten Wechſelsweiſe und miſchten in ihre Vortäge die Streit-Fragen, die damahls unter dieſen beyden Religionen, Verwandten Mode waren. Grotius verwies ihnen dieſen Eifer. Ihr Herrn, ſprach er zu

ihnen, ihr prediget für mich. Ich verstehe die Dinge besser als ihr. Ich bitte euch demnach, macht ein Ende mit eurem Gezänck. Ja, sprach der eine von beyden, man kan doch gleichwohl dem Heiligen Geist nicht das Maul verstopfen. Verzeihet mir, versetzte Grotius darauf; ich wuste nicht daß ich den Heiligen Geist im Hause hatte. Ihr werdet so gut seyn und mich weiter nicht in Gefahr setzen, mich an Euch zu versündigen, und damit gab er ihm seinen Abschied.

Mir fällt hier noch eine andere Begebenheit bey, die sich hieher schicket. Ein reicher Bauer in einer nordischen Provintz, hörte mit vieler Andacht die Predigten seines Pastors. Dieser war ein gantzer Redner; er verstund den homiletischen Vortrag unvergleichlich; er konte seine Zuhörer bewegen und weinen machen, wie er wolte. Der reiche Bauer, der mehr als eine bäuerische Seele hatte, fand sich dadurch gerühret. Er sann der Sache nach, und dachte, es sey doch gleichwohl schön, wenn man so leben könte, wie der Pfarrer aus den Evangelien und Episteln solches lehrte. Was geschah? Er mästete ein Paar Ochsen und brachte sie dem Pfarrer. Dieser war an dergleichen Freygebigkeiten von Seiten seiner Pfarr-Kindern nicht gewohnt. Er fragte seinen Wohlthäter, was ihn doch darzu bewegte, ihm ein so fettes Geschencke zu überreichen. Ich wolte euch, ehrwürdiger Herr, antwortete der Bauer gern etwas sagen, ich fürchte aber, ihr mögtet mir die Freyheit übel nehmen. Der Pfarrer konte ihm solche

che gegen ein Paar Ochsen wohl erlauben. Er brachte also seine Sache vor: Ihr prediget so schön, Herr Pastor, sprach er, und thut es doch selber nicht. Dieses macht mir einen grossen Zweiffel, ob auch das alles so wahr seyn möchte, was ihr sagt. Der Pfarrer, der seine Sitten noch mit von Universitäten gebracht hatte, fand sich durch diese Rede sehr getroffen. Er sprach: Freund! ihr habt recht. Ich habe mit einem Ochsen genug, behaltet den andern für euch. Dieses soll uns zum Andencken dienen, daß wir uns beide bessern wollen. Ich will mit GOttes Hülfe thun was ich lehre, und ihr werdet wohl thun wann ihr meinen Lehren folget. Nie sind zwey gemästete Ochsen besser angewendet worden.

Ich bin versichert, wann man an statt der Streit-Fragen das Evangelium prediate und den Leuten zeigte, wie sie den theuren Lehren unsers Heilandes in Glaube und Liebe folgen solten, die Lehrer aber mit gutem Exempel vorgiengen, das Christenthum bald eine andre Gestalt gewinnen würde.

Ich schliese diese Anmerckungen über die Theologie mit dem überaus nachdencklichen Begriff, den uns der grose Erasmus von dieser vornehmsten Wissenschaft unter allen gegeben hat. Dessen Worte finden sich in seiner Præfat. in Hilarium und lauten wie folgt:

Summa nostræ Religionis est pax & unanimitas. Ea vix constare poterit, nisi de ea quam potest pauciſſimis definiamus & in multis liberum relinquamus suum cuique judicium.

XIII.

Von der Wahrſagerey und andern verborgenen Wiſſenſchaften.

Satius eſt ſupervacua ſcire quam nihil: Illi non præterunt lumen per quod acies dirigatur ad verum: Hi oculos mihi efodiunt. Si Protagoræ credo, nihil in rerum natura eſt, niſi dubium. Si Nauſiphani, hoc unum certum eſt, nihil eſſe certi. Si Parmenidi, nihil eſt præter unum. Si Zenoni, ne unum quidem. Quid ergo nos ſumus? Quid iſta quæ nos circumſtant, alunt, ſuſtinent, tota rerum natura umbra eſt, aut manis, aut fallax. Non facile dixerim, utrum magis iraſcar illis, qui nos nihil ſcire voluerunt, an illis, qui ne hoc quidem nobis reliquerunt nihil ſcire. *Seneca.*

Mein Herr!

Was wollen Sie, daß ich Ihnen von denen Prophezeyungen ſagen ſoll, die Sie mir geſandt haben? Fürwahr, ich verſtehe davon ſehr wenig. Und wenn Sie ſagen,

gen, daß dieſelbe ihre Richtigkeit hätten, indem ſie auch eintreffen, ſo verſtehe ich davon noch weniger. Ich bin von denen Leuten, die nur einen kleinen Umfang des Verſtandes haben, und die nichts ſehen können, als was vor ihnen iſt. Ich habe die alten Propheten als ein unſchuldiger Laye geleſen; und ich werde ihnen zehenmal lieber meine Unwiſſenheit bekennen, als meine Zuflucht zu den ſiebenzig Dollmetſchern nehmen. Es iſt mir genug, daß ich in dieſen Büchern Merckmahle einer Göttlichen Weisheit finde, um auch dasjenige zu verehren, was ich darinnen nicht verſtehe. Ich bete in allen Geheimmiſſen denjenigen GOtt an, der ſo ſtarck als verborgen iſt, und der nichts deſtoweniger der GOtt Iſrael, der Heiland iſt, wie ihn Eſaias im 45. Cap. v. 15. nennet. Die Prophezeiungen, davon hier die Rede iſt, dürften wohl nicht allerdings aus einer ſo reinen Quelle kommen. Die Unvollkommenheit, die ſich in allen Wiſſenſchaften äuſert, ſcheinet ſich auch hierin zu entdecken. Die Sybillen, Noſtradamus, Paracelſus, Carion, Lichtenberg, Grimbeck, Poniatovia, und viele andere dergleichen Prophetiſche Geiſter, haben ihre Wahrſagereyen gedruckt hinterlaſſen; allein die wenigſte darunter hat die Erfahrung geheiliget.

Es iſt wahr, die Prophezeiung des guten Bruders Sebalds hat etwas beſonders, ſie ſagt gewiſſe Begebenheiten voraus, die wircklich nach ihren Umſtänden heut zu Tage ſcheinen in die

Erfüllung zu gehen. Ja er hat ſo gar auch das Jahr davon benennet. Alles dieſes ſetzet mich in eine tieffe Verwunderung. Es beweiſet wenigſtens, daß etwas wirckliches in denen Prophezeiungen ſey. Der Geiſt des Noſtradamus ſah viele Dinge voraus; allein er konte ſich nicht darüber deutlich heraus laſſen. Die Begebenheiten muſten, wann ſie ſich äuſerten, dazu zum Schlüſſel dienen. Alles iſt bey ihm faſt durchgehends ſo verwirret, und ſo zweydeutig, wie die ehmahlige Orakels-Sprüche. Dieſes hat Anlas gegeben, von ihm zu ſagen:

Noſtra damus, cum falſa damus. *

Ich beobachte in denen meiſten Prophezeyungen, die ich mir die Mühe gegeben habe zu leſen, (dann in der That iſt es mühſam ſo verworrenes Zeug zu leſen,) daß ſie in vielen Stücken mangelhaft ſind, und bey einem ſehr dunckeln und ſeltſamen Vortrag, beydes die Zeiten und die Völcker ſowohl als die Perſonen und Umſtände gantz untereinander mengen; Ja, es iſt faſt keine unſinnigere Sprache, als diejenige, deren ſich insgemein die prophetiſche Geiſter zu bedienen pflegen. Wollen ſie nicht verſtanden ſeyn, warum reden ſie? doch ich beſcheide mich. Die Gabe zu prophezeyen iſt eine beſondere Gabe. Es wird alſo auch eine beſondere Gabe ſeyn, ſie zu verſtehen. Des Bruders Se-

* Voiage de France par. M. Rouviere, wo pag. 394. deſſen Grabmal zu leſen iſt.

Sebalds Geist ist von den deutlichsten, die ich noch jemals gekant habe, dann er redet sehr aufrichtig, und nennet als ein einfältiger Layen-Bruder, die Sache bey ihrem rechten Namen. Die Mythologie ist seine Sache eben so wenig, als die Wappen-Kunst, womit sonst die andern Geister ihr geheimes Spiel haben. Ich besitze, nebst vielen dergleichen gedruckten Schriften, auch eine eigne Sammlung von geschriebenen Prophezeyungen, welche zum theil sehr alt sind und wunderlich genug lauten. Ich hatte solche unserm besonders in der mystischen Theologie gelehrten Herrn Professor König gegeben, um davon die wichtigsten auszuziehen und der Welt seine Meynungen und Anmerckungen darüber mitzutheilen; allein dieser geschickte Mann, zeigte nicht sobald bey gewissen Gelegenheiten, daß er in solchen Dingen etwas weiter sah, als ich und andere Leute, so hatte man ihn damit zum besten, und spottete seiner öffentlich in den gelehrten Zeitungen. Er gab mir also meine schöne Raritäten wieder zuruck, und keiner von den Leuten, die ihn durchgelassen haben, ist gleichwohl im Stand mir etwas klügeres darüber zu sagen.

Die Wahrsagerey ist eine der ältesten Wissenschaften in der Welt, insonderheit war Egypten das rechte Land der Wahrsager und Zeichendeuter. Diese Völcker, welche bey ihrer schwartzen Galle eine erhitzte und lebhafte Einbungs-Kraft besassen, legten sich mit besonderem

derem Fleiß auf die sogenannte Magie und geheime Wissenschaften. Sie trieben diese Philosophie so weit als sie gehen konte. Von ihnen lernten sie die Chaldäer, die Araber, die Griechen und die andre Völcker in Klein- und Gros-Asien.

Wenn man betrachtet, wie man ehemahls die Orakels-Sprüche herausgebracht, so siehet man, daß man die Kräfte der Natur gewaltig übertrieb, und die Menschen öfters dabey in eine erschreckliche Verwirrung der Sinnen brachte. Die Priesterin, oder sogenannte Pythia, bey dem berühmten Orakel zu Delfis muste drey Tage lang vorher fasten; hernach, sich in dem castalischen Brunnen baden, darauf eine Menge dieses Wassers einschlucken, welches allem Vermuthen nach eine starcke mineralische Kraft, wie unsre Sauer-Brunnen, die den Kopf sehr pflegen einzunehmen, bey sich mogte geführet haben. Sie muste dabey, wenn dieses geschehen, Lorbeer-Blätter kauen, welche bey der castalischen Quelle gesamlet wurden. Darauf führte man sie in den Tempel, und setzte sie auf den Dreyfus. Dieses war ein Gestell von dreyen Füsen, das auf ein Loch gesetzet wurde, wo aus einer Höle ein so starcker Qualm herauf dünstete, daß viele Leute, die solchen in sich gezogen, davon sind unsinnig und rasend worden. Mann setzte deswegen die Pythia auf eine solche Art, wo die Ausdünstungen nicht so starck und gefährlich waren. Sobald aber begunte der Qualm ihr

nicht

nicht den Kopf einzunehmen, so gewann sie eine scheusliche Gestalt. Die Haare auf ihrem Haupte zogen sich in die Höhe; ihr Mund schäumte, die Augen starrten, die Glieder zitterten, und der gantze Leib wurde beweat: Banaigkeit, Schrecken und Wuth riß sie von der Stelle. Die Priester aber hielten sie. Ihr Geschrey, ihr Heulen, ihr Wehklagen erfüllte mit einem gräßlichen Thon den gantzen Tempel. Endlich wich sie der Macht und sanck nieder. In solcher vermeynten Entzückung brachte sie allerhand gebrochene Wörter hervor, welche die Priester sorgfältig auffiengen, solche zusammen setzten, und ihnen einen Sinn gaben, welchen hernach die Poeten in einigen Versen nach ihrem Gutbefinden ausdruckten. Man nahm sie darauf von dem Dreyfuß wieder weg, und brachte sie in ihre Zelle, wo sie viele Tage zu thun hatte, bis sie wieder zurecht kam, wann sie nicht gar darüber plötzlich des Todes war.

Ich glaube gewis, wenn man heut zu Tage bey einer Frauens-Person diese Mittel ins Werck setzen wolte, sie eben sowohl wie die Delfische würde weissagen können. Man hat gewisse Kräuter und Säfte, welche die Einbildungs-Kräfte ungemein erhitzen und aufbringen, geschweige, wann ein schwefelichter Dunst, wie z. E. der Dampf von den Steinkohlen, den Kopf betäubet; so ist kein Zweifel, er dürfte eben diese Wirckung als der Qualm aus der

caſtaliſchen Höle verurſachen, und eine Art von Enthuſiaſterey hervordringen, die einem ſolchen prophetiſchen Geiſt ſehr nah kommen ſolte. Des Bachus ſüſſer Reben-Saft vermag allein die Geiſter aufzubringen, und manchen Dichter in der poetiſchen Entzückung bis zum Propheten zu machen.

Bey allem dem können wir inzwiſchen doch nicht läugnen, daß nicht der Geiſt der Wahrſagerey öfters groſe und wichtige Dinge ſolte voraus geſagt haben. Wer die Geſchichte davon ausziehen wolte, würde damit ein groſes Buch ausfüllen.

Wir können auch nicht läugnen, daß GOtt nicht einen gewiſſen Grund-Riß in der Schöpfung der Welt angeleget habe, davon ſich die Züge ſo wohl in der gantzen Natur überhaupt, als in gewiſſen einzeln Begebenheiten entdecken, wenn man gewohnt iſt, darauf mit einem tief abgezogenen Sinn zu mercken und ihren Zuſammenhang nach ihren verſchiedenen Wirckſamkeiten einzuſehen; allein, weil GOtt nach ſeiner unumſchränckten Willens-Kraft alle Dinge in dieſer Welt ſo zu verhängen und einzurichten pfleget, wie es ihm gefällt; mithin an die Ordnung der Dinge ſelbſt nicht weiter gebunden iſt; als er nach ſeinen unerforſchlichen Abſichten es für gut findet, ſo iſt daraus leicht zu ſchlieſen, daß die Entſtehung der Dinge, wie wir ſie öfters einſehen, keine geometriſche Nothwendig-

keit

keit in ſich ſchlieſen. GOtt, als HErr und Meiſter alles deſſen, was da iſt, pfleget die Reihe der Folgen in der Ordnung der Dinge ſo zu regieren, und ihre Gänge und Trieb-Federn dergeſtalt einzuhängen, daß ihre Beſtimmung und fortwaltende Würckſamkeiten blos allein in ſeinem Willem beruhen. Alſo ſind die Dinge, die geſchehen, nicht abſolut nothwendig. Sind die Entſtehungen der Dinge nicht abſolut nothwendig, ſo ſind ſie auch nicht in der Reihe der Folgen unfehlbar. Sind ſie nicht unfehlbar, ſo ſind auch die Schlüſſe, die ein ſcharfdenckender Verſtand, aus dem Zuſammenhang gewiſſer Umſtände in der Natur zu machen fähig ſeyn mag, von keiner phyſicaliſchen Gewisheit.

Alles was unter dem Geſtirne lebet, fühlet die Einflüſſe ihrer Würckſamkeiten; alles hängt in der Natur zuſammen, wie ein Ring in einer Kette an den andern geſchlungen iſt. Ein Ding wircket immer auf das andere, und die Entſtehung des einen iſt zugleich die Urſache des andern. Die Geſtalten und Formen rühren von den Eindrücken der Urſachen her. Was wir Verhängnis, Glück, und Zufall nennen, hat ſeinen unfehlbaren Grund in den Dingen die vorher gehen.

Fata regunt orbem, certa ſtant omnia lege
Longaque per certos ſignantur tempora curſus

Naſcen-

Naſcentes morimur, finis ab origine pendet.

Alſo beſtehet die gantze Natur aus dem Zuſammenhang einzelner Theile, die ſich auf das Gantze beziehen. Dieſer Zuſammenhang äuſert ſich in allem, was geſchichet. Ein jedes Sonnen-Stäubgen, das in Bewegung iſt, bewegt ſich nach dem Verhältnis der andern Dingen, die ſie umgeben. Das Waſſer beweget die Luft, und dieſe hinwieder das Waſſer, beyde aber werden durch das Feuer beweget, indem dieſes Element durch ſeine elaſtiſche Kraft, allen Dingen den erſten Trieb zu geben ſcheinet. Hier iſt nichts ohne vorhergehende Urſache. Eines entſtehet immer aus dem andern. So gar, daß auch die kleinſten Dinge in dieſer Reihe der Folgen mit eingeſchloſſen ſind.

Es iſt wahrſcheinlich, daß die alten Chaldaer und Egypter dieſen Zuſammenhang der Natur viel genauer und tiefer müſſen eingeſehen haben, als unſre heutige Weltweiſen, denn wir leſen mit Verwunderung, wie weit ſie ſich derſelben zu gebrauchen gewußt. Obgleich nicht zu läugnen, daß viele betrügeriſche Gaukeleyen dabey mit unter gelauffen ſind. Wolten wir keine Magie und keine Prophezeyungen vor möglich annehmen, ſo würde die gantze geoffenbarte Religion wegfallen, und noch weniger Wahrheit von allen dergleichen Geſchichten, womit die Bücher der Alten angefüllet ſind, können angenom-

nommen werden. Es ist wahr, der Betrug der Priester und der Aberglaube des gemeinen Volcks hat hier der Wahrheit vieles hinzugesetzt und mit allerhand Fabeln verwirret; daraus entstund der abscheuliche Götzendienst. Wir sind davon so gar frey nicht, daß nicht hin und wieder dergleichen Pfaffereyen und Maskeraden in unsern Tempeln noch mit unterlauffen solten; dann das Reich der Finsternis bringt mehr ein als das Reich der Wahrheit. Dieses macht die Wissenschaft der Magie überhaupt zwar verdächtig genug; sie vernichtiget aber solche nicht gantz. Gegen einen wahren Propheten giebt es öfft hundert Betrüger, und gegen einen Sehenden in diesem Reich Millionen Blinde.

Wer demnach die natürliche Magie ein wenig zu entwickeln weis, der ist im Stande, nicht allein Calender zu machen, sondern auch auf gewisse Art zu weissagen, Nativitäten zu stellen, und einem aus der Gesichts-Bildung allerhand Dinge, die verborgen sind, zu sagen. Im übrigen aber ist es sicherer hier unwissend zu seyn, als etwas auf eine geheime und cabalistische Practica loszuwagen; denn es lauffen hier so viele Dinge unter einander und wider einander, daß man eine göttliche Scheidungs-Kunst vonnöthen hat, ein solches Chaos aufzulösen.

Prudens futuri temporis exitum
Calliginosa nocte premit Deus.

Die

Die Prophezeiungen sind sehr unterschieden. Es sind Leute die vorgeben, daß sie ausserordentliche Erleuchtungen hätten; andre rühmen sich eines geheimen Umgangs mit den Geistern; andere haben Träume oder verborgene Ahndungen in ihrem Gemüth, wann ihnen wichtige Veränderungen vorstehen; Andere haben Erscheinungen, und sehen Gesichter: Andere heben ihre Augen bis nach den Sternen empor, und lesen in diesen weit entfernten Gegenden, was in dieser Welt sich zutragen soll Andere stellen die Nativität, punctiren, rechnen mit Zahlen, beurtheilen die Caracteren, messen die Zeichen auf Hände, Stirne und Füsen; und noch andre brauchen allerhand sympathetische Mittel, wo die Natur eben so verborgen ist, als die Menschen unwissend sind.

I.

Ich will mich über diese Dinge noch etwas näher erklären. Die Offenbarung ist, so viel ich davon verstehe, eine magische Begeisterung, wo die Fantasie durch allerhand Bilder aufgebracht wird, welche sie in einer völligen Abgezogenheit von allen materialischen oder cörperlichen Sinnlichkeiten in sich fasset, solche zusammen fügt und darauf weissaget.

- - - Nunc Augur Apollo
- - Nunc & Jove missus ab ipso
Interpres Divum fert horrida jussa per auras.

Unter

Unter diesen sogenannten Begeisterten giebt es welche, die man Fanaticos nennet. Diese rühmen sich eines Umgangs mit GOtt und den Engeln, so gar, daß sie vorgeben, von ihm unmittelbar gewisse Befehle zu bekommen, die sie öfters mit aller Verwegenheit und Wuth ins Werck zu setzen pflegen. Wie solches unter andern das Exempel des Mahomeds lehret. Ihre Einfälle mögen denen Gesetzen der Wahrheit und der Gerechtigkeit entgegen lauffen, oder nicht. Diese Fantasten sind unter allen die gefährlichsten; sie dürffen sich nur einbilden, über gewisse Sachen eine Offenbarung zu haben, und GOtt verlangte das Blut eines Unglaubigen zum Opfer, so werden sie einem ohne weitere Umstände das Leben nehmen. Wie wir solche Exempel auch so gar von Königs-Mördern in den Geschichten finden. Solchen Propheten muß man aus dem Wege gehen, oder, welches am sichersten wäre, sie einsperren lassen.

II.

Was den Umgang mit den Geistern betrift, so ist mir die Sache immer ein wenig verdächtig geschienen. Man muß sich darüber bey denen mystischen Welt-Weisen, dem Zoroaster, Thales, Pythagoras, Athenagoras, Socrates, Plato, Plotin, Paracelsus, Agrippa, Flud und andern dergleichen geheimen Natur-Erforschern unterrichten lassen. Alle diese spre-

chen uns von den Geistern, als verständigen Wesen die noch auser GOtt und den menschlichen Seelen sind. Theils beschreiben sie solche als ehrliche und dienstfertige Geschöpfe. Ich habe nicht die Ehre dergleichen Substanzen von Person zu kennen. Sie haben sich auch noch niemals bey mir gemeldet. Man kan nichts artigers lesen, als wenn uns der Graf von Gabalis die Geschichten von seinen kleinen Sylphen, Gnomen, Nymfen, Salamandern und andern dergleichen guten Teufelgen erzehlet. Thales und Pythagoras hielten dafür, daß die gantze Luft mit solchen geistlichen Einwohnern angefüllet sey, und daß von ihnen beides Menschen und Thiere ihren Ursprung hätten. Die bösen Geister werden eigentlich Teufel genennet und sind darin von den guten unterschieden, daß man diese für dienstbare Geister und Schutz-Engel hält. Jenen aber die Namen von Kobolde, Gespenstern, Satanas, Belial, Beelzebub und so weiter beyzulegen pfleget.

III.

Was die Träume anlangt, so sind sie nicht allezeit blose Träume, oder Ausdünstungen eines übel verdauenden Magens, noch blose Fantasien, die aus natürlichen und vorhergefasten Leidenschaften oder Bildern entstehen. Es stecken öfters darunter grose und wichtige Dinge. Hier treibet die Seele ihr Werck auf eine viel freiere und feinere Art, als wann

sie

ſie durch materialiſche Vorwürffe geſtöret und verwirret wird. Ich weis Leute, die oft Dinge die geſchehen, im Traum vorausgeſehen, welche die ſinnreichſte Geſpräche ſchlummernd geführet, und die zierlichſte Verſe im Schlaf gemacht haben. Mir ſelbſt kommen öfters Dinge im Schlaf vor, welche den Tag darauf erfolgen. Somno ſevocatus animus a ſocietate & contagione corporis, meminit præteritorum, præſentia cernit, futura prævidet.

Einige Träume haben einen verdeckten Sinn, und ſind gantz mit Dunckelheit umhüllet. Andere ſind klar und deutlich, und legen ſich von ſich ſelbſten aus. Die alten Ertz-Väter und Weiſen empfiengen im Traum Göttliche Offenbahrungen, Warnungen und Befehle. Dieſes alles gibt zu erkennen, daß in den Träumen gantz wunderbare Geheimniſſe verborgen liegen, welche uns von der Beſchaffenheit unſerer Seele die wichtigſte Aufſchlüſſe geben könten, wenn wir fähig wären in das Weſen des Geiſtes näher einzudringen.

In ſomnis ignota prius miſteria diſco
Multaque me vigilem, quæ latui, novi,
Quanto plus igitur ſcirem, ſi mortuus eſſem
Tam bene quem docuit mortis imago loqui.

IV.

Die Vorahndungen ſind verſchiedener Art. Viele rühren von einem dicken ſchwermüthigen

Geblüt her. Dergleichen Leuten ahndet immer nichts guts. Sie sind stets in Furchten und in Aengsten. Ihnen träumet von nichts als Alpen und Gespenstern. Nach ihren Meynungen kan der jüngste Tag nicht ferne mehr seyn. Sie sehen die Sterne auf die Erde fallen, das Meer vertrocknen und die Berge sincken. Die Furcht überfällt einen, wenn man viel mit ihnen umgehet.

Eine andre Art der Vorahndungen sind die Vorspiegelungen gewisser Zufälle, welche uns entweder traurig, träge, schwermüthig, oder beherzt, munter und verwegen machen: Man fühlet auf eine uns selbst verborgene Art, daß uns eine wichtige Veränderung vorstehet. Der Geist träget es uns zu, nicht anders wie ein rauher Wind die Kälte und eine laue Luft uns Wärme verkündiget. Wie oft entfähret uns nicht der kühne Ausspruch, daß dieses und jenes so geschehen werde, und es geschieht, ohne daß man einen andern zureichenden Grund davon anzugeben weis, als daß es einen geahndet. Durch diese uns selbst unbewuste Sprache vernehmen wir öfters in dem tiefsten Grund unsers Hertzens, was uns bevorstehet. Wir sind dreuste etwas zu wagen, das glücklich von statten gehet, und furchtsam und zweifelhaft in gewissen Unternehmungen, die uns mislingen.

Was öfters kein Verſtand uns nicht vermag zu nennen
Wird ein geheim Gefühl des Hertzens ſagen können.

Dieſes iſt, wie mich düncket, hinlänglich genug, uns zu überzeugen, daß die menſchliche Seele eine verborgene Wiſſenſchaft zukünftiger Dinge habe, wann auf dieſelbige der Strahl eines höhern Lichtes fället, und öfters, wie durch einen Blitz, die dunckle Vorwürffe der hernahenden Begebenheiten erleuchtet, aber eben ſo ſchnell auch wieder verſchieſſet.

Ich wolte Ihnen hierüber verſchiedene Geheimniſſe entdecken; weil es aber Geheimniſſe ſind, ſo leiden ſie keinen Ausdruck und keine philoſophiſche Erklärung. Man nennet dergleichen Leute Träumer, Viſionarios, Fantaſten, und ſie ſind es auch. Alleine ſie ſind es öfters auch in einem guten Sinn, und die ehrliche Leute können ſelbſt nichts darzu, daß ſie es ſind. Sie ſind es nicht wie, wann und wo ſie es ſeyn wollen; Ihre Seele iſt gleichſam ein Spiegel auſerordentlicher Bilder, die in ihrem Gehirn auf und nieder gaukeln. Sie verzeihen, Mein Herr, daß ich mich hier nicht deutlicher erkläre.

Wir kennen noch lange nicht die Kräffte der Geiſter, um ſo behertzt, wie wir zu thun pflegen, darüber alles zu bejahen und zu verneinen. Quantum eſt quod neſcimus.

V.

Ich komme auf die Gesichter, Erscheinungen und Gespenster. Ich habe nie keine gesehen, so kühn ich auch gewesen bin, solchen nachzuspüren. Denn es kan mich nicht leicht etwas erschrecken, es sey denn ein wirckliches Gefühl von Schmertzen oder Mitleiden. Nichts demüthiget mich mehr als der enge Raum, worinnen mein Verstand eingeschlossen ist. Ich beobachte tausend Dinge, die ich nicht verstehe, und wo ich nicht so bald auf die Spur einer Wahrscheinlichkeit komme, so sehe ich mich plötzlich wieder in dem Reich der Finsternis und der nicht zu erklärenden Verborgenheiten. Zuweilen düncket mich ein Jacob Böhm hier scharfsichtiger als Cartesius, Neuton, Leibnitz und Wolff zu seyn. Und gleich darauf finde ich an ihm wieder einen armen Schuhmacher, den eine auserordentliche Fantasie beherrschet, und der eine Sprache spricht, die er selbst nicht verstehet. Durchgehends sehe ich so viel, daß unsre Wissenschaften die gröste Merckmäler unserer Unwissenheit sind.

Ein starcker Geist fällt öfters, um Wahn und Irrthum zu vermeiden, auf lauter Zweifel und Unglauben. Der Leichtglaubige im gegentheil hält sich an allen Vorwürffen auf, und entdeckt, indem er dasjenige, was er siehet, furchtsam beobachtet, verschiedene Wahrheiten. Fragt man sie beide nach Grund, so wissen sie keinen andern anzugeben, als daß es dieser glaubet, und jener nicht glaubet. Die magische

Kraft

Kraft von unserer Einbildung zaubert uns unzehlige Dinge vor die Augen, die theils von allerhand Dünsten, theils von einem dicken Geblut, theils von salpeterischen Giften, oder von einer schwartzen Galle genähret werden. Die dunckle Schatten der Finsternis, die Graus-volle Stillen einer furchtsamen Einsamkeit, die unordentlichen Bilder unsrer Leidenschaften, erwecken in unserm Geist allerhand Vorstellungen, die, weil sie den Gebrauch der Sinnen zu rasch überfallen, der Vernunft zu einer hinlänglichen Untersuchung weder Zeit noch Raum verstatten; und in dieser Beschaffenheit siehet man Dinge, die wir für Geister und Gespenster halten, weil wir sie nicht von dem, was sie wesentlich und wircklich sind, unterscheiden können. Man höret und siehet, weil man meynet zu hören und zu sehen. Der Schrecken und die Bangigkeit reisset unsere Sinnen mit fort, und verwirret die Ideen, die sich auf Wahrheit und Wircklichkeit gründen sollen. Eine Katze, ein Hund, ein Bock mit Hörner gewinnt hier hurtig die Gestalt eines Demons oder Geistes, von dem wir sonst nicht die mindeste Begriffe haben. Eine hertzhafte Entschliesung auf dasjenige los zu gehen, was uns schrecket, und solches in der Nähe zu betrachten, wird den Schein der Sache bald unterscheiden lernen, und den Schrecken vertreiben. Becker und Webster sehen nichts, da zu Loudun der Teuffel die arme Nonne veritet und derselbe bey Boileau sich gar in eine Nacht-Eule verwandelt.

Was mir die Geschichten der Geister am verdächtigsten macht, ist dieses: sie erscheinen fast niemahls vor den Augen tapferer und vernünftiger Männer; sie treiben ihr Possenspiel insgemein nur mit dem kleinen Volck, mit dem furchtsamen weiblichen Geschlecht, mit den schüchtern und dickblütigen Seelen. Ich sage deswegen nicht, daß es keine Geister, noch Gespenster und Teuffel gäben. Beydes die älteste Philosophen, als die heilige Schrifften, melden allzuviel davon. Der GOtt, der solche denckende Wesen, wie wir sind, erschaffen hat, warum solte er nicht auch dergleichen auser uns nach einer andern Art schaffen können? Allein von der eigentlichen Beschaffenheit ihres Wesens, von ihrer Natur, von ihren inwendigen und auswendigen Eigenschaften, darüber, ich muß es gestehen, fehlen mir alle Begriffe. Meine Unwissenheit aber beweiset hier nichts. Wie viele Dinge sind, davon wir nichts wissen; oder vielmehr, wie Montagne sagt: Que sai je?

Ich bin unterdessen sehr geneigt zu glauben, daß, wie die böse Geister in der Luft herrschen, sie doch nicht ehender Schaden bringen, als bis sie sich eines gewissen Cörpers, als eines Organi bemeistern; denn Christus trieb Teuffel aus den Besessenen, von ihrer Gestalt aber wird nichts gemeldet.

Wenn wir also noch so viele und grose Bücher von der Geister-Lehre schreiben, so komt

am Ende doch nichts anders heraus, als daß wir unsre Unwissenheit erkennen; ja noch gar bey der ersten Frage stehen bleiben müssen: was ein Geist sey? Dasjenige, was Thomasius von dem Wesen des Geistes geschrieben hat, ist ihm noch so ziemlich gerathen. Wer aber davon noch mehr wissen will, der lese des Cardinals Bona seinen Tractat hierüber. Es kommen darinnen bedenckenswürdige Dinge vor. Ein Liebhaber der Geister kan sich besonders in den Gesprächen im Reich der Geister belustigen, welche der Herr von Stein vor 20. Jahren herausgegeben hat.

VI.

Ich komme auf die Astrologie, diese begreift alle verborgene Wissenschaften unter sich, welche sich auf die Gestirne beziehen. Hieher gehören die Horoscopie, die Physionomie, die Chiromantie, die Meteorologie u. s. w. Viele Gelehrten, darunter Savanarola, Picus, Gassendus, Vossius und andre mehr, haben dagegen geschrieben und läugnen ihre Wircklichkeit. Epicur und Bayle spötteln auch darüber; allein, wir haben allzu viel grose Leute, die sich damit eingelassen und würcklich gezeiget haben, daß auch hier die Natur in dem Zusammenhang aller Dinge mit wunderbaren Geheimnissen spiele. Von den alten Chaldäer, Persianer und Egypter nichts zu melden, dann ihre Schriften sind verlohren. Die Geschichten sind voll nachdencklicher Exempel; wer alles in Zweiffel ziehen will, der darf endlich gar nichts mehr glauben.

Unter allen Wahrſagern und Zauberern der alten Welt waren keine ehrlichere Fantaſten als die Pythagoreer. Es kan nichts ſo ſeltſam und wunderbar ausgedacht werden, welches dieſe Leute nicht ſolten vorgenommen haben. Eine fruchtbare Einbildungs-Kraft machte ihnen Sachen ſehen, die kein Menſch begreiffen konte. Pythagor ſoll ſogar einen ſchräh geſchliffenen Spiegel gehabt haben, auf welchen er gewiſſe Zeichen mit Blut machte, und hernach denſelben gegen den Mond hinſtellete; wann dieſer voll war, ſo bemerckte man in der Kugel dieſes Himmels-Cörpers eben diejenige Zeichen, welche auf dem Spiegel ſtunden. Campanella in ſeinem Buche de ſenſu rei, bemühet ſich mit wichtigen Gründen die Unmöglichkeit dieſes Kunſtücks zu zeigen. Solte man ſagen, es wäre nöthig geweſen? Nichts deſto weniger ſollen ſich ſeitdem verſchiedene Magi oder Zauberer dieſes pytagoriſchen Spiegels bedienet haben. Corn. Agrippa rühmet ſich im 6. Cap. ſeiner verborgenen Philoſophie, daß er einen ſolchen hätte verfertigen können, und Natalis Comes, der zu Zeiten Franciſci I lebte, erzehlet, daß man vermuthlich durch einen ſolchen magiſchen Spiegel in Paris die Nacht gewuſt hätte was den Tag über in der Belagerung vor Mayland vorgegangen wäre.

Was Thales, Anaximander, Anaxagoras, Plato, Plotinus, Plutarchus, beſonders Jamblychius de miſteriis Ægypt. Proclus im Al-

cibi-

cibiade, Chalcidius in Timæum, und von den neuern Cornelius Agrippa, Theophrastus, Paracelsus, Fludd, Taisner, Cardanus, Morinus, Vanini, Graf Fisco, Joh. ab Indagine, Bapt. Porta und andre mehr geschrieben haben, kan nicht durchgängig vor eine blose Schwermerey gehalten werden. Es waren dieses fast durchgehends Leute von groser Scharfsinnigkeit, welche tiefe Einsichten in der Natur hatten. Ich besitze fast alle ihre Schriften. Solten sie nicht dencken, ich müste auch ein groser Astrologus, Wahrsager und Magus seyn? Allein, Sie erweisen mir zu viel Ehre, ich bin es nicht. Die Dinge sind mir zu weitläuftig und zu abstract. Ich finde in der ganzen Wissenschaft nichts angenehmes, nichts tröstliches. Mich glaubig in die Arme der gütigen Vorsehung zu werffen und nichts wissen wollen, als was die liebreiche Gottheit will; daß ich wissen soll, dieses ist, nach meinem Bedüncken eine glückseligere Magie, als diejenige, die wir durch übertriebene und öfters auch gefährliche Künste zu erlernen trachten. Ich finde mich hierbey so ruhig, daß ich allen magischen Zeugendeutereyen und prophetischen Geistern hurtig aus dem Wege springe, weil sie dem demüthigen Vertrauen scheinen zuwider zu seyn, mit welchem ich der weisen Regierung GOttes alles allein zu überlassen glaubig entschlossen lebe.

Sie sehen, mein Herr! daß ich übrigens ohne aberglaubisch zu seyn, denen verborgenen Wis-

ſenſchaften in der Natur nichts verache, und daß ich viele Dinge von dieſer Philoſophia occulta annehmen könte, wann ich glaubte, daß es einem Chriſten geziemete, ſich damit einzulaſſen; und dieſes war auch die Urſache, daß die erſte Chriſten zu Corinth dergleichen Bücher verkauften und das Geld davon unter ihre Armen austheilten.

Es kommen Aufſchlüſſe darinnen vor, die eine noch gröſere Unwiſſenheit erfordern, ihnen zu widerſprechen, als ſie zu glauben. Wie oft bin ich nicht ſelbſt ein Spielwerck der Vorbedeutungen und Zeichen geweſen? Wie kan ich eine Sache in Zweiffel ziehen, wo dieſelbe der Erfüllung deutlich vorher gegangen iſt? Ich mogte darüber ſpotten und kurtzweilen, wie ich wolte; die Sache traff ein, und ich war bey allem meinem Unglauben auch wider meinen Willen ein kleiner Wahrſager.

Die Gemüths-Beſchoffenheit und vornehmſten Neigungen eines Menſchen aus den Geſichts-Zügen, beſonders aus den Augen zu erkennen, ſolches iſt eben keine Zauberey. Allein man muß mit dieſer Kunſt Scharffſinnigkeit und Erfahrung verbinden, ſonſt bleibet ſie eine verborgene Zifer-Schrift die niemand leſen kan, als wer den Schlüſſel darzu hat.

VII.

Nun bleibt uns noch übrig, etwas von den ſympathetiſchen Mitteln und wunderbahren Curen

ren Erwehnung zu thun. Diese gehören mit zu den verborgenen Wissenschaften, welchen keinen begreiflichen Zusammenhang mit der wirckenden Ursache haben. Wie zum Exempel die Kraft des Magnets, der Wünschelruthe, der Schweis oder das Blut eines Menschen u. s. w. Vormahls waren in Egypten die Amuleten und Talismatische Figuren, wie auch die hermetische und magische Ringe starck Mode. Wie davon Leon. Augustini Pomey Pantheon mysticum. Seldenus de Diis Syris und andere mehr geschrieben haben. Alle seltsame Wirckungen dieser Dinge sind nicht zu läugnen, weil sie gleichwohl öfters zutreffen und geschehen, ohnerachtet man nicht das mindeste davon einsehen und verstehen kan. Sie gehören in die Bauern-Philosophie, wo man nicht die Schlüsse aus der Vernunft sondern aus der Erfahrung macht. Also hat schier jedes Dorf seinen Doctor, wie man das Fieber curiret, und seine weise Frau, welche man eine Hexe nennet; man verbrennet sie aber nicht mehr, wie vor diesem aus heiligem Unverstand geschah. Die Natur hat ihr Spiel mit uns armen Menschen. Man thut dem Teufel zu viel Ehre an, daß man ihm so grose Geschicklichkeit und Wissenschaften zuschreibt.

Ich will ihnen erzehlen, was mir selber begegnet ist. Es sind noch nicht zwey Jahre, als ich von einer grausamen Gicht befallen wurde. Ich litte alles, was man leiden konte. Man gebrauchte alle nur ersinnliche Hülfsmittel,

tel; nichts wolte anſchlagen. Endlich, da die Aertzte nicht helffen konten, und das zärtliche weibliche Geſchlecht, durch mein anhaltendes Ubel, zum Mitleiden beweget wurde, ſo ſann man auf allerhand hocus pocus. Unter andern lies man mir einen Gicht-Ring von 77. Heller verfertigen, die man von lauter Weiber, die in erſter reiner Ehe lebten, zuſammen gebettelt hatte; allein vielleicht mogten einige kleine Unordnungen das liebe Ehebette ein wenig beflecket haben, kurtz, der Ring half nichts. Ich übergehe andere dergleichen Experimenten, die nach der Leichtgläubigkeit meiner Nothhelffer an mir angewendet wurden. Eines aber half, ohne jedoch daß ich meinen Unglauben deswegen von dieſen Dingen aufgeben könte. Man ſandte einen Boten auf ein weit entlegenes Dorf zu einem Bauern, der im Ruf war, daß er die Gicht vertreiben könte. Man gab ihm meinen Tauf-Namen und die Nachricht von meinem Alter; und dieſes war genug, den Wahrſager in Stand zu ſetzen, mir zu prophezeyen, daß mir könte geholfen werden; da er im gegentheil einem von meinen guten Freunden, der von eben dieſem Ubel befallen war, das Leben rein abſprach. Beides erfolgte. Das Hocus Pocus, deſſen er ſich bey dieſer Wahrſagerey bediente, war, wie ich mir ſolches habe beſchreiben laſſen, ein neuer erdener Topf, worinn er ein Pfundt Nieren-Fett von einem Ochſen klein geſchnitten auf Kohlen ſetzte und verſchmeltzen lies. Er ſchöpfte darauf aus einem flieſenden Bach mit einer neu erde-

nen

nen Schüssel Wasser, welches er auf einen höltzern Tisch stellte, darauf das zerschmoltzene Fett goß, und 3. mahl mit nach dem Himmel erhabenen Augen betend herum gieng. Er wandte hernach das Fett in der Schüssel mit einem Höltzgen herum, und sprach, Gott lob! dem Herrn ist zu helfen. Er gab darauf dem Boten 3 Büschel von dürren Kräutern mit, welche ich Morgends in Bier einnehmen muste. Der Geschmack war so abscheulich, daß die Natur sich darüber entsetzte, und die Anfälle der Gicht vor Schrecken ausblieben, ohnerachtet ich kaum die Helffte dieser barbarischen Cur gebraucht hatte. Dann die Aertzte kamen darzwischen, erklärten mir die Eigenschaft der Kräuter aus einem Herbario und machten mich darüber zittern.

Im übrigen rathe ich niemand, die Ruhe seiner Tage mit dergleichen Grübeleyen und wenig nutzbaren Wissenschaften zu stören. Wir sehen hier doch nimmer recht klar.

E il cielo un labirintho in cui si perde
Chiunque va per ispiare i fatti.

Was hilft uns ein Ubel voraus zu sehen, das uns zittern macht, und welches oft nichts heissen würde, wenn die zaghafte Furcht bey dessen Herannahung solches uns nicht erschrecklich machte? Einfältige Leute sehen wie die Kinder und die Thiere nichts voraus: Der Todt überfält

berfällt ſie, ehe ſie ſolchen fürchten. Was martert uns mehr als die Furcht? Glückſelige Unwiſſenheit, die uns ſo lang ruhig läſſet, bis das Ubel uns überfällt, und oftmals ſchon aufhöret, wo es anfänget. Süſer Schrecken eines unerwarteten Glückes, welches komt, ohne daß man es zu hoffen ſich getrauet!

- - - Sit cœca futuri
Mens hominum fati, liceat ſperare timenti.

Ich habe die Ehre mit unausgeſetzter Aufrichtigkeit ſtets zu ſeyn

Mein Herr u. ſ. w.

Franckfurt den 2. Febr. 1742.

❀ ❀ ❀

Ich ſende hierbey ein überaus merckwürdiges Schreiben, welches ein ſcharfſinniger und gelehrter Cavalier, Herr von Schrautenbach, bey Gelegenheit der Offenbahrungen des bekanten Sadlers Rockens, an ihn ſelber, vor einigen Jahren hat abgehen laſſen.

P. P.

Lieber Freund! ſey er doch wohl zufrieden, daß man ſeine Fehler in dem Verſtand und nicht in dem Willen leget; er hat die magiſche Kraft der Imagination aufs höchſte gebracht, wenn er ſie in

das

das activische Theil führet; kan er auch zukünftige Dinge voraus sagen, wie es andre im Punctiren und dergleichen, ich auch selbst aus dem bloßen Anschauen der Person, gethan habe, wie ich mir noch Mühe gabe meine Seele in den Stand der Abgeschiedenheit (Abstractivität) zu setzen, und eine magische Kraft wircken lies, da ein Geist in den andern eindringet, und seine Bilder nach eines Bildung macht, und also der mit nichts beschäftigten Seele vorwirft; welche dann, nach ihrer Beschaffenheit und Exaltation wircken kan und wircken muß in die Bilder, welche ihr die Imagination vorgeleget hat. Da werden dann viele Dinge klärer, die sonst wohl verborgen blieben. Ich habe lebendige Zeugen genug; und wenns noch meine Sache wäre, könte ichs noch wohl thun, ohne daß uns eine fremde Kraft berüre; wie diejenige wohl wissen, welche die Kräfte des Geistes in der Natur und der Seelen fleisig untersucht haben; obschon der gantze Hauffe der Janoranten die Sache vor teuffelisch ausgiebet, welche doch nur eine gantz natürliche Kraft und Auswickelung der Seelen ist. Ich kan mich im Teutschen so gar verständlich nicht machen; doch ists denen fleisigen Forschern der Natur genug, die werden mich wohl verstehen; die andern aber werden ungerichtet lassen, was ihnen unbekant ist; allenfals frage ich auch nichts darnach. Die Probe meines Satzes ist dieser: Rock saget von falsch Inspirirten: Sie haben den Schein des recht Inspirirten, sie sind aber falsch: die H.., die schändliche Vittel, wuste was unten in des Pfarrherrns Haus-Aehren war geredet worden; sie hu-

ret ſchon mit ihrem Schwanenfelden, ſie hatte auch ſchon Geld genommen, und war nach ſeinen eigenen Principiis ein garſtiges Gefäs unreiner Lüſte. Hatte dieſe göttliche Offenbarungen? dieſes wird wohl niemand ſagen können ohne Lästerung. Woher iſt der Unterſcheid? Sie können nichts reines aus dem Hertzen herauslangen, weil nichts drinnen iſt. Sie ſind die Männer nicht, dafür ſie ſich ausgeben. Mein Freund geſtehet, es ſey viel daran gelegen, daß die Werckzeuge in heiligen Gedancken ſtünden, ehe ſie an die Inſpiration kämen; und ſo wird die Imagination mit guten Dingen angefüllt und die Seele wird in dieſen Umſtänden in eine Abſtractivität hingeriſſen, daran man ſich gar leicht gewöhnen kan, ſo werden ihr lauter reine und ſchöne Begriffe vorgeleget; denn klingets ſchön und rein, und Rock, mein Freund, langet aus dem guten Schatz ſeines Hertzens eine Wahrheit, eine Gnade nach der andern heraus, wie ein anderes Kind der Gnaden auch. . . . .

Der Unterſcheid von äuſſerlichen Bewegungen iſt glatt nichts, und eben deswegen mir nicht anſtöſſig. Andere Kinder GOttes haben eben die Wahrheit als ich, ſagen ſie auch und können in JEſu Nahmen den Teuffel damit trotzen, ob ſie ſchon vor der Welt ſich nicht breit machen, ein Vorrecht affectiren und vorgeben, es ſey eine Gemeine des Herrn auf ihr Wort, das doch der Heiland giebt, gebauet..... Es ſind nichts als dieſe neue Gedancken, welche mein Freund voraus hat. Vor uns, die wir bey der einfältigen alten Wahrheit bleiben und mit dem niedrigen JEſu alle Tage niedriger zu werden verlangen. Das iſt nun ein Präſervatif gegen alle hohe Novitaten, die wider die Schrift handeln, und ſo ſtehet man auf der Wahrheit gegründet gegen die irrigen Lehren der Orthodoxen und der Neulinge, und bleibet in derjenigen Religion, die Paulus chriſtiſch heiſſet. u. ſ. w.

Briefe

Briefe

und

Betrachtungen

über

Allerhand Materien.

I.

Beſchreibung der Tugend.
An eine Dame.

Madame!

SIe verlangen von mir, daß ich Ihnen eine Beſchreibung von der Tugend machen ſoll. Es iſt billig, daß ihr Verſtand dasjenige genauer kennen lerne, was die edelſte Beſchäftigung Ihres Hertzens iſt. Allein was ſoll ich Ihnen ſagen.

Qu'eſt ce que la vertu ? ce n'eſt qu'opinion
Chacun prend pour vertu ſes propres paſſions
Nous ne pouvons ſoufrir nos vices dans un autre,
Et le vice eſt vertu ſi tôt qu'il eſt le nôtre.

Bin ich nicht ſehr gelehrt, eine ſolche Beſchreibung von der Tugend zu machen ? Geben Sie

Sie mir nicht Beyfall? Iſt die Tugend bey den meiſten Menſchen nicht eine Fantaſie? Formiret ſich nicht ein jeder davon die Bilder in ſeinem Hirn, wie er will? Iſt aber deswegen die Tugend nicht etwas wahres und wirckliches, wenn wir ſolche auſer unſern Leidenſchaften betrachten? Sie fragen: was iſt dann Tugend? Ich ſage: Sie iſt alles, was die menſchliche Natur Schönes und Liebenswürdiges hat. Ich ſtimme dabey vollkommen mit dem geſchickten Verfaſſer der Epitres diverſes überein, wann er die Tugend folgender geſtalt beſchreibet:

Qu'eſt ce que la vertu? c'eſt un penchant
aimable
A remplir les devoirs d'un Etre raiſonnable
C'eſt pour en mieux parler, la force ou le
pouvoir,
De ſe conduire en ſage inſtruit de ſon de-
voir.

Ich weiß dieſer Beſchreibung nichts hinzuzuſetzen. Sie beſtehet aus wenigen aber lebhaften Zügen. Sie faſſet alles in ſich, was man von den Pflichten vernünftiger Geſchöpfe ſagen kan. Sie ſelbſten finden ſolche ſchön. Ich will derſelben eine philoſophiſche Beſchreibung mit hinzu ſetzen.

Ich nenne die Tugend eine ſtets bereitwillige Fertigkeit des Willens und des Hertzens, dasjenige zu thun was gut iſt.

Das

Das Verlangen nach dem Guten, bezie-
het sich auf den Willen und die Empfindung
desselben auf das Hertz. Wo also der Wille ei-
ne Neigung zum Guten hat, und diese Nei-
gung zur Ausübung bringet, da äusert sich das-
jenige, was wir Tugend nennen. Diese Nei-
gung quillet aus dem Hertzen; das Hertz em-
pfindet die Reitzungen der Tugend, weil sie alle
nur möaliche Liebenswürdigkeiten in sich fasset.
Man wird ihr gewogen, man wird von ihr ein-
genommen, mit einem Wort, man liebet sie.

Diese Liebe giebt dem Hertzen eine stets be-
reitwillige Fertigkeit, dasjenige auszuüben, was
ihrer Neigung gemäs ist; indem nun die Tu-
gend nichts als das Gute liebet, so durchdrin-
get diese Neigung die gantze Natur, und bewe-
get uns zu edlen und tugendhaften Handlungen.

Tugend und Weisheit sind im Grund so
viel als einerley: sie sind nur unterschieden in
Ansehung der Erkentnissen, die von der Stär-
cke des Verstandes herrüren. Die Tugend han-
delt blos allein nach den Empfindungen eines
guten Hertzens. Die Weisheit aber setzet ge-
wisse Gründe voraus, die von der Ueberlegung
herkommen und sich auf die Erfahrung bezie-
hen. Sie wircket nicht allein die edelste Ent-
schliesungen in dem Willen, sondern sie findet
auch zugleich die stärckste Beweg-Ursachen in
einem aufgeklärten Verstand. Sie erkennet

den Unterschied des Guten und Bösen in der Uebereinstimmung unseres Hertzens und unseres Willens mit dem göttlichen Willen, welcher in der Verhältnis einer unwandelbaren Ordnung alles, was schön und gut ist, zum Grunde hat.

Dieses ist, Madame, der Sinn von dem, was ich in folgenden Zeilen habe sagen wollen.

Die Tugend folget stets der Weisheit hohen Plan;
Und unser wahres Glück fängt mit derselben an.

Die Tugend ist allezeit ein Geschenck des Himmels, wir mögen solche als eine Wirckung eines glückseligen Temperaments, oder als eine Frucht des Glaubens und der Gottseligkeit betrachten, dann GOtt wircket so wohl in der Natur, als durch eine nähere Offenbarung.

Wie ausser GOtt nichts Gutes ist, so ist auch ausser GOtt keine Tugend, keine Weisheit und keine Glückseligkeit Der Trieb zur Tugend weist uns also zu GOtt, und unser Unvermögen von uns selbst tugendhaft zu seyn oder etwas Gutes zu verrichten, zur Demuth; diese Demuth macht lehrsam, gefällig, liebreich, sanftmüthig, geduldig, kurtz einen GOtt gefälligen Menschen.

Was

Was die sogenante Helden-Tugend betrift, darüber muß ich Ihnen frey bekennen, daß sie mir fast durchgehends ein wenig verdächtig scheinet. Sie ist niemand bekanter als gewissen Leuten, die allenthalben Helden entdecken, wo sie Brod finden, und welche die Tyrannen auf Unkosten des menschlichen Geschlechts mit helffen auf den Thron setzen. Ich dencke hier etwas natürlicher. Wie nur ein GOtt, eine Wahrheit und ein Glaube ist, so ist auch nur eine Tugend. Sie ändert niemals ihre Gestalt, obgleich ihre Handlungen nach der Verschiedenheit der Vorwürffe verschieden sind. Sie hat nichts ausschweiffendes noch übertriebenes: ihr Caracter ist sich selber immer gleich: einfältig wann sie scharfsinnig; bescheiden, wann sie gros, und natürlich, wenn sie über alles erhaben ist.

Der Hochmuth macht zwar grose Leute in der Einbildung; die Demuth aber grose Leute in der That. Jene stehen in Gefahr in die unglückseligste Thorheiten und Laster zu verfallen. Diese aber sind lehrsam, indem sie andre lehren, sie weichen nicht von ihrem einfältigen und aufrichtigen Wesen, sie mögen dadurch veracht und klein, oder erhöhet und gros werden. Sie haben nichts geborgtes noch fremdes, sie bestehen auf dem Grund ihrer Tugend, und dieser ist GOtt selbst; denn die Tugend die nicht daher rühret, ist keine wahre, sondern eine Schein-Tugend; die wahre Tugend ist niemals ohne Demuth, indem sie sich stets ih-

rer Abhänglichkeit von Gott errinnert, und nichts auf eigene Kräfte ſtoltz kühn loswaget. Die Ehre entlehnet von ihr allein ihren Glantz und der Ruhm kan ohne ſie nicht beſtehen. Die Schmeicheley findet die Tugend allenthalben; die Wahrheit aber ſuchet ſie bey den meiſten Menſchen vergebens.

Soll ich Ihnen ſagen, woran ein tugendhafter Menſch am leichtſten zu erkennen ſey. Er iſt einfältig, weil er aufrichtig iſt. Er ſchämet ſich zu lügen; er kan ſich nicht verſtellen. Er redet von niemand übel, es ſey dann, daß es um die Wahrheit gilt. Er heuchelt nicht, er ſucht aber dabey alles zum beſten zu wenden. Er fliehet den Müſſiggang und haſſet die Unordnung. Er meidet die unreine Lüſte und entziehet ſich mit Sorgfalt aller böſen Geſellſchaft. Er hält Treu und Glauben und wartet ſeines Thuns. Er läſſt ſich gerne weiſen, er erkennet ſeine Fehler und ſuchet ſie zu verbeſſern. Er iſt dabey dienſtwillig, liebreich, beſcheiden und demüthig. Er trachtet nicht nach hohen Dingen und lebet mit ſeinem Zuſtande zufrieden. Er zeiget in allen ſeinen Handlungen, daß er GOtt fürchtet und die Gerechtigkeit liebet.

Dieſes, Madame, halte ich für die untrüglichſte Merckmale einer edlen und tugendhaften Seele. Ein ſolcher Menſch gefällt, ohne daß er ſich darum bemühet. Er iſt liebenswürdig, ohne daß er es weis, und man erkennet

ſeine

ſeine Tugend, auch wenn man von ihm übel ſpricht.

Dieſes iſt, Madame, was ich Ihnen von der Tugend ſagen kan. Mein Abriß davon iſt ſehr kurtz und unvollkommen. Es mangeln daran noch viele Züge, welche Sie aus Ihrem eignen Caracter hinzufügen können, um denſelben vollkommener zu machen.

Ich verharre ſtets mit aller Ehrerbietung u. ſ. w.

II.

Von dem Caracter eines Christen.

An einen vornehmen Kriegs-Bedienten.

Mein Herr!

Ich habe die übersandte Schriften von denen neuen Aposteln, die so wohl hier als anderwerts ein groses Aufsehen machen, wohl empfangen; ich sage Ihnen deswegen verbundenen Danck. Ich habe sie sämtlich durchlesen. Ich bedaure aber die schöne Zeit, die ich darauf gewandt habe. Es ist meistens verworrenes Zeug, welches weder der Religion noch dem menschlichen Verstande Ehre macht.

Ich habe nie Leute gesehen, welche sinnreicher sind Böses von ihrem Nächsten zu reden und zu dencken. Alle, die es nicht mit Ihnen halten, sind in ihren Augen natürliche und unwie-

wiedergeborne Menschen, welchen sie die Seligkeit absprechen, um die Hölle zu bereichern.

Ich bin wohl zehen Jahr lang in der Welt herum gereiset, und habe allerhand Menschen und Völcker gesehen. Ich habe aber sehr wenig solche Christen gefunden, welche die verehrungswürdige Merckmale zeigten, woran Christus befohlen hat, die Seinigen zu erkennen. Ich habe mich unter die Geistlichen gewagt. Ich bin mit den Philosofen umgegangen, und habe mich auch mit den andächtigen Leuten bekant gemacht. Allein, ich habe hier durchgehends nur Menschen gefunden, und zwar solche Menschen, worunter mir allezeit diejenigen am schwächsten schienen, welche sich für die stärcksten hielten und auf diese Einbildung sich etwas zu gut thaten. Ich sahe mich insgemein betrogen, wann ich ihrem Eifer und meiner Leichtglaubigkeit zu viel einräumte.

Solten Sie, mein Herr, mir glauben, daß ich unter denen sogenanten Welt-Leuten, unter dem Adel, bey Hof und in den Kriegs-Diensten mehr Religion, mehr Christenthum, und mehr Redlichkeit als unter dem geistlichen Volck, welches sein Handwerck daraus macht, from und andächtig zu seyn, gefunden hätte? doch warum solten Sie es nicht glauben, da ihr eigen Exempel solches zeiget.

Die Ursache davon mag wohl diese seyn, bey Hof und im Krieg lebet man in einer steten

Unter-

Unterwürffigkeit. Einer hat immer das Auge auf den andern, und ist zugleich verbunden, dem Oberen Ehrerbietung und Gehorsam zu erzeigen. Alles dieses bricht den Eigenwillen, demüthiget die Stoltzen und lernet sittlich seyn. Leute hingegen, die sich unter dem Pöbel durch ein wenig Wissenschaft und andern geringen Vortheilen von andern ihres gleichen unterscheiden und keine Erziehung haben, sind insgemein auch stolz und aufgeblasen; sie kennen die wahre Ehre nicht; sie haben keine Lebens-Art, und verfallen insgemein auf lächerliche Auszeichnungen; da gilt weiter kein weises Ueberlegen, noch kluges Rathen, noch vernünftiges Einreden: der blinde Eifer stürtzet sich hier wie eine wilde Fluth über die Dämme und reisset alles mit sich fort.

Wie viele vornehme Befehlshaber und Kriegs-Bediente habe ich nicht als wahre Cornelii gekant, die eine ungefärbte Gottesfurcht hatten, und im übrigen ihres Berufs warteten; zugleich aber auch im Umgange die artigste und gesitteste Leute waren. Sie wusten, daß man zwar seine gute Wercke vor den Leuten solte leuchten lassen, aber daß man nicht selbst das Licht darzu halten müsse.

Ich erinnere mich stets mit einem ausnehmenden Vergnügen des Marquis d'E- - eines der ersten Kriegs-Befehlshabers, an dem ... Hof.

Ich

Ich fande mich einsmahl bey ihm zur Tafel in Gesellschaft vieler vornehmen Herrn, zwey junge Grafen, seine Vettern, sassen neben mir. Der Marquis wolte diesen ein wenig die Meynung sagen: Sehet, sprach er zu ihnen: Der König hat euch die Gnade gethan, und euch zu seinen Cammer-Junckern gemacht; Ich wolte lieber, er hätte euch zu Canzellisten und Copisten gemacht; so wäret ihr doch in einer Schule, worin ihr etwas lernen köntet. Wollt ihr glücklich seyn, so fliehet die Wollüste und den Müssiggang; arbeitet zum Dienst eures Hofs, und verlieret lieber das Leben, ehe ihr euch entschliesset eine Niederträchtigkeit, oder etwas ehrlichen Leuten unanständiges zu begehen. Das geringste Laster schändet den Adel, der nur allein sich auf die Tugend gründet, dieser ist nichts zu erhaben. Ihr edler Trieb gehet immer höher und höher. Plus ultra: Man stehet nicht still. Die Gottheit selbst komt der Tugend entgegen, und alsdenn macht man erst mit ihr rechte Schritte. Man lernet die Welt kennen, und siehet mitten unter ihren Eitelkeiten was schön und was gut ist. Man ist stoltz gewesen einen ehrlichen Mann abzugeben, und man wird demüthig um ein Christ zu werden.

Solte man sich wohl solche Reden von einem Kriegs-Haupt an der Tafel in einer Gesellschaft von lauter Hof- und Welt-Leuten vermuthen? Was hätte ein Geistlicher mehr sagen wollen, wann einer wär zugegen gewesen? Gemei-

meldter Marquis war einer aus den ersten Häusern der Provintz **. Er schien recht für den Hof und für die Geschäfte gebohren zu seyn. Seine Gesichtsbildung zeigte etwas groses und edelmüthiges. Sobald man ihn sah, so hielt man ihn für einen ehrlichen Mann, und wenn man nur ein wenig das Glück hatte mit ihm bekant zu werden, so muste man ihn ehren und lieben. Er war freundlich, liebreich in Gebehrden, grosmüthig in allen seinen Handlungen, und Meister von seinen Leidenschaften. Er suchte jederman guts zu thun, und war ein Freund von allen Menschen. Er entschuldigte ihre Fehler, und suchte stets ihre gute Seiten bekant zu machen, um ihnen fortzuhelffen. Er wuste nichts von den traurigen Empfindungen des Neids. Er gönnte nicht allein einem jeden sein Glück und seine Erhöhung, sondern suchte auch, wann er konnte, darzu etwas mit beyzutragen. Sonst war er ernsthaft und männlich, wo es darauf ankam, die Ehre der Tugend zu retten und den Lastern zu widerstehen. Er hatte nicht die geringste Gefälligkeit für die herrschende Thorheiten bey Hof; er erklärte sich dargegen mit einem freien und erhabenen Wesen; doch suchte er dabey niemand zu schaden. Er vergab seinen Feinden, und rächte sich an ihnen, wann er konte, durch Wohlthaten. Die Wahrheit war bey ihm so heilig, daß er es für die gröste Schande hielt, anders zu reden, als zu dencken. Ein Lügner war unter allen Menschen der einzige, den er nicht leiden konte. Alle Lasier,

ster, sprach er, können sich in Tugenden verwandeln; allein ein Lügner sucht GOtt und Menschen zu betriegen und betrieget sich selbst, wie solte er sich bessern können?

Niemals hat die Unanade eines Fürsten demjenigen, den sie betroffen, mehr Ehre gemacht, als dem Marquis. Die Ursache, daß ihn sein König von Hof verwies, war, daß er nicht wolte desselben Liebe für eine gewisse Grässin gut heissen. Er machte darüber dem König die lebhafteste Vorstellungen. Unbesorgt, ob er dadurch seinem Fürsten misfiel, überlies er sich der göttlichen Regierung. Er begab sich mit der grösten Gelassenheit von Hof. Er beklagte sich niemals über seine Wiederwärtigkeiten; Sein Geist behielt immer eine gleiche Stärcke. Er konte so wenig kleinmüthig seyn, als vorher sich über das Ansehen seines Glücks erheben. Er behauptete stets, daß ein König das Muster seines Volcks seyn müste; und daß er so wohl verbunden sey, ihm Exempel der Tugend, als Gesetze zu geben. Man erkante endlich die seltne Redlichkeit dieses grosen Manns, und schämte sich denjenigen zu verfolgen, von dem niemand nichts böses zu sagen wuste. Man war froh, als er wieder nach Hof kam, und er that, als ob er sich nicht mehr erinnerte, daß man ihn mit Unrecht davon entfernet hatte.

Ich hatte die Ehre den Marquis einsmahl mit auf das Land zu begleiten, wo er einen sei-

ner Freunde besuchte, der in der Einsamkeit lebte. Dieser war ein heiliger Mann, ob er gleich noch die Züge eines Weltmannes in seinem äusserlichen Wesen von sich blicken lies. Sein Ansehen war lebhaft und geistreich. Er hatte die höflichste Manieren. Sein ganzes Wesen war einnehmend. Er sprach mit der gröſten Anmuth, und rürte einem das Hertz, wenn er von göttlichen Dingen sprach. Sein Haus lag abgelegen von der Land-Strasse auf einer lieblichen Anhöhe, welche von hinten ein dunckler Wald bedeckte. Er hatte einen schönen Garten, den er mit einer Hand bauete. Man sah darinnen die anmuthigste Spatzier-Gänge mit fruchtbaren Bäumen und Blumen. Eine klein: Meyerey machte diese Einöde lebendig.

Ich bate diesen Herrn mir seine Begebenheiten zu erzehlen, und was ihm Anlas gegeben hatte, sich also von einer Welt abzuziehen, welche er zu vergnügen, schin gebohren zu seyn. Er hatte keinen Anstand mir solche zu erzehlen.

Ich bin aus Languedoc, sprach er, und der jüngste aus einem Haus, welches bey uns in grosem Ansehen ist. Mein Vater widmete mich dem Degen, so sehr auch mein Mutter mich wünschte bey sich zu behalten, und dermaleinst zu einer Land-Bedienung zu bringen. Ich liebte von Natur die Künste und Wissenschaften; dem ungeacht kam ich in meinem 15. Jahr zur Fahne und wurde im 25. Hauptmann.

Ich

Ich führte mich in meinem Dienſt ſo auf, daß man nichts daran auszuſetzen fand. Allein ich war ein wenig zu lebhaft. Ich urtheilete frey von allen Dingen, welche mir vorkamen, und wenn man mir nur ein wenig übel wolte, ſo konte man leicht meinen Reden eine üble Auslegung geben. Ein Befehlshaber, der mir ſeinen Haß nicht verbergen konte, klagte mich an, daß ich gegen die Regierung geſprochen hätte. Ich verwieß ihm ſeine Verläumdung. Wir geriethen darüber in einen hitzigen Wort-Wechſel. Wir griffen zu den Degen, und ich ſtach ihn darnieder.

Flüchtig und herumirrend wuſte ich nicht wo ich meinen Fus hinſetzen ſolte, um in Sicherheit zu ſeyn. Ich kam in dieſes Land. Der Marquis würdigte mich ſeines Schutzes, und wolte mich in ſeinem Regiment unterbringen. Allein die göttliche Vorſehung hatte andre Abſichten mit mir. Ich fande mich von ungefär in einer Predigt, welche der berühmte Pater B** über die Sünde des Todſchlags hielt. Er zeigte ſtarck und beredſam ihre Abſcheulichkeit. Ich wurde davon in dem innerſten meines Hertzens gerüret. Ich kam aus der Kirche, und verſpürte bey mir eine ungewöhnliche Melancolie. Ich gieng darauf zu dem gottſeligen Prieſter, und wurde von ihm mit einer mehr als väterlichen Liebe empfangen. Ich offenbarte ihm den Zuſtand meines beklemmten Hertzens, und die heimliche Gewiſſens-Biſſe, welche mich

nagten. Gut, sprach er, mein Sohn, GOtt verkündiget euch seine Gnade; widerstehet nicht denen Bewegungen, durch welche er euch auffordert. Werft euch in seine Arme, erkennet die Abscheulichkeit eures Verbrechens; entfernet euch von der Welt, und wiedmet euer gantzes Leben einer heiligen Buse.

Ich folgte diesem Rath. Der Marquis übergab mir dieses Haus und diesen Garten, um darin mein Leben zuzubringen. Dieser grosmüthige Wohlthäter beehret mich hier öfters mit seinem Zuspruch, und ich empfinde das allerlebhafteste Vergnügen, einen Mann von einer so erhabenen Seele zu kennen, der das Hertz hat, denen Lehren des Evangelii vor den Augen der gantzen Welt zu folgen; und der, wie Claudianus sagt

- - - Sub principe duro
Temporibusque malis ausus est esse bonus.

Dieser edle Einsiedler war nach der Art der Alt-Väter, ein mystischer Peripateticus, der immer mit GOtt umgieng. Er hatte bernahe die sechzig Jahre zurück geleget, und hatte gleichwol noch das Ansehen einer lebhaften Jugend. Die göttliche Liebe hatte ihn dermassen durchdrungen, daß er keinen andern Regungen mehr bey sich Raum liess, als die darauf eine Beziehung hatten; Nichts war erbaulicher, als seine Gespräche, man wurde davon gantz eingenommen. Die vornehmste Leute des Hofs

und

und des Adels, die etwas von guten Regungen bey sich empfanden, besuchten ihn fleissig; man ehrte ihn seiner tiefen Einsicht halben, welche er auf die einfältigste Art einem jeden nach seiner Fähigkeit konte verständlich machen. Die ärsten Familien machten ihn zum Schieds-Richter ihrer Streitigkeiten. Darin bestund seine Beschäftigung; denn er glaubte, daß man laut dem Evangelio nichts bessers thun könte, als Friede unter den Menschen stiften. Daran, sprach er, erkennet man einen Christen, wann er Liebe hat. Dieses ist der heilige Orden des Heilandes.

Er verabscheuete aus gleichen Ursachen alle Religions-Streitigkeiten. Er sagte, wo man noch an Meynungen und Lehrsätzen haftete, und darüber nach der gewöhnlichen Art sich einander verketzerte und verdamte, da sey Christus nicht. Glaubet ihr wohl, sprach er, daß Christus uns sein Evangelium, nemlich die Bottschaft des Friedens habe verkündigen lassen, um uns dadurch Gelegenheit zu geben, mit einander zu zancken und sich einander zu hassen? Nein, er lehret uns gantz das Gegentheil. Er befiehlet uns sanftmüthig und von Hertzen demüthig zu seyn; Alles was er lehret, gründet sich auf die Gerechtigkeit, auf die Mässigkeit und auf die Liebe. So sprach, dieser weise Mann von der Religion. Was ist rarer als das Christenthum unter den Christen? Ich will mich jederzeit gern unterrichten lassen, und verharre mit unausgesetztem Eifer

Mein Herr u. s. w.

III.

An einen Cavalier, der aus Verdruß den Hof verlassen und sich in die Einsamkeit begeben wolte.

WIe, mein Herr, Sie gedencken den Hof zu verlassen, und sich in die Einsamkeit zu begeben? Nehmen Sie es mir nicht übel. Ich kan Ihren Meynungen nicht beypflichten. Erinnern Sie sich, daß Sie mir vor einigen Jahren selbst den Hof als einen grosen Schauplatz der Welt beschrieben. Es giebt hier allerhand Aufzüge, Verwandelungen und Caracteren. Wir finden daselbst Hochmüthige, Geitz-Hälse, Wollüstige, Betrüger, Meineidige, Ruchlose, Andächtige, Scheinheilige, Roman-Helden, Weise, Fantasten, kurtz, allerhand Menschen. Dencken Sie, mein Herr, daß Sie an demselben einen redlichen und tugendhaften Mann vorstellen sollen. Warum wollen Sie Ihre Rolle nicht ausspielen? Wo könten

ten

ten Sie mehr Gutes ſtiften? Sie haben ſich vor Niemand zu ſcheuen. Sie können jedermann frey unter die Augen ſehen und dürffen über nichts erröten, weil Sie nichts böſes vorhaben. Der Neid, der Sie zu verfolgen denket, muß ſich ſchämen, ſobald man ſich die Mühe nimt Ihre Handlungen zu unterſuchen. Die Wahrheit wird Ihnen allezeit Ehre machen. Aller Argwohn verſchwindet, weil man Ihre Sitten und Abſichten kennet. Was haben Sie demnach bey Hof zu befürchten? Nichts, als daß man Ihre Aufführung nicht genau prüfet und Sie nicht nach allen Ihren Verdienſten ehret.

Nur nicht den Muth verlohren, wenn es Ihnen beliebt. Ich lache, wenn man einen Menſchen verdächtig machen will, der ſo gar den Schein des Böſen meidet. Sie ſagen, es gefiel Ihnen nicht mehr bey Hof. Sie liebten die Ruhe. Sie hätten zu viel Verdruß u. ſ. w. Dieſes ſind die allgemeine Klagen. Wer hat keinen Verdruß in der Welt? Wer wolte nicht gern ſeinen Zuſtand verändern? Ein wenig mehr oder weniger Gemächlichkeit: Ein wenig mehr oder weniger Verdruß in dieſem Leben, ſolches will für einen Weiſen nichts ſagen. Wir dienen alle einem Herren, der uns nach ſeinen Abſichten gebraucht, ohne die unſerigen dabey um Rath zu fragen. Wir dencken nicht, daß, wo wir unſre Abſichten nicht erreichen, GOtt die Seinigen habe. Solten wir nicht ſuchen mit guter Art uns darin zu ſchicken? Malus miles,

ſagt Seneca, qui Imperatorem gemens ſequitur.

Dieſe ſtoiſche Philoſophie, mein Herr, gefällt Ihnen nicht. Laſſen ſie uns die Sache auf einer andern Seite betrachten. Ich kenne einen gelehrten Mann, welcher alle Eigenſchaften beſitzt, ſich in der groſen Welt und bey Hof empor zu bringen. Er hat viel Länder geſehen, er weis zu leben, er iſt artig im Umgang, aufgeräumt in Geſellſchaft, ernſthaft, wo es der Wohlſtand erfordert, und unermüdet in ſeinem Fleiß. Niemand ſchreibet ſo leicht einen ſchönen Brief: Er weis ſich eben ſo glücklich auszudrucken, wenn er redet und philoſophiret. Er iſt der tüchtigſte Baumeiſter im Land. Er zeichnet, man kan nicht beſſer. Er ſingt, reimt, verſteht griechiſch, latein, franzöſiſch, italieniſch und beſitzt ſo viel Wiſſenſchaften, daß er zu allen Geſchäften könte gebrauchet werden. Was meynen Sie, Mein Herr, was er wär? Er iſt ein Lehrer auf der hohen Schule zu M... Dieſer geſchickte Mann glaubte eben ſo wenig auf ſeinem rechten Poſten zu ſeyn, als Sie; Er hatte aber weit mehr Urſache daran zu zweifeln. Er ſchrieb vor einigen Jahren an mich um bey einem groſen Herrn in Dienſte zu kommen. Man verſprach mir an ihn zu dencken; allein es wurde nichts daraus. Vor einigen Monathen ſandt er mir ein Paar von ſeinen Schülern. Ihre Geſchicklichkeit entdeckte mir die Richtigkeit der Wege der Vorſehung, in Anſehung ihres Lehrme-

meiſters. Ich bliebe im Zweifel, ob er ſeine Talente beſſer bey Hof hätte anwenden können. Es düncket mich beydes verkehrt, wenn man urtheilt, ein redlicher Mann ſchicke ſich nicht an Hof und ein artiger Mann nicht auf eine hohe Schule.

Wir bilden uns ein, es gienge in der Welt alles verkehrt zu, weil die wenigſte Menſchen in ihre Umſtände ſich zu richten wiſſen. Welche Verwirrung in dem menſchlichen Leben, welche Eigenſinnigkeit des Glücks, wird man ſagen: Ein Weib ſitzt auf dem Thron, ein junger Befehlshaber iſt vor der Spitze eines groſſen Heers; ein zänckiſcher Prieſter verkündiget das Evangelium, und der muntere Herr von ** ſitzet vor dem Rechen-Tiſch. Iſt hier nicht alles verkehrt, al inverſo, reverſino, hinterſt der vorderſt?

Solte wohl die allzeit weiſe und allzeit gerechte Vorſehung hierbey nicht ihre Abſichten haben? Ich glaube es gewiß. Wir verſtehen, wir begreifen hier nichts. Ein wenig Gedult, der Herr wird alles entwickeln und wir werden ſeine Führungen anbeten. Wir müſſen uns aber denſelben demüthig überlaſſen, und nicht auf ſelbſt erwehlte Wege durchbrechen wollen. Wie GOtt alles regieret, ſo öfnet er auch die Bahn zu allen Veränderungen. Die Gelegenheit ereignet ſich von ſich ſelbſt, ohne daß man daran dencket. Er läſſet aber auch unſern Handlungen bis auf einen ge-

wissen Grad ihre Freyheit, weil sonst das moralische Gute nicht statt haben würde.

Lassen Sie uns unterdessen keine Schlösser in die Luft bauen. Die Hoffnung schmeichelt uns, allein sie betrügt auch.

Wir wünschen oft Dinge, die uns würden unglücklicher machen, wann wir sie erlangten, als da wir derselben entbehren müssen. Wir betrügen uns insonderheit, wenn wir meynen in der Einsamkeit Ruhe zu finden. Wir kennen die heimliche Ränke unserer Eigenliebe nicht. Wir sind der Welt noch lange nicht abgestorben; wir sind nur böse auf sie, daß sie uns nicht recht wiederfahren lässet. Sie sagen, die Falschheit der Menschen sey ihnen zuwider: Sie wollen nicht länger in einer Gemeinschaft mit Menschen leben, die so falsch und so betrüglich sind; Sie wollen mit ihnen brechen und sich auf einmal ihrem Umgang entziehen.

Es ist wahr, es herrschet an unsern Höfen der Geist der Kleinigkeiten, (L'esprit de bagatelles.) dieses ist freylich nicht nach dem Geschmack eines Menschen, der gründlich dencket, und nur was wircklich gut ist, liebet; allein, warum halten wir uns nur an den gegenwärtigen Umständen auf? warum betrachten wir solche nicht vielmehr als eine Zubereitung zu wichtigen Folgen, da man die Welt und die Menschen muß ken-

kennen lernen. Sie sind, mein Herr, belebt, angenehm, und zur menschlichen Gesellschaft geboren. Wo könten Sie also Ihre Zeit besser anwenden, als an einem Hof, wo Sie täglich etwas neues sehen und lernen können? Wie könten Sie Ihren Verstand besser beschäftigen, Ihre Erkentniss vermehren, und Ihr Gemüth im Guten gründen? Wo lernet man die Tugend nachdrücklicher, als wo man täglich alle unglückliche Folgen der Laster beobachtet? Lassen Sie sich nichts anfechten; gehen Sie immer ihren geraden Gang. Die Verdrieslichkeiten, die sich dabey ereignen, werden Ihnen, wenn Sie solche wohl zu gebrauchen wissen, selbst zur Ruhe und zur Befestigung im Guten dienen. Ein gesetzter Geist schwinget sich über alles empor. Fürchten Sie sich nicht vor Menschen, die schwächer sind als Sie. Man muß seinem eigenen Geschmack zuweilen widerstehen, am meisten aber bösen Menschen. Das prächtige Nichts, das verächtliche Kleine, das die gezwungene Hoheit der Höfe ausmachet, wird Ihnen die Annehmlichkeit der Tugend und die einfältige Unschuld immer mehr und mehr liebenswürdiger machen. Die Thorheiten der Menschen haben an und für sich selbst etwas lächerliches; an statt darüber zu seufzen und zu klagen, lassen sie uns zuweilen darüber lachen; Es sind die Zwischenspiele in den Haupt Abhandlungen der Menschen. Ein Weiser sucht aus allem sich Vortheile zu ziehen. Man muß zuweilen einige kleine Thorheiten mitmachen, um den Menschen

ſchen nicht zu unhöflich und zu trocken zu ſcheinen. Man ſpielet mit den Kindern, warum nicht auch mit den Alten, wann ſie noch kindiſch dencken? Gebärdet man ſich zu ſpröde, zu eigenſinnig, ſo macht man die Tugend dadurch nur verdächtig. Sie iſt ſo einfältig, daß ſie ſich zu den Kindern herunter läßt, und ſo erhaben, daß ſie ſich über die Fürſten ſetzt; ſie macht ſich allenthalben ehren. Sie hat noch nie zum Vorwurf der Spötterey gedienet. Will man einen Menſchen lächerlich machen, ſo muß man ihm nothwendig das Anſehen eines Laſters oder einer Thorheit beylegen; dann die Tugend hat nichts Lächerliches. Man mag ſie drehen und wenden wie man will, ſie iſt auf allen Seiten ſchön. So bös auch die Welt immer ſeyn mag ſo hat ſie doch dieſe Empfindung in den Gemüthern der Menſchen noch nicht ausrotten können?

Meynen Sie, mein Herr, daß Sie vergnügter in der Einſamkeit ſeyn würden, als Sie jetzo bey Hof ſind? Ich habe Urſache daran zu zweifeln. Ihre Ruhe würde nicht länger dauren, als das Neue und Schöne bey einer veränderten und noch nie geprüften Lebens-Art. Wie ſolten Sie vergnügter ſeyn, wann Sie weniger nützlich ſeyn würden? Der ſtete Trieb nach etwas vollkommenes, ihr gutes Hertz, ihre Zärtlichkeiten, ihre Abſichten bey einem allzeit wirckſamen Geiſt; alles dieſes würde Sie zu ihres Gleichen wieder zurück rufen. Ja, wann ich es ſagen darf, die Eigenliebe ſelbſt, welche

welche wir in dieſem Leben nie völlig ausziehen. würde Ihnen eine verdrießliche Geſellſchaft werden; dann ſie iſt niemals murriſcher und unbeſcheidener, als wenn ſie es mit ſich allein zu thun hat. Es iſt ihr nichts recht. Sie macht eiferſüchtig auf ſich ſelbſt, alles zu Fehler, und iſt ſelten ſo höflich, daß ſie uns nicht beunruhigen ſolte.

Die alten Anachoreten waren eine Art von Myſtickern, die ihr Vergnügen nur allein in dem ſteten Umgang mit GOtt ſuchten und keinen andern Neigungen mehr bey ſich Raum lieſen: ſie wehlten deswegen ein von allen weltlichen Dingen entferntes Leben. Die wenigſten dürften gleichwohl zu dieſer völligen Abgeſchiedenheit gelanget ſeyn. Viele jagte auch ein zu weit getriebener Haß gegen die Menſchen in die Einöden. Unſer Beruf, mein Herr, gehet dahin, daß wir unter Menſchen leben, und uns mit ihnen zu verbeſſern trachten ſollen. Gedult und Sanftmuth lernen alles ertragen. Glauben Sie, daß man GOtt angenehmer ſey, wenn man ſich den Menſchen entziehet.

Ich bitte, mein Herr, dieſe meine freye Anmerckungen über Ihren letzten Brief, nach Dero in mich geſetztes gütiges Vertrauen, beſtens aufzunehmen und mich ferner ein wenig lieb zu behalten. Ich bin dagegen mit dem aufrichtigſtem Eifer und der vollkommenſten Hochachtung

Mein Herr u. ſ. w.

IV.

Von der Staats-Kunſt des Machiavels.

Mein Herr!

Ich habe mit einem ausnehmenden Vergnügen das neue Werck geleſen, welches Sie mir geſchickt haben. Was kan würdiger und erhabener ſeyn, als die Abſicht die Tyranney vom Thron zu ſtürtzen, und die Glückſeligkeit der menſchlichen Geſellſchaft zu befördern?

Wie ich von der Art geſelliger Gemüther bin, die ihr eigenes Vergnügen in dem Zuſammenhang des Wohlſeyns anderer Menſchen finden, ſo iſt mir auch jederzeit nichts abſcheulicher vorgekommen, als der Frevel einer unbeſchränckten Gewalt.

Wenn nicht die Menſchen durch die ſüſe Bande der Liebe und der Eintracht verknüpfet, die

die Billigkeit und das Mitleiden unter sich erhielten, so würden die Empfindungen der allergrösten Tugenden keinen Grund haben; ja unsre ganze Sitten Lehre würde nichts anders als eine träumende Erfindung müssiger Grillenfänger seyn, die nur kleine Geister rühren könte.

In Ermangelung dieses vernünftigen Natur-Gesetzes, welches unsern Handlungen Maas und Ziel setzet, würde ich einen Nero, einen Caligula, einen Tamerlan, einen Mirweis für die grösten und würdigsten Helden halten. Die Freundschaft eines Alexanders für einen Parmenion, die Hochachtung eines Cesars für einen Cato, würden in meinen Augen kleine Schwachheiten scheinen, welche bey starcken Geistern nicht Platz finden könten. Ein unempfindlicher, wilder, grausamer und unbarmherziger Mensch im Gegentheil, der keinen Scheu träot, alles seinen barbarischen Begierden aufzuopfern, der ohne Mitleiden plündert, würget, senget und brennet, und alles in Staub und Graus verkehrt; vor dem alles zittert und bebet, wann er sich nur sehen lässet; Ein solcher, würde eigentlich ein recht groser Mensch seyn.

Allein, je mehr ich dencke und in der Natur forsche, je mehr werde ich innen, daß alles nach gewissen Regeln und Gesetzen sich verhalten muß, wenn man anders desjenigen Vergnügens theilhaftig werden will, worauf unsere

Neis

Neigungen gerichtet sind. Ich schätze das menschliche Geschlecht allzu hoch, als daß ich solches ohne innerstes Mitleiden könte im Verderben sehen. Ich fühle einen lebhaften Trieb die Glückseligkeiten der Menschen zu befördern, wenn solches in meiner Macht stünd. Ja, ich würde von dieser Neigung auch meine Feinde nicht ausschliesen, wann mich ihre Ungerechtigkeiten nicht nöthigten, gegen sie gewisse Mittel zu meiner Vertheidigung und Sicherheit zu gebrauchen. Ich kan im übrigen Ihnen eben so hurtig verzeihen, als sie mich beleidigen; und ich empfinde den gröſten Verdruß von der Welt, mit jemand, wer er auch sey, in Uneinigkeit und Zwiespalt zu leben.

Sehen sie, mein Herr, so bin ich gesinnet. Solte es ein kleiner Hochmuth seyn, Ihnen alles dieses von mir selbst zu sagen, so erlauben Sie mir, dieſesmahl etwas weniger bemüthig zu seyn, um desto freier und offenhertziger mich bey Ihnen heraus zu lassen.

Nach dieser neuen Gemüths-Beschaffenheit können Sie urtheilen, wie sehr mir das vortrefliche Buch: der Anti-Machiavel, müſſe gefallen haben, da ich darinnen alles, was ich in Betrachtung der Menschen, als meiner Mitbürger, empfinde und gedencke, so lebhaft, so scharfsinnig und mit solchen unumstöslichen Gründen ausgeführet sehe.

Der abscheuliche Fürst des Machiavels hat mein Hertz mit einer solchen Furcht erfüllet, daß ich kaum

kaum ohne Schrecken an die Gewaltigen dieser Welt gedencken konte. Ich erschien fast niemals bey Hof, daß ich nicht an demselben einen verdrieslichen Menschen vorgestellet hätte, der mehr seine Glückseligkeit darinn suchte, ihn bald wieder zu verlassen, als mich daran empor zu bringen.

Der liebenswürdige Anti-Machiavel benimt mir auf einmal diese Furcht; Er macht mich behertzt, nachdem ich bey ihm die schöne Eigenschaften der Menschenliebe entdecke. O würdigster Fürst, ruse ich entzückt darüber aus, wärest du doch eben so wircklich als der Fürst des Machiavels. Allein, wo soll ich dich suchen? wo findet man dich? der Herold, welcher dich der Welt hat bekant gemacht, ist ein Poet. Solten wir wohl demjenigen Glauben beymessen können, was er uns in seiner Vorrede von ihm meldet:

» Der Verfasser der Critick des Machia-
» vels, spricht er, ist eine von den grosen
» Seelen, dergleichen der Himmel nur selten
» lässet gebohren werden, um das menschliche
» Geschlecht durch ihre Lehren und Exempel zur
» Tugend anzuführen. Derselbe hatte bereits
» vor einigen Jahren diese Gedancken zu Papier
» gebracht, blos in der Absicht, solche Wahr-
» heiten zu schreiben, die ihm sein eigen Hertz

» in die Feder gab. * Er war noch sehr jung,
» und suchte sich also selbst in der Weisheit und
» in der Tugend zu formiren; dahin gieng nur
» seine Absicht; allein, diese Lehren, die er sich
» selber gab, sind würdig von allen Königen
» angenommen zu werden und könten die Quellen
» von der Glückseligkeit aller Menschen seyn.

» Man wird sonder Zweifel in die gröste
» Verwunderung gerathen, wann ich mei-
» nen Lesern kund machen würde, daß derje-
» nige, welcher hier in französischer Spra-
» che so edelmüthig, so scharfsinnig und öfters
» so rein sich vernehmen lässet, ein junger Aus-
» länder sey, der niemahls Franckreich gesehen
» hat. Ja, man wird so gar finden, daß er sich
» noch viel besser ausdrückt, als Amelot de la
» Houssay, den ich in dieser Wiederlegung mit
» beygefüget habe. Es ist etwas unerhörtes, ich
» muß es selbst bekennen; aber es ist nichts de-
» stoweniger wahr, daß demjenigen, dessen
» Schriften ich hiermit bekant mache, alles
» was

* Es ist nun jedermann bekant, daß Seine Königl. Maiestät von Preussen, noch als Cron-Printz, der Verfasser dieses Wercks sind. So wenig man sich auch anfangs die Sache möglich vorstellen konte, daß ein zur Cron gebohrner Printz eine solche gründliche Wissenschaft und Einsicht besitzen solte, so sehr hat der Verfolg der Zeiten diesen Zweifel gehoben und bewiesen, daß ein Fürst eben so wohl ein groser Geist, als ein groser König seyn könne.

» was er bisher unternommen hat, glücklich
» ist von statten gegangen. Er mag ein Engel-
» länder, Spanier oder Italiener seyn, hier-
» an ist nichts gelegen. Die Frage ist hier
» nicht von seinem Vatterlande, sondern von
» seinem Buch. Ich halte dafür, das es bes-
» ser gemacht und geschrieben ist, als dasjeni-
» gen des Machiavels, und daß es ein Glück
» vor das menschliche Geschlecht sey, daß die
» Tugend sich in einem bessern Schmuck hier
» gezeiget hat, als das Laster.

Der Herr von Voltaire sagt uns hier allzuviel, unsre Neugierigkeit dadurch auf das äusserste zu reitzen. Sie kennen, mein Herr, diesen berühmten Dichter, diesen grosen französischen Geist. Ich bitte Sie, fragen Sie ihn doch, wer dieser geschickte junge Schriftsteller sey? Fragen Sie ihn mir zu Gefallen, der ich ein Teutscher bin; das ist ein Einwohner derjenigen ungnädigen Himmels-Gegend, in welcher so leicht keine schöne Geister pflegen gezeuget zu werden; der aber ohngeachtet dieses Fehlers, den er mit seinen Landsleuten gemein hat, dennoch die Schrifften des Herrn von Voltaire so hoch zu schätzen weis, daß er dieser Gefälligkeit nicht scheinet ganz unwürdig zu seyn.

Sie können ihm dabey auch meine Meynung sagen, daß ich den vortrefflichsten Schriftsteller, von dem hier die Rede ist, weder für einen Engelländer, noch für einen Spanier,

noch für einen Italiener halte. Der Herr von Voltaire iſt dem Vermuthen nach allzuſehr beſorgt, demſelben etwas von ſeinem Werth zu entziehen, wenn er ſagen würde, daß es ein Teutſcher ſey. Er würde dadurch die Meynung ſeiner Landsleute auf einmahl allzuſtarck wiederlegen, welche es unter ſich vor eine ausgemachte Sache halten, daß ein Teutſcher keinen ſchönen Witz haben könte. Wir andre Teutſch-Länder kennen uns indeſſen doch an unſerm Geſchmack, nicht anders wie auf die Weine, welche auf unſerm Grund und Boden gewachſen ſind. Zu gutem Glück für den Verfaſſer des Anti-Machiavels, ſo hat dieſer Umſtand der Schönheit ſeiner franzöſiſchen Streib-Art nichts benommen. Der Herr von Voltaire bekennet vielmehr, daß ob man ihm wohl dieſes koſtbare Werck anvertrauet habe, ſo hätte er doch mit Fleiß einige Ausdrücke, die nicht franzöſiſch ſind, darinnen gelaſſen, weil ſie es verdienten zu ſeyn. » Ich unterſtehe » mich zu ſagen, fährt er fort, daß dieſes Buch » ſo wohl unſere Sprache, als unſre Sitten » vollkommen machen kan.

Der Herr von Voltaire giebt dem Verfaſſer des Anti-Machiavels das Beywort illuſtre; welches bey uns ſo viel heiſt, als vortreflich, berühmt, erleucht. Man leget ſolches insgemein nur groſen Männern bey, die ſich entweder durch ihre Weisheit, oder durch ihre tapfere Thaten berühmt gemacht haben. Auch pflegt man ſolches einer hohen Landes-Perſon zu geben.

zu geben. Man sagt Autor illustris, wenn ein Schrifftsteller sehr berühmt und zugleich ein vornehmer Mann ist. Also sagt man auch von einem Krieges-Haupt, welcher sich durch seine tapfere Thaten einen grosen Namen erworben hat, Heros illustris; und eben so sagt man von einer hohen und durchlauchtigen Geburt: prosapia illustris. Daß hier der Herr von Voltaire einem jungen Gelehrten dieses Wort solte beygeleget haben, ist nicht vermuthlich. Ein junger Schrifftsteller dürfte auch wohl schwerlich sich durch grose Helden-Thaten schon einen solchen Ruhm erworben haben, dazu sich dieser Namen schicken solte. Es kan also auf nichts anders als auf eine hohe und durchlauchtige Geburt zielen.

O glückseelige Zeiten, wann diejenige, welche die Vorsehung darzu hat lassen gebohren werden, Häupter und Regierer der Völcker zu seyn, die Tugend lieb gewonnen, und ihr Vergnügen in der Weisheit, in den Wissenschaften und in der Glückseligkeit anderer Menschen, welche ihrer Sorgfalt anvertrauet sind, zu suchen beginnen. Wir würden dadurch bald die Zeiten der Titen und Antoninen erleben. Die Wildheit, die Grausamkeit, die Tyrannen würde unter den Menschen anfhören; die Leutseligkeit, die Gerechtigkeit und die allgemeine Menschen-Liebe würde sich immer mehr und ausbreiten. Wir würden das schöne und gute in dem Gegensatz des heßlichen und bösen deutlich un-

terſcheiden, jenes lieben und dieſes verabſcheuen lernen. Die Geſetze der Natur würden in unſern Hertzen den Trieb zur Menſchlichkeit und zur Billigkeit erwecken. Dieſes allein würde genug ſeyn alle unſeren Handlungen Maas und Ziel zu ſetzen; die Chriſten würden ehrliche Leute und die ehrliche Leute würden Chriſten ſeyn. Unſere gantze Staats-Kunſt würde darinn beſtehen, der Ordnung des groſen Schöpfers nachzuahmen, und ſeinen Geſchöpfen alle Güter genieſen zu laſſen, welche er ihnen zum beſten geſchaffen hat. Wir würden uns einander ſuchen glücklich zu machen, ſo wie eine ewig zu verabſcheuende Bosheit beſchäftiget iſt andere zu beleidigen und unglücklich zu machen. Unſere Fürſten würden nicht mehr gewaltſame und Geſetzloſe Beherrſcher der Völcker, ſondern nur, wie unſer vortreflicher Verfaſſer ſchreibet, ihre vornehmſte Obrigkeit abgeben.

Ehe ich dieſe meine Anmerckungen ſchlieſe, muß ich noch ein Wort zur Entſchuldigung des guten Florentiners mit beyfügen. Niemand verabſcheuet mehr die Staats-Regeln ſeines Fürſten als ich; allein ich entſchuldige ihn als den Verfaſſer deſſelben. Er hat einen böſen Fürſten beſchrieben, nicht um ſeine Maas-Regeln zu billigen, ſondern um ſolche deſto abſcheulicher zu machen, und die Menſchen dadurch in Stand zu ſetzen, ſich dargegen deſto ſorgfältiger in acht zu nehmen: Er hat nicht ſo wohl der Tyranney das Wort zu reden, als die Abwege davon zeigen

gen wollen. Er giebt solches deutlich in seinen andern Schriften zu erkennen. Er redet von den Fürsten wie Mandeville von den Bienen: Er schreibet wie es die Grosen zu machen pflegen, um zu der Hoheit einer eigenwilligen Macht zu gelangen. Er billiget aber eben so wenig diese eigenwillige Macht, als ein kluger Mathematicus, der von der Kunst Bomben zu werffen und Städte einzuäschern, ein zierliches Werck schreibet ohne deswegen diese Gewalthätigkeiten zu billigen.

Machiavel war ein scharfsinniger Kopf, und weil er zu einer Zeit lebte, da man mit denen Thorheiten und dem Aberglauben nicht frei ins Angesicht reden durfte, so packte er sie von der Seite mit einer feinen Ironie an. Er schrieb Comedien und Satyren, und begnügte sich damit, dasjenige lächerlich zu machen, was er ohne Gefahr nicht offentlich tadeln durfte; vor die Heiligen hatte er auch nicht alle Ehrerbietung, welche die Mode seiner Zeit mit sich brachte.

Sta ben con Christo & fatti beffe de Santi,

sagte er in seiner Clitia Act. 3. sc. 5. Dieses verursachte, daß ihn die Clerisey für einen Atheisten und gottlosen Mann ausschrie.

Das funfzehende Jahrhundert, spricht dessen erhabener Gegner, hatte noch etwas bar-

bariſches. Wolte GOtt! Die Vorzüge gegenwärtiger Zeiten lieſen uns weiter keine Merckmäler davon verſpüren! Wir mögen wohl die Formen ein wenig geändert haben, aber die Sachen bleiben noch immer wie im fünfzehenden Jahrhundert. » Damahls, fähret der vor» trefliche Verfaſſer fort, zog man noch den un» glückſeligen Ruhm der Heldenſucht und der » gewaltſamen Thaten, welche die Menſchen » zu einer gewiſſen Ehrfurcht zwangen, der » Sanftmuth, der Billigkeit und allen andern » Tugenden vor. Heut zu Tage aber ſiehet » man mehr auf die Leutſeligkeit, als auf » den Glantz ſolcher Eigenſchaften, welche die » Weltbezwinger ausmachen; ja man iſt kei» neswegs mehr ſo unſinnig, die wilde Regun» gen, ſo die Welt ins Verderben ſtürtzen, noch » mehr anzufeuern.

Es iſt wahr, die Menſchen ſind nicht mehr ſo grauſame Todtſchläger als vor dieſem; ſie haben eine etwas mehr menſchliche Empfindung angenommen; die Kriege werden mit mehr Leutſeligkeit und Höflichkeit geführet. Allein, ſie koſten deswegen noch immer viel Menſchen-Blut. Ein Räuber; der denjenigen um Verzeihung bittet, den er plündert, iſt deswegen doch ein Räuber; und der beraubte komt um ſein Gut, es mag ſolches mit Höflichkeit oder Unhöflichkeit geſchehen.

Ich will Sie, mein Herr, nicht mit weitern Anmerckungen aufhalten, ſondern nur einige Be-

Gedancken bemercken, so mir in diesem vortreflichen Buch gantz besonders gefallen haben; indem sie zur Erhaltung der menschlichen Gesellschaft die sicherste Lehrsätze formiren. Der erste ist dieser

I.

Den Verstand durch künstliche Schlüsse zum Nachtheil der Menschlichkeit gebrauchen, ist so viel als sich selbst mit denjenigen Waffen verletzen, die uns nur allein zu unsrer Vertheidigung gegeben sind.

II.

Ein Länder-Bezwinger, wann er die gantze Welt sich unterwirft, kan er deswegen auch solche beherrschen? Seine Gröse wird ihm zu nichts weiter dienen, als seine wahre Kleinigkeit zu zeigen.

III.

Wann heut zu Tage sich unter den Christen weniger Empörungen äusern, so komt dieses daher, weil die Grundsätze einer gesunden Sittenlehre sich mehr und mehr beginnen ausbreiten. Die Menschen haben mehr ihren Verstand gebessert, und sind deswegen weniger wild.

Diese glänzende Stellen finden sich gleich auf den ersten Blättern. Das gantze Buch ist auf gleiche Art geschrieben. O mögten doch alle unsere Fürsten und Obrigkeiten solches lesen. Sie würden dadurch Gelegenheit bekommen, an Sachen zu gedencken, die ihnen noch nie beygefallen sind. Ich verharre mit der aufrichtigsten Hochachtung

Mein Herr u. s. w.

V.

Von der Erziehung eines Printzen.

EInes der schwerſten und wichtigſten Stellen am Hof iſt die Erziehung eines zur Cron gebohrnen Printzen. Was iſt wichtiger als demſelben diejenige Eindrücke der Weisheit uud Güte zu geben, die dermahleins ein ganzes Volck ſoll glücklich machen.

Hic regere imperio populus ſciat.

Es ſind wenig Menſchen die ſich darzu ſchicken, Königliche Lehrmeiſter * abzugeben. Welch

* Ein Hofmeiſter bedeutet nach unſerer Sprache ein gantz andres Amt bey Hof als ein Lehrmeiſter. Es iſt lächerlich, daß man iene Benennung für dieſe gebrauchet. Denn ein Hofmeiſter iſt ein Mann, der über den Hof geſetzet iſt. Einer, dem des Printzens Auferziehung überhaupt anvertrauet wird, heiſt bey den Franzoſen Gouverneur. Der eigentliche Lehrmeiſter aber, der an ſtatt der Fürſtlichen Eltern einen jungen Printzen zu erziehen und

zu

Welch ein Umfang von Tugend, von Wissenschaft, von Kentnis des menschlichen Hertzens wird dazu erfordert? Er muß nicht nur ein ganz artiger Mann, sondern auch ein Weltweiser, ein Hofmann, und was noch mehr, ein guter Christ seyn. Wo aber findet man alle diese Eigenschaften in einem Menschen beysammen? Wo ist der Hof, wo man solche suchet, ehret und hervor ziehet?

Ist ein solcher Lehrmeister in seiner Erziehung, die er dem Prinzen giebt, unglücklich, so fluchet ihm Land und Volck. Ist er glücklich, so ist auch seine Belohnung noch immer selbst eine fortwährende Last; denn er muß bey seinem Fürsten bleiben, und so lang er lebet, einen Höfling abgeben, und die wichtigste Geschäfte führen; dann selten wird ein Fürst den, der ihn an Vater-Stadt erzogen, und dessen er gewohnt ist, von sich lassen. Dieses ist wohl eine Ehre, die man seinen Verdiensten erweiset; allein er ist nicht selten auch dabey lebenslang ein geplagter Mann. So komt alles bey dem jetzigen König in Franckreich auf den alten Cardinal von Fleury

zu unterrichten hat, wird Precepteur genennet. Es werden darzu die vornehmsten Prälaten gebraucht. Die andern heisen nur Sous-Precepteurs. Am lächerlichsten ist, daß man bey uns aller jungen vornehmen Leute Lehrmeister und Anführer ohne Unterschied den Titel von Hofmeistern gibt, wann gleich solche keinen andern Hof besitzen, als worinn ein wenig Vieh gehöret.

Fleury an, und der ehrliche Geistliche hat so viel mit der Welt zu schaffen, daß er kaum einige Zeitblicke übrig hat, an den Himmel zu gedencken.

Zu einem Fürstlichen Lehrmeister gehöret also ein Mann, der viel Erfahrung hat, und der die Menschen kennet. Er muß nichts verdrießliches noch gezwungenes haben. Er muß leutselig, angenehm, aufgeräumt, und nicht verdrießlich seyn. Er muß aber auch spröde und ernsthaft thun können, wann er etwas an seinem Prinzen siehet, das ihm nicht gefällt. Er muß darüber sein Mißfallen so wohl in Gebehrden als in Worten blicken lassen, und sich ja hüten ihm bey seinen Fehlern nicht zu schmeicheln. Er muß sich zuforderst angelegen seyn lassen, die Gemüths-Art seines jungen Prinzens genau auszuforschen, und seine Vertraulichkeit zu gewinnen. Dieses ist das beste Mittel ihm beyzukommen, und ihn tugendhaft zu machen. Hier muß er trachten, seinen Hochmuth zur Leutseligkeit zu bewegen, um ihm dadurch die wahre Ehre reitzend einzuschärffen. Er muß demselben die erlaubte Ergötzlichkeiten vergönnen, damit er nicht die Tugend, die er lieben soll, als verdrießlich möge hassen lernen. Er muß ihm die Vortheile eines ordentlichen und mäßigen Lebens begreiflich machen; und ihm vor allen Dingen diejenige Religion beybringen, die GOtt mit aufrichtigen Hertzen verehret, und die zum Wahrzeichen die Liebe des Nächsten hat. Er muß ihm die Hel-

Heldenſucht ausreden, und ihm dargegen die wahre Tapferkeit anpreiſen, welche darinn beſtehet: ſein Volck zu ſchützen und ſich ſelbſt zu überwinden.

Das ſchädlichſte, was ich an der Erziehung der Fürſten-Kinder beobachtet habe, iſt, daß ihnen faſt jedermann ſchmeichelt. Dieſes nähret ihren Hochmuth, der ihnen ohnedem wegen ihrer Geburt und der Hoheit, worinn ſie ſich ſehen, natürlich iſt. Verfähret man ein wenig unſanft mit dem jungen Fürſten-Blut, ſo darf es nur die Fürſtliche Frau Mutter, oder das Frauen-Zimmer erfahren, ſo hat der arme Lehrmeiſter ſeine Noth. Frauen-Zucht taugt durchgehends nicht. Man muß einen jungen Prinzen, je ehender je beſſer, aus ihren zarten Händen reiſſen, und ihn zu einer männlichen Lebens-Art und zu den Leibes-Uebungen gewöhnen, damit er nicht weichlich und müſig werde. Selbſt die Ergötzlichkeiten, die man ihm verſtattet, müſſen ſich auf ſeine Hoheit und auf die Wiſſenſchaften, die man ihm beyzubringen hat, beziehen.

Reitzende Exempel thun hier die beſte Wirckung. Mit bloſen Lehr-Sätzen und Vernunft-Schlüſſen iſt bey ſolchen jungen durchlauchtigen Geſchöpfen nicht viel auszurichten. Dann ſie werden leicht ungedultig, und ſind zur Zerſtreuung mehr als andere junge Leute geneigt. Sie müſſen deswegen auch mit beſondern Vortheilen angegriffen werden.

Die

Die Geſchichte, wann ſie lebhaft vorgetragen wird, wircket die erſte Aufmerckſamkeit, und formiret im Gehirn diejenige Bilder, welche unmercklich die Grund-Sätze der jungen fürſtlichen Sitten-Lehre ausmachen. Hier wird das Gemüth von den ſanften Trieben der Tugend gerühret, je mehr man die unglückſelige Wirckungen der Laſter vor ſich ſiehet. Dergleichen Bewegungen im Gemüth geben Gelegenheit zu einem vertraulichen Geſpräch und die natürliche Geſinnungen eines Printzen mit unvergleichlicher Einſicht zu erforſchen, zu lencken und zu bilden. Entzündet ſich daſſelbe über groſe und edle Exempel, ſo hat man hier ein trefliches Mittel gewonnen, ihm mit Nutzen beyzukommen.

Die Grosmuth und die Menſchen-Liebe iſt der vornehmſte Caracter, davon man ihm die ſchöne Regungen muß einzuflöſen ſuchen; die Religion iſt damit unzertrennlich verbunden, je mehr alles Gute, deſſen die Menſchen fähig ſind von GOtt, als dem vollkommenſten Weſen, ſeinen Urſprung nehmen muß. O wie ſchön läſſet es einem Prinzen, wenn er mitleidig und gütig iſt. Wie nöthig aber iſt es auch, ihm hierbey die nöthige Klugheit und Vorſichtigkeit beyzubringen. Der Abſcheu vor der Tyranney wird ihn zu einem ehrlichen Mann machen, und die Liebe, ſeine Unterthanen glücklich zu ſehen, wird ihn bewegen, alle Mittel und Wege einzuſchlagen, die dahin führen können. Wer alſo

einen Prinzen zu einem guten Menschen macht, der macht ihn dadurch auch zu einem guten Regenten. Die Fähigkeiten des Witzes und der Vernunft, welche nebst der Erfahrung die Klugheit zuwegen bringen, werden zu lauter guten Handlungen scharfsinnig gemacht. Wie im Gegentheil eben diese Fähigkeiten bey einem bösen Menschen zu lauter bösen Handlungen unglücklich-scharfsinnig angewendet werden.

Es ist nicht allein eine grose Kunst, das Gemüth eines Prinzen zu formiren, sondern ihm auch die nöthige Wissenschaften beyzubringen. Dann Völcker regieren, ist eine Kunst, welche eben so wohl Wissenschften erfordern, als andere Künste auch. So bald aber ein Prinz weis, daß er ein Prinz ist, und dieses erfähret er nur gar zu bald, so will er auch den Kopf nicht viel mit Lernen zerbrechen. Er denckt, dergleichen Bemühungen wären nur für Leute, die keine Prinzen sind. Er sieht sich verehret und als ein besonderes Menschen-Geschöpfe bewundert. Alles beuget und neiget sich vor ihm. Er genieset also schon die Vorzüge seiner Hoheit, da er noch in der Lehre ist. Wie soll man es demnach hier anfangen, einem Prinzen nur die nöthigste Wissenschaften beyzubringen? Ich würde ihm vertraulich glauben machen, daß er kein rechter Prinz sey, so lang er unwissend blieb. In der Unterweisung eines Prinzens sind die Kupferstiche von einer vortreflichen Hülfe; dadurch wird seine Neugierigkeit

und

und Aufmerckſamkeit am meiſten gereitzet. Es iſt aber nur Prinzen und reichen Leuten erlaubt, auf eine ſo koſtbare Art zu ſtudieren. Je mehr nun ein junger Printz zum Fragen verleitet wird, je mehr muß man auch im Stand ſeyn, ihm über alles kurtze und gründliche Nachrichten zu geben. Es müſſen zu dem Ende die artigſten und klügſten Leute ſtets um den Prinzen ſeyn, welche in den Geſchichten erfahren ſind, und dabey einen muntern Witz, kluge Einſicht und gute Sitten haben, dieſe Behutſamkeit wird nirgendwo beſſer als in Franckreich beobachtet, wo man ſo gar auch mit einer beſondern Sorgfalt diejenige junge Leute und Bedienten wehlet, die zu dem Umgang eines Prinzen und zu ſeinen Spielen mitgezogen werden, damit dieſe nichts unanſtändiges ſehen noch hören mögten.

Der Adel, der bey ihnen einen Zutritt hat, muß von gleicher Beſchaffenheit ſeyn. Niemand darf dem Printzen etwas von Luſtbarkeiten ſagen, die man noch nicht rathſam findet, ihm zu erlauben. Niemand darf ſich unterſtehen, ihn mit Narrens-Poſſen und unanſtändigen Schertz-Reden zu beluſtigen. Wir ſehen beſonders in der Lebens-Beſchreibung des Herrn von Fenelons und in ſeinen Fabeln, welcher klugen Kunſt-Stücke dieſer würdigſte Prälat ſich bedienet hatte, den Prinzen von Burgund, der eben von Natur nicht die beſte Eigenſchaften hatte, anſtändige Gemüths-Neigungen beyzubringen, dergeſtalten, daß wo dieſer

dieſer Printz bey Leben geblieben wäre, Franckreich allem Anſehen nach, einen weiſen und glücklichen Regenten an demſelben würde gehabt haben. Der Herr von Fenelon war es auch nicht allein, der dieſen Printzen formiren half, ob er gleich als Ober-Lehrmeiſter den gröſten Antheil an deſſen Erziehung hatte. Der Hertzog von Beauvilliers und die beiden würdige Aebte Langlet und Fleury hatten darzu das ihrige redlich mit beygetragen.

Unſern teutſchen Printzen werden nicht ſelten gantz verkehrte und ſich ſelbſt entgegen ſtehende Perſonen zur Erziehung gegeben. Auf der einen Seite ſiehet man ein paar Pedanten, die ſie wacker mit dem Auswendig-Lernen ängſtigen, und auf der andern ein paar Jagd-Junckern und junge Krieas-Bedienten, welche jene, weil ſie ohnedem lächerlich ſind, noch lächerlicher machen. Man ſiehet hier auf den Adel, wo man nur auf Verſtand und Tugend ſehen ſolte. Auf dieſe Weiſe geſchihet es, daß unſere Printzen ſelten viel lernen und ihre Regenten-Tugenden hernach vorzüglich auf der Jagd, oder bey den Kriegs-Uebungen zu erkennen geben.

Der vorige König in -- der ſonſt gute natürliche Einſichten und Regenten-Tugenden beſas, war in ſeiner Jugend nicht zum beſten erzogen worden. Ob ſeine Lehrmeiſter ein wenig zu ſtarck nach der Schule gerochen, oder ob ſonſt die Gelehrten ihn durch etwas beleidiget

hatten, kan ich so eigentlich nicht wissen. Dieses aber weiß ich, daß es bey ihm so gut als gescholten hies, wenn man jemand einen Gelehrten nante: die gröste Ehre die er ihnen erwies, war, daß er einige darunter zu Hof-Narren machte.

Mir fallen hierbey noch zwey Umstände ein, davon der erste die obgedachte Erziehung des verstorbenen Hertzogs von Burgund, und der andere diejenige des jetzigen Königs in Franckreich betrift. Der Herr von Fenelon als Lehrmeister des ersten, sah nicht so bald, daß der Prinz etwas unanständiges begangen hatte, so bezeigte er darüber einen lebhaften Verdruß. Zu gleicher Zeit musten alle diejenige, die um den Prinzen waren, ein tiefes Stillschweigen beobachten, und ihr Mißfallen darüber durch alle ihre Worte und Gebehrden verspüren lassen. Keiner durfte bey sogestallten Umständen mit dem Prinzen lachen oder kurtzweilen. Er mogte thun was er wolte; er fand nirgendwo weder Beyfall noch Gehör. Wolte er freundliche Gesichter und vergnügte Leute um sich haben, die mit ihm sich frölich bezeigten, so muste er seinen Fehler erkennen, und den Lehren seines Lehrmeisters ohne Wiederstand folgen.

Der Cardinal von Fleury, dem die Erziehung des Königs in Franckreich auf gleiche Art, wie hier diejenige des Herzogs in Burgund dem Herrn von Fenelon anvertrauet war, sah sich

in überaus empfindlichen Umständen. Er hatte nicht blos einen jungen Prinzen, sondern zugleich einen der gröſten Königen vor sich. Diesem Gesetze zu geben, und ihn, wann er denselben entgegen handelte, zu bestrafen, solches hatte in der That etwas sehr widersprechendes und erregte die Aufmerckſamkeit aller Menschen. Es fanden sich auch Leute, die manches an der Erziehung des jungen Königs zu tadeln hatten. Der Herzog von Orleans, als Regent, war selbsten nicht mit allen Maas-Regeln zufrieden, die man für gut fand, in Ansehung des jungen Königs zu gebrauchen. Hier liefen eine Menge geheime Dinge mit unter, die beides dem Hertzog von Villeroy, als Groshofmeister, und dem guten Cardinal, als damahligen Bischoffen von Frejus, und Königlichen Lehrmeister so viel zu schaffen machten, daß sie nimmer würden damit durchgedrungen seyn, wenn sie nicht mehr ein hitziges als sachtsinniges Wesen, das ihren redlichen Absichten gemäs war, gehabt hätten.

Die gröſte Schwerigkeit fanden sie darin, wie man einen König, der ein Kind war, bestrafen solte, wenn er Fehler begieng. Der Cardinal merckte, daß ein kleiner Junge, der als ein Husar gekleidet und stets um den König war, sich so fest in seine Gunst gesetzet hatte, daß er ohne denselben nicht sein konte. Dieser Neigung bediente sich der weise Lehrmeister. So oft der König fehlte, wurde sein kleiner unschuldiger Liebling dafür gestraft. Der König empfand

dieſe Züchtigung ungemein, der Beſtrafte aber genoß dargegen eine ſolche Schadloshaltung, daß ſich viele an ſeiner Stelle wünſchten, für den König ſich züchtigen zu laſſen.

Diejenigen, welche die Vorſehung gebrauchet, groſe Printzen zu erziehen, die gebrauchet ſie gleichſam zur Verbeſſerung des gantzen menſchlichen Geſchlechts, welche von der Aufführung derer, die ſolches beherrſchen ſollen, guten theils mit abhänget. Ich vereinige alſo meine Wünſche mit denenjenigen eines gantzen Volcks, und bitte GOtt, daß er uns darzu würdige und geſegnete Werckzeuge geben möge.

VI.

Von der wahren und falſchen Demuth.

In zweyen Sendſchreiben aus dem Franzöſiſchen. *

Mein Herr!

Wie iſt man doch ſo übel dran, wenn man hochmüthig iſt, und gern demüthig ſeyn wolte. So oft man etwas an mir lobet, ſo oft nehme ich mir es übel, wenn ich darüber ein Vergnügen empfinde; zu gleicher Zeit, da meine Eigenliebe ſich heimlich empöret, wenn man ſie durch Entdeckung gewiſſer Fehler zu demüthigen ſucht. Ich bin alſo misvergnügt, man mag mich loben oder ſchelten.

* Siehe Amuſemens literaires von Herrn de Beaumarchais, Tom. II. L. 19.

Ihre Betrachtungen, mein Herr, haben mir in dieser Sache noch kein völliges Genüge gethan. Sie sagen: * wann uns GOtt besondere und glänzende Eigenschaften verliehen hätte, so müste man die Stärcke haben, die Lobsprüche darüber gutwillig anzunehmen. Wie kan man sich aber einbilden, dergleichen besondere und glänzende Eigenschaften zu besitzen, ohne die Demuth und Bescheidenheit zu verletzen? Ich dancke GOtt, daß er mir ein wenig Verstand hat mittheilen wollen; allein was will dieses sagen, in Ansehung der Finsternissen, die denselben noch von allen Seiten umgeben? Ich finde hier nichts als Ursachen, die mich demüthigen. Ich spüre wohl, daß ich mit dergleichen Empfindungen niemals keinen grosen Helden abgeben werde, dann wer nicht eine gute Einbildung von sich selbst und seinen eigenen Kräften hat, der wird auch selten etwas grosses unternehmen. Hier schadet also die Demuth, indem sie dem Menschen das glückliche Vertrauen benimt, welches man nothwendig haben muß, um grose Dinge zu unternehmen.

Haben sie doch die Gutheit, mein Herr, und erklären mir auch in ihren liebenswürdigen Blättern folgenden Widerspruch. Ich habe ein sehr scharfes Aug. Ich entdecke die kleinesten Vorwürfe in einer weit entfernten Gegend. Ich

* Lettre 17.

Ich rühme mich öfters dieſes Vorzugs, ohne darüber zu erröthen und ohne daß ich meyne dadurch meinen Hochmuth zu zeigen. Rede ich aber von Dingen, die ſich auf die Einſichten meines Verſtandes und auf Wiſſenſchaften beziehen, ſo verwirret mich die Eitelkeit, mit welcher ich mir darüber ſelbſt ſchmeichele. Ich ſehe daß allenthalben nichts gefährlicher als der Hochmuth iſt, und daß ich gleichwohl, wann ich demüthig bin, ein ſchlechtes Glück in dieſer Welt zu gewarten habe.

Ich bekenne im übrigen, daß ich noch immer meinem Urtheil in Sachen des Witzes und des Verſtandes etwas zutraue. Wie könte ich ſonſt den Werth Ihrer ſchönen Schriften ſchätzen? Halten Sie mich demnach für einen guten Kenner weil ich ſonſt für Sie unmöglich eine ſo wohlgegründete und vollkommene Hochachtung haben könte, als ich für Sie empfinde. Ich bin ꝛc.

Antwort.

Mein Herr!

DAs Schreiben, womit Sie mich beehret, ſcheinet weniger die Abſicht zu haben, Ihren Zweiffel aufzulöſen, als mir Gelegenheit zu geben, mich über den Artickel des Philotas näher zu erklären. In der That, ſo kan derſelbe

weder Ihnen noch andern, welche nette Begriffe haben, fremde scheinen. Es komt darauf an, was man unter den Worten, Hochmuth, Ruhmsucht, Einbildung, Stoltz; und durch diejenige: Bescheidenheit, Demuth, Einfalt, Leutseligkeit, verstehet. Der Hochmuth ist der Bescheidenheit, der Ruhmsucht der Demuth, die Einbildung der Einfalt, der Stoltz der Leutseligkeit entgegen gesetzt. Der Hochmuth bestehet in der allzugroßen Meynung, die man von seinen eignen Verdiensten hat. Die Bescheidenheit aber formiret davon einen richtigen Begrif. Die Ruhmsucht bestrebet sich den Beyfall der Menschen zu erlangen; die Demuth aber kan leiden, daß man uns vergißt. Die Einbildung hält sich allzuviel mit demjenigen auf, was wir vermögen und die Einfalt läßt uns solches vergessen. Der Stoltz fordert eine Ehrerbietung von unseres gleichen. Die Leutseligkeit aber setzet uns mit ihnen in eine Gleichheit, und verlanget von ihnen weniger, als sie ihnen giebt.

Durch diese Erklärung der Ausdrücke erhellet, daß die Bescheidenheit des Philotas nichts weder dem Hochmuth, noch andern dergleichen Lastern, welche das Christenthum verdammt, ähnliches hat. Ich füge hinzu, daß sie zu den Tugenden leitet, welche ich diesen Lastern entgegen gesetzt habe. Sie bestehet in einem richtigen Begrif, den man von sich selbsten hat. Ein bescheidener Mensch erkennet also eben

eben sowohl seine Gebrechen als seine Tugenden; folglich kan er nicht anders als sich demüthigen in Ansehung dessen, was ihm mangelt; folglich wird er sich auf keinerley Weise einige Vorzüge über andre Menschen zueignen. Der Vorzug, welche er über sie hat, bedeutet bey ihm allzuwenig, um ihn hochmüthig zu machen. Er hat für sie das gütige Nachsehen, welches er selbst von andern erwartet.

Dieses hoffe ich noch klärer zu machen, wenn ich einige Einwürffe beantworte, welche man gemeiniglich wider die Meynung des Philotas zu machen pflegt und deren Sie mich durch ihren reitzenden Brief zu erinnern beliebet. Sie sagen erstlich, Mein Herr, » daß so oft man » etwas an mir lobet, so oft nehme ich mir es » übel, wann ich darüber ein Vergnügen empfinde, da meine Eigenliebe sich heimlich empöret, wenn man durch Entdeckung gewisser Fehler sie zu demüthigen sucht. Erlauben Sie mir, Mein Herr, Sie hier so ernsthaft zu widerlegen, als ob Sie wircklich mich zu widerlegen im Sinn gehabt hätten.

Niemand nimt sichs übel, daß er empfindlich ist, wenn man von ihm übel spricht. Warum solte man böse auf sich selber seyn, daß man empfindlich ist, wenn man uns lobet? Ist es nicht weil der Mensch durch üble Nachreden niedergeschlagen, sich zu stellen sucht, als ob er demüthig wär, weil man ihn überzeugt, daß es ihm an grosen Verdiensten mangele. Indem

er ſich nun einbildet, auf dieſe Weiſe demüthig zu ſeyn, ſo gewinnet ſeine Eigenliebe dadurch was ſie durch die vorhergegangene Demüthigung verlieret. Eine dergleichen Demuth iſt ein warer Hochmuth. Allein was kan man ſich ſelbſt ſchmeichelndes ſagen, da man, wenn man iſt gelobet worden, ſich daraus ein Laſter macht, daß man darüber empfindlich iſt geweſen? Siehet man ſich nicht dadurch ſo weit gebracht, daß man bey ſich ſelbſt bekennen muß, man ſey zugleich auf eine verdriesliche und falſche Art hochmüthig und ruhmſüchtig.

Ein Weltweiſer dencket und urtheilet gantz anders von der Empfindlichkeit der Lobſprüche und der Cenſuren. Er betrachtet ſolche als ein Geſchenck der göttlichen Vorſehung, die, indem ſie als eine Freundin der Menſchen ſie zuſammen verknüpfet, um ſich einander nützlich zu ſeyn, zugleich dadurch ſie dem Urtheil hat unterwerffen wollen, die einer von dem andern fällen würde. Dieſe wechſelsweiſe Beziehung des einen auf den andern, unterhält die gute Ordnung in der Welt. Sie bewahret den Menſchen vor dem Abſturtz der Laſter, wo er ſich ſtets in Gefahr ſiehet. Sie ermuntert einen, der ſonſt in ſeiner Weichlichkeit einſchlummern würde. Sie flöſet denenjenigen einen Muth ein, die ſolchen beynahe gar aufgegeben haben. Sie erhält auf dem Weg der Tugend diejenige, welche durch ihre Leidenſchaften ſich davon abzukehren, im Begriff ſind.

Mit

Mit einem Wort: auf diese wechselsweise Betrachtung gründet sich die menschliche Gesellschaft.

Glauben Sie also nicht, daß die Vernunft darzu genug sey. Wie würde es um uns aussehen, wann GOtt uns derselben allein überlassen hätte? Sie ist kaltsinnig, sie klâret uns auf, ohne uns zu rühren; sie spricht mit uns nicht ehender, als bis uns die Leidenschaften schon die Helfte gewonnen haben, ja wir sind öfters gar nicht einmahl im Stand sie zu hören, als wenn sie erstlich komt, unsere Fehler uns zu verweisen. Womit will man sich rathen? Mann nimt seine Zuflucht zu der Religion. Sie ist auch in der That das einzige Mittel, um uns vollkommen gesellig zu machen. Allein, man muß sie in dieser Absicht so weit treiben als sie gehen kan, und alsdann gewinnet sie das Ansehen von einer gewissen Leidenschaft, die ohne Zweifel viel heiliger ist, als die Empfindlichkeit, über die Urtheil der Menschen; sie ist aber doch immer eine Leidenschaft, nur daß sie zum Unglück sehr rar ist. Lasset uns deswegen uns in diejenige schicken, die GOtt hat gemeiner machen wollen, und uns anderer Leute Urtheilen freymüthig unterwerfen. Diese Leidenschaft ist, wann sie wohl geleitet wird, ein Wind, der in uns das heilige Feuer anzündet und unterhält. Die Vernunft-Schlüsse setzen uns am wenigsten in Bewegung, sondern die Empfindungen. Dieses Verhalten, wann es

nicht

nicht vollkommen ist, so ist es doch zum wenigsten unschuldig und rein.

Sie fürchten sich, Mein Herr, die Lobsprüche zu genieſen, die man ihnen giebet. Ach! verzeihen Sie sich doch das Vergnügen, welches sie bey ihnen verursachen. Sie verdienen solche. Es ist dieſes eine Vergeltung, die GOtt eilet Ihnen vorläufig zu geben. Dencken Sie nur allein darauf, wie sie solche nach seinen Absichten gebrauchen sollen, und machen sich zugleich, sich der gegentheiligen Urtheile zu Nutz, wann sie Grund haben.

Laßt uns über unsre Tugenden nicht groß verwundert seyn. Laßt uns aber auch nicht die Stärcke haben darüber zu erröthen. Laßt uns die Lobsprüche, welche uns die Billigkeit der Menschen ertheilet, annehmen. Laßt uns daran eine Freude haben, daß unsere Beispiele ihnen nützlich seyn können. Wir sind nur allein alsdann zu schelten, wann wir über die vortheilhafte Zeugnisse, damit man uns ehret, zu einer ausschweifenden Einbildung von uns selbst und unserer eigenen Vortreflichkeit verleitet werden, dergestalt, daß wir deswegen unsern Nächsten verächtlich halten und ihn durch ein aufgeblaſenes und stolzes Wesen mit Hindansetzung aller Leutseligkeit, beleidigen.

Sie sagen, zweitens, daß man niemahls ohne stolze Einbildung groſe Eigenschaften sich selbst

ſelbſt zueignen könte. Die Redensart groſe Eigenſchaften ſich zueignen, leidet einen doppelten Sinn. Man hat Unrecht, ſich ſolche zuzueignen, wenn man ſie nicht wircklich beſitzet. Man hat eben ſo wohl Unrecht, ſich diejenige zuzueignen, welche man beſitzet, in ſo weit als man ſie betrachtet als ſolche, die man von ſich ſelbſt hat, da man ſie doch nur allein als Gaben GOttes anzuſehen hat. Laſſet uns deswegen wohl in Acht nehmen, uns jemahls dergleichen Gaben als eigen zuzueigen; Allein, laſſet uns auch mit Danckbarkeit diejenige erkennen, welche wir wircklich haben. Warum ſolte ich in der That dasjenige, was ich gutes empfangen habe, aus Verſtellung nicht zu erkennen ſcheinen. Erkenne ich ſolches nicht, ſo iſt es eine Undanckbarkeit und eine falſche Verſtellung. Ich will aufrichtig mit GOtt handeln. Es iſt mir erlaubt, dasjenige zu erkennen und zu lieben, was ich gutes und vortrefliches in meinem Nechſten entdecke. Was ſag ich? Es iſt eine Art der Tugend, die Tugenden eines andern zu ſehen und zu empfinden. Wie ſolte es alſo ein Laſter ſeyn, meine eigne zu erkennen, wann ich welche beſitze, und mich derjenigen Wohlthaten zu erfreuen, die GOtt mir hat erzeigen wollen.

Der dritte Einwurf beziehet ſich auf dasjenige, was in dem Menſchen beſchränctes, ſchwaches und vermiſchtes ſich befindet, und welches darzu dienen ſoll, uns ſo wohl zu demüthigen,

thigen als zu erfreuen. Philotas stimmet hier mit ihnen überein, Mein Herr; Sie werden ihm aber zugleich auch zustehen, daß es eine Wirkung des Verstandes und der Weisheit sey, ein so trauriges Vermengsel von Licht und Finsternis, vom Guten und Bösen, an sich selbst zu erkennen. Nun ist die Bescheidenheit nichts anders, als diese aufgeklärte Erkentnis, welche uns beydes zeiget, was wir haben und was uns mangelt. Solte man die Augen über seine Vortheile zuschliesen, und sie nur allein über seine Fehler aufschlagen? Solten wir uns einem unschuldigen und vernünftigen Vergnügen entziehen, weil wir zugleich auch Ursache haben, dabey mit uns vergnügt zu seyn? Hies dieses nicht eben so viel, als wenn einer der zwanzig tausend Pfund einzunehmen hat, sich darüber betrüben wolte, daß er nicht vierzig tausend hätte? Unsere Wissenschaften und unsere Tugenden sind unvollkommen: es ist wahr. Sie sind aber gleichwohl Wissenschaften und Tugenden.

Einige Zeilen darauf sagen Sie, Mein Herr, daß sie beschämet würden, die Fähigkeit ihres Verstandes zu entdecken, da sie doch keinen Anstand finden, sich derselben ihrer Augen zu rühmen. Ich solte sagen, daß Sie sich sowohl wegen dem einen als dem andern glücklich zu schätzen haben; indeme sie beide Gnaden-Geschencke GOttes sind. Allein ich habe vielleicht den Knoten aufgelöset. Indeme man

sagt,

ſagt, man hätte ein vortrefliches Geſicht, ſo glaubet man, daß man dadurch eine Gabe des Himmels erkenne. Wenn man ſich aber einer ſcharfen Einſicht des Verſtandes rühmen wolte, ſo wär es eben ſo viel, als wenn man ſich ſelbſt dadurch zu ehren ſuchte. Man ſpüret in dem letzten Fall, wie viel man durch ſeinen Fleis dazu mit beygetragen habe, dieſe koſtbare Eigenſchaft ſeiner Seelen zu vermehren, und man bedencket nicht, wie man eben ſo wohl durch ein ordentliches und mäſſiges Leben die Schärffe ſeines Geſichts erhalten hat. Ein Schritt weiter auf dem Weg der Wahrheit, würde uns beide Eigenſchaften mit gleicher Hertzhaftigkeit bekennen laſſen. Wir würden ſehen, daß beide Gaben von GOtt herrühren; denn durch ihn bekommen wir diejenige Mittel, durch welche wir das eine erhalten und das andere vollkommener machen.

Sie haben niemals weniger ernſtlich geſprochen als da, wo Sie ſagen, daß die Lobſprüche die man Ihnen ertheilte, Sie ſtoltz und hochmüthig machten. Wie, mein Herr, Sie ſolten dem Hochmuth bey ſich Raum laſſen? Nein, fürwahr, darzu haben Sie zu viel Erkentniß, und zu viel Religion, als daß man ſie in Verdacht ziehen könte, daß Sie die Lobes-Erhebungen, die man Ihnen ſagt, ſolten hochmüthig machen können. Einen Menſchen, den ich Urſache habe ſo zu urtheilen, wie Sie ſind, hat deswegen keine Hochachtung für ſich ſelbſt, weil

andre solche für ihn haben; Nein, er schätzet sich nach denen liebenswürdigen Eigenschaften, die er wircklich besitzet. Er war also schon bescheiden, ehe man noch daran dachte ihn zu loben. Er wird es deswegen eben so wohl seyn, nachdem man ihn damit überhäuffet hat.

Ich halte mich nicht an demjenigen auf, was Sie noch weiter sagen, daß ein Mensch, welcher keine hohe Einbildung von sich selbsten habe, auch nicht im Stand sey, grose Dinge zu unternehmen, oder ein Held zu werden. Sie verstehen ohne Zweiffel hier durch die Worte: eine hohe Einbildung von sich selbsten haben, nicht eine übertriebene und ausschweiffende Hochachtung, von dem, was man ist und was man seyn kan, sondern einen richtigen und mit der Wahrheit übereinkommenden Begriff. In diesem Fall dencke ich wie Sie: In der That ein groser Mann empfindet nothwendig, wie weit sich sein Vermögen zu grosen Unternehmungen erstrecket, und eben diese Empfindung gibt ihm darzu den Muth und den Geist, so wie sein wirckliches Verdienst auch macht, daß er solche bis zu unserer Bewunderung glücklich durchtreibet. Solches aber lässet sich keinesweges von einer blinden und ausschweifenden Einbildung sagen. Sie macht wohl verwegene Leute und kan auch wohl ihre gewagte Versuche mit einigen Lorbern-Cränzen beehret sehen; Allein dieser betrügliche Glantz der Ehre verschwindet gar bald, und alsdenn heißt es:

Die

Die Larve fällt, der Held verſchwindt,
Kaum daß man noch den Menſchen findt.

Ich bin Ihnen, mein Herr, im übrigen ſehr verbunden, daß ſie noch ein wenig gute Meynungen von ſich ſelbſt, aus Liebe für mich erhalten haben. Ich wünſche nichts mehr, als daß meine Amuſemens ferner das Glück haben mögten, Ihnen zu gefallen. Ich bin von Grund meines Hertzens

Mein Herr u. ſ. w.

VII.

Einige Nachricht von dem Herrn de la Barre de Beaumarchais.

Wann ein gerechter Ruhm von einem wahren Verdienſt unzertrennlich iſt, ſo muß man billig ſich über das Schickſal des Herrn de Beaumarchais verwundern. Er lebte in ſolchen Umſtänden, die ihn wenig davon genieſen lieſen. Solte man ſagen, daß man die Urſache ſeiner widerwärtigen Zufälle in deſſen eignen Verhalten ſuchen müſte?

Er war der Jüngſte aus einem vornehmen adelichen Geſchlecht zu Paris, welches unter dem Namen de la Barre bekant iſt. Sein Name war Marc Antoine Emanuel. Er verlor ſeinen Vater bey noch jungen Jahren. Man that ihn in das Collegium von S. Victor, um den

den Wissenschaften darinn obzuliegen. Man entdeckte an ihm so viel Witz und solche Fähigkeiten, daß man Ursache hatte, von ihm die gröste Hofnung zu fassen.

Allein, wie die geistreichste Köpfe nicht selten zu besondern Ausfällen geneigt sind, so gieng es auch dem jungen Herrn de Beaumarchais. Er entwich im 18. Jahr seines Alters der Unterweisung seiner Lehrmeister, und dem ihm verhaßten Zwang des geistlichen Closter-Lebens. Er gieng nach Holland, und wurde von dem bekanten Roullet im Haag aufgenommen. Dieser Rousset hatte eine Art von einer kleinen Academie aufgerichtet, worinn viele junge Leute von guten Häusern nicht allein in der lateinischen Sprache, sondern auch in andern Wissenschaften unterrichtet wurden. Hier versah der Herr de Beaumarchais das Amt eines Unter-Lehrmeisters.

Allein, diese ausser ordentliche Schule hatte nicht lang Bestand. Die Obrigkeit bekam davon Nachricht, und weil man die Lehrer beschuldigte, daß sie ihren Schülern allerhand Meynungen in der Religion beybrächten, welche nicht dem Dordrechtischen Synodo gemäß waren, auch, wie einige vorgeben, nur auf eine blose Religion d'honnête homme hinauslieffen, so wurde ihnen das Lehr-Amt untersagt und die Academie damit aufgehoben.

Der Herr de Beaumarchais war unterdessen in der besagten Schule der schönen Wissenschaften, auch der Liebe mit obgelegen.

Ein schlaues, lebhaftes und wohlgebildetes holländisches Näh-Mädgen, wuste ihre Blicke so weit über ihre feine Stiche hinzuwerffen, daß der Herr de Beaumarchais dadurch in ihr Garn gelocket wurde. Er hatte die Schwachheiten, ihr nicht allein die Stärcke seiner Liebe auf das natürlichste auszudrucken, sondern auch sie zu heyrathen. Ein artiges kleines Töchtergen, welches vor der sacramentalischen Verknüpfung vorangieng, war die Frucht der gemachten Experimenten. Er durfte nach solchen Ausschweiffungen nicht mehr gedencken, zu den Seinigen nach Paris zurück zu kehren. So viel Verstand und Wissenschaften er auch sonst besas, so halffen ihm doch solche zu weiter nichts, als daß er sein Glück bey den Buchhändlern suchen und durch die Geschicklichkeit seiner Feder die kümmerliche Nothdurft, die ihn mit Weib und Kinder überfiel, zu bestreiten suchen muste. War seine Feder in schönen Wercken des Geistes fruchtbar, so war es seine Frau nicht minder an Leibes-Seegen und Kind-Taufen. Man sagt, daß sie ihm, nach einer ganz neuen mathematischen Aufgabe 1mahl 4: 2mahl 3: 3mahl 2 und 4mahl 1 menschliche Substantzen soll zur Welt gebracht habe. Davon doch nur dasjenige Töchtergen, welches vor dem priesterlichen Ehe-Seegen zur Welt gekommen, bey

bey Leben geblieben ist. Seine Ehe-Holdin, war eine überaus beherzte Amazone. Sie führte mit ihren Hausleuten und Nachbarn immer Kriege und half sich zur Noth, wann sie mit ihren holländischen Janhagels Füchen und Scheltworten nichts ausrichten könte, auch mit ihren Fäusten. Sie soll dabey, an statt andrer Frauenzimmer, Essentzen, sich wacker der Brandwein-Flasche bedienet, und überhaupt gern etwas Guts gegessen und getruncken haben.

Die Van Dürische Buchhandlung im Haag, welche die Vortreflichkeit des Witzes, die in allen Schriften des Herrn von Beaumarchais hervorleuchtete, sich zu Nutz zu machen suchte, nahmen dessen geschickte Feder gleichsam in ordentliche Bestallung, sie schossen ihm stattliche Summen vor, in der Absicht die Geschichte von Griechenland herauszugeben. Es hätte sich demnach dieser unglückliche Gelehrte, vermög seines Fleisses, aus aller Nahrungs-Sorge setzen können, wenn ihm anders wär zu helffen gewesen. Allein, es traf leider hier das französische Sprichwort bey ihm ein: Ce qui vient par la flute s'en va par le tambour, Es ist nur zu verwundern, wie der ehrliche Mann bey allem seinem Haus-Kreutz noch so viel schöne Sachen hat schreiben und ausarbeiten können.

Er kam im Jahr 1737. nach Franckfurt, wo er in der Varrentrappischen Buchhandlung

die französische Zeitung unter dem Namen l'Avant Coureur und die Amusemens litteraires herausgab, welche Arbeit ihm jährlich 500. fl. auswarf, ohne was er neben her noch hätte verdienen können. Seine persönliche Verdienste machten ihn nicht weniger beliebt als seine nette Schriften. Und da ich den Werth von beiden erkennen lernte, so konte ich nicht weniger als ihm meine Freundschaft zuwenden. Er blieb nur ein paar Jahre in dieser Stadt, wo er sich den Eintritt in die vornehmste Häuser und den Beyfall der grösten Gelehrten zuwegen brachte.

Einige reiche Prelaten in Wirtzburg und in Prag lockten ihn von hier; Er meynte bey ihnen sein Glück zu finden; allein es schlug ihm fehl. Er gieng nach Cöllen zu dem berühmten Herrn Rodrig, der sich bisher durch seine Zeitungs-Blätter so viel Geld als Ruhm erworben hatte. Der Herr de Beaumarchais war ihm behüflich, und schrieb selbst ein Wochenblat unter dem Titel: Correspondence litteraire. Das Glück aber war ihm auch hier zuwider. Seine sonst aufgeräumte Muse begunte endlich träge und mismuthig zu werden. Man erkannte in seinen Aufsätzen nicht mehr den muntern und scharfsinnigen Verfasser der Lettres serieuses & badines. Kurtz, man wuste kaum mehr, daß der Herr de Beaumarchais noch in dem Lande der Lebendigen sich befand.

Unterdessen ereignete sich für ihn eine Stelle in der päbstlichen Bibliotheck zu Rom. Der Herr

Herr de Beaumarchais wurde darzu vorgeschlagen. Er machte sich auf den Weg; allein, kaum hatte ich diese gute Bottschaft vernommen, so erhielt ich gleich darauf die traurige Nachricht, daß er unterwegs das Bein gebrochen, darauf wieder nach Cölln zurückgekehret und daselbst armselig soll gestorben seyn.

Wie sind doch in dieser Welt die Gaben des Glückes und des Verstandes so sehr von einander unterschieden. Wie! daß öfters auch die klügsten Leute die grösten Fehler begehen? das Andencken eines so schönen Geistes, wie der Herr de Beaumarchais war, macht mich seufzen. Ich muß demselben Recht wiederfahren lassen. Ich muß seine Eigenschaften bewundern, und ihm eben die Ehre wiederfahren lassen, als wann er wär glücklich gewesen.

Er war etwas unter mittelmäsiger Statur, wohlgewachsen und zart von Gliedern. Er sah keinem Franzosen ähnlich, sondern war mehr blond als braun. Er hatte eine feine Bildung, lebhafte blaue Augen, eine erhabene Nase und einen wohl formirten Mund: Schwanck vom Leibe, höflich von Geberden, unschuldig von Sitten, demüthig und sachtsinnig, ohne Niederträchtigkeit und Langeweile. So sah Herr de Beaumarchais aus. Er war dabey voller Geist und Witz, ohne Ausschweifung und ohne Ruhmsucht; empfindlich und doch gedultig bey seinen wiederwärtigen Um-

ſtänden; Kaum hörte man ihn klagen, auch wenn man ihn leiden ſah. In ſeinen Reden war er mehr bedächtlich als lebhaft. Er ſprach mit ſolcher Zierlichkeit und Ordnung, als ob er einem zum Druck etwas in die Feder dictirte. Doch lies es ihm nicht gezwungen, man hörte ihn gern, und ſchenckte ihm ſeine Aufmerckſamkeit. Zum Schreiben war er nicht immer gleich aufgelegt. Zuweilen koſtet es ihn viel Mühe ſeine Gedancken zu Papier zu bringen. Allein ſie waren deſto ſchöner und gründlicher, je mehr er in ſeinen Aufſätzen ausgeſtrichen hatte. Er fand mich einsmals in gleicher Beſchäftigung, wo ich einige Bögen, ſehr häßlich verklittert und durchkreutzet hatte. Ich ſchämte mich ihm ſolche zu zeigen; Allein er rief mir freudig zu: Voilà qui va bien. L'art de bien effacer eſt l'art de bien ecrire. Die Kunſt wohl auszuſtreichen, iſt die Kunſt wohl zu ſchreiben. Auſer den Schriften, die von ihm ſelbſt herrühren, hat er Anfangs verſchiedene Bücher aus dem Spaniſchen, Engliſchen und andern Sprachen überſetzt. Er beſorgte die neue Ausgabe von verſchiedenen Wercken, unter andern die Methamorphoſes d'Ovide nach der Ueberſetzung von Dacier. Die Hiſtoire des ſept Sages de la Grece von Larrey, wo er die beygefügte Anmerckungen dergeſtalt verbeſſerte, daß man daraus ſeine groſe Wiſſenſchaft in den Geſchichten der Alten und in der Critic erſehen kan. Er beſorgte gleichfals die wichtige Ausgabe aller Wercke des Bayle, zu welchen er die im vierten

Theil

Theil befindliche Regiſter als ein Meiſter-Stück dieſer Art verfertigte. Seine gröſte Stärcke und gründlichſte Einſichten aber hat er in der Geſchichte von dem gelehrten Krieg, der ſich im Jahr 1728. zwiſchen ihm und dem Herrn Rouſſet ereignet hatte, bewieſen, und dieſes bey Gelegenheit des Buchs: Etat preſent de Provinces unies. Die Lettres ſerieuſes & badines hatten darüber ihren Urſprung genommen. Dieſe Briefe ſind voll der feinſten Ironie und eines ſcharfſinnigen Witzes. Man kan die Sachen nicht artiger wenden und ihnen ein rührenderes Weſen geben. Er wuſte darinnen die kleinſten Dinge durch eine gewiſſe Annehmlichkeit zu beleben, und ihnen einen Geſchmack zu geben.

Eben dieſe Zierlichkeit und reitzende Abwechſelung des ernſthaften und beluſtigenden findet ſich auch in den in Franckfurt herausgegebenen Amuſemens litteraires. Ich gieng hier ſelbſt bey ihm noch in die Schule, wovon diejenige Stücke zeigen, die er von mir, um mich aufzumuntern, die Höflichkeit hatte ſeinen ſinnreichen Aufſätzen mit einzuverleiben. Seine Lettres ſur les Hollandois die im Jahr 1738. heraus kamen, verdienen einen beſondern Vorzug. Sie ſind von den Lettres ſur les Anglois, welche Muralt und Voltaire heraus gegeben, ſehr unterſchieden. Der erſte betrachtet die Menſchen als ein verdrießlicher Weltweiſer, der auf alles ſchilt, alles tadelt und über alles ſeine ſchwartze Galle ausläſſet. Voltaire hingegen ſiehet die Menſchen mit poe-

tiſchen

tischen Augen an. Er sucht bey ihnen Stoff zu einem sinnreichen Scherz. Ein lustiger Einfall ist ihm wichtiger als die Aehnlichkeit des Bildes. Also beschreibt er einen Quacker so angenehm, so redlich, so vernünftig, daß man ihn allen Orthodoxen vorziehen muß. Er machte die Thorheiten artig und wendete die Laster auf eine gute Seite. Er lachte über die menschliche Schwachheiten wie ein andrer Democrit, da hingegen Muralt mit dem Haralyten nur zu klagen scheinet. Herr de Beaumarchais trift das Mittel zwischen beiden. Er ist ernsthaft-aufgeräumt, und schertzet, ohne den Sachen ihre Aehnlichkeit zu benehmen. Er scheinet in seinen Anmerckungen das Böse weder argwöhnisch zu suchen, noch aus zu vieler Nachsicht und Gefälligkeit zu entschuldigen. Er redet von den Sachen, wie er sie findet, und seine gantze Geschicklichkeit bestehet darin, sie natürlich abzuschildern. Eine edle Einfalt, die sich zu der Wahrheit am besten schicket, vermeidet bey ihm alle ausschweiffende Züge einer übertriebenen Fantasie. Ein verkehrter Religions-Eifer verleitet ihn nicht alles für böse, und eine zu weit sich ausdehnende Sittenlehre alles für gut anzusehen. Er schreibet mehr um die Wahrheit als seinen Witz zu zeigen. Doch ist er über seinen Ruhm darum nicht gleichgültig. Wär seine Vorrede weggeblieben, so wüste man nicht, daß eine kleine Schwachheit ihn aufgebracht hat, seine Stärcke zu zeigen. Einige Blätter die unter dem Titel: Lettres sur les Hollandois, heraus-

herauskamen, und die man ihm zuſchrieb, waren nicht von der Art, daß ſie ihrem Verfaſſer viel Ehre machten. Einige Gelehrten in Holland, hielten ſich damit auf, und hanthierten darüber den Herrn de Beaumarchais nicht zum beſten. Er fand ſich dadurch beleidiget, und ſuchte ſich durch dieſes Buch zu rechtfertigen, daß er nicht der Vater ſolcher unächten Geburten ſey.

Die verſchiedene Secten, welche in Holland das Recht der Tolleranz genieſen, ſind in dieſem Werck mit einer gantz beſondern Geſchicklichkeit und Einſicht beſchrieben worden.

Der Herr de Beaumarchais redet von allen dieſen Dingen ſehr unpartheyiſch, und man wird Mühe haben, in ſeinen Schriften diejenige zu entdecken, zu welcher er ſich äuſerlich bekante. Er redet davon als ein wahrer Eclecticus, ob er gleich die römiſche Lieberey trug. Man ſiehet hin und wieder, daß er ſich von den Vorurtheilen glücklich frey gemacht, und daß er in der chriſtlichen Religion ſo viel erhabene Wahrheiten als unter den Chriſten Abweichungen entdeckte. Sein hier vorausgeſetzter Brief zeiget ſattſam, wie wenig er der Verſtellung und dem Aberglauben das Wort zu reden pflegte.

Ich bin gewiß, wo Herr de Beaumarchais nicht, wie viel andere unglückliche Gelehrten, um das liebe Brod hätte ſchreiben müſſen, und

und nur allein selbstgewählte Materien hätte ausarbeiten können, derselbe noch einen weit grösern Ruhm würde erlanget haben. Wiewohl sein Verstand von einer allgemeinen Fähigkeit war, wie die verschiedene Wercke, die er herausgegeben hat, solches sattsam an den Tag legen. Es schreibt sich nicht schön, wann die Presse eilet, und die Verleger den Verfasser auf die Arbeit exequiren. Diese Art die Welt mit Bücher zu bereichern, ist eine der vornehmsten Ursachen, daß heut zu Tage so viel unzeitige Geburten in die Welt kommen, und mehr schlechte als gute Bücher gedruckt werden. Leute, wie Herr de Beaumarchais war, solten grose Herrn in Pension nehmen, dadurch würden sie beydes ihren Ruhm und die Wissenschaften befördern. Sie könten solche dabey in ihren geheimen Canzeleyen und zur Ausfertigung der Briefe mit Nutzen gebrauchen.

Ich habe vergessen zu melden, daß dieser geschickte Gelehrte auch das schöne Werck, der englischen Geschichte von Rapin Thoyras, auf einige Bände bis auf unsre Zeiten fortgesetzet hat. Allein weil diese Fortsetzung zu weitläuftig gerathen, und mehr aus öffentlichen Urkunden und gewechselten Staats-Schriften, als aus lebhaften Erzehlungen besonderer Umstände und Caracteren, welche die Seele einer pragmatischen Geschichte ausmachen, bestehet, so ist sie nicht in solchem Werth, als die andre

dre Schriften des Herrn de Beaumarchais, gehalten worden.

Er hat auch der Ueberſetzung des chriſtlichen Heldens von dem Ritter Steele eine kurze Abhandlung von den heidniſchen Tugenden mit beygefüget, welche ich wegen ihrer Vortreflichkeit mit nechſtem in das teutſche überſetzen, und einige Anmerkungen mit beyfügen werde, weil ich dieſe Materie für eine der wichtigſten halte, die zu den ſittlichen Leben und zur Erläuterung der einzigen wahren Religion dienen kan.

VIII.

Vom Stadt- und Land-Leben.

An den Herrn von N ===.

Mein Herr!

Alle Stände sind verderben. Der Glantz des Hofs gefällt den Thoren, die Freyheit den Weisen. Der Soldaten-Stand ist von der einen Seiten zu müssig, von der andern zu gefährlich. Wer will sich im Lehrstand verdammen, und andre ermahnen, das zu thun, was man selbst nicht thut? Einträgliche Aemter und Dienste findet man selten, und wenn man sie findet, so zerstreuen uns die Menge der Geschäften, man vergißt dabey entweder sein Gewissen oder seinen Nutzen. Hat man ein zulängliches Vermögen, nach seinem Stand als ein ehrlicher Mann zu leben, so thut man am besten, man begnü-

begnüget sich damit, und trachtet weiter nach keinen hohen Dingen. Will die Versehung uns zu etwas in der Welt, zum besten anderer Menschen gebrauchen, so wird sie selbst dazu die Mittel hervor bringen. Die Gelegenheit Gutes zu thun, und edle Beyspiele der Tugend und der Menschen-Liebe zu geben, fehlen niemahls. Ein edles Gemüth ist in allen Ständen geschäftig, und nutzet, wenn es auch gleich nur einfältig seine Pflichten wahrnimt.

Sie befinden sich, mein Herr, in den glücklichen Umständen, welche die Wünsche eines vernünftig denckenden Menschen ausmachen. Ihr Stand ist nicht zu niedrig, um sich zu den Hohen, und nicht zu gros, um sich zu den Niedrigen zu gesellen; Dieser Zwischen-Stand, der Sie über den Pöbel erhebet, ohne Ihnen den Zwang der Hoheit empfinden zu machen, schicket sich am besten für eine Person, die sich denen Wissenschaften und der Freyheit zu wiedmen gedencket. Nun komt es darauf an, ob Sie das Land-Leben erwehlen, oder diesem die Stadt vorziehen sollen? Sie begehren darüber meine Meynung zu wissen, ich will ihnen solche frey entdecken:

Beyde Lebens-Arten, haben ihre gute und ihre böse Seiten: Beyde haben ihre Annehmlichkeiten und ihre Wiederwärtigkeiten. Man kan es in beyden übel treffen, und auch nach gestalten Umständen, so wohl auf dem Land als in

einer

einer groſen Stadt ſein Vergnügen finden.

Wenn man der alten und neuen Poeten ihre Beſchreibung von den Annehmlichkeiten des Land-Lebens lieſet, ſo wird man darüber in Entzückung geſetzt. Man wird gereitzt, alle Pfennige zuſammen zu ſparen, und ſolche auf ein Land-Gut zu legen. Allein die wenigſte von dieſen guten Leuten ſind ſelbſt Land-Leute geweſen: ſie haben die ſchönſten Bilder nur davon entlehnet, um ihre Verſe damit ſinnreich auszuſchmücken, und auf ihren Spatzier-Gängen ſich vergnügte Vorſtellungen zu machen. Ich ſelbſt habe mich öfters damit beluſtiget: die ſchöne Verſe des Virgil ſind mir davon beſtändig noch in Gedancken:

O fortunatos nimium, ſua ſi bona norint
Agricolas. Quibus ipſa procul diſcordibus armis
Fundit homo facilem victam juſtiſſima tellus
At ſecura quies et neſcia fallere vita
Dives opum variarum ac latis otia fundis
Speculuncæ vivique lacus ac frigida Tempe
Mugitusque boum mollesque ſub arbore ſomni.

Ich will zu forderſt die Ungemächlichkeiten des ſtädtiſchen Lebens unterſuchen, und ſolche

solches hernach gegen das Land-Leben halten.

In der Stadt empfangen wir die Einflüsse des Himmels gleichsam nur durch einen Canal; die Luft ist darinn durch allerhand grobe Dünste verunreiniget, welche sowohl von den Unflätereien der Nachbarn, als von denen, die sich auf den Strassen samlen, herrühren. Weder die Oestliche Winde, noch die Stralen der Sonne durchdringen die Gemächer, welche auf die mit hohen Gebäuden besetzten Strassen, oder in kleine umbauete Höfe gehen. Wie unangenehm und empfindlich ist nicht die Feuchtigkeit in diesem finstern Gemäuer?

Was ist gezwungener und unruhiger, als die Lebens-Art in den Städten. Den gantzen Tag über fürchtet man sich vor dem Zuspruch müssiger Leute; die Abende werden bey langweiligen Gesellschaften, in gesperrten Zimmern, mit Grimassen und Spielen zugebracht. Die Nacht über soll der Ruhe und dem Schlaf gewiedmet seyn, allein wie oft wird dieser nicht gestöret? Bald unterbricht ihn das Geschrei der Betrunckenen auf der Strasse, bald das Gezänck der Nachbarn, bald ein schrecklhaftes Ruffen von Brand oder Schlägerey. Wohnet man auf einer Haupt-Strasse so währet der Lärmen von Kutsch und Pferden die halbe Nacht durch.

Kaum bricht der Tag an, ſo ſtöret das Raſſeln der Wägen und Karren, das Geläut der Glocken und das Getös der Werckleute den kaum begonnenen Schlaf. Hat man nun gar einen Schmidt, oder Schloſſer, oder Faßbinder in der Nachbarſchaft, ſo iſt es völlig unerträglich, und der Kopf, wenn er nachſinnen will, wird gleichſam durch den ſcharffen Thon der Schläge, ſo dieſe auf den Amboß oder die Fäſſer thun, zerſpalten.

Der Amboß wieder-ächzt der Hämmer grellen Thon
Die Feile ſchneidt den Stahl, das Ohr erſchrickt davon.

Boileau beſchreibt dieſes ſtädtiſche Geräuſch folgender geſtalt:

Qu'un afreux Serrurier, que le ciel en courroux
A fait pour mes pechés trop voiſin de chez nous
Avec un fer maudit, qu'à grand bruit il aprête
De cent coups de marteau me va fendre la tête.
J'entens deja par tout les charêtes courir.
Les maſſons travailler les boutiques ſ'ouvrir.

Die Mode herr'cht in den Städten mit unumſchränckter Macht. Hier gilt die Vernunft

nunft am wenigſten. Die Haushaltung, die Geſundheit, die Gemächlichkeit müſſen darüber leiden; Es ſind Grimaſſen, Ceremonien, Misbräuche, Hudeleien, Plackereien, Betteleien und dergleichen, welche oft mehr gelten, als die zehen Gebote. Man ißt für die lange Weile und trinckt, um ſich zu ermuntern. Man verdirbt ſich den Magen mit allerhand Naſchwerck; man gebraucht immer Arzneyen; man kränckelt und ſetzt eine unordentliche Lebens-Art immer fort. Man nähret das Uebel, das man zu vertreiben ſucht, und ſtirbt, ehe man noch die Annehmlichkeiten des Lebens genoſſen hat. Ja man läſſet einem nicht einmahl die Zeit ruhig zu ſterben, geſchweige ruhig zu leben.

Ferner ſo hat auch ein wohlhabender Mann, der von ſeinen Renten lebet, wenig Vortheil von dem Auffenthalt in der Stadt. Die Obrigkeit und die Beamten ziehen ihre Beſoldung von dem gemeinen Beſten; die Geiſtlichen vom Beten, die Aertzte von der Unmäſſigkeit, die Rechtsgelehrten vom Hader, die Kaufleute ſchlagen alles auf ihre Waaren und die Handwercker auf ihre Arbeit. Wer aber von ſeinen eigenen Mitteln zehret, der muß zu allen dieſen das Seinige mit beyſchieſen, und hat dargegen weiter keine Vortheile, als daß er mit Zwang lebet und den allgemeinen Misbräuchen ſich unterwerffen muß.

❀ ❀ ❀

Laßt uns das Land-Leben dargegen halten.

I.

Ist es wohl eine ausgemachte Sache, daß es auf dem Lande zu wohnen angenehmer als in Städten ist? Die reine Luft, die Bewegung, die Bequemlichkeit, die Ruhe, die Stille, die Eingezogenheit bey einem mässigen, von schwelgerischen Gesellschaften entfernten Leben; alles dieses dienet unstreitig zur Erhaltung der Gesundheit, da man im gegentheil in grosen Städten von dem Strom der Gewohnheiten unruhig und einer unordentlichen Lebensart mit fortgerissen wird.

II.

Die Freiheit und eine ungezwungene Lebens-Weise ist der andre Vortheil des Land-Lebens. Man weiß hier nichts von der Tyranney der Moden; man kleidet sich wie man will, und man macht sich Lebens-Regeln, welche der Vernunft und der Bequemlichkeit gemäß sind.

III.

Lässet sichs auf dem Land viel unschuldiger und frömmer leben, als in Städten; denn die Gelegenheit zu sündigen ereignet sich viel sparsamer. Die verführerischen Reitzungen zu allerhand

hand Uppigkeiten und Ausschweiffungen, die Gesellschaften, der Pracht, das Spiel, die Zusammenkünfte, die Ceremonien, der Rang und andre dergleichen Eitelkeiten sind auf dem Lande nicht so üblich, als bey Hof und in grosen Städten.

IV.

Kan man auch auf dem Land seine Haushaltung besser einrichten und ehender zum besten seiner Familie etwas vor sich bringen; mithin seine Umstände auf vielerley Art verbessern; da im aegentheil das städtische Leben, einen in unendliche Weitläuftigkeiten und Unkosten mit einziehet. Es kommen täglich darinnen neue Ausgaben und neue Misbräuche auf. Ja man würde sich einander hier weniger schaden und verdrieslich fallen, wenn man sich entschliesen wolte unhöflich zu seyn.

V.

Lässet sich auf nichts besser das Geld anlegen, als auf Land-Güter. Alle andre Arten von Habseligkeiten sind allzu vielerley Gefahr und Rechts-Streiten unterworfen, dergestalt, daß man in der Stadt den Wohlstand seines Hauses nicht auf einen so sichern Grund setzen kan, als wenn man sein Vermögen auf gute liegende Gründe und einträgliche Land-Güter anleget.

Lasset uns eins gegen das andere halten, und das beste prüfen.

❦ ❦ ❦

I.

Wann das Land-Leben in Anſehung der Geſundheit etwas vorzügliches hat, ſo iſt man im Gegentheil auf dem Land der Kriegs-Gefahr, denen Heeres-Zügen und Einquartierungen unterworfen. Man hat keine Aertzte und Geneſungs-Mittel bey der Hand, wenn man gählings erkrancket, oder ſonſt gefährliche Zufälle hat. Ja wo Seuche und andere Kranckheiten herrſchen, da liegt oftmahls Geſind und Vieh darnieder.

II.

Was den Zwang und die viele nichts bedeutende Ceremonien in der Stadt anlangt, davon ſcheinet man, es iſt wahr, ziemlich befreyet zu ſeyn. Man kan gemächlicher eſſen, bequemer ſich kleiden und ruhiger ſchlafen; allein, will man nur ein wenig artig ſeyn und ſich der freundlichen Geſelligkeit ſeiner Nachbarn nicht mit einer ſpröden Eigenſinnigkeit entziehen, ſo wird man ſich auch müſſen gefallen laſſen öfters ganz zur Unzeit Beſuche, und darzu noch Gäſte mit Pferden, Hunden und Dienern zu empfangen, die einem etliche Täge lang auf dem Hals bleiben. Die ſogenante Krippen-Reuter und Chevaliers errans, wie auch andächtige Wandersleute, abgedanckte Officiers, und allerley Bettler werden ſich gleichfals bey dem gnädigen Herrn melden und ſeine Freygebigkeit herausfordern.

III. Iſt

III.

Ist nicht zu läugnen, daß nicht auf dem Land mehr Gelegenheit zur Andacht und weniger Gelegenheit zu sündigen sich äusern dürfte. Ja, indem man allenthalben die grose und prächtige Wercke des HErrn vor Augen siehet, so kan es einem betrachtenden Gemüth nicht fehlen, daß es dadurch nicht im innersten solte gerühret und zu einer heiligen Andacht beweget werden. Allein, dieses irrdische Vergnügen in GOtt, wie es der berühmte Brocks nennet, findet sich auch in den Städten. Wo siehet man schönere Gärten und lustreichere Spatzier-Gänge als vor den Thoren und in den Gegenden groser Städte? Ja, einer der nicht seiner Geschäfte wegen mitten in den Mauern wohnen muß findet auch in den Auslägern und in den Vorstädten derselben stille und bequeme Wohnungen mit lustigen Aussichten und angenehmen Haus-Gärten.

IV.

In Ansehung der Haushaltung, mögte wohl bey einem wohleingerichteten Landwesen mehr aufzustecken seyn, als wenn man in einer Stadt blos von seinen Renten lebt. Allein auf dem Land zu wirthschaften ist so leicht nicht, als man sich solches einbildet. Das Gesind ist heut zu tag nicht mehr so beschaffen, daß man sich auf dasselbe verlassen könte; und dieser einzige Umstand ist schon genug, die ganze Jahr-

Rechnung von Seiten der Einnahme zu verderben. Man ist dabey dem Trotz und Uebermuth der Beamten, wie nicht weniger der Bosheit und der Schadhaftigkeit der Bauern unterworfen. Will man das Gut verpachten und sich nicht selbst mit der Wirthschaft schleppen, so muß es schon ein vortrefliches Gut seyn, welches im Pacht drey vom hundert auswirft. Darzu werden die Güter ausgesogen, die Gebäude verderben, und wann sich Hagel-Schlag, Mißwachs, Heereszüge und dergleichen ereignen, so kriegt man kaum die Helfte; ja wohl gar nichts. Inzwischen muß doch der Juncker standsmässig leben; und inmittelst borgen, wo nichts einkomt.

Also ist der Nutzen mit den Land-Gütern auch so gros nicht, wie man meynet. Hat man einmahl mit den Pächtern und den Bauern einen Rechtstreit, so endigt sich dieser nicht eher, als bis diese nichts mehr haben; alsdenn gewint man den Proceß und verliert die Unkosten samt dem Capital, denn man bekomt von beyden nichts. Ich rede hier leider aus Erfahrung.

V.

Was den fünften Punct betrift, so ist ein wohlgelegenes Gut allerdings der sicherste Grund unserer Habseligkeit, auf welchen vornehmlich das Ansehen und die Seßhaftigkeit eines Geschlechts beruhet; Allein will man davon auch einigen Nutzen ziehen, so muß man es selbst bewoh-

bewohnen, mit eignen Ochſen pflügen, und durch ſein eigen Geſind beſtellen laſſen. Dieſes aber iſt vielen und mancherley Verdrieslichkeiten unterworfen, und erfordert einen gantzen Mann.

Meine Meynung iſt im übrigen keinesweges, daß Sie mein Herr nicht das Land-Leben wehlen ſolten, wenn ſich darzu für Sie eine vortheilhafte Gelegenheit äuſern ſolte. Ich ſage auch eben ſo wenig, daß Sie nicht in einer groſen Stadt ſolten vergnügt leben können. Die Umſtände werden bey ihnen die Sachen am beſten entſcheiden. Es kan ſeyn, daß Sie ein Landgut finden, wo Sie die angeführte Verdrieslichkeiten nicht ſo leicht zu befahren haben. Es kan auch ſeyn, daß die in denen Städten herrſchende Misbräuche, Sie weit weniger treffen als andere, die in einem gewiſſen Zuſammenhang mit eingeflochten ſind, wo man ſolche nicht wohl vermeiden kan.

Horaz hat dieſe Frage am beſten entſchiegen, wenn er ſagt:

Rure ego viventem tu dicis in urbe beatum
Cui placet alterius ſuo nimium eſt odio ſors
Stultus uterque locum immeritum cauſſatur inique
In culpa eſt animus, qui ſe non effugit unquam.

Ein misvergnügtes und verdrieslliches Ge-

müth ſchleppt ſeine unglückliche Neigungen allenthalben mit ſich. Es findet allenhalben Urſachen zu wehklagen, und ſich zu ärgern. Da im Gegentheil ein freies guttartiges Hertz ſich in alles leicht zu ſchicken weis. Die Vortheile die man in groſen Städten vorzüglich zu genieſen hat, beſtehen in dem Umgang mit allerhand artigen und vernünftigen Leuten. Dargegen muß man ſich auch öfters mit einer ſtolzen Demuth mancherley höflichen und langweiligen Müſſiggängern überlaſſen; welche, weil ihnen die Zeit beſchwerlich fält, uns um die unſerige bringen. Iſt man dabey mit einer groſen und weitläuftigen Freundſchaft verknüpfet, ſo giebt es immer Zuſammenkünfte, Freud- und Trauer-Ceremonien, Tractamenten, Klätſchereyen, Plackereyen, Zänckereyen, Proceſſe, Vormundſchaften und dergleichen; welches alles einem Menſchen der die Freyheit, die Ruhe und die Wiſſenſchaften liebet, in einen ſehr unangenehmen Zwang ſetzet.

Weil Sie, Mein Herr, noch ledigen Standes ſind, ſo wird eine Heyrath bey Ihnen der Sache vornehmlich den Ausſchlag geben. Ein ſtädtiſches Frauenzimmer ziehet nicht leicht mit Ihnen auf das Land. Iſt ſie keine Haushälterin, ſo läſſet ſichs mit ihr nicht gut wirthſchaften. Die kleine Wirthſchaft iſt nirgends wichtiger als auf einem Landguth, und wo die Frau derſelben ſich nicht unterziehet, da merket man es bald. Ihr groſen.

Man

Man findet zuweilen unter dem Adel auf dem Land sehr wohl gezogene und häusliche Töchter, die in Ermangelung eines guten Henraths-Guts durch ihre Kunst hauszuhalten einem Mann nützlicher sind, als die städtische Schönen, die der grosen Gesellschaften, des Putzens und des Ueberflusses gewohnt sind. Ein eitles Weib kan mehr verthun, als ein ehrlicher Mann erwerben. Ein vernünftiges Weib aber erhält des Mannes Ehre, und bauet ihren Kindern Häuser.

Die gewünschte Lebens-Art ist wohl diese, wenn man in der Nähe bey einer grosen Stadt auf einem wohlgelegenen Landgut wohnet. Man kan alles leicht zu Geld machen, und bleibet dabey in einem angenehmen Zusammenhang mit der Stadt. Man kan darinn seine Freunde besuchen, und auf dem Schauplatz der grosen Welt die Veränderungen mit ansehen, zu gleicher Zeit aber auch wieder nach seinen stillen Tryffen zurück kehren, und daselbst der Weisheit und denen Wissenschaften ruhig obliegen.

Stellen Sie sich im übrigen dieses beständig vor, daß in dieser Welt alles unvollkommen ist, und daß eine jede Lebens-Art ihr Böses und ihr Gutes hat. Die wahre Klugheit bestehet also darinn, daß man stets bestiessen ist, das Böse von dem Guten zu unterscheiden und sich Meister von seinen Leidenschaften zu machen.

Ich

Ich beruse mich hierbey auf dasjenige, was ich in meinen freyen Gedancken T. IV. B. 11. §. 4 und in meinen kleinen Schriften T. III. 9. über diese Materie bereits gemeldet habe.

Ich hoffe im übrigen bald Gelegenheit zu haben, Ihnen über eine wohl getroffene Wahl Glück zu wünschen. Sie wissen, wie zärtlichen Antheil ich an allem demjenigen nehme, was Ihren Wohlstand betrift.

Ich verharre stets mit der vollkommensten Hochachtung u. s. w.

IX.

Beweis, daß das Geld den ersten Rang habe.

An einen guten Freund.

Mein Herr!

SIe verlangen von mir zu wissen, was in der Wel. den ersten Rang oder Vorzug habe? Ich antworte frey, das Geld. Dann mit diesem kan man Ahnen, Adel, Titel und Würden kauffen. Das Geld macht mächtig, und wer mächtig ist, der kan sich ehren machen. Er mag diese Ehre verdienen oder nicht. Horatz hat dieses schon zu seiner Zeit eingesehen, wenn er sagt:

- - Quærenda pecunia prima
Virtus post numinos.

Alle andere Vorzüge der Menschen sind zu vielem Widerspruch und Zweiffel unterworffen.

Die

Die Macht des Geldes aber entscheidet alles; das Geld rühret die Sinnen und seine Argumenten sind allgemein; man kan sie allen Menschen begreiflich machen. In der That wär das Geld nicht Geld, wann es nicht alles, was die Menschen zu geben vermögen sind, geben könte. Wir Teutschen nennen es daher mit Recht: Geld, nemlich vom gelten.

Der schon oben angefürte Horatz sagt eben dieses in seiner III. Satyre:

Virtus, fama, decus divina humanaque
Divitiis parent, quas, qui construxerit, ille
Clarus erit fortis, justus, sapiens etiam & rex
Et quicquid volet.

Nur Geld, so kan man alles haben und kauffen. Ich habe Kaufleute gekannt, die kaum ihren Ursprung gewust haben, und die durch ein bloses kühn-seyn in Kriegs-Zeiten mit Lieferungen, oder mit andern wüd-gewagten Unternehmungen so viel Vermögen gewonnen hatten, daß sie sich in den freyherrlichen Stand erheben liesen und Ritter-Güter ankauften. Man hat ihnen zwey bis drey Helmen auf ihre Wappen gesetzt, sie Hochwohlgebohrne Gnaden betitelt, und ihnen den Rang vor allen Verdiensten und Wissenschaften angewiesen. Ihre Kinder haben sich in die ältesten und vornehmsten Geschlechter geheurathet. Niemand hat sich einfallen lassen, ihnen ihre durchs blose Geld erworbene Vorzüge streitig zu machen.

Ich

Ich wolte gern hierbey die Ehre der Tugend und der Verdienste retten; alleine sie sind ohne Geld, wie ein schöner Wagen ohne Pferde. Man muß dabey zu Fuse gehen. Niemand ziehet den Hut vor einem ab. Niemand tritt einem aus dem Weg und weiset einem eine Ehrenstelle an; Die gröste Tugend, die erhabenste Weisheit muß ohne Widerspruch dem Glantz der Reichthümer weichen. Ja die Künste und Wissenschaften kommen selbst und machen vor dem dummen Götzen des Glücks ihre Aufwartung. Wer wolte hier die Vorzüge der Tugend und der Verdienste behaupten? Wolten gleich die Gesetze den weisen und tugendhaften Leuten vor den Gütern des Glücks den Rang von Rechtswegen zuerkennen, so würde doch bey jedesmaligem Verfall, die Frage unentschieden bleiben, wer mehr oder weniger tugendhaft sey, und wem deswegen der Rang vor andern gebüre oder nicht? Man würde insgemein den Hochmuth und Neid dadurch noch ungleich stärcker erregen, als wenn man es bey dem Rang der Reichthümer bewenden lies. Ja, diese Vorzüglichkeit der Verdienste und Tugenden würde die empfindlichste unter allen seyn und die gröste Eifersucht und Verbitterung unter den Menschen erregen; denn ein jeder Mensch pfleget sich bey dem Mangel der Reichthümer doch mit seinen eingebildeten Verdiensten und Tugenden zu trösten; ja so gar die gröste Thoren sind von ihren eigenen Vollkommenheiten dermassen eingenommen, daß sie die Meynung davon mit

Leib

Leib und Leben zu verfechten ſuchen. Das vernünftigſte Geſetze, das alſo den erſten Rang den weiſen und tugendhaften Leuten zuerkennen wolte, würde in der Anwendung Gelegenheit zu den gröſten Verwirrungen geben. Chriſtus ſagt deswegen nicht ohne Urſache zu ſeinen Jüngern die mit irrdiſchen Anſchlägen und Vorzügen umgiengen: ſein Reich ſey nicht von dieſer Welt. Wer der gröſte ſeyn wolte, der ſolte der kleinſte ſeyn.

Käme es auf die Künſte und Wiſſenſchaften an, ſo weis man, daß die närriſche Eiferſucht und die ſtoltze Einbildung nirgend mehr zu herrſchen pflegt als unter dem Volck der Gelehrten. Die gemeine Ruhe, der Friede in der burgerlichen Geſellſchaft und die Verehrungswürdigſte Geſetze des Staats; ja die erhabenſte Lehren der chriſtlichen Religion, die der gantzen Welt den Frieden verkündigen, verhindern dieſe Leute nicht, alle andere Betrachtungen beyſeite zu ſetzen, um die Vorzüge ihrer Einſichten und den Ruhm einer gröſeren Scharfſinnigkeit, zum Nachtheil der gemeinen Ruhe, zu behaupten; dannenher auch nirdend mehr Rangſtreit als in der Republick der Gelehrten. Ja die Geiſtlichen ſelbſt greiffen ohne Bedencken nach dem erſten Rang; ohnerachtet es Luc. 23, 25. heiſſet: die weltliche Könige herrſchen, die Gewaltigen heiſet man gnädige Herrn, ihr aber nicht alſo. Derjenige Geiſtliche, der die fetteſte Pfründen und Gefälle hat, gehet unſtreittig demjenigen vor,

vor, dem die liebe Mutter, die Kirche, ihre Gaben kärglicher austheilet. Ein Dorf-Capelan hat nicht so viel einzunehmen, als ein Bischoff, folglich muß er diesem die Aufwartung machen, wann er gleich weit gelehrter und frömmer ist.

Gleiche Beschaffenheit hat es auch mit den weltlichen Ständen. Der reichste ist insgemein auch der vornehmste, und wenn er es gleich nicht wircklich ist, so haftet doch insgemein das Vorurtheil auf seinem Stand, daß er es seyn müste. Dieses erhellet unter andern auch daraus, daß, wenn ein Edelman, wie es zuweilen geschiehet, sich so weit erniedriget und einen Bettler abgiebt, man denselben nicht wohl mit ein paar Pfenningen vor der Thüre abspeisen kan; sondern er lässet sich stolz-nothdürftig bey dem Herrn des Hauses melden und stellet demselben sein hochadeliches Elend vor. Warum ist hier ein Bettler nicht so gut als der andere? Ist es nicht, weil der Edelmann die Vermuthung für sich hat, daß er müsse reicher seyn und besser leben, als ein gemeiner Mann?

Es ist wahr, daß ein reicher Kaufmann einem hochgelehrten Doctor öfters die rechte Hand giebt, wann dieser gleich noch so unvermögend ist, ja wohl gar von jenem Guthaten und Hülfe genieset. Es liegt aber dieses nur an dem Kaufmann, daß er sich mit seinem Geld in solches Ansehen setze und solche Würde sich beylegen

lasse, die ihm vor dem Gelehrten den Vorzug geben. Er kan sich um ein paar hundert Thaler adeln lassen. Er kan sich ein Rittergut kaufen, und einen gnädigen Herrn agiren. Er kan sich zu einem Fürstlichen Hof- Cammer- oder Finanzen-Rath machen lassen: Kutsch und Pferde und Liberey-Diener halten, und alsdenn ist er unstreitig vornehmer. Der gelehrteste Mann, der scharfsinnigste Geist, der sinnreichste Dichter wird ihm hernach gerne unten angehen, und an ihm solche Tugenden und Vortreflichkeiten entdecken, deren die hochgeadelte mercantilische Seele sich selbst nicht bewust ist. Allein das Geld giebt einem so viel Verstand und Verdienste, als man vonnöthen hat. Bleibt demnach auch hier der Rang jedesmahl dem Geld vorzüglich eigen.

Noch eine Ausnahme scheinet der Soldaten-Stand zu machen. Seitdem unsere Potentaten für gut finden, ein beständiges Kriegs-Volck in ihren Ländern auf den Beinen zu halten, seitdem haben auch einige, aus wohlgegründeten Absichten, diesen Stand allen andern vorgesetzt, und denselben des Adels am würdigsten geacht; dergestalt daß er bey ihnen mehr gilt, als alle gelehrte Excellenzen und Magnificenzen auf hohen Schulen. Præstat enim dignitas militaris cæteris omnibus. Dieser Vorzug aber beziehet sich blos allein auf die Macht des Fürsten, welche ohne Geld nicht bestehen kan. Hätte er nicht viel einzunehmen, so könte er auch

nicht

nicht viel Soldaten unterhalten. Die Soldaten aber sind ihm selbst soviel lebendiae Baarschaften, womit er alles bezwingen und durchtreiben kan. Diese Baarschaften gelten vermög seiner damit verknüpften Macht so viel als er sie will gelten machen.

Die dritte und stärckste Ausnahme äuſert sich bey Hof. Hier scheinet allerdings der Adel den Vorzug vor dem Geld zu haben. Der reichste Kaufmann wird hier weniger geehret als der ärmste Fahnen-Juncker, der von Adel ist. Solte ein im äuſersten Mangel lebendes adeliches Fräulein nicht einer ansehnlichen reichen bürgerlichen Frauen, die mit Kutsch und Pferde fähret, den Rang lassen? denn Sammet und Seyden haben ja natürlicher Weise den Vorzug vor Wolle und Leinwand; Allein mit nichten: Eine schriftmäſige Fräulein giebt nicht einmal einer geheimen Räthin, die nicht von Adel ist, den Rang. Dieſes lautet gros. Was will hier Geld und neuer Adel? bey Hof bedeuten sie so viel als nichts.

Ich erinnere mich hier einer besondern Begebenheit, die sich unlängst an einem grosen Fürstlichen Hof zugetragen hat. Einer der vornehmsten und würdigsten Ministers hatte sich vermög seines Rangs adeln lassen. Seine Tochter wagte es darauf, in der Kirche sich auf denjenigen Platz zu verfügen, wo die Hof-Damen ihre gewöhnliche Stelle hatten. So bald aber

erſchien dieſelbe nicht, ſo wichen jene alle von ihrem Platz und lieſen ſie allein. Jedermann ſchalt auf dieſen unzeitigen Hochmuth. Der Fürſt ſelbſt nahm es ungnädig. Allein, die Hof-Damen dünckten ſich gros damit, daß ſie ihr Vorzugs-Recht auf ſolche Weiſe gerettet hatten, und der Fürſt muſte es endlich den guten alten Fräulein zur Gnade halten, daß ſie der jungen nicht gleichen Rang vor dem lieben GOtt in der Kirche geſtatten wolten.

Dieſes ſcheinet nun wohl allerdings eine Ausnahme von dem allgemeinen Rang des Geldes zu ſeyn. Allein, die Urſache dieſer Ausnahme haftet nicht ſowohl auf dem Geld als auf dem Mangel eines groſen Reichthums, dann wo ſich dieſer zeiget, da kan man eine Gräfin werden. Hieben würde die anzügliche Ahndung des neuen Adels wohl unterbleiben; Die affectirte Gleichheit gebahr eigentlich nur die obgedachte Eiferſucht, welche bey einer weitgetriebenern Standes-Hoheit ſich nicht würde gereget haben.

Der erſte Rang bleibt alſo beſtändig dem Geld offen. Die gröſte Schwerigkeit iſt den Rang zwiſchen zweyen Perſonen, die ohngefähr von gleichem Stand, Würden und Mitteln ſind, zu entſcheiden. Folgten wir der Lehre Chriſti, ſo wären alle dieſe vorkommende Fragen leicht beantwortet, wann ein jeder dem andern, wie er es befielet, mit Ehrerbietung zu-

vor

vor käme. Allein diese Sittenlehre ist gar nicht nach dem Geschmack solcher eitlen Geschöpfe, wie wir sind. Nichts hindert mehr den freyen Umgang und die Annehmlichkeiten des geselligen Lebens, als der Mangel der Demuth. Viele Menschen gehen deswegen gar nicht mit einander um, weil sie ihres Rangs wegen im Zweifel sind. Insonderheit ist das andere Geschlecht in diesen zärtlichen Umständen von einer besondern Empfindlichkeit. Es ist eine grose Beleidigung für ein Frauenzimmer, wenn man einem andern, das mit ihm ungefähr in gleichem Rang ist, den Stuhl ehender setzet, oder den Caffe ehender anbietet. Hier ist es schwer einen Casuisten abzugeben. Am liebsten lässet dieses Geschlecht dem Alter den Vorzug. Ueber diesen Rang ist es niemals eifersüchtig.

Die Unterstellung in Diensten und Würden giebt dem Rang Maas und Ziel. Wo aber diese nicht sind, da ist es schwer einen gewissen Rang zu bestimmen. Die Ungleichheit gewisser Eigenschaften macht auch öfters den Rang sehr zweiffelhaft. Ein Mensch z. E., der nicht mehr Vermögen und Geburts-Vorzüge hat, als ein andrer, gewinnet dadurch einen Rang, wann er sich bey seinem Caracter und sein Vermögen durch eine besondere Weisheit und durch ausnehmende Wissenschaften erhöhet. Ein guter Edelmann verlieret im Gegentheil viel von seinem Ansehen, wann er unwissend und bedürftig ist. Ein Mensch von geringem Her-

kommen, macht sich schätzbar, wann er reich ist, und zu leben weis. Die Tugend und die Gelehrsamkeit erhält bey gesitteten Völckern einen unstreitigen Werth, da eine unanständige und niederträchtige Aufführung auch das edelste Herkommen geringer macht. Wie will man demnoch hier einen gewissen Rang bestimmen? Die Ursachen vor und gegen sind unauflöslich, und können selten ohne Beleidigung des einen oder des andern entschieden werden.

Hat man weder Adel noch Würden, so suche man seine Vorzüge in der eintzigen Tugend, und begnüge sich zur Ehre derselben demüthig zu seyn. Ein weiser Mann dencket, wann ihm ein unwürdiger vorgehet, wie Clemenz Marot, der, als er von ungefähr einem einbildischen Edelmann zur rechten Hand gieng und darüber von ihm den Verweis hören muste, wie er nicht leiden könte, daß ihm ein Geck zur Rechten, gieng, sich hurtig auf dessen Lincke schlug und ihm zur Antwort gab: Ich aber kan solches wohl leiden.

Ich bitte mich im übrigen allezeit in dem Rang Ihrer Gewogenheit und Freundschaft zu erhalten! diese Ehre wird mir genug seyn um mich beständig zu nennen

E. H.

u. s. w.

X. Kurtzer

X.

Kurtzer Vorschlag zur Religions-Vereinigung.

Aus dem Send-Schreiben eines guten Freundes.

CErtlich solte man fast zweiffelen, ob es denen Göttern dieser Erde so bald solte ein Ernst werden, die Vereinigung zu befördern. Es scheint fast, als ob ein etwahiges Staats-Interesse unter dieser Verthailtheit spiele und sich verberge. Sonsten diese erlauchte Zeiten gewiß die bequemsten scheinen, um solches heilsame Werck gar bald zum Stand zu bringen.

Zweytens, wann solches geschehen solte, so müste der Anfang bey dem äuserlichen gemacht werden. Ein Landes-Herr müste z. E. Lutherischen und Reformirten Geistlichen alle gleiche Salaria und emolumenta beylegen, damit kein Eigennutz übrig bleibe, ob man Lutherisch oder Reformirt saye. Gleiche Bewandnis müste es mit denen miden Stiftungen und Almosen haben. Alle müsten gleiches Antheil haben. Die Armuth folgt dem Brod!

Drittens, in allen Kirchen müste das Simultaneum eingeführet werden; und in äuserlicher Kleidung, Gebräuchen, Formeln eine Gleichheit eingeführet werden. Absonderlich viertens auf Academien keine als Friedenliebende Professores geduldet werden, welche das Wort der göttlichen Wahrheiten aufrichtig treiben, und ihre Zuhörer zum Gehorsam des Glaubens und der Wahrheit anführten. In dem Gehorsam solte man bald einig werden, nicht aber in den Begriffen. Unser Wissen ist Stückwerck und dieses Stückwerck so mannigfaltig und verschieden, als Köpfe, wie solte dann da eine Einigkeit möglich seyn? Wie solten vernünftige, aber unvollkommene Wesen in ihren Gedancken alle einstimmig seyn können? Man müste sie entweder vollkommen oder unvernünftig machen, wann man die Einigkeit erzwingen wolte. Letzteres geschiehet wohl hier und da, ersteres aber ist nicht in unsern Kräften. Nichts olte also bequemer seyn, als wann man lauter Glaubens-Artickul bestimmte von dem Gehorsam des Glaubens. Der ist der beste Christ, der im Gehorsam des Glaubens am weitsten gekommen.

Jugendliche Reisen.

Mit allerhand

Anmerckungen.

I. Reise.

Auf das Land.

Mein Herr!

Sie verlangen von mir zu wissen, wie mein letzter Spatzier-Ritt auf das Land abgelaufen sey? Ich will Sie darüber vergnügen, wann Sie mir die Freyheit meiner Erzehlung nicht ungleich auslegen wollen.

Ich verreißte, wie Sie wissen, verwichenen Sonnabend mit dem H. von . . nach . . Wir hatten kaum den Wald erreichet, so verfehleten wir des rechten Wegs. Die Nacht überfiel uns, und es regnete, als ob es nicht aufhören wolte. Wir hiengen auf unsern müden Gäulen, und waren bis auf die Haut naß. Keiner konte den andern mehr sehen, und wir irreten also in dem Gehölz herum, wie die bezauberten Ritter der Armide. Naß und müd, und hungrig und durstig, bilden Sie sich unser

ser Vergnügen ein. Solches war nichts desto weniger so gros, als wann wir in dem grösten Zirckel unserer Schönen uns befänden. Wir lachten und scherzten, als ob die gantze Welt unser wär. O fürwahr, es kostet nicht viel um vergnügt zu seyn, und man hat alles wenn man solches ist.

Bey solchen Umständen hiengen wir unsern Kleppern den Zeugel auf den Hals, und liesen sie mit sachten Schritten den Weg suchen, den wir selber nicht wusten. Endlich erblickten wir von ferne ein Licht; wir suchten uns demselben zu nähern, allein ein groses Gewässer trennete uns von demselben. Wir wagten es und setzten durch. Das Wasser war an einigen Orten sehr tief, und wir hätten darinnen sehr gemächlich ersaufen können. Wir kamen dem ohngeachtet glücklich hindurch, und fanden ein Dorf. Hier dachten wir uns und unsere müde Pferde ein wenig zu erquicken. Allein vergebens; wir pochten an die Häuser, wir schrien: niemand wolte aufmachen. Ja, die Leute, wenn sie ein Fenster aufgeschoben hatten, machten solches alsbald wieder zu, und würdigten uns weiter keiner Antwort. Wir baten endlich nur um eine Strohfackel. Aber auch diese konten wir nicht bekommen. Zu gutem Glück klärte sich der Mond auf, und wir kamen durch einen so erhabenen Wegweiser glücklich nach . .

Die Gegend hierum ist rauh und bergigt, die Wälder sind voll Wild, und es schien, als ob

ob die Menschen, die solche bewohnen, auch etwas von dieser Art hatten.

Der Herr von ** hielt noch nicht lange Haus, und war noch kaum ein paar Jahre geheyrathet. Seine Frau, die ihm keine Ahnen, aber ein gutes Heyraths-Gut zugebracht hatte, machte daß Sie zusammen sich gütlich thun konten. Sie wußten beyde nichts von vielem Grämen. Er hatte weiter nichts gelernet, als zur Noth eine Quittung schreiben. Er hielt nichts auf Bücher uud Wissenschaften. Er konte sich gar nicht einbilden, daß es Leute gäbe, die sich mit so vielen Narrens-Possen die Köpfe zerbrechen mögten. Zuweilen las er doch im Calender, wie auch alle hohe Festtäge ein Capitel in der Bibel; Er war dabey so aufrichtig, daß er frey bekante, er könte nichts darinn verstehen.

Es war ein Pfarrherr im Dorf, der dem Juncker in der Gelehrsamkeit nicht viel übertraf. Er verstund aber den Ackerbau sehr wohl. Er zog vortrefliche Schweine und machte auch, wie man sagte, die besten Käse im gantzen Lande.

Ich meynte hier die Unschuld des Land-Lebens und die alten Schäfer-Sitten anzutreffen, womit die Poeten meine Einbildung angefüllet hatten. Allein die ehrliche Leute wusten von dergleichen Grillen nichts; Ihre gantze Neigung gieng, sich zu gahn mästen und gütlich zu thun.

So

So bald man Morgends aufstund, war der Tisch gedeckt, und die Ueberbleibsel des vorigen Tags wurden zum Frühstück aufgetischt. Man besuchte darauf die Ställe, und wehlte sich selbst diejenige Thiere, welche solten geschlachtet werden, um den Tag über zur Speise zu dienen. Man schonte da weder der Ferckel noch der Leg-Hüner, noch der Mutter-Kälber. Die höfliche Leute wusten zu leben und fürchteten sich sehr vor dem Geitz, weil ihnen der Pfarrherr gesagt hatte, daß man dadurch in die Hölle käm.

Im übrigen war alles schmutzig, unsauber, fett und natürlich. Der Zwang und die Reinlichkeit beunruhigte niemand. Dem Gesind hiengen die Lumpen vom Leibe; theils hatten zerrissene Schuhe, theils gar keine, dann es waren weder Schneider noch Schumacher im Ort. Man lebte also ohne Hoffart, und schwelgte bey einer adelichen Verläugnung des Eckels. Man bekümmerte sich um nichts, als um einen guten Appetit, und man glaubte nur deswegen geschaffen zu seyn, um zu essen und zu trincken.

Der Pfarrherr besorgte, wann der Juncker Gäste hatte, die Ehre des Hauses. Er war ein alter lustiger Apostel, der so roth und dickbackigt aussah, daß man ihm kaum die Augen mehr im Kopf erblickte. Er lachte, daß ihm der Bauch schockelte, wann er einigen Schnitz von seinen Beicht-Kindern erzehlte. Als ich

das

das erſtemal vor ſeinem Haus vorüber ritte, machte er mir einen ſo tiefen Bück'ing in ſeinem Fenſter, daß er mit der Naſen auf das Geſimſe ſties, und aus einer freudigen Lebhaftigkeit, in Meynung ſeine Mütze abzuthun, ſeine Perücke herunter zog, mithin mir gantz unvermuthet ſeinen ehrwürdigen kahlen Kopf zeigte.

Es heiſt ſine Bacho & Cerere friget Venus. Weil man nun den beiden erſtern Gottheiten allhier einen andächtigen Dienſt leiſtete, ſo wurde die dritte dabey auch nicht gantz vergeſſen. Man ſagt ſonſt Cupido ſey ein dummer Teuffel auf dem Land. Ich kan es nicht glauben. Wenn Sie mir es zu gute halten wollen, ſo will ich Ihnen davon eine luſtige Begebenheit erzehlen, die gantz das Gegentheil zeiget.

Die gnädige Frau war Herr im Hauſe, und dieſes von Rechtswegen. Dann ſie hatte durch ihr Geld den Ueberfluß hinein gebracht. Sie ſah nicht ſchändlich aus, ſie war wohl bey Fleiſch, nur ein wenig ſchmutzig. Die Haare hingen ihr in ſehr natürlichen Locken um den Kopf. Ihr Cammer-Mädgen hatte in der Küche ſo viel zu thun, daß ſie ſich nicht damit aufhalten konte, ſie aufzukrollen. Die Waſche war auch nicht ſo ſcharf unter dem Bügel-Eiſen geweſen. Wozu dienet der eitle Pracht! Unſere Wirthin hatte der Natur ſo viel zu dancken, daß ſie ſolche durch vieles Gekünſtel nicht entehren wolte. Ihre Jahre, die noch kaum an die zwantzig reichten,

ten, hatten ihr noch das Recht der natürlichen Galanterie beybehalten. Verbuhlt, ohne Arges zu gedencken, muſte man mit ihr ſchäkern. Sie ehrte mich als einen Gaſt und als einen jungen Menſchen, der von Halle kam. Sie glaubte, daß man auf Univerſitäten alles müſte gelernet haben. Ich wurde demnach der unſchuldige Held ihrer ſelbſt ausgeſonnenen Romanen-Streiche. Sie ſäugte noch ihr erſtes Kind; dieſes hatte immer Durſt, wann ich bey ihr war. Solte ſie dem armen Kind nicht zu trincken geben? Ich wolte ſie öfters darüber in keinen Zwang ſetzen und mich wegbegeben; allein die Gelegenheit kam immer wieder und ich konte nicht allemahl das Geſpräch darüber abbrechen. Wir aſſen des Tags dreymal. Ich hatte jedesmahl die Ehre neben ihr zu ſitzen. Ihr Mann hatte insgemein mit dem Pfarrhern und einigen Beamten zu reden und liebte dabey den Trunck. Dieſes war hauptſächlich die Erquickung ſeiner ſonſt flegmatiſchen Seele. Die gnädige Frau im Gegentheil hatte es mit dem Haller Studenten zu thun; ſie druckte mir die Hände, ſie kneipte mir den Schenckel, ſie ſties mich mit den Füſen, und wunderte ſich grauſam, daß ich ſo hölzern war, alle dieſe Artigkeiten nicht zu erwiedern. Das Mitleiden über eine ſolche Einfalt übernahm ſie; ihre Liebkoſungen ſtiegen. Ich meynte das Weib würde närriſch werden. Ich zog meinen Stuhl, worauf ich ſaß, zurück und weil eine Menge Katzen mit Hunden untermenget, um die Tafel herum

maunzten, ſo fieng ich überlaut an zu ſchreyen: Katz! Katz! ich meynte dadurch meine ehrbare Nachbarin der Schamhaftigkeit zu erinnern; allein ſie hatte ſich ſtarck mit derſelben abgeworfene. Sie lachte über mich, daß ich die Katzen nicht leiden könte. Kurtz, ich war froh, als ich wieder aus dieſes Potiphars Hauſe kam; denn ich fand es nichts angenehm auf dieſe Weiſe den keuſchen Joſeph zu ſpielen.

Sehen Sie, Mein Herr! ſo geht es auf dem Land zu. Ich weis nicht, ob ich unſre ſtädtiſche Sitten weit höher preiſen ſoll. Sie haben fürwahr nicht Urſache die hieſige Geſellſchaften deswegen zu meiden, weil Sie beſorgen, Sie mögten darinn um ihre Gemüths-Ruhe kommen. Man hat hier allzuviel Höflichkeit für ſolche Philoſophen, die nur von der Annehmlichkeit des Witzes und den Empfindungen eines edlen Gemüths herrühren, und wenn ſie auch gleich ſo ſcharfſinnig dächten wie S. E. vermond, und ſo ſchöne Einfälle hätten als der Graf von Buſſy und die Frau von Sevygni. Ich bin Ihnen gut dafür, man würde Sie nicht einmal verſtehen. Nein! Unſere Schönen ſind ſo eitel nicht. Sie haben Fleiſch und Blut, und dabey ein gutes Heyraths-Gut. Dieſes iſt genug. Es würde Ihnen gewiß gefallen, wann Sie ſehen ſolten, wie unſere jungen geputzte Herren in der Geſellſchaft das Frauenzimmer eines nach dem andern wacker bey den Köpfen kriegen und recht ſchmackhaft herumküſ-

sen. Ist diese Lebensart nicht lustig? Ist sie nicht sinnreich? zumahlen wann dabey manch unschuldig Kind, um ihr gutes Gemüth zu zeigen, auch nicht einmal böse wird?

Doch nimt ein Fremder was, von diesen Possen wahr,
So glüht von Zorn und Rach hier Cynthiens Altar.
Lucreziens Geschlecht, Dianen unsrer Zeiten,
Welch eine Frevel-Faust entweiht die Heiligkeiten,
Der eingespannten Brust. Ist dieses auch erlaubt?
Wie, daß ein jeder euch hier Zucht und Küsse raubt?
Gewiß ihr seyd darauf mit rechtem Ernst erbittert.
Und schreyt Impertinent mit Insolentz gefüttert.
Doch klein erzörntes Volck erregt ihr nicht den Wahn,
Daß man euch mehr zu leid durch nichts thun hat gethan?
Gehöret mehr darzu, um euch wohl zu beleben,
Als daß man euch erzörnt, und Küsse weis zu geben?
Seht dort den Lycidas, der von Paris noch reich
An bunden Kleidern ist. Er ist an Reden seich

Es fehlet ihm an Witz. Es ist ein klein Gebrechen;
Und darum läßt er Händ und Füse vor sich sprechen;
Er küßt, was will man mehr? Ist diß noch nicht genug?
Wer zweifelt Lycidas sey nicht belebt und klug?
Mein K** komt und stutzt ob diesen freien Sitten
Wie! sind wir, fragt er mich, im Land der Sybaritten*?

Dieses waren gestern Abend meine misvergnügte Einfälle, da ich mit dem Herrn von K** aus einer Gesellschaft kam, wo andre so viel und wir gar nichts genossen hatten; ja, wo ich selbst böse auf mich war, daß ich einen albern Zeugen der hiesigen Artigkeiten abgeben muste.

* Er nannte diese galante junge Leute Messieurs les Tâteurs.

II. Reise.

Nach Wetzlar.

Auf kleinen Reisen hat man öfters Zufälle als auf grosen. Sie haben, mein Herr, aus meinem vorigen ersehen, wie ich den Sommer über zugebracht habe. Weil man nun gern einen gantzen Rechtsgelehrten aus mir machen wolte, so schickte man mich nach Wetzlar. Es gieng mir fast darinnen, wie dem Sohn eines gewissen reichen Mannes, der viel Proceß hatte; und den der Vater deswegen dieses Handwerck wolte lernen lassen, damit er, wann er sterben würde, auch seine Rechts-Streite fortführen könte. Ein paar Dutzend Rechts-Streite, darunter einige von vierzig und funfzig Jahren sind, wollen für einen ehrlichen Mann nicht viel sagen. Kurtz, ich packte auf und reiete nach dem hohen Sitz der teutschen Reichs-Gerechtigkeit.

Weil mir unterwegs die Gesellschaft auf der langsamen Post-Kutsche nicht allerdings an-

anstund, so gieng ich mit einem Licentiaten Namens Bauer meistens zu Fus. Bey Butzbach geriethen wir lincker Hand in einen Wald, in Meynung den Fusweg zu gehen. Wir verirten uns bald in dem nechstgelegenen Gehöltze. Es überfiel uns ein stattlicher Regen und wir komen endlich abends spät per pedes Apostolorum nach Wetzlar. Ein dasiger Hebräer, der mit auf der Post-Kutsche war, und bey dem Cammer-Gericht einen schlauen Unterhändler abgab, hatte von mir vernommen, daß ich einen Brief an einen gewissen Kaufmann hätte. Er gieng noch denselben Abend zu ihm und erzehlte demselben, daß ich mit einem Fremden von der Kutsche abgekommen, und nach einem Wald gegangen sey, weil ich nun noch nicht in Wetzlar angelangt wäre; so hielt man dafür ich sey von dem Fremden geplündert und umgebracht worden. Der Kaufmann reißte den andern Morgen mit dieser Nachricht in seinen Geschäften nach Franckfurt in die Meß. Mein Gros-Vatter war der erste, welcher davon Nachricht erhielt: er erschrack darüber grausam. Ein jeder wolte der erste seyn und sich nach mir erkundigen. Mein Bruder kam in einer leichten Post-Calesche mit vier Pferden nach Wetzlar hingerannt. Wie sind ich euch noch beyLeben? war sein Willkomm. Und warum wolt ihr daß ich soll todt seyn, war meine Antwort? Er erzehlte mir darauf die Ursache seiner schnellen Uberkunft. Inzwischen hatte sich zu Haus allenthalben das Gerücht ausgebreitet, als ob

ich in einem Wald sey erschlagen worden. Verschiedenen alten Muhmen hatte etwas dergleichen von mir geträumet. Man that mir die Ehre mich zu beklagen, und ich gewann durch meinen vermeinten Tod mehr Freunde, als ich in meinem Leben nicht hatte.

Vergebens suche ich hier die Justiz lieb zu gewinnen; Ich vergeß darüber fast gar die Begriffe der Gerechtigkeit, die ich bey Homberg, Thomasius, Gundling und Fleischern gelernet habe. * Ein alter Major, Herr von Grolau, den der Krieg noch nicht so sehr als sein Proceß ruiniret hat, ist unter der grosen Zahl betrübter Sollicitanten mit in dieses Fegfeuer gerathen. Wir wohnen zusammen in einem Hauß bey dem Cammer-Doctor Müller, wo wir auch zu Tische gehen. Er ist ein grundehrlicher und frommer Mann. Ich suche ihn damit zu trösten, daß er bey seinen Soldaten nie zu einem so hohen Grad der Gedult gelangen könte, als unter den Händen der Advocaten und Rechts-Gelehrten. Wir haben darüber manche erbauliche Betrachtungen, die wir bey gutem Wetter mit bis auf die Spitze des Kahlschmidts schleppen und sie daselbst unter die Alterthümer der verfallenen Gewölber und Mauren frei auszulassen pflegen. **

Zu

* S. Moralische Schilderenen. Dritter Abschnitt pag. 67.

** Dieses ist ein altes Berg-Schloß nechst bey Wezlar, davon in der Topographie von Hessen und in den Antiquitat. Wetterav. Nachricht zu finden.

Zu Hohenſolms beſuchte ich meinen vormahligen Lehrmeiſter Ewald, der daſelbſt war Inſpector worden. Er brachte mich zum Grafen, der mir ſeine gantze Bibliothec in einem Schranck eingeſchloſſen zeigte ; ſie beſtund meiſtens aus Poſtillen und Geſangbüchern, alle recht ſchön gebunden. Zu Gieſen lernte ich verſchiedene gelehrte Leute kennen, vornemlich den Dr. Henſing und ſeinen Schwager den Herrn Profeſſor Wieger. Jener iſt ein treflicher Chymicus und Natur-Kündiger ; dieſer aber Profeſſor Juris, deſſen Collegia von den vornehmſten jungen Leuten beſuchet wurden. Ein gantz artiger Mann, der viel Lebens-Art hat. Ich beſuchte ferner auch mein liebes Marburg, wo ich meinem vormahligen groſen Lehrmeiſter Herrn Homberg und dem Herrn Profeſſor Waldſchmidt zuſprache.

Hier in Wetzlar werde ich allem Anſehen nach nicht lange bleiben. Dann ich finde bey mir eine ſo ſchlechte Fähigkeit zu der Proceß-Kunſt, daß ich noch ehe bey Herrn Witten in Halle wolte hexen und wahrſagen lernen, ſo wenig ich auch dazu geſchickt bin. * Ich bete fleiſſig alle Tage

Behüte mich mein Gott für Seel und Leibes Schaden
Und ſtraf in deinem Zorn mich nicht durch Advocaten.

* S. Moral. Schilderenen I. Abſchnitt. pag. 61.

III. Reiſe.

Von Regenſpurg durch Schwaben Bayern, Francken und Sachſen, im Jahr 1716. *

ICh habe Ihnen, Mein Herr, verſprochen, von den Begebenheiten meiner Reiſen umſtändliche Nachricht zu ertheilen, um dadurch auch abweſend diejenige Vertraulichkeit mit Ihnen zu erhalten, welche unter uns die ſüſſe Banden einer zärtlichen Freundſchaft verknüpfet haben: Sie werden daraus urtheilen, wie weit ich mich demjenigen Zweck gemäs verhalte

* Dieſe Nachrichten ſind alle aus gewiſſen Briefen, die der Verfaſſer an ſeine vertraute Freunde geſchrieben, ausgezogen, und von ihm nachher mit einigen Anmerckungen hin u. wieder vermehret worden. Die Namen derjenigen Perſonen, deren er nicht zum beſten gedencket, ſind mit Fleiß weggelaſſen worden, weil man niemand mit Wiſſen beleidigen will.

halte, den ich habe, mir alle Arten der Erfahrungen zu Nutz zu machen.

Ich verlies Regensburg den 7. May. Ich ritte die Poſt, auf dem dritten Wechſel traf ich die Freifrau von Thurn mit ihren beyden Töchtern auf der Landkutſche an; ihre Geſellſchaft gefiel mir, ich ſetzte mich zu ihnen. Die Kutſche war ziemlich gemächlich. Weder Mutter noch Töchter hatten etwas von einer verführiſchen Schönheit; Allein ſie hatten deſto mehr Geiſt und Lebens-Art. Wir blieben drey Tage lang unterwegs, ohngeacht man ſonſt die Reiſe in einem thun kan, ſo ſchlim waren die Wege.

Zu Augsburg kehrte ich im Trauben ein. Hier fande ich eine Menge Officier, welche Venetianiſche Dienſte genommen hatten. Ich entdeckte bald, daß ſie nicht ſo wohl der Muth gegen die Unglaubigen zu fechten, als ihre nothdürftige Umſtände zu Kriegs-Helden gemacht hatten; ſie waren in dieſer Schule noch nicht weit gekommen. Es waren gutentheils verunglückte Ritter und Spieler. Ich fande darunter auch einen bankeruttirten Kaufmann von Augsburg, der mit dem Geld ſeiner Glaubiger ein hundert müſſige Leute angeworben anwarb, in dem erbaulichen Vorhaben, damit den Antichriſten zu Conſtantinopel zu bekriegen, und denen unhöflichen Verfolgungen ſeiner Gläubiger zu entgehen. Er hatte ein artig jun-

ges Weib aus einem guten Haus geheyrathet. Die Freude aber ihrer ehlichen Herrlichkeit währte kaum bis zur Kind-Tauffe. Kurtz, der H. * * ist nun ein Hauptmann; der Kriegs-Stand macht alles ehrlich.

Ein Herr von Neuendorf, mit dem ich bekant wurde, hatte Empfelungs-Schreiben an einen Crais-Hauptmann, Herrn von Auffenberg. Er lies mich derselben mit geniesen. Der Hauptman hatte für uns die Gefälligkeit, uns allenthalben in der Stadt herum zu führen. Wir besuchten die berühmteste Gold-Arbeiter, Uhrmacher, Mahler, Kupferstecher, und andre dergleichen Künstler, mit welchen diese schöne Stadt vor andern angefüllet ist. Wir besahen die Wasserkunst, den Einlas, das Rathhaus, die meisten Kirchen, Stifter und Clöster.

Bey S. Ulrich sahen wir in der Capelle die von ihrem Heiligen verwahrte Heiligthümer. Der Herr von Neuendorf und unser Anführer, der Hauptmann von Auffenberg, verehrten dieselbe mit aller Andacht, und ärgerten sich ein wenig, daß ich als ein junger Ketzer, wie sie mich schertzend nenneten, hier nicht gleiche Ehrerbietung bezeigte, sondern alle Dinge frey hanthierte; Auch ohne weitere Ceremonien einen Trunck aus dem Becher des H. Ulrichs mit Bescheid that. Die Höflichkeiten der Geistlichen war so gros, daß sie mir meine kleine Freiheiten nicht allein nicht übel nahmen, sondern

dern auch über alles was ich sie vorwitzig lehrsam fragte, guten Unterricht gaben.

Drey Dinge sind von diesem Heiligen besonders merckwürdig: (1) dienet die Erde von seiner Grab-Stätte, welche die Geistlichen dieses Stiffts in kleinen Briefgen weggeben, alle Ratten und Mäuse aus den Häusern zu vertreiben. In der That weis man nicht viel von diesem Ungeziefer in dieser Stadt, ohnerachtet die meisten Zimmer darinnen mit altem Täfelwerck bekleidet sind. (2.) verhindert das Gewand dieses Heiligen den Regen, wenn man es zur Zeit einer Procession in die freye Luft hänget. Das dritte Wunderwerck schlug bey mir fehl. Ich hatte aus dem Becher des H. Ulrich getruncken. Dieses solte gegen das Zahnweh bewahren; ich bekam aber gleich darauf einen geschwollenen Backen mit unleidlichen Zahn-Schmertzen. Sehet da, sprachen meine Gefährden, die Früchte des Unglaubens.

Von Augsburg that ich den 15ten eine Reise nach München. Der Frohnleichnams-Tag wurde hier den 16. Jun. und in Augsburg den 14. gefeyret, da er sonst bey uns auf den Frohnleichnams-Donnerstag pfleget gehalten zu werden. Die Ursache dieses Aufschubs war vermuthlich die Einrichtung der vielen Ceremonien / Schau-Gerüsten und andächtigen Maskeraden, welche bey dieser Gelegenheit aufgeführet wurden. Der alte Churfürst und das

ganze

gantze Chur-Bayeriſche Haus wohnte dieſer glänzenden Ceremonie perſönlich mit bey. Alles was ich hier ſah, war herrlich; die Andacht vermengte ſich mit der Pracht und man wurde von beyden gerühret. Der Churfürſt hat ein majeſtätiſches Anſehen. Er wird von ſeinen Unterthanen ſehr geliebt, ob er gleich durch ſeine unglückliche Anhänglichkeit an Franckreich das Land ſtarck mitgenommen hatte. Doch das Land iſt ſo gut, daß es ſich bald wieder erholet; und das Volck iſt allzeit für ſeinen Fürſten eingenommen, wenn es ihn bey ſich hat. Nun beginnet ihn allmählig die Laſt der Jahre zu drucken. Er liebet zwar noch die Ergötzlichkeiten; aber ſie lieben ihn nicht mehr.

Der Chur-Prinz ſcheinet dermahleins Bayern ein gutes Schickſal zu prophezeyen. Er zeigt keine Haupt-Leidenſchaft; zum wenigſten hat ſich ſolche bey ihm noch nicht entdeckt. Er gehet natürlich in eine Sache ein, und nimt ſie an, wie ſie ihm voraeſtellet wird. Man ſiehet an ſeinem oeſterreichiſchen und ernſthaften Weſen, daß er unter der Vormundſchaft des Wiener Hofs iſt erzogen worden. Er dürfte aber bald Franzöſiſche Manieren bekommen; denn es ſind lauter Franzoſen um ihn. Die übrige Prinzen ſind alle munter, leutſelig und von einem guten Character. Die Höflinge ſind meiſtens von den beſten Reichsgräflichen und Freyherrlichen Häuſern, und machen einen groſen

sen Aufwand. Alles formiret sich nach dem Geschmack des Fürsten. Sitten, Lustbarkeiten, Kleider, Sprache, alles ist franzosisch; nur die Music ist noch italiänisch und eine der besten in Europa.

Eines nahm mich Wunder an diesem Hof: man ist an demselben noch zehenmal mehr römisch, als zu Rom selbsten. Die Bayern sind hertzgute Leute; aber blind-eifrig auf ihre Kirche. Sie können sich nicht einbilden, daß die Protestanten auch unter die Christen mit gehören: sie setzen sie ungefär mit den Türcken und Heiden in eine Classe; sie spendiren deswegen viel Geld darauf, wenn sie einen solchen Unglaubigen bekehren können. Man sagte mir, mit der grösten Höflichkeit von der Welt, daß es Schade um mich wäre, wann ich solte verdamt werden. Nun aber sey ausser der römischen Kirche keine Seligkeit zu hoffen.

Ich war unter andern mit einer alten Spanierin unterwegs auf der Land-Kutsche bekant worden, welche ein junges Frauenzimmer ins Closter bringen solte. Ein Emissarius apostolicus, der sich mit auf der Kutsche befand, solte das unschuldige Kind würdig darzu helfen zubereiten. Er schien mir ein schlechter Apostel zu seyn, zum wenigsten wuste er nicht viel aus dem Evangelio.

Es setzte unter uns allerhand scharfe Religions-Kämpfe. Niemand schlug darauf mehr

Ge-

Gedancken als die junge Schöne, die mir beſonders in Anſehung deſſen, was ich von dem Zwang der Cloſter-Gelübden erinnerte, ihren Beyfall mercklich zeigte. Ja ſie geſtund mir ſogar, als ſie allein mit mir zu reden kam, daß ich ſie in ihrem Vorhaben gantz irre gemacht hätte. Der Emiſſarius, der ſolches merckte, ſchoß mich darüber aus ſeinen braun-gelben Augen mit feurigen Blicken an.

Ich fande mich kaum einige Tage in München, ſo hatten ſich ſchon ein paar Jeſuiter nach mir erkundiget, von welchen mir die alte Spanierin geſagt hatte, daß ſie mich in ihre Bekantſchaft bringen wolte. Ich merckte bald daß die Sache einige Weitläuftigkeiten nach ſich ziehen könte. Ich packte deswegen meine kleine Ketzereyen hurtig wieder ein, und kehrte, nachdem ich den Hof, die Stadt und was ſonſt merckwürdiges in München war, geſehen hatte, über Nimfenburg nach Augsburg zurück.

Ich reißte von Regensburg aus zweymal nach Memmingen zu dem H. von Zoller; das erſtemahl um ſeinem Hochzeit-Feſt mit beyzuwohnen, welches aber, weil ſein Vater ſtarb, zurückgeſetzet wurde; das anderemahl, da ich nach meiner Zurückkunft in Regensburg, wegen eines gehabten Verdruſſes in dem ,,:: Hauſe, ſchnell von dannen wieder aufbrach und mich ſo lang bey dieſem vertrauten Freund aufhielt, bis ich meine weitere Verhaltungs-Briefe von Haus bekam.

Ich

Ich habe, wie Sie wiſſen, mit dem Hr. von Zoller in Halle ſtudieret, und mit demſelben in groſer Vertraulichkeit gelebet. Er war einer von den raren Freunden, die einen zum Guten anzuführen und von allen Ausſchweifungen zurück zu halten ſuchen; Er redete mit mir trocken und ungeheuchelt die Wahrheit. Ich hatte ihn dieſer ſeiner Redlichkeit wegen beſonders lieb. Er empfieng mich, in ſeinem Haus mit allen Kennzeichen eines guten Hertzens, und erwies mir ſo viele Höflichkeiten, als ſeine Umſtände ihm erlaubten. Weil er Hochzeiter war, und eine artige tugendhafte Braut hatte, ſo mangelte es nicht an täglichen Veränderungen.

Ich kan mich nicht entbrechen, weil ich im plaudern bin, Ihnen einige kurtzweilige Begebenheiten von hier zu erzehlen. Das ſchwäbiſche Frauenzimmer haſſet die Manns-Leute nicht, die Erziehung und Lebens-Art aber iſt in dieſen Ländern ſo beſchaffen, daß ſie nicht viel Umgang mit einander haben. Die Mütter ſorgen dafür, daß ihre Töchter Männer kriegen; die Töchter ſelbſt unterſtehen ſich nicht ſolche zu wehlen.

Ich fuhre einsmahln mit einer artigen Geſellſchaft von jungen Leuten auf das Land. Man hatte ihnen, weil die meiſten darunter Kinder von Raths-Herrn und Burgermeiſter waren, die Raths-Kutſche zu dieſer Spatzierfahrt anſpannen laſſen. Dieſe war ſo gros, daß zur

Noth

Noth der halbe Magiſtrat darinnen Platz haben konte. Mit einem Wort, es war ein rechtes Kutſchen-Gebäude. Unſere Geſellſchaft beſtund aus acht Perſonen; der Kutſcher ſaß zu Pferd und hatte vier Gäule vorgeſpannt, die die er wacker zuſammen trieb. Ich ſaß bey einer jungen und ſchönen Braut im Schlag, und hatte den närriſchen Einfall, daß ich gern dieſen groſen Kutſchen-Kaſten, der in Ketten und Riemen ſchwanckte, mögte umfallen ſehen, und bey der Braut, deren Ritter ich zu ſeyn die Ehre hatte, zu liegen kommen. Ich ſprang zu dem Ende aus dem Schlag und lies mich mit dem Kutſcher in ein Geſpräch ein. Jökelä, ſo heiſen dieſe Leute, hatte Verſtand vor zehen Schwaben; ich entdeckte ihm meine Abſicht; er lächelte; der Spaß gefiel ihm. Der Ehrgeitz mir ſeine Geſchicklichkeit zu zeigen, und die Hofnung ein gutes Trinckgeld zu verdienen, verſprachen mir alles. Ich ſetzte mich darauf wieder auf meinen Platz: Es währete nicht lange, ſo kamen wir an eine Anhöhe, wo die Kutſche im tiefen Gleiſe gieng. Jöckelä fluchte, und die Kutſche lag um. Ein ängſtliches Jammer-Geſchrei erfüllte die Gegend; der ſanfte Fall aber hatte niemand keinen Schaden verurſacht; denn Jöckelä machte ſeine Sache unvergleichlich. Auf den Schrecken folgte das Lachen, und wir muſten alle oben dem Schlag hinaus ſteigen, welches bey nahe die Höhe von einem kleinen Sockwerck war.

Ich

Ich sahe binnen denen drey Wochen als ich mich in Memmingen aufhielte, auch die sogenannte Meister-Sänger spielen. Dieses Schauspiel war überaus lächerlich. Die junge Handwercks-Bursche hatten sich in Helden und Schäferinnen verkleidet. Ein starcker Zimmermanns-Gesell stellte die Judith und ein anderer den Holofernes vor. Alles lies sehr ernsthaft und die Vernunft gaukelte unter diesen Aufzügen hervor, wie des Scarron Eneas in dem verstellten Virgil. Unter andern wackern und gelehrten Männern lernte ich auch den Pfarrherrn *** kennen. Dieser muntere und aufgeweckte Geistliche bezeigte mir viele Freundschaft. Er spricht das französische nach teutscher Mundart aus, und so wie man es schreibet. Er las mir ganze Blätter in dieser Aussprach mit einer schnellen Zunge daher, und man muß sehr ernsthaftig seyn, wenn man nicht überlaut lachen soll. Er hatte die Gefälligkeit ein kleines à l'hombre mit mir und dem Hr. v. Zoller zu spielen, doch verbate er sich immer, daß ich nicht mögte sagen, der Herr Pfarrherr ist bête. Dann eine Bête und ein Pfarrherr schickten sich nicht wohl zusammen. Dieser Geistliche ist im übrigen ein Mann von nicht gemeiner Gelehrsamkeit und Einsicht. Er besitzt eine schöne und auserlesene Bibliotheck, worunter viele französische Bücher, Romanen, belles Lettres, &c.

Von Memmingen aus besuchte ich in Begleitung des Hrn. v. Z**. die beide erste Prela-

turen Müncherode und Otto-Bayern. Wir wurden darinnen aufs beste empfangen und bewirthet. Wir thaten auch zusammen eine Reise nach Kempten, und besahen daselbst die fürstliche Abtey. Hier ist das rechte Land der Kirche, wo man das Gedächtniß der Heiligen würdig feyert und ihnen zu Ehren gut ißt und trincket. In der Carthauß bey Memmingen, wohin wir uns auch ein paarmahl verfügten, lebte man zwar etwas strenger und mässiger, allein man wuste darinnen die Fische eben so gut zuzurichten, als in andern Clöstern das Fleisch. Man siehet in diesen fruchtbaren Ländern allenthalben die reichste Clöster und die lustigste Pfaffen. Wären diese Leute nicht Thoren gewesen, wenn sie denen Fürsten zu gefallen, hätten wollen lutherisch werden, damit diese grose Herrn, die sich alles ohnedem anmassen, auch ihre fette Pfründen zu ihren Tafel-Gütern gezogen hätten? Gewiß der Doctor Luther war ein schädlicher Mann für unsern teutschen Adel. Ich kenne Edelleute, die unter ihren Vorfahren die reichste Bischöffe und Prelaten zehlen, und die jetzo froh sind, wann ihnen der Fürst eine Fahne gibt, damit sie sich mit Ehren todt schiesen lassen können. Die Einziehungen der Stifter und der Klöster hat demnach bey uns den Adel sehr herunter gebracht und denselben seiner grösten Vorzüge und Hoheit beraubet; da im gegentheil die protestantische Fürsten dadurch sind mächtig worden.

Ich

Ich hatte in Augsburg den Herrn von Veiser, mit welchem ich auch in Halle bekant war, ersucht, mir ein Quartier auser dem Wirthshaus, für ein paar Wochen zu miethen. Ich war aber nicht wenig verwundert, da er bey meiner Ankunft mich, mit der höflichsten Art von der Welt in seines Herrn Vaters Hause brachte, und mich bat, mit dieser Herberge vorlieb zu nehmen. Aus diesem uralten Patricien-Geschlecht hatte ehedessen Hertzog Ferdinand von Oesterreich die schöne Velserin geheurathet, welche Liebe Hofmannswaldau in seinen Helden-Briefen unter dem Namen des Hertzogs Tugenand und Zuchtheimine sehr zierlich besungen hat. Der gantze Stamm-Baum dieses sehr alten Geschlechts, war in dem Saal, wo ich schlief, aufgehänget, und ich muß bekennen, daß er mich ziemlich in den teutschen Geschichten mittler Zeiten herum wies.

Ich war in Augsburg auf eine grose Hochzeit, welche auf der Geschlechter-Stube gehalten wurde, eingeladen. Die Augsburger Junckern sind nicht so eckel wie in Franckfurt und Nürnberg; sie vermengen ihr adeliches Blut auch mit andern burgerlichen Geschlechtern; hieraus entspringen die Vermehrer der Geschlechter: Der Hochzeiter hies Brandhofer und die Braut, welche eine Geschlechterin war, Jungfer Höselin. Die Fräulein sind hier bey dem städtischen Adel noch nicht Mode. Die ansehnlichste Leute von Augsburg waren mit auf diesem Hoch-

zeit Feste. Abends bey dem Tantz erschienen, nebst einigen fürstlichen und gräflichen Personen, auch die dasigen Stifts-Fräulein. Religion, Stand, Alter, Geschlecht, alles wurde hier zusammen im Tantz vereiniget; alles hüpfete und sprang hier untereinander, daß es ein Lust mit anzusehen war.

Ich muß im übrigen den Herrn Schwaben das Recht wiederfahren lassen, daß sie sehr höfliche und gutartige Leute sind. Es fehlet ihnen auch weder an Geist noch Geschicklichkeit, wie solches ihre Erfindungen und Kunstwercke sattsam zeigen; sie haben aber dabey etwas gezwungen-lächlendes, das ihnen ein zweydeutiges Ansehen giebt, und sie unter den teutschen Völckern unterscheidet.

Ich reißte über Augsburg und Memmingen nach Ulm. Ich sahe in dieser vornehmen Reichsstadt nicht viel merckwürdiges, ausgenommen die Vestungs-Wercke. Diese sind schön und werden auch wohl unterhalten. Die Stadt an und für sich selbst, ist schlecht gebauet. Die Häuser sind fast durchgehends von Holtz und Leimen, auch theils mit Schiefer-Steinen oben und unten bedeckt, welches sehr traurig lässet. Da man im Gegentheil zu Augsburg und Nürnberg die halbe Bibel an den Häusern gemahlet siehet. Die Lage von dieser Stadt ist sehr angenehm, und der Boden daherum fruchtbar; Ich mögte wissen, wo das Sprich-

wort

wort herkäm: Auf ihn, er ist von Ulm. Ich hatte in Ulm so viele Weichsel-Kirschen gegessen, daß mich unterwegs, da ich die Post auf Nördlingen ritte, ein grausamer Durchbruch überfiel. Ein altes Weib in Nördlingen, auf dem Posthaus, gab mir Theriac, welcher aber so abscheulich wirckte, daß ich zwischen Nördlingen und Oetingen des Tods zu seyn glaubte. Ich lage in einer Calesche und grimte mich wie ein Wurm in den entsetzlichsten Schmertzen; man hub mich zu Oetingen halb todt aus der Kutsche, und brachte mich zu Bette. Ich befahl mir grünen Thee zu machen und tranck ihn so starck und so warm, als ich konte; Ich schlief darauf einige Stunden, nahm ein halb dutzend gerührte Eyer zu mir und befand mich auf diese selbst erdachte Artzney so gut, daß ich meine Reise nach Nürnberg wiederum zu Pferd mit leichtem Rennen fortsetzen konte.

Ich hielte mich diesesmahl in Nürnberg nicht lang auf, sondern reiste über Bamberg, Coburg, Neustadt, Saalfeld, Rudelstadt, nach Jena.

Was man Ihnen von diesem Ort gesagt hat, ist meistens die Wahrheit; Er liegt in einem Winckel und hat ein trauriges Ansehen. Apollo muß dazumahl nicht bey gutem Laun gewesen seyn, als er diesen Ort zu einem Musen-Sitz erwehlet hat. Die meiste Studenten tragen grose, lange, schwartze Degen, in Form der

Spieſen, welche ihnen im gehen hinten nach ſchleifen; wenn ſie einen anſehen, ſo ſcheinen ſie einen gleichſam zu fragen, ob ſie vom Leder ziehen ſollen; ſie haben die Hand ſtets an dieſem Eiſen und grüſen niemand, als ihre Bekannten. Schuhe, Strümpf und Kleider ſind von übler Beſchaffenheit, weil ihre Philoſophie ſich nicht um ſolche Kleinigkeiten bekümmert. Alles dünſtet bey ihnen von Toback und Bier und Brandewein. Sie ſchwermen Tag und Nacht, und halten öfters ihre Banckete öffentlich auf dem Marck. Sobald ſie ein wenig betruncken, ſo überfält ſie auch der Helden-Geiſt: ſie entblöſen ihre blancke Degen, und hauen, und ſtechen ſich einander herum, nicht anders, als ob ſie die wichtigſten Urſachen von der Welt hätten, ſich einander die Hälſe zu brechen. Solte man ſagen, daß man unter geſitteten Völckern, einer ſchwermenden Jugend eine ſo ungemeſſene Freyheit verſtattete?

Auſer dieſen ſogenannten Schmaus- und Rauf-Renomiſten finden ſich ſonſt auch viele artige und wohl gezogene junge Leute auf dieſer Univerſität, welche aber ſtets der Gefahr unterworfen ſind, jenen unter die Hände zu gerathen. Auch hat es hier nie keinen Mangel an gelehrten und vortreflichen Lehrern gehabt; Allein es mag wohl hier das gemeine Sprichwort gelten:

Qui proficit in litteris et deficit in moribus
Plus deficit quam proficit.

Halle den 14. Aug. 1716.

IV. Reiſe.

Von Halle durch Sachſen, Brandenburg, Schleſien und Mähren nach Wien u. ſ. w.

Weil Sie, mein Herr, an meinen Erzehlungen einiges Vergnügen finden, ſo will ich damit fortfahren.

In Halle ſahe ich vor meiner Abreiſe die da herum gelegene Höfe und Städte, als Merſeburg, Weiſſenfels, Naumburg, Zerbich, Cöthen, Leipzig, Wettin, Eisleben und andre Orte mehr.

Zu Eisleben zeigte man mir die Reliquien des ehrlichen D. Luthers. Das Gedächtnis dieſes groſen Mannes war bey mir in Ehren, aber die Raritäten, die man uns noch in ſeinem Geburts-Ort von ihm zeigte, bedeuteten nicht viel. Sie beſtunden aus verſchiedenen Schildereien, einem Pult von einem Schwanen unterſtützet, einem Küſſen, darauf er ſoll kniend ge-

betet haben und dergleichen. Das letztere war mit schwartzen Taffend überzogen, davon die Helfte bereits war weggeschnitten worden. Man hatte mir und meinem Reisgefährten dem Hrn. v. Groeben auch ein Stück davon für ein Trinck-Geld in Gröse eines Zahn-Plasters verehret. Ich habe aber vergessen, wo für es gut seyn soll. So viel weis ich, daß ich viel auf D. Luther, aber nichts auf dergleichen Dinge halte, durch welche der liebe Aberglaube und der heilige Betrug in die Welt gekommen ist. Es ist glaublich, daß man dem Küssen des D. Luthers schon manchen neuen Ueberzug werde gemacht haben, weil die Stücke davon so einträglich waren.

Die Steinkohlen zu Wettin werden zu der Salz-Sud in Halle gebraucht. Man langet sie gleich den Ertzen, aus den Gründen. Diese Bergwercke liegen in der Grafschaft Mannsfeld, und sind ergiebiger als viele Gold- und Silber-Minen. Ich fuhre dahin in Gesellschaft einiger guten Freunden. Einer davon war sehr dickleibig und steif von Gewächse. Wir steckten uns alle in Bergmanns-Kleider, und verfügten uns, ein jeder mit einer brennenden Kerze in der Hand, in die Gruft. Hin und wieder waren sehr enge Pässe, wo man durchkriechen muste. Unserm wohlbeleibtem dicken Bruder stunden diese unterirrdische Spazier-Gänge nicht an.

Wir waren schon eine gute Viertel Wegs durch lauter Klippen und Hölen in dieser Un-

tern

tern-Welt fortgewandert, als wir in den Schacht kamen, wo die Bergleute arbeiteten. Es schwindelte einem von unten hinauf zu sehen. Dem ohngeacht so trieb die Angst unsern mastigen Reiß-Gefährten am ersten auf die Leiter, weil er glaubte, daß es ihm unmöglich wär den vorigen Weg wieder zurück zu nehmen. Er hatte noch kaum 40. Stufen unter Aechsen und Krächsen erstiegen, so schrie er um Gottes willen, man mögte ihn halten. . . . Urtheilen Sie von unserm Schrecken: wir andre waren alle auf der Leiter gleich hinter ihm drein. Hätten seine Hände den schweren Cörper fallen lassen, so hätte er uns mit sich in die Grube gestürzet. Es war in der That ein verwegenes und unvorsichtiges Klettern! Zum gröſten Glück war einer von den geschwornen Bergleuten gleich hinter ihm drein, der ihn aus allen Kräften unterstützet und bis auf einen bretternen Absatz brachte, wo er sich niederlies und ausruhete. Ich und meine Reisgefährten krochen unterdessen ihm hurtig durch die Beine durch und hatten uns glücklich herausgearbeitet. Einer spielte dabey dem andern, der ihm folgte, mit dem herabtröpflenden Wasser den Unrath von seinen Schuhen auf die Nase. Der dicke Bruder wurde endlich auch heraufgebracht, und machte eine jämmerliche Figur.

Nachdem wir also die Tiefen der Erde durchwandert hatten, begaben wir uns auch auf die Höhen des heil. Peters-Bergs. Wir sahen da-

ſelbſt ein prächtiges Geſicht in einem weit ſich ausbreitenden flachen Erd-Strich, nebſt verſchiedenen Grab-Städten, Alterthümern und dergleichen. Sonſten iſt dieſer Berg mehr ein Hügel als ein Berg zu nennen. Alle Sachen in der Welt ſind gros und klein, nach dem Maas des Gegenſtandes.

Ich thate von Halle aus eine Reiſe über Eulenburg und Meiſſen nach Dresden. Alles, was ich hier ſahe, ſetzte mich in eine entzückende Verwunderung; inſonderheit der neu-angelegte Zwinger-Garten. Von da fuhre ich über Görlitz und Strela nach Torgau. Der König war damahls in Pohlen, die Königin aber hält an dieſem letzten Ort Hof. Sie hat ein majeſtätiſches Weſen und zeiget durchgehends, daß ſie die Gemahlin des prächtigſten Königs unſrer Zeiten iſt. Sie ſah noch ſehr wohl aus; allein ziemlich ſpröde und wenig aufgeräumt. Sie hatte die Princeſſin von Bayreuth, ihre Nichte, bey ſich zur Geſellſchaft, die ſehr aufgeräumt war und aus munterern Augen ſahe. Ueberhaupt war an dem Hof zu Torgau wenig Freude.

Den 1. September reißte ich von Halle nach Berlin und kehrete allda bey Vincentz ein: ein Gaſthof, wo täglich nicht allein allerhand Fremde, ſondern auch viele Herrn von Hof ſpeiſeten, mit denen man hier ſowohl als mit den artigen Töchtern des Wirths, die à la françoiſe

çoise ihre ordentliche Gesellschaften hatten, bekant werden konte.

Berlin ist ein überaus schöner und angenehmer Ort. Es sind wenig Städte in der Welt, die so wohl angelegt sind und einem Fremden so freundlich in die Augen fallen; allein man muß in der Stadt bleiben, dann die Gegend daherum hat wenig reitzendes. Auf der einen Seite sind Sand-Hügel und auf der andern ist ein Tannen-Wald; die Ufer der Spree und die daherum liegende Gärten haben allein noch etwas angenehmes; der schönste Prospect ist Berlin selbst.

Im übrigen ist es für einen so grosen Hof, ziemlich still und ich sahe wenig mehr von demjenigen Glantz und Pracht, von dem ich sonsten so vieles hatte reden hören. Man war hier gleichsam, wie geschreckt und furchtsam. Man sprach von nichts als von den Unternehmungen des Königs, die Haushaltung noch immer mehr und mehr einzuziehen, und noch mehr Truppen auf die Beine zu stellen. Diese machten allein den Glantz des preussischen Hofs; und ich glaube, daß man in dieser Art eines Königlichen Prachts nicht seines gleichen findet.

Von Berlin gieng ich nach Franckfurt an der Oder. Ich besuchte hier den berühmten Rechts-Gelehrten, den geheimen Rath Coccejum. Dieser ehrwürdige Greis hatte den besten

Caracter von der Welt; er konte aber doch seine kleine Eifersucht gegen Thomasium nicht bergen. Ich gieng auch aus Neubegierde zu dem seltsamen Professor Ebertus. Ich fande in der That, daß er die Gelehrsamkeit und die Thorheit in einem hohen Grad mit einander verbunden hatte.

Franckfurt an der Oder ist eine schöne und wohlgebauete Stadt. Die Gegend daherum ist eine der fruchtbarsten in der Marck Brandenburg. Es lies sich hier wegen der schifreichen Oder eine trefliche Handlung anlegen; allein die übertriebene Accise und Auflagen lassen dergleichen Anschläge nicht zu Stand kommen. Erstlich muß der Kaufmann gewinnen, bevor der Fürst davon den Nutzen ziehen kan.

Von Franckfurt an der Oder nahm ich meinen Weg über Zibichen, Grossen, Grimberg, Neustadt, Lüben, Parchwitz und Neumarck nach Breslau. Ich hielte mich hier in die 7. Wochen lang bey meines Vatern Bruder, dem Herrn von Loen auf.

Breslau ist eine der grösten, volckreichsten und prächtigsten Städte in gantz Teutschland, und der wichtigste Handels-Ort von allen Oesterreichischen Ländern. Die Künste und Wissenschaften sind hier eben so wohl zu Haus. Hier werden insonderheit die treflichste teutschen Poeten gezeugt. Diese Leute sind gern in fruchtbaren Ländern, wo der Ueberfluß, die Schwelgerey und eine sinnreiche Wollust herrschen.

Doch

Doch ich weis nicht wie es zugehet, daß die schönen Künste und Wissenschaften hier zu Lande nicht in den reichen Stiftern und Clöstern sich finden, da man doch in solchen an guter Nahrung keinen Mangel hat. In Franckreich und in Italien sind die gelehrteste Leute in dergleichen Stiftern; wie daß diese bey uns in Teutschland keine gedeilichere Einflüsse auf die Musen haben? Man weiß keinen einzigen berühmten teutschen Poeten, den die Catholische Kirche gezeuget hat. In ungebundener Rede sind mir auch fast keine bekant, die sich im teutschen über die gemeine Schreibart erhoben hätten, so grose Redner sie auch sonst in der lateinischen Sprache unter sich gehabt haben. Was mag doch davon die Ursache seyn? Die Religion kan unmöglich diese verschiedene Fähigkeiten in Ansehung der teutschen Sprache veranlassen. Luft und Leben-Art sind auch einerley. Es muß also die Schuld in andern Verhaltnissen gesucht werden.

Ich sahe in Breslau einige Clöster, welche schöne Bibliothecken haben; insonderheit fande ich eine bey den Herrn Vincentinern, die sehr zahlreich ist. Ich vermeinte bey ihnen etwas von alten, raren Schriften zu entdecken; allein sie zeigten mir die Merianische Topographien und das Theatrum europæum Da ich nun darüber keine Verwunderung blicken lies, so nöthigte mich ihre Höflichkeit ihnen einsmal nach der Mittagsmahlzeit zuzusprechen. Da sie

mir

mir ihre ungarischen Folianten im Keller zeigen und aufschlagen wolten. Ich zweiffelte nicht, daß ihnen die rare Autores hier besser bekannt seyn würden; hingegen fande ich hier am Rector Crantz, Pr. Hancke und Professor Stiefen sehr gelehrte Männer.

Abentheuerliche Ritter und herum irrende Spieler geben es in Breslau die Menge. Man wird ausser den grosen Hofplätzen nicht leicht einen Ort in Teutschland finden, da man mehr Fremde, mehr Adel, mehr geputzte Leute, mehr Kutschen und Pferde und mehr Windmacher siehet. Man solte sagen, daß diese letztere hier zu Hause wären.

In der That kan man sich kaum einbilden, wie weit die Einwohner in dieser Stadt die Narrheit der Titel und des Adels treiben. Hat etwan ein Kaufmann, oder Goldarbeiter, oder Kretschmer, oder Vieh-Händler einige tausend Thaler glücklich erschachert, so reisen etliche hundert davon nach Wien, um sich das theure Von mit doppelt gehelmten Wappen und einem Ahnen-Register von vier bis acht geadelten Vorfahren zu beschreiben. Man findet deswegen hier die gnädige Fräuleins fast in den Cram- und Härings-Buden.

Ich sahe die gnädige Frau von ... in einer mit schwartzen Tuch überzogenen Trauer-Kutsche fahren, und die Farben aus der Heraldic

raldic auf den Achsel-Bändern ihrer Bedienten herum flittern, weil ihr Herr gestorben war. Dieser vornehme Cavalier war in seiner Jugend ein Zapf-Jung in einem Bier-Hauß gewesen: Hernach wurde er ein Krämer, darauf ein Kaufmann. Endlich wuste er nicht mehr, wo er mit dem Geld hin solte; Er kaufte sich deswegen in der Nähe ein Rittergut; und wurde ein Herr von und zu. Sein Freyherrliches Wappen, welches auf der schwartzen Kutsche mit Gold und Silber und Zinnober glänzend in die Augen schimmerte, prangte mit 3. Helmen, 8. Schildern, und einem Mittel-Schild, worinn ein Bierkrug zum Andencken des hochadelichen Herkommens, demüthig-bescheiden war beybehalten worden.

Ich sahe darauf in einem Concert noch eine andere gnädige Frau, von einem überaus prächtigen Ansehen. Sie erschien in einem rothsammten Talar mit Hermelin ausgeschlagen, und wurde von einem über und über mit Gold beblechten Cavalier geführet. Ich stunde hurtig auf, ihr meine Ehrerbietung zu bezeugen, und man sagte mir, daß sie eine Gasthalterin, oder wie man diese Leute in Breslau nennet, eine Kretschmarin war, deren Mann sich hätte adeln lassen. Ich muste bekennen, daß sich die Frau gut zum Adel, aber der Adel nicht zum Wirths-Krug schickte.

Ich besuchte unter andern auch den Herrn

von

von B. . . um seine Gemählde zu sehen. Dieser hatte vor diesem mit Stockfisch gehandelt, nun aber sich in des H. R. Reichs Ritterstand erheben lassen. Er fähret auf einem vergoldeten Phaeton, auf welchem er einem triumphirenden römischen Burgermeister glich. Ich genoß selbst einmal die Ehre, daß er mich mit diesem prächtigen Geschirre zu einer Spatzierfahrt abholte. Die Wache an den Thoren stellte sich darüber ins Gewehr, und Ihr Gnaden liess derselben für diese Höflichkeit ein Geschenck reichen.

Ein andrer neugeschaffener Edelmann und Liebhaber von Gemählden, Kupferstichen und Büchern, von welchen er selbst am wenigsten verstund, zeigte mir unter andern Raritäten, die sein in der That kostbares Cabinet ausfüllten, sein eigenes Ebenbild in Lebensgröse von Kopetzky gemahlet. Ich hätte es für eine Majestät angesehen, wann er mir nicht gesagt hätte, daß er es seyn solte.

Ich würde nicht fertig, wann ich Ihnen alle die abentheurliche Ritter, die ich in Breslau angetroffen habe, nach dem Leben schildern solte. Ich hätte einen grosen Lusten, noch einmal eine Comödie darüber zu verfertigen. Ich glaube, daß mir die Erfindung nicht viel Mühe kosten solte, das Lächerliche in seiner eigentlichen Natur vorzustellen.

Dieses

Dieſes einzige muß ich noch erinnern, daß der alte und ächte Schleſiſche Adel mit dieſen Tonnen-Junckern und Pfeffer-Säcken, wie er ſolche ſpottsweiſe betitelt, ſich nicht leicht zu vermengen pflegt. Doch ſieget auch hier zuweilen das Geld, und es geſchiehet manchesmahl, daß eine gut adeliche aber dürftige Fräulein einem wohlhabenden Georg Dandin in die Arme geleget wird; wodurch alſo die Ahnen, wenigſtens von der einen Seite in die Familie kommen. Es äuſert ſich aber dabey auch insgemein dieſes Uebel, daß der alte Adel, zumahl, wenn er recht ausgehungert iſt, nicht ſelten den neuen auffrißt.

Wann Sie mehr von dieſer Materie leſen wollen, ſo finden ſie die luſtigſte Begebenheiten davon in einem eignen Roman zuſammen getragen, welcher den Titel führet: der Edelmann. Das Buch hat ſich ſehr rar gemacht, und ſoll den Herrn von Tſchirhauſen zum Verfaſſer haben.

Den 29. Oct. reiste ich mit einer beſonders gedungenen Kutſche von Breslau nach Wien. Ich hatte zur Reisgeſellſchaft die Fr. von Kitliz, ihr Cammer-Mägdgen und einen oeſtreichiſchen von Adel, Namens Kitzenſtein. Die Fr. von Kitliz war lutheriſch und dieſer römiſch. Wir vereinigten aber, als ehrliche Leute, gar bald unſere 3. verſchiedene Religionen. Wir ſahen leicht, daß wir nicht Schuld an dem

Zwiespalt unserer Geistlichkeit waren. Ein Tag beysammen in einer Kutsche macht eine Bekantschaft von einem ganzen Jahr. Meine Reisegefärten waren belebte vernünftige Leute, die im Grund auch Gottesfurcht hatten. Wir sangen einerley Lieder und schalten auf diejenige, die den Unterschied der Religionen erdacht hatten, da Christus doch nur eine einzige und dabey die Liebe und den Frieden lehret. Wir reiseten also zusammen sehr vergnügt. Ich glaube, wann alle Menschen von einer guten Gemüths-Art wären, so könte man eben so friedlich mit einander durch die Welt kommen. Allein was verursacht nicht der blinde Religions-Eifer für Unheil und Feindschaft unter uns armen Sterblichen, die so wenig wissen und doch so kühn urtheilen?

Mein Oheim hatte mit dem Kutscher gedungen, daß er den Weg über Neustadt nehmen müste, wo er seine Güter hat. Wir kamen über Grotkau und Neiß erstlich den dritten Tag nach besagtem Neustadt; der dasige Verwalter bewirthete uns aufs beste.

Wir reiseten darauf über Jägerndorf, Freudenthal, Sternberg, Ollmütz, Brelitz, Rausnitz, Nimschitz, Niclasburg, Willersdorf, und kamen endlich den neunten Tag glücklich nach der berühmten Kayserts-Burg Wien.

In der sogenanten hohen Leite, einem auf den Gräntzen von Pohlen, Ungarn und Mähren

ren gelegenen Wald, hatten wir einen kleinen Schrecken. Di. se Gegend ist von langen Zeiten her ein Auffenhalt der fast nicht auszurottenden Strassen = Räuber und Strauch = Mörder gewesen. Die uns von Wien entgegen kommende Fuhren schreckten uns durch allerhand traurige Geschichten von Plünderungen und Mordthaten. Je näher wir dem Gehölze kamen, desto gröſſer wurde unsre Furcht.

Kaum waren wir darin angekommen, so sahen wir aus dem Gebüsche allerhand bewafnete Leute springen. Es war solches die Land-Militz, welche daselbst die Wache hatte und ein Trinckgeld forderte. Die Frau von Kitlitz aber meynte nichts anders, als es wären Strassen-Räuber und sanck darüber in eine Ohnmacht, von welcher wir Mühe hatten, sie wieder zurecht zu bringen.

In Wien fande ich die grose Welt beysammen. Alles wimmelte hier von Volck. Die Strassen waren immer mit Kutschen und Pferden und Menschen bedeckt. Man sah allerhand Völcker und Trachten. Die Vorzimmer des Kayſers, die an und für sich selbst nichts prächtiges hatten, waren gegen Mittag mit grosen Herrn, Edelleuten und Fremden angefüllet. Alles beugte sich vor der Majestät des römischen Kayſers. Hier waren die Grosen selbst klein. Der Mensch aber schien einerley.

Ich hatte verschiedene Empfehlungs-Schreiben mit nach Wien gebracht, unter andern auch an die Baronessen Ballerini und Endten, allein weil bey ihnen wie allenthalben in den Gesellschaften starck gespielet wurde, so entzog ich mich derselben und suchte meine Zeit mit gelehrten und andern artigen Leuten zuzubringen. Ich besuchte dabey die Schauspiele. Es wird in Wien ein ungeheures Geld erfordert, wenn man auch nur ein wenig unter dem Adel erscheinen und sich nicht verdächtig machen will als ob man von der herumirrenden Ritterschaft sey. Wer im übrigen in Wien nur Geld hat, und ein wenig Figur macht, der ist von Adel, und darf weiter seine Ahnen nicht beweisen. In der Menge gilt ein jeder so viel er sich ein Ansehen geben kan.

Es war kurtz vor meiner Ankunft in Wien der junge Ertz-Hertzog, dessen Geburt unbeschreiblich viele Freuden- und Lust-Feste verursacht hatte, gestorben. Man schien darüber eben so betrübt. Allein man ist nicht gern lang traurig an den Höfen. Die Lustbarkeiten hatten nach einigen Wochen wieder ihren Fortgang, und man genoß ihrer mit eben einem so unbesorgten Hertzen als vorher. Der Todt des jungen Ertz-Hertzogen wurde der allzufrühen Entwöhnung, worzu die Aja und der Leib-Artzt Carelli * soll ge-

* Dieser Carelli wurde nachgehends erst noch ein grosser Mann bey Hof und stund bey dem Kayser in gro-

gerathen haben, zugeschrieben. Wie solches unter andern folgende Reimen, die man an verschiedenen Orten in Wien angeschlagen fand, bezeugen.

Grabschrift.

Die Freude Oesterreichs der Länder Hofnungs-Sohn
Hat durch das Gylsen-Geschmeiß sein Lauf zu früh geendet.
Und da Printz Leopold kaum fänat zu leben an,
Hat seinen Geist dem Todt Gar-ellend zugesendet.
Viel Köpf, viel Sinn, sagt man, wenn Unglück Geisel flicht.
Besonders wo ein Weib die Hand zu weite führet.
Diß Sprichwort hat auch dich, du Oesterreichs Geschlecht!
Biß auf das Marck und Bein, mit einem Weib gerühret.
Die böse Furien-Brut! ihr Eigensinnigkeit,
Bey dir Durchlauchtigster, wolt auf die Spitze stellen.
Jagt Säug-Am, Heb-Am weg, und wolt dich vor der Zeit

grosen Gnaden. Man hat also nicht Ursach, dem Geruchte des Pöbels allemal zu trauen. Carelli war ein gelehrter Mann und Bibliothecarius, welche Stelle ehedessen der berühmte Lambecius begleitet hatte.

Mit abſpehn und Gewalt ſchon faſt einjährig zehlen.
Wie aber Apfels Frücht vom Stamm zu früh gebracht
Erfaulet und verdirbt, eh noch der Kern ſich reifet.
So iſt es dir geſchehn, da man dich fruchtloß macht,
Eh noch dein Zahn und Kern zu ſeiner Reifung greifet.
Man ſahe dich noch jüngſt auf deiner Todten-Baar
Mit lächelndem Geſicht des Natters lachen.
Was hätteſtu nicht erſt bey reifen Lebens-Jahr
Für Länder, Troſt und Sieg, uns Teutſchen können machen.

Den 6. Nov. 1716. fand man folgendes an allen Kirchen in Wien angeſchlagen. Carelli muſte darüber flüchtig werden; die Aja aber bey Hof ihre Sicherheit ſuchen.

Auf getreue Vaſallen!
Ertz-Hertzog Leopold, Printz von Aſturien iſt todt.
Wie iſt er dann geſtorben?
Ja, die Aja hat Ihn verdorben,
Worzu auch gerathen, Carelli Thaten.
Ey nun verfluchte Uebelthäter,
Mörder unſeres Leopolds!
Fort mit euch an Galgen und Räder,
Weil ihr Oeſtreich nicht ſeyd hold;

An

An Euch wollen wir uns kühlen,
Ihr solt unsre Rache fühlen.

» Morgen wollen wir auf dem neuen Marck un-
» sre Versamlung nehmen, wo unser liebster Erz-
» Hertzog begraben liegt, von dort ausgehen, un-
» sre Rache suchen an denjenigen, die Ihn umge-
» bracht haben.

Ich bekame hier Bekantschaft in dem Hause des englischen Bottschafters, und war entschlossen mit ihm, als Edelmann von der Gesandschaft, nach Constantinopel zu gehen. Nichts schmeichelte mehr meiner kleinen Eitelkeit und der unersättlichen Begierde fremde Länder zu sehen. Dieser Gesandte war der Lord Worsley Montagu; er solte als Mittler von der Cron Engelland den Frieden zwischen dem Käyser und der ottomannischen Pforte völlig zu Stande bringen. Die Frau Bottschafterin hatte einige Gnade für mich, und der Gesandschafts-Secretär, Herr Bretton, gab sich die Mühe, sowohl als der englische Resident Herr von Reck, die Sache zu meinem Vortheil bestens einzurichten. Die Frau Bottschafterin ist eine Base des Hertzogs von Marlborough. * Sie ist von einer

* Sie ist eben diejenige, welche nach ihrer Zurückkunft in Engelland, sowohl wegen ihrer Artigkeit als wegen der Einäugelung der Kinder-Blattern, welche Kunst sie aus der Türckey mitgebracht, berühmt wurde; wie davon der XI. Brief des H. v. Voltaire sur les Anglois, nachzulesen ist.

ner ungemeinen Lebhaftigkeit: jung, feurig, verschwenderisch, und liebt alle Lustbarkeiten ihres Geschlechts.

Der Lord Montagu im Gegentheil ist ein ernsthafter, sauersichtiger und verdrieslicher Mann, dem der englische Milz viel zu schaffen macht, ob er gleich in fremder Luft und bey unzehlichen Veränderungen eines der gröſten Höfen in der Welt Gelegenheit genug hätte, denselben ein wenig abzuschleimen. Er siehet mit düstern Blicken aus einem hagern braungelben Gesicht um sich her. Sonst ist er von einer ansehnlichen Länge; allein steif in seinen Wendungen und wenig angenehm von Geberden. Kurtz, seine Figur wird den Engelländern in der Türckey keine groſe Meynung von ihrer Völckerschaft beybringen. Seine Halsbinde, die ihm lang gefalten vorn auf dem Kleid herunter hänget, und seine dunckle Perücke giebt ihm mehr das Ansehen eines Schulmeisters als eines königlichen Abgesandtens. Doch, dieses will nichts sagen; Er gehet deswegen nicht nach Constantinopel um den Türcken die englische Mode zu zeigen.

Es sind jetzo in Wien allein dreyerley Schauspiele. Eine teutsche und italiänische Comedie und eine prächtige Opera bey Hof. Die teutsche heist man den Hanswurst; diese Schaubühne ist von den Unflätereyen noch nicht gereiniget. Die meiste Stücke, die hier aufgeführet werden, wollen nicht viel sagen; dem ohnge-

acht

acht so versamlet sich bey dieser Kurtzweil alle Abend eine Menge des hohen und niederen Adels, weil es auf dieser Bühne etwas rechts zu lachen giebt; davon die Wiener grose Liebhaber sind. Die italiänische Bande bestehet aus Seil-Täntzer, welche nach vollendeten Gaukeleyen jedesmal ein Lustspiel vorstellen. Der Zulauf von Fremden und Stands-Personen ist in dieser bretternen Hütte ungemein; denn es sind in Wien viel müssige Leute, denen die Zeit lang wird. Prinzessinnen und Gräfinnen giebt es hier von allerhand Gattung. In der Opera aber siehet man den Hof und den gantzen reichen Adel zusammen in vollem Glantz. Die Schaubühne ist schön, gros und prächtig: sie soll nicht ihres gleichen haben. Die Kleider und Juwelen der Spielenden sind alle ächt: das Auge erstaunt über alle Reichthümer und Herrlichkeiten der Welt, die es hier, vor und auf der Bühne erblicket. Zwey bis dreyhundert gewafnete Männer zeigen sich längst denen Maschinen und lassen doch noch Raum genug vor die Spielende. Der Käyser, die Käyserin und die beide Josephinische Prinzessinnen, sitzen gleich zur Erde hinter dem Orchester; bey jedem Sitz stehet ein Licht, damit die Majestäten und Hoheiten lesen können was gesungen wird. Die Opera ist in italiänischer Sprache und auf der einen Seite ins teutsche übersetzt mit beygedruckt; diese Uebersetzungen aber lauten oft gantz unerträglich. Man sagt, daß die Opera, welche diesesmahl der Käyserin zu Ehren auf ihrem Ge-

burts-Tag aufgeführet wurde, den Kayſer über hundert tauſend Thaler koſten ſoll. Sie wurde aber vielmal geſpielet, und die fremde Sängerinnen, die man dazu aus Italien beſchrieben, dürften wohl auch noch das Carneval in Wien halten. Dieſe Opern-Prinzeſſinnen koſten etwas rechts zu unterhalten, und werden ihrem Rang gemäs wenigſtens hochgräflich tractiret. Sie ſingen nicht um Sold und Lohn. Sie nehmen mit einem ſtandsmäſigen Unterhalt und einem Geſchenck, welches nicht ſelten unter 2 bis 3000. Ducaten zu ſeyn pfleat vorlieb, ohne was ſie ſonſt von andern fürſtlichen Perſonen verehrt bekommen, wann ſie ſich ſo weit demüthigen, und einmal in ihren Häuſern ſich hören laſſen. Die italiäniſche Sayten ſind auch in Wien ſehr hochgeſtimt. Ein mittelmäſiger Violiniſt ſtehet hier zu 2 bis 3 tauſend Gulden, und wann er ein wenig künſtlich am Stege kratzen kan und ein Italiäner iſt, ſo bekomt er wohl noch einmahl ſo viel.

Eine Opera wird in Wien nicht über 3 bis 4mahl offentlich aufgeführet, dargegen wird ſie öfters probiret. Wobey weiter keine Lichter angeſteckt werden als nöthig ſind, und die Spielende erſcheinen in ihren gewöhnlichen Kleidungen. Bey einer ſolchen Probe geſchah es, daß ich den Hof und die Kayſerin am erſtenmal zu ſehen bekam. Dieſe war mit ihren Hof-Damen oben auf einer vergitterten Bühne. So viele Geſichter ſich auch hier zeigten, ſo ſchie-

nen

nen sie mir alle ein wenig altfränckisch. Ein Kopf aber, der sich anmuthig frey umsah, gefiel mir. Ich betrachtete ihn mit aller Freiheit. Ein Cavalier kam zu mir und fragte mich, ob ich diese Dame kennete? Ich sagte: nein. Es ist die Kayserin, erwiederte derselbe, und ich habe es ihnen andeuten wollen, weil ich sehe, daß Sie ein Fremder sind.

Ich hatte mir bisher stets eingebildet, grose Leute müsten auch ein grosses und ehrwürdiges Ansehen haben. Allein ich sahe, besonders in Wien, daß die Natur hierin nicht jederzeit den Wohlstand beobachtet. Man sieht daselbst gewisse Staats-Minister und Generalen, die eine so philosophische Figur haben, daß man sie kaum für die Glöckner von S. Stephan halten solte.

Ich komme nun wieder auf das Haus unsers englischen Bottschafters. Es war darinn ein sehr schlauer Hebräer, der als Dollmetscher mit in die Türckey gehen solte. Er war aber noch kaum mit bis nach Belgrad gekommen, so verlor er seinen Kopf. Schade vor den verschmitzten Kopf. Die Ursache von diesem strengen Urtheil weis ich nicht. So viel weiß ich: er war ein ganz durchtriebener Vogel. Er machte täglich bey mir die Aufwartung und suchte mich, als ein geschickter Spion auszuforschen. Ich glaube, daß ihm solches nicht viel Mühe wird gekostet haben. Ich dachte hier öfters an

Sie.

Sie. Ich weiß nicht, ob ich mich mehr schämen soll, daß mich die Natur so aufrichtig gemacht, oder ob ich mich damit gros düncken soll, daß ich das Hertz habe allen Leuten zu zeigen, wie ich bin und wie ich dencke.

Die Gesandtschafts-Freiheit brachte mir unterdessen zu Wien mancherley Vortheile zuwegen. Sie schützte mich unter andern auch gegen die Unbändigkeit des Pöbels, welcher mich einsmahl bey dem Vorübertragen einer Monstrantz aus der Kutsche reisen und mich zum niederknien zwingen wolte. In der S. Stefans-Kirche wurde ich aus gleichem Religions-Eifer von Leuten, die hinter mir knieten, in die Beine gestochen. Dieses war eine schlechte Andacht. Ich war deswegen bey andern solchen Gelegenheiten behutsamer, und machte mich an einen guten Pfeiler, wo man meine Unhöflichkeit gegen die Heiligen nicht so wahrnehmen konte. Bey Hof wurde ich zu allen Feyerlichkeiten mit zugelassen, wo es sonst schwer hält, durchzukommen. Die Herrlichkeit aber währte nicht lang: Der Bottschafter muste eilends zum König nach Hannover sich begeben; alles gieng mit, ich aber blieb zurück. Ich wolte zwar die Reise mit dem englischen Residenten Herrn von Reck thun; allein ein starcker Anstos von einem Fieber hielt mich einige Tage zu Bette, und machte die Reise ruckgängig.

Sobald war ich nicht durch den Gebrauch eines Getränckes von Krebs-Augen und einer stren-

ſtrengen Enthaltung, geneſen, ſo brache ich von Wien auf und reiste in dem kälteſten Winter nach Haus. Eine Reiſe von hundert teutſchen Meilen, bey einer der grauſamſten Witterung, hieß für einen Menſchen, der die Welt durchwandern wolte, ſo viel als nichts.

Ich hatte mich mit einem guten Peltz verſehen und eilte ſo ſchnell vom Weg, als es möglich war. Allein, die eingefallene Kälte machte ſolchen dergeſtalt unbrauchbar, daß ich mir muſte gefallen laſſen, bald zu reiten, bald zu fahren, auch wohl gar zuweilen zu Fus zu gehen, und den Gaul hinter mir drein zu ziehen. Schlechte Kurtzweil bey einer ſo unnöthigen Reiſe. Ich frore ohngeacht meines Pelzes an den Beinen nicht vor die lange Weile. Bey Lintz wär ich faſt bey dunckler Nacht auf dem hart mit Eiß bedeckten Weg mit meinem Pferd geglitſchet und in die Donau gefallen. Bey Straubingen wurde ich mit Pferd und Wagen von einer Anhöhe herunter geworfen, weil man vor dem tiefgefallenen Schnee weder die Spur, noch den Weg finden konte.

Zwiſchen Regensburg und Nürnberg blieb ich bey finſtrer Nacht mit meinem Pferd in einem Sumpf ſtecken, weil das Eis mit mir durchgebrochen war. Der ſchlafende Poſtillon trabte dem ohngeachtet immer vor mir weg, und lies ſich durch mein Ruffen und Schreyen nicht ermuntern, um mir zu Hülfe zu kommen.

Mit

Mit göttlichem Beyſtand arbeitete ich mich endlich glücklich wieder heraus, und leyte dem Pferd, das den Weg beſſer wuſte als ich, den Ziegel auf die Mähne. Worauf es mich, nach einer guten Stunde, auf den Poſt-Wechſel brachte.

Zu Würtzburg traf ich einen vornehmen Bedienten des Printzen Eugen von Savoyen an, der nach Brüſſel gieng. Er hatte eine eigene Kutſche und ſeine Frau bey ſich. Wir ſetzten uns mit einander zu Lengfeld auf den Mayn, und gedachten gemächlich dieſen Strom hinunter zu ſchiffen; allein, die Sonne, welche den Tag über das Eis geſchmoltzen hatte, begunte ſich nicht ſo bald zu neigen, ſo wuchs auch der Eisgang wieder dermaſſen ſtarck, daß wir uns bey Dettingen, oberhalb Hanau, mit der gröſten Lebens-Gefahr muſten ſuchen an das Land zu arbeiten; alles im Schiff, ausgenommen das Frauenzimmer, half mit Stangen die groſen Eisſchollen abſtoſen, um das Ufer zu gewinnen. Endlich kame ich den andern Tag glücklich nach Haus.

So viele Strapatzen und Gefahr ich auch auf dieſer Reiſe ausgeſtanden hatte, ſo konte dieſes alles mir doch den Luſten nicht benehmen, wieder nach Wien zurück zu kehren, und den engliſchen Bottſchafter nach Conſtantinopel zu begleiten; Ich erhielte aber kurtz nach meiner Ankunft die Nachricht aus Hannover, daß dieſer Geſandte ſich mit dem Herrn Bretton, wegen

einem

einem Spiel auf der Redutte entzweiet; mithin wir beide zurückbleiben würden. Es äuſerten ſich dabey allerhand Umſtände, und meine Freunde aus Wien ſchrieben mir: Ich ſolte GOtt dancken, daß er mich von dieſer gefährlichen Reiſe in Graden zurückgehalten hätte. Allen Umſtänden nach wär ich dadurch in einen gantz andren Zirckel des Lebens gerathen. ...

- - - Facilis deſcenſus averno,
Noctes atque dies patet atri janua Ditis.
Sed revocare gradum ſuperasque evadere ad auras:
Hoc opus, hic labor. - - -

V. Reiſe.

Nach den Niederlanden und von da über Bremen und Hamburg nach Berlin und Dresden.

Es war den 3ten Auguſt als ich wieder von Franckfurt aufbrach und eine Reiſe nach den Niederlanden that. Ich ſetzte mich hier in einem eigenen bedungenen Schiff zu Waſſer. Meine Reis-Gefährden waren zwey ältliche Cavaliers, Namens Gräfnitz und Ratlau. Wir hielten uns ein paar Tage in Maynz auf, und beſahen daſelbſt die vornehmſte Merckwürdigkeiten.

Dieſe Stadt iſt ziemlich gros und volckreich, dabey ſehr wohl gelegen; aber wie alle alte Städte am Rhein, nicht zum beſten gebauet. Doch findet man darinnen prächtige Kirchen und einige herrliche Palläſte. Das Dahlbergiſche Haus ſticht vor andern hervor, und das Concordia Fratrum, die ſolches erbauet hat, macht

macht daſſelbe zu einem würdigen Denckmal brüderlicher Eintracht. Die ſogenante Churfürſtl. Favoritta, iſt einer der annehmlichſten und vortreflichſten Luſtgärten, die man mit Augen ſehen kan. Wir traffen hier zur Abendzeit allerhand Geſellſchaft an. Denn es ſtehet einem jeden frey, in dieſem prächtigen Garten ſpatzieren zu gehen. Man hörte Muſic und entdeckte allenthalben die Kennzeichen eines reichen Adels.

Der Churfürſtliche Pallaſt beſtehet aus alten und neuen Stücken, welche zuſammen ein unordentliches Gebäude ausmachen und die neue Bauart mit der alten auf eine beſondere Art vereinigen.

Die Mayntzer überhaupt wiſſen wohl zu leben. Die Domherren welche ſich hier aufhalten, beſtehen aus dem vornehmſten rheinländiſchen Adel, und wiſſen die geiſtliche Stiftungen zur Ehre der Welt wohl zu benutzen.

Obgleich in dieſer Stadt eine der älteſten hohen Schulen in Teutſchland iſt, ſo macht dieſelbe doch nicht viel von ſich ſprechen. Sonſt giebt es unter den Herrn Jeſuiten gelehrte Leute. Die Studenten ſchwärmen hier nicht in wilder Freiheit wie auf den proteſtantiſchen Univerſitäten, und man wüſte kaum, daß es hier Studenten gäbe, wann ſie nicht zur Abendzeit einem manchmal etwas luſtiges vor dem Fenſter abſängen.

Von dem groſen Stein vor dem Dohm, auf welchem man vormahls nach der Ueberſchrift verte, & invenies: inwendig die Worte: Moguntia ab antiquo nequam, ſoll gefunden haben, wolten unſre Anführer nichts wiſſen. *

Die Herrn Jeſuiten führen hier ein treffliches Kirchen-Gebäude auf, ſie zeigen dadurch ihrem wohlthätigen Stifter, dem heiligen Ignatius Lojola, ihre billige Erkentlichkeit. Er hat für wahr beſſer für ſeine Schüler als keiner von den andern Heiligen geſorgt. Es iſt kein Wunder, daß darüber andere, inſonderheit die ehrliche Auguſtiner, beginnen eiferſüchtig zu werden.

Wir fuhren von Maynz dem Rhein hinunter nach Coblentz; dieſes iſt ein ſchöner und luſtiger Ort, aber nicht gar gros. Die Häuſer ſind zwar meiſtens von Stein, allein von keiner weit hergeſuchten Bauart; dargegen zeiget das gegen über diſſeits des Rheins liegende Reſidentz-Schloß, das Thal genant, deſtomehr Reichthum und Pracht. Es iſt ſolches durchaus regelmäſſig, ſehr gros und maſſiv von Stei-

* E. Chron. Carionis L. V. p. m. 1761. Natum, ſagt er: tunc ferunt ac divulgatum παροιμιακὸν illud: *Moguntia ab antiquo nequam*, his occaſionibus. Repertum enim tradunt, ad limen Baſilicæ Cathedralis lapidem, cum hac inſcriptione: verte & invenies. Hunc lapidem noctu a quibusdam inverſum, mane ſpectantibus altera parte, illud Moguntiæ encomium exhibuiſſe.

Steinen aufgeführet. Wenig Schlösser in der Welt können sich rühmen eine solche Aussicht und solche Bequemlichkeiten zu haben. Der Anblick, wo die Mosel längst der Stadt in den Rhein fällt, hat etwas entzückendes. Oben auf dem Berg liegt die Festung Ehrenbreitstein, welche eine der vortreflichsten in Teutschland ist.

Es scheinet daß die Geistlichkeit in dem irrdischen den besten Geschmack habe; indem sie sich fast allenthalben die fruchtreichste und anmuthigste Gefielder zu ihrer Andacht und zu ihren Wohnsitzen erkieset hat. Die so genannte Pfaffen-Strase am Rheinstrohm, als Basel, Strasburg, Speyer, Worms, Maynz, Coblentz und Cölln geben davon unläugbare Zeugnisse. Man dürfte dencken, diese Vortheile dienten nicht zur Verläugnung des irrdischen. Allein, ich glaube, daß man da der zeitlichen Güter am ersten überdrüssig wird, wo man ihrer im Ueberfluß genieset.

Von dem mayntzischen und trierischen Churstitz kamen wir auch zu dem dritten, nemlich nach Bonn, wo der Churfürst von Cölln sein Hoflager aufgeschlagen hat. Dieser Ort schien mir allzu schlecht für einen so reichen und mächtigen Churfürsten, welcher das prächtigste und herrligste Bißthum hat. Der churfürstliche Pallast wolte gar nichts sagen. Der Krieg und insonderheit die brandenburgische Feuerwercker haben diese Stadt übel zugerichtet.

Gegen Abend kam der Churfürst von der Jagd geritten und lies sich mit Trompeten vorherblasen. So stoltz der Aufzug lies, so geistlich-demüthig saß der alte Churfürst zu Pferd. Petrus würde ihn daran leichter als an den Trompeten erkant haben.

In Cölln besuchten wir verschiedene Kirchen und Clöster, womit diese römische Pflantz-Stadt der weiland Kayserin Agrippina, reichlich versehen ist. Die Clerisey hat hier etwas rechts zusammen gebetet. In dieser sehr grosen aber übelgebaueten alten Reichs-Stadt siehet man eine auserordentliche Menge geweihter Alterthümer. Man kan hier die Geschichten der Heiligen und der Märtyrer aus unzählichen Uberbleibseln und handgreiflichen Urkunden lernen.

Die Kirche oder vielmehr das Mausoleum der eilf tausend Jungfrauen, verdienet allein, daß man eine Reise ihnen zu Ehren, nach Cölln unternimt. Die Andacht und die Erfindung streiten hier recht um den Vorzug. Die Auszierung dieser Kirche ist so sinnreich und ins Auge spielend, daß einem die Hirn-Schädel und Todten-Beine der guten im Rhein ertruncknen heiligen Jungfrauen nicht das mindeste Grausen verursachen, indem sie so glatt, so zierlich und so künstlich in denen Schwibbögen, Gesimsen, Cartuschen, Lessinen und Capitäler angebracht sind, daß ein Liebhaber der Bau-

Kunst

Kunſt ſolches nicht genug bewundern kan. Ich glaube, daß man viele Bein-Häuſer und Grab-Städte hat nöthig gehabt, um daraus ſo viele ſchöne Knochen zu ſamlen, als der Erfinder dieſer künſtlichen Baukunſt, zur Ausführung ſeines Wercks hat vonnöthen gehabt.

In dem Dom ſahen wir das berühmte Grab der heiligen drey Königen. Der Baron von Gräfnitz, als ein alter Proteſtant und neuer Proſelyt der röm. Kirche, wolte ſich hier keinesweges verdächtig machen, als ob er nicht alles glaubte, was die liebe Kirche glaubte. Was er bey ſich trug: Schnupftücher, Tobacksdoſen, Briefe und Bücher, alles muſte andächtig an die Gebeine der heiligen Könige gerieben werden. Wir bekamen darauf eine ziemliche Anzahl kleiner auf Seyden und Papier abgedruckter heiligen drey Königs-Zettel, welche für allerley Uebel und Unglücks-Fälle bewährte Mittel ſind, deswegen man ſolche auch insgemein auf der Bruſt zu tragen pflegt. Ich kan als ein unſchuldiger Liberey-Träger des h. Calvini von allen dieſen Dingen nicht urtheilen. Inzwiſchen verwahre ich doch ſolche mit groſer Sorgfalt; dann ſie koſten Geld. Durch dieſe wunderbare Zettel ſind die Einkünfte der h. drey Könige nach ihrem Tode weit ſtärcker worden, als ſie vermuthlich in ihrem Leben mogten geweſen ſeyn. Nebſt dem teutſchen von dieſen Zetteln behielte ich auch ein lateiniſches und italiäniſches. Unter dem erſtern, welches das Kind JEſum und die An-

betung der heil. drey Königen vorſtelket, lieſet man folgende drey Verſe:

Caſpar fert Muhram, *Melchior* Thus, *Balthaſar* Aurum.
Hæc tria, qui ſecum portavit nomina *Regum*
Solvitur a morbo *Domini* pietate caduco.

Auf dem italiäniſchen ſtunden die heil. drey Könige, unter welchen man folgende Schrift lieſet. Queſta imagine é toccata al S. Relique de tre Ré nella citta Colognia. Chi portato quello in ſino col reverenca, il riceve ſecurita al camino, rimedio nel infirmita al capite, Fievre & inganni del diavolo, al morte ſuitanea. Eben dieſe Verſprechungen thun auch dieſe kleine heilige Bilder in teutſcher, franzöſiſcher und niederländiſcher Sprache. Wir Proteſtanten ſind gleichwohl übel daran, daß wir dergleichen auſerordentliche Hülfs-Mittel nicht haben; hätte ich, ohne meinen Calvinum zu beſchimpfen, eines von dieſen Zettelgen an Hals hängen dörffen, ſo wär mir nicht gleich den andern Tag darauf meine Gold-Börſe geſtohlen worden. Mich düncket immer, wir glaubten zu wenig und die Herrn Catholicken zu viel.

Im Hinausgehen wolte man uns auch aus dem Krug von Capernaum trincken laſſen. Dieſer Krug iſt beſtändig voll Wein, indem er ſich von ſich ſelbſt wieder anfüllet. Man ziehet den Wein daraus aus einem Rohr, welches den tür-

türckischen Tobacks-Pfeiffen gleichet. Meine Gesellschaft aber wolte sich nicht länger aufhalten. Einer von uns hatte den Einfall, den Geistlichen zu fragen, ob heute schon viel sey daraus getruncken worden, und als dieser mit ja antwortete, versetzte dieser, so wollen wir sie nicht berauben.

Zu Cölln bedungen wir ein neues Schiff und fuhren damit bis nach Arnheim. Wir hielten uns zu Düsseldorf einen Tag lang auf, wo die alte verwittibte Churfürstin von Pfaltz ihr Hoflager hatte. Der Ort ist nicht gros; das Schloß aber ist weitläuftig und die Gallerie hegt unschätzbare Kunst-Stücke von den berühmten niederländischen und italiänischen Mahlern, wie solches das davon gedruckte Verzeichnis ausweiset.

Unweit Neiß, wo der Rhein am breitsten ist, überfiel uns ein erschrecklicher Sturm. Wir musten laviren. Unser Steuermann verstund das Handwerck nicht zum besten. Er hätte uns bey nahe in Grund gesegelt. Zum wenigsten fluchte ihm bey diesen Umständen seine ehrliche alte Mutter, daß er sie und seine Geschwister, welche mit uns auf dem Schiffe waren, ersäuffen wolte. Diese sehr unzeitige Absichten eines unartigen Sohns hätten wir mit entgelten müssen. Wir suchten also das Ufer zu gewinnen und übernachteten zu Neiß. Den folgen-

den Tag kamen wir nach Emmerich, von da über Schenckenſchantz und Weſel nach Arnheim.

Hier verlieſen wir unſer Cölniſches Fahrzeug und gienaen mit dem ordentlichen Marckſchiff bis nach Rotterdam. Dieſes groſe Schif war voller Menſchen. Ich hatte meine Freude oben auf dem Verdeck zu ſitzen, und den Schif-Leuten zuzuſehen, welche mit den Segeln beſſer als der Cölniſche Schiffmann umzugehen wußten. Sie ſangen dabey die artigſten holländiſchen Lieder und waren viel luſtiger als die Leute, welche etwas zu verlieren haben.

Der Abend wurde durch den Glantz des Mondes erhellet. Ich war noch allein oben und ſehr andächtig mit meiner Sternkunſt beſchäftiget. Ich gedachte hier an das luſtige Geheimnis eines guten Freundes, der es mit ſeiner Geliebten abgeredet hatte, ſich einander im Mond zu beſprechen. Dieſe neue Art einer Unterredung dürfte Ihnen ein Geheimnis ſcheinen: allein es geht damit gantz natürlich zu. Man giebt ſich einander gewiſſe Reimen- und Denck-Sprüche zur Loſung, welche man, vermög genommener Abrede, abends zu einer gewiſſen Zeit, da man pfleget ſpatzieren zu gehen, bey ſich wiederholet und indem man zugleich die Augen nach dieſem Planeten aufſchläget, die verabredeten Antworten darüber ſich ertheilet. Auf dieſe Weiſe kan man auf 100. Meilen weit einander ſich beſprechen, und gleichſam an einem gewiſſen

Orth,

Orth, nemlich im Mond zusammen kommen. Was kan hier nicht eine fruchtbare Einbildungs-Kraft wircken, und wie viele Gedancken könte ich ihnen auf diese Weise mit der Extra-Post im Mond zuschicken, wenn wir solches mit einander verabredet hätten?

Die Nacht brach unterdessen über diese Grillen herein, und weil mich sowohl die nächtliche Feuchtigkeit als der Schlaf zu drucken begunten, so stieg ich hinunter in den Ruf. Die Plätze waren hier bereits sämtlich eingenommen. Ein Fremdling, welcher wahrnahm, daß ich eine Stelle suchte, raumte mir solche neben sich ein. Ich nahme die Höflichkeit an, und danckte GOtt, daß es noch allenthalben in der Welt so ehrliche Leute gäben. Ich schlief so ruhig, als man immer schlafen konte; da ich erwachte war meine Gold-Börse weg. Ich fragte nach meinem höflichen Nachbar, er hatte sich aber bey frühem Morgen schon an das Land setzen lassen. Dieser Zufall machte mich ein wenig misvergnügt. Dann ich muste darüber nach Haus schreiben und wuste nicht, wie ich meine Unvorsichtigkeit auf eine gute Art entschuldigen solte. Mein Vater, der noch mehr gereiset war als ich, hatte mir befohlen, das Geld in Coffer zu thun; allein ich bin nicht der erste Sohn in der Welt, der sich einbildete, klüger als der Vater zu seyn.

Gegen Abend kam ich mit meinen beiden Reis-Gefährden über Dortrecht, Rotterdam und

Delft, glücklich nach dem Haag, wo wir in dem alten goldenen Löwen einkehreten. Unſer Wirth war kein Gaſthalter; er vermiethete nur ſeine Zimmer an Fremde. Er war ein redlicher Mann. Als ich mit ihm ein wenig bekant wurde, gab er mir zu verſtehen, daß ihm meine Reisgefährden nicht allerdings gefielen; Er machte deswegen, daß ſie bald aus ſeinem Hauſe kamen; mich aber behielt er bey ſich. Er ſagte mir, wann man die Art des Landes nicht wüſte, ſo könte man gar leicht hin und wieder in ſchlimme Hände gerathen. Er half mir meine Lebensart einrichten und zeigte mir, wie ich mit der Helffte Koſten haushalten könte. Dieſer Mann war ein eifriger Zuhörer des berühmten Saurins, und ein guter Chriſt.

Der Herr Saurin lebet in Holland in dem gröſten Anſehen; wenn er aus der Kirche komt, ſo halten immer einige Kutſchen an der Thüre, die auf ihn warten, um ihn nach Haus zu bringen, und man höret nicht ſelten die Damen ihm zuruffen: Monſieur Saurin! à moi! à moi Monſieur Saurin! Man pflegt es vorher ſo gar in die Zeitungen zu ſetzen, wann er prediget. Man komt ſodann von nahen und fernen Orten, und die Kirche iſt mit Zuhörern dergeſtalt angepropft, daß ein Fremder Mühe hat für ſeine beide Ohren ein Plätzgen zu gewinnen.

Ich habe dieſen groſen Gottes-Gelehrten öfters gehöret. Er hat in der Beredſamkeit nicht

leicht

leicht seines gleichen. Allein man findet gleichwohl an seinem Vortrag noch verschiedenes auszusetzen. So reitzend, so erhaben, so rührend auch derselbe ist, so fehlet ihm doch das schöne einfältige, welches sich in der allzumercklichen Kunst zu verlieren scheinet. Man bewundert deswegen seine Rede mehr, als man dadurch gebessert wird. Er hat dabey etwas sehr theatralisches und schwebet immer mit beyden Aermen in der Höhe; doch lässet ihm dieses gar nicht gezwungen, weil es eine Wirckung seiner überaus grosen Lebhaftigkeit ist. Seine Feinde sagen ihm viel böses nach. Ich glaube davon nichts. Seine grose und ausnehmende Verdienste haben den Neid rege gemacht, und wie sinnreich ist dieser nicht Lügen und Lästerungen gegen die vortreflichste Leute auszuschäumen? Man erzehlet, daß ein Capuciner zu Paris in der Fasten-Zeit sich des Herrn Saurins Passions-Predigten bedient, und solche mit ungemeinem Beyfall daher gesagt habe. Der Zulauf den armen Capuciner zu hören war ungemein. Man entdeckte endlich die Quelle, wo er seine schöne Sachen hergenommen hatte, und setzte ihn darüber zur Rede. Er bekante darüber gantz freymüthig, daß er sich der Predigten des Herrn Saurins bedienet hätte, weil er glaubte, daß man nichts bessers sagen könte.

Ich speißte im Haag öfters bey dem Preußischen Gesandten, dem Herrn von Meinertshagen

dem

dem ich empfohlen war. Er wohnte in dem ſo genannten alten Hof, eines der prächtigſten Gebäude in gantz Holland, worin vormahls der Printz von Oranien, der darauf unter dem Namen Wilhelm, König in Engelland wurde, ſeinen Hoffitz hatte.

Bey dem ſpaniſchen Geſandten, Marquis Beretti Landi befande ich mich auf einem groſſen Feſt, wo alle Geſandten, nebſt dem fremden und einheimiſchen Adel ſich befanden. Der Marquis begegnete allen ſeinen Gäſten mit einer ausnehmenden Güte und Leutſeligkeit; Alle Zimmer waren angefüllt, und ich habe noch nie eine ſolche Menge von allerhand Menſchen und Nationen beyſammen geſehen.

Im übrigen kame ich wenig in die Geſellſchaften, weil durchaus darin ſtarck geſpielet wurde. Ich aber meine Zeit und mein Geld beſſer anzuwenden glaubte. Ich ſahe hier die erſte franzöſiſche Opera, welcher ich, weil ſie mir gefiel, und immer viel Fremde da zuſammen kamen, fleiſſig mit beywohnte.

Nach Tiſch gienge ich gewöhnlich, ſo lang ich mich im Haag aufhielte in das berühmte Caffee-Haus von Roſelli auf dem Vorhout, da ich nicht allein mit ihm ſelbſt, ſondern auch mit vielen Fremden in Bekantſchaft gerieth. Ich halte das meiſte, was dieſer Roſelli von ſich geſchrieben hat, für einen bloſen Roman, ob er gleich

gleich alles für Wahrheit ausgiebt. Er iſt nicht unverſtändig; hat aber dabey einen lächerlichen Hochmuth, der ſich nicht allerdings zu ſeiner Profeſſion ſchicket, und ihn zu gewiſſen Ausfällen ſehr geneigt macht.

Ich lernte hier verſchiedene irrende Ritter, Spieler und Philoſofen in Baſſet und Pharao kennen; darunter auch ſogar welche waren, die den Titel von Geſandten und Miniſtri führten. Auch ſah man hier viel portugieſiſche Juden, welche wie die vornehmſte Cavaliers aufzogen, und nicht das mindeſte von hebräiſchen Figuren aufwieſen.

Eine Anmerckung muß ich noch hier machen. Ich hatte bisher unter den Spielern in der Welt die artigſte und belebteſte Leute angetroffen. Ich hatte deswegen mit ihnen einen ſtarcken Umgang ohne zu ſpielen; ſie waren mir gewogen, da ich doch ihre Neigung haßte. Ich bekehrte ſie oft, wann ſie einen nahmhaften Verluſt litten. Der geringſte Gewinn aber entzog mir wieder die gemachten Proſeliten. Es gieng mir in der Folge der Zeit faſt eben ſo mit den Goldmachern. Dieſe Leute thaten mir öfters die Ehre und würdigten mich ihrer geheimen Philoſophie. Ich zeigte ihnen ihre Armuth, und

und verwand, als ein Almosen, etwas, um sie von ihrem Wahn zu entzaubern. Allein es half nichts; sie machten immer Gold und blieben immer arm.

Den ersten September war in Holland ein entsetzlicher Sturmwind. Er riß die älteste Bäume aus der Erden. Gantze Alleen lagen mit samt den Wurtzeln Haus hoch umgestürzet. Viele Häuser wurden abgedeckt, und es lies nicht anders als ob die Welt ihr Ende nehmen solte. Ein sichrer guter Freund, der ein Stoicker seyn wolte, saß eben damahls im Haag bey mir am Camin. Er meynte dergleichen Sturmwinde seyen in diesen Ländern nichts ausserordentliches. Er sey schon daran gewöhnet. Indem er dieses saagte, riß der Wind ein Stück oben von dem Dach herunter / und schmiß uns die Steine von dem Schornstein vor die Füse. Dieser Zufall hatte noch nichts das meinen Philosophen aus seiner Kaltsinnigkeit setzte; Er saate weiter nichts, als, es sey doch ein starcker Wind.

Die Spatziergänge nach Schevelingen, wo man die offene See entdecket, hatten für mich etwas sehr reitzendes und zogen meine gantze Aufmerckſamkeit an sich. Ich wagte mich nach obgemeldten Sturm an diesen Strand. Es kamen Bretter, Küsten, Tonnen, Mastbäume und allerhand dergleichen Geräthschaften, ja gantze Stücken von Schiffen an das Ufer getrieben.

trieben. Der Wind aber war dermaſſen ſtarck, daß man ſich allda nicht lang aufrecht halten konte, ſondern ſich hinter einem Schirm verbergen muſte, welchen die Schevelinger zu dem Ende dahin geſetzet hatten.

Verſchiedene Waghälſe ſuchten dem ohngeacht ſich auf den Sand zu machen, um einige Beute und ſchwimmende Bretter zu erhaſchen. So bald aber kam nicht ein neuer Sturm, ſo ſchmiſſen Wind und Wellen ſie leer wieder zurück. Dieſes war eine lächerliche Kurtzweil, die einen ſehr traurigen Urſprung hatte. Ich hielte mich nicht beſtändig im Haag auf, ſondern reißte bald nach Amſterdam, bald nach Utrecht. In Holland koſten dieſe Reiſen mit den ſogenannten Trenckſcheiten nicht viel. Ich hatte an dieſen beiden Orten meine bekannte gute Gaſthäuſer, wo ich einkehrte, und wo weiter ich keine Ungemächlichkeit der Reiſe empfande, als daß ich von Tiſch und Bett veränderte, nachdem mir meine Begierde die Welt zu ſehen, ſolches an die Hand gab.

Den 29. Sept. gieng ich von Utrecht zu Waſſer mit einer Jagd über Dort und Schenhoven bis nach Breda. Auf dem Biesboſch ſtürmte es gewaltig Ich befande mich ganz allein die Nacht hindurch im Ruf auf dieſem Schiff. Die Macht der Wellen, die damit ihr Spiel trieben,

ben , preßten oft das Vordertheil des Schifs, worinn ich war, dermaſſen zuſammen, daß alles krachte und ich nicht anders meinte, als das Schif würde zu ſcheitern gehen. Ich ſtreckte zuweilen den Kopf oben zur Falle heraus und fragte die Schifleute, wie es gieng: Wel, myn Heer, ſprachen ſie, Wy hebben moie Wind. Iſt dis guter Wind, dachte ich, ſo gnad uns GOtt bey böſem. Kurz, ich fonde hier, daß ich wenig Hertze hatte, auf der See zu reiſen.

Mir kam nichts ängſtlicher und grauſamer vor, als ein ſolcher Tod, wider welchen keine Art der Vertheidigung ſtatt findet, und da man unbewuſt, wo und wie, in einem brettern Kaſten eingeſchloſſen, auf einmahl elendig aus der Welt komt. Oben auf dem Verdeck konte ich mich nicht aufhalten, weil der Wind die Wellen ſtets darüber hinſchmiß, und die Segel bald auf die eine bald auf die andre Seite warf, nachdem der Steuermann das Schif drehete. Mir vergieng auf einmahl der Luſten nach Engeland zu ſchiffen.

Endlich kam ich glücklich nach Breda; von da reiste ich ebenfals zu Waſſer über Antwerpen nach Brüſſel.

Ich vermeinte hier in dieſer Hauptſtadt von Braband die Kayſerliche Huldigungs-Feyerlichkeiten mit anzuſehen; Allein ſie wurden noch auf einige Wochen verſchoben. In der Stadt

war

war unterdessen alles voll Fremden, welche eine gleiche Absicht als mich dahin gezogen hatte. Die Stadt ist ohnedem ziemlich volckreich, aber nicht so schön und wohl gebaut als Antwerpen.

Ich nahme also nach einigen Tagen wieder meinen Rückweg über Mecheln und Antwerpen nach Utrecht. Es kam hier Abends spät, unweit von meinem Quartier, Feuer aus. Ich hörte das Troppeln vieler Menschen auf der Strasen, die, ohne grosen Lermen zu machen, mit einer kaltsinnigen Neugierigkeit nach dem Brand hingiengen und Zuschauer davon abgaben. Ich hörte weder Schiesen, noch Drommeln, noch Feuer-Hörner, noch Jammer-Geschrey. Dieses befremdete mich ungemein. Der Gipfel am Haus loderte bereits in lichten Flammen, und kaum beschäftigten sich einige Leute den Brand zu löschen. Endlich kamen die geistliche Ordens-Leute mit ihren Spritzen angezogen und zeigten sich desto lebhafter. Ein dutzend starcke Brüder waren voran gespannet; andre stunden mit ihren Fackeln auf denselben und fuhren wie im Triumph dem Feuer entgegen. Sie schienen gantz herrlich und munter zu seyn, daß sie eine solche kleine Veränderung hatten. So bald schlugen sie nicht ihre Spritzen an, so leaten sich die wütende Flammen. Wären die Geistliche doch auch so geschickt das Feuer der Zwietracht in der Kirche zu dämpfen. Die Häuser sind hier alle wie in Holland von Back-Steinen bis unter das Dach aufgebauet. Also, daß man in die-

sen Ländern von grosen Brand-Schäden, ausser was der Krieg verursacht hat, nichts weis.

Ich leate mich darauf zu Bette; Ich war kaum eingeschlafen, so machte man die Thüre des Zimmers auf, worinn ich lag, ohnerachtet ich solche wohl verschlossen hatte; die Maad trat mit einem Licht herein, und begleitete einen Fremden, dem sie auf der andern Seite, wo noch ein Bett aufgeschlagen war, das Nacht-Lager anwies. Ich wolte mir diese Vertraulichkeit verbetten; allein meine Vorstellung half nichts; Man hies mich ruhig schlafen und sagte mir, es wäre so des Lands-Gebrauch; man könte nicht einem jeden Fremden ein eignes Zimmer einräumen.

Mir fiel hierbey sogleich meine Börse ein, die ich in einer dergleichen mir unbekanten Gesellschaft, bey meiner Ankunft in Holland auf dem Arnheimer Schiff eingebüsset hatte. Ich nahm deswegen meine Beinkleider zu mir, und steckte sie mit bester Vorsichtigkeit unter mein Kopf-Küssen. Des andern Morgends weckte man mich auf, um mit dem Postwagen nach Breda weiter zu reisen. Ich machte mich damit eilends auf; allein wie erschrack ich, da ich im Posthaus den Platz bezahlen wolte, und ich meine kleine Börse abermal missete. Ich lief hurtig nach dem Gasthaus zurück, als mir unterwegs die Magd, halb entathmet entgegen gelaufen kam, um mir mein Geld, das sie im

Bett

Bett gefunden hatte, zuzusetzen. Man siehet hieraus, wie es allen Orten Spitzbuben und ehrliche Leute giebt.

Auf dem ersten Post-Wechsel meldete sich ein Fuhrmann, der mit einer leeren Kutsche nach dem Moerdyck zurück fuhr; als er hörte, daß ich nach Rotterdam wolte, erbot er sich, mich hurtiger und bequemer vom Weg zu bringen. Ich nahme sein Erbieten an und setzte mich in seinen leeren Wagen. So bald hatten wir nicht die grose Heyde zwischen Antwerpen und Willemstadt erreichet, so wolte mein höflicher Führer, ich solte mich vorn hin zu ihm auf ein Brätgen oder Gespräch setzen. Da ich ihm aber solches abschlug, wurde der Kerl böse; Ich sahe, daß er ein Ertz-Halunche war, der nichts gutes im Sinn hatte. Er forschte immer an mir ob ich auch Geld bey mir hätte, und fragte mich, was ich dann thun wolte, wenn er mich auf dieser grosen Heyde rein ausplündern würde. Ich hatte zu allem Glück mein Gepäcke zu Utrecht gelassen und nur einen Mantel-Sack mit nöthiger Wasche und Schlafgezeug bey mir. Ich konte also schon mit dem Poeten sagen:

Cantabit vacuus coram latrone viator.

In diesen gefährlichen Umständen muste mir mein Muth den besten Rath geben. Ich zeigte meinem wilden Führer den blancken Degen mit dem unerschrocknen Bescheid daß ich das Hertz hätte solchen ihm durch die Rippen

zu jagen, wo er sich im geringsten würde gelüsten lassen, sich gegen mich zu regen und nicht vom Weg zu eilen: allein er kehrte sich wenig an mein Drohen und fuhr so langsam, daß ich erst abends spät um 8. Uhr zu Moerdyck ankam. Ich verklagte ihn daselbst und fand eine so gute Justiz, daß man den Kerl einsetzte und mich frey sprach, ihm das geringste zu bezahlen.

Den folgenden Tag segelte ich mit einem Boot über den Moerdyck. Man zeigte mir hier die Gegend, wo im Jahr 1711. der Printz von Oranien ersoffen war. Dergleichen Anblicke sind schreckhaft. Niemals bin ich so geschwind gereist. Ein voller Wind erfüllte die Seegel und ich kam nach Dortrecht als geflogen.

Dieser Ort hat wenig merckwürdiges. Er ist aber in der Kirchen-Geschichte desto bekannter, weil daselbst der berühmte Synodus zu Anfang des vorigen Jahrhundert ist gehalten worden; derselbe hat der Kirche wenig Nutzen geschaft; indem er die protestirende Kirche nach einem langwierigen Streit gar von einander trennete.

Den 7. Oct. setzte ich mit einem kleinen Kahn, worinn sich verschiedene Marck- und andere Leute befanden, über die Maas nach Rotterdam. Als wir mitten auf dem Fluß waren, brach dem Schifmann das Ruder, dergestalt, daß wir uns gegen die Macht des Windes welcher

cher heftig stürmte, kaum erhalten konten, sondern alle Augenblick befahren musten, umgeschmissen zu werden: die Leute im Schif schrien jämmerlich. Ich sagte kein Wort. Ich war aber deswegen doch nicht weniger um mein junges Leben besorgt. Dieses sind fürwahr heßliche Reisen.

Von Rotterdam, welches ein schöner und volckreicher Ort ist, reiste ich, nachdem ich dem ehrlichen Erasmo auf der Brücke meine Ehrerbietigkeit bezeiget hatte, den andern Tag mit dem Postwagen nach Ter-Goude, eine ziemlich grose und ansehnliche Stadt, die aber nicht sonderlich gebauet ist. Von dannen ging ich mit dem Nachtschiff weiter, nach Utrecht; wo ich den 8ten wieder glücklich ankam. Ich bin nie geschwinder und wohlfeiler gereiset. Man pflegt sonst über die holländische Wirthshäuser zu klagen. Ich muß das Gegentheil thun, und ihre Billigkeit loben. Es giebt unter allen Menschen gute und böse, vermuthlich hatte ich das Glück, nur den guten Wirthen dargegen aber bösen Fuhrleuten in die Hände zu fallen.

Ich gieng von Utrecht wieder nach Amsterdam, und wartete daselbst auf guten Wind, um über die Süder-See und Ost-Friesland nach Bremen zu reisen; Allein, weil das stets anhaltende Stürmen nicht nachlassen wolte, und ich ohnedem eine grose Furcht hatte zu Wasser zu gehen, so entschlosse ich mich die Reise zu Land durch Westphalen zu thun.

Auch

Auch diese Reise war sehr abentheuerlich. Ich gieng den 22. Oct. mit dem Postwagen über Ammersford nach Deventer. Von hier spannte man nur ein Pferd für einen Karren, der mit Weiden umflochten war. Ich muste diese Hauder Kutsche wie die beste Extra-Post bezahlen. Mein Fuhrmann führte mich bald nach Osten, bald nach Westen hin. Er fluchte nach Handwercksbrauch recht heldenmäßig. Ich merckte bald daß er sich verirret hatte. Die Nacht überfiel uns. Wir zogen auf dem Feld herum und kamen weder auf ein Dorf noch auf eine Land Strase. Endlich sahen wir ein Licht, wir fuhren darauf zu, und kamen auf eine abgelegene Mühle, wo eine Bande Busch Klepper um das mitten im Haus angemachte Feuer herum saß. Ich sahe bald, in welcher schönen Gesellschaft ich war; denn man erkante die Vögel an den Federn. Ich fasste dem ohnacht ein Hertz, und gesellte mich mit aller Höflichkeit zu diesen artigen Leuten. Ich thate als ob ich sie für Soldaten hielt, nannte sie Cameraden, und fragte nach ihrem Dienst. Der eine erzehlte dieses, der andre das: Wir rauchten mit einander eine Pfeiffe Toback, nicht anders, als ob wir zusammen gehörten. Der Wirth, oder vielmehr der Müller, fragte mich, was ich speisen wolte? Ein wenig Käß und Brod ist für mich gut genug, war meine Antwort. Ich beklagte mich dabey auf gut soldatisch, daß die Ordonantzen in diesem Lande so schlecht bestellt wären. Ich sandte deswegen auf das nechste

Dorf,

Dorf, und lies mir, ſo hurtig als möglich, einen Bauren-Wagen mit zweyen Pferden beſtellen, um weiter zu kommen. Ich fügte hinzu, daß ich morgen bey guter Zeit in Lingen ſeyn und in wenig Tagen wieder zurück kommen müſte. Ich hatte zu gutem Glück eine Kleidung, die der Preuſiſchen Uniform ziemlich beykam. Ich thate alles um die ehrbare Geſellſchaft, worin ich mich befand, von allen unhöflichen Anſchlägen gegen meine Wenigkeit abzuleiten. Ich hatte mein Gepäcke mit Fuhren voraus nach Bremen geſandt. Nichts konte demnach bey dieſen Leuten die Begierde zur Beute erwecken.

Gegen 2. Uhr nach Mitternacht kam der verlangte Bauren-Wagen herbey. Ich lies mir darauf ein paar Bauſch Stroh werffen und fuhre in GOttes Namen dem Tag entgegen. Der Poſtillon von Deventer verlangte das Geld für die gantze Poſt voraus. Ich wegerte mich aber durchaus ehender zu zahlen, als bis man mich auf die Ordonnantz würde geliefert haben. Ich ſahe daß man recht auf mich lauerte, um zu ſehen, ob ich auch Geld bey mir hätte. Mein Führer muſte darauf zufahren. Mit anbrechendem Tag war ich zu Almeloven. Hier ſpannete das Bäuergen aus und forderte das Geld für ihn und den Poſthalter in Deventer; allein weil auch hier noch die rechte Ordonnantz nicht war, ſo nöthigte ich ihn, mit dem Stock in der Hand, daß er wieder einſpirren und unter vielem Wehklagen mich bis nach Otterſum brin-

gen muſte, wo der Poſt-Wechſel war. Ich meinte hier beſſer bedienet zu werden; allein ich bekam aber wieder ein ſo ſchmutziges Geſchirr, und einen ſo ſchelmiſchen Bauern zum Poſtillon; Man brachte mich nicht nach Lingen, ſondern man fuhr mich abermahls einem andern Bauren zu.

Mit anbrechender Nacht kam ein Kerl, der mir in die Pferde fiel. Er wolte ſolche ohne weitere Complimenten ausſpannen, und mich, weil ich die Ordonnantz überfahren hätte, die Nacht durch unter dem freien Himmel ſitzen laſſen. Ich hatte alle Mühe von der Welt, dem Menſchen ſo viel Vernunft beyzubringen, daß er deswegen den Bauren und nicht mich beſtrafen müſte, welches er alsdann am beſten thun könte, wann die Fuhre wieder zurück kommen würde. Nach vielem Schelten, Fluchen und Drohen, da es bald zu Schlägen kommen wär, lies mich endlich der rechtsverſtändige Mann fahren.

Ich kam dieſelbe Nacht nicht weiter, als bis Haſelhunnen, wo ich mir bey einem Durff-Feuer, mit einer Pfeiffe Toback, einer Butterſchnitt von Bonpernickel und einem Gläſigen Genever in Geſellſchaft einiger vornehmen Bauern, welche hier über die Wohlfahrt des gemeinen Weſens Rath ſchlugen, etwas zu gut that.

Ich brache vor Tag wieder auf, und eilte ſo ſchnell ich konte vom Weg, um aus dieſem

ſem verwünſchten Land zu kommen. Ich fuhre über Loningen, Cloppenburg und Wildeshauſen, wo ich abends anlangte; Ich konte hier weder Fleiſch noch Fiſch, ja nicht einmal ein paar friſche Eyer bekommen. Solte man nicht ſagen, GOtt habe einen ſichtbaren Fluch der Unfruchtbarkeit auf dieſe Gegenden geleget, daß es alſo wohl mit Recht das ſaure Land heiſen mag. Man ſiehet allenthalben faſt nichts als ſchwartze Heyden und trockne Sümfe. Man fähret etliche Stunden lang, ehe man ein paar elende Dörfer erblicket, welche überdem ſo beſchaffen ſind, daß Vieh und Menſchen die Wohnungen unter ſich theilen und vertraulich unter einander liegen. Dem ohngeacht aber ſind die Einwohner hier doch mit nichten dum, wohl aber ſchlau und boshaftig genug.

Als ich um Mitternacht wieder aufbrache, wurde ich in der dickſten Finſternis auf louter Heyden herum geführet. Ich lage in meinem Mantel eingewickelt und ſchlife von Hertzen ruhig, als mich auf einmahl ein erbärmliches Jammer-Geſchrey aufweckte. Meine beide Führer rungen die Hände, und Pferde und Wagen ſtacken in einem tiefen Sumf. Ich ſprang hurtig vom Wagen und weil mich der Sumf, welcher oben feſt und unten locker war, trug, ſo legte ich ſelbſt Hand mit an, und half die Zug-Strenge an den Pferden los machen. Wir brachten alſo ein Pferd nach dem andern glück-

lich heraus. * Es war eine ſo dunckle Nacht, daß wir die Spuren, wo wir hergekommen waren, mit Händen ſuchen muſten. Endlich fieng es zu tagen, da wir dann erſtlich wieder die Land-Straſſe entdeckten.

Per tot ambages, per tot diſcrimina rerum

kam ich endlich den 26. October morgends gegen Mittag nach Bremen; nachdem ich 5. Tage und 4 Nächte auf dieſer elenden und faſt mit allen Wiederwärtigkeiten begleitenden Reiſe zugebracht hatte. Ich war hier wenigſtens ein paar Wochen damit beſchäftiget, um mich wieder auszuflittern. Zu Bremen fande ich verſchiedene gute Freunde, darunter war der ältere Herr von Gram, mit welchem ich vordem in Halle eine zärtliche Freundſchaft aufgerichtet hatte. Er hielt ſich bey ſeinem Oheim, dem Ober-Marſchall von Ketſchau auf. Ich lernte hier auch den berühmten Hr. Lampe kennen, ſeine Frau war eine von Adel, beyde ſehr artige Leute im Umgang; ingleichen den Preuſſiſchen Reſidenten Tilemann von Schencken. Ich genoß beſon-

* Ich erfuhr alſo hier in der That, was Thuanus in ſeiner Geſchichts-Erzehlung l. 42. ſagt. In Weſtphalia & vicinis locis campi ſunt fallaces, in quibus cum veſpes ille ubi bibi effoditur, aqua reſtagnat & ſuccreſcente herba, ſolidum extrorſum ſolum apparet, ut qui illac iter faciunt, niſi locorum gnaros duce habeant, prius in lutoſas voragines inextricabili lapſu impingant, quam periculum agnoſcere queant.

besonders in dem Wiegelhausischen Hauß viele Ehre und Freundschaft.

Ich sahe in Bremen unter andern Merckwürdigkeiten auch einen Keller, worin noch einige todte Leichnam, die vor hundert Jahren an der Pest gestorben waren, unverweset liegen. Nie habe ich etwas verwundersamers gesehen. Diese Cörper sind in ihrer völligen Gestalt; das Fleisch ist den alten Bild-Säulen von Alabaster gleich. Die Kleider fangen allmählich an zu vermodern. Die Ursache dieser wunderbaren Erhaltung soll diese seyn; daß vor Zeiten in diesem Keller Schroot und Kugeln von Bley seyen gegossen worden, da sich das Quecksilber und andre mineralische Kräfte in das Gemäuer gezogen hätten. Allein diese angegebene Ursache scheinet mir nicht hinlänglich zu seyn. Man würde sonst alle die Grüfte groser Herren auf solche Art einweihen und ihre Leichname bis auf die späteste Nachkommenschaft zu erhalten trachten.

Nachdem ich mich einige Wochen hier aufgehalten hatte, reiste ich den 1. Decembr. nach Hamburg. Ich kame mit dem Post-Wagen über Boxtehude und Blanckenes. Auf der Heyde zwischen Ottersberg und Zeven, wo es sehr unsicher zu reisen seyn soll, wurden wir einer kleinen Reise-Gesellschaft gewahr, welche dem Postwagen mit starcken Schritten folgten. Der Postillon hielt solche für Schnaphanen. Er

war

war mit einem Pallasch und ein paar Pistolen aufs beste bewafnet. Er forderte bey Erblickung dieser Leute meine kleine Herzhaftigkeit heraus; Er meynte nicht anders, als wir würden angegriffen werden. Ich hatte einen Bremer Kaufmann zum Reisegefährden. Derselbe bezeigte gar keinen Lusten zu dergleichen Ritter-Thaten. Er zitterte beständig und litte eine rechte Todes-Angst so lang diese Fremdlinge, wie die Nacht-Geister um den Postwagen herumschwirreten. Ich lies mich bald mit diesem, bald mit jenem in ein Gespräch ein. Diese Leute wusten mir mehr zu erzehlen, als mein Reise-Gefährde. Es waren darunter einige hannöverische Soldaten, die wenigstens wie ehrliche Leute sprachen.

Den andern Tag kam ich über Bertehude nach Hamburg. Weil ich mich aber nicht viel über Tage hier aufhielt, so konte ich in so kurtzer Zeit an diesem berühmten Ort keine grose Bekantschaft machen. Ich bewunderte dessen schöne und vortheilhafte Lage, besuchte die teutsche Opera und lies mich allenthalben herumführen, um das sehenswürdigste in Augenschein zu nehmen.

Ich verreiste darauf den 11. Dec. über Bergendorf, Eschebors, Lauenburg, Boitzenburg, Lubene, Lentzen, Berleburg, Beritz, Wasserhausen, Gans, Fehrbellin und Bötzau nach Berlin. Ich hielte mich daselbst den

Winter

Winter über auf, und begab mich auf Ostern nach Dresden, wo ich bis in den Herbst, die Zeit über vergnügt zubrachte, und an diesem Hof mehr als an keinem andern Ort zu sehen bekame.

❀ ❀ ❀

Beschreibung von Hessen.

Auf meiner Rück-Reise, nahme ich den Weg über Cassel. Ich sahe hier viel merckwürdiges und schönes. Ich hatte mich verdeme, als ich von meinen academischen Studien im Jahr 1715. von Halle nach Haus reiste, schon einige Toge hier aufgehalten. Dieser fürstliche Hof ist einer der prächtigsten in Teutschland, und dabey eine rechte hohe Schule für die schöne Künste und Wissenschaften.

Der alte Landgraf Carl, stellte einen gantzen Fürsten vor. Er hatte ein geistreiches und verehrungswürdiges Ansehen; Weisheit, Menschen-Liebe und Grosmuth druckten sich in seiner erhabenen Bildung aus. Alles zeigte an ihm sowohl einen Beschützer der Künste und Wissenschaften, als einen würdigen Regenten. Printzen, Printzessinnen, Adel und Soldaten, alles hat an diesem Hof ein ausnehmendes und reitzendes Wesen. Der äuserliche Glantz ist hier mit einer ungezwungenen Höflichkeit und beyde zugleich sind mit der Ehrbarkeit verbunden.

Ueber-

Ueberhaupt habe ich die Heſſen, da ich noch in Marpurg ſtudiret, ziemlich kennen lernen. Sie ſind insgeſamt ſchöne und wohlgeſtreckte Leute; ſie haben ein männliches Anſehen und werden mit für die beſte Soldaten gehalten. Sie haben ſich auch als ſolche bey allen Gelegenheiten rühmlich ausgezeichnet; allein ſie ſind dabey zur Verſchwendung geneigt, und dem Trunck ergeben. Sie haben nichts flatterhaftes und gezwungenes, ſondern ſind meiſtens geſetzt und vernünftig, männlich, höflich, gefährlich; ernſthaft, und, wie Tacitus die alte Teutſchen beſchreibet: Minax vultus & major animi vigor. Die Heſſen ſind alſo gute Leute, man muß ſie aber nicht böſe machen, ſonſt ſchmeiſen ſie blind drein; vermuthlich werden ſie auch deswegen blinde Heſſen genennet; wie ſie denn auch blind ins Feuer gehen und den Todt wenig fürchten.

Das gemeine Volck weis von keiner andern Freude, als daß es zum Bier gehet, und ſo lang ſäuft bis es nicht mehr kan. Ja, es iſt gleichſam als ob ſie blos allein deswegen arbeiteten, damit ſie Geld zum Vertrincken haben mögten; alsdann urtheilen ſie von Staats-Sachen und vom Krieg. Hier gilt kein hitziger Wiederſpruch; ſonſt flieſen die Krüge einander nach den Köpfen. Kein Gelach iſt bey ihnen vollkommen, wo es nicht an ein Rauffen gehet: ſie weltzen ſich alsdann mit einander im Koth herum, ohne ſich einander viel zu ſchaden; dann die Vollheit benimt ihnen beydes die Kräfte und das

Ge-

Gefühl. So bald ſie den Rauſch ausgeſchlafen haben, ſo iſt auch der Friede wieder hergeſtellet.

Ich ſahe meine Kurtzweil, als ich im Jahr 1721. abermals durch dieſe Länder reiſte, die Chur-Pfältziſche und andre Crayß-Völcker ſtunden auf den Gräntzen, und droheten die erkante Kayſerl. Reichs-Execution wegen Rheinfels vorzunehmen. Alles Land-Volck ſtund nebſt der auserleſenſten heſſiſchen Mannſchaft in Waffen, und zeigte nicht allein einen fürchterlichen Muth für ihren Fürſten und für ihr Vatterland zu fechten; ſondern, was mich am meiſten Wunder nahm, das waren ihre hinterlaſſene Weiber auf den Dorfſchaften, welche ſich mit ihren Siegeln, Senſen, Dreſch-Kolben, und dergleichen fürchterlichen Kriegs-Inſtrumenten in wehrhaften Stand ſetzten, und damit dem Feind den Garaus zu machen droheten.

Im übrigen hatte ich keinen andern Nutzen von allen dieſen weitläuftigen und zum Theil ſehr gefährlichen Reiſen, als daß ich ſagen konte:

Et mare & terras & populos vidi.
Nummos diſtribui, corpus fatigavi.
Adſpiravi ad aliquid: Retuli nihil.

VI. Reiſe.

Durch die Schweitz nach Franckreich.

Im Jahr 1719. den 2. Aprill tratte ich die Reiſe nach Franckreich an. Ich nahme den Weg über Mannheim und Raſtadt nach Straßburg. Ich hielte mich hier einige Tage auf und beſuchte die Geſellſchaften. Ich fande hier ſchon alles auf franzöſiſchen Fus eingerichtet. Die Einwohner hatten von den teutſchen nichts mehr als noch die Sprache; wiewohl alle Leute, die von einigem Anſehen ſind, franzöſiſch reden. Die Stadt hat, auſer ihren Veſtungs-Wercken, wenig ſchönes aufzuweiſen. Ihre Lage iſt hingegen unvergleichlich. Sie iſt dabey gros und wohl bevölckert. Die Lebens-Art iſt frey, und wenn ich es ſagen darf, ein wenig üppig. Die Frauens-Leute haben etwas verbuhltes, das nicht zweydeutig iſt. Das Blut iſt geſund und ſchön; alles reitzet und treibet auf die Beluſtigung der Sinnen. Die Ver-

Vermiſchung des teutſchen und franzöſiſchen Geblüts, ſcheinet hier kein Temperament, ſondern einen gantzen wollüſtigen Caracter zu machen.

Von Strasburg reiſte ich über Schleſtadt Colmar und Hünningen nach Baſel. In dieſer ſchönen und luſtigen Stadt hielte ich mich etliche Wochen lang auf. Ich empfienge hier in den vornehmſten Häuſern, beſonders in dem Harſcheriſchen, überaus viele Höflichkeiten. Täglich wurde ich zu einer neuen Luſtbarkeit eingeladen. Es gaben Täntze, Spatzier-Fahrten, Muſicken, Schmauſereyen und allerhand Kurtzweile, worinnen die Basler ja ſo ſinnreich ſind, als ihre Nachbarn, die Franzoſen. Ihr Blut iſt eben ſo leicht, als das ſtraeburgiſche, aber nicht ſo frey und ausgelaſſen. Ich lernte hier nebſt einigen Herren des Raths auch viele gelehrte Leute kennen, darunter die Herren Werenfels, Iſeli, Bernulli, Vatter und Sohn, Roque und Harſcher die vornehmſte waren.

Ich ritte von hier nach dem Platz, wo vormahls die bekante Stadt *Auguſta Rauracorum* geſtanden war. Ich betrachtete ihre ſtoltze Ruinen mit Bewunderung, und lies mich nicht abſchrecken, ſelbſt noch in einige verfallene Gewölber und unterirrdiſche Gänge zu wagen, doch kroche ich weiter nicht, als mich des Tages Licht begleitete. Ich kaufte hier auch noch ver-

ſchiedene alte römiſche Münzen von den Bauern, deren noch täglich welche in dieſer Gegend gefunden werden.

Von Baſel reiſte ich nach Bern, wo ich mich in die drey Wochen lang aufhielte, und eben ſowohl als in Baſel empfangen wurde. Ich muß die Leutſeligkeit und gute Lebens-Art der Herrn Schweitzer beſtändig rühmen. Man findet in dieſen freyen Staaten, beſonders aber in Bern, Leute von ausnehmenden Verdienſten, die bürgerlich leben, edel dencken und grosmüthig thun. In Bern findet man noch viele alte adeliche Geſchlechter, als die Watteville, die Erlachen, die Müller, die Muhralt, die Villadin und andre mehr. Einige darunter haben ſich an kayſerlichen und königlichen Höfen eine Zeitlang aufgehalten, und ſich ſowohl im Krieg als in den Wiſſenſchaften hervorgethan. Dieſes macht, daß man in Bern eine Lebens-Art findet, die in Anſehung deſſen, was die Franzoſen Politeſſe nennen, ſich vor den andern Schweitzeriſchen Cantons noch auszeichnet. Fremden wird es nie gereuen, eine Reiſe in dieſe Länder zu thun, zumal wer ein Liebhaber von den Seltenheiten und Merckwürdigkeiten der Natur iſt. Ich war in Bern unter andern auch mit den Herren Sterich, Stettler, Tſchiffeli, Schirer und Waldkirch bekant worden. Die drey erſten ſind in der Regierung, und die beyden letztere Profeſſores. Man redet hier faſt durchgehends franzöſiſch, das

das Frauenzimmer iſt lebhaft, geiſtreich * und zärtlich. Die meiſten leſen Bücher, verſtehen die Muſick und haben eine gute Lebens-Art. Ich rede aber nur von ſolchen, die von den erſten Familien ſind, und eine edle Erziehung haben. Kaufleute findet man hier wenig. In dem Berner Gebiet nähret ſich der Adel und andre anſehnliche Geſchlechter von den Land-Gütern. Das einträglichſte iſt, wann einer zu einer Land-Vogtey oder Amtmanns-Stelle gelanget. Dieſe werden alle drey Jahre von neuem vergeben, und man hat mich verſichert, daß es ein gar ſchlechtes Amt ſeyn müſte, welches binnen dieſen drey Jahren nicht über 30000. fl. auswerffen ſolte.

Ich gieng von Bern nach Freyburg und Lauſanne. Ich hielte mich an beyden Orten ſo lange auf, als es nöthig war, mich daſelbſt ein wenig umzuſehen. Ich beſuchte an dem letzten Ort den Herrn Amtmann Hackbret, der hier auf dem Schloß, wie ein groſer Herr lebet; wiewohl er nicht alle Manieren hatte, die ſich darzu ſchicken. Man ſagt, ein Schweitzer würde erſtlich ein artger Mann, wann er fremde Länder geſehen hätte; denn es geben unter ihren Raths-Geſchlechtern auch welche, die noch ſehr ſteiffe Hälſe haben und ſtarck mit Blähungen behaftet ſind. Doch dieſes findet man auch zuweilen unter den kleinen Regenten in den Reichs-Städten.

* Die berühmte Mad. Hubert, welche den bekannten Tractat: la Religion eſſentielle nebſt andern ſinnreichen Wercken herausgegeben hat, giebt davon ein ſattſames Zeugnis.

Von Lauſonne fuhre ich zu Waſſer auf dem See bis nach Genf; angenehmer und luſtiger kan man auf der Welt nicht reiſen; denn dieſer See eröfnet von allen Seiten die entzückenſte Schildereyen, welche die Natur hervorgebracht hat. Das ſogenannte Pais des Vaux, deſſen Ufer ich beſtriche, iſt das ſchönſte und fruchtbarſte Land in der Schweitz. Mich wundert nur, wie Franckreich dieſen ſchönen Fleck Landes, der ehedeſſen zu Burgund gehöret, denen Herren Bernern überlaſſen mag? Sie haben ſich deswegen auch wohl in acht zu nehmen, daß ſie dieſe Crone nicht beleidigen, ſonſten dürfte ſie einmahl wieder eine ſogenannte Conquête daraus machen. Das beſte iſt, daß Genf, welches ſehr befeſtiget iſt, darzwiſchen liegt; und daß dieſes ohne die gantze Schweitz, und das Hertzogthum Savoyen in Waffen zu bringen, nicht wohl kan angegriffen werden.

Man kan bey klarem Wetter und ſtiller Luft auf der Genfer See die Augen bis in den grünlichen Grund ſencken, und mancherley Waſſer-Gewächſe und Fiſche unter dem Schatten des Schifs deutlich erkennen. Ich ſtiege zu Morges, Rolle, Nion und Copet ans Land, welches ſehr luſtige Oerter ſind. Am letzten Ort iſt ein ſchönes Schloß, wo vor dieſem der berühmte Bayle ſich bey dem Grafen von Donau aufgehalten hat.

Ich kam gegen Abend vergnügt nach Genf, wo

wo ich in den heil. drey Königen einkehrte. Genf iſt eine ſehr ſchöne und reiche Stadt, ihre Lage iſt eine der angenehmſten in der Welt. Sie iſt mit vortreflichen Gebäuden angefüllet. Die Lebens-Art iſt wie ihre Sprache ganz franzöſiſch. Man findet hier beſtändig viele Fremden, welche theils die Muſen, theis die Kaufmannſchaft dahin ziehen.

Ich fande hier unter andern auch zwey vornehme engliſche Herrn; nemlich den Grafen von Mar und den Obriſten Stuard, welche als Anhänger des Prätendenten auf Erſuchen des engliſchen Hofs hier waren angehalten worden, da ſie nach Italien gehen wolten.

Die Geſellſchaften, die Spatzier-Gänge, die Luſtgärten, die Muſick, die Rent-Bahne; alles dieſes machte mir, als einem Fremden, Gelegenheit zu vielerley Bekantſchaften und Veränderungen. Von gelehrten Leuten kante ich hier die Herrn Pictet, Turetin, Muſard, Lullin, u. a. m.

Der Schweitzer Witz hat etwas beſonders. Ihre Art zu dencken, gehet auf den Grund einer Sache; ſie urtheilen natürlich und auch zugleich ſcharfſinnig. Sie bedienen ſich weniger Kunſt-Wörter und richten ſich nach eignen Begriffen. Die Schweitz iſt alſo ein Land, wo man noch viele Originalien findet, und wo man ſich eben eine ſo groſe Ehre macht frey zu dencken als frey zu leben.

In Genf bekam ich Händel mit dem Marquis de Vargas. Die Sache verhielt sich so: Ich suchte einen Bedienten, der französisch verstünde, und den ich mit nach Paris nehmen könte. Es meldete sich bey mir ein hübscher Kerl, der dem obgemeldten Marquis aus dem Dienst gelauffen war. Ich wuste solches nicht. Der Kerl gefiel mir; ich hies ihn wieder kommen; er kam aber nicht, und ich nahme einen andern: Dem ohngeacht so hatte man dem Marquis gesagt, ich hätte ihm seinen Bedienten abspänstig gemacht und in meine Dienste genommen. Dieser glaubte, daß seine Ehre darunter verletzet sey, und wurde ungemein wieder mich aufgebracht. Er suchte mich in allen Gesellschaften auf, um seine Rache an mir zu nehmen. Man riete mir deswegen nicht auszugehen; Allein ich kehrte mich nicht daran. Ich gieng aus wie zuvor, ohne ihn anzutreffen.

Der Tag meiner Abreise erschien, als der Marquis Morgends früh um vier Uhr sich bey mir melden lies. Ich war eben im Begrif aufzupacken, und mich zu Pferd zu setzen; Ich nahme dem ohngeacht den Besuch an. Der fürchterliche Ritter erschien, und bat mich auf die höflichste Art um Vergebung, daß er mich zu einer so ungewöhnlichen Zeit beunruhigte, weil er aber vernommen, daß ich verreisen wolte, und die Sache eine Affaire d'honneur beträffe, so sähe er sich genöthiget, alle andere Betrachtungen auf die Seite zu setzen. Er zog

darauf

dauf einen Brief aus der Tasche und las mir daraus vor, daß ein Teutscher meines Namens, ihm seinen Bedienten verführet hätte, und gesonnen wäre, ihn mit sich nach Paris zu nehmen. Ich bedeutete ihm, daß ich zwar derjenige wäre, nach welchem er sich erkundigte; Allein es sey falsch, daß ich seinen Bedienten ihm abtrünnig gemacht hätte. Er entdeckte mir darauf, daß er solches von gewisser Hand sey versichert worden, und bekante mir mit einem stets untermengten Je vous demande mille pardons seinen empfindlichen Verdruß, daß er sich genöthiget sehe, dieser Sache halber sich an mich zu halten, und wenn er mir auch bis nach Constantinopel folgen solte. Ich sahe bald, daß der Marquis etwas vom Gasconischen Geblüt hatte; Ich antwortete ihm deswegen ziemlich kaltsinnig, und mit einem eben so oft untermengten Je vous demande mille pardons, daß ich die Ehre hätte, ein Teutscher zu seyn, und daß ich ihm die Mühe einer so weiten Reise ersparen wolte; Ich gedächte in einer halben Stunde zu verreisen, und er würde mich also gantz gemächlich vor dem Thor antreffen können. Der Herr Aubert dem ich empfolen war, trat eben in das Zimmer, als wir aus einem so ernsthaften Thon mit einander sprachen. Er war darüber aufs äuserste bestürtzt, und verwies dem Marquis mit den lebhaftesten Ausdrücken, daß er mich als einen Fremden, der an ihr Haus aufs beste sey empfohlen worden, auf eine so unanständige Weise, unschuldig an-

griff. Er fügte hinzu, daß ſie, als die Herrn Aubert, ſich allenfalls für mich verbürgen wolten. Allein alle dieſe Einreden und Vorſtellungen halfen bey dem aufgebrachten Ritter nichts. Er nahm bey uns Abſchied, ſetzte ſich mit einem Reitknecht zu Pferd, und ritte voraus. Ich hatte mich bereits voraus mit ein paar guten Piſtolen verſehen, weil man mich gewarnet hatte, daß ich würde angegriffen werden. Ich ritte alſo getroſt mit meinem Poſtillon und einem Diener unter dem Geleite GOttes aus Genf.

Kaum war ich auf den ſavoyiſchen Gränzen angelangt, ſo ſahe ich meinen Don Quichoten mit Speer und Waffen unter einer Scheuer auf mich warten; da er aber einen andern als ſeinen Diener hinter mir erblickte, zog er ſeinen Huth ab, gab ſeinem Pferd die Sporen, und rannte ohne weitere Complimenten davon.

Es war den 20. Junii als ich Genf verlies, und mit der ſogenannten Diligence nach Lion reiſte. Man entdeckte hier noch allenthalben die traurige Denckmäler von der Wuth des Kriegs und den mercklichen Unterſcheid freier Völcker. Arme Leute, die auf ſolche Weiſe das Opfer der Groſen ſeyn müſſen! Wir kamen zu Mittag nach Framſi, und Abends nach Seiſſel. Wir muſten hier unſre Coffer den Zöllner- und Sünder-Knechten eröfnen. Dieſes

ses Gesindel durchwühlte alles mit einer frechen Unbescheidenheit. Ein junger Mensch, Nahmens Flüger von Nürnberg, der mit von der Gesellschaft war, wolte durchaus seinen Koffer nicht aufmachen. Seine Mama, sprach er, hätte ihn selbst gepackt und ihm scharf eingebunden, solchen ja nicht ehender als zu Lion, wo er in ein Handels-Haus kommen solte, zu eröfnen. Diese Leute aber wolten den Befehl der Mama nicht respectiren. Der Koffer muste einmahl eröfnet werden. Die lose Vögel langten einen Honigkuchen, ein Pülvergen, ein Tränckelgen, ein Büchsgen, ein Marmelat-Schächtelgen nach dem andern heraus, und wolten solches gantz unbarmhertig als Contrebande wegnehmen. Der junge Mensch schrie nicht anders, als ob er unter Strassen-Räuber gefallen wäre. Ich hatte Mühe, die Sache mit einem dutzend Mandel-Lebkuchen zu vermitteln. Noch mehr Kunst aber wurde erfordert, die von der Mama so zierlich eingepackte Raritäten wieder in den Koffer zu bringen.

Von Seissel giengen wir auf der Rhone zu Schiff; wir stiegen den gantzen Tag nicht aus und kamen Abends auf ein elendes Dorf, Nahmens Pusieau. Den dritten Tag setzten wir auf gleiche Weise unsere Reise fort, und speisten auf einem andern armen Dorf zu Mittag. So sehr auch der Krieg das Land mitgenommen hatte, so fehlte es doch hier nicht an gutem Essen und Trincken. Je näher wir nach

Lion kamen, deſto beſſer ſah es auch in derſelben Gegend aus; welches zu erkennen giebt, wie ſehr eine reiche und nahrhafte Stadt einem gantzen Lande Vortheil bringet. Die Lage von Lion iſt unvergleichlich, und wird nebſt derjenigen von Neapolis und Genf mit unter die ſchönſten der Welt gerechnet. Ich war an die Herrn Folcher und Boiſſet angewieſen, welche, als ſehr höfliche Leute mich allenthalben in Lion herumführeten. Ich ſahe hier verſchiedene rare Alterthümer, wie auch die Kirchen, die Clöſter, die Comödie, die Fabricken, die luſtige Caffee-Häuſer auf dem groſen Platz vor dem Rathhaus u. ſ. w.

Die Lebensart iſt in Lion ſo artig als an an einem Ort in der Welt. Man ſiehet hier das geſundeſte Blut von gantz Franckreich, und die Schönen haben in ihrem freien und natürlichen Weſen ungleich mehr Annehmlichkeiten, als die geſchminckte Puppen zu Paris. Nachdem ich zu Lion einige Bücher und Stoffen für mich eingekauft hatte, reiſte ich den 29. Jun. mit der Diligence weiter auf Paris. Dieſes Fuhrwerck gieng anfangs bis Challon zu Waſſer; längſt der Saone ſah man eine Menge ſchöner Luſt-Häuſer. Ich kam den erſten Tag bis nach Maſcon, wo man die Abend-Mahlzeit zu ſich nahm, und die Nacht durch auf dem Schiff weiter fuhr. Es fanden ſich in unſrer Geſellſchaft zwey luſtige Frauenzimmer, die es wider den Wohlſtand hielten, unter

unter ſo viel unbekannten Leuten zu ſchlafen, und welche demnach durch ihre Lebhaftigkeit und artiges Geplauder ſowohl mich als meinen Reis-Gefährden, den Herrn Boier, daran verhinderten. Dieſer Boier war ein reicher Mann, der nicht viel Scherz verſtund. Als uns der Wirth zu Challon, da wir frühſtückten, keinen guten Wein gab, bedrohete er denſelben zu verklagen, und ſchmiß ihm ſeine volle Bouteillen vor die Füſen.

Die Anſtalten mit dieſer Diligence ſind unvergleichlich. Man reiſet ſo gemächlich und ſo unbeſorgt als nur möglich iſt: wo man einkehret, findet man das beſte zu eſſen und zu trincken. So gar unterwegs waren Leute beſtellt, die einen friſchen Trunck an die Kutſche bringen muſten. Vor alles dieſes zahlet man von Lion bis nach Paris nur 80. Francken, welches nach unſerm Geld ungefär ſoviel als 20. Reichsthaler ausmacht; und darzu war mein Diener hinten noch mit aufgepackt. Ich glaube nicht, daß man in der gantzen Welt ſo bequem und ſo wohlfeil reiſen kan.

Zu Challon bekamen wir eine gemächliche Kutſche, die mit roth Sammet ausgeſchlagen war: wir fuhren über Chagni und Yrry; und ſchlieſen zu Arnai le Duc. Den dritten Tag, als den 1. Jul. ſetzten wir mit anbrechender Morgenröthe unſre Reiſe weiter fort. Wir fuhren über *Maupas*, *Saulieu*, *La Roche*, *Cuſſi les forets*,

forets, *Perſilfee Vermanton*, wo wir übernachteten, und unſre Geſellſchaft mit der Marquiſin von Montal, einer Baſe des Marſchalls dieſes Namens, und Stiftsfräulein von Miremont vermehret wurde. Sie ſah ſehr wohl aus: ihre Lebensart zeigte von ihrem Stand. Es iſt nichts neues, daß dergleichen Damen ſich auf die offentliche Landkutſchen ſetzen. So leutſelig als frey nehmen ſie weder ſich noch andern leicht etwas für übel.

Wir kamen den vierten Tag über *S. Bry*, *Auxerre*, *Badoux*, *Joigny*, *Villevalliers*, *Villeneuf ve*, *le Roy* und *Sens* bis nach *Pont ſur Yone*, wo wir Nachtlager hielten. Den fünften Tag kamen wir über *Villeneuf ve la gare*, *Montereau*, *Chattelain*, *Melun* und *Charenton*, wo vermuhls die Reformirten ihren Gottesdienſt hatten, glücklich nach Paris.

Ich muß bekennen, daß mich der Anblick dieſer berühmten Hauptſtadt in einige Entzückung ſetzte; zumahlen da ich ſolche an einem der ſchönſten und heiterſten Tagen zu ſehen bekam, wo alles in einem prächtigen Licht funckelte, und die verau'dete Kirch- Spitzen und hervorragende Palläſte bey der Sonnen Niedergang vortreflich ins Auge glänzten.

Ich mietete mir zu Paris ein Zimmer, oder Chambre garnie, wie man es nennet, in der Vorſtadt von *S. Germain*; und zwar, ohne daß

daß ich mein Glück wuſte, chez la belle Chapelliere: dieſe galante Hutmacherin hatte täglich den Kopf friſiret und eine goldene Uhr an der Seite hängen: ſie empfieng ihre Viſiten und gab ſich das ſteife Anſehen von einer Dame.

Es waren dergleichen Pariſer Schönheiten in derſelben Gegend noch verſchiedene, die man kaum an andern Orten für leidlich würde gehalten haben. Ihre Galanterien erſtreckten ſich auch, wie man ſagt, nicht viel weiter als auf ein luſtiges Geplauder, wobey ſie ihren Nutzen artig wahrzunehmen und ihre Waaren wohl anzubringen wiſſen.

Den Morgen verbrachte ich zum Theil zu Hauſe am Fenſter, zum Theil in einem benachbarten Caffee-Hauß, wo man allerhand neues ſah und hörte. Von da begab ich mich nach dem Palais und nach dem Quai des Auguſtins in die Buchläden, woſelbſt ich einige tauſend Franken mit Vergnügen ausgab, und mir dafür allerhand ſchöne Sachen einkaufte.

Ich hatte hier mit den beiden Herrn von Craſſau Geſellſchaft gemacht; der eine war Major von der Garde in Caſſel, und der andere wurde in wenig Jahren darauf ſchwediſcher Abgeſandter in Wien. Beide waren Leute von viel Verſtand und einer guten Lebens-Art. Wir fuhren zuſammen von einem Quartier in das andere, und beſahen die viele Merckwürdigkeiten dieſer

dieſer ungemein groſen Stadt; Gegen Abend verfügten wir uns darauf in den Wald von Boulogne, oder in die Thuilleries, wo eine unzehlbare Menge von Menſchen ſich verſammleten, und entweder, in jenem zur Schau ſpazieren fuhren, oder in dieſem, hurtig auf und abgiengen. Einem Teutſchen, der an dieſes geſchwinde franzöſiſche Uhrwerck nicht gewohnet iſt, ſtöſet nicht ſelten der Schwindel darüber an. Dergleichen Spatzier-Gänge waren auch damahls in dem Palais roïal und im Luxenburg; man ſah aber daſelbſt bey weitem nicht ſo viele Menſchen.

Nachdem wir nun Paris von innen geſehen hatten, dergeſtalt, daß wir nicht meynten, etwas vergeſſen zu haben, ſo fuhren wir auch, die um Paris herumliegende Luſt-Schlöſſer in Augenſchein zu nehmen. Wir beſahen *Verſailles*, *Trianon*, *Marli*, *S. Germain*, *S. Cloud*, *Madrid* u. ſ. w. Auſer denen Spatzier-Gängen und Viſiten, die wir hin und wieder bey einigen Geſandten ablegten, kamen wir weiter in keine Geſellſchaften. Die Zeit war uns zu koſtbar. Wir hatten allzuviel zu ſehen, um an andere Veränderungen zu gedencken.

In einer Zeit von zwey Monathen waren wir fertig. Ich eilete nach Hauß, um bey Antrettung meiner Majorennität meine Sachen in Ordnung zu bringen. Ich reiſte alſo mit dem Major von Craſſau Abends den 2. Auguſt

von

von Paris auf Brüſſel. Eine Menge von unſern Lands-Leuten begleiteten uns bis nach S. Denis. Wir ritten darauf die Nacht durch, über *Ecoin*, *Luſarche*, *Senlis*, durch die ſchöne Alleen von *Chantylly*, *Pont*, *S. Mayenne*, *Bois de leu* bis nach *Gournay*, wo wir ein wenig ausruheten, und darauf unſern Weg weiter über *Crevilly*, *Chandry*, *Roye*, *Souchette*, *Marchelespots*, und *Peronne* fortſetzten; von da ritten wir, nachdem wir das Mittagmahl eingenommen hatten, über *Sailly* und *Courſy*. Morgends frühe als den 4. Aug. trancken wir den Caffee zu Arras, und kamen über *Pont à Vendin*, gegen Mittag glücklich zu Ryſſel an.

Es iſt in der gantzen Welt nicht beſſer Poſt reiten, als in dieſem Land; wie das Pferd aus dem Stall lauft, ſo rennet es wieder in den andern hinein. Die franzöſiſche Lebhaftigkeit iſt hier unvergleichlich, um hurtig von dem Weg zu kommen. Die Poſt-Wechſelungen ſind kurtz und die Wege gut. Man hat nicht den geringſten Auffenthalt; der Poſtillon bläſet einem nicht vor, wie in Teutſchland; aber wann er ho! ho! ſchreyet, ſo flieget man davon. Das Land iſt ſonſt in dieſen Gegenden, inſonderheit um Peronne und Arras herum, von den öftern Kriegen ſehr mitgenommen worden, und ſchlecht bewohnet. Auf der Fallbrück, da ich in Ryſſel einritt, ſcheuete mein Pferd vor einem alten Weib, und wär ſchier mit mir in

den

den Graben geſtürtzet. Es fehlte wenig, daß ich ſie nicht für eine Hexe gehalten hätte.

Wir kahten im *Hôtel de Villeroy* ein. Ich hatte Empfehlungs-Briefe an den damals commandirenden Hauptmann der Schweitzer, den Obriſten Frey. Ich hatte von den Seinigen ſchon in Baſel ausnehmend viele Höflichkeiten genoſſen. Er empfieng mich mit Bezeugung einer ſonderbaren Freundſchaft. Er tractirte mich und meinen Reisgefährden aus Silber. Er brachte uns zu dem Intendanten, Grafen von Maillan und zu deſſen Gemahlin. Er zeigte uns die ſchöne Veſtungs-Wercke und alle Merckwürdigkeiten dieſer groſen Stadt. Wir giengen mit ihm in die Opera, welche für eine Stadt in den Provintzen ſehr gut war.

Wir verreiſten von Ryſſel den 8. Auguſt, Nachmittag mit der Diligence. Wir wurden unter dem Thor angehalten und gefragt, was wir für Geld bey uns führten? Mein Reis-Gefährde, der dieſesmahl die Ausgaben hatte, zeigte darauf ſeine Gold-Börſe, worin lauter holländiſche Ducaten waren. Denen ſaubern Vögeln an der Mauth ſtund das Gepräge an; ſie beliebten es zu ſich zu nehmen, und ſagten, dieſes Gold ſey verboten aus Franckreich zu führen. Wir wolten darauf abſteigen und baten uns einen Soldaten von der Wache aus, um denſelben zu dem Intendanten mit einem Briefgen zu ſchicken; mit dem Zuſatz, daß dieſer Herr

Herr selbst noch diesen Morgen uns mit einem Besuch beehret und uns gesagt hätte, daß wir die Ducaten mitnehmen könten. Als die Zöllner und Sünder-Knechte dieses höreten, machten sie grose Augen, gaben uns mit vielen Demüthigungen die Goldbörse wieder und baten sehr um Vergebung.

Wir kamen nach Mennin und übernachteten zu Cortray. Den andern Tag fuhren wir nach Gent. Hier thaten wir die erste theure Mahlzeit zum Unterscheid, daß wir nicht mehr in Franckreich waren. Wir fuhren noch denselben Abend in Gesellschaft eines gewissen Grafen und einer Marquisin nach Brüssel, wo wir uns einige Tage aufhielten. Wir giengen von da auf Löwen und schieden zu Mastrich von einander. Ich eilte über Achen und Cöln nach Haus.

Ich wolte versuchen, ob ich nicht in einem Tag von Cölln biß nach Franckfurt reiten könte; allein die Posten auf dem Wester-Wald waren nicht so wie in Franckreich. Ich hatte kaum die Post, Wechsel Spieß, Warth, Weienbusch, Kühlenroth, und Freilingen zurückgelegt, so fande ich an diesem letzten Ort keine Pferde mehr. Man brachte mir, nachdem ich ein paar Stunde gewartet hatte, etliche müde Gäule aus dem Acker, derjenige, den ich zu reiten bekam, war kollerigt. Ich hatte noch keine Stunde Wegs mit ihm zurückgeleget,

ſo überfiel ihn die Wuth. Er entführte ſeinen leichten Reuter und rante mit mir durch Buſch und Wald, über Steck und Stein. Endlich ſetzte er mit mir eine Höhe von ungefehr zwölf bis vierzehn Schuh hoch herunter. Weil aber die ſteiffe Mähre in der Kunſt durch die Luft zu ſetzen nicht ſo gut, als der Pegaſus abgerichtet war, ſo geſchah es, daß durch dieſen hart aufſtoſenden Satz, die beide Riemen, an welchen die Steigbügel unter meinem engliſchen Sattel feſt gemacht waren, zerbrachen. Mir waren dabey alle Gelencke wie zerriſſen; kaum fühlte ich mich noch. Das wilde Thier ſtund auf allen vieren und regte ſich nicht. Ich konte alſo denſelben Tag nicht weiter kommen, und muſte die Nacht über zu Walmeroth liegen bleiben. Den folgenden Tag ſetzte ich meine Reiſe weiter fort und kam gegen 11. Uhr glücklich nach Franckfurt.

Das folgende Jahr darauf gieng ich abermahls wieder nach Holland und im Jahr 1721 über Caſſel, Halberſtadt und Magdeburg nach Berlin. Weil aber auf dieſen Reiſen nichts merckwürdiges vorgefallen iſt, ſo habe ich auch nichts davon aufgezeichnet.

VII. Reiſe.

Nach Nürnberg, Prag, Breslau, Berlin und Dresden.

Mein Herr!

ES war den 27. Auguſt, da ich von Franckfurt wieder aufbrach und durch den Speſſart über Würtzburg nach Nürnberg reiſte; Ich empfieng hier von dem Herrn geheimen Rath von Buirette alle erſinnliche Freundſchaft und Höflichkeit. Er führte mich unter andern auch mit nach Chriſtian Erlangen, wo er ein groſes Haus und eine ſehr einträgliche Brauerey hat.

Von Chriſtian-Erlangen aus thaten wir eine Luſt-Reiſe nach Bommersfeld und beſahen allda das ſchöne und prächtige Luſt-Schloß, welches der Churfürſt von Maynz, zum Denckmahl ſeiner Liebe für die Künſte und Wiſſenſchaften, herrlich hat erbauen und mit den rarſten Kunſt-Wercken auszieren laſſen.

Wir kehrten drauf vergnügt wieder nach Nürnberg zurück; Ich beſahe in dieſer groſen Stadt alle Merckwurdigkeiten, Kunſt- Cammern, Bibliothecken, Luſt-Gärten und dergleichen. Die Nürnberger ſind von Natur Wißgierige und nachforſchende Leute, die ſehr viel auf Künſte und Wiſſenſchaften halten.; allein auch dabey nicht ſelten in das kleine verfallen.

Ich lernte hier unter andern gelehrten Männern den berühmten Jacobum Thomaſium kennen; dieſer iſt ein Bruder des geheimden Raths Thomaſii in Halle, meines ehemaligen groſen Lehrmeiſters. Er beſitzet eine auserleſene Bibliotheck und übertrift noch in verſchiedenen Wiſſenſchaften ſeinen Bruder.

Er machte eigentlich von der Philoſophie und der Artzney-Kunſt ſein Werck, und iſt ein durchgehends beliebter und artiger Mann. Er hat eine einzige Tochter, die mit den Künſten und Wiſſenſchaften ſich dergeſtalt in ein nahes Verbindnis eingelaſſen hat, daß ſie nicht heyrathen will. Sie hat darzu die beſten Gründe von der Welt: wann das andere Geſchlecht durchgehends ſolche einſehen könte und die Stärcke hätte ihnen zu folgen, ſo würde ohnfehlbar die Welt mit uns ausſterben.

Ich ſahe auch hier eine bewundernswürdige Probe auf der Haller Wieſe mit einer neuerfun-

fundenen Feuer-Spritze, womit ein in vollen Brand gesteckte höltzerne Hütte, die zu dieser Probe besonders war aufgebauet worden, von dem künstlichen Erfinder mit einmahl gelöschet wurde.

Die Stadt Nürnberg hat das gröste Ansehen unter den Reichs-Städten; allein ihre Regiments-Art ist so beschaffen, daß es noch eine Frage bleibet, ob es glücklicher sey unter einer solchen Republick oder unter einem freymächtigen Fürsten zu leben?

Fürsten-Kinder werden sorgsam erzogen. Ihre Ehre, wann sie zur Regierung kommen, leidet darunter, wann sie ihr eigen Volck unterdrücken. Ihre Räthe werden aus den klügsten und geschicktesten Männern erwehlet. Ein unverständiger Minister würde bald dem gantzen Hof zum Gelächter werden, und von sich selbst um Erlassung seines Dienstes bitten. In den Reichs-Städten aber kommen nicht selten Leute in die Regierung, die weder Erziehung noch Lebens-Art haben. Ihr Hochmuth ist deswegen unmäßig, sobald sie etwas zu befehlen haben. Sie hören auf Bürger zu seyn, so bald sie Rathsherren werden. Sie machen aus ihren Aemtern eine Hoheit und trennen sich von der Gemeine, deren edelste Glieder sie seyn solten. Sie machen eine Parthey gegen diejenige, denen sie vorstehen solten und werden an statt

Väter des Vaterlandes, kleine eigenwillige Seelſt. Beherrſcher.

Die Patricii haben in Nürnberg groſe Vorrechte; allein ſie beziehen ſich doch alle auf den Wohlſtand des gemeinen Weſens. Als die edelſte aus den Bürgern haben ſie das Recht vorzüglich in das Regiment zu kommen, nicht um ihren eignen, ſondern um des gemeinen Weſens Nutzen zu befördern. Nicht als Herrſchaften! ſondern als Mitbürger. Sie behaupten vor andern Reichs-Städten etwas voraus zu haben, indem die Verfaſſung ihres Regiments ariſtocratiſch und nicht democratiſch ſey. Wie glücklich wären unſre Reichs-Städte, wenn nicht Stolz, Neid und Eigennutz die Gemüther trennten. Faſt in den meiſten Reichs-Städten höret man nichts als Klagen. Bey einigen acht das Misvergnügen und die Zwietracht zwiſchen dem Rath und der Bürgerſchaft bis nach Wien, wo nicht gar die Sache durch Local-Commiſſionen müſſen ausgemacht werden. Die Herrn Nürnberger haben dieſe letztere Hülfs-Mittel bisher noch glücklich vermieden. Allein in die Länge dürfte es doch hier auch nicht gut thun, denn der gemeine Mann, und beſonders die Kaufmannſchaft iſt über den magiſtratiſchen Deſpotiſmum überaus ſchwierig. Es kan ſeyn, daß dieſe in ihren Klagen auch zu weit gehen; ſo viel iſt gewiß, daß vor dieſem die Hände dem Magiſtrat mehr gebunden waren, da ſie noch die Aufſeher aus der Burgerſchaft unter ſich hatten.

hatten. Dieſe Tribuni Plebis, oder Genannte, wie man ſie jetzt betitelt, hatten eine genaue Obſicht auf alles, was bey Rath vorgieng, damit nichts zu der Stadt Nachtheil mögte vorgenommen werden; dieſe Aufſeher hat der Magiſtrat nach und nach aus ſeinen eigenen Mitteln zu beſtellen gewuſt; dergeſtalt, daß ſie nun ſelbſt ihre eigne Aufſeher ſind und niemand von ihrem Thun Red und Antwort zu geben haben.

Den 10. Sept. verlies ich Nürnberg und reiſte über Weichelſchwang, Heresprück, Hartmannsdorf, Sultzbach, Haimbach, Herſchau, Pilſen und ſo weiter durch Böhmen nach Prag. Ich brachte hier in die 8. Tage zu, um alle Merckwürdigkeiten dieſes groſen und volckreichen Orts zu ſehen. Ich fande hier einen ſtarcken Adel, groſe und prächtige Palläſte, reiche Kirchen und Clöſter; aber ſehr wenig gelehrte Leute. Von der Frömmigkeit dieſer in ſattem Ueberfluß lebenden Geiſtlichen kan ich nicht urtheilen. Die Böhmen haben ſonſt an nichts weniger Mangel, als am Verſtand; allein es iſt eben ſo, als ob ihnen auch nichts gefährlicher zu ſeyn dünckte. Sie ſchweiffen leicht neben aus und treiben alles aufs äuſerſte: wollüſtig, leichtſinnig, ehrgeitzig, verſchwenderiſch, ungleich, ſinnreich, ſchmeichelhaft; ſo beſchreibet man die Böhmen.

Die Inquiſition iſt hier ſo ſcharf, als an keinem Ort in Teutſchland; Es iſt weniger Gefahr

fahr zu Rom ein offentlicher Atheist, als in Böhmen ein Protestant zu seyn; dem ungeacht findet man doch hier unter den Gärtners-Leuten noch heimliche Husiten, unter dem Namen der mährischen Brüder; wo man aber Bibeln oder Gesangbücher, die nicht catholisch sind, bey ihnen ertappet, da werden sie weggenommen, und die Besitzer derselben gefangen gesetzt oder sonst gestraft. Ueberhaupt ist noch in Böhmen und Mähren ein verborgener Saame vieler frommen und rechtschaffenen Leute. Man suchet aber alles in diesen Landen bis auf den geringsten Schein eines uncatholischen Christenthums auszurotten; ich hatte Mühe, als ein Reisender, meine wenige bey bey mir habende protestantische Bücher auf der Mauth zu retten. Solte man sagen, daß ein Königreich, so vor hundert Jahren fast protestantisch war, und sich deswegen auch einen solchen König gewehlt, binnen dieser Zeit durch Zwang und Waffen so hart römisch hätte werden können?

Ich reiste von Prag über Jaromitsch, Kelnau, Glatz, Wartha, gerade nach Breslau.

Ich war 5. Tage lang unterwegs. Einsmahl da ich Abends zu lang in die Nacht fuhre, entdeckte ich auf einer Höhe, bey dem obenschimmenden Licht ein paar Busch-Klepper, welche, als sie meine Kutsche unten im Thal sahen, sich hinter eine Hecke versteckten. Ich lies halten,

und

und befahl meinem Diener, der ein handfester Kerl war, mit mir auszusteigen und seine Waffen zu sich zu nehmen. Ich gieng damit getrost auf denjenigen zu, der auf der Strasen war stehen geblieben und mit einem langen Sarras unter dem Arm meiner zu warten schien. Ich redete ihn auf gut österreichisch an, fragte was er so spät auf der Land-Strasse machte und wo er im Quartier läg? Der Kerl antwortete mir darauf gantz bescheiden / daß er Urlaub hätte, und bat mich um ein kleines Zehr-Geld. Ich schmiß ihm damit halb zornig einen Siebenzehener in den Hut und setzte mich nach dieser Heldenthat mit einem starckklopfenden Hertzen wieder in die Calesche. Fahr, sprach ich wider meinen Kutscher, den der Schrecken zittern machte, fahr, als ob der Hencker hinter dir wär. Allein, wir hatten noch eine gute Stunde im Koth zu leiren, bis wir bey dunckler Nacht ins Quartier kamen. Ich dachte alle Augenblick, die Kerls würden mit ihren grosen Fiemben hinter uns drein kommen und meine Tapferkeit, die sehr begunte nachzulassen, noch einmahl auf die Probe setzen. Man wunderte sich unterdessen im Wirthshaus, wo ich einkehrte, nicht wenig, daß ich mich so spät bey Nacht auf der Land-Strasse gewaget hätte; da solche auch sogar am Tag ohne Geleit unsicher zu bewandern und manche Kutsche schon geplündert worden wär.

Mein Oheim, der Herr von Loen, kam mir von Breslau mit ſeinem Geſchirr bis auf die erſte Poſt entgegen; und ich hatte zugleich das Vergnügen noch denſelbigen Tag den General Oſander, der einer meiner beſten Bekantſchaften in Franckfurt war, hier anzutreffen. Er gieng nach Pohlen und erhielt vom König, nebſt dem Caracter von General-Lieutenant einen jährlichen Unterhalt von 6000. fl.

Man führte mich von Breslau aus zu einigen Edelleuten auf das Land, wo es auf ſchleſiſche Art hergieng. Schleſien und die Pfaltz ſcheinen mir in Teutſchland zwey rechte Schlaraffen-Länder zu ſeyn; wo man aus Eſſen und Trincken eine Haupt-Beſchäfftigung des Lebens macht, und wo der Ueberfluß die Menſchen zur Schwelgerey und zu allerhand Uppigkeit verleitet. Man trinckt in Breslau den beſten ungariſchen Wein, und wenn man auch noch ſo prächtig tractiret, ſo iſt der Trunck dabey doch immer das koſtbarſte. *

Von Breslau reiſte ich durch die Lauſnitz nach Dresden; weil aber der Hof noch in Pohlen war, begab ich mich ſo lang nach Berlin, um die Weynachts-Feſte daſelbſt zuzubringen.

Der König von Preuſſen hatte damahls ein neues Collegium unter dem Titel eines Ge-

neral-

* Siehe was von Breslau ſchon unter der III. Reiſe iſt gemeldet worden.

neral-Commiſſariats aufgerichtet, wo alle Geſchäfte zuſammen tractiret und in möglichſter Kürtze ſolten aus einander geſetzet werden. Würdiges Unternehmen eines groſen Königes! Dieſer Monarch haßte alle Weitläuftigkeiten, weil ſie in der That zu nichts taugen. Er hatte darin vortrefliche Einſichten. Ein Geſchäfte hindert zuweilen das andre, und viele zuſammen verwirren das Gantze. Der König arbeitete ſelbſt unabläſſig. Seine Miniſtri und Räthe hatten dabey wenig gemächliche Tage. Alles gieng vornehmlich auf eine genaue Oeconomie. In dem Conferentz-Zimmer ſtund eine Tafel mit einigen Erfriſchungen hinter einem Schirm, damit die Geſchäften, wann es die Nothdurft erforderte, ununterbrochen könten fortgeſetzet und ausgefertiget werden; mithin man alſo nicht nöthig hatte, Eſſens und Trinckens wegen nach Haus zu fahren. Alle Sachen aber laſſen ſich nicht allemahl übertreiben, noch ſo kurtz abbrechen. Auch ſetzte die Furcht dem König zu misfallen, oder eine Verantwortung bey einem Geſchäfte ſich zuzuziehen, den Geiſt aus ſeiner Freimüthigkeit ein Geſchäft, das Nachdencken und Ueberlegung erfordert, recht im Grund einzuſehen. Die meiſte Miniſtri beklagen ſich deswegen über dieſes neue Collegium. Allein es heiſt: der Diener iſt nicht beſſer als der Herr. Niemahls hat ein König der Regierungs-Laſt ſich mehr unterzogen, ſo gar daß er ſich öfters auch die Mühe giebt, die geringſte Rechnungen ſelbſt nachzuſehen. Dieſes

iſt

ist in der That ein Mittel ehrliche Leute zu machen und allen Unterschleiffen und Betrügereyen, die sonst an grosen Höfen stark im Schwang zu gehen pflegen, mit Nachdruck vorzubauen. Es ist demnach kein Wunder, daß der preusische Hof noch immer reicher und mächtiger wird. Man kan diesem grosen Könia den Ruhm nicht absprechen, daß er durch seine Bemühungen, womit er die Ordnung und die Haushaltung seiner Finanzen auf einen guten Fus zu setzen sucht, den rechten Grund zu der Hoheit seines Hauses gelegt habe.

Unter denen Ministern und geheimen Räthen lernte ich dazumahl unter andern auch die Herrn von Ilgen, von Printzen, von Coccejus und von Schardt kennen; gewiß grose und geschickte Leute. Der Herr von Marschall war immer bey dem Könia und hatte sich bey demselben durch seinen unermüdeten Fleiß und durch sein gefälliges, sachtsinniges und immer gleiches Wesen vor andern in Gunst gesetzt; Es gehen auch ietzo die meiste Ausfertiungen durch seine Hände.

An gelehrten Leuten hat es in Berlin nie keinen Mangel; ohnerachtet, bey meiner diesmaligen Anwesenheit der Soldaten-Stand völlig die Oberhand gewonnen hatte. Ich kannte darunter sehr würdige Männer, z. E. die Herrn Ober-Hof Prediger und Kirchen-Räthe, Jablonsky, Noltheníus und Schmidmann; ferner

ner die Herrn la Croze und l'Enfant, die Herren Hofräthe, Krauſe, Reppen, Seelig, wie auch auf dem Gymnaſio illuſtri Bernhard, Muzelius, Elsner, Salmuth und andre mehr.

Den 22. Jan. 1723. kehrte ich wieder nach Dresden zurück; der Hof hatte ſich aus Pohlen auch wieder allda eingefunden. Er war ſo glänzend und prächtig, als jemahls. Ich werde die Ehre haben Ihnen auf ein andermahl davon eine nähere Beſchreibung zu geben *

Mir kam hier der Luſt an zu reimen. Ich ſende Ihnen hierbey eine kleine Probe davon. Es iſt erlaubt, ſich mit etwas zu beluſtigen, warum nicht auch ſchlechte Verſe zu machen.

Sur les grandeurs de la Cour.

Preſomtueux Mortel, infortuné Octave,
D'un Prince debauché Miniſtre & grand Eſclave;
Te voilà d'ans le rang des premiers à la cour,
Où ton illuſtre ſort va briller à ſon tour.
On voit regner par tout richeſſe & abondance
Ton train eſt leſte & beau, & ta magnificence.
Repond à la ſplendeur d'un ſort tout eminent;
Mais, apres tout, Octave en es tu plus content?
De mille mouvemens ton ame combattue,

Tu

* Siehe den dritten Abſchnit des erſten Theils.

Tu crains les envieux qui s'offrent à ta vue.
Tu vois d'un oeil timide un peuple allarmé,
Chargé de tant d'impots de mille maux preſſé.
Qui dans ſon deſeſpoir te fait paſſer pour traitre,
Te nomme ſon tyran, pour menager le maitre.
Heureux ſi ma raiſon, par ton état frappé,
A tout ambition ait enfin renoncé.
C'eſt aux petits eſprits, aux ames du vulgaire,
De chercher à la cour de quoi ſe ſatisfaire.
Jamais un cœur bien né n'a pris la paſſion,
De chercher la grandeur dans la ſujettion.
Feſtins, plaiſirs, honneurs, laquais, trains, équipages,
Vous ne meritez pas mes ſoins & mes hommages.
Un homme pervenu pour les grandeurs des Rois,
Dedaigne la raiſon, renonce à tous ſes droits,
Et par ambition ſe mêt dans l'eſclavage.
Aimable liberté, ſeul bien d'un homme ſage,
Que ton paiſible ſort, dans un état privé,
Eſt digne de nos ſoins & d'être recherché.
Mon choix eſt decidé. Heureux, qui dans ſa vie,
De la retraitte enfin peut prendre la partie;
Ou loin des courtiſans il goûte la douceur,
Que la vertu touojurs fait reſſentir au cœur.

VIII.

Anmerckungen über einige Höfe.

Mein Herr!

NIchts iſt verbindlicher als der Verweis, den Sie mir geben, daß ich nicht ehender auf Ihr letzteres vom 12. Febr. geantwortet habe. Ich verſpreche Ihnen mich zu beſſern und hinführo fleiſſiger zu ſeyn.

Die Abſchilderung, die Sie von dem Hof machen, iſt recht nach dem Leben. Sie ſind ein rechter Sittenmahler, und es wäre wohl ſchade, wann Sie nicht noch an einem der gröſten Höfe ihre Klugheit und ihre Einſichten ſolten gelten machen. Sie haben den goldnen Schlüſſel empfangen, und man wird Sie noch zu etwas gröſeres machen, wann Sie es nur annehmen wollen. So viel hat man mir bey H. von B** geſagt. Sie werden ſich alſo jetzo

so etwas rechts über uns arme Hofräthe heraus nehmen, da man uns ohnedem bald unter das Auskehrsel des Hofs setzen wird.

Ich speiste zu Dresden in einer grosen Gesellschaft, worunter sich einige Fremde befanden. Diese, ohne zu wissen wer ich wär, thaten sich etwas rechtes auf die p.. Hofräthe zu gut. Man rechnet billig, sagten sie, den König von ... unter die klüste Monarchen unserer Zeit. Er weis aus allem Geld zu machen, so gar die Thorheiten der Menschen müssen seine Schatzkammern bereichern helfen. Sein schönes und prächtiges Zeughauß wird mit Canonen angefüllt ohne daß ihm dieselbe mehr als die Mühe kosten, ein Hofraths-Patent zu unterschreiben.

Diese Bloße brachte mich auf. Ich war eben im Begrif dem naseweisen Filosofen einige Unhöflichkeiten zu sagen, als einer meiner guten Freunden, der neben mir sas und merckte, daß ich Feuer fieng, mich heimlich fragte, wie gros meine Besoldung wäre, und ob ich glaubte, verbunden zu seyn, mir darüber den Hals brechen zu lassen?

In Dresden ist alles lustig und frölich, und ich habe daselbst fast keine verdriesliche Gesichter gesehen, als die Spieler, wann sie die Bancke verloren hatten. Unter verschiedenen Lust-Festen, denen ich währendem Carneval, mit beygewohnet habe, sind die drey letzten Ta-

ge

ge überaus gläntzend gewesen. Man hatte unter andern auf dem grosen Marck ein Viereck von Tram-Buden aufgeschlagen: In den vier Ecken waren Schau-Gerüste für die Scharlatanen, deren sich eine grose Menge von allerhand Stand und Würden hier befinden. Abends wurden alle diese Läden und alle Häuser daherum prächtig mit Lichtern erhellet. Die letzte Kurtzweil war eine Wirthschaft bey Hofe im grosen Redutten-Saal; alles erschien dabey in Maske, diejenigen aber, die zur Wirthschaft mit eingeladen waren, hatten keine Larven vor dem Gesicht. Alles schimmerte hier von Gold und Silber und Edelgesteinen; und ich meine nicht, daß man den Pracht in der Welt viel weiter solte treiben können.

Die schöne Dieskau wolte der Königin, welche unverkleidet auf dem Ball sich sehen lies, ihre Ehrerbietung bezeugen und küßte ihr mit gröster Anmuthigkeit den Rock; allein die Königin machte ein sprödes Gesichte, kehrte sich um und that, als ob sie dieselbe nicht einmal beobachtete. Die Königin hat ohne Zweiffel zu diesem Bezeigen ihre Ursachen. Allein, es that mir doch heimlich leid, daß sie solches bey dieser Gelegenheit ahndete. Wie! wenn das Fräulein Dieskau auch über die Königin eifersüchtig seyn wolte, weil sie Königin ist? Die Fräulein ist ja schön genug, ihr diesen Rang zu misgönnen. Solte sie es dem König übel nehmen, daß sie ihm gefällt? Hat sie die Natur nicht darum so

ſchön gebildet, daß ſie gefallen muß? Dieſe Gedancken ſind die Wirckung eines gewiſſen Mitleidens, welches ich dazumahl für die Fräulein Dieskau empfande, weil ich ſie ſo öffentlich beſchimpfet ſehen muſte. Es iſt wahr, daß man ſie darüber bald ſchadlos hielt; dann ſie war die Königin vom Ball und die ſchönſte unter den Schönen.

Der Herr von *** iſt zu Dresden in groſſem Anſehen. Er hat mehr einzunehmen, als 6. p... geheime Räthe. Er macht ſeinem Caracter Ehre. Seine gantze Aufführung iſt reich, glantzend und von einem edlen Geſchmack; ſeine kleine, ſchöne, liebenswürdige Gemahlin weis ſich vollkommen in den Rang zu ſchicken, den ſie begleitet, Sie erhöhet denſelben noch mehr, als er ſie. Sie iſt gäntzlich von den Beſchwerlichkeiten ihrer pohlniſchen Reiſe, die ihre zarte Schönheit etwas hat leiden gemacht, wiederum hergeſtellet. Sie hat noch nichts von ihren vorigen Reitzungen verloren, ausgenommen dasjenige friſche und flakrende Weſen, das nicht ſo wohl Geheurateten als ledigen Schönen läſſet. Ich habe die Luſtbarkeiten des Carnevals etlichmalen in ihrer Geſellſchaft mitgenoſſen und bin dadurch in ſehr gute Bekantſchaft gerathen, die ich mir aber, wegen meiner bald darauf erfolgten Abreiſe wenig habe zu Nutz machen können. Wären Sie doch bey uns geweſen! Sie würden die alte Bekantſchaft erneuert und ſonder Zweiffel den Geſchmack des Königs

nigs auch ſo gar in den kleinſten Dingen mit mir bewundert haben.

Der Dresdner Hof iſt alles, was man prächtiges und gläntzendes ſehen kan. Ich war ein unſchuldiger Zuſchauer von allen Maskeraden und Freuden-Feſten, die währendem Carneval gehalten wurden. Ich fande mich glücklich, daß ich mich dabey auch zuweilen in meiner natürlichen Geſtalt zeigen dorfte. Am Ende pflegen doch insgemein dieſe Kurtzweile ſo luſtig ſie auch immer ſind, Eckel, Verdruß und Schulden nach ſich zu ziehen. Man iſt mitten unter einer ſcheinbaren Freiheit gezwungen. Man ſchadet der Geſundheit, um artig zu ſeyn, und ſtellt ſich närriſch, um ſeinen Verſtand zu zeigen. Iſt der Menſch nicht ein lächerliches Geſchöpfe. Er würde ſich ärgern, das zu ſeyn, was er ſcheinet, und das zu ſcheinen, was er iſt. Der Hof iſt eine wahrhafte Comedie. Man ſtellet an denſelben allerhand Perſonen vor; es ſpielet einer den andern und man ziehet den Vorhang zu, wann der Hanswurſt ſeine Poſſen gemacht hat.

Mit dem bewußten Geſchäft am ... dürfte man ſchwerlich zum Ziel treffen. Man glaubet von der einen Seite allzuſehr was man wünſchet, und iſt von der andern Seiten allzuſtarck eingenommen gegen die Sicherheit, die man nicht ſiehet. Der Hof braucht allzuviel Geld, um in der gewöhnlichen Lebensart und Verſchwen-

ſchwendung fortzufahren, und die gantze Welt weis, daß man daſelbſt mehr bekümmert iſt, neue Schulden zu machen, als die alten abzutragen. Der Fürſt ſiehet, weil er keine männliche Erben hat, blos auf das Gegenwärtige, warum ſolte er ſich der künftigen Umſtänden halben bemühen, die ihn weiter nichts angehen als einen Biſchof ſein Biſtoſthum? Die Beluſtigungen machen ſeinen Hof faſt zu einer Inſul der Cythere. Die Fürſtin iſt eine überaus galante Dame; alles ſuchet ſich denen Empfindungen der Traurigkeit zu entziehen, und denen Ergötzlichkeiten zu ergeben. Man ſiehet an diesem Hof, alles was die gröſten Höfe zeigen: Opern, Comödien, Redutten, Jagden, Feſte, Herrlichkeit, Pracht und Schulden. Ein paar reiche Kaufleute ſollen hier Rath ſchaffen, und ihren unnützlichen Ueberfluß zur Freude des menſchlichen Geſchlechts auf Wucher legen; Allein, dieſe Geitzhälſe, ſprechen immer die groſen Herrn, hielten kein Wort, und wolte man ſie verklagen, ſo thäte doch keiner dem andern nichts zu leyd: Man käme alſo um ſein Geld, und ſie lachten einen noch darzu aus. . . . So unbeſcheiden reden dieſe Leute von groſen Herrn. Ich weis nicht ob ſie gantz unrecht haben.

Ich gieng von * * * auf Bamberg, und von da auf Würtzburg: Dieſe beyde Städte gehören auch mit zur Pfaffen-Straſſe. Zu Würtzburg iſt das neue Schloß überaus prächtig.

Man

Man hat an beyden Orten viel zu ſehen. Vor dieſesmahl eilte ich nach Haus. Ich hatte mir zu Bamberg ein eigen Schiff gemiethet. Ich ſolte bey Schweinsfurt, wo der Waſſerfall iſt, ausſteigen, allein der Schiffer ſagte mir nichts davon, ſondern fuhr mit ſeinem morſchen Kahn getroſt darüber hin; dieſer krachte auf allen Seiten, und ich erkante erſtlich die Gefahr, da ſie vorbey war. Der Schifmann verkaufte ſeine gantze Jagd allhier um 1. fl. und lief zu Fuß zurück. Einem ſolchen Leut-Erſäuffer hatte ich unwiſſend mein Leben invertraut.

Sie meynen, Mein Herr, die kleinen Liebes-Götter, welche vor dem Hymen vorauslaufen, hätten ſobald meine Rückkunft beſchleunigt. Allein, ich bin jetzo von dieſen Sachen freyer als jemahls. Ich finde mich überaus artig, einen bloſen Liebhaber abzugeben, Verſe zu machen, und einen gantzen Roman durchzuſpielen. Ich habe mich deswegen bey nahe entſchloſſen, mein Lebenlang ſo zu bleiben. Doch ich bin nicht gut dafür, daß ich immer ſo dencken werde. Es iſt dieſes bey mir keine Wirckung einer trägen Fühloſigkeit. Ich weis, es läßt ſich nicht wohl mit Schönen umgehen und dabey ſtets gleichgültig ſeyn? Ich will alſo meiner Philoſophie hier nicht zu viel trauen. Sie thun inzwiſchen wohl, daß Sie die kleine Fabricke mit ihrer liebenswürdigſten Frau Gemahlin, davon ſie den erſten reitzenden Abdruck erhalten haben, eiffrig fortſetzen. Ein ſolcher Urſprung kan nichts anders

als groſe Leute zeugen. Alles was von Ihnen komt hat ſchon ein Erbrecht auf meine Freundſchaft und auf meine Dienſtgefliſſenheit, dann es iſt billig, daß unſre Neigungen ſich auch auf unſere Erben fortpflantzen. Ich ſetze den Fall, daß ich nicht ſtets werde müſig bleiben, für das gemeine beſte zu arbeiten. Ich zweiffle nicht, daß es ein groſes Vergnügen ſein müſſe, ſich alſo in Miniatur abgeſchildert zu ſehen. Allein man muß darzu ein ſchönes Original haben, ſonſt verlohnt ſichs der Mühe nichts. Ich habe allhier nach meiner Ankunft ein ſehr luſtiges und angenehmes Quartier bezogen, welches von der einen Seite eine Ausſicht auf den Mayn und auf die Brücke hat; und auf der andern Seite in einen Garten gehet, wo die Aeſte der Bäume bis an meine Fenſter reichen, und die Vögel mich alle Morgen mit einer vortreflichen Muſic beehren. Hier ſchlafe, hier träume ich ſo ſüß, wie vormahls Epicur in ſeinen Gärten. Hier ſoll Ihnen, Mein Herr, ein Zimmer bereit und offen gehalten werden, wenn Sie einmahl eine Spatzier-Reiſe zu uns machen wollen. Ich verharre mit der reinſten Hochachtung und dem ergebenſten Hertzen u. ſ. w.

Franckfurt den 5ten May. 1725.

IX.

Beſchreibung der Alpen-Gebürge.

HIer hat die Natur alles, was die Augen angenehm erſchrecket und fürchterlich ſüs ſcheinet, wunderbar zuſammen gebracht. Man ſiehet abſcheulich hohe Berge mit ſteilen Abhängen und Stücke Felſen von allerhand Farben. Ihre Wipfel bedeckt ein ewiger Schnee und ihre Thäler ein ſtets wachſendes Grün. Die Bäume ſind ſo alt als die Berge und geben ihre Früchte ein Jahr wie das andre. Die wilde Thiere ſind ſo leutſelig, daß ſie kaum vor dem Menſchen fliehen; und die Menſchen, die hier in ſtiller Einfalt wohnen, halten ſie gleichſam für ihre Mitbürger, weil ſie ihnen nicht ſchaden. Sie haben Rinder, Schafe, Lämmer, Geiſen und Feder-Vieh. Dieſe nähren diejenige, die ſie nähren. Beglückte Einwohner! wie ruhig, wie ſüſe verflieſen die Stunden eures ungeſtörten Lebens! Hier verbauet kein Nachbar dem andern das Geſicht. Die Welt iſt gros genug einem jeden ſo viel Raum zu laſſen, als er nöthig hat, ſich eine bequeme Hütte und einen luſtigen Meyer-Hof zu bauen. In Nothfällen ſpringen ſich die Einwohner dieſer glückſeligen Thäler einander bey, und auf ihren Feſt-Tägen kommen ſie zuſammen und genieſen ohne Zwang und ohne Rang-Streit, die beſte Milch und Käſe, welche eine jede Haus-Mutter dar-

zu aufzubehalten pflegt. Ihre Wohnungen liegen längſt denen rieſelnden Bächen, die ſich ſchlängelnd in die Thäler krümmen und mit einem ſtillen Rauſchen von den Bergen ſich ſanft herabwelzen. Andere ſcheinen durch ihren ſchnellen Lauff die Felſen zu zerſpalten. Kaum beleuchtet die Sonne in dieſen dunckeln Gründen die fliehende Wellen.

O Care Selve!
rufe ich hier mit dem Guarini aus:
E voi ſolinghi e taciturni horrori
De ripoſo e di pace al berghi veri!

Regiſter.

A.

Adel, ſchwächt ſich durch üble Haushaltung, 194 erfordert eine adeliche Lebensart, 196. hat durch Einziehung der Hoch-Stifter viel verlohren. 370
Affecten, wie ſolche weislich zu regieren. 179
Alpen-Gebürge. 471
Anachoreten, was es für Leute waren. 269
Anmerckungen über einige Höfe. 461
Anti-Machiavel, deſſen Lob. 271
Antwerpen, Brand daſelbſt wird bald gelöſcht. 417
Aſtrologie, begreift alle verborgene Wiſſenſchaften unter ſich. 233
Augsburg, Auffenthalt daſelbſt und Merckwürdigkeiten, 362. Hochzeit auf der Geſchlechter Stube. 371
Auguſta Rauracorum. 433
Ausſchweiffungen der Tugend, in Anſehung der Geſundheit. 179

B.

Baldus, ein guter lateiniſcher Poet. 95
Baſel. 433
Bartenſtein, Herr von, deſſen geſchickte Schreibart. 17
Bayriſcher Hof, Beſchreibung davon, 364. iſt eifrig Römiſch. 365
Baukunſt, worinn ſie beſteht, 141. was dabey zu beobachten, 142. Fehler und Misbräuche derſelben, 145. Regeln bey dem Bauen zu beobachten, 147. Baukunſt der Alten, 148. der Engelländer, 149. der Teutſchen, 150. der Frantzoſen. 151

Regiſter.

Beaumarchais, Mr. de, deſſen Schreiben über die wahre und falſche Demuth, 295. deſſen Caracter und Lebens-Umſtände. 306
Beretti Landi, ſpaniſcher Abgeſandter im Haag. 412
Berlin, Beſchreibung davon. 378. 458
Bern. 434
Bewegung, wird zu Geſundheit erfordert. 175
Böhm, Jac. Urtheil von demſelben. 230
Bonn, Churfürſtl. Reſidenz. 403
Bremen, Beſchreibung davon 427
Breßlau, Beſchreibung von dieſer Stadt, 380 Clöſter daſelbſt, 381. Abendtheuerlicher Adel, 382. Lebens-art. 458
Brocks, ein vortreflicher Dichter, 58. Vergleich mit Virgil. 59. deſſen Sing-Gedichte. 60
Brüſſel, Anſtalten daſelbſt zur Huldigung. 416

C.

Cantate, was ſie ſind. 124
Cantzley-Stil der teutſche iſt ſehr gezwungen. 17
Carelli, Kayſerl. Leib-Medicus, 388. Beſchuldigungen wider denſelben. 390
Chriſt, deſſen Eigenſchaften. 252
Cicero, Muſter von deſſen Beredſamkeit. 30
Claudianus, Proben von deſſen Poeſie. 83
Clöſter in Breßlau haben wenig gelehrte Leute. 381
Coblenz. 403
Cölln, viele Heiligthümer die ſich daſelbſt befinden. 404
Cornaro, deſſen ſtrenge Mäßigkeit. 163
Creuz ireih. von, ahmet Horatzen glücklich nach. 66
Critic, des Verfaſſers von ihm ſelbſt. 6. 7

D.

Delfft, Synodus daſelbſt. 420
Demuth, wahre und falſche. 293
Dichtkunſt der Alten. 54
Dresden, Beſchreibung von dieſem Hof. 463
Düſſeldorf, Gallerie daſelbſt. 407

E.

Edelmann, der Schleßische. 385
Eigenliebe und Vernunft kommen miteinander in Streit. 5
Einöde eines frommen Weltmanns, 258. dessen Begebenheit. 259
Einsamkeit ist verdrieslich. 268
Eisleben, Reliquien von D. Luther daselbst. 375
Erscheinungen und Gespenster. 230
Erziehung eines Printzen. 282
Exegetische Lehrart. 204

F.

Fabeln, Werth derselben. 92
Fenelon, H. von, ein groser Redner, 32. dessen Geschickte Erziehung des Printzens von Burgund. 290
Fleury, Card von, Erziehung des Königs in Franckreich, 290. dessen sonderbare Art ihn zu bestraffen. 291
Fontaine, ein geschickter Fabelschreiber. 19
Franckfurt an der Oder. 379
Fräulein, einer jungen weichen aus Hochmuth die Alten. 339
Fürsten muß man kein Geld lehnen, 188. bringen ihre Häuser durch die Haushaltungskunst empor, 189. Fürsten-Kunst stickt in der einfältigen Natur. 190

G.

Geister, Umgang mit denselben, 225. die Kräfte derselben sind unbekant, 229. wann dieselbe schaden können, 232. Unwissenheit in der Geister-Lehre. 233
Geistlicher Geschmack im Zeitlichen. 403
Geld, hat den ersten Rang. 333
Gellert, ein geschickter Fabel-Dichter. 93
Genff, 436. und Begebenheiten daselbst. 438
Gesellschaft von jungem Frauen-Zimmer. 352
Gesichter und Erscheinungen. 230
Gespenster, eben das.

Geſundheit, von den Mitteln ſolche zu erhalten, 159
ohne Geſundheit genieſt man keiner Güter. 160
Gicht-Cur, beſondere. 237
Glaube, ſetzet Lehr-Begriffe voraus, 202. Urſache warum er ſo wenig Früchte bringet. 211
Gold-Börſe, wird geraubet. 409
Grabſchrift auf den jungen Erzherzog in Wien. 389
Grolau, Major, ruinirt ſein Proceß. 258
Grozius, hat zwey zänckiſche Prediger bey ſich. 211
Günther, ein berühmter teutſcher Dichter. 86

H.

Hagedorn, Herr von, Proben ſeiner netten Poeſie, 64. deſſen glückliche Nachahmung des Juvenals. 80
Haller, Herr von, ahmet Horazen glücklich nach. 63. beſonders in der ſapphiſchen Ode, 69. deſſen Gedancken von der Prieſterſchaft. 74
Haushaltungskunſt, was dabey zu beobachten, 183 von der Fürſtlichen Haushaltung, 187-193. Haushaltungs-Regeln. 197
Hebräer, ein ſchlauer, verlieret den Kopf in Belgrad. 395
Heiligthümer in Augsburg. 359
Heſſen, Beſchreibung deſſelben. 429
Hofdienſte, ſind bedencklich, 263. Kleinigkeiten die dabey vorkommen, 266. ihre Nützlichkeit. 267
Holland, darin iſt gemächlich reiſen. 421
Homiletiſche Lehrart. 202
Horaz, vergleicht die Dichtkunſt mit der Malerey, 53 Einige ſchöne Stellen aus demſelben. 61
Hypochondrie der Bücherſchreiber. 4

I.

Jena, Beſchreibung dieſes Orts. 378
Jeſuiten haben ihrem Patron viel zu dancken. 412

Illuſtris, die Bedeutung dieſes Worts. 277
Inſpiration, wie es damit zugehet. 241
Italiäner bringen die Schauſpiele wieder empor, 108
von ihrer Muſick. 121. 124
Juvenal, deſſen Dichter-Eigenſchaften. 77

K.

Kaufmann, ein reicher, geht einem armen Gelehrten vor. 351
Kitzenſtein, Herr von, Reiſe-Geſellſchaft. Eb. daſ.
Kitlitz, Frau von, Reiſe-Geſellſchaft nach Wien. 385
Kloppſtock, Urtheil von deſſen ungereimten Verſen. 91
König, Prof. wird abgehalten Prophezeyungen zu erklären. 217
Kriege werden mit mehr Leutſeligkeit geführet als vor dieſem. 280

L.

Landleben, der Poeten Beſchreibung davon, 220. 324. 351. luſtige Sitten auf dem Land. 339
Lehrmeiſter, ein Fürſtlicher, deſſen Eigenſchaften. 284
Lion, Reiſe dahin, 440. Lebensart daſelbſt. 442
Lucanus iſt lebhaft und Sinnreich. 82
Lucas der Evangeliſt, ein guter Mahler. 129
Lucrezens Dichter-Eigenſchaften, 75. deſſen Beſchreibung der Thonkunſt. 117
Luft, wie ſolche der Geſundheit zuträglich iſt, 171. Galenus Meynung hierüber. 172
Luſt-Gärten bey den Alten, 152. in unſern Ländern, 155. wie darinn der Natur nachzuahmen, 156. ihr verſchwendiſcher Pracht iſt keine Schönheit. 157

M.

Machiavel, deſſen Buch, 272. deſſen Abſichten. 278

Magiſche Kraft der Einbildung. 230
Mahler, berühmte bey den Alten, 128. kommt mit den mathematiſchen Wiſſenſchaften wieder empor, 131. berühmte Mahler. 151. 154.
Mahlerey und Zeichnungskunſt, iſt eine bloſe Nachahmerin der Natur. 127
Marini, Stelle aus demſelben. 95
Martial, ein Sinnreicher Poet. 84
Maſcaraden in Dresden. 461
Maulbeer-Bäume, von ihrer Zucht. 190
Marne, Beſchreibung davon, 400. hohe Schule daſelbſt. 401
Memmingen, Begebenheiten daſelbſt. 367
Meynersbagen, Herr von, Preußiſcher Geſandter im Haag. 411
Moerdick, Reiſe dahin, 419. Monds-Geſpräche. 408.
Muſick, iſt eine Kunſt die Natur nachzuahmen. 128. S. Thonkunſt.
Myſtiſche Lehrart. 205

N.

Naumann, Mag. Probe ſeiner netten Poeſie. 71
Noſtradamus, ein neuer Prophet. 216
Nürnberg, Beſchreibung von dieſer Stadt, 452. Patricien daſelbſt. 454

O.

Ochſen, 2. gemäſtete werden von einem Bauer ſeinem Pfarrer verehret. 000
Oeconomiſche Regeln. 197
Offenbarung, die magiſche, was ſie ſey. 224
Officier, in Venetianiſchen Dienſten, wie ſie beſchaffen. 361
Opera in Wien iſt ſehr prächtig. 393
Orakels Sprüche, wie man ſolche herausgebracht. 218
Ovidius, deſſen Dichter-Eigenſchaften. 72

P.

Paris, Reise dahin, 442. Beschreibung dieser Stadt. 444
Passions-Oratorien, 135. wenig Andacht dabey, 136 ihr Ursprung, 137. sind andächtige Spielwerke, 138 solte mit Andacht geschehen. 139
Persius, dessen Dichter-Eigenschaften. 79
Philosophia occulta, warum sich nicht wohl damit einzulassen. 236
Plautus, Proben seiner Poesie. 87
Plin, Muster von dessen Beredsamkeit. 32
Plutarch Gesundheits-Regeln. 168
Poeten, lateinische neuerer Zeiten. 89
= = Spanier und Franzosen. 89. 97
= = Italiäner. 94
= = Engelländer. 95
= = Holländer. 96
= = Teutsche, wie weit sie es gebracht haben. 93
Poetinnen, teutsche. 98
Polemische Lehrart. 203
Posten in Franckreich, wie sie beschaffen. 447
Prag, Beschreibung dieser Stadt. 455
Proceß in Wetzlar. 258
Prophezeyung des Bruder Sebalds, 215. 217. verschiedene Arten der Prophezeyungen. 224
Pythagoreer waren ehrliche Fantasten. 234
Pythia, Priesterin des Orakels. 218

R.

Rang unter Gelehrten, 336. unter den Soldaten. 338
Redekunst, was sie sey, 11. und von ihren Regeln, 12 23. Redekunst der Alten, 13. 28. ihre Fehler, 14 ihr würdiger Gebrauch. 22
Reiche Stifter in Schwaben. 370
Reise auf das Land. 347
= = nach Wetzlar. 356

Reise durch Schwaben, Bayern Francken und Sachsen. 360
= = durch Brandenburg, Schlesien und Mähren nach Wien. 375
= = in die Schweitz. 432
= = nach Genff. 436
= = nach Lion. 440
= = nach Paris. 442
= = nach Nissel. 446
= = nach Franckfurt. 449
= = nach Nürnberg. 452
= = nach Breslau, 456. von da nach Franckfurt im Winter, 397. nach den Niederlanden u. s. w. 400
Reisen in Holland sind gemächlich. 415
= = zu Wasser sind gefährlich. 416
= = durch das Sauerland nach Bremen ꝛc. 422. besondere Zufälle darauf. 423
Religion ist theoretisch oder practisch, 201. von der natürlichen Religion, 206. offenbare Religion, 207. Vertheidigung der christlichen Religion, 209. Religions-Kämpfe mit einem Emiss. Apost. 365. Religions-Vereinigung auf der Reise nach Wien. 385
Roselli, Caffee-Schenck im Haag, von dessen Roman. 412
Ruhr, wie solche curiret. 373
Ryssel, Beschreibung davon. 448

S.

Sardinien, König von, liest die Uebersetzung eines teutschen Briefs. 20
Saurin, Prediger im Haag, ein groser Redner. 410
Schauspielkunst, worinn sie bestehet 100. sie ist sehr alt, 101. derselben Ursprung, 102. Verfall, 206. wird zu unsern Zeiten hervor gebracht, 107. bey den Italiänern, 108. bey den Teutschen, Eb. das. bey Franzosen, 111. bey den Engelländern, 112. bey den Holländern. 113

Schmidt, Uberſetzung der Bücher Moſis. 18
Schald, Bruder, ein Prophet. 215 217
Schrautenbach, Herr von, Schreiben an Sadler Rock. 240
Schweitz, Reiſe dahin. 432
Seneca, Muſter von deſſen Beredſamkeit. 28
Seneca Tragicus, 86. Proben von ſeiner Poeſie, 87 deſſen Schauſpiele. 105
Silius italicus, deſſen Dichter-Eigenſchaften. 82
Speiſen, welche ſchädlich ſind. 167
Spieler im Haag. 413
Stadt- und Land-Leben gegeneinander gehalten, 318. Stadt-Leben. 321
Statius ſchreibt erhaben. 82
Strasburg, Beſchreibung davon. 433
Sturmwind im Haag thut groſen Schaden. 414
Sympathetiſche Mittel und Curen, 236. Exempel in der Gicht. 237
Syſtematiſche Lehrart. 202

T.

Tanzkunſt bey den Alten mit der Thonkunſt begleitet. 120
Terenz, deſſen römiſche Schauſpiele. 86
Teutſche Sprach, ihre Vorzüge, 16. Fehler in der Beredſamkeit, 35. von ihren Schönheiten, 37. von ihrer Rechtſchreiberei. 43
Theatre italien, Urtheil davon. 212
Theologie iſt eine Wiſſenſchaft. 201
Thonkunſt und Dichtkunſt gehören zuſammen, 53. ihr Urſprung und Alterthum, 118. äuſert ſich in der Natur, 120. Thonkunſt der Italiäner, 121. 124 der Teutſchen, 111. der Frantzoſen. 125
Thurn, Freyherr von, 361
Titel, derer Misbrauch, 18. und ſchädliche Wirkung. 21
Torzau, Hofſitz der Königin von Pohlen. 478

Träume, was sie sind. 226
Tugend, was sie sey. 235
Tugend und Weisheit sind im Grunde einerley, 247
Helden-Tugend ist verdächtig. 249
Tugendhafter Mensch, woran er zu erkennen. 250

V.

Welser, ein alt Geschlecht in Augsburg. 371
Vernunft macht mehr Verdruß als Vergnügen, 8
was sie Böses stiftet. 9
Virgil, dessen Stärcke in der Dichtkunst. 56
Ulm, hat wenig Merckwürdigkeiten. 372
Voltaire, Herr von, dessen vortrefliche Schauspiele, 111. Urtheil von dem Buch Antimachiavel. 275
Vorahndungen, wie sie sich zu äusern pflegen. 227
Vorsehung, göttliche. 264

W.

Wahrsagerey, was davon zu halten, ist eine der ältesten Wissenschaften in der Welt, 217. hat ihren Grund in der Natur, 220. Betrug der mit unterlauft, 223. hat wenig Nutzen im gemeinen Leben. 240
Waltherin, Jungfr. geschickte Poesie. 51
Wasser ist der Gesundheit zuträglich. 171
Weisheit, was sie sey. 247
Wettin, Bergwercke von Steinkohlen. 376
Wetzlar, Abendtheuerliche Reise dahin, 356. Proceßkunst daselbst macht unglückliche Leute. 358
Wien, Beschreibung von dieser Stadt, 387. Schauspiele daselbst. 392
Wissenschaften, sind Merckmäler unser Unwissenheit. 230

Bayerische Staatsbibliothek

Wolf, Herr von, macht die Kunſtwörter teutſch. 41
Worsley Montagu, engliſcher Bottſchafter nach der Türckey. 391

Z.

Zuſammenhang der Dingen der Natur. 222
Zoller, Herr von, in Memmingen, deſſen Freundſchaft wird gerühmt. 367

Philos. Ethica. paprat. 2192.

Comparavit Sr.
[illegible] 1770.

Kräftige

Mittel

Wider die

Herrsch- und Regierſucht

Denen böſen

Weibern

Zum

Neuen-Jahr geſchenckt.

Von

Chriſolocosmopophilopar.

Gedruckt in dieſem Neuen-Jahr,
Wo Weiber Liſi am höchſten war.

Floris

Dem

Beyſpiel

Kluger, und tugendhafter

Frauen

Widmet

Dieſe Blätter

Mit danckvermiſchter

Ehrfurcht

D. V. D. . . . . .

Floris!

Ausbund kluger Frauen
Auf ein redlich Zuvertrauen
Tröstend, wagt mein schwacher Kiel,
Hier dieß Buch Dir zuzueignen;
Aber (soll ich es nicht läugnen)
Rathet die Vernunft: sey still.

Ist es nicht ein frech beginnen
Nach dergleichen Thun zu sinnen
Als hier meine Feder wagt?
In dem Buch sind nur zu finden
Unerlaubte Boßheits Sünden
Loser Weiber, mancher Magd.

Jedoch soll mein Unternehmen
Allen Vorwurff gleich beschämen.
Nachdem sich mein Sinn erklärt:
Allen solchen bösen Seelen,
Will ich Dich zum Beyspiel stellen
O! daß sie nach Dir bekehrt?

Lernt von Cloris gute Sitten,
Frömigkeit, und freundlich Bitten
Fürsicht, Klugheit und Geduld;
Ja was euch kan nützlich werden
Nehmt den Wandel, die Geberden
Nur von Ihr, wie ich die Huld.

Vorrede.

SAnn man schon viele diesem Büchel gleichende Tractätl allbereits erscheinen gesehen; so ist doch gantz sicher, daß in dieser Materie noch niemahls der rechte Grund gehoben worden, in was für höllischen Räncken, und listigen Verschlagenheiten, die Boßheit so mancher Tantippe bestehet.

Die meisten, welche eine Entdeckung solcher verschmitzter Schalckhafftigkeiten unternommen, seynd in ihren Vorhaben doch niemahls so weit gegangen, daß diesen höllischen Brenn-Spiegeln manches ehrlichen Mannes, recht an die Pulß gefühlt wurde.

Ob dieses nun aus Forcht in ein gifftiges Wepsen-Nest zu stechen,

und sich hierdurch alle Wuth, und Rachgierde dieser zischenden Drachen über den Halß zu laden, geschehen? will ich einen jeden selbst zu beantworten überlassen; dergleichen betragen aber nur demjenigen verzeyhen, welcher zwar aus der Erfahrenheit geschrieben, doch darum so behutsam gehandlet, weilen er noch würcklich urter dem Joch eines solchen Unthiers seufftzete.

Ob man nun gleich, wie leicht zu erachten, sich vor diese Arbeit, an statt eines Lohns, alle je erdenckliche Wünsche, Flüche, und gifftige Schlangen-Biß, von denen halben teuflischen Zungen solcher Naderbrut, zu versprechen hat: so hat man jedannoch, der Wahrheit zu Liebe, sich allen diesen eher aussetzen wollen, um nur die so nutzliche, als bewehrte Mittel, wider die so gifftige und ansteckende Seüche, an Tag zu geben, als solche verschweigen; weilen hierdurch so wohl mancher jungen Schulein dieser Höllen Synagog gehoiffen, als auch manchen in dem

Schwitz-

Schwitz, Baad seines Feuerspeyenden Weibes, seuffzenden Mann, erledigen zu können, gehoffet wird.

Lasse man also diese Zähnbleckende Raub-Thier, und bißigen Ketten-Hunde heulen, und bellen, villeicht werden doch einige davon, wann sie in diesen Büchl sich so schön abgemahlen finden, gleich einen Basilisken, wenn er seine Häßlichkeit im Spiegel sihet, ab ihnen selbsten dermassen erschröcken, daß ihre Unart gählings ersticket.

Ob es nun gleich eine Eytelkeit wäre, wann man sich rühmen solte: alle falschen Ränck, Lugen, List, und Betrüge dieses verschlagenen Volcks aufgedeckt zu haben: so kan man jedannoch gäntzlich versichert seyn, daß in diesen kurtzen Begriff mehr derley Innhalts zu finden seyn wird, als je in einem grösseren gelesen worden.

Man hat demnach der Feder seinen freyen Lauff gelassen, und alles, so wohl Haarklein erzehlet, was Unheyl und Elend von solchen Zornnickeln je angerichtet worden; als auch

die ihre bewertheſte Würckung gefundene Heilungs-Mittel wider ſolche Seüchen darbey angeführt.

Es wurde aber ſehr ungerecht gehandelt ſeyn, wenn man unter dem gantzen weiblichen Geſchlechte keinen Unterſchied machen, und ſie ſchlechterdings alle zuſammen unter ſolchen Abſchäulichkeiten abbilden ſolte, wie nachſtehende Hiſtorien zeigen werden.

Da man ſich aber dergleichen zu dencken auch niemahls im Sinn kommen laſſen; als will man hiemit das öffentliche Zeugnuß ablegen, daß auch einige ob ſchon nicht viel, recht Verehrens-werth- und hochſchätzbare Perſohnen unter dieſem Geſchlechte anzutreffen ſeynd, welche es hoffentlich nicht verargen werden, wann man ihren unwürdigen Geſchlechts-Schweſteren ein wenig den Staren ſtichet, und die Schuppen von denen Augen lößt; dann wie kleiner die Anzahl der Tugendhafften, wie gröſſer iſt der Ruhm für dieſelben, wann ſie in Wahrheit ſagen können, ſie ſeynd von allen dieſen Unanſtändigkeiten befreyet,

die

die da enthalten seynd. Diese verdienen dann mit allem Recht, daß sie von ihren Männeren geliebt, und verehret, ja von der gantzen Welt hochgeschätzt werden.

Welche aber, unter einer angenommenen Scheinheiligkeit, als wäre sie in diesen Blätteren nicht getroffen, sich über dieses Tractätl aufhält, und im Zorn, den sie für gerecht hält, darwider loß ziehet, die hat auch schon allbereits den Schelmen verrathen, der sich unter ihre Decken verhüllet hat: Denn das Sprich-Wort lautet

Schuldigen Mann,
Geht Grauen an.

Eil-

Eingang.

Wilſt du in den Ehſtand tretten,
Daß dein Leib bedienet wird,
Such vor allem GOtt durch Betten,
Weil nur der zu Guten führt;
Haſt du dieſen Weeg getroffen:
Kanſt ein frommes Weib auch hoffen.

Dann ein fromms Weib iſt eine Gaab GOttes, und wird dem gegeben, der GOtt fürchtet. Sir. Cap. 26. v. 17.

Aber welch ein ſeltnes Glück, wann du annoch ungebunden,
Denn die beſt Zufriedenheit wird im freyen Stand gefunden;
So dir aber daß mißfallet, und bekommſt ein böſes Weib,
Werden endlich Creutz und Leyden, Zanck und Fluch, dein Zeit-Vertreib.

Dann die Weiber haben vier ſchlime Arten.
Schlangen-Art zum Biſſtlen.
Hunds-Art zum Wider-Bellen.
Storchen-Art zum Schnaddern.
Sauen-Art zum Grunnen

Wann

WAnn du nun alſo ſtarck nach dergleichen Geflügelwerck trachteſt, und du Willens in den Eheſtand dich zu begeben, ſo erlaube daß man dir davon erſtlich eine kleine Vorſtellung machet. Er ſcheinet Anfangs, als ſey er ſüß, ja ein lauteres Zucker-Gewölb, ein Hönig-Faß, ein Freuden-Feſt, ein Luſt-Garten, ja ſo gar ein himmliſches Schlecker-Biſſel; aber, aber, und wiederum aber, wann du mit einer Ehe-Geiſſel begabet biſt, ſo laß nur auch den lieblichen Sommer vorbey ſchleichen, die kühle Herbſt-Zeit und rauhen Winter herbeyſtreichen, als will ich, wie man zu ſagen pfleget, die Khuder-Wochen vorüber gehen, dann wirſt du gleich, und zwar mit Schaden erfahren, daß aus dem Luſt-Hauß wird werden eine Folter-Banck, aus Hönig Säum ein bitterer Myrrhen, aus dem Zucker-Gewölb ein Gefängnuß und Ribeiſen der Hertzen, ja an ſtatt des himmliſchen Schleckerbißleins die Höll ſelbſt; Folgt alsdann aus einem ſolchen Eheſtand der gröſte Wehe-ſtand.

Dann

Dann
Herren = Gunſt und Frauen = Lieb Jung=
frau = Simn und Roſen = Blätter,
Fallen ab und enden ſich, gleichwie das
Aprillen = Wetter.

Aber weil ſo vil, nach dem Eheſtand trach=ten, und ihnen die Zähn darnach wäſſeren, wol=let ihr doch die Sach fein reifflich erwegen, mit welcher ihr euch verbinden wollet, und nicht gleich in eine aufgebutzte Docken vergaf=fet, auch nicht auf diß oder jenes Wifftel=Hirn verliebt ſeyn, ſo den Kopff mit Weſpen=Häufel ausſpaliret daher traget, damit ihr nicht an ſtatt einer Gertraud ein Bärn=Haut, an ſtatt einer Sybill eine biſſige Pfeffer=Mühl, an ſtatt einer Dorothe, ja gar ein Ach und Wehe überkommt.

Es möchte mir aber mancher ſagen, es ſeynd mir ſaubere, aufgebutzte und ſchöne Geſtalten annehmlicher, als wann eine wär: ſchwartz wie ein Kohl = Hauffen, garſtig wie ein Miſt = Hauffen, unrein wie ein Ameis=Hauffen, ungeſchickt gleichwie ein Scheitter=Hauffen, hartnäckig wie ein Stein = Hauf=fen, ſolt einer lieber darvon lauffen, als dergleichen Waar einkauffen: den Jacob um Bericht Gen. Cap 29. Dann als er dem La=ban um die ſchöne Rachel ſiben gantzer Jahr treulich gedienet, worfür ihme aber durch Liſt die ſchiache und abſcheuliche rinnaugigte Lia ins Beth gebracht wurde, hat er den ande=ren Tag erſt geſehen, daß er betrogen wor=

den

den, indem er der Meynung, er habe eine ſchöne Rachel, war es ein trieffaugete Lia, an der er einen ſo abſcheulichen Grauſen gefaßt, daß er ſich lieber gegen dem Laban erbotten, noch ſiben Jahr zu dienen, nur die ſchöne und wohlgeſtalte Rachel zu überkommen, wie er es dann auch erhalten hat.

Allein die Schöne bleibt nicht in die Länge, dann man von weiſſem Silber auch wohl ſchwartze Händ bekommen kan.

Ach wie vil Mühe ladet ihme derjenige auf den Halß, welcher eintzig und allein nach der Schönheit eines Weibs trachet; erſtlich muß er ihre Hoffarth erdulden, ſintemahlen die Schönheit und Thorheit ammerzu mit einander gehen, er muß ihre Verſchwendlichkeit erdulden, dann ein närriſcher Kopff und ein ſchönes Angeſicht zwey ſchädliche Würm ſeynd, ſo dem Mann das Leben abnagen, und ſein Guth verzehren; er muß ihre zanckiſche Art gedulden, dann ein jegliches ſchönes Weib will allein Herr im Hauß ſeyn; er muß ihre Wolluſtbarkeiten erdulden, dann alle ſchöne Weiber ſeynd gern bey guten Mittlen: er muß auch ihren Ehrgeitz gedulden, dann die ſchöne Weiber vermeynen, man müſſe ſie allenthalben obenan ſetzen; und endlich, welcher ein ſchönes Weib bekommt, der es an guten Tugenden fehlet, dieſelbe bringt ihme vil Unglück ins Hauß.

Ein ſchönes Weib, ſpricht Prov. Cap. 2. und darbey thorrecht, iſt wie ein Schwein mit einem goldenen Ring auf der Naſen.

Der

Der Wahrheit zur Steur, muß man bekennen, daß ein loßgedruckter Pfeil nicht also nach dem Zweck, daß ein frey geweltzter Stein nicht also nach dem Centrum, daß ein durstiger Hirsch nicht also nach der Brunn-Quell trachtet, wie ein Weibsbild nach der Schönheit und Vorwitzigkeit; hätte des Jacobs Tochter, die Dina, ihren fürwitzigen Augen gebotten, wäre sie zu Hauß gebliben, und nicht auf die angestellte Festivität der Susamiter gereißt Genes. Cap. 34. v. 1. so wäre sie nicht so spöttisch zum Fall kommen, woraus ein so grosses Blut-Baad entstanden. Wie dise Dina, also geschachs mit mancher Sabina, Christina, Regina, Rosina, Marina.

Dahero eine rechtschaffene Jungfrau soll und muß seyn als wie eine Orgel, dann wann man dieselbe ein wenig berühret, so fanat es an zu schreyen; eine rechte Jungfrau soll und muß seyn, als wie die Gloggen am Charfreytag fein still; eine rechte Jungfrau soll und muß seyn, als wie der Palm-Esel, der sich im Jahr nur einmahl sehen läßt.

Es möchte mir aber mancher Mistfinck, oder Schnadderbixen zur Antwort geben, wann wir nicht auf ein anders Orth ausgiengen, und uns so wenig wolten sehen lassen, als wie der Palm-Esel, so bekommeten wir keine Heyrath, dann wäre Rebeca nicht zum Brunnen gegangen, so wäre villeicht der Isaac ihr auch nicht zu Theil geworden.

Mein

Mein Naſenwitziges Hiſperl und unverſchämte Klapper = Goſchen, ein anders iſt zum Brunnen gehen, ein anders iſt zu der Brunſt lauffen, wie es bey euch im Schwung gehet.

Solche Wetter = Hähnen hat mit nicht geringen Schaden Petrus erfahren, wie die anblaſende Wiſel wie die bißige Retten = Hund ſeynd die Dienſt = Menſcher geweßt in dem Pallaſt des hohen Prieſters Caiphä, welche der Teuffel ſelbſt hätte an ſtatt der Jagd = Hund zum Häzen brauchen können, und wann einer dergleichen bekommt, ſo muß er ihme gedencken, er habe ſelbſten die Höll im Hauß.

Derowegen ſolte ein Weibsbild begabt ſeyn mit lauter: Und

Einen lieblich ſüſſen Mund,
Darbey auch noch recht geſund,
Gold und Silber nach dem Pfund,
Dem Mann G'horſam alle Stund,
Die nicht bellet wie ein Hund,
Die dem Mann was Guts vergund,
Die nicht böß, wann man ſie ſchund,
Die fein hurtig, und fein rund,
Daß man keine beſſre fund.

Aber leyder! es ſeynd öffter eine beſchoffen, die lieber mit löffflen, als mit Koch-Löffeln umgehen, dencken auch öffters auf das Nacht = Kiß, als Näh = Kiß, lieber um-

geben mit Buhlen, als Spuhlen, auch gern auf Dantzig reisen, und bey Nacht zu Leipzig bleiben, gar offt einer Alten den Kopff und Kropff anfüllen, und sich nachmahls für einen Postillion nacher Manßheim brauchen lassen, dich zu verführen.

Also ist gar wohl zu bedencken, daß jener, der Willens ist, auf einen solchen Marckt zu reisen, nicht Esel für Roß einkaufft, und Rettig vor Ruben eintauscht; verliebt sich in die Schaid, und weiß nicht wie der Degen, verliebt sich in die Braut, und weiß nicht wie die Haut.

Dann bey disen Zeiten hat man der Exempel genug, wann ein Mädel nur ein wenig erwachßt, und das mindiste höret von einer Heyrath oder Hochzeit machen, so spitzet sie schon die Ohren, als wann der Schimmel höret den Haber-Sack schittlen, es zittert ihr das Hertz, und schlagt die Pulß, als wolts auf der Post reitten, gleich ist der Himmel voller Geigen.

Im Heyrathen aber soll man sein die Gemüther und nicht die Güter suchen, im Heyrathen soll man nach der Tugend, und nicht nach Wolluſt und Jugend trachten.

Also hat jener nicht übel geredt:

Bin ich iung, so hab ich vil Hitz,
Bin ich alt, so sitz ich bald schmitz,
Bin ich ledig, so hab ich keine Freuden,
Bin ich verheyrath, so muß ich vil leyden.

Man-

Mancher bekommt zwar wohl eine herrliche, aber keine ehrliche, ein ſolches ſchönes Weib kommt mir vor gleich den Billeln in der Apothecken, auswendig ſchön vergoldt, aber innwendig pfuy, weiß nit was.

Einige ſeynd beſchaffen, und ſingen ein gantzes Jahr nichts anders, als was ſonſten die Katzen im Mertzen ſchreyen, nemlich Paul! Paul, Paul!

Was ferners die Schönheit der Weibs-Bilder antrifft, iſt zwar ſolche bey den Fremden ein Verlangen, bey denen Nachbarn ein Argwohn, bey den Mächtigen ein Gewalt, bey den Wenigern ein Neyd, und bey ihrer eigener Perſohn groſſe Gefahr, dann mit harter Mühe wird dasjenige verwahret, was faſt jedermanns Verlangen iſt.

Alſo, daß ich ohne Scheu ſagen darf, daß das Weibs-Bild, welches eine Heyrath überkommt, allein von ihrer Schönheit wegen, gewißlich in ihrem Alter nichts gewiſſers zu gewarten hat, als ein böſes Leben.

Dann es iſt ein' unfehlbare Regel, es iſt ein allgemeine Wahrheit, daß dasjenige, welches geliebet iſt worden von der Schönheit wegen, verhaßt wird, wann ſie dieſe verliert.

Es erwähle ein jeder, was ihme gefällt, ſo ſag ich doch, daß derjenige, welcher ein ſchönes Weib nimmt, die darbey nicht mit guten Tugenden begabt, ſeinen guten Na-

men in den Winckel wirfft, und sein Leben in Gefahr setzt.

Man findet in ein und andern Büchern nicht wenig, sondern eine grosse Menge verzeichnet von einigen Griechischen, Lateinischen, Spartanischen, Egyptischen, Römischen und Teutschen Weibern, derselben aber wird nicht darum also gedacht, weilen sie so schön waren, sondern nur wegen der grossen Gefahr, die ihnen selbst und andern, von ihrentwegen begegnet ist, also, daß sie von ihrer Schönheit wegen in ihrem Land gesucht, und von ihrer Unehr wegen in der gantzen Welt beschreyt waren.

Flora, Lauda und Lamia waren vor diesem nicht allein Römische, sondern auch die schönsten, aber leyder wegen ihrer beschreyten Lastern die drey vornehmste Cortisanmen, von deren nicht um Schönheit, sondern wegen ihrer grossen Laster, nicht wenig in Büchern gemeldet wird. Absonderlich ist die letztere in gantz Asia beschreyt worden, wie sie dann von ihrem Liebhaber, dem König Demetrius, befragt wurde, um dasjenige, so eines Weibs Herz am allermeisten verdrüßt, gab sie zur Antwort, und bekannte selbst, nichts ist, welches ein Weibsbild mehrers empfindet und betrübt, als wann man sie häßlich, und unholdseelig schilt, und daß man sie vor böß halt.

Der hochweise Philosoph Armanus antwortete seinem Unterthan Pornicus, der ihne, sich zu verheyrathen, immer gebetten, und beun-

beunruhiget, alſo: Ich will aus dieſen Urſachen nicht Heyrathen, dann bekomm ich ein Weib das eine Kolderin: ſo bin ich der Sclav im Hauß, iſt ſie ſchön, ſo wär Noth ich thät ſie verwachen, und iſt ſie Eyferſichtig: ſo wäre ich des Lebens gar nicht ſicher; dann durch dieſe Eigenſchafft iſt ſie mächtig tauſend Männer umzubringen.

Manche ſeynd liederlich um den Halß, als wie die Fleiſch-Bänck in der Faßnacht, daß man alſo auf dem Halß leſen kan, was im Hertzen geſchriben iſt, dann ſie hören lieber die Harpffen Davids, als ſeine Pſalmen.

Ich, ſagt offt manche Däntel-Butten, ich werde gewiß immerdar unterm Dach ſiecken, als wie ein Schild-Krott in der Schallen, oder ſoll ich eingeſperret ſeyn, als wie der Pfeffer in einem Starnitzel? kriechen doch die Regenwürm hervor, wann ein ſchöner Tag iſt, eine Waar unter der Wannen kaufft niemand, und alſo kriegt ich mit der Zeit keinen Mann.

In dem Eheſtand iſt ein böſes ſchalck- und laſterhafftes Weib der gröſte Wehe-ſtand, wie zu vernemmen:

Wann ich unſeren erſten Vatter Adam befrage, mein Vatter Adam, warum geheſt du alſo betrübt und traurig herum, ach GOtt! ſagt und klagt Adam: Ey! ich bin halt von der gröſten Freud in das gröſte Elend geſtürtzt worden; Warum aber? ach gar

ein hoffärtiges Weib, und zwar die Meinige, hat diſes Unheyl angerichtet.

Schöner Jüngling Joſeph, was bedeuts mit eiſernen Ketten gebunden, und alſo elendig im Stockhauß? mein GOtt, ſagt Joſeph! ein Weib, nemlich des Putiphars ſeine, hat mir mit ihren Betrug und Falſchheit, eine ſolche Wäſch zugericht.

Mein Samſon! warum biſt du ſo ſtarck mit Ketten gefäßlet? indem du doch die eiſerne Porten der Stadt Gatza aus den Angeln gehebt, ſolche noch auf einen Berg hinauf getragen, und ſo mächtig warſt, daß du alle Strick, mit welchen du gebunden geweſen, wie ein Zwirn-Faden zerriſſen, anjetzo aber biſt du zu deinem ewigen Spott, vor allen deinen Feinden ein ſo elendes Schau-Spiel geworden? ach! ſagt Samſon ein Weib voll Argliſt und Betrug, nemlich die Dalila, diſe, diſe hat mir das Ubel verurſachet.

Die Weiber Adam, Loth, und Samſon,
Deßgleichen David, und Salomon,
Betrogen jede, daß ſchändlich iſt:
Bewahr uns GOtt! vor Weiber Liſt.

Fürwahr, in eine groſſe Mühe und Arbeit ſteckt ſich einer, und vil muß er anfangen, wann er ſich unterſtehet, ein dergleichen ſchalckhafftes Weib nach der Billichkeit zu regieren; es ſey ein Thier ſo wild, ſo grauſam, und ungeheur, als wie es wolle, ſo leydet doch der Löw einen Löwen-Meiſter, der

Stier

Stier laſt ſich einſperren, das Roß laſt ſich zäumen, allein ein böſes Weib iſt nicht zu zähmen, daß nimmermehr verliert ſie die Begierd zum Herſchen, noch den Luſt Regent zu ſeyn, wann ſie einmahl dieſer Seuche ergeben iſt. Es hilfft weder Sporn zum Fortreiben, weder Zaum zum Halten, noch Netz zum Fangen; ja was noch mehr iſt, es nutzet kein Geſatz, ſolche Weiber zu bezwingen, kein Schantz, ſie zu enthalten, noch eine Forcht, die ſie erſchröcken, noch eine Straff, die ſie beſſeren könnte; dann wann ſie ſich etwas Widerſinniges eingebildet haben, ſo kan ſie die gantze Welt nicht davon abwendig machen.

Probet man ihnen, ſo beklagen ſie ſich,
Werden ſie verwundt, ſo rächen ſie ſich geſchwind,
Schmeichlet man ihnen, ſo übernemmen ſie ſich,
Dienet man ihnen, ſo ſeynd ſie undanckbar:
Siht man durch die Finger, ſo ſeynd ſie deſto vermeſſner,
Strafft man ſie, ſo verkehren ſie ſich in eine lebendig Schlangen.

Ja niemahls hat ein böſes Weib ein guts Gewiſen, die Injuri zu verzeihen, noch ein erwieſene Gutthat zu erkennen.

Höret aber ihr böſen Weiber! was der heilige Paulus euch vor eine treuliche Ermah-

una und Gebott GOttes also eyffrig vorgeragen bey den Ephesern Cap. 5. Die Weiber seyen Unterthan ihren Männern, als dem Herrn, daß der Mann ist des Weibes Haupt, gleichwie auch Christus das Haupt der Kirchen; aber wie auch nun die Kirch Christo Unterthan ist, also sollen es auch die Weiber ihren Männern in allen Dingen seyn, das seyn die Wort des heiligen Pauli

Gantz vermessen ist ein Weib, welches sich unterstehet einem Mann zu rathen, aber noch vermessener ist jener Mann, welcher einen Rath nimmt von einem Weib, ja was mehr ist, ein Narr ist der Mann, welcher des Weibs Rath pflegt, und noch der grössere Narr ist derjenige, welcher ihrem Rath folgt, sie können zwar hören, was sie sagen, aber thun was ihnen gefällt: Kurtz, er soll eure Wort loben, aber euren Rath verdammen.

Wann wir die hernach benannte Männer befragen, wie es ihnen mit dem Rath ihrer bösen und verschalckten Weibern ergangen, so würden sie uns gewißlich zur Antwort geben: daß sie nicht begehren widerum gebohren zu werden, den Weibern zu glauben, noch daß sie begehreten widerum lebendig zu werden die Weiber anzuhören.

Sagt mir, wie ist es dem Philippo geschehen mit der Olimpia, dem Paris mit der Helena, dem Alexander mit der Rosana, dem Aeneas mit der Dido, dem Herckules mit der Autea, dem Hannibal mit der Cornitia,

mitia, dem Antonio mit der Cleopatra, dem Julius mit der Domitia, dem Nerone mit der Agripina? und andere mehr.

Wie mancher schönen Stadt ist ein Weib ihr Untergang gewesen. Was wäre von Troja, von Carthago zu melden. Jenes mußte durch die Entführung der Helena, den Zorn und alle Kriegs-Wuth so vieler Griechischen Helden erfahren, und von ihnen dermassen verheeret werden, daß kein Stein auf dem anderen bliebe, disers wurde wegen der Dido, nachdem sie Aeneas verlassen, durch einen barbarischen Fürsten, zu samt ihrer Herrscherin, in Aschen verwandlet.

Eben also sage ich, daß ihr seyd unfläthig in eurem Leben, unehrbar in eurer Person, schwach in der Widerwärtigkeit, und fürsichtig in der Hoffahrt, falsch in den Worten, und zweiffelhafftig in euren Wercken.

Im Hassen braucht ihr kein Maaß, in der Lieb seyd ihr unordentlich, im Geben seyd ihr karg, im Nehmen seyd ihr unverschämt, und in Summa, ihr seyd eine Gruben der Sorgen, darinnen die weisen Männer Gefahr ausstehen, und die Einfältigen gar erstricken; an euch besudlen die Weisen ihre Ehr, und die Einfältigen lassen gar ihr Leben.

Kein so grosse Gefahr stehet derjenige aus, welcher den Wolff bey den Ohren halt, als die Ehr desjenigen, welcher in eure ungewaschene Mäuler gerathet, und es hat der Scorpion nit so vil Gifft im Schweiff, als ihr in eurem Mund, ich darff es wohl mel-

den, daß alle gifftige Thier nicht so vil haben in ihrem Leib, als ein eintziges im Zorn ergrimmtes Weib hat auf ihrer Zungen.

Ich erinnere also die Jungen, ich bitte die Alten, ich wecke die Weisen auf, und unterrichte die Einfältigen, daß sie die Gesellschafft der unehrbaren, bösen und lasterhafften Weiber vilmehr fliehen und meyden sollen, als die Pestilentz selbsten.

Alles Gut, und alles Geld, ja das interesste Marckt,
Raubet dir ein böses Weib, trau ihr nicht dann sie ist starck,
Laßt es aber doch nicht mercken; führt dich an dem Narren-Seil,
Lachet endlich gar noch deiner, wann verlohren Seel und Heyl.

Der Kayser Marcus Aurelius spricht, daß kein Schlang in der Welt so gifftig, als ein Weibsbild, wann sie erzörnt ist, ja der Berg Etna in Sicilien, der Berg Vesuvius in Compania thut deren Orthen nicht so grossen Schaden, als eines dergleichen Weib Schaden verursachet in einem eintzigen Hauß.

Ein grausames und gefährliches Thier ist es um ein liederliches und böses Weib in einer Stadt, dann sie ist mächtig viel Böses an sich zu ziehen, und ist nicht tauglich etwas Gutes anzustellen.

O wie vil Fürsten, Königreich und Länder seynd verderbt worden wegen des üblen

Ver-

Verhalten eines eintzigen Weibs, dem andererer Gestalten nicht hat wieder geholffen werden können, als durch Vorsichtigkeit, Gefahr und Mannheit vier Männer.

Alle Laster in einem Weib seynd wie ein feuchter Stecken, welcher sich biegen und flechten laßt, aber die Liederlichkeit und Unverschämtheit der Weiber ist wie ein dürrer Stecken, welcher zerspringt, also, daß sich die Laster jederzeit biegen und einflechten lassen, aber niemahlen einige wieder gericht werden können.

Die Zahl der Stern so groß nicht ist,
Als groß, Betrug, und Weiber List.

Dahero in dem Ehestand ein solches schlimmes Weib nicht ein geringes, sondern grosses und schweres Creutz ist. In der Insul Leiba wachsen so dicke Bäum, daß einen vierzehen Männer mit ausgespannten Armen kaum umfangen können, gedencket, was man hieraus vor ein grosses Creutz könnte zimmern, aber was woll oder soll das Creutz seyn, gegen dem Creutz eines bösen Weibs, dann die heilige Schrifft sagt ja selbsten klar und wahr, bey dem Proverb. Cap. 2. v. 19. Es ist besser im wüsten Land wohnen, als bey einem bösen Weib; es ist besser sagts, in der Wüsten sich aufhalten bey gifftigen Salamandern, bey Blut-begierigen Thigern, bey wilden Löwen, Bären und Wölffen, als bey einem zanckischen und zornigen Weib.

Dann

Dann ein böses Weib ist ein Schiffbruch ihres eigenen Manns, ist ein stäter Wetter-Hahn in ihrem Hauß, der immerzu krähet, ist ein übel-lautende Klapper-Büchsen, ist ein Fränckischer Stiffel-Balg, den man stäts schmiren soll, ist ein gewürzter Wetter-Mantel, in welchen das Wasser der guten Ermahnungen niemahlen eingehet, ist ein Ziech-Pflaster des Geld-Beutels, ist ein Maul-Thier, das manchen armen Mann gar zu todt beißt, ist ein Quatier-Stuben aller Boßheit, ist ein einheimischer Baum-Häckel, ein Brabandische Stammen-Wappen, mit einem zänckischen Hunds-Kopff, ist ein bitteres Aloe, ein übler Saurampffen, ist ein ewiger Blaß mich an, ist ein Comissarin der drey höllischen Furien, ist ein falsche Sack und Schaden-Uhr, ist ein höllischer Brenn-Spiegel, ist ein Jahr-Marckt der Zanck-Wörter, des Teuffels sein Beiß-Zang, auch sein Reit-Sattel, ein Calender, worinnen nicht anders zu finden, als Donner und Hagel, ist der Fröhlichkeit Kehrauß, ist ein stätes humsentes Wespen-Nest, ist ein immerwährendes Igel Fest, ist ein Haspel der Ungelegenheit, ist ein Ofen, allwo kein Hitz der treulichen Lieb will durchgehen, ist ein Kasten, darinnen nichts anders als List, Lug, und Betrug, ein Kram-Laden, angefüllt voll der falschen betrogenen Waaren, ein Spiegel, wovor Hund und Katzen erschröcken möchten, ein Rauch-Stuben,

worinnen

worinnen dem Mann der Rauch das Waſſer aus den Augen locket, iſt ein ſtäts übel hallende Wetter-Glocken, iſt ein abgelaſſener Ketten-Hund, iſt des Belzebub Sack-Pfeiffen, iſt ein bißige Pfeffer-Mühl, iſt ein Verkünd-Zettel von Filtzhoven, ein Folter-Banck der Ohren, ein Ribeiſen der Hertzen, iſt ein Schlüſſel in die Höll, das letzte G'ſetzel im Vatter Unſer, erlöß uns von dem Ubel: Iſt, iſt, iſt, daß mans nicht genug beſchreiben kan.

Alſo hat jener nicht übel, ſondern wohl gethan, welcher einen ſolchen Wald-Echo hatte, den er wider ſeinen Willen ſtäts hören muß, obiges G'ſätzel im Vatter Unſer, erlöß uns von dem Ubel, offtmahlen mit Seufftzen gebettet; da er nun einſtens gehöret, daß ſein Weib in den letzten Zügen lag, ließ er geſchwind Sack-Pfeiffen und Schallmeyen holen, ſprechend, ſchau mein liebe Maria Andel, weil wir mit Freuden zuſammen geben worden, alſo wollen wir auch mit Freuden widerum von einander ſcheiden.

Wann ein böſes Weib von Zorn entbrand
Das Kuchel G'ſchier nimmt in die Hand,
Raßt, reißt, und ſchmeißt ſie alles hin,
Ein jeder ſchau wie er entrinn,
Es grauſt dem Teuffel ſelbſt vor ihr,
Er flicht, und macht ihr das Quartier.

Einige

Einige seynd k[illegible]assen als wie der Echo oder Wider-Hall [illegible]tlichen Gebürgen, allwo ein einziges Wort auch viermahl widerholet wird, und wann der Mann ein Wort sagt, so bezahlt ihm das Weib das Capital samt dem Intresse.

Vil waren, denen der Wein zuwider, wie den Bären der Honig, und wünschen, daß alle Tag das Miracul möchte geschehen, wie zu Cana in Gallilea, Johan. Cap. 2.

So nun die Weiber sich gar zu starck in den October-Safft verlieben, so helffe der liebe GOtt dem Mann, bewahre auch die Kinder, und erbarme sich über die Dienst-Botten, dann nach solchem eingenommenen Safft toben und schreyen sie ärger als ein Nacht-Wächter, oder Uhr-Außruffer, daß so gar die Kinder über drey Gassen vom Schlaff erwöcket werden, dann dieser Monath sperrt den Fröschen die Goschen, aber selbiger Safft eröffnet den Weibern ihre böse Mäuler.

Wie die Samaritanin beym Brunnen war, hat unser liebster Heyland mit ihr ein trostreiche Ansprach gehalten; so lang die Weiber beym Wasser seynd, so ist endlich noch gut mit ihnen zu reden, wann sie sich aber beym Wein einfinden, der Teuffel red mit ihnen, ich nicht.

Dann sie nicht ungleich dem Wald-Echo, welcher eine Stimm oder Wort hörend, etlichmahlen trutzig nachklingt, wann sich nun zuweilen ein rechtmässige Ursach er-

eignet

eignet, weßhalben der Mann in eine kleine Ungedult gerathet, und etwann mit einem eintzigen unglatten Wort ausbricht, da wird der zanckloſe Echo oder Widerhall in dem Maul des böſen Weibs nicht allein wieder ſchlimm nachſchreyen, ſondern ſich noch mit zehen gifftigen Worten verdopplen, da heißt es alsdann gedonnert, da gehts hernachmals nicht anderſt her, als wie in der Behauſung Publicani, ſo laut heiliger Schrifft der erſte Schmid geweſt, der in ſeiner ruſſigen Schmidten den gantzen Tag dergeſtalten auf den Amboß, gehammert daß auch die Benachbarten ihre Ohren mit Baumwoll verſtopfften, kein andere Beſchaffenheit hat es in einem Hauß, allwo ein böſes und zanckiſches Weib wohnet, dann allda höret man ſtäts das Hammern und Jammern, was Wunder, daß man nachgehends bey ſolchem Luſt-Feuer wenig Raget findet, wohl aber gute Schläg, O Elend! da gibts ſaubere Apolonien, die ihren Männern alſo die Zähn zeigen, da gibts ſaubere Lucien, die ihren Männern ſelbſt die Augen auskratzen, da da gibts ſaubere Magdalenen, die an ſtatt der Füß dem Mann den Kopff waſchen, da gibts ſaubere Cecilien, die anſtatt der Orgel den Mann ſelbſten den gantzen Tag anpfeiffen, da gibts ſaubere Barbara, die an ſtatt des Thurn, die gantze Zeit im Hauß turnieren, da gibts ſaubere Maraarethen, die an ſtatt des Drachen ſelbſt voller Gifft ſeyn, da gibts ſaube-

re

re Dorotheen, die an statt der Rosen den Mann einen groben Knopff heissen, und an statt der schönen Aepffel dem Mann die Feigen zeigen, O Elend!

Wann also der Mann ein solches Weib bekommt, welches so süß außsihet, als wie jener Kraut-Dopf der Propheten Kinder worinnen nichts anders als Gall und bitteres Colloquinten-Kraut gewesen.

Oder dergleichen, welche so stillschweigend, wie jene Thierlein, so Aron durch die Ruthen von den Egyptischen Wassern gelockt, welches gwäckezete Frösch gewesen.

Auch etwann eine, die so freundlich wie jene Thier, so von dem Fluch Elisai 40. Knaben zerrissen, welches, brumm, brumm brumete Bären gewesen, O was ist das vor eine Bitterkeit.

Mancher Mann bekommt eine so liebe Ehegenossin, daß er ihme ehender aus einem Schiffreichen Wasser einen trockenen Kieselstein heraus zu heben getrauet, als aus ihr ein gutes Wort, und ob sie schon der Astrologia nicht vil erfahren, so weiß sie ihme doch hauptsächlich die Planeten zu lesen, daß ihme zum öfftern die Augen, wann auch die Kuchel nicht rauchet, voller Wasser stehen, Thobiam um Bericht.

Wann ich mich bey dem gottsförchtigen, gerechten und gewissenhafften Mann Tobia, den Aeltern befrage, wie es ihme mit seinem böser Weib ergangen dann, als er einstens nacher Hauß kommen hörte er ein

Geiß-

Geiß-Böckel gnegezen, welches ihme dann sehr fremd vorgekommen, daß dergleichen Thier in seiner armen Würthschafft sich einfindet, dahero geschwind zur Versicherung seines Gewissens nachgefraget, obs nicht etwann ein gestohlene Geiß sey? sobald das sein Weib vernommen, was? sagt sie, gestohlen, halteſt du mich für eine solche? Ey mein schöner sauberer blinder Hießel! jetzt schlagt deine Heiligkeit herauß, es ist nicht genug, daß du mich um das Meinige gebracht, mit deinem verschwenderischen Spendiren, jawohl Allmosen-Geben, es ist nicht genug, daß du dich um nichts annimmst, unterdessen einen schlechten Toden-Gräber abgibst, daß ich dich mit meiner Hand-Arbeit erhalten muß, und da ich sonst als eine gnädige Frau, und gute von Adel mich standmässig erhalten hätte können, muß ich anjetzo eine gemeine Strickerin und Näherin abgeben, darmit ich nur ein wenig Brod ins Hauß verschaffe, ohneracht alles dieses, wilst du mich noch für eine Diebin halten? was ich? Wer ich? du bist mir wohl, du, du, du, Ach! sagt hierauff seufftzend der Tobias, laß mich sterben und nimm mich zu dir, Tob. c. 2. v. 19. Die Schwalben haben mich um das Gesicht gebracht, Patientia! die Armuth ist mir über den Halß kommen, Patientia! die Nachbarscht hat mich verfolgt, Patientia! dieses alles habe ich mit Gedult übertragen, aber bey einem bösen Weib seyn, das kommt mich gar zu hart an,

mein GOtt! lieber sterben als dergestalt leben.

Hat nun Tobias als ein vollkommener Mann, ein heiliger Patriarch, welcher nach dem Job der Sanfftmüthigste, die Ungestümme eines bösen Weibs so hart übertragen, wie soll es dann ein andern armen Tropffen ankommen, O GOtt! wie hart ein solcher Kettenhund, wie ungestümm ein solche Hauß-Posaune, wie teuflich eine solche Tafel-Musie, wie verdrießlich eine solche Feuer-Glocken, wie schmertzlich eine solche Ehe-Geissel, wie verrucht ein solcher Hauß-Blaßbalg, wie bedrangt ein solche Stuben-Trummel, wie macht einem so bang, ein solche höllische Beiß-Zang?

Der Weltweise Plato bringt unter andern seinen gegebenen Gesätzen vor: Wir ordnen und befehlen, daß man den Weibern all ihr Verbrechen soll verzeyhen, die sie begehen mit dem Leib, wofern anders eine Hoffnung der Besserung vorhanden, aber was sie mit der Zung sündigen, daß soll ihnen keines Weegs geschenckt werden, dann so viel ihre Persohn betriefft, ist sie schwach, aber was die Zung beanlangt, so ist sie darinne starck, und vergreifft sich aus Boßheit.

O du göttlicher Plato! der du ein Führer und Anweiser bist alles Verstands, und der du ein Fürst bist aller Sophisten, weil du dergleichen scharffe Gesätz geordnet hast, zu solchen Zeiten, als man der bösen

Weib

Weiber ſo groſſen Mangel, der Frommen aber eine groſſen Uberfluß hatte, was würdeſt du nicht anjetzo thun, da ſogar viele böſe, aber wenig heimlich und fromme Weiber vorhanden.

Dieſen hierunter gantz treuhertzigen, und denen böſen Weibern zu Nutzen wohl gemeynten Rath ſollen ſie vor allem ihnen angelegen ſeyn laſſen, und ernſtlich nachkommen, worüber ſie hernach mit ihren Männern im beſten Frieden und Einigkeit leben werden, und nicht alſo zum öfftern ihre mit wilden Ultramarin gefärbten Augen herum gehen dörfften, daß wann der Mann, wie es dann leichtlich aus erheblichen Urſachen mag geſchehen, voller Zorn und Unluſt anheim kommt, alsdann ſich das Weib hübſch hüten ſolle, darmit ſie ihren Mann nicht mit böſen Worten andaſte, dann es dörffte ihr widerfahren, daß ſie von ihme entweder mit der Zunaen geſchmächt, oder mit den Fingern getroſchen wurde, dann ein fürſichtiges frommes Weib ſoll bey ihr ſelbſt gedencken, daß der Mann zum Greinen entweder Urſach, oder keine hat; ſofern er derowegen Urſach hat, ſoll ſie ihme gedulden, wofern er keine hat, ſoll ſie diſſimuliren, dann es möchte ſonſt einen ſolchen Ausſchlag gewinnen, daß das Weib ſo vil böſe Wort ausgebe, daß ſie Unrecht bekommete, und der Mann Recht, ob ſie ſchon zuvor Recht, und der Mann Unrecht hatte, dann GOtt ſprach zu Eva Geneſ. 3. v. 4. Du ſolſt un-

ter deines Manns Gewalt seyn, und er soll über dich herrschen.

Nichts ist, darinn ein Weib ihre Weißheit am meisten erzeigen kan, als gesetzt: sie hätte einen unweisen Mann, und ihme übertragt, also, daß wann sie höret sagen, daß ihr Mann wenig hat, wenig gilt, wenig vermag, und wenig weiß, sie alsdann denen Leuthen zu verstehen gebe, daß er vil hat, vil vermag, und witzig genug seye, dann dardurch wird alle die Ehr, die sonst ihrem Mann gebührt, ihr beygeleget weren.

Ach leyder! aber umsonst und vergebens ist dieses bey einem bösen Weib zu gedencken, dann fast kein Weib in der Welt ist so vollkommen, daß nicht ihr Mann an ihr etwas finde, so an ihr zu wünschen, oder aber zu verwerffen wäre; man findet etliche Weiber und grosse Frauen, ob sie schon edel, reich, jung und schön seynd, daß sie doch an der Condition dickisch und der täglichen Conversation widerwärtig seynd. Zwischen den Ehe-Leuthen ist besser es falle das Unglück auf den Mann, als auf das Weib, dann, wofern der Mann anderst verständig ist, so kan er sein heimliches Anligen dissimuliren und verbergen, aber sofern einem Weib etwas abgehet, so kan sie es weder verbergen, vil weniger verschweigen, sondern suchet tausend List und Weeg ihr Intent zu erlangen, und ihr Müthlein zu kühlen.

Die Natur hat einem jeglichen Thier seine Stärcke an unterschiedlichen Orthen gesetzt

ſetzt, der Adler hat ſeine Stärck im Schnabel, der Einhorn im Horn, die Schlang im Schweiff, der Stier im Kopff, der Bär in fordern Füſſen, der Hund in den Zähnen, die Taub in den Flügeln, aber die Weiber haben ihre Stärck in der Zungen, fürwahr, das Fliegen der Tauben iſt nicht ſo hoch, als hoch da ſeyn die Phantaſeyen der Weiber, eine Katz kratzt nicht ſo ſehr mit ihren Nägeln, als die böſen Weiber, der Hund plagt das Wild-Schwein nicht ſo ſehr in der Jagd, als ihr Weiber eure Liebhaber plagt.

Ubel iſt der Mann daran, welcher ein Weib erwiſcht hat, ſo nur ein fürwitzige Schwätzerin und eine Granatlin iſt, dann wann ſo ein Weib ihr einmahl etwas fürnimmt vorzubringen, oder ſonſt zu klagen, finden weder Billichkeit noch gute Wort bey ihr ſtatt, die böſe Täg, ſo die Weiber bey ihren Männern einnehmen, werden nicht ſo ſehr verurſacht von der Weiber ſelbſt eigener Perſohn, als von ihren böſen gifftigen und ungewaſchenen Zungen, dann wann ein Weib ſchweigen wolte, wann ihr Mann anfangt zu greinen, ſo würde der Mann jederzeit eine gute Mahlzeit halten, und ſie kein böſes Nachtmahl, aber es gehet offt viel anderſt zu, dann ſobald der Mann anfangt zu greinen, ſo fangt ſie an zu ſchreyen und zu ruffen, daraus folgt aber, daß ſie mit Händen aneinander kommen, biß es die Nachbarn wieder von einander bringen.

Was iſt offtermahlen die Urſach, daß mancher Mann öffters in andrer Leuth Häuſern, als in dem ſeinen ſich befindet, und einiges Jeſuitter-Ruſchel nacher Hauß bringt, niemands anderer als ſeine üble Hauß-Clarin ſelber, wann er gern zu Hauß verbleiben wolte, ſolche Wetter-Glocken aber ohne Urſach ſtäts hören muſte, alſo iſt ihme nicht vor ungut zu haben, wann er hierüber in Ungedult geratbet, auch über diß die mit Worten gütliche Ermahnungen nichts verfangen ſollen, alsdann den Fauſtinum zu nächſt bey Armſtorff vor einen Behülffen brauchet, und ſich des alten Sprichworts bedienen muß.

Ein böſes Weib, ein Eſel und ein Nuß,
ſeynd Sachen die man prügeln muß.

Iſt dann ein ſolcher Eheſtand nicht ein bitterer Myrrhen, wo zwey zuſammen ſagen wie Speck und Juden-Magen, wo ſie ſich zuſammen ſchicken wie ein Sichel und eine Meſſer-Scheid, wo die Lieb ſo inbrünſtig iſt, daß mans ſicher kont in einen Schäb-Stroh einſperren, O Bitterkeitt!

Dann wahr iſt es: Daß
Ein Rauch, ein böſes Weib und Regen,
Seynd einem Hauß ſtarck überlegen.

Wofern das Weib friedlich mit ihrem Mann will leben, ſo muß ſie fleißig Achtung

geben, worauf er am meiſten geneigt iſt, als zum Exempel, wann er fröhlich, muß ſie ſich ebenmäßig fröhlich erzeigen, ſo er betrübt iſt, muß ſie ſich mäßigen, ſo er ungedultig iſt, muß ſie diſſimuliren, ſo er argwöhniſch iſt, muß ſie ſich hüten, dann alles diß ſtehet einem Weib wohl an, weil dardurch ſie eine friedliche Ehe und guten Mann haben wird.

Es wäre zwar der Weiber Verlangen, daß der Mann, wann ers thun kan, daß er in geringſchätzigen Sachen ſeinem Weib recht gebe, dann ein Weib freut ſich vilmehr, wann man ihr in einer Sachen Recht gibt, obs ſchon erlogen iſt, als wann man ihr vil Geld geſchenckt hätte.

Vier Ding wollen faſt alle Weiber am liebſten haben:

1. Von ſchönen Manns-Perſohnen geliebt zu werden,
2. Schöne Kinder haben,
3. Zierliche Kleider anlegen,
4. Und ſtäts des Manns Herr ſeyn.

Dann wilſt du allein der Herr ſeyn, und dein Weib im Hauß verſpürets, ſo hört ſie nicht auf, ſich über dich zu beklagen, lieſſeſt du ſie aber nach ihren Gefallen außgehen, ſo kommt ſie männiglich in die Mäuler, greinſt du vil mit ihr, ſo laßt ſie ein langes Kien-Maul hängen, und muſt mit guten Zähnen übel eſſen, ſagſt du ihr aber

nichts, so kan niemand mit ihr auskommen, hat sie die Außgaben unter Händen, O wehe dem Geld! führest aber du die Außgaben selbst, so lauffen sie dir entweder übern Beutel, oder verkauffen dir deinen Haußrath, bleibst du stäts bey Hauß, so halt sie dich für einen Eyferer, komst du später heim, so sagt sie du gehest stiertzen, gibst du ihr schöne Kleider, so will sie nur stäts außgehen, und sich sehen lassen, hältst sie aber im Gewand schlecht, so gesegne dir GOtt das Essen und Trincken; erzeigst du dich, als hättest du sie sehr lieb, so achtet sie dich wenig, fragst du aber wenig nach ihr, so vermeynt sie, du seyest anderswo verliebt, wann du ihrs verhählst, warum sie dich fragt, so laßt sie nicht nach, dich zu importuniren, biß sie es weiß, vertraust du ihr etwas Geheimes, so schweigt sie länger nicht, als biß sie zu den Leuthen kommt, wird sie erzörnt, so darff ich wohl sagen, daß der Berg Vesuvius nicht so vil Feuer, als ein böses Weib Gifft auswirfft, dann wann sie ergrimmt, so sagt sie nicht allein was sie gesehen und gehört, sondern auch was ihr getraumt hat.

Es kommt mir wircklich vor, daß wann ein böses Weib im wüthenden Zorn ist, sie weder sich selbsten höret weder andere verstehet, noch einige Entschuldigung zulaßt.

Ja weder die Stärcke Samsons, die Kunst Homori, die Vorsichtigkeit Augusti, die List Phiri, die Geduld Jobs, die Geschwin-

ſchwindigkeit Hanibals, noch das Wachen Hermoginis ſeynd im Stand ein Weib zu regieren, und ſolches nach ſeinen Gefallen unterthänig zu machen.

Dann es iſt in der gantzen Welt keine Macht ſo groß, die ein böſes Weib mit Gewalt und per forza könnte fromm machen.

Wie verſtändig und demüthig auch ein Weib iſt, ſo kan ſie doch zwey Ding weder hören noch gedulden, wann man nehmlich ſie böß und vor häßlich ſchilt, dann ob ſie ſchon böß iſt, ſo will ſie doch für from, und ob ſie ſchon häßlich, will ſie doch für ſchön gehalten werden.

Die Schönheit iſt mit einem Wort, das einzige Begnügen des weiblichen Geſchlechts, dann ſchön ſeyn, ſchön heiſſen, und ſchön bleiben, dieſe Hoffarth iſt denen Weibern alſo angelegen, ja gleichſam mit der Boßheit angebohren, wie den Pfauen das Prangen, den Raben das Fangen, auch im Fall ihnen die Natur in ein oder anderem mißgünſtig geweſen, oder von dem lauffenden Alter das glatte Fell in ein zuſammen geſchnurfftes Sau-Leder verwandlet wird, ſo müſſen kurtzum anderwärts entlehnete Farben das geraſſelte Geſicht glattmachen wie auch der theuer erkaufſte Anſtrich für die Falten, Popolitaniſcher Fürneiß, Leylachen-Bieſſer abgeben, welcher die alten Jahr Miracul-weiß, oder beſſer geredt, Maul-Weiß, wie die Sonnen-Uhr das

Achab zuruck ziehen sollen; darfern aber diſes Schmiren und Zieren nicht vil würcket, ſo muß der arme Spiegel, diſer gläſſerne Richter, für einen Lugner gehalten werden.

Zu was Ziehl aber, ihr üppige Welt-Docken! dienet dieſer euer unmäſſiger Auf-putz, und angemaßte Schönheit: iſt es nicht wahr? damit man euch loben ſolle, lieben, und mit gantz Centner-ſchweren Reſpect bedienen.

Alſo ſpricht hiervon gar ſchön der weiſe König Salomon c. 5. Stell nicht nach dem Betrug der Weiber, die Leffzen der Huren ſeynd ein Honig-Säum, und ihr Köhl iſt glätter dann Oel, aber ihre Leffzen ſeynd bitter wi: Wermuth, und ihr Zung ſcharff wie ein zweyſchneidendes Schwerdt, ihre Füſſe lauffen zum Tod hinunter, ihre Gäng erlangen die Höll, unſtät ſeynd ihre Tritt, und ſeynd nicht zu erforſchen.

Alſo gebrauche dich des alten Sprich-worts: Trau, ſchau aber wem, abſonder-lich aber und vor allem trau keinem Weib; ein Narr iſt derjenige, der ein Hauß im Lufft bauet, ein Simpel iſt derjenige, der einen Thurn auf den Stand bauet, ein Einfalt iſt derjenige, der den Samen auf die Felſen ſäet; Der gröſte Einfalt, der gröſte Sim-pel, der gröſte Narr aber iſt derjenige, der einem Weib trauet, und glaubt, dann Arg und Karg ſeynd die zwey beſten Räder an der Weiber ihren Triumphs-Wägen, in-temahlen ohne dem faſt der Zeit wenig from-

me

me mehr anzutreffen, gemäß jenes Ellogi, daß nemlichen nur drey gute und fromme Weiber auf diſe Welt gebohren worden: die erſte ſey im Sünd-Fluß erſoffen, die andere in dem feurigen Waagen mit dem Propheten Elia in das irrdiſche Paradeiß verzuckt worden, die dritte aber aus menſchlichen Augen dergeſtalten verlohren worden, daß man dieſelbe, nach allem angewendeten menſchlichen Fleiß, unter der Sonnen nicht mehr finden können.

Ein böſes Weib iſt ein ſolches wunderſeltzames und abenthewrliches Thier, daß weder ein ſubtiller Ariſtoteles mit ſeiner gantzen Philoſophie, noch ein Römiſcher Cicero mit aller ſeiner Wohlredenheit, ſolches genugſam auf decken, und beſchreiben könnten

Es entſtehet demnach die Frag:
Was iſt dann ein Weib?

Wann ich mich derentwillen bey den heiligen Vättern befrage, ſo begegnet mir unter andern der heilige Ephraem mit folgender Antwort: Ein Weib iſt ein aufgeputzte Mäſchen, die Leuth zu Wolluſtbarkeiten anzureitzen die zwar mit glantzender Geſtalt, und ausgeſtrecktem Halß daher pranget, mit den Augen wincket, mit den Wangen anlachet und ſchwätzet, mit der Zungen aber lieblich zu ſingen anfanget, durch welches ſie andre verkehret und anſich locket.

Di-

Diſer Heil. Mann fahret weiter fort: Was iſt ferners ein Weib? und ſpricht:

Das Weib iſt ein Schiffbruch auf glattem Land, ein Brunn der Schalckheit, ein Schatz alles Unflaths und Boßheit, ein tödliche Anfrach und Schwätzerey, ein Verderbung der Augen, ein Gäche unbeſonnene Begierlichkeit, und der Höllen Zepter. Iſt noch nicht genug.

Ephrem fragt noch weiter: Was iſt noch das Weib?

Das Weib iſt, ſpricht er, ein Urſach des Teuffels, Ruhe der Schlangen, des Teuffels Troſt, ein Schmertz, der nicht zu tröſten, ein angeflammter brennender Rauchfang, unheilbare Boßheit, ein tägliches Geſchwätz, ein Herberg der Unzüchtigen, und ein Werckſtatt der Teuffeln. Ey wohl eine ſchöne Litaney iſt diſes von den böſen Weibern!

Gib ich die Frag auf einem Uralten heiligen Lehrer Chryſoſtomo, was ferners ein Weib iſt?

So antwortet er mir wie folgt: Ich halte dafür, und vermeyne, ſagt diſer heilige Doctor, daß keine Beſtie auf der gantzen Welt gefunden werde, welche mit einem böſen Weib zu vergleichen ſey; dann was iſt unter den vierfüſſigen Thieren grauſamer, als ein Löw, dieſer iſt gleichwohl nichts dargegen;

gegen; oder was unter den Nattern-Gezücht gräulicher dann ein Drach, aber so gar auch diſer kan mit einem böſen geſchwätzigen Weib nicht vergliechen werden, weil ſo wohl der Löw als der Drach, die Boßheit betreffend, ſolchem Weib weit zuruck ſtehen, und weichen müſſen; meiner Meynung und Red, ſpricht weiter diſer heiliger Lehrer, gibt Zeugnuß der allerweiſeſte König Salomon, ſprechend: Beſſer iſt es mit und bey einem Löwen, oder Drachen ſich aufhalten, als wohnen bey einem böſen geſchwätzigen Weib: ein Tugend-verlaſſenes und zorniges Weib iſt unflätiger als eine Sau, Cap. 19. v. 13. unruhiger als der Teuffel, Proverb. Cap. 7. v. 27. Böſe Weiber ſeynd bitterer als der Tod, Cap. 6. v. 8. gifftiger als Drachen, feuriger als Kohlen, Syr. Cap. 25. v. 26. kein Zorn iſt ſo bitter als der Weiber-Zorn.

Dahero heiſt es:

Ein zorig böſes Weib,
Kränckt ſtetts des Mannes Leib,
Raubt ihne allen Schertz,
Und friſſt auch gar ſein Hertz,
Iſt immer ohne Ruh,
Und was noch mehr darzu,
Des Teuffels höllen Seegen,
Blitz Hagel Donner-Regen.

Einer iſt geweßt, deſſen Weib Tag und Nacht gemurret, kollderet, gerummplet,

let, geworffen, gestampfft, geschlagen, gewütet, gepolderet, geschryen, darum kein Wunder, daß er ihr den Doctor Faust zu lesen geben, und ihr das Angesicht mit dem wilden Ultramarin überstrichen, daß diser Teuffel in himmel-blauer Lieberey muste aufziehen, als er aber einmal mit gar zugrosser Zuwaag gemessen, da hat sie sich ins Beth gelegt, und gestellt, als sey ihr die Sprach verfallen; dem Mann war nicht wohl bey der Sach, fragt deßwegen hin und her um Rath, und glaubt es wäre nicht übel, wann ihr der Huff-Schmidt eine Ader öffnete, doch endlich hat ihme gar eine bescheidene Frau eingerathen, er solle ihr alle Tag zwey- oder dreymahl schwartz Kirschen-Wasser eingeben; der gute Mann braucht die angezogene Medicin, spührt aber nicht die mindeste Besserung, endlich sagt ihme sein Nachbaur, deme das Wib nicht unbekannt, er soll das Holtz brauchen vom schwartzen Kirschen-Baum, und mit diesem dem Weib etlich mahl über den Buckel fahren, dem Mann gefällt der Rath, gedachte anbey, das kost mich weiter kein Geld, einen solchen Baum hab ich selbst im Garten, bricht also einen zimmlichen Knittel von besagtem Baum, gehet in die Kammer, wo das Weib gelegen, zeigt ihr die Medicin, schau mein Cätherl, ich hab schon vil Mittel angewendt, ein zimmliches Geld vertragen, hat aber alles nicht geholffen, jetzt wollen wir dises probiren, fangt demnach an mit dem höltzenen Schlag-

Balsam

Balſam Creutz-weiß über den Buckel zu ſchmirben, und mit allen Kräfften zu ſchlagen, daß ihr gleich die Sprach wieder gekommen: Dann ſie fieng an zu ſchreyen, wilſt noch nicht aufhören, du Tyrann, du Mörder, du Beſtie, du Weiber-Schinder, ſihſt du dann nicht, daß ich ohne das halb tod bin! hierauff hat der Mann den Prügel auf die Seiten gelegt, die Händ zuſammen geſchlagen, GOtt ſey Danck, ſagt er, daß einmahl etwas geholffen hat, mein Nachbaur iſt wohl ein geſcheider Mann, daß er mir diſes gerathen, iſt halt noch gut, wann man die Hauß-Mittel braucht, ſo darff man in die Apothecken nicht lauffen, ein Knittel iſt doch ein heylſames Mittel.

Alſo geſchichts gar offt, daß mancher ein ſolchen Wetter-Hahn bekommt, die Jahr und Tag in Teuffels Beitz gelegen, den Job um Bericht, welchem es nicht vil anderes ergangen. Job hat Hauß und Hof verlohren, in GOttes Namen hat es geheiſſen, Job hat Söhn und Töchter verlohren, in GOttes Nahmen; Job hat alles Vieh verlohren, in GOttes Namen; aber ſein Ketten-Hund iſt ihme geblieben, ſein böſes Weib, die hat noch in ſeinem äuſſeriſten Elend mit ihme gezancket, ihn für einen Gleißner gehalten, und mit allerley Schmach-Worten ſeine Heiligkeit geſchimpfet; Job aber gibt zur Antwort: Mein Weib! du redeſt wie eine aus denen närriſchen Weibern, wir haben von GOtt das

Gute

Gute empfangen, warum ſollen wir nicht mit dem Böſen auch zufrieden ſeyn? Hätte Job ihr villeicht ſchlimme Wort geben, ſo hätte der Zanck kein End gehabt, dann das Mühl-Rad gehet ſo lang das Waſſer rinnet, die Orgel ſchreyt ſo lang man es berührt, die Glocken ſchallet ſo lang mans leuth: Es iſt halt nichts über ein böſes Weib, wie aus hernach folgendem zu vernemmen:

Es waren ihrer zwey, welche beyde vorhin verwittibt, nachmahls aber zuſammen geheyrath, aber es war ein ſehr übel geſtimmte Lauten, ſie lobet immerzu ihren vorigen Mann: GOtt tröſt meinen lieben Hanß Paul, wann es möglich wäre, ſo wolt ich ihn aus der Erden hervor kratzen, der hat mir alles gethan, was er mir nur in Augen hat angeſehen; Ja, ja ſagt er, man weiß gewiß nicht, daß du deinen vorigen Mann haſt unter die Erd gebracht; das redt ein Schelm, ſagt ſie, du Sauhalter, du Schmurb-Kibel, du Wänſen-Puffer, du Bock-Melcker, du Katzen-Häckel, du Büffels-Geſicht, du Bären-Trampel, Beſtie, kanſt du es laugnen, daß du ihn unter die Erd gebracht? es iſt erlogen, ſie hinwieder, du Hennen-Vogt, du Miſt-Hammel, du Sau-Trog, du Haſpel-Freſſer, du Küh-Darm, du Zwibel-Selcher, du Kletzen-Probſt, du Beſen Limmel; du vermaledeytes Thier, ſagt er, ich will dir Zeugen ſtellen: ſo ſtell ſie, du Hund; ſchau Beſtie,

du

du haſt ihn ja unter die Erd gebracht, du haſt ihn ja begraben laſſen, ey Narr! hätteſt du mirs Anfangs alſo ausgelegt, ſo wär ich nicht in einen ſolchen Zorn gerathen. Ein anders mahl gieng es mehr nicht nach ihrem Willen, O mein GOtt! ſeufftzete ſie zugleich, warum haſt du mir meinen guldnen Hanß Paul von der Welt genommen, gleich dazumahl ſaß ſie bey der Tafel, nahm alſo ein Stück Fleiſch, wirfft es dem Hund vor, da friß in Geſundheit meines vorigen Manns, der Mann nicht faul, nimmt die gantze Schüſſel, und ſetzt es dem Hund vor, da friß, ſagt er, auf Geſundheit meines vorigen Weibs, iſt alſo beyden nichts übergeblieben, als das Kraut; weilen nun dieſe zwey gar nicht konten zuſammen ſtimmen, und ſie ihme mehrmalen vorgeworffen, er habe ihr wenig zugebracht, da haben ſie beſchloſſen, voneinander zu gehen, jedoch vorhero die Würtſchafft zu theilen; ſie fangt an, die Zinnene Schüſſlen ſeynd mein, er aber die Truchen, und was darinnen, iſt mein, ſie wiederum, die Stühl, und Seſſel ſeynd mein, worauf er, die Better alle ſeynd mein, du lügſt, du Schelm, darauf ſchlagt er ſie mit einem Prügel auf den Kopff, daß ſie zur Erden geſuncken, und gantz kläglich geſagt: Ach wehe! jetzt hab ich meinen Theil, worauf er gleich, gut, gut, weil du deinen haſt, ſo gehört das ander alles mir zu.

Der Mann mag sagen was er will,
So schweigt das böse Weib nicht still,
Sie bleibt auf ihrem eigen Sinn,
Und streit den Mann mit Trutzen hin,
Biß weilen doch nichts helffen will,
Er sie mit Prügel machet still.

Dann

Weiber, Esel, und Nuß
Man immer schlagen muß.
Haltet man mit Schlägen ein,
So wird die Sach stäts schlimmer seyn.

Manche Maria, oder Maria Andel ist beschaffen wie M e, wie das Meer, dann wann das Meer anfangt zu toben und wüten, so säumt es vor lauter Zorn, es schlagt und pufft in die Inßlen und Felßen mit grossem Geböß und Gewalt, es wüllet zugleich allen Unflath, welcher im tieffen Abgrund gelegen, in die Höhe, und wirfft denselben auf das Gestatt hinauß.

Wann nur zuweilen ein Weib von einem unbändigen Zorn überfallen wird, da entstehet ein groesser Tumult, als dazumahl, wie die Risen wolten den Himmel stürmen, sie tobt, sie wüth, sie schreyt, sie kehrt, sie bufft, sie prüllt, sie schilt, daß alle vier Elementen zittern, und da muß alles herauß, was lange Zeit im Hertzen verborgen gelegen.

Dahero

Dahero

Wann ein böß Weib von Zorn entbrandt.
Das Kuchel-G'schir nimmt in die Hand,
Raßt, reißt und schmeißt sie alles hin,
Ein jedes sorg, wie es entrinn,
Es graußt dem Teuffel selbst vor ihr,
Er flieht und macht ihr das Quatier.

Nachstehende Geschicht habe ich einem nachgeschrieben, welcher den Mann selbsten gekennt hatte, dieser Mann hat nemlich einen solchen Feur-Hund gehabt, der unaufhörlich mit allen erdencklichen Spott-Nämen ihm begegnet, so da eine genugsame Ursach ware, daß er sie täglich geprügelt, einsmahls auf den Abend, sagt er bey der Tafel, mir ist es, als hätt ich etwas vergessen, dencket hin und her, es fallt mir nicht ein, darauf hat der kleine Sohn gesagt, Vatter! ich weis wohl, was du vergessen hast, was da, mein Kiud! Vatter! du hast vergessen die Mutter zu prüglen; dieser Hauß-Wolff, sein Weib, hat ihm jederzeit die schwählichste Nämen gegeben, unter ander hat sie ihn öffters einen Lauß-Nickel genennt, welches ihn, wie billich, über die Massen verdrossen, also, daß er nach vilen harten Schlägen ihr endlich gedrohet, er wolle sie in einem Brunnen ertränckeu, ohneracht dieses, fähret sie immer fort, mit dieser ihrer Beschimpffung, Lauß-Nickel, Lauß-Nickel! endlich nimmt der Mann einen starcken Strick, bindt solchen ihr um den Leib, und laßt sie in den

Brunnen hinunter biß an den Halß, gleichwohl hat sie nicht aufgehöret zu schreyen = Lauß = Nickel, Lauß = Nickel! er laßt sie demnach so tief hinunter, daß ihr bereits das Wasser ins Maul gerunnen, weil sie dann nicht mehr konnte schreyen. so hat sie beede Händ in die Höhe gehebt, die zwey Daum-Nägl aufeinander gedruckt, und mit diesem Zeichen ihn noch als einen Lauß = Nickel erkläret.

O mein GOtt! wer kan solche Boßheit mit Gedult übertragen, wann einer nit solche Wetter Glocken stets im Hauß hat, es müssen ihme ja die Ohren weh thun.

Die Erd ernährt viel-böse Thier,
Doch schlimmer bringt es keins herfür,
Als so ein böses Weib kan seyn,
Wann sie der Zorn nimmt gäntzlich ein.

Dann wer Ruhe und Fried haben will, der hüte sich vor dem Thier, das Zöpff traget.

O! wie offt hat Hercules gewünschet, von seiner Mitridta entlediget zu werden, Menelaus von der Dortha, Phirus von der Hellena, Alcipiates von der Dorbeta: Demophon von der Philis, Hanibal von der Sabina, und Marcus Antonius von der Cleopatra, lauter der Welt wohl anständige Männer, aber da sie ihrer Weiber nicht könnten ledig werden, haben sie mit samt ihnen verderben müßen.

Wann

Wann ich all deren betrangten und zu erbarmenden Männern ihre diſem Fall leydenden Zuſtände curieren könnte, wie theils Medicidenen Krancken ihres Leibs Gebrechlichkeiten, ſo wurde ich gewißlich mehrers geſucht und überloffen werden, als alle Doctores und Wund-Artzt der gantzen Welt.

Ein böſes und rachgieriges Weib iſt wie ein Raget, wann ſolches einmahl Feur bekommt, da faußt es, da wüth es, da ſpeyet es lauter Feur aus, ja es knallt und donnert, kracht und knurtzt, daß die Lufft ſelbſt in Forcht gerathet, von ſeiner eignen Herberg verſtoſſen zu werden, dann wann einmahl ein dergleichen Weib im Zorn und Gifft erhitzt wird, da wolte ich nicht gern zehlen die Schmach- und Schelt-Wort, welche ſie in währander Furie ausgießt.

Dergleichen war auch eine, die der Teuffel zu holen am Neſt vergeſſen hat, jene von der hier die Rede ſeyn wird. Ihr junger Ehe-Mann, kam einſt bey ſpathem Abend von der Jagd nacher Hauß, und brachte mit ſich ein Dutzend Kranweths-Vögel, diſe gab er ſeinem Weib, und ſprach, Weib, da haſt diſe Kranweths-Vögel, die ich mit eigener Hand geſchoſſen habe, rupffe und brate ſie, damit wir ſie mit einander im Frieden verzehren, und dem HErrn, der ſie uns beſchehret, davor Danck ſagen, ja, antwortet das Weib, ich will die Froſchlen, und nicht die Kranweths-Vögel, wie du ſagſt, ropffen, und alsdann braten; ich verwundere

mich über dich, und über den schlechten Verstand, versetzte der Mann, daß du nicht einmahl die Vögel kennest, ich sag es dir, daß es Kranweths-Vögel, und keine Troschlen seynd? und du weist nicht, was du sagst, versetzt das Weib, du kennest die Vögel nicht, wie ich sie kenne, und sag noch einmahl, daß es Troschlen, und nicht Kranweths-Vögel seynd, doch hab ich ein hertzliches Mittleyden mit deiner Unwissenheit, welche macht, daß du so gar jenes, was die Blinde kennen wurden, nicht kennest: Weib, Weib! schweig still, und halt dein Maul, du machst mirs zu grob, wie darfst du mich vor einen Unwissenden schelten, da du doch selbsten unwissend bist, wie aus deinem schönen Verstand, und vortrefflichen Reden zu sehen ist, du hättest verdienet, daß ich dein keckes Weesen mit einem guten Prügel belohnete. Mich mit einem Prügel? versetzt alsbald das Weib, mich? die ich wohl von hundertmahl besserem und vornehmern Stand und Herkommen bin, als du, mich? die ich dich erst zu einem ehrlichen und reputirlichen Mann gemacht habe, mich? die ich dir so vil zugebracht, daß du zu leben und zu fressen hast, mich? die ich eine von Adel, und du eines so geringen Stand und Herkommens bist, mich? die ich dich zu Diensten gebracht, komm! hast das Hertz, und gib mir einen Streich: Der Mann wurde auf dise Wort grausam erzörnt, ergriffe demnach den ersten

Prü-

Prügel, nemlichen den Beſen-Stihl, und lauſete ihr den Buckel tapffer ab, und ſagte darbey: Halßſtärrige Beſtie! lerne, lerne Troſchlen von den Kranweths-Vögleu erkennen, und unterſcheiden, und denjenigen, der mehr weiß und verſteht als du, nicht zu widerſprechen: Prügle nur zu, du Henckers-Knecht! biß du genug haſt, wiederholet diſer gifftige Drach, ich will meines Theils nicht aufhören, dir von GOtt alles Ubels auf den Halß zu wünſchen, und ihne bitten, daß er dich mit einem Strick um den Halß auf einem Creutz-Weeg erwürgen laſſe, damit du von vilen, und aber vilen Leuth, die deinen Todt mit anſchauen, geſehen werdeſt; ſolteſt du mich köpffen, ſo ſolteſt du doch wiſſen, daß ich nimmermehr von meiner wahrhafften und gründlichen Meynung will abſtehen, daß diſes Troſchlen nicht Kranweths-Vögel ſeynd, wie du durch deinen närriſchen Unverſtand behaupten wilſt, verflucht ſey der Tag, an welchem ich dich das erſte mahl kennen lernen, verflucht ſey derjenige, der das erſte Wort wegen unſerer gemachten Heyrath geredt, und verflucht ſey der Pfaff, der uns zuſammen geben hat; ſo wilſt du demnach immer, du gifftige Schlang und Läſter-Zung, und widerſpenſtiger Püffels-Kopff, ſprach der Mann, ſtreiten und behaupten, daß diſes Troſchlen und kein Kranweths-Vögel ſeynd, ſo ſoll dann diſer Prügel das Urtheil hierüber ausſprechen, mit diſen Worten fieng er an ſie von neuem zu prüglen, immerzu

ſagend: Es ſeynd Kranweths-Vögel, und keine Froſchlen, es ſeynd Kranweths-Vögel, und keine Froſchlen, weil aber das halßſtärrige und eigenſinnige Weib ihren harten Kopff ſich nicht wolte brechen laſſen, ſondern immer geſchryen, und geheulet, was ſie aus dem Halß bringen konnte, daß es keine Kranweths-Vögel, ſondern Froſchlen wären, wurde ſie von denen Nachbaren gehöret, welche dann zugelauffen, und ſie halb todt, doch aber halßärriger als vorhero, in ihrer Meynung aus den Händen des erzörnten Manns weggeriſſen; auf diſes nun endigte ſich der erſte Eintritt diſes Traur-Spihls.

Das künfftige Jahr hernach, als der Mann zum Nacht-Eſſen nacher Hauß kame, und das Weib gantz langweillig und ſtarr in einem Winckel auf der Erden ſaſſe, und weinete daß ſie hockete; fragte ſie der Mann warum ſie weinte, und ſich alſo traurig gebärdete: du leichtfertiger und loſer Böſßwicht! du wirſt die Urſach ſchon wiſſen, warum ich alſo weine und traurig bin; ich weiß im geringſten nichts, erinne mich auch nichs, ſagt der Mann, daß ich dir einiges Unrecht, oder Verdruß angethan hab, ja wohl, verſetzte ſie, ſo denckeſt du dann nicht mehr daran, daß es ſich heunt diſen Abend jähret, da du etliche Froſchlen nacher Hauß brachteſt, die du mit gantzem Gewalt zu Kranweths-Vögel machen wolteſt, und da ich ſie gar wohl kennete, dir ſagen und lernen wolte, daß es

keine

keine Kranweths-Vögel, sonderen Frosch-len wären, ergrimmest du auf das Höchste wider mich, und prügletest mich dermassen, daß es meine Arm und Rucken noch fühlen: aber ich hoffe jedoch, daß GOtt der Gerechte Richter mich noch einstens rächen, und die Wahrheit und meine Unschuld an Tag bringen wird, O mein Weib! sagte der Mann hierauf, so doch um GOttes Willen kein so eigensinnig- und widerspenstige Närrin, und so halßstärrig in deiner Meynung, betrachte und sihe die Sach erst recht an, wann du sie mit grosser Halßstärrigkeit behaupten wilst, die Vögel, die du Froschlen nennest, waren ja Kranweths-Vögel, gleichwie ich und vil andere Leuth sie all solche kennen, bekenne, bekenne doch dein wenige Erfahrung, und sey doch nicht so gar hirnsitzig noch eigensinnig und hartnäckig auf deiner nicht gar klugen Meynung: was sagst du? fieng das Weib wider an, ich hab mehr Verstand in mein Fuß Sohlen, als du samt deiner gantzen Freundschafft in dem Hirn haben: braucht es dann so vil, die Kranweths-Vögel von den Froschlen zu unterscheiden und zu erkennen, oder haben wir villeicht in meines Vatters Hauß nie kein gessen, oder aber seynd wir deines gleichen, oder mein Hauß wie das Deinige worden, da man niemahl was anders, als liebs Brod und Zwiflen isset, wie die armen Bettelleuth, gleichwie du und dein gantzes Geschlecht ist; Nun weil du, widersetzte Mann,

du eigensinnige Bestie noch nicht fassen und begreiffen wilst, daß es Kranweths-Vögel und nicht Froschlen waren, so will ich sie dich wieder mit dem Prügel kennen lernen: Mithin begienge er wider den Jahr-Tag, und prügelte sie tapffer ab, und sagte immerdar: Es seynd Kranweths-Vögel gewesen und keine Froschlen, es seynd Kranweths-Vögewesen! weil aber das stutzige und eigensinnige Weib immer bey ihrem Nein verbliebe, und auch unter währendem Pusseln behaupten wolte, daß es Froschlen und keine Kranweths-Vögel gewesen, und der Mann seine Schläg immer widerholete, so hörete zwar vor dises mahl, weil sie beyde müd waren, diser andere Tragädische Eintritt auf, fienge aber, wie der Geschicht-Schreiber meldet, alle Jahr mit dem Tag des Jahrs-Begängnuß dises Zancks, wieder auf ein neues an.

Der Heil. Augustinus nennet eine solche, die ihrem Mann nur Verdruß und Widerwillen verursachet, des Teuffels Helfferin, ohne Zweiffel jenes, wie des Jobs, ein Werckzeug des Sathans ist, den Mann helffen zu plagen, und in Verzweifflung zu bringen.

Der Heil. Chrysostomus taufft sie mit dem Namen, daß sie sey durch Grimm des Teuffels erreget.

Olimpius gab den Ausspruch: sie sey mit dem Geist des Teuffels erfüllet.

Ein solcher Höll-Teuffel, ein solch Satanisches Muster, ein solch verdammte Muff-

ti,

ti, war Xantipe, das Weib des geduldigen Socratis, diſe ware ein ſolches Zanck-Eiſen, daß ihres gleichen auch mit des Diogenis Latern ſchwerlich zu finden geweſt; Zancken, Hadern, Kurren, Murren, Klagen, Greinen, Grumſen, Zürnen, und Balgen war ihr immwährender Lebens-Wandel, was der gute Socrates nur angefangen, ſo hat diſem Hauß-Pöppel mißfallen, ja ſo unerträglich war diſer Weibs-Balg, daß er offtermahls den Socratem nicht nur aus der Stuben allein, ſondern gar aus dem Hauß getrieben; Einſt murrete, donerte und blitzete diſer Höll-Riegel den gantzen Tag im Hauß herum, alſo, daß ſie ihne, den guten Socratem, mit allzulang währendem Zancken, Kolldern, Polldern, Schänden und Schmähen gantz müd gemacht, dahero er nun ſolcher Trübſaal ledig zu werden, ſich ſtillſchweigend aus dem Hauß verfüget, und beſſeres Wetter erwartend ſich auf den Stein vor der Hauß-Thier niedergeſetzt: aber ſihe gählling und urplötzlich kommt vom Fenſter herab ein wilder ſtinckender Guß des unſäuberiſt- und abſcheulichſten Waſſers, mit welcher Laugen ihme ſein teuffliche Xantipe ſeinen Kopff dermaſſen gewaſchen, daß er auſſahe, wie eine getauffte Mauß; über welches unverhoffte Baad ſich der geduldige Socrates gar nicht verlohren, ſondern nach dem ſein Geſicht, Mund und Haupt abgewaſchen, lächlend zu den Umſtehenden geſagt, ich hab es mir wohl eingebildt, es wer-

de auf ein ſolches erſchröckliches Donner-Wetter ein ſolcher Platz-Regen folgen. Indem ſich aber einige über ſeine allzugroſſe Geduld verwunderten, und fragten, wie er es leiden könnte, da antwortet er: ich kan es leiden, wie ihr leiden könnet das Gaggezen der Hüner im Hauß; Ja, ſagten ſie, unſere Hüner aber legen Eyer! worauf Socrates geantwortet: Und mein Weib tragt nur Kinder.

In Engelland und Schottland iſt das Paradeiß der Weiber, weil ſie allda Königinnen ſeynd, und die Hoſen tragen alſo, daß der Mann ſehr glimpfflich und gar beſcheiden mit ihnen umgehen muß, gibt er ſeiner Ehelieb ſtin Urſach zum Verdruß, ſo darff ſie ihn gar bald bedrohen, ich will euch zum Hanray machen, diſes aber weiter ungemeldet, ſo hat es ſich zugetragen, daß im Jahr 1679. eine Schottländiſche Dame, Juſtina Hamiltonin mit Namen, von ihrem Ehegemahl, mit dem ſie ſich nicht wohl vergleichen konnte, gewichen ware, und ſich eine Zeitlang bey ihrem Oheim aufhielte, als ſie nun beede miteinander in dem Garten auf eine Zeit ſpatzieren giengen, hat der Oheim ihr ganz gütig und wohlmeynend gerathen, ſich wieder zu ihrem Eheherrn zu begeben; diſe Dame dermaſſen erzürnet, daß ſie jenem in gröſter Furie ſeinen eigenen Degen von der Seiten geriſſen, und ihn auf der Stell darmit tod geſtochen, ſich aber nach geſchehener

hener That mit der Flucht davon gemacht.

Im Jahr 1684. ware zu Wienn eine Würthin, welche der Teuffel selbst zum Jagen gebrauchen konnte, so im Zorn einen langen Bradspiß erwischet, auf ihren Mann zugerennet ist, den sie, wann er mit einem Seiten-Sprung nicht entwichen wäre, in der Furie an die Mauer gespisset, und fest gemacht hätte, denselben Abend aber hat sie ihn noch unter ihre Händ bekommen, und Trotz aller seiner Gegenwehr, auf solche Weiß gezeichnet, daß des andern Tags er im Gesicht mit allerhand Farben vermischt, zum Vorschein kommen ist.

Es heist wohl mit Recht.
Wer das gröste Ubel will erfahren,
Laß sich mit ein bösen Weibe paaren.

Einsmahls wurde Pythagoras gefraagt, warum er seinem Feind seine Tochter zur Ehe gegeben hätte, weil ich, antwortete er, ihme nichts schlimmers hätte geben können, dann mit einem bösen Weib gehet des Manns Höll an.

Stengelius erzehlet in seinen kleinen Wercken von dem göttlichen Gericht, folgiender Massen: Einen bösen Geist kame einmahls eine Lust an, eine Weib zu nehmen, er ware aber von einer so heßlichen und abscheulichen Gestalt, daß ihn kein Mägdlein ansehen, geschweigen heyrathen wolte, daher

hero er endlich, um ſeinen Fürwitz zu befriedigen, und ſeinen Willen zu büſſen gezwungen ward, ein alte zanckete Vettel zu nehmen, die ſonſten auch keinen Mann könnte bekommen, die Hochzeit wurde bey Nacht unter dem Galgen gehalten, in Gegenwart aller Hexen, Unholden und Wetermacherinnen deſſelbigen Lands, nach der Mahlzeit, welche anſtatt guter Vögel in gebratenen Ratzen, Mäuſen, Attern und unfläthigen Dingen beſtunde, gab einer auf dem Galgen ſitzender alter Schäffer mit ſeiner Sack-Pfeiffen das Zeichen zum Tantz, weil aber die Braut noch nicht genug gefreſſen hatte, ſo wolte ſie darbey nicht erſcheinen, daß alſo bereits am Hochzeit-Tag zwiſchen diſen saubern Paar ein Hader entſtunde; von der ſelbigen Zeit an ſolle diſe Vettel ihren teuffliſchen Ehemann auf ſolche Weiß geſchurgelt, geplagt, gepeiniget und tribuliret haben, daß er von ihr entlauffen müſſen; in ſolcher Flucht begegnete er einem Landſtreichenden Marckt-Schreyer oder Quackſalber, der eben im Wald unterſchiedliche Kräuter ſuchte, daſelbſt, als beede einander ihr Unglück erzehlet, und ſich reifflich berathſchlaget haben, wie ſie ſich miteinander verbinden, in künfftiger Handthierung den Gewinn treulich zu theilen; hierauf ſuchten ſie alle Künſten hervor, die Leute, wo ſie hinkommen zu betrügen, welches ſie folgender Maſſen werckſtellig machten. Der böſe Geiſt gienge voran, und plagte die gottloſe

Leuth

Leuth entweder mit Kranckheiten, oder andern Beſchwerlichkeiten auf das erbärmlichſte, ihm folgte der Quackſalber nicht lang hernach, und gabe mit vilem Geplauder vor, er könne nicht allein allerhand Kranckheiten, vermittelſt ſeiner Kräuter aufs beſte heylen, ſondern auch den Teuffel ſelbſt aus den Beſeſſenen treiben, wann nun zwiſchen dem Betrüger und dem Patienten oder ſeinen Freunden der Contract gemacht worden, und jener ein Stuck-Geld empfangen hatte, da ließ ſich der Teuffel gar leicht austreiben: einsmahls aber lieſſe ihme der Quackſalber das Geld gar zu lieb ſeyn, und theilete den Gewinn nicht mit ſeinem Geſellen gleich ab, dahero derſelbe auch nicht mehr von den Beſeſſenen weichen wolte; ja er läſtert ihn noch öffentlich vor den Leuthen, und bezüchtiget ihn der Zauberey zu ſeiner äuſſerſten Lebens-Gefahr, hierüber erzürnte ſich der Quackſalber nicht wenig, und drohete dem Teuffel, er wolle ſeine Frau herzu führen, die würde ihn erbärmlicher Weiſe zu tractiren ſchon Mittel finden; als der Teuffel diſe hefftige Bedrohungen anhörte, entſetzte er ſich gar ſehr, und thäte nicht allein, was der Quackſalber haben wolte, ſondern lieſſe ihme noch darzu die Summa des erworbenen Gwinns gantz und gar allein. So weit Stengelius.

Aus welchem wir vernehmen, daß ſo gar der Teuffel vor einem böſen Weib ſich förchtet.

Jene

Jene seynd noch vor glückseelig zu schätzen, welche endlich nach so vil angewendter Mühe ihre Weiber zum Gehorsam gebracht haben.

Bey der Hertzogin in Pommern ware ein Cavalier, welcher sich mit einer schönen Dame, die von Adel gewesen, und lange Zeit bey gemelder Hertzogin als ein Cammer-Fräulein gedienet, sich verehlichet: die neu angehende Ehefrau wolte gleich Anfangs ihrem Herrn die Hosen nehmen, und wie Pluto den Cepter in der Höll, also auch sie solchen in ihrem Hauß führen, was für Concept und Fausen sie zu Nacht in ihrem Narren-Nestausgebrüt, dise führete sie beym Tag aus, und setzte sie ins Werck, bald war ihr der Veith, bald das Grädel, bald der Knecht, bald der Schreiber nicht recht, sie plaudert ohne Maaß und Ziel, über was und wen sie will, es sey hoch oder nieder, so war ihr alles im Hauß zuwider, bald jagte sie disen, bald jenen zum Hauß hinauß; in Summa, diser regierſüchtige Plag-Teufel führete ein solches Regiment, daß dem guten Herren darüber angst und bang wurde, er hat zwar zum öfftern versucht, disem Regiments-Teuffel dem Cepter mit Manier aus den Händen zu nehmen, aber alles umsonst; dahero hat er endlich folgendes Mittel vor die Hand genommen: Er liesse auf eine Zeit die beste Kuh schlachten, unterdessen musten zwey starcke Hof-Mägde, ein jede mit einer Hand voll Ruthen, in ein

gewisses

gewiſſes Gemacht, in welches er ſeinen Höll-Rigel mit Liſt hinein gebracht, ſo bald ſie darinnen, ſchloß er die Thür zu, und ließ ſie durch die Mägd, welche vom Herrn bedrohet waren, wofern ſie nicht wohl zuhaueten, ſolten alle beyde ſcharff geſtraffet werden, tapffer peitſchen und geißlen, ja auf des Herrn Befelch wurde ſie gantz bloß ausgekleidet und zimlich abgepeitſchet, welches zur Vollbringung ſie ihre Händ und Füß binden müſſen, da hätte man ſehen und hören mögen, wie ſie mit den Füſſen gezappelt, geſchryen, geheulet, gedonnert, geſchmächt und gelästert hat, aber die Comödie hatte noch kein End, der Herr ließ herbey bringen die noch gantz warme Kühe-Haut, die ließ er über und über mit Saltz reiben, und das regierſüchtige Weib gebundner hinein nähen, daß ſie recht empfangt was ihr zugedacht war, endlich batte ſie um ſchönes Wetter, aber der Herr kehret ſich nicht daran, ſondern titte aus Zuhetzen gegen den Abend; als er wider kam, rieff und bat ſie um GOttes Willen um Erledigung, ſie ſagte zu und verſchwur ſich theuer und hoch, ſie wolte all ihr Lebtag nicht mehr den Meiſter ſpielen, ſondern gutwillig das Regiment ihrem Herren überlaſſen, auch kinfftighin ihme in allem den ſchuldigen Gehorſam leiſten, er ſolte ihr nur dieſes mahl vergeben, und ſie aus der beiſſenden Kühe-Haut laſſen, ich wills thun, ſprach der Herr, wann du getreulich halten wirſt, was du mir anietzo angelobt, aber ſolſt du ein einziges

mahl dich des Regiments wider anmaſſen, ſo ſoll dir wider alſo gewarthet werden, und ſolt ich alle Tag eine Kuhe ſchlachten, und dich in die Haut nähen laſſen müſſen, mit diſen ließ er die Haut aufſchneiden von ſelbiger Zeit an, aus Forcht wieder in die Kühe-Haut eingenähet zu werden, iſt ihr die Regierſucht gäntzlichen vergangen, und hat forthin mit ihrem Ehe-Herren in gewünſchter Ruhe und Einigkeit biß an ihr End gelebt.

Das Weiber-Regiment
Nimmt nie ein gutes End.

Einer war, der ſeinem trutzig- und ſtutzigen alten Dopplehacken auf ein andere Manier zur Beſſerung gebracht.

Diſer hatte einen ſolchen ſtutzigen Laun-Teuffel, daß, wann er ſie nur überzwerchs anſchauete, launete und pfnodete ſie die gantze Zeit, und trutzte mit ihme dermaſſen, daß er offt in einer gantzen Wochen oder länger kein Wort von ihr hörte, auf eine Zeit klagte der gute Mann ſolches einem ſeiner guten Freunde und fragte ihn um einen Rath, was er doch anfangen ſoll, daß ſein trutziges und pochendes Weib wieder mit ihm rede, der rathet ihm, er ſoll bey hell-liechtem Tag ein Liecht anzünden, und in der Stuben herum unter allen Bäncken und allen Wincklen ſuchen, als wann er etwas verlohren hätt, ſo werde ſeinem Weib das Launen und Pfnotten vergehen, und werde wieder mit ihme

reden

reden, er thuts und ſo bald er heim kommen, laſt er ihme durch die Magd ein Liecht herein bringen, nimt daſſelbige, und ſuchet darmit in allen finſtern Wincklen gantz emſig herum, als wann er was wichtiges verlohren hätte, das trutzige Weib aber ſaſſe beym Tiſch, hatte was vor ſich außzumachen, fragte alſobald den Mann was ſuchſt? er antwortet mein Weib, ich ſuch halt deine Anſprach, dann ich hab vermeynt, du habeſt die Red gantz verlohren, daß du ſo lang nichts geſagt haſt, aber ſey GOtt Lob, daß ich es wieder gefunden hab, alſo ward ſie für diß mahl wieder zurecht gebracht.

Aber diſe Freundſchafft iſt bald wieder ausgeweſen, dann, als einſt der Mann etwas nicht nach ihrem Kopff gethan, und ſie nur ein wenig mit einem harten Wort angefahren, da ſetzte ſie mehrmahlen ihren Sturtz-Grind, und thate ihrer boßhafften Gewohnheit nach, wiederumen anfangen zu trutzen und zu pochen, und kein Wort zu reden, der Mann gibt ihr zwar die freundlichſten Wort, in der Meynung, ſie wieder zurecht zu bringen, aber umſonſt, ſie ware gleich einem Stummen und Redloſen, weilen nun der Mann ſahe, daß alle erzeigte Freundlichkeit und gute Wort nichts vermochten, diſe trutzige, pochende, und Sprachloſen Dick-Kopffin wieder zurrecht zu bringen, da gedachte er auf ein anderes Mittel, ſeinem boßhafften Weib die Zung zu löſen, und ihr die verlohrne Sprach wieder zu

lungen, zu dem End gebrauchte er sich des Schlaag-Balsams, und versetzte ihr ein solchen kräfftigen Faust-Streich an den Kopff, darvon sie gleich zu Boden und auf ihr Angesicht fiele, nicht aber so vil wegen Stärcke und Härte des Streichs, als aus Bockshönigkeit, und dickischer Weiß, wie sie dann auch weder Händ noch Füß rührte und sich stellte, als ob sie schon Mauß-tod wäre, niemand ware leyder, als dem Mann er spritzte ihr alsobald Wasser in das Gesicht, streicht sie an mit köstlichem Balsam, schrye ihr in die Ohren; Agnes, Agnes! mein liebe Agnes, verzeyhe mir, es halff aber nichts, sie wolte kein einziges Lebens-Zeichen von ihr geben.

Der Mann voller Schrecken, gehet zu seinem Nachbarn, der ein Metzger und possierlicher Mann ware, diesem klagte er seine grosse Noth, sprechend, ach lieber Nachbar, wie geths mir so übel, ich sorge lauter, es hat mir mißlungen, mein Weib hat mich mit ihrem gewöhnlichen Pochen, und Trutzen, also zum Zorn beweget, daß ich ihr einen Streich habe zum Kopff geben, davon sie gleich zu Boden gefallen, und laßt kein einziges Zeichen des Lebens mehr spühren, ach gib mir doch einen guten Rath, was ich anfangen soll; ist sie tod, so muß ich entlauffen, sonst kostet es mich meinen Kopff. Der gute Metzger tröstet den guten Mann, so gut er konnte, und gehet mit ihm nach Hauß, sie funden aber das böse Weib noch

gantz

gantz unbeweglich auf dem Boden lieca Safframent, Nachbar! was hast angefangen? spricht der Metzger, alsbald greifft er ihr die Pulß an den Armen, und befindet an selben, daß sie auſſer aller Gefahr sey, und nur aus Boßheit sich also erzeigen, dann ihre Tück und trutziger Pissels-Grind in der gantzen Nachbarschafft schon bekannt ware, gedachte also Schalckheit mit Schalckheit zu vertreiben, gibt derohalben dem Mann durch ein Zeichen zu verstehen, das ihr gantz nichts fehle, spricht aber zugleich, lieber Nachbar! es ist mir leyd um dich, du hast einen üblen Streich gethan, du wirst nothwendig müssen entlauffen, dann dein Weib ist einmahl todt, jedoch, so hab ich mein Lebtag gehört, daß ein Weib neun Häut habe, unter welchen die erste ein Stock-Fisch-Haut seye, wann man auf diese schlage, so dulden sie die Stöß, als wie die Stock-Fisch, die andere soll ein Bären-Haut seyn, wann mann sie biß auf dise hinein schlage, so fangens an zu Brummen und zu Murren wie ein Bär, die dritte sey ein Ganß-Haut, wann man auf dise schlage, so gacken sie wie die Gänß, die vierte sey eine Hunds-Haut, wann diese getroffen werde, wiederbellen sie wie ein böser Ketten-Hund, die fünffte sey ein Haasen-Haut, wann diese getroffen wird, werden sie forchtsam und flügtig wie ein Haaß, die sechste sey eine Pferds-Haut, wann man diese berührt, so schlagt sie fornen und hin-

ten aus, wie ein unbändiger Gaul, die sibende sey ein Katzen-Haut, wann diſe beleydiget werde, ſo fallen ſie einen an, kratzen und beißen wie ein zornige Katz, die achte ſey ein Sau-Haut, wann man biß auf diſe ſchlage, ſo graunzts und grimts auf die Säuiſch Art, daß es ein Elend ſey, endlichen die neunte ſey ein rechte Menſchen-Haut, und diſe wann man ſie recht träffe, oder gar herunter ſchnidte, ſeye dermaſſen empfindlich, daß auch ſo gar die todte Weiber wider hierdurch lebendig, ja nachmahls gantz fromm, gut und gehorſam werden; dahero mein lieber Nachbar! (fahret der Metzger in ſeiner Red fort) iſt dieſes mein Rath, du wolleſt diſes Mittel in einer ſo verzweiffelten Sach, wie dieſe iſt, auch an die Hand nehmen, und, ehe und bevor du entlauffeſt dein Weib ſchinden, wer weiß? villeicht wird ſie durch diſes Mittel wieder lebendig.

Ach lieber Nachbar Metzger, ſpricht der Mann, ich kan einmahl mit diſer Arbeit nicht umgehen, du ſiehſt ja ſelbſt, daß ich vor Forcht, Angſt und Zittern, wie ein Aeſpen Laub bin, ich bitte derohalben, du wolleſt ſolches für mich verrichten; ſo ſey es dann, ſagt der Metzger, diſen Dienſt lieber Nachbar will ich noch zu guter Letzt thun.

Ziehet alſo ein ſcharf-ſchneidendes Meſſer aus der Schaiden, wetzet es an dem Stahl, nimt alsdann des Weibs Arm, ſtreifft ihr das Hemd zuruck, fahret mit dem

dem Rucken des Messers über den Arm, als wann er die Haut schon aufschirfte, den Augenblick, so bald dises das Weib empfunden, und nichts anders glaubte, als es seye Ernst springt sie eilends auf, lauft zu der Thür des Zimmers hinaus in ihren Garten, und schreyt eines Schreyens: Schinder, Leuthschinder, Weiberschinder, du Hencker-mässiger Schinder! und da sie endlich zu dem Arm sahe, aber keine Verletzung gefunden, welches sie zur Prob aufweisen konte, ward sie in ihrem Sinn zwar böß, dancket doch noch GOtt, daß der erste Schnitt in ihr zähe Haut nicht engangen ist. also konte der Metzger das tod-gestellte Weib zum Leben erwecken, ob er schon kein Apostel ware; Nun hat von selbiger Zeit an dises Weib mit ihrem Mann niemahl mehr getrutzet, oder gepochet, sonderbar wann ihr der Mann das Messer auf den Tisch gelegt, und mit dem Schinden getrohet. Das laß ich mir ein stattliches Mittel seyn, vor solche trutzige, pochende Stutz-Köpff.

Jenem ist in der Wahrheit nichts auszustellen, welcher sein zanckisches Weib auf folgende sinnreiche Weis zurecht gebracht, Er hieße Lampert, weilen er Lamm-from war, ihr Namen aber war Kunigund, bevor er sich mit diser in Eheliche Vermählung eingelassen, ist er von etlichen Freumeynenden gewarnet worden, er welle ihm doch selbst keine solche schwere Last auf den Rucken bürden, dann von ihr die gemeine Red

seye, als habe sie einmahl einen Gockel-Hahnen geschlückt, der ihr nun stets aus dem Halß krähe, und muß allemahl das letzte Kyrieleison haben; obneracht diser Prophetisch en Ermahnung, hat er die besagte Kunigund gleichwohl geheyrath, kaum aber, daß etlich Tag verflossen, kam ihr guts Mundstuck schon an Tag, dergestalten fangte sie an den Fagot zu blasen, daß er geglaubt, es sey alle Tag bey ihr ein Donnerstag, gemach, gemach! sagt er, mein Kunigund, dem ist nicht also, es würd auf solchen Schlag kein guts Hausen erfolgen, wann du allemahl das letzte Wort wilst haben, und so gar in deiner Music keine Pausen machen, was? setzt sie hinwider, dem ist also, es muß also seyn, es soll auch nicht anderst seyn, es kan nicht anderst seyn: O GOtt! sagt der Mann, ist immer Schad, mein Kunigund! daß du kein Trompeter bist worden, du hättest einen hibschen langen Athem gehabt zum Clarin Außhalten: was Clarin? daß dich der = = Schweig, schweig, schweig: Ich dir schweigen? wann auch des Kayfers Nero seine Hencker hinter mir stunden, so wolt ich nicht schweigen; läppische Kundel, er hat nicht Nero geheissen, sondern Narr, was; du bist mir wohl selbst ein solcher; schweig, ich dir schweigen? wann auch der Kayser Helio gabel mirs schaffen solte, so wolte ich nicht schweigen, kindische Kundel! er hat nicht Helio gabel, sondern Heren-Gabel, geheissen; ich, ein Hex? sagt sie,

fahr

fahr du zum Peelzebub, ich bin kein Ausfahrerin; schweig, sagt er, und gieng auf die Seiten, und sinnet sehr bedachtsam nach, wie doch solchem Ubel abzuhelffen wäre, letztlich fällt ihm ein, daß wann die Kinder nicht wollen schweigen, sie durch das Wiegen können besänfftiget werden, laßt demnach ein grosse, weite und starcke Wiegen verfärtigen, mit aller nöthwendiger Zuachör, und als sie mehrmahlen den gewöhnlichen Morgen-Ruff angefangen, sprach er zu ihr: Mein Kunigund, ich sihe schon wo der Fehler stecket, du bist nicht genug in der Kindheit gewieget worden, derenthalben kanst du so gar nicht schweigen, dahero wohl vonnöthen, daß du länger die Wiegen kostest. Holla! alsbald waren zwey Baum-starcke Menscher hierzu bestellt, welche die ungestümme Kunigund zur Erden nider wurffen, Händ und Füß gebunden, auch wie ein Kindlein eingefätschet in die Wiegen gelegt, mit einem starcken Wiegen-Band wohl verwahret, er aber, der verständige Mann nahm das Wiegen-Band selbst in die Hand, und fieng an sanfft zu wiegen, die aber schrye noch mehr: Schelm, Dieb, Mörder, Umbringer, Sathan, Hencker, Püffel, Galgen-Schwenckel! diser wiegt immer fort, und singt noch darzu:

Eiä, mein Kundl! bleib ligen,
Hast ja ein neue Wiegen,

Haſt einen braven Wieger darzu,
So hat auch alles im Hauß ein Ruh.
Poppeja, Poppeja.

Sie ſchwört, ſie flucht, ſie ſchilt, ſie ſchreyt, ſie kurrt, ſie kronzt, ſie klagt, ſie heult, ſie donnert, ſie wünſcht ihm vier und zwantzig Teuffel und einen halben auf den Rucken, er ungehindert diſes, wiegt noch allzeit ſtärcker, und noch allzeit ſingend:

Eia, Puppeja, wilſt ſchweigen,
Sonſt gib ich dir Kundl eine Feigen,
Ein Peitſchen und ein Beeſen-Stihl,
Schweig ſtill mein Kundl und zanck nit vil.
Poppeja, Poppeja.

In Summa, vierthalb Tag ware ſie in diſem Wiegen-Arreſt verhafft, und wurde ihr, wie einem Kind gepflogen, endlichen laßt ſie ihren Mann zu ſich ruffen: O mein Mann, ſagt ſie, O mein Mann, gantz goldener Engel, ich bitt, ich bitt, laß mich loß, Himmel und Erden ſollen Zeugen ſeyn, daß ich hinfüro allzeit werde ſchweigen. Zu verwunderen iſt geweſt, wie nachmahls die Kunigund ſo ſanfftmüthige Sitten angezogen, und im geringſten nicht mehr ihren Mann weder mit einem Wort, noch weniger mit Wercken beleydiget, ſondern in allweg ihn als das Haupt beſter maſſen gehalten und verehret.

Auf

Auf ein lindere und zwar beſſere Manier hat jener ehrliche Mann ſeinen trutzigen Hauß-Teuffel von ihrem üblen Zuſtand curiret, von welchem folgende und wahrhaffte Begebenheit erzehlet wird:

Zu Edenburg, einer Stadt in Hungarn, ware ein vornehmer und vermöglicher Burger, der eine Frau geheyrathet, ſo an Mittlen und Jahren ihm zwar gleich, aber doch anbey eines trutzigen, halßſtärrigen, und dickiſchen Humors geweſen, und konte ihr leicht etwas in Kopff kommen, daß ſie drey, vier, oder fünff Tag kein Wort redete, wann ihr der Mann aufs freundlichſte, als immer möglich zugeſprochen, ihr die allerbeſte uud glatteſte Wort gegeben hat, war es doch alles vergeblich und umſonſt. Was geſchicht? Als einsmahls beſagte Frau ihren ſtärren Kopff auffetzte, in vierzehen Tagen kein Wort redete, ſo wohl gegen dem Geſind, als ihrem Herrn, ungeachtet er ihr die freundlichſte und beſte Wort gegeben, ſo iſt diſer Kauffmann und Burger da, weil kein anderes Mittel helffen wollen, und ſchickt vor der Predig zu dem Pfarr-Herrn, erſucht ihn ſchrifftlich, er wolle ſo gütig ſeyn, weil ſein Frau vierzehen Tag Sprach-loß, und alle ordentliche und natürliche Mittel nichts geholffen, ſeine Frau in das allgemeine Gebett zu befehlen, der gute Herr-Pfarrer, unwiſſend diſer Comödie, verrichtet ſolches aus ſonderbarem Mittleyden, bringt diſes ſeinen Zuhöreren mit beweglichſten Worten vor,

und

ſelbe eyfferigſt erſucht, vor bemelder Frau fleißig zu bitten, damit ſie durch dero Bitt wider zur Sprach gelangen möchte; unter andern iſt aber auch der Vortrag geſchehen, daß faſt niemands glauben könne, was die Sprach für eine edle Gaab GOttes ſeye, wie vil daran gelegen, indem GOtt ſelbige nur den Menſchen, und ſonſt keinem Geſchöpff gegeben habe, und nennet ſolche Frau offentlich bey dem Namen, diſe faſſe damals ſelbſt in der Kirchen, wie ihr zu Muth geweſen, kan ihm ein jedes ſelbſt einbild n, ſie fangt an zu ſchwitzen, und hätte vor Angſt ihres Hertzens mit ſolchem langen Gebett und Reden, theils aus Schamhafftigkeit, theils aus Zorn zerſpringen mögen, laufft auch endlich weinend aus der Kirchen, führt ein erbärmliche und elende Klag über ihren Mann, daß er ihr einen ſolchen unauslöſchlichen Spott bewieſen habe. Als nun der Mann nach geendigter Predig heim kommt, und ſolche zornige Wort von ihr höret, daß es ihr nemlich nicht ſo wehe gethan, wann er ſie mit einem Meſſer erſtochen hätte, da fiel der Mann alsbald auf ſeine Knye, und ſprach mit lauter Stimm: GOtt ſey Lob und Danck, daß ich meines Weibs menſchliche Stimm wider höre, O wie iſt das allgemeine Gebett ſo kräfftig geweſen.

Hier wird gezeigt, wer des Manns gröſter Freund und anbey deſſen ärgſter Feind war.

An

An dem Hof Kayser Maxenti befande sich neben andern Cavalieren auch ein vornehmer Graf, welcher wegen seines grossen Verstands und lang gespürter Treue, sehr beliebt ware; wie nun aber bey Hof der Neyd seinen Sitz und Wohnung hat, als hat solches diser gute Graf wohl erfahren, dann von seinen Feinden ist er dermassen verkleinert worden, daß ihn der Kayser nicht allein aufgesagt, der Ehr und des Diensts entsetzt, sondern auch ernstlich befohlen in drey Tagen den Hof, und das Land zu verlassen. Was geschicht? diser beherzte Cavalier begehrte noch einmahl Audientz beym Kayser, er erlangt selbige, bekommt auch von ihme Pardon, und Nachlassung aller falschen aufgelegten Inzücht, doch mit dem Beding, daß er in drey Tagen wider sich vor den Kayser stellen solle, mit sich bringend seinen besten Freund und ärgsten Feind der gantzen Welt, diſe zween, wann er sie nicht dar, stellen werde, so solle das gefällte Urtheil seinen Fortgang haben, und er von Hof und Land abgeschafft bleiben, wann er es aber mit sich bringen werde, soll er widerum zu Gnaden aufgenommen seyn; vernehmet, was diser Graf gethan: So bal der von Hof nacher Hauß koñen: gibt er seiner Gemahlin ein Säcklein voller Geld mit Gold, und sagt ihr beynebens diſes Geld habe er erst Gestern von einem reisenden Edelmann, den er heimlich ermordet, und in seinen Mayrhof auſſer der Stadt begraben

an

an ſich gebracht; (es war diſes aber ein lauteres Gedicht, und er that es nur darum, damit er weiſen, und dem Kayſer zeigen möchte, daß das Weib ſein ärgſter Feind auf der Welt wäre,) verbotte beynebens auch ſeiner Frau auf das allerhöchſte, ſie wolle doch um GOttes Barmhertzigkeit Willen keinem Menſchen unter der Sonnen von diſem ſchweren Handel was offenbahren, es lige ihm und ihr wie ſie ſelbſt erachten könnte, Leib und Leben daran; die Frau verſpricht reinen Mund zu halten und ſtillzuſchweigen, verpfändet ſich auch gegen ihren Herrn ſo hoch, daß es das Anſehen hatte, auch die Götter des Himmels wurden des Handels Offenbahrung von ihr nicht erpreſſen können.

Ach mein GOtt und HErr, wie hat der Handel ſo erwünſcht ausgeſchlagen, höret den völligen Verlauff: am dritten Tag hernach nimmt der Graf ſeine Gemahlin, nebſt ſeinem Hund mit ſich nach Hof. Als er nun ſamt ſeiner Frauen und dem Hund vor dem Kayſer erſchienen, unterthänigſt vorgebend: daß er anjetzo nach Ihro Majeſtät gnädigem Befehl mit ſich bringe ſein ärgſten Feind und gröſten Freund, fienge dann an, als wäre er ſonſt zornig, den Hund jämmerlich in Anſchauung des Kayſers zu prüglen, welcher doch nicht allein nicht geſchryen, ſo ſchier halb todt aufgeſtanden, ſeinem Herrn dem Grafen die Hand abgelecket, und tauſend Zeichen der Lieb erzeigt, die Gräfin aber,

wel-

welche nicht wuste worauf der Handel angesehen, redete ihrem Herrn scharff zu, daß er in Angesicht des Kayſers, als welcher ſonſten ihme dermahlen übel gewogen, ein ſolche Hunds-Metten und Tumult anfienge, und ſprach er ſoll ſich aufs wenigſt vor dem Kayſer fürchten, wann ſonſt kein Verſtand mehr in ihm ſey; auf diſes ließ der Graf alſobald von dem Hund ab, und gab in Gegenwart des Kayſers der Gräfin ſeiner Gemahlin eine recente Maul-Taſchen, daß ihr die Zähn klapperten, auf diſes fieng die Gräfin nach allgemeinem Weiber-Brauch alſobald an zu ſchänden, zu ſchmähen, und zu läſteren: Ey du Schelm! ſchrye ſie, du Dieb, du Ehebrecher, du Galgen-Schlengel, du Mörder, du Treu-GOtt- und Ehr-vergeſſener Mann! ſolls dir nicht genug ſeyn, daß du erſt vor drey Tagen einen reiſenden Edelmann jämmerlicher Weiß ermordet, ihne der Kleyder und des Gelds beraubt, und in deinen Mayerhof begraben haſt? wilſt du auch noch in Angeſicht des Kayſers an deinem ſelbſt eigenen Weib ein Mörder werden? Pfuy der Schand! mit diſen Worten griff ſie in den Sack, und ziehet den anvertrauten Beutel mit Gold heraus: ſchau, du Dieb! ruffte ſie, kenneſt du diſen Beutel? erzehlete mithin und offenbarete nach Weiber-Art mit zornigen Worten dem Kayſer den gantzen von ihr geglaubten Handel, auf welche lächerliche Comödie der Graf den Kayſer alſo angeredet: Großmächtigſter Kayſer, Gnä-

digſter

digster Herr, Herr! sehen Ewr. Majestät beysammen beyde, meinen besten Freund und ärgsten Feind, mein bester Freund von diser Welt ist diser Hund, dann ob ich selben schon unschuldiger Weiß hart halte, und mit Streichen übel tractire, so laßt er doch von seiner Treu und Liebe gegen mir nicht ab, sondern wartet mir beständig auf den Dienst, das Weib aber, als welche mir mit Ehelicher Treue von sich selbst verbunden, und erst vor drey Tagen ewigen Stillschweigens durch alle Heiligthum sich auf das Allerhöchste verpflichtet, wie Euer Majestät anselbsten sehen, ist mein ärgster Feind, massen sie wegen einer eintzigen Maul Taschen solche Sachen offenbaren darff, an welchen, wann sie wahrhafftig wären, mir und ihr selbsten Haab und Gut, Ehr und Blut, ja Leib und Leben gelegen wäre. Dise wunderliche und sinnreiche Darstellung des besten Freunds und ärgisten Feinds hat dem Kayser so wohl gegefallen daß er dem Grafen Gnade ertheilet, und selbigen in vorige Ehren-Stellen eingesetzt hat.

Die Erd ernährt vil böse Thier,
Doch schlimmer bringt sie keins herfür,
Als so ein böses Weib kan seyn,
Wann sie der Zorn nimmt gäntzlich ein.

O HErr und mein GOtt! ja lieber mit blossen Füssen nach Compostell rutschen, lieber bey Schmal-Hansen in die Kost gehen, lieber

ber alle Tag zweymahl das höltzerne Kindlein bey den Türcken leyden, lieber in GOttes Nahmen die Händ auf ewig den Galeeren opfferen, als bey einer solchen Schlangen wohnen.

Der König Salomon sagt: Ein zänckisches Weib sey wie ein immer durchtrieffendes Dach, Proverb. 19. Bey einem bösen zänckischen Weib ist der Mann ein armer Tropff, wann er solche Hauß Clarin stets hören muß? seynd nicht die Dienst-Bothen arme Tropffen, die so vil bey einem solchen Hauß-Rumel ausstehen müssen? seynd nicht die Kinder arme Tropffen, welche ein so bittere Mutter bekommen.

Dann wo immer eine solche Unruhe in einem Hauß, und das vilfältige Kollderen im Schwang gehet, dort erkaltet die Lieb, dort welcket die Treu, dort verschwindet die Einigkeit, dort versauret das Gemüth, dort schimmlet die Redlichkeit, dort mauset die Würthschafft, dort geinmetzt die Kuchel, dort zerlechsnet der Keller, dort trauret die Stuben, dort pfnodet die Kammer, dort leydet das Gewissen, dort verdorret die Gesundheit, dort zertrümmert die GOttesForcht, dort ist alsdann alles Ubel.

Als Christus der HErr nacher Capernaum käme mit Petro, Matth. Cap. 20. haben ihn alsbald die Mautner starck angeschnarcht: wie ist es? sagten sie, wo bleibt der gebührende Zoll-Groschen, Geld her! hierauf sagte Christus zu Petro: Gehe hin

aufs Meer, würff den Angel aus, und nimm den Fisch, der zum ersten darauf kommt, greiff ihm in Mund, da wirst du einen silbernen Groschen finden, denselben nimm und zahl für mich und dich. Also sollen die Weiber auch auf zweyerley Weiß den Fischen nacharten; Erstlich ist kein Thier auf der Welt, welches nicht eine gewisse Stimm oder Geschrey von sich gibt, als wie die Hund bellen, die Wölff heulen, die Gänß schnatteren, die Hüner gackezen, die Katzen gmauckezen, die Storchen klapperen, die Bären brummen, die Ochsen brüllen, so gar die Wespen und Mucken sumsen, aber der Fisch hat keine Stimm, deßwegen er ein Sinnbild des Stillschweigens ist, welches denen Weiberen absonderlich wohl anständig wäre, doch mit dem Unterschid, daß sie in billichen Sachen, und zwar in der Güte zu sprechen haben; so ihr aber das übrige Reden nicht halten wollet: so schauet wenigist, daß, gleichwie der Fisch Petri Silber im Maul, also ihr Gold im Maul traget, sprechend: Mein goldener Mann, was ist dir heunt mehr, daß du so schürig? mein gantz goldener Hanß-Jerg, wie bist du anheunt so seltsam, mein goldener Schatz, schaff nur, ich will alles vollziehen nach deinem eigenen Willen und Verlangen; solchem Rath folgen wohl, wann mans antrifft, die frommen Weiber, aber die bösen nicht, und könnte einer ehender und leichter mit dem Kriegs-Fürsten Josuä die Sonn arrestiren in ihrem

schnel-

ſchnellen Lauff, als die Zung eines böſen Weibs.

Wann nun ein Mann, der alsdann für gewiß unglückſeelig zu ſchätzen, eine ſolche übel klingende Hauß-Trummel an ſich hat, die ſtets das Regiment führen, und das letzte Wort geben will, da muß nothwendig der Hauß-Fried erwelcken, hingegen der Hauß-Krieg und Unfried blühen; der Mann muß beſtändig gegen dem Weib, und das Weib gegen dem Mann in Schlacht-Ordnung ſtehen, diſer mit Fäuſten, Prügel, Karbätſchen, jene mit der Purd Schliſſel, Rockhen, Beeſen, oder Ofen-Gabel, der Mann hat zur Loſung: Weib ſchweig, das Weib aber: ich weiche keinen Tritt, ſpricht der Mann huy! ſo ſagt ſie pfui! thut der Mann ſein Maul auf, ſo zeigt ſie ihm was anders, da geht das Donner-G'ſütz auf einander loß: Tärrätänto, rä, rä, rä, pumpedepumip, da fliegen die Pfeil um den Mann, und tringen ſehr durchs Herß, als wie die Türckiſche Pfütze-Pfeil, dann ſumſen und brummen die grobe Criminal-Kuglen, da rucket die Hauß-Armee heran, und kommen von Schelt-Worten zu Schlägen, und einander in die Haar, und ſo wenig Hund und Katz in behärrlichen Frieden leben können, ſo wenig kan auf diſe Weiß der Hauß-König mit ſeiner introniſirten Spindel-Königin ſich wegen der Herrſchafft vertragen; Was ſagt aber die heilige Schrifft Geneſ. Cap. 3. Unter des

Manns Gewalt solst seyn, und er soll über dich herrschen, also redet GOtt mit dem Weib gleich nach Erschaffung der Welt, und was melden die zwey Fürsten der Apostel, der heilige Petrus Cap. 3. die Weiber sollen ihren Männeren unterthänig seyn, und der Heil. Paulus zu den Ephesern Cap. 5. spricht: Der Mann ist des Weibes Haupt, dann es gebühret in allwegen, daß der Mann befehle, und das Weib jederzeit schuldigen Gehorsam leiste.

Die Herren Medici und Artzney-Erfahrne geben vor, daß ein Mann mehr Hirn im Kopff habe, als ein Weib, daß kan seyn, aber gleichwohl gibt es die öffters Erfahrenheit, daß die Männer von den Weibern im Verstand, forderist aber an Argliſt, mehrmahlen überwunden werden, dann, ob schon Samson dreyhundert Füchs gefangen, so glaub ich nicht, daß diſe alle so argliſtig gewest, als ein eintziges Weib; ein Weib tragt nicht so vil Falten an dem Rock, als Schelmen-Stuck und Betrug im Hertzen, ein Weib übertrifft diß falls alle Gutscher und Fuhrleuth, dann nach Verlangen und Begehren führen sie einen von einer Stadt zur andern, aber die Weiber führen einen gar hinters Liecht, ja der Teuffel selbst muß Brillen aufsetzen, wann er will ihre Find ertappen. Wann hundert Weibern ihre argliſtige Anschläg lauter Haber-Körnlein wären, so könnten sie leichtlich die gantze Kayserliche Armee mit Futter versehen.

Dann

Dann bey denen Weibern ſitzen
Luſt und Liſt, ſitz auf einem Miſt.

Und iſt bey ihnen ein immerwährendes Schalck-Jahr, ſo gar bey den alten Heyden hat ein Weib ihren Gott Jupiter hinters Licht geführt, dann wie ſie denſelben in gewiſſer Noth angeruffen, und zugleich verſprochen, dafern er ihr werde helffen, ſo wöll ſie ſo lang und vil bey Waſſer und Brod faſten, biß ſie hundert Sonnen wird geſehen haben, Jupiter verſtund dardurch hundert Täg, dann man alle Tag nur eine Soñen ſihet! nachdem ſie nun durch ſeine Hülff aus der Noth entrunnen, da hat der argliſtig Fuchs durch ein Sieb geſchauet, und alſo mehr, als hundert Sonnen auf einmahl geſehen.

Wie iſt jene Liſtige mit ihrem Mann verfahren? welche ſich nicht geſcheuet, nächtlicher Zeit, wann ihr Mann geſchlaffen, in ſeinen Hoſen-Säcken zu fiſchen, nemlich des Meiſters Pfefferles Hauß-Frau, diſe ſchliche einmahls, gantz in der Still wie ein Mäuſel, ihrem Mann über die Hoſen, raumte ihm den Beutel fein rein und ſauber aus, und legte ſich gantz unſchuldig wider ins Beth; Morgens früh will die Frau in die Metzg, gehet derohalben zu ihrem Mann, begehrt Geld zum Einkauffen, aber der gute Pfefferle findet keinen Batzen mehr in ſeinem Hoſen-Sack, und ſpricht: du Beutel-Fegerin! du haſt mir heunt Nacht die Hoſen

puraiert; gleichwie aber die Weiber alles durch die Banck aus laugnen, wann man ihnen schon die Hand im Sack ertappet, also hat sich auch des Meister Pfefferles Hauß-Frau verhalen, dann sie befand sich gantz beleydiget, sprechend: Pfefferle, Pfefferle! mach mich zu keiner Diebin, sonst will ich dir die Suppen dermaffen versaltzen, daß du daran gedencken sollest, das Geld hast du unfehlbar im Würths-Hauß verspielet, oder sonsten liederlich verthan, und jetzt wilst du deine ehrliche Urschel noch zu einer Diebin machen, du Schelm du! und versetzt mit disen Worten dem guten Pfefferle, ihrem Mann eine Flaschen in die Land-Tafel; daß ihme die Naasen geblutet, der gute Pfefferle vermeinte, dieweil seine Frau so ernsthafft, er müsse das Geld sonst etwann verlohren haben, bittet derohalben die Hagels-Urschel um Verzeyhung, und gibt ihr zehen Batzen Fleisch einzukauffen, sie war aber anbey nicht zu stillen, sondern lammentirte so lang biß sie aus dem Hauß war, in der Metzg kommt sie zu ihrer Nachbarin, und sagt: O Anna Maria! heut hab ich meinen Mann currantz, ich hab ihm dergestalten seine Land-Tafel verpfeffert, daß er sein Lebtag daran gedencken wird, der Schelm hat mich wollen zur Diebin machen, dieweil ich ihm hin über die Hosen gangen, und kan mirs der Schelm nicht probiren; heut auf den Mittag gib ich ihm nichts zu fressen, ich will ihn Mores lehrnen, Frau Nachbarin, heut bin

ich

ich euer Gaſt, bringt mich kein Teuffel nach Hauß; Ja, ja, von Hertzen gern, mein Frau Schweſter! villeicht kommt es mit nächſtem an mich, alsdann hab ich auch bey dir mein Zuflucht, und alſo hat Abends der gute Pfefferle ſein Hagels-Urſchel noch darzu bitten müſſen, daß ſie heim gangen und gekochet hat.

Die Philiſteer haben wohl gewuſt, daß kein Schalck über den Schalck eines Weibs, ſie haben in allweeg geſucht, wie ſie doch möchten den Samſon, als ihren gröſten Feind, aus dem Weeg raumen, hierzu aber haben ſie niemand anderſt gebraucht, als die Dalila, des Samſons Liebſte, deswegen derſelben eine reiche Belohnung verſprochen, wann ſie konnte aus ihrem Liebſten heraus forſchen, in wem doch ſeine Stärcke beſtunde; die Philiſteer aber redeten die Dalila mit diſen Worten an: Judith. Cap. 16. Betrüge ihn, und verninme von ihm, allwo er ſeine Stärck habe, wie ſie ihme auch mit ihrer verſchmitzten Liſt alſo gefeßleter in ſeiner Feinden Händ gelieffert! diſe Geſellen haben ſchon gewuſt, daß ein Weib mit tauſend Argliſt und Betrug angefüttert ſey.

Was braucht es vil, alles kurtz durch zu gehen, wie nemlich der Putiphar vermeynet, er hätte einen ſo reinen Spiegel an ſeiner Hauß-Frauen, ſie hat ihne aber meiſterlich hinter das Liecht geführt. Was angeſtellt die Rachab mit des Joſue nach Jericho geſchickte zwey Kundſchaffter? wie iſt umgangen die

Rachel mit dem Kriegs-Obersten Sisera, welcher sein Leben mit einem schändlichen Todt hat eingebüßt. Judith. Cap. 4.

Auch so gar fromme, gottselige, und in Göttlicher Schrifft Preiß-Ruhm- und Lobwürdige Weiber haben aus Antrib ihrer von Eva ererbten Natur bald disen, bald jenen auf allerhand listige Weiß betrogen, und hinter das Liecht geführet.

Also traue nur nicht dergleichen Weiberen, dann die Zahl, so von disen Zöpff-tragenden Beelzebuben schon seynd betrogen worden, ist unermäßlich, und würdest du gewißlich ehender zehlen die Sand-Körnlein am Ufer des Meers, und die Sternen am Firmament des Himmels, als diejenige Ränck, List, Lug und Betrug, mit welchen manche Weiber ihre Liebhaber hintergangen, und mithin um Gut und Blut, ja so gar in zeitlich und ewiges Verderben gebracht haben, dahero traue nicht, sonderen fliehe von ihnen, wie vor einer giftigen Schlangen.

Dann Adam, der allererste Vatter, ist von einer solchen ins gröste Elend und Unglück gestürtzet worden; Salomon, der Allerweiseste von ihnen verführet worden, Nabath ist dardurch ins Verderben gebracht worden, der Loth in Spott und Schand, David zur Sünd, Petrus, der Apostel ist gar durch eine Thür-Hüterin betrogen worden.

Gleichwohlen kan den Weiberen in drey Stuck zu glauben nicht widersprochen werden.

Erstlich,

Erſtlich, wann ſie vor ihren Fenſteren oder Thüren ſitzen, und die Händ in der Schooß ligend, wann man ſie dann fragt: Was machen ſie Guts? und ſie Antworten: Nicht vil, das iſt ihnen gar wohl zu glauben. Zum anderen, ſo man zu den Weibern ſagt: Eſſet! antworten ſie: ich will wohl eſſen, daß muß man auch glauben, dann ſie behalten das Beſte in der Kuchel, wann ſie es nicht ſchon vorhin, was ihnen am beſten geſchmeckt, zuſammen geraumt. Zum dritten, wann ein Frau ſtirbt ſo muß man glauben, daß ſie kranck geweſen.

Dann aller Betrug, Tück, und Schelmen-Stück, ſo unter der Sonnen mögen erdacht werden, hat in ſich ein weibliches Hertz, ja der Himmel hat nicht ſo vil Sternen und Planeten, die Waſſer nicht ſo vil Fiſch, der Lufft nicht ſo vil Vögel, des Meers Geſtatt nicht ſo vil Muſchel, als Betrug und Falſchheiten die Weiber haben.

Jene Frau die gar nicht die beſte, ſondern ein Abſäum aller Falſchheit ware, gab eine kluge Antwort: dann nachdem ihr Herr vernommen, daß diſer und jener mehrmahlen eine groſſe und nahmhaffte Erbſchafft bekommen, und ſagte, daß er diß falls ſo unglückſeelig, ja was mehr? er glaube, daß wann alle Teuffel, in der Höllen ſturben, ſo wurde er nicht ein paar Hörner erben, da hat ſein Frau hierauf geantwortet: Mein Schatz! ſagt ſie, haben wir doch ſchon ſo genug, (verſtunde Hörner, mit welchen ſie

ihn gecrönet hatte,) laßt uns mit diſen zufrieden ſeyn, der gute Cornelius verſtunde aber nicht des betrüglichen Weibs Boßheiten.

Eben dergleichen Schalck war jene Caſiopea ein frecher Schlepp-Sack in einer Stadt in Teutſchland der ihr Mann allzuvil durch die Finger geſchaut, diſer gute Mann hat auf ein Zeit auf dem Marckt ein Lämmlein eingekaufft, welches bereits ſchon zimlich groſſe Hörnlein gehabt, als er ſolches durch einen Bedienten nacher Hauß geſchickt, da hat die ſaubere Madam nicht allein hierüber gelacht, ſondern hat noch diſe Wort hinzu geſetzt: Mein Mann iſt wohl ein guter Narr, indem er ſo gern einkaufft, was ihm gleich ſihet! wohl ein unverſchamte Bettel.

Ein Glaſer, der hatte ein gar arges Weib, und Lehr-Jungen, die Frau aber, welche mehr vom Dunckten und Finſteren, als Fenſteren und Licht hielte, machte Kundſchafft mit dem Lehr-Jungen, andere Leuth, die es merckten, warneten den Mann, er ſolte den Jungen abſchaffen, das Geſpräch ſeye, als ob er mit der Meiſterin Bekanntſchafft mache, worauf der gute einfältige Mann antwortet, er wolt es bald erfahren, gieng heim zu ſeinem Weib und ſprach: Urſchel! (ſo war ihr Nam) die Leuth ſagen du macheſt Bekanntſchafft mit dem Jungen, iſt es wahr? ſo ſag mirs, ich kan ihms abſchaffen, das Weib erſchracke, doch antwortete

ſie:

ſie: Biſt du nicht ein alter Geck, meinſt du ich wolle mit dem Jungen Bekanntſchafft machen, da ich den Meiſter habe? Muſt nicht alles glauben, was die Leuth ſagen; der gute fromme Mann glaubte ſeiner falſchen Urſchel.

Wann wir nun betrachten die Argliſtigkeit und Verſchlagenheit der Weiber, mit welcher ſie dergeſtalten ausſtaffiret ſeynd, daß auch der Teuffel ſelbſt muſte Brillen aufſetzen, wann er alle ihre Liſt und Find ertappen wolte. Mein! wer konte argliſtiger ſeyn, als eine Kayſerin, von welcher Henricus Koman folgende Begebenheit erzehlet.

Es war ein Kayſer, deſſen Ehe-Gemahlin einen Hof-Cavalier ungebührlich liebte, diſes wurde endlich dem Kayſer geoffenbaret, der dann ſein untreues Weib dahin verurtheilet, daß ſie ſchuldig ſey vermittelſt eines leiblichen Ayds zu beweiſen, daß ſie der beklagten Unzucht halber unſchuldig ſeye; nun ware aber zu Rom ein böſer Stein Bocca de la verita genannt, darein diejenige, welche ſchwören, ihre Händ legen müſſen, haben ſie nun recht geſchworen, ſo ſeynd die hineingelegte Händ ohne Schaden geblieben, widrigen Fall aber vor dem Mundloch des Steins abgebiſſen worden; In diſen holen Stein nun ſolte gedachte unzüchtige Kayſerin auch ihre Händ legen, und darüber einen Ayd ſchwören; was will nun aber diſes beangſtigte Weibsbild thun? Schwöret ſie,

ſo

so wird ihr Laster offenbar, schwört sie aber nicht, so machet sie sich selbsten hierdurch schuldig, nach dem gemeinen Sprichwort: Schuldigen Mann kommt Grausen an; Sie sahe die vor Augen schwebende Todts-Forcht und Gefahr, seufftzet zwar innerlich um Reu und Leyd-, aber dises Trauer-Lied ist zu schwach und zu spath, noch verübter Missethat, nach vilem Hin- und Her-Sinnen, erdach endlichen dises arglistige Weib nachfolgenden Fund: Sie gab ihrem Buhler den verschmitzten Rath: wann man sie zur Ablegung des schwermüthigen Ayds an bemeltes Orth führen werde, daß er ein Narren-Kleyd anlegen, und sich unter die Schaar der Zuseher mischen, sie ungescheut mit Händen umfangen, und küssen, auch ohnverzüglich hierauf die Flucht nehmen solte; als nun dises alles geschehen, und fürgegangen, schwur die Kayserin öffentlich mit Hineinlegung der Hand, daß niemand dieselbe als der Kayser und diser unverschamte Stock-Narr ihren Leib berührt habe, und weil sie hierüber ihre hinein gelegte Händ frisch und unversehrt herausgezogen, ist sie wider männliches Verhoffen frey und ledig gesprochen, und dem Kayser sein ehrliches Weib widerum überantwortet worden. Von solcher Zeit an der wahrsagerische Stein seine Würckung verlohren hat.

Heißt das nicht wahr seyn? jenes, was der weise Mann von der Weiber Boßheit mit wenigen und kurtzen Worten verfasset,

spre-

sprechend: Eccles. Cap. 27. Alle Boßheit ist gering gegen der Boßheit eines Weibs.

O ihr unbehutsame Jüngling! ja alle ihr Manns-Bilder insgemein, fliehet, ja fliehet! so lieb euch euer zeitliche und ewige Wohlfahrt ist, dise schmeichlende und arglistige Syrenen, wann ihr anderst von selbigen nicht wollet eingeschläffert und durch tausendfältige Ränck und List nicht wollet um Leib und Seel gebracht werden, folget dem guten und getreuen Rath des Poeten, der da also spricht:

Gleichwie der Teuffel nie zu Anfangs Guts gethan,
Ja alles Ubel ehr darfür gerichtet an,
So thut, ein böses Weib, mit Worten und mit Wercken,
Und durch Gedancken auch, den Geist der Boßheit stärcken,
O hüte dich mein Mensch, von diser falschen List,
So lieb dir deine Seel, dein Leib, und Leben ist.

Ob zwar der Ehestand aus allen Ständen der Vornehmste und Vortrefflichste ist, so ist diser aber auch entgegen unter allen Ständen auf der gantzen Welt fast der Allerelendeste und Armseeligste; und kan billich der gröste Wehe-Stand genennet werden, wann der Mann mit einem solchen Weib begabt wird, welche als gleichsam eine

Werck-

Werckſtatt iſt, worauf alles Ubel, Creutz, Kümmernuß, und Betrübnuß geſchmidet werden, es hat dann jener Ehemann wohl ſagen können:

Hätt ich kein Weib, hätt ich kein Noth,
Weil ichs nun hab, iſt es mein Todt.

Er wolte mit diſen Worten anzeigen, daß er aus allen Ständen den härtiſten und ſchwäriſten habe; dahero auch Theophilus Reynaudus geſagt: Ein Ehemann, der ein böſes Weib hat, ſey billich ein Martyrer zu nennen, dann es ſeynd vil geweſen, welche ſich lieber mit dem Galgen, als mit einem böſen Weib haben wollen behencken und verſtricken, lieber des Henckers Schwerdt, als ein böſes Weib haben verkoſten wollen.

Stengelius erzehlet Tom. 2. Cap. 21. Daß einsmahls ein armer Sünder zum Galgen geführet worden, alldorten mit des Sailers Tochter vermählet zu werden, unter Weegs iſt aber diſem ein Weibs-Bild aufgeſtoſſen, mit einem Brief in der Hand, wordurch ſie ihm die Freyheit verſprochen, wann er ſie zur Ehe nehmen wolte, wie es dann auch würcklich die Obrigkeit verwilliget hatte, aber der arme zum Galgen geführte Tropff, ſchittlet hierüber den Kopff, und ſagte kein anderes Wort, als den Spruch Jobs, der eben mit einem Plag-Teuffel verknipfft ware, Job. Cap. 7. Meine Seel hat den Galgen erwählet.

Einem

Einem anderen, dem bereits mit verbundenen Augen der Kopff solte abgeschlagen werden, wurde angesagt, es stunde allhier eine Jungfrau, wann er sich mit ihr verheyrathen, und sie zur Ehe nehmen wolte, so könnte er dardurch beym Leben erhalten werden, da bat er, man möchte ihme das Band von den Augen lösen, damit er sie sehen könnte, als dises geschehen, und er sie bloß ansichtig war, sprach er: Sie hat eine spitzige Naß, spitziges Kühn, sitzt der Teuffel drinn, bindet mir die Augen wider zu, und thut mir mein Recht an, tausendmahl will ich lieber todt seyn, als ein solches Mensch zur Ehe nehmen.

Nun weilen in dem Ehestand durch ein solches böses Weib so vil Creutz und Mühseeligkeiten, so vil Schmertzen, Elend und widerwärtige Sachen anhängig werden, und nachfolgen, so scheint es fast ein Ding zu seyn, ein Weib nehmen, oder gecreutziget werden, dann einem Weib anhangen, oder ein Creutz aufbürden, ist durchaus eine Sach.

Welcher Mann ein böses Weib,
Hat zu seinem Zeit-Vertreib,
Darff sich vor der Höll nicht scheuen,
Dann sein Weib kan ihn befreyen,
Selbst von aller Höllen Peyn,
Und auch die in Fegfeur seyn,
Weil er Marter, Peyn und Plagen,
Von ihr auf der Welt ertragen.

Ein

Ein eben dergleichen Fegfeur und zornige Höll-Furien hatte zu Wienn in dem Hauß jener Ehemann, diſe, weiß nicht aus was Urſach, ware einſt auf Tüger-Art alſo ergrimmet, daß ſie wie eine entſetzliche Beſtie, oder Höll-Katzen der Entſetzlichkeit mit zerrunzelten Fenſteren, verwirrten Geſtirn, mit zerſtreiten Haaren, mit Blut-rothen Augen, mit zitterenden Händen, gantz raſend und tobend, gantz frech und vermeſſen, von freyen Stücken ein ſchwartz-gebaitzte Ram, worinnen das Conterfet ihres Manns ware, vor lauter Grimm und Zorn mit den Zähnen zerbiſſen, wovon ihr das Mundſtuck etwas ſchwartz worden, und zugleich alſo mit den feurigen Augen geglumſet, daß ſie einer natürlichen Nacht-Eulen gleichete, ja ſo gar nahm diſe zornige Megere eine Kohlen von dem Herdt, laufft auf den Gang hinaus, und mahlete einen Galgen an die Wand, mit jämmerlichem Geſchrey, du Dieb, du Kirchen-Dieb, du Sacriſtey-Dieb, du Stock-Dieb, du Kelch-Dieb, du Leuchter-Dieb, du Lampen Dieb, ja ohne eintziges Anſtoſſen, hat ſie die vier und zwantzig Dieb heraus geſchütt; vil Leuth, welche von diſer übel-lautenden Poſaunen aufgeweckt zuſammen geloffen, haben von freyen Stucken geargwohnet, es müſſe diſer gerechte Herr ein Kirchen-Dieb ſeyn, und hat wenig gefehlt, daß diſer gercht- und unſchuldige Mann, nicht bald in groſſes Elend gerathen, O HErr GOtt! ja vill lieber ſterben, als bey einem ſolchen Feur-Hund wohnen.

Als

Als ſpricht gar recht Eccleſ. Cap. 25. v. 22. weder auf der Erden noch in der Höll iſt ein ärgerer Zorn, als der Weiber Zorn.

Es iſt alſo jenen redlichen Teutſchen nicht zu verüblen geweſen, was diſer thun wollen, als er ſamt ſeinem Weib auf dem Meer von Venedig nacher Ancona führe, des Willens, bey Maria Loreto ſeine Andacht zu verrichten; es entſtunde aber unter Weegs auf dem Meer ein grauſames Ungewitter, alſo, daß ſie alle in äuſſerſte Gefahr gerathen, und ſie faſt alle Augenblick den Untergang vor Augen geſehen der Herr aber, dem das Schiff zugehörig, gab einen allgemeinen Befelch, es ſolle ein jeder, was er ſchweres bey ſich hat, daſſelbe ohne Verweilung ins Meer werffen, damit hierdurch das Schiff in etwas verringert werde, einige haben alſobald ganze Ballen Tuch hinauß geworffen, andere vil Fäſſer Wein, der gute Teutſche aber wolte auch nicht der Letzte ſeyn, umfangt derwegen ſein Weib, wohlan! ſagt er, mein Urſchel, verzeyhe mirs, du muſt heut noch zu guter Letzt meine Geſundheit im geſaltzenen Waſſer trincken, woite ſie hierauf ins Meer hinaus werffen, aber weil ſie erſchröcklich geſchryen, und die andere ihn mit harten Worten angefahren, warum er ſolches thäte, ſo gab er zur Antwort: der Schiff-Patron habe ernſthafft geborten, es ſoll ein jeder das Schweriſte, was er bey ſich hat, ins Meer ſtürtzen, nun hat mich, ſagt er, die Zeit meines Lebens nicht mehrers beſchweret,

als mein böses und Zanck-süchtiges Weib, darum hab ich solches wollen dem Neptuno gar gern überlassen.

In Spanien seynd etliche Oerter, als Sirra, Camor, allwo Glocken gefunden werden, die noch auf heutigen Tag, zuweilen sich von freyen Stucken selbsten leiten, und bedeut ihr Geleit mehristen Theils nichts Guts. Böse Weiber, zanckische Weiber, unruhige Weiber, greinerische Weiber seynd solchen Glocken gantz gleich, die auch zum öfteren ohne einige Ursach anfangen zu klingen, daß auch die Kinder über etlich Gassen vom Schlaff erweckt werden, daß auch der Mann schier des Gehör verliehret, als wie ein reformirter Kunststäbler, aber auch gemeiniglich auf solchen freymüthigen Klang folget etwas Ubels; Jener, nachdem ihn die Seinige mit tausendderley Schmach-Wörter überladen, und ein ungestümme Litaney ohne Pausen gesungen, fragt endlich zu letzt, ob sie sich gereiniget und purgiret, ja sagts, was dann? darauf gibt er ihr eins ins Gesicht, daß aus der Nasen häuffig das Blut heraus gespritzt, also recht, sagt er, auf eine Purgier gehört eine Aderläß, also ist es auch recht geschehen, dann hierdurch wurde das Geld erspahrt.

Ein anderer Mann hatte zwar sein Weib in etwas zu rechten gebracht, doch mit einer anderen Cur. Zu Augspurg, in der Welt-berühmten Reichs-Stadt, wohnete vor Zeiten ein sehr berühmter Doctor

der

der Artzney, welcher sehr vil n Presthafften aufgeholffen: und allerhand schwere Kranckheiten geheilt, derowegen dann ihme die Leuth von verschiedenen und weit entlegenen Länderen, Städt und Märckten häuffig zugelauffen, und bey ihm Rath und Hülff gesuchet haben, weilen aber der Zulauff je länger je mehr wurde, thäte der Doctor eins, und benennete etliche gewisse Stunden, in welchen er alle Tag hindurch den Leuthen Audienz gegeben, nicht allein den Reichen und Vornehmen, sondern auch den Armen, von welchem zwar was mehrers zu melden wäre, allein wegen Weitläuffigkeit und weil es hieher nicht gehört, will ich es unterlassen.

Unter andern kame auf eine Zeit obenannter Mann, der ein frommes einfältiges Bäurlein mit Namen Menaleus dahin, der, als er vor den Doctor vorgelassen worden, machte seine gewöhnliche Hof-Weiß, und reisplet sich zuvor gut aus, der Doctor fragte ihn, was wolt ihr, mein guter Freund, was ist euer Begehren, was ligt euch an! O mein Herr! sagt er, ich hab halt ein grosses Creutz, und ein mächtiges groß Anligen; was ist es dann? fragt der Doctor, ich hab halt, antwortet der Baur, ein zanckisches grundloß böses Weib, sie kan nichts als Greinen und Zancken den gantzen Tag, wie ein Ketten-Hund, sie macht immerdar ein so saures Gesicht, daß einer meynen möcht, sie wäre mit lauter Holtz-Oepffel geätzt worden, sie schaut so finster darein, daß ich

glaub, ſie ſey in der groſſen Finſternuß gebohren, ihre Augen ſeynd vor Zorn und Grimm immerdar ſo feurig, daß es nicht rathſam wäre, daß ſie vor einem Pulver-Stampff vorbey gienge, ſie taugt wohl nicht vor einen Jagd-Hund, dann der Fuchs-Balg wurde völlig zerriſſen; von diſer teuffliſchen Sack-Pfeiffen hab ich weder Tag noch Nacht einen Fried, ſie ſchreyt mir durch ihr ſtätes Kolleren und Pollderen, Zancken und Haderen den Kopff ſo voll an, daß ich offt nicht weiß, wo ich bin, oder was ich anfangen ſoll, ich bin alſo gantz kleinmüthig, und ſchmäckt mir weder Eſſen, noch Trincken mehr, ſo wolt ich euch halt gern um einen Rath fragen, was ich doch thun ſoll? der Doctor gibt ihm diß kurtze Recept, und ſchreibt ihm diſe Mittel vor, ſagend: ſchaut mein lieber Vatter! dem iſt gar wohl zu helffen.

Recept.

Gib ſüſſe Wort, brauch Kräuter gut,
Wann du wilſt werden wohlgemuth,
Wann diß nicht hilfft, brauch g'ſchwind die Stein,
Wilſt kommen ab der Weiber Peyn.

Der gute Menaleus wolte den Doctor weiter fragen, was er vor Kräuter nehmen, oder wie ers brauchen ſolte, was für Stein gut ſeyn, und was er damit anfangen ſolte, aber des Doctors ſeine Diener lieſſen ihm nicht

nicht länger Weil, ſondern zohen ihn wider durch die Stuben-Thür herauß, und lieſſen einen anderen vor, alſo muſte der arme Bauer ſeinen Weeg weiter fortgehen, er dencket aber unter währendem Gehen diſen Worten ohne Unterlaß nach, ſinirte darüber und gedachte bey ſich ſelbſten alle drey Stuck zu probiren, und zwar zum erſten die ſüſſe Wort. Als er nun wider nacher Hauß kommen, war ſein zorniges und zanckendes Weib ſchon da mit vollem Maul, wartete ihm auf mit einem knopffeten Prügel, wo Teuffel, wo biſt mehr ſo läng geweſen? ſagt ſie, du Schliffel, du Faulentzer, du Tag-Dieb! iſt heut Feyrtag, daß du alſo dahin geheſt, und ſagſt mir nichts darvon, haſt ſo vil Arbeit auf dem Feld und laſt alles ligen; der gute Mann gab ihr die ſüſſeſte Wort, O mein liebes Weib, ſagt er, zancke nicht ſey nicht böß, bin nur ein biſſel in der Stadt geweſen, jæ, er fallet gar auf die Knye und bittet, ſie wolle doch nicht zornig ſeyn, er wolle es nimmer thun, aber alles umſonſt, er konnte ſich ſo vil nicht ausreden, und ſo goldene und ſüſſe Wort geben, daß ſie ihm mit dem Prügel über den Rucker kommen, und zimlich Schläg gegeben hätte; Holla! dencket der Mann, iſts um die Zeit, weil die gute Wort nicht helffen, ſo will ich das andere Mittel an die Hand nehmen, und ein anders mahl die Kräuter brauchen, villeicht haben diſe eine beſſere Krafft, als die Wort, zu diſem Zihl und Ende gehet er hin auf den Kräu-

ter-Märckt, allwo man in einer gewiſſen Gaſſen lauter Kräntel-Werck feil hatte, kaufft um drey Groſchen allerhand Kräuter, als Roſenmarin, Maran, Spickenat, Lavendel, und dergleichen wohlſchmeckende Kräuter mehr jedes in ein Büſchel beſonder zuſammen gebunden, nimmt ſolches in den Arm und tragts mit ſich nacher Hauß, da er zum Hauß eingieng, da ſtund ſein frommes Weib gleich auf dem Gang, ſie fahrete geſchwind herab über die Stiegen, wie der Blitz, fienge ihrer Gewohnheit nach an zu zancken, und den armen Schlucker aufs ärgiſte auszumachen, was bedeut diß? ſagt ſie, zu wem nimmſt du die Kräuter, kanſt das Geld ſonſt nicht anwenden, als um diſes Narren-Werck, du Verſchwender, du Dölpel, du Narr! ſtoſſet ihme gleich die Fauſt unter die Naſen, der Mann erwiſcht in der Eyl das Büſchel Roſmarin, hebt ihr ſolches für die Naſen, wolt aber nichts verfangen, ſie kollert, ſie donnert, ſie blitzt und ſchreyt je länger je mehr, reißt ihm den Roſenmarin aus der Hand, und wirfft ihme ſolchen ins Geſicht, der Mann aber nicht faul, nimmt die anderen Kräuter auch, ſtoſſet ihr ein Büſchel nach dem anderen in die Naſen, aber alles umſonſt, ſie wurde nur zorniger, und gantz wild wie ein Wald-Ochs, nimmt die Burdt Schlüſſel, ſo ſie an der Seiten hatte, und ſchlagts dem armen Teufel auf den Kopff, daß das Blut herauß geſpritzt, und ihme zwey groſſe Beulen aufgefahrē;

Au wehe, Au wehe! O denckt der Mann, der Doctor hat mich betrogen, oder es iſt ſchon zu ſpath mit diſer Artzney, doch will ich noch das letzte Mittel probiren, ſagt man doch im Sprich-Wort, das Letzte, das Beſte, hilfft er nicht, ſo ſchadt es nicht, gehet derowegen hin zu dem Bach, klaubt etliche Kißling-Stein heraus, wie vor Zeiten der David, als er wider den groß-kopffeten Welt-Trutzer Goliath ſtreitten wolte, ſchiebt ſolche in ſeinen Buſen, und füllet beede Söck voll an, mit ſolchen bewehrten Billulen, ſeinem Weib das Grimmen und die Zanck-Sucht zu vertreiben, ſo bald er aber heim gangen und ihn ſein Weib erſehen, O! da hätte einer die Comödie anſehen ſollen, wie den armen Tropffen diſes Zanck und Brum-Eiſen empfangen und tractiret hat, wo biſt mehr geweſen, du Stockfiſch! zu wem wilſt du die Stein, du Stock-Narr! mein was ſpeyt dir der Teuffel noch ein, ich muß dir nur ein Narren-Häuſel darmit aufbauen laſſen, daß man dich darein ſperrt, ſonſt gibſt doch keinen Fried, O daß ich dich nicht gleich an der Statt erſchlag! der Mann geſchwind wie der Wind, nimmt einen groſſen Stein aus dem Buſen, wirfft ſolchen ſeinem zanckenden Weib an das Hertz, daß ihr der Hertz-Binckel krachete, und ſchier zu Boden fiele, als ſie ſich widerum erholet, fieng ſie an zu ſchreyen: du Mörder, du Puffer, du Weiber-Schinder, du Tyrann, du Beſtie! bring mich gar um, ſo bin ich

eine Martyrin! der Mann nicht faul, nimmt auch die anderen Stein einen nach dem anderen aus dem Busen, und Hosen-Säcken heraus, wirfft auf sie ab, pompartirt sie dergestalten, daß sie endlichen die Flucht ergreiffet, er aber hinten nach, was gibst, was hast? wirfft auf sie eines Werffens, und höret nicht auf biß sie zu Boden gefallen, und gleichsam halb todt da gelegen, da solte man geschen haben, wie sie ihren Mann mit ausgestreckten Armen gebetten, er solle aufhören zu werffen, sie wolle sich besseren und frömmer werden, nicht mehr zancken und haderen, sonderen künfftig hin friedsam leben, worauf er sich wider verglichen, und hatten hernach erst einen ruhigen Ehestand, und lebten fortan ohne Zanck und Hader in guten Frieden und Einigkeit; da gedachte der Mann erst, der Doctor ist kein Narr, hat mir geschwind einen guten Rath geben, aber die Stein haben mehr Krafft, als die süssen Wort, und die Kräuter, O wie wohl ein stattliche Artzney für die zanckische nnd böse Weiber, von welcher so gar Anicenna, Gallenus und Hypocrates nichs gewußt.

In einer gewissen Stadt im Ertz-Stifft Saltzburg, kenn ich selbst eine solche die noch ärger als die Höll-Furien, die schon vor dreyßig Jahren nicht allein obbemelten Baurens seine dritte Eur, sonderen hundert mahl noch grössere verdient hätte, aber dem frommen und gar geduldigen Mann wäre wider sein angebohrne Güte und Frommkeit un-

unmöglich von ſolcher Medicin was vorzunehmen, ſondern lebte immer der Hoffnung, weilen ſie GOtt mit etlichen Kinderen und ehrlichen Nahrungs-Mittlen geſeegnet, ſie würde ſich einſtens ſelbſt beſſeren, der gute Mann aber hat ſich hierinn betrogen empfunden, dann ſie ſich nicht gebeſſert, ſondern nur ſtets ärger worden, und ſich gleich um den Regiments-Stab angemaßt, ſelben dem elenden Mann mit gantzem Gewalt aus ſeinen Händen geriſſen, worüber diſe Feur-Glocken ſolcher Geſtalten gehaußt, tobt, und gewüth, nicht mit ihrem Mann allein, auch die ehrliche Freundſchafft mit Nichten verſchonet, endlich ſich gar von dem Mann begeben, und ein beſonderes Hauß-Weeſen angeſtellet. Uber diſes aber hat ſich die Obrigkeit ins Mittel gelegt, in Hoffnung, ſie wider zu vereinigen, doch alles umſonſt, indeme nun die gütliche Ermahnung nichts verfanget, als hat man es anderſt probiret, und ſie eine Zeit mit Arreſt belegt, nach diſem hat das teuffliſch Raget erſt Feur bekommen, g'ſchallt und knallt, als wann es der Teuffel ſelbſt wäre, über eine Zeit iſt ihr durch einen Fall der eine Fuß entzwey gebrochen, ſo hatte man gehofft, durch diſes Unglück werde ſie ſich unfehlbar zur Bekehrung lenden, worbey man an Zuſprechung nichts erwinden laſſen, daß ſie doch einmahl ſich bequemen ſolle, zu ihrem Mann zu gehen, worauf ſie mit Nichten geantwortet, und daß ſie lieber mit dem abgebrochnen Fuß zu Bethe

ligen, als diſes thun wolle. O Bockſtein, und Peyn, verzweiffeltes = Raben = Vich! damahls ſtunde ſie auch mit ihrer leiblichen Mutter etliche Jahr in gröſter Feindſchafft, daß, als ihr geiſt = und weltliche Obrigkeit auf das Beweglichſte zugeſprochen, beforderiſt da die Mutter im Todt = Beth ligend, ſich doch mit ihr zu verſöhnen, zur Antwort gegeben; Was? ſpricht ſie, ich mich mit ihr verſöhnen? wann ich wüſte, daß man ſie auf diſem Berg, nennet ihn mit Namen, verbrennen thäte, wolt ich ſelbſt mit hinauf, und das Holtz helffen darzu tragen; O Tyger = Thier, O Höllen = Brand! Uber eine Zeit ſetzt abermahl die Obrigkeit an ſie, der Meynung: weilen ihr die Schwind = Sucht die noch gehabte Mittel biß auf noch wenig Hauß = Rath würcklich aufgezehrt, ſie deſto leichter zu bezwingen, mit ihrem Mann zu vereinigen, doch abermahlen vergebens, mit entſetzlicher Beantwortung, daß, wann er ihr nur in die Nähe kommen ſolle, ſie ihme ein Meſſer in den Leib zu rennen, daß es darinnen ſtecke geſchworen. Dannenhero alle der Zeit her gut und bewegliche Ermahnungen auch ſcharffes Zuſprechen, ja aller Tauff und Chryſam an diſem teufflichen Höllen = Geſpenſt verlohren, und ich glaube, ſie lieſſe ihr eher alle Torturen anthun, dardurch ihre Seel dem Teuffel übergeben, als ſie zu bezwingen, wider zu dem Mann zu kommen, oder den ſo gar widerſpenſtigen Teuffels = Kopff brechen zu laſſen, was wolte oder ſolte

gegen

gegen diſem ſo wohl gottsförchtigen, als fromm- und geduldigen Mann der Hypocrates mit ſeiner auch zwar teuffliſchen Xantipe, noch die Geduld des Jobs und andere deren mehrers ſeyn? O Bitterkeit über Bitterkeit!

Der heilige Athanaſius entwürfft ſolche Tyger-Brut mit folgenden Worten: Ein dergleichen böſes Weib iſt nichts anders, als ein Schiffbruch auf Erden, ein Urſprung der Schand-Thaten, ein Schatz der Todtſchlägen, ein tödtlicher Anlauff, ein häßliche Zerſtöhrung ein Polſter der Schlangen, ein Troſt des Teuffels, eine untröſtliche Kranckheit, eine peſtilentziſche Seuch, ein Aergernuß der Unſchuld, ein Werckſtatt des Sathans, ein unverſchamtes Vieh, eine laſterhaffte Goſchen, ein Schatten der Finſternuß, eine Meiſterin der Frechheiten, eine liſtige Otter, ein brummendes Hauß, ein Untergang des Manns, eine tobende Beſtie, ein bloſſes Schwerdt des hölliſchen Feinds, ein raſender Hund, der Todt der gantzen Welt.

Jener Mann hat es gar gut gemeynt, als er ſein erſoffenes Weib geſucht.

Diſer, als er vernommen, daß ſein böſes Weib erſoffen war, ſuchte ſie im Waſſer aufwärts und gegen dem Strohm, wie aber die Zuſeher ihn deßwegen auslachten, und ſprachen: ſie werde ja nicht das Waſſer hinauf, ſonderen eher hinunter geſchwummen ſeyn, antwortete er: Sie iſt in allem und

jeder-

jederzeit in ihrem Leben und Thun, widersinnig gewesen, zweifle also sehr, daß sie sich nun nach ihrem Todt erst bekehrt soll haben und abwärts geschwummen seyn.

Ein recht versoffenes Weib hatte auch jener ehrliche Mann, diser konnte bey der Taffel, wie wohl man allzeit eine grosse Kantel Wein, welche wohl beyden hätte erklecken sollen, auftruge, niemahlen zu Streichen kommen, ja er bekame nicht einen Tropffen, weilen das versoffene Weib gleich Anfangs über die Kantel wischte, und solche biß auf den Boden ausstürtzte, der einfältige Mann sich dessen beklagend, fragte, warum sie doch so unchristlich sauffte, das Weib die Sau-Närrin antwortete gleich darauf: Liebster Mann! du solst wissen, daß ich nicht trincke aus Begierd des Weins, vil weniger dir den Trunck abzuspannen, behüte mich GOtt! auf keine Weiß nicht, sonderen ich trincke aus pur lauter Lieb und Andacht meinen heiligen Schutz-Engel zu sehen, daß ich nicht nachlassen kan, biß ich seine Bildnuß und Contrafet, so in disem Boden der Kantel ist! ansichtig werde, und denjenigen Wein, welchen sein Bildnus angerühret, als ein kräfftiges Mittel wider alle Kranckheiten austrincke; wohlan! gedacht der Mann bey sich selbsten, hat es eine solche Beschaffenheit, so will ich der Sach schon helffen, gieng alsobald zu dem Zinn-Giesser, und liesse an statt des Engels die Bildnus des Teuffels hinein machen, seinem versoffenen

Weib

Weib die gar zu groſſe Andacht in etwas zu verminderen ; was geſchicht ? kaum iſt die Kantel mit dem Wein wie zuvor , auf die Tafel kommen , hat das verſoffne Weib ſolche ihrem Gebrauch nach , wie vorhin , auf einen Suff ausgetruncken , was iſt das ? ſprach der Mann , zuvor haſt du getruncken aus Andacht gegen dem heiligen Schutz = Engel , aber wie ich ſihe iſt dir der Teuffel eben ſo lieb , behüt mich GOtt , was iſt das für ein Sauffen ? das boßhaffte Weib beſinnet ſich nicht lang , und gab ohne Verzug folgende Antwort : was fragſt du lang ? jetzund bin ich vilmehr gezwungen , als zuvor , den Wein auszutrincken , wegen des groſſen Haß , ſo ich gegen dem Teuffel trage , deme ich nicht ein Tröpfflein vergonnen wolte. Daß laß ich mir ein Abſäum eines verſoffenen Weibs ſeyn. Eines dergleichen ſauberen Muſters , und täglichen Vollſaufferin , gedencket Pater Stengelius S. J. welche nicht das Waſſer , ſonderen ihren gantzen Hauß = Rath , und was ſich länge Jahr in Kiſten und Käſten verborgen gehalten , in Wein verkehret , da hat es geheiſſen : Wein GOtt ! mein Todt , diſes verſoffene Weib wurde endlichen von ihrem ſonſten gar nahrhafftigen Mann wegen ihres öfteren Geſeng GOtt beym Richter verkaget , der das Weib dann beruffen , und ihr neben einem guten Ausputzer alles Wein = Trincken verbotten : diſer Schlepp = Sack konnte aber ihr Klapper = Mühl wohl brauchen , brachte hernach bald diſe bald jene Entſchuldigung ,

endlichen

endlichen ergabe sie sich, doch mit disem Beding, und Vorwand, es wäre nicht möglich, gar allen Wein gerathen, massen in einem Gläßlein Wein vil Ehr stecket, und durch solchen offt ein guter Freund gemacht, mancher gute Kauff beschlossen werde, der Richter laßt sich durch das leere Geschwätz dahin vermögen, daß er ihr das Wein-Trincken zulassen wolle, wann sie was kauff- oder verkauffe; dise Bachi Tochter ist mit disem Bescheid gar wohl zu frieden, gelobet an, ausser eines Kauffs- oder Verkauffs keinen Wein zu trincken, gehet getrost nacher Hauß, weilen schon alles in das Wein-Faß gefallen war, ausser einem kleinen Gaißlein, daß in Stall stunde: so hat sie solches gleich verkaufft, da hatte man den ersten Tag zu trincken, den anderen Tag hat sie das Gaißlein wider an sich gelöst, und was weniges für den Reu-Kauff in dem Stich gelassen, da hatte sie den anderen Tag abermahl zu trincken, den dritten Tag hat sie das Gaißlein wider verkaufft, und abermahlen den Leykauff vertruncken, den vierten Tag hat sie das Gaißlein wider erkaufft, und abermahl getruncken, und also währete es die gantze Wochen, biß auch endlich das Gaißlein in dem Wein-Faß ein End genommen, und wäre das Gaißlein endlichen wohl hingangen zu vertrincken, wann die Ehr, und die Eheliche-Treu auch villeicht nicht zugleich darauf gangen wäre.

In Franckenland haben ſich in einem gewiſen Flecken drey Weiber und Sauff-Geſpihlinnen in Abweſenheit ihrer Männeren zuſammen geſetzt, und in einem Abend viertzig Fränckiſche Seidel Wein rund ausgeſtochen, welche Zech noch heunt zu Tag an demſelben Orth auf einer Tafel verzeichnet zu ſehen iſt.

Welches Weib nun zu ſtarck Octoberiſch, Zinoberiſch iſt, daß wird auch wollen Poſtoberiſch ſeyn, und vor allen blaſen, ein Weib, die zu ſehr Kelleriſch und Muſcadelleriſch iſt, die wird auch darbey Bellerisch ſeyn, ein Weib, die zu vil Weiniſch und Reiniſch iſt, die wird auch Greineriſch ſeyn, worvon dann die werthe Einigkeit vertriben wird, die rechte Lieb verriben wird, die wahre Treu verſchrieben wird, und nachmahls mehr im Hauß Wehe, als im Winter Schnee, und im Frühling Klee gibt; was iſt von einer ſolchen verſoffenen Lutzel zu halten? welche vor etlich Jahren ein gar andächtige Kirch-Farth angeſtellt, unter Weegs aber in dem Würths-Hauß dergeſtalt mit der Wein-Kantel duelliert, daß ihr der Opffer-Stock gantz aus den Schlieſſen kommen, und alles mit ihr um und um gangen, weſſenthalben ſie in die Mitte der Kirchen ſich an dem Opffer-Stock angehalten, und gantz ſeuffzend aufgeſchryen: O mein heiliger Altar, ich bins nicht werth, es iſt ja zu vil für mich alte Hueſten, die Ehr, die du mir erweiſeſt, gebührt mir gar nicht, wie muß ich das wi-

der

der verſchulden? als ſie aber von den Nächſt-Anweſenden befragt wurde, maſſen ſie ſich alle über diſe Wort nicht wenig verwundert, gab ſie diſe Antwort: Meine liebe Leuth, ich hab wollen aus Andacht und Schuldigkeit um den Altar herum gehen, und jetzt gehet er um mich herum, es iſt ja gar zu vil: Einer ſolchen könnt man wohl jene Grab-Schrifft machen:

Hier ligt ein altes Weib, in diſem Grab verſchloſſen,
Die durch ihr Lebens-Zeit nichts als Geweinet hat;
Und was das rareſte, kein Zäher hats vergoſſen,
Wie daß? Wein Sauffen wars, was ſie ihr Lebtag that.

Was kan um GOttes Willen wilder, ſchändlicher, garſtiger, abſcheulicher ſeyn, als eine ſolche verſoffene Beſtie, eine ſolche Vollſaufferin ſihet ja ſo wild aus wie eine abgebranndte Glaß-Hütten, ihre Haar ſtehen ſo zerrüttet, wie ein alter Roßbeſen, ſie zeiget ein Maul, das iſt ſo ſchmutzig, wie ein alter Räum-Löffel, als wie die Reiff von einem alten Waſch-Zuber, ſie ligt in ihrer ärgerlichen Vollheit im Koth, wie ein Maſt-Schwein.

Wann ein Weib ſich badt im Wein,
Gleicht ſie einer wilden Schwein.

Der

Der heilige Chryſoſtomus ſpricht ſelbſt, was kan doch auf der gantzen Welt abſcheulichers und unfläthigers ſeyn und gefunden werden, als ein voll angetrunckenes Weib? welche wie ein Schifflein unter den beweglichen Wellen auf der unbeweglichen Erden hin und her, von einem Winckel in den andern wancket, und ihre Völlerey jedermann unverſchamt ſehen laſſet; erſt gemeldter heiliger Lehrer fahret weiter fort: es kan nichts häßlichers ſeyn, als ein voll-getrunckenes Weib, ja eine ſolche iſt unfläthiger, als der Unflath ſelbſt, iſt ſchändlicher als die Schandlichkeit ſelbſt.

Eccleſ. Cap. 26. meldet: Ein betrunckenes Weib iſt ein groſſer Zorn, und ihre Schmach und Schand wird nicht bedecket bleiben.

Mann weiß, daß bey den Sonnen-Regen Krotten wachſen, aber bey den Wein-Regen wachſen leichtfertige Krotten, der Wein bey einem Weib iſt ſchon ein Lad-Schreiben zu allen Unthaten, an keinem Ort wird man mehrer Unkraut finden, als bey dem Wein-Kräutel, bey Kamtel und Andel iſt ſelten ein ehrbarer Wandel, dann gewiß iſt es, daß die Weiber ihrer ohne dem auf ſchwachen Füſſen ſtehender, und auf Stelzen gehtnder Treu nie ehender vergeſſen, und die Jungfräuliche Ehren-Kräntz nie ehender verzetten, als durch die Völlerey und den lieben Geſeeng-Gott, auf Hochzeiten, Täntzen und anderſtwo, wie ſolches bezeugt

der heilige Johannes Chryſoſtomus ſprechend: Ein jedes Weib, welches dem Sauffen ergeben iſt, iſt auch ein leichtfertiger Fetzen, ſolches ſchlieſſet auch Salomon, Prov. Cap. 20. Der Wein verurſachet ein unzüchtiges Weſen, auf der Wein-Straſſen fahret die Frau Venus zu der Weiber Hertzen hinein.

Aber nicht nur macht der Wein und das unmäſſige Sauffen die Weiber Zuchtloß, ſondern es macht auch ihre ohne dem ungewaſchene Mäuler und ſcharff-ſchneidende Zungen Zähn- und Zügenloß, welches manche elende Männer mit Schmertzen erfahren müſſen.

Sag mir einer her, wo iſt dermahlen eine Kinds-Tauff, eine Hochzeit, eine Mahlzeit, ein Tractament, wo die Weiber gegenwärtig ſeynd, wo ſich nicht auch zugleich ſolche geſchwätzige Schnatter-Gänß und Aenten-Schnäbel hören laſſen? dieſe verſoffene Schnatter-Büchſen, wann ihnen der Wein die Zungen löſet, und dieſelbe allzu frey machen, in Summa; wann der Weiber ihre Zungen in Wein wohl gebeitzt ſeynd, da müſſen alle verborgene Unvollkommenheiten des Nächſten geoffenbaret werden, wie ich mit nachfolgendem Exempel erweiſen will, wie unverſchweiglich bey einem die Geheimnuſſen ſeynd, abſonderlich mit einem Wort, der Weiber Mäuler und Zungen diſe ſeynd niemahlen frecher, als bey dem Becher, dahero die Alten nicht unbillich dem Wein-Gott Bacho eine Alſter beyge-

gemahlet, welcher Vogel einer aus den Geſchwätzigſten iſt, und plaudert vil, was er ſelbſt nicht verſtehet.

Plutarchus ſchreibt, daß ein Weib das allergeſchwätzigſte Thier ſeye, welches nicht leichtlich jene Sachen verhalten kan, die ihr in das Ohr geſagt worden.

Ein Weib kan lachen Trutz einem Affen, es kan murren ſehr, Trutz einem Tantz-Bär, es kan heulen, Trutz einer Eulen, es kan vergraben, Trutz einem Raben; wormit übertrüfft aber ein Weib alle Thier? der Poet ſchreibt, alle andere Thier übertrifft der Lux mit dem Sehen, das Schwein mit dem Hören, die Spinn mit dem Fühlen, dem Weib ſag ich, und ſagt es die gantze Welt unter die Augen, es übertrifft alle wilde Beſtien, mit was? mit dem Schwätzen, dann ein geſchwätziges Weib tragt leichter einen Centner Bley, als drey Loth Geheimnuß; ja ein Mühl-Rad iſt noch leichter zu arteſtiren, als ein geſchwätzige Weiber-Zung. Dann ſobald ein Wort bey einem geſchwätzigen Weib zu den Ohren hinein gehet, ſo klopfft es alſobald bey der Maul-Thür an, und verlangt den Durch-Paß, wie hernach zu vernemmen;

Wann dann diſem Geſchlecht das Stillſchweigen ſo gar nicht natürlich, wie unbeſonnen thun dann dieſelbe, die ihnen einige Geheimnuß vertrauen, wie ungeräumt ſcheint es, wann die Weiber ehender Rathſchlag wiſſen, bevor die Sach werckſtellig gemacht,

dahero mehrmahlen geſchicht, daß durch dererley Offenbahrung vil Sachen den Krebsgang nehmen, ja von dem Gegentheil hintertrieben werden. Sie iſt aber, ſagſt du, mein beſte vertrauteſte Freundin; das thut alles nichts, ſag ich, dann es kan die Zeit geben, daß ſie dein ärgſte Feindin wird, deren tauſend Exempel ſeyn, ſodann wird alles an Tag kommen, was du ihr ein und alle mahl haſt anvertrauet. Nun vernehmet:

In einer vornehmen Stadt in Oeſterreich iſt eines wohlhabenden Handelsmann Frau mit Tod abgangen, das Dienſt-Menſch, ſo eine geraume Zeit im Hauß, wuſte das ſchöne Vermögen ihres Herrn, und konnte beynebens leicht erachten, daß er zur andern Ehe ſchreiten werde, zumahlen er in beſten Jahren, und der Hauß-Würtſchafft allein vorzuſtehen nicht mächtig ware, ließ ihr alſo einfallen, daß es nicht übel ſtunde, wann ſie auf dem Marckt könnte die beſte Waar ertappen, weil ihr aber die eigene Armuth alle Hoffnung abgeſchnitten, als gedacht ſie die Sach mit einem Fund und Argliſt, womit doch die Weibsbilder ohne dem ausgefüttert ſeynd, durchzutreiben, iſt demnach da, und vertritt bey nächtlicher Weil die Stell eines Geiſts, macht zuweilen ein Gethöß, laſſet klägliche und tieffe Seufftzer gehen, welche dem guten vil-frommen Wittwer mehrmahlen den Schlaff benommen, und nicht in geringe Forcht und Beſtürtzung geſtellt, ſo gar, daß er auch die Sach weiter

ter gebracht, und hierinnfalls einen Rath gesucht bey denen Geistlichen, welche dann ihne mit allerley geweyhten und heiligen Sachen versehen, auch anbey für gut und rathsam geschlossen, er solle nach verrichter vollkommener Beicht und Communion ohne Scheu und Entrüstung den Geist fragen, wer er sey, was er verlangt? welchem allem der gute Mann fleissig nach kommen, und so bald hierauf bey der Nacht der Geist sich wiederum angemeldet, fragt er, ob zwar nicht ohne Zittern, wie leichtlich zu erkennen, wer er sey? auch war die Stimm und Antwort: Ach! ich bin dein unlängst verstorbene Ehegemahlin; ob ihr zu helffen, und wie? fragt er weiter: Ach freylich! ich leyde in jener Welt unermeßliche Peyn und Quaal meiner begangenen Sünden halber und könnte leicht durch die grundlose Barmhertzigkeit GOttes aus disem so peynlichen Kercker erlediget werden, wann du in deiner künfftigen Heyrath nicht würdest ansehen die schnöde Reichthumen und das zergängliche Geld, sondern vilmehr die liebe Tugend, welche forderist in deiner Dienst-Magd gefunden wird, dann ihr wohlmeynendes Hertz und gutes Gewissen bey GOtt dem Allmächtigen in grossem Werth und Wohlgefahlen ist, Ach! Ach! hiemit verschwindt der Geist; dem frommen Man ware nichts anders angelegen, als die Erlösung seiner verstorbenen Frauen, zumahlen sie in grosser Liebe und unzertrennter Einigkeit mit einander gehaußt,

hat ſich als des andern, dritten und vierten Tags dahin reſolvirt, daß er ſeine eigene Magd freyen wolte, lieſſe ſich auch durch keinen andern Wider-Rath überreden; die Gewißheit ware nun beederſeits, und hätte nun alles nach Wunſch auf Seiten des Menſchens ausgeſchlagen, wann ſie nur ihr Maul, ſo ein übler Gaul, hätte im Zaum gehalten: diſe geheime Sach truckte und ängſtigte ihre Bruſt mehrer, als ein ſtarcker Steck-Carthar, es ware ein Medicin, die nur über ſich treiben wolte, das Hertz konte diſes gute Beſcheid-Eſſen allein nicht verzehren, ſondern ladet zu Gaſt auch die Zungen ein, es ſtehet nicht lang an, ſie vertrauet ſolche ihre geheime Argliſt ihrer beſten Freundin diſe ob ſie ſchon die Schweſter Fidelitas ſelbſt zu ſeyn ſcheinete, konte es gleichwohl nicht verſchweigen, etwa aus Neyd, daß ihr Mit-Beſpänin zu groſſem Glück ſolle erhoben werden, bringt ſie die Sach bey mehrern an, daß alſo die gantze Comödie an Tag kommen, und ſie nicht allein ihre ſo gewünſchte Heyrath, ſondern auch den Dienſt, ingleichem den guten Namen und, alles verlohren; das einzige Ach! Ach! wormit ſie ihren guten Herrn wolt überfortlen, iſt ihr vor ihrer Heyrath zurück gegeben worden, und hat für einen ſo guten Mann das Zuchthauß eingehandlet, da ſiehet man, wie ihr die ſo geſchwätzige Zung ſo groſſes Glück verſchertzet hat.

Es iſt eine gemeine Auſſag der Lehrer, daß

daß unſer lieber HERR haben hat wollen, daß ſein Gloreiche Aufferſtehung ſolle allenthalben ausgebreitet werden, und zwar bald ohne lange Verweilung, dahero Er zur Offenbahrung diſes groſſen Geheimnuß keine Männer, ſondern Weiber erwählet, dann Er glaubte ſelbſt, daß ſolche Zeitung nicht könte ehender unter die Leuth kommen, als durch die Weiber:

Was einer will verſchwiegen haben,
Das ſoll er einem Weib nicht ſagen,
Dann da iſts eben ſo verſchloſſen,
Wie Waſſer das ins Sieb gegoſſen.

Diſer hernach benannte Bauer hat mit gröſtem Verdruß von ſeinem Weib erfahren, daß, um was er gebetten, ſie nicht verhalten mögen.

In einer gewiſſen Dorffſchafft, beklaget ſich ein armes Bauren-Weib gegen ihrer Nachbäurin, wie daß ſie in ein groſſes Unglück kommen, meine liebe Nachbarin! ſagt ſie, was ich dir klagen muß, meine Hennen legen kein eintziges Ay mehr, daß ich nicht weiß, was ich anfangen ſoll, dann bißhero habe ich, weilen wir ſonſten nicht vil Gewinn haben, von denen Ayern und jungen Hünlein meine Haußhaltung ausgehalten, und ein zimmliches Geld daraus gelößt, nun aber bekomme ich kein eintziges Ay mehr, und muß, wann es nicht bald anderſt wird, den Bettel-Sack anhängen; wanns zu

Winters-Zeit wäre, nähms mich nicht Wunder, daß ſie zu legen aufhöreten, aber mitten im Sommer, da die Hennen ihren beſten Ausgang haben, und doch alle zugleich aufgehöret zu legen, das kommt mir verdächtig vor, ich förcht, ich förcht, es ſey eine Schelmerey daran, es muß mirs jemand aus Neid alſo verhext haben. Bitte dich dahero gar ſchön, mein Nachbarin! du wolleſt mir doch einen guten Rath geben, was ich anfangen ſoll? Mein liebe Cammerräthin! ſpricht die andere, ſchweig, ich will dir etwas geben, komm Morgen wider zu mir, will ſchon etwas richten; des andern Tags in aller Frühe machte ſich das Weib auf, laufft zu ihrer Nachbarin ins Hauß, bitte gantz freundlich, ſie ſoll ihr halt etwas geben, daß ihre Hüner wieder Ayr legen: die Bäurin gibt ihr hierauf nichts anders als ein Stuck Brod, gehe hin, ſagt ſie, thue denen Hennen diſes Brod klein fürmudlen und brößlen, ſie werden bald wieder Ayer legen in groſſer Anzahl; das Weib gehet mit Freuden dahin, tragt das Brod heim, dieweil ſie aber andere wichtige Geſchäfft hatte legt ſie ſolches unterdeſſen in die Schub-Laden des Tiſchs, und gienge hin, andere Hauß-Geſchäffte zu verrichten, entzwiſchen kommt der Mann, ſo darauß auf der Feld-Arbeit geweſen, nacher Hauß, und weilen er gantz hungerig, wolte er geſchwind den Leib-Brod heimſuchen, zieht dahero die Schub-Laden heraus, ſiehet das Stuck Brod da

ligen,

ligen, nimmts derowegen zu ſich, und ißt es mit groſſem Luſt, was geſchicht? den anderen Tag fangt der Mann an zu Gackezen wie eine Henne, ſein Weib vermeynte, er wäre vom Verſtand kommen, oder es ſtoſſe ihn etwann ein Ungariſches Fieber an, legt ihn derowegen ins Beth, gibt ihm darauf ein Meſſer-Spitz voll Tyriacks, ſagt, er ſolle den Kopff unter die Decken ſtecken, und ein Stund ſchwitzen, ſie aber gehet unterdeſſen dahin, ihr Arbeit zu verrichten, nach verfloſſener Stund kommt ſie wider, ſchaut zu ihrem Mann, Bartel! ſagt ſie, wie gehts dir? haſt geſchwitzt? O mein Weib! ſagt er, ich bin gantz kranck, es ſeynd groſſe Stein von mir kommen, wie? mein Mann! ſpricht das Weib, laß ſchauen, hebt zugleich die Decke auf, ſuchet die Stein, findet aber an Statt deren etliche groſſe Hennen-Ayer, ſie erſchrickt darüber, mein Mann! ſagt ſie, und zeigt ihm die Ayer, wann ſolche Stein von dir kommen, ſo will ich dir alle Tag ein Tyriackes eingeben, O mein Mann! du biſt mir lieber, als alle meine Hüner; der einfältige Mann konnte ſich nicht genug über diſes verwundern, wo es doch herkommen müſſe, daß er Ayer legte? ſchämte ſich derentwillen von Hertzen, mein Weib! ſpricht er: bitte dich gar ſchön, thue es gleichwohl niemand ſagen, daß ich Ayer gelegt, ich müſte mich zu tod ſchämen, wann mans wüſte, laß fein bey dir verbleiben; nein, nein, mein Bartel! ſagt ſie, du biſt ſchon derent-

wegen gantz sicher, wirds wohl kein Mensch innen werden, was müste ich lang von dem Ding sagen? da sey ohne Sorg, wirds wohl niemand von mir hören, vermeynst dann du ich kan kein Ding verschweigen, und mach es wie andere Weiber, die nichts Geheimes verhalten können? laß dich derowegen nichts irren, leg du nur alle Tag brav Ayer; was geschicht? den dritten Tag darauf, als am Sonntag, da der Mann in die Kirchen zum Gottesdienst gehen wolte, da wuste es schon jedermann, dann sein Weib, dise so geschwätzige Alster, hat es nicht länger verschweigen können, als eine eintzige Viertel-Stund, die Buben auf der Gassen lauffren zusammen, deuteten mit Finger auf ihn, sagend: schau, schau! da ist der Bartel, der Frutz einer Hennen Ayer legen thut, schimpfften und verspotteten ihn, daß er vor lautes Schamhafftigkeit nicht gewust, was er anfangen solt, ist also wider zuruck gangen, hat die Meß und Predig unterlassen, sein Weib daheim mit rauhen Worten angefahren, sagend: hast du es schon jedermann an die Zähn streichen müssen? du Schnatter-Maul! daß ich Ayer gelegt hab mirs wohl eingebild, du wirst es nicht verschweigen können, O mein Mann! sagte sie, habs wohl niemand gesagt, als der Gevatterin, und habe aber gebetten, sie solt es gleichwohl niemand sagen, dieselbige muß es gewiß im gantzen Dorff außgetragen haben; O wie wahr ist es, was

An-

Antiphanes gesagt: Wann du einem Weib etwas Geheimes anvertraueſt, ſo iſt es ſo vil, als wann du es auf öffentlichem Marckt ausruffen lieſſeſt.

Dahero darff ein jeder Mann ſeinem eigenem Weib im geringſten nichts anvertrauen, was in Geheim ſolte behalten werden, und auf ihr fürwitziges Fragen, machen, wie jener Rathsherr gethan: Dieſer kam einſtens vom Rath nacher Hauß, da fangt die Frau an bald zu fiſchen, ob es ſchon kein Faſtag, Kind! ſagt ſie, wie lang ſeyd ihr heunt mehr geſeſſen? mit der Weyl wird man euch die Hoſen mit Blech füttern, damit ſie nicht alſo zerriſchen werden, es ſeynd gewiß mehr Hebammen-Chargen vacirend, daß ihr ſo langſam mit um gehet, mein Hertz! ſpricht ſie weiter, wie biſt du ſo feindſeelig gegen mir? andere Männer haben weit ein gröſſeres Vertrauen zu ihren Weibern, unſer einer weiß weniger, als ein Kaſtanien-Braterin auf der Gaſſen, und bin doch ein Rathsfrau, ſie fiſcht nicht lang, ſie fragt bald was? das und das: Biſt du nicht wunderlich? ſagt er, es iſt heut im Rath vorgenommen worden, was zu thun, (aber da geredt, als wie in der Beicht) weil ein heiliger Mann prophezeyet, daß Heuer ein ſolcher grauſamer Winter werde ſeyn, daß auch die Seufftzer, ſo aus den Hertzen ſteigen, unter Weegs gfrieren werden, da geredt, verſteheſt mich? es ſtehet nicht ein Viertel-Stund an, da hat man in dem gantzen Marckt, welcher

Gröſſe

Gröſſe und Schönheit halber weng Städt gleichen, nichts anders geredt, als von Beltzen, dergeſtalten, daß in einem halben Tag zweyen Kirſchnern nicht eine Spannen lang wäre übergeblieben, dann ſie, diſe Raths-Frau ſolches ihrer Gevatterin in Geheim vertrauet, diſe einer andern, aber alles im Vertrauen, die dritte konte auch nicht lang ſchwanger geben mit diſem Geheimnuß, daß alſo in einer ſo kurtzen Zeit auf allen Plätzen, die ſo kühle Prophezeyhung bekannt worden.

Man weiß keine Veſtung, die ſo ſeltſam und wunderbarlich iſt erorbert worden, wie die Stadt und Königliche Reſidentz-Platz Jericho, dann diſe hat der berühmte Kriegs-Fürſt Joſue nicht mit Carthaunen, ſondern mit Poſaunen eingenommen, darbey aber ware das ſcharffe Verbott, daß die ſechs Tag hindurch kein Menſch ſoll ein Wort reden, aber den ſibenden Tag ſoll alles zuſammen ſchreyen, bey diſem Volck Iſrael ware eine groſſe Menge der Weiber, und die ſollen ſechs gantzer Tag ſtillſchweigen, ſechs Tag kein Wort reden? mein Feld-Herr Joſue! das ſcheinet unmöglich, das wird kein Menſch, er ſeye wer er wolle, zuwegen bringen, ſechs Tag, wann ſie ſechs Stund das Maul hielten, ſo konte mans für ein Miracul und Wunderwerck ausſchreyen, ſechs Tag kein Wort reden, das iſt mit einem Wort bey denen Weibern nicht möglich, es wurde vonnöthen ſeyn, daß man

vor

vor ein jedes Maul ein ſchloß legte, es werden die Wort gleichwohl auf der Seiten einen Ausfall tentiren. Sillarya ſchreibt zwar, daß, nach Auſſag der Hebräer, Joſue habe alle Weiber von der Armee hinweg geſchafft, und anbey die Ordre geben, daß ſie am ſibenden Tag ſich wiederum einfinden ſollen, maſſen derſelbige Tag werde ſeyn ein Geſchrey- und Jubel-Tag, dann er glaubt ſelbſten unmöglich zu ſeyn, daß die Weiber ſo lang ſolten ſchweigen, weil aber der ſibende Tag mit allem Fleiß zum Schrey- und Jubilier-Feſt angeſtellet ware, alſo hat er die Weiber darzu beruffen, der Meynung, es werde ſolchen Tag niemand als die Weiber beſſer celebriren helffen.

Mancher bekommt ein Weib, die einen Manns-Nahmen hat, nemlich Schjghardus, auf teuſch Schweighart, am Heil. Pfingſtag hat ein jeder Apoſtel zwey Zungen gehabt, da nemlich der H. Geiſt, in Geſtalt einer feurigen Zungen erſchinen, aber diſes vernünfftige Murrmel-Thier hat an einer Zungen, zu vil; andere Mühlen haben bißweilen einen Feyertag, abſonderlich im Winter, wann der Bach gefroren, oder im Sommer, wann das Waſſer nicht die Waſſerſucht, ſondern die Schwindſucht bekommet, aber das Mühl-Rad der Weibern gehet immerzu, ihre Katzen-Muſic hat faſt nie eine Paufen, ſie hätte gar zu einem Stund-Ausruffer taugt, dann ſie hättens nie verſchlaffen, deßwegen kein Wunder, daß man nachmahls

mit

mit solchen Weibern umgehet, wie mit der Stuben-Thür, wann solche garretzt und kürret, so schmiert man, alsdann schweigt der Thür-Angel still und girret zum wenigisten nicht, sondern halt das Maul wie ein Mauß, wann sie beym Speck-Laib schmarotzt, also soll gleichmäßig ein Weib vor allem das Maul zu halten, ihr angelegen seyn lassen, disen Rath gib ich fast allen bösen Weibern: Gedencket, meine Weiber! daß gemeiniglich ein Krieg entsteht, wann man solche Maul-Trummel rührt, gedencket, daß man gemeiniglich die Feuer-Glocken anschlagt, wann die Flammen zum Maul aussteigen, gedencket, daß man gemeiniglich die Orgel schlagt, wann die Blaß-Bälg des Mauls aufgezogen seynd, gedencket, daß es gemeiniglich einschlagt, wann es aus dem Maul so starck donnert, deßwegen, alles Ubel zu verhüten, haltet das Maul, gedencket, O ihr bösen Weiber! wo ihr immer seyd, daß Christus der HErr bey geschlossener Thür den Frieden seinen Aposteln gebracht, also würde nicht weniger bey- und unter euch ein Fried seyn, wann ihr die Thür des Mauls zugeschlossener hielt, aber umsonst ist dises bey einem bösen Weib; man findet unterschiedliche Heilige, die allerley Thier zum Gehorsam gebracht, wie unter andern der Heil. Abbt Ammon, die Drachen, der Heil. Corbinianus sogar die Bären zahm gemacht, aber wer würde mir die Zung eines bösen Weibs zahm machen? wer?

aus

Aus hier Nachfolgendem nehmet fein eine gute Lehr, welche euch groſſen Nutzen ſchaffen wird:

Es hat ſich einmahls ein Weib ſehr übel aufgeführt, worüber der Mann gezwungen, ſelbe zimlich mit Schlägen zu tractiren, alſo, daß ihr das Angeſicht nicht ungleich war einem Reib-Stein, worauf blaue Schmolten gerieben worden, die Haar zimlich ausgerauſſt, die Augen gantz mit Waſſer überſchwemmt, das Maul nicht anderſt, als ein ſchmutzige Nacht-Lampen, der Aufzug der Kleydung ſahe zupffet aus, als wie ein unordentlicher Täntel-Laden, alſo übel zugerichtet laufft ſie in das Feld hinaus, in willens ihr das Leben zu nehmen, aus purer Verzweiflung, es hats aber die Reu wieder zuruck gehalten, doch ſetzte ſie ſich nieder hinter einer Haſelnuß-Stauden, lamentirte, klagte, ſeufftzete, weinte, rotzte, ſchnupffete unausſprechlich, Ach! ſagte ſie, ach! ich elende Tröpffin! wie geht es mir? kein Wunder wärs, ich ſchnidte mir ſelber die Gurgel ab, O mein lieber Paul ſeeliger! gnad dir GOtt im Himmel droben, gelt, du haſt mich niemahlen erzürnt? es iſt dir nicht möglich geweſt, wann man dich auf eine Mahlzeit geruffen, daß du wohl ohne mich haſt ſeyn können. Ach mein GOtt! wie werd ich anjetzo ſo ſchmählich für einen Fuß-Hadern gehalten von dem jetzigen Mann. Aber ja wohl Mann! ein Schneider, ein Mörder, ein Hund iſt er: Wohl recht! es kommen

men nicht zwey Himmelreich auseinander, kein Wunder, ja kein Wunder wärs, ich thät mir selbst ein Leyd an, daß GOtt erbarm! indem sie also ungeräumt lamentirte, sieh, da fangt die Haselnuß-Stauden von freyen Stucken an zu reden, mein Weib! sagt sie, siehest du disen nächsten Aichen-Baum an, wie zerzaußt und verraufft er ist, und schau mich an, wie ich gantz unverletzt bin, weist die Ursach? wann ein starcker Sturm-Wind sauset, so ist diser Aich-Baum so stutzig, und widersetzt sich dem Wind, deßwegen wird er also zerfetzt und gestümplet, ich aber, Haselnuß-Stauden, wann ein solch ungestümmer Wind gehet, wehr mich weiter nicht, sondern wie der Wind gehet, so neig ich mich und biege mich, und gib also nach, deßwegen bleib ich unbeschädiget, hättest du also, mein Weib! auch deinem Mann nachgeben, dich nicht so hartnäckig widersetzt, ihme nicht also zahmloß eingeredt, und ein böß Wort mit zehen andern vergolten, so wäre es dir nicht so übel ergangen, lerne doch ein andersmahl das Maul halten.

Nun höret ihr Weiber! gesetzt, es hat ein Mann, der bißweilen wegen seiner ein und anderer Verrichtung, zu Zeiten nicht allerdings aufgeraumt, so ist euch nichts rathsamers, als gute Seyten und Sitten aufzuziehen, dann ein Bär hat diſe Natur, wann man mit ihm schreyet, und ihme drohet, so wird er wild, so man aber ihme pfeifft, und

schön

ſchön thut, ſo wird er gantz zahm; wie der Bär, alſo der Bernhard, habt ihrs gehört? ihr Weiber! es iſt ein Fiſch im Meer, mit Namen Polipus, der hefft ſich alſo ſtarck an Felſen und Schropen, daß, ehe er ſich mit Gewalt laßt hinweg ziehen, ehe laßt er ſich in vilen Stücken zerreiſſen, wann man aber etliche Tropffen Oel auf ihn gießt, alsdann weicht er freymüthig, habt ihrs gehört? ihr Weiber! der Barbirer, ſo er will eine Ader öffnen, fährt nicht gleich mit dem Lanzet darein, ſondern er ſtreicht, ſchmeichlet und liebkoſet vorhero die Ader, alſo auch ihr Weiber, mit guter und glimpfflicher Manier werdet ihr vil mehr ausrichten, alſo iſt nichts nothwendigers den Weibern zu rathen, als die Sanfftmuth, aber nicht die Sauffmuth.

Zwar, der ein böſes Weib hat, der braucht keinen Hund beym Hauß, wird alſo hierdurch diſe Koſt erſpahrte, dann anſtatt deſſen bellen, ſie es ſo gut, oder noch wohl beſſer verrichten, und iſt man faſt vor den Dieben mehrers verſichert, als mit einem böſen Hund.

Ich getraue mir leichter mit etlichen der wildeſten Hunden auszukommen und zu vergleichen, als mit einem eintzigen böſen Weib, erſtlich nimmt er mit einer ſchlechten und geringen Koſt vorlieb, zum andern darff ich von ihnen nicht alſo tractiret werden, drittens brauchen ſie keine Kleider, maſſen der Weiber Kleider ſie nur zur Hoffart reitzen, und

zwar nicht allein ihre Männer um vil Geld, sondern auch wohl Ehr, Gut und Blut, ja gar Leib und Leben bringen, auch schon gebracht haben, wie in hernach benannten Historien zu vernehmen:

Mein Eva! warum sogar bestürtzt und also traurig? Ach! sagt und klagt Eva, ich bin halt aus dem lustigen Paradeiß gestossen worden, und darzu noch ein grosser Fluch über mich ergangen, daß ich soll meine Kinder mit Schmertzen gebähren, warum aber? Ach! eine Schlang, eine Schlang hat mich verführt, die hat versprochen, wann wir werden essen von dem Baum, so GOtt dem Adam verbotten, so werden wir seyn und dahergehen als wie die Götter, worbey ich gleich bey mir selbst gedacht, ha, ha, das wär gut für mich, hernach, wann ich werd seyn wie eine Göttin, so darff mich mein Mann nicht mehr schlecht hin Everl heissen, sondern Ihro Gottheit, oder mein göttlicher Schatz; von dannen rühret ursprünglich her, daß die Weiber den Hoffarths-Kützel haben, und kein stoltzers Thier auf Erden, als die Weiber. Habts gehört, ihr Weiber! die Eva aber hat sich nicht allein samt ihren Mann durch überflüßige Hoffart in so grosses Unglück gebracht, sondern auch uns allen Menschen ein solches Schwitz-Bad angericht, daß wir biß auf den jüngsten Tag noch abzutrucknen haben.

Ein solches und hoffärtiges Weib, ist auch gewesen die Mutter des heiligen Jacobs

und

und Johannes; diſe trate einſtens mit diſen ihren zween erwachſenen Söhnen zu unſerm HErrn, überreicht Ihme eine Supplication, mit diſem Innhalt: daß ſie es gern ſehe, ja ihr die gröſte Gnad wäre, wann Er einen zur rechten, den andern zur lincken Hand in ſein Reich ſtellete, Matth. cap. 20. dazumahl lebte noch ihr Mann, der Zebedäus, mein! wie kommts? daß diſer die zween Söhn nicht vor unſern lieben HErrn geführt? er wäre ja weit manierlicher geweſt; es iſt wohl zu glauben, daß ſie, das Weib nemlich, ſolches ohne Wiſſen und Willen des Manns gethan, auch den Herrn im Hauß geſpihlt, wie man pflegt zu ſagen: Sie hat gedacht, wann ihre Söhn durch ihre Recommendation zu höhern Ehren kommen, ſo wird man alsdann ſagen, das iſt ein wackeres Weib, die gilt vil bey unſerm HErrn, diß Weib hat einen ſchönen Verſtand, diß Weib braucht eine ſchöne Manier, diß Weib kan ihre Kinder fortbringen, diß Weib gibt keinem Mann nach, diß Weib iſt ein ſtattliches, verſtändiges, galantes Weib, dann es iſt den Weibern gleichſam ihre Natur, daß ſie aus angebohrner Hoffart und Hochmuth gelobt ſeyn wollen.

Was für Hoffart hat gehabt die Agripina, die Mutter des Kayſers Neronis, diſer ward prophezeyet, ihr lieber Nero wurde Kayſer werden, aber ihr in ſeiner Regierung das Leben nehmen, weil nun in Agripina Hertz die Hoffart überhand genom-

men, ſagte die närriſche Mutter: Leben hin, Leben her, ich frag nichts darnach, wann er mich ſchon wird umbringen, wann er nur Kayſer wird, das iſt mir ſchon genug, wann ich nur das noch erleb, ſo will ich darnach gantz freudig ſterben, wann meine Augen nur einmahl werden geſehen haben die Kayſerliche Cron auf dem Haupt meines Sohns, mögen ſie ſich darnach gleichwohl ſchlieſſen, wann mein Leib nur einmahl wird geruhet haben in ſeinem Kayſerlichen Seſſel, mag er mir ſelbigen darnach gleichwohl aufſchneiden, und das Hertz heraus nehmen laſſen; diſes ware ein rechtes Ebenbild einer Hoffärtigen und Ehrgeitzigen, als welche die Ehr, einen Sohn zum Kayſer zu haben, höher ſchätzet, als ihr eigenes Leben.

Wer ſoll ſich nicht zürnen über die hoffärtige, ſtoltze und ehrſüchtige Semiramis, in welcher ſchönen Geſtalt ſich Ninus, ein Königer Aſſyrier alſo vergaffet, daß er ſelbige, unangeſehen ſie von keinem hohen Hauß, ſondern einer niedern Bauren-Hütten, und ihr Geruch an Statt des Piſams nach Stall-Balſam geſchmeckt, doch mit höchſtem Begnügen geehelichet; diſe Semiramis, als ſie vermerckte, daß ſie wegen ihrer unermeßlichen Schönheit faſt ein Götzen-Bild nach aller Gedancken des Nini ſeye, hat ſie von Hoffart und Begierd zu herrſchen eingenommen, einſt von ihrem guldenen Schatz, verſtehe Nino, mit vilem Schmeichlen und

Liebko-

Liebkoſen eine Gnad begehret, daß er ihr nur einen Tag möchte die vollmächtige Herrſchung überlaſſen; Ninus verwilligte es, gedachte, was wolt ein Tag, eine ſo kurtze Zeit ſeyn, was geſchicht? ſobald Semiramis zu ſolcher, obſchon kurtz währender Regierung und Vollmacht gelanget, hat ſie alsbalden befohlen, man ſolle geſchwind und ohne eintzigen Verzug dem Nino, als ihrem Gemahl, den Kopff zwiſchen die Füß legen, ſo auch geſchehen, und hat mithin diſe hoffärtige Todſchlägerin ſich des gantzen Reichs bemeiſtert, dahero heißt es: Trau, ſchau, aber nur keinem Weib.

Ja, wo das Weib die Oberhand hat, da iſt das Hauß, die Höll, und regieret darinn der Teuffel, ich ſag ſolches nicht, ſondern der geduldig Job, welcher eben auch einen ſolchen Plag-Teuffel im Hauß hatte: höret an ſeine Wort Job cap. 17. 13. Die Höll iſt mein Hauß; was hat er hierdurch anderſt verſtanden, als ſein Weib, ſo der Teuffel ihme zu plagen, als ſein Inſtrument gebracht.

Agiſus, Hertzog in Friaul hat es erfahren, wie daß ſein teuffliche Ehegemahlin Romada die Zähn nach einer Cron gewäſſert, dahero ihr Contento zu erhalten, den Ungariſchen König durch Brieff und verborgene Geſandſchafften dahin vermögt, daß er mit einer nahmhafften Armee in Friaul geruckt, dem ſie aber endlich verſprochen, daß ers ohne Verluſt eines Manns ſolle

behaupten, dafern er ſie vor eine Ehe-Conſortin und Königliche Gemahlin wolte erkieſen, Cacanus verſpricht, Cacanus kommt, überwindet, erlegt den Hertzogen, freyet die Romada, aber wie? und alſo gar recht auf ebenem Feld in Angeſicht der geſamten Armee laßt er ſie an einen groſſen höltzernen Pfahl anbinden, und folgſam lebendig verbrennen, mit dem höhniſchen Vorwurff, auf ein ſolches Weib gehört ein ſolcher Mann, alſo hat er recht gethan.

Dannenhero ſihet man, daß dergleichen Weiber, die alſo ſtoltziren, und nach aller-Hochheit trachten, als ihrer Natur mitgetheilter Gaaben gemeiniglich mehr einbilden, ſich beſſer ſchätzen, und höcher achten, als andere Leuth dahero ein adeliches Weib nicht unbillich genennet wird eine Dame, diſes Wort heißt Dama, iſt zwar Lateiniſch, und heißt auf Teutſch ein Gämß, wer ſteigt höher, als ein Gämß? wer will immerzu höher ſeyn, als ein Weib? Ja der Teuffel hat ihnen unten und oben, das iſt, bey Füſſen und Kopff müſſen zuſetzen, damit ſie nur höher ſeynd, bey den Füſſen, durch die hohe Schuh, beym Kopff, durch die hohe Hauben. Stoltziere aber nur tapffer, du hoffärtige, du ſtoltze, ſtinckende Käß-Truchen, du wilder Peinpatzen, du ſchändliche Koth-Buthen, du graußlicher Maden-Sack, du muffende Sinck-Gruben, du Deckmantel alles Unflaths.

Hie-

Hiemit folgt aber eine erſchröckliche Hiſtorie, ſo nicht zu unterlaſſen, denen hoffärtigen Weibern an Tag zu geben, jene aber hat es ſowohl an Leibs- als Seelen-Untergang erfahren, und wird andern zu einem Exempel vorgeſtellt:

Jerena ware es, ein ehrſüchtiges Weibsbild, von welcher folgende bewegliche und wahrhaffte Geſchicht erzehlet wird: Anno 1453. kame der Türckiſche Kayſer Mahomet der Anderte, mit einem unbeſchreiblichen Kriegs-Heer vor die Stadt Conſtantinopel, ängſtiget ſie mit ſo gewaltigen Stürmen, daß er die Stadt in kurtzer Zeit übermeiſtert und eingenommen hat, am dritten Pfingſt-Tag da war ein ſolches Blut-Vergieſſen, daß alle Stadt-Gaſſen mit Blut angeloffen, dann nur an Weib und Kindern 40000. niedergeſäblet worden, der Gefangenen waren bey 60000. Menſchen, unter diſen befande ſich eine Jungfrau, mit Namen Irena, von Chriſtlichen Eltern auferzogen, gebürtig aus Griechen-Land, der Stadt Mitilena in der Inſul Leſbos; diſe Irena ware damahls 17. Jahr alt, züchtig, ſchön und wohl geſtalt, vor allen andern gefangenen Weibs-Perſohnen, dann die ſchöne Irena pranget mit Roſen auf ihren rothen Wangen, mit einem Wort, an diſer ſchönen Dame hat die Natur ein rechtes Meiſter-Stuck erwieſen. Da wurde ſie dann von einem fornehmen Officier dem Türckiſchen Kayſer vorgeſtellt; Dieſer ohnedem unkeuſche Mann ward

in ihre ſo ausbündige Geſtalt dermaſſen entzündt, daß er Tag und Nacht an nichts anders gedencken konnte, als an die ſchöne Irena, auch alle Viertelſtund kamen ihm lang vor, wann diſe Wohlgeſtalte nicht bey ihm war; drey gantzer Jahr lebte er mit ihr in Unzucht, und lieſſe ſeine Hof-Herren die Reichs-Regierung verwalten, ſolang biß der gemeine Pöbel anfieng darwieder alſo zu murren, es ſtehe dem Kayſer gar übel an, wann er ſich in eine fremde Weibs-Perſohn ſo weit verliebte, daß er ſeiner Unterthanen darbey vergeſſe! die Janitſcharen, das beſte Kriegs-Volck bey denen Türcken, fiengen an offentlich und ſpöttlich darwider zu reden, es ſcheinet wohl, ſagten ſie, die Venus gelte bey dem Kayſer mehr als die Bellona, weil er ſich ſo gern mit Liebes-Pfeilen verwunden laſſet; weil ſich aber unter den Hof-Herren keiner unterfangen wolte, den Kayſer zu warnen, ſo wurde Muſtapha Reichs-Cantzler darzu ernennet, und gebetten, weil er mit dem Kayſer von Jugend auferzogen ſey, und kecker mit ihme reden darff, ſoll er doch ſolches demſelben mit beſcheidenen Worten vortragen, Muſtapha nimmt diſes Begehren an, tritt zum Mahomet hin, und ſtellet ihm vor Augen die groſſe Gefahr, worinn ſeine Perſohn ſich befinde, das gemeine Weeſen werde geſchwächt, die Unterthanen ſeynd wider ihn erbittert, die Soldaten ſeynd geneigt zur Rebellion, ſeine Majeſtät werden veracht, indem er ſich ſo weit einlaſſe mit einem

nem Griechiſchen Mägdlein, die eine Chriſtin iſt, ſolches ſeye wider ſeinen hohen Reſpect, dadurch verdunckle er die glorreiche Thaten ſeiner Vorfahrern. Uber diſe und mehr dergleichen Wort fieng dem Kayſer das Hertz an zu wallen, wie ein ſiedender Hafen mit Waſſer, er wuſte nicht was Raths oder Thats, dem ermahnenden Muſtapha gab er eine ernſtliche Antwort mit zornigem Angeſicht, daß er ſo keck mit ihm zu reden ſich unterſtanden, doch in Anſehung ſeiner treu geleiſten Dienſten, und weil er von Kindheit an mit ihme aufferzogen, ſey es ihme verziehen, und ſpricht anbey, er wolle in kurtzer Zeit ihme und dem gantzen Reich zeigen, daß er ein Herrſcher ſey über ſeine Begierlichkeiten.

Unterdeſſen hat ſich der Unkeuſche Tyrann mehr und mehr bey ſeiner Liebſten den Viehiſchen Gelüſten bedienet, weil zwiſchen ihrem Leben und Tod eine kurtze Friſt ware, und damit ſie unverſehener Weiß dem Tod zugeſchickt wurde, befilht er eines Tags, ſie ſolle ſich auf das allerſtattlichſte ſchmucken, und auszieren mit Seiden-Bändern beſtricken, mit Perlen behengen, mit Silber, Gold, und koſtbaren Edelgeſteinen ausſtaffieren, wie es einer Kayſerlichen Braut zuſtehen ſoll; wer ware fröhlicher, als die ohne das ehrſüchtige Irena? welche aus einer gefangenen verlaſſenen Chriſten-Tochter bald zu einer Türckiſchen Kayſerin und Groß-Sultanin ſolt erkieſen werden, diſe ehrſüch-

tige und hoffärtige Pfaum hätte ihr leichtlich können und ſollen einbilden, das bedeute nichts Guts, dann wann bey den unglaubigen Heyden ein Ochs mit Seiden-Bändern gezieret und behenget iſt worden, geſchahe es zu einem Zeichen, daß er zur Schlachtbanck werde geführet, und denen Göttern zu Ehren geſchlachtet werdē ſolte; aber ihr Hertz ware eingenommen von Hoffart, Irena wolte höher fliegen, ihr Stand war zu gering, ſie wolte höher ſteigen; an beſtimmtem Tag muſten ſich etliche Regimenter Janitſcharen vor den Kayſerlichen Pallaſt ſtellen, bey dem Gerüſt, welches zu einer blutigen Tragödie aufgerichtet war, Mahomet der Kayſer kommt daher gantz Majeſtätiſch, ſo ſtattlich, als er niemahl bekleidet ware, nebſt ihme zur lincken Hand gienge diſe unglückſeelige Irena, die glantzte von Silber, Gold und Edelgeſteinen, daß ſich alle Anweſende verwunderten, er ſteigt mit ihr auf das Gerüſt, alles Volck machet die gebührende Reverentz, darauf ſetzte er ſich zur Mitte auf ſeinen Thron, ſihet das ſammtliche Volck an mit trutzigen Augen, und fragte ſie, wer iſt unter euch Zuſchauern, der mirs verüblen darff, daß ich mich verliebet hab in eine ſolche ausbündige Schönheit? und deutet auf die Irena, alle Hof-Leuth ihrem Gebrauch nach, gaben ihm Recht, und entſchuldigten ihn, er aber ſagte ferner: Heut will ich euch zeigen, mein Hertz laſſe ſich nicht ſo weit ein in der Liebe, daß dar-

durch

durch dem Ottomanischen Namen und meiner Vorfahrer Glorie ein Sandfleck angehenget werde ; hierauf wendete er sich mit freundlichem Angesicht gegen seine Irena, und redete sie also an: Liebste meines Hertzens, ist es dir gefällig, mit uns dich einzulassen in ehelichen Contract, wilst du mein Ehe-Weib werden? Ich will, sagte sie unbesonen, wilst du, daß wir dich wegen deiner unvergleichlichen schönen Gestalt zu einem Oberhaupt aller Türckischen Weibern setzen? Ich will, sagte dise Hoffärtige zum andernmahl; Wilst du für gut heissen, daß wir seeliglich bey uns beschlossen haben, dich in die Freyheit zu setzen, dein Haupt mit einem Ottomanischen Turbant, samt einer goldenen Reich-Cron zu crönen, der Erdboden, den du mit Füssen trittest, soll dein Heim-Steuer seyn, wilst du, so kanst du? Ja, ja, ich will, ich will, antwortet sie abermahl: Mit disen Worten stehet er von seinem Thron auf, ergreifft sie mit der lincken Hand bey ihren aufgebutzten Haar-Locken, greifft mit der Rechten nach dem Säbel, ziehet vom Leder, und hauet mit einem Hieb ihr den Kopff ab, streicht den blutigen Säbel an ihre Kleider, und wischt das Blut mit ab, stoßt den todten Cörper mit dem Fuß von sich, zeigt den abgehauenen Kopff offentlich mit disen Worten: Dises nunmehro leblose Haupt soll euch den Argwohn benehmen, das Maul stopffen, und alle Unruhig-

reinigkeiten aufheben, daß ſey euch zum Zeichen, daß wir unſere Begierlichkeiten wiſſen im Zaum zu halten, und ein Herr ſeyn unſerer Anmuthungen; da er ausgeredet, ſtieg er vom Gerüſt herab, in ſeinen Pallaſt, und gab Befehl, diſen Kopff auf den höchſten Thurn-Spitz für ein Schau-Spihl zu ſtecken: O Irena! wie hat dich dein Hoffarth und leidige Ehrſucht angeführt, du haſt durch ſolche verlohren dein Jungfräuliches Ehren-Cräntzlein, deinen ehrlichen Namen, dein gutes Gewiſſen, und über alles haſt du verlohren nebſt deinem jungen Leben GOtt und die Seeligkeit in alle Ewigkeit.

Rebecca, ein heiliges Weib, und die Gemahlin des groſſen Patriarchen Iſaacs, ware ſo gar von diſer Seuch der Hoffarth nicht befreyet, diſe Frau hatte ihr liebes Söhnlein, ihr liebes Jäckelein, ſo hertzlich lieb, daß ſie von der Ehrſucht angetrieben, kurtzum wolte haben, er ſolte König und Herr über ſeine Brüder ſeyn, er ſolte den blinden Vatter betrügen, und zuſehen, daß er vor ſeinem ältiſten Bruder Eſau die vätterliche Benediction bekomme, der Jacob ware ſo fromm und Gewiſſenhafft, daß er ſagte: Gen, Cap. 27 Ach Mutter! was gedenckeſt du? du weiſt, daß Eſau, mein Bruder, ein rauher und häriger Menſch ſey, ich aber fein hübſch und glatt, der Vatter würde meinen, ich lache ihn aus, und an ſtatt des vätterlichen Seegens würde er den Fluch auf mich laden? daß thu ich nicht,

nicht, da behüte mich GOtt davor; höret nur, wie diſe hoffärtige Mutter redet; ich will die Sünd und den Fluch auf mich ſelbſt nehmen, ich wills verantworten; will nun der Jacob Ruhe haben, muß er ein Gaißlein holen, muß er in der Kuchel helffen, muß er die Länd und den Halß mit zartem Peltzwerck einwicklen, er muß wohlriechende Kleyder anlegen, damit er den väterlichen Seegen heraus practicire, diſe betrügliche Mutter wäre Straffens werth, wann nicht GOtt diſes alſo gewolt hätte.

Höret, ihr böſe, ſchlimme, betrogene, verlogene böſe Weiber! nehmet die Lehr, und folget nach jenen ſo wohl lebloſen als lebenden Geſchöpffen GOttes, wie ihreuch gegen eure Ehe-Männer, als euch von GOtt gegebenen Ober-Herrſchafft, wie die Epiſtel an Timotheum meldet, Cap 26.v, 12.verhaltenſolt. Einem Weib aber geſtatte ich nicht, daß ſie lehre, auch nicht, daß ſie des Mannes Herr ſey, ſondern ſtill ſey v. 13. dann Adam iſt am erſten gemacht, darnach Eva.

Ein Weib gegen ihrem Mann ſoll ſeyn wie die Sonnen-Wend, diſe Blum wendet ſtets und allezeit ihr Angeſicht gegen der Sonnen, auch wann ſelbe mit einer duncklen Wolcken überzogen, eine ſolche ware die Theſſaloniſche Fürſtin Laodomia, diſe, als ſie erfuhre, daß ihr liebſter Ehe-Herr Proteſilaus vor Troja erſchlagen worden, hat ſie in groſſer Traurigkeit begehrt und gebetten, daß

ſie

ſie nur zu etwas Troſts ihres Herrn Geiſts ſehen möchte, als ihr nun ſolches begegnet, und ſie denſelben umfangen wollen, hat ſie even den Geiſt aufgeben.

Ein Weib gegen ihren Mann ſoll ſeyn, wie die Tauben gegen ihren Jungen, ein Taub, aus Lieb gegen ſeine Junge, wird mit dem Schnabel ſelbſt die Federen ausreiſſen = und denen Jungen unterlegen, damit ſie deſto ſanffter ligen, ein ſolches liebreiches Weib ware jene Königin in Engelland, welche da ihrem lieben Ehe = Gemahl, der mit einem gifftigen Pfeil geſchoſſen war, und anderer Geſtalt nicht geneſen konnte, das Gifft ſo gar mit dem Mund aus den Wunden geſogen.

Ein Weib gegen ihrem Mann ſoll ſeyn, als wie die Planeten gegen der Sonnen, bey diſer bleiben ſie ewig beſtändig, und verlaſſen dieſelbe zu keiner Zeit, ſolche Weiber ſeynd geweſen etliche aus den Spartaneren, welche durch Verwechslung der Kleyder ihre Männer aus gefänglicher Todts = Gefahr geführt; Ich geſchweige vil hundert anderer getreuer Weiber, welche aus Lieb und Treu gegen ihre Ehegatten ſich nicht geſcheuet, vor ſelbe Leib und Leben, Gut und Blut aufzuſetzen, aber alle diſe jetzt erzehlte, ſeynd nur alte Geſchichten, welche ſich vor mehr als hundert ja tauſend Jahren begeben, jetziger Zeit ſihet und höret man von deme dermahligen ohne dem unverſchamten Weiber = Volck nichts mehr dergleichen, ſonderen vilmehr

geben

geben und lehren die tägliche Exempel, daß, weilen die Weiber von Natur unverſchamte Dinge verlangen, ihre Begierden und unmenſchlicher Appetit faſt kein anders Abſehen habe, als die Unehrbarkeiten, Blut-Schanden, und forderiſt Ehebruch, maſſen ſie die Ehr des Manns, ſofern ſie nur ihre ſchnöde Wolluſt vollbringen mögen, gantz gering in Wind ſchlagen, ja noch eine Ehr zu ſeyn vermeynen, wann ſie demſelben einen halben Mondſchein auf den Kopff ſetzen, und ein Cornucopi ſpendiren, daß er als ein gehörneter Bock auf offentlichen Gaſſen und Plätzen von jedermann geäffet und verlachet werde, und man ſo gar mit Fingeren auf ihn deute, und ſage: ſchau, ſchau, da kommt der brave Mann, deme die fremde Hahnen auf ſeinem Miſt kratzen, O gütiger GOtt! was kan einem Ehr liebenden Mann auf diſer weiten Welt für eine gröſſere Unehr, Schand, Spott und Unbillichkeit zugefüget werden, als wann ein fremder, ungeladener und undanckbarer Gaſt zugleich einen Theil ſeines ſolcher Geſtalt befleckten Ehe-Beths genieſſet, und dannoch der arme Mann, der arme Tropff und Widhopff die davon herrührende ſaubere Frucht noch darüber, und offt mit Schweiß ſeines Angeſichts ernähren, allen Geſtanck und Unflath verſchmertzen, und den neuen Vogel für ſein Ebenbild erkennen muß, ja mancher iſt darüber ſo armſeelig, daß er ſich vor ſeinem wiſſentlich eingebildtem Schwager noch neigen,

gen, demüthig erzeigen und verehren, und ſeinem loſen Weib durch die Finger ſehen muß, ſchlägt er ſie darum, ey wie geht ſie! wie ſchreyt ſie, wie laufft ſie zu ſeinem Gegentheil? ſchaut, mein lieber Herr! wie hat mich der Mauß-Kopff, mein ehrbarer Mann mit ſeinen Diebs-Pfotſchen, mit ſeinem aufgefalten Schelmens-Kropff; ey eine ſaubere Wohlredenheitund Zierlichkeit, neu erfundene Kunſt- und Höflichkeits-Wörter! zugericht und gepufft; hätte ihn der Teuffel, und ich euch, daß wäre ein rechtes Paar zuſamen, aber vil Glück und Strick auf die Reiß.

Zum Beſchluß will ich den zanckſichtigen und böſen Weiberen eine ſolche vortreffliche Medicin verſchreiben, mit der Verſicherung, daß, wann ſie ſich derſelben gebrauchen, ſie die beſte Männer haben werden, wie es dann jene gebraucht, auch würcklich, wie ſie ſelbſt bekennet, wohl operiret hat, und beſtehet diſes in folgender kurtzen Geſchicht:

Es kame einsmahls eine Frau zu einem Doctor, und klagte bey ihm über ihren groben Mann, daß er ſo furioß, ſo gleich auf, und mit Streichen da ſey, ſie werde täglich von ihm geſchlagen und tractirt wie ein Hund, fragte derowegen ihm um Rath, was ſie doch thun oder brauchen ſoll? der Doctor ſah es der Frau wohl an, daß ſie zänckiſch, auch gar kurtz angebunden, wiewohl ihme ihr Lebens-Lauff ſchon vorhin bekannt war, daß ſie nemlich im Maul nicht lahm ſey, ſie werde, ſagt der Doctor, villeicht ihrem Mann nichts nachge-

geben, nicht ſchweigen, ſondern immerdar zancken, kollderen, und pollderen, und das letzte Wort haben wollen, verordnet ihr derowegen aus der Apotheeken ein Gläßlein voll Waſſer, und ſchafft ihr, ſo offt ihr Mann unwillig ſey, ſolle ſie alsbald einen Löffel voll ſolches Waſſer in Mund nehmen, und ſo lang darinnen behalten, biß daß ihme der Zorn vergangen; die Frau thäte alſo, wie ihr der Doctor gerathen, und befande, daß diſes Mittel trefflich halffe, bald darauf kame die Frau zu dem Doctor, und konnte ſeine ihr verordnete Medicin, nicht genugſam preyſen, und ſagte, daß ſie von ſelbiger Zeit an, da ſie diſes Waſſer gebrucht, keinen böſen Tag mit ihrem ſonſt groben Mann gehabt, wolte auch anbey gern wiſſen, was doch diſes für ein köſtliches Waſſer, wie theuer, und wo es zu bekommen ſeye? O du einfalt! ſagte der Doctor, du kanſt diſes köſtliche Waſſer aus dem nächſten Brunnen haben, daß koſt dich nicht einen Häller, dann die jenige Krafft und Würckung, welche du dem Waſſer zugeſchrieben haſt, die hat dein Stillſchweigen, er wolte ihr nemlich durch diſes Waſſer in dem Mund, ſo vil rathen, daß ſie mit ihrem Mann nicht zancken, handeren und wörtlen, ſondern ſtillſchweigen ſoll, ſo werde er ihr hinfüro nichts mehr thun, und der Zorn wird von ſich ſelbſt vergehen; diſes iſt ein guter Rath vor die böſen Weiber.

Ich will aber vor die böſen Frauen und Weiber noch etwas beſſers einrathen, dann

weilen ich weiß, daß die Weiber gern süsse Mäuler haben, gern etwas süsses essen und trincken, so schreibe ich euch noch zu guter Letzt gantz wohl und treu-meynend, eine Medicin vor, dann ich jederzeit ein grosses Mitleyden getragen, wan sehr ihr von euren groben Männeren so übel tractiret seyd worden, mir wäre die Zeit meines Lebens nicht möglich gewesen, selbe nur mit Worten, noch weniger mit Schlägen zu beleydigen, wie es meine liebste Ehegattin selbst gestehen müste, dann gut ist es, daß sie nicht von Zucker ist, sonst hätte sie längst ihr Begräbnus in meinem Hertzen gehabt, welches ich allen Frauen gern wünschen wolte, nun komme ich wider auf mein Appropo der köstlichen Medicin: Liebste Frauen! wann ihr einen solchen groben Schlengel zu einem Mann habt, darbey euer Zorn gegen der Geduld das Ubergewicht hat, so braucht dises vorgeschribene Recept, nemlich, wann ihr gute Männer haben und die Streich nicht empfinden wollet, so nehmet einen Leffel voll guten süssen Meth ins Maul, das ist, gebet euren Männeren gute süsse Wort: so werdet ihr von Streichen wohl sicher seyn, dann, wann man das Holtz vom Herd hinweg thut, so löschet das Feuer aus, wann ihr gut und süsse Wort gebt, so wird aller Zorn bey ihnen vergehen, und ihr einen guten Mann haben, wann ihr, meine Hertzliebste Weiber, gegen euren Männeren fein linde Wort, gute Wort, süsse Wort im Maul habt, werdet ihr auch eure wilde ungeschlachte Männer erweichen, und aus grim-

migen

migen Löwen sanfftmüthige Lämmer machen, wohl bekomme euch die Artzney.

Nun wollen wir betrachten, was die saubere Wittwen in ihrem Schild führen, und wie sie sich nach Absterben ihrer Männer pflegen zu verhalten.

Die Indianischen Weiber verbrennen ihre abgestorbene Männer und sich selbst mit ihnen, also, daß sie mit ihren Männeren leben und sterben, aber die Christliche sollen sich nicht mit samt ihren Männeren verbrennen, sonderen mit ihrem Gebett und Zähern, die Peyn des Fegfeurs auslöschen, darinnen sie brennen, aber das Widerspiel geschicht zu unseren Zeiten, dann an statt des Holtz, welches die Indianischen Weiber zugetragen ihre Männer zu verbrennen, tragen unsere jetzige Weiber Wein zu, ihre abgestorbene Männer zu versauffen, und ihr traurig betrübtes Hertz zu erquicken, die Turtul-Taub pflegt sich, nachdem sie ihren Mann verlohren, keines Weegs zu einem anderen Männlein zugesellen, sonderen trauret und beklaget immerdar ihren lieben Mann, eben also folget nach ein ehrliche und tugendsame Wittib nach Absterben ihres Manns sehnet sich nicht gleich nach einem anderen, sonderen weinet, trauret, und bettet stets, auch nicht allein für ihren abgeleibten Hauß-Würth dann auch vor die gantze Gemeind, gleichwie Judith gethan; aber, O wie ein theures Wild-Brädt ist, um dergleichen Wittwen! in Wahrheit, es seynd seltsame Vögel, dann man findet zu unseren Zeiten einige deren, die nur

vor den Leuthen weynen, inwendig im Hertzen aber lachen sie kräfftiglich, sie betten sehr andächtig, aber nicht für ihren abgestorbenen, sonderen für einen zukünfftigen Mann, sie verreden das Heyrathen und Verloben, den Wittwen-Stand zu halten, aber kaum ist der Mann in der Erden recht erkaltet, so haben sie schon einen Warmen, und nehmen den Rothen für den Todten, die Weiber, so heulen und weynen, bauen auch ein Häußlein auf ihres Manns Gräber die vergessen ihrer bald, dann sie drucken all ihr Hitz und Andacht auf einmahl herauß, darnach ist es aus, ein andern her! und eben darum soll man sich an eines Weibs Weynen niemahls kehren, dann ihre Zäher werden bald trucken.

Von den Wittwen schreibt so gar der heilige Hieronymus, und scheuet sich nicht von ihnen also zu schreiben, nemlich: kaum ist der Mann kalt und todt, kaum wird er zum Hauß hinaus getragen, alsobald gedencket die Mannsichtige an einen andern Mann, da heißt es alsdann bey solchen Wittwen von dem Freud-Hof in Pfarr-Hof, und von dannen in das Wüths-Hauß ist gleich ein Gang; ja vil seynd also beschaffen, daß sie sich auch schon mit einem anderen versprechen, ehe der Mann einmahl gestorben ist, und wann man sie bey der Leich-Begängnuß will abmahnen vom Weynen, so geben sie zur Antwort: Ach! ich weyne nicht, daß er todt ist, sondern, daß er nicht vor vilen Jahren gestorben, da ich noch jünger und schöner war.

Eine

Eine ſolche ware jene Wittib, die ſtellete ſich nach dem Todt ihres Ehegatten dermaſſen traurig, als wolte ſie verzweiffien, und ohneracht ihre gute Nachbarin, ein ſonſt wohl beredtes Weib, ihr lang und vil tröſtliches zugeſprochen, ſie ſolt ihr das Leyd vom Hertzen ſchieben, ſo wolt doch alles nichts verfangen, endlich nach vilem tröſtlichen Zureden, ſagt die Wittib, O meine liebe Nachbarin! ſprecht mir zu wie ihr wolt, Weiber Troſt thut nichts, es muß Männer-Troſt ſeyn, nachdem ihr Mann begraben worden, ſo hat ſich diſe Wittib auch dergeſtalten mit vilem Heulen und Wehnen betrübt aufgeführt, daß jedermann mit ihr ein hertzliches Mitleyden hatte; zuletzt gehet ein guter Freund hinzu, tröſtete ſie und ſprach; mein liebe Frau! trauret nicht ſo ſehr, ihr werdet ſchon wider ein anderen Mann bekommen, gefiele euch der, jener oder diſer nicht? und nennet ihn mit Namen, ja, ja, ſagt ſie, er gefällt mir wohl, wahrhafftig ich hab gleich an ihn gedacht, wie mein Mann geſtorben, und diſes Zeitliche geſeegnet hat.

Vernehmet auch jene Geſchicht, ſo ſich in einer gewiſſen Stadt zugetragen, alldort wohnete ein feiner alter Burgers-Mann, von gutem Vermögen, welcher ein junges Mägdlein zur Ehe genommen, und mit derſelben ſeinem liebſten Ehegemahl etlich Jahr zwar friedlich gehaußt, doch haben ſie zu Zeiten ein wenigen Anſtoß, und Widerwillen, wie es zu geſchehen pflegt wider einander ge-

habt, maſſen es wegen der Eyfferſucht bald etwas abgibet, abſonderlich, wann ein alter Mann mit einem ſchönen jungen Weib begabet wird; letztlichen iſt er in eine ſchwere Kranckheit gefallen, und von der Waſſerſucht ergriffen worden, an welcher er auch geſtorben, niemand hat ſich über diſen Todt-Fall mehrer betrübt erzeigt, als eben ſein junges Weib, ſie fangte an bitterlich zu weynen und zu heulen, daß ſich auch ein Stein darüber erbarmen ſolte. Ach! ſagte, und klagte ſie, wie wirds mir nunmehro gehen, die ich mein hertzliebſten Schatz, ja mein Leben verlohren. Ach! wie wird es mir armen verlaſſenen Wittib ergehen? Man ſihet wohl, wie ſie allenthalben veracht und verlaſſen ſeynd: O Welt, O Welt! du biſt und wirſt wohl recht ein Thal der Zäher, ein Meer aller Trübſeeligkeiten genennet: Ach, daß iſt das End der weltlichen Freuden, Trübſeeligkeit, Creutz, Schmertzen und Leyden, fangen ſich an, wann zwey Verliebte von einander müſſen ſcheyden, wie vil glückſeeliger wäre ich geweſen, wann ich vor meinem liebſten Ehegemahl geſtorbē wäre, als daß ich ihne überlebt, und meine Zeit in ſtäter Betrübnuß, und Hertzen-Leyd zubringen muß: Ach komm, O Todt! komm, nim mich auch hinweg, damit ich in jener Welt auch meinen liebſten Schatz möge zugeſellet werden, diſe und dergleichen Hertz-brechende Wort brächte ſie ſo betrübt und anmüthig für, daß ſie faſt jedermann zum Weynen bewegte.

Nachdem man ihren Mann zum Grab ge-

getragen, und ſeinen Cörper der Erden anbefohlen, da ſolte mann geſehen haben, wie ſie dergeſtalten erbärmlich geſeuffzet, und ihr die Haar ausgeriſſen, daß ſie herum geflogen, als wanns Kehrwiſch regnen thäte, man hatte genug zu thun, daß ſie nicht gar in das Grab hinein geſprungen, und ſich lebendig mit ihrem Mann hat wollen begraben laſſen.

Ein tafferer junger Geſell, auch von gutem Vermögen, lieſſe ſich die Betrübnuß diſer jungen Wittfrauen ſo weit zu Hertzen gehen, daß er ſich zu ihr hinzugemacht, ſie getröſtet, und mit diſen Worten angeredet: Liebſte Frau! laſſet doch einmahl nach zu weynen und zu heulen, ihr könnt ja mit den Todten nicht mehr hauſen, dahero, wofern euch meine Perſohn nicht zu ſchlecht, ſo erbiete mich, euch zu heyrathen, und zu meiner Ehegattin zu nehmen, und verſpreche anbey, euch eben ſo gut, ſo freundlich und ſchön zu halten, als ihr immer von eurem verſtorbenen Ehe-Herrn ſeyd gehalten und tractiret worden; die Wittib gab ihme zur Antwort: mein Herr ich ſage ſchönen Danck vor euren gegebenen Troſt, und Anerbietung eurer Dienſten, was die künfftige Ehe betreffen thut, ſo ſolt ihr wiſſen, daß ich mich ſchon geſteren, da mein Mann geſtorben, mit einem anderen verſprochen, und ihm Treu und Glauben zugeſagt habe, wann diſes nicht ſolte geſchehen ſeyn, ſo wäre mir euer Perſohn gar wohl anſtändig geweſen. Diſes Weibel, nachdem ſie von der Leich-Begängnuß nacher Hauß kom̃en,

da war alles dem äuſſerlichen Schein nach Gehabte, mit dem Mann begraben, und wünſchet nichts anders, als daß nur bald der Hochzeit-Tag gehalten wurde, indeſſen leber ſie in vollen Freuden, ſunge auch vilmahl, wie es Nachbars-Leuth von ihr gehöret haben.

1. Ruhe wohl mein alter Mann,
Weil du Urlaub haſt genommen,
Zieh ich gern die Träuer an,
Es wird bald ein Junger kommen.

2. Sey guts Muth mein Dorothe,
Laß nur nach von ſteten Weynen,
Weil vollend das Ach und Weh,
Murren, Zancken, Schreyen, Greinen,

3. Jetzt nimm ich was mir gefalt,
Und laß mirs von niemand wehren,
Einen Frommen der nicht alt,
Der mich wird vil beſſer ehren.

Es mögen ein und anderedurch treuherzige Lehren ſich bemühen, wie ſie wollen bey ſolchen einige Abwendung zu machen, ſo bleiben ſie doch auf ihrem vorgehabten Sinn.

Was, ſpricht manche junge Wittib, was frag ich nach andrer Leuth Sagen? GOtt tröſt meinen Mann, ich kan mit den Todten nicht mehr hauſen, geſtorben iſt geſtorben, bett ich mir wohl, ſo lig ich wohl, bin ich verheyrath und falle, ſo hab ich doch jemand, der mich aufhebt, eine arme Wittib laſt man ligen und will bald jedermann S. V. die Schuh daran wiſchen, wäre ich vorhero geſtorben, hätte mein Mann villeicht gar zwey Weiber genommen, ich aber laß mich begnügen mit einem Mann, und

zwar

zwar nur zu ſeinem Vortheil, auf daß ich nicht nur allein, ſondern auch mein zukünfftiger Mann., und alſo unſer zwey für ihn betten, und ſeiner Seel in den Himmel helffen, dann GOtt hat ja verſprochen: **Wo zwey oder drey in meinem Namen werden verſammlet ſeyn, und was von mir begehren, das ſoll ihnen geſchehen: eines aber allein wurde wenig, oder nicht ſo vil ausrichten,** das iſt der Wittwen ihr Text, dann es heißt bey ihnen:

Lange Röck und kurtze Sinn,
Ein andrer her iſt diſer hin.

Ich kan nicht umgehen; zu Beſtättigung deſſen jene Geſchicht einzuführen von einer ſehr betrübten Wittib nach dem Abſchied ihres Manns, damit die Welt witzig werde, wie ſo wenig dem Weinen und Wehklagen der Weiber zu glauben, als den falſchen Calender-Machern. Petronius meldet, wie daß bey der Stadt Epheſus eine Frau wohnete, die von allen und jeden wegen ihres auferbaulichen Handels und Wandels hoch gerühmet wurde, da nun ihr Ehewürth von dem allgemeinen Welt-Profoſen und obriſten Sichel-Meiſter dem Tod hingerafft wurde, beweinet ſie deſſen Tod ſo ungemein, daß es das Anſehen hatte, als wolte aus diſem ſo gar liebreichen Paradeiß ein neuer Ganges entſpringen, oder vor Schmertzen ſich ein Stein darüber erbarmen, ſie legt ſich auf das Grab ihres verſtorbenen Manns., raufft ihr ſelbſt die Haar aus, ſie ſeufftzet ja erbärmlich, ſie nahme weder Eſſen noch

Trincken zu ſich, verachtete aller Menſchen Troſt, und verlangte kein anderes Ruhe-Bethlein, als eben das liebe Erdreich, die Gruben ihres Ehegatten; es begab ſich aber daß wegen gewiſſer Mißhandlung etliche Ubelthäter nicht weit von dem Todten-Acker oder Freudhof aufgehenckt, und damit nicht etwann deren Verwandten, die Leiber zu begraben ſolche heimlicher Weiß fortzwecketen, ein munterer und junger Soldat, diſe zu verwachen beſtellet wurde, diſer erſahe bey nächtlicher Weil bey dem Grab ein Liecht ſcheinen, und hörer anbey ein groſſes Wehe-klagen, wagte ſich derohalben hinein, wolte die erſehene Frau auf das möglichſte tröſten, und von dem unnützlichen Kummer abmahnen, aber diſer Troſt war eben der Haupt-Schliſſel zu dem Widerſpihl, wie dann ordinari ein hertzliches Mittleiden den klagenden Weibern den Rachen erſt recht aufſperrt, dann ſie fangte auf ein Neues an zu heulen und wümßlen, und zu lammentiren, daß kein Wunder wäre geweſen, wann ſich etliche Seelen verirret, ihren beinern Rantzen hätten per Buckel genommen, einem zum Gericht blaſenden Engel gehorſam zu ſeyn; endlich aber nach vil angewendten Fleiß beredet diſer wohlgeſtalte junge Soldat das betrübte Weib dahin, daß ſie erſtlich von ihm einen Trunck und etwas zu Eſſen annahme, ja darauff ihme die Ehe gar verſprach, und in ein langes Liebes-Geſpräch ſich einließ, unterdeſſen, weil ſie miteinander die Heyrath beſchloſſen, wurde einer von den Gehenckten

vom

vom Galgen herunter geſtohlen, da nun der Soldat hierüber den Augenſchein ſelbſt einnahm, verkehrte ſich die Freud alſobald in lauter Traurigkeit, er fiele gleichſam halb tod zu Boden, und nachdem er ſich in etwas wider erholet, will er ſich ſelbſt ermorden, wohl wiſſend, daß ihm ſonſt ein von Hanff gedrehtes Halßbändel wegen der Nachläſſigkeit nicht würde ausbleiben, doch vor er das kalte Eiſen in den Leib geſtoſſen, reſolvierte er ſich, ſeiner Vertrauten den Verlauff zu erzehlen, mit ernſtlicher Bitt, ſie wolte doch ſo gütig ſeyn, wann er ſich ſelbſt entleibet, den Cörper hier zu vergraben, diſe Red war ein förchtiger Donner-Klopff in dem Hertzen. diſer Wittib, daß ſelbiger die Affection und Lieb gegen ihren verſtorbenen Mann in einem Augenblick gantz und gar aus ihrem Hertzen ſchluge, war derohalben flux fertig mit Rath und That ihrem verlobten Bräutigam vil mehr dann ein gantzes Land voll Lateiniſcher Brocken-ſpeyer an handen zu gehen ſprechend: guldener Irgele! ſey nicht ſo närriſch, ich hab ſchon mancher Hacken einen Stihl gefunden, und hat mir doch ſelten mißlungen, dißmahl iſt es um einen Schwenckel zu thun, welchen wir in die Schmach-Glocken hinein hencken, alsdann wollen wir dem Unglück huſſausleiten, hierzu aber ſchickt ſich niemanden beſſer, als eben der todte Cörper meines verſtorbenen Manns, diſen wollen wir gleich ausgraben, und ihn an ſtatt deſſen Abgeflogenen hinauf kniffen, dann was ligt es

daran,

daran, ob er an dem Galgen oder aber im Grab verfaulet, wie dann gar behend, emſig und geſchwind der Handel von ſtatten gangen, und die Hochzeit darauf erfolget iſt.

Rupertus Holcot erzehlet eine andere Geſchicht: Es ware eine, die hatte einen Mann, mittelmäſſigen Vermögens, ehe er nun von diſer Welt abdruckte, wolte er auch daß man ſeiner Seelen nach ſeinem Todt in Gutem gedencken ſolte, befahle demnach ſeinem Weib, ſie ſolle nach ſeinem Hinſcheiden den Ochſen im Stall verkauffen, und zu Troſt ſeiner armen Seel das hieraus erlößte Geld denen Armen ſpendiren, das Weib ſagt ja, und verſpricht den letzten Willen des Manns auf das genauiſte zu vollziehen, was geſchicht? wie der Mann geſtorben, gehet ſie hin, führt den Ochſen ſamt ihrer Hauß-Katzen gen Marckt, bietet beede feil, doch dergeſtalten, ſie verkauffe keines ohne das andere, wer den Ochſen haben will, müſſe zugleich auch die Katz nehmen, den Ochſen bietet ſie um zwey Pfennig, die Katz aber um 24. fl. ein Kauffmann iſt vorhanden, kaufft beede zuſammen, alsdann iſt das loſe Weib da, die zwey Pfennig gibt ſie den Armen, die 24. fl. aber behalt ſie vor ſich, alſo, was iſt ſchlimmers, was iſt ärger, was iſt ſchalckhaffter, was iſt kecker, als ein Weib? nichts. Aus diſem dann erlernet meine liebe ehrliche Männer, wie ihr euch nach eurem Tod auf euere Weiber, ſie mögen in diſem Leben mit euch ſo vertreulich ſeyn, als ſie immer wollen, nicht

ver-

verlaſſen ſollet, dann ihre Hertzen ſeynd unbeſtändig, und ihre Gemüths-Bewegungen fliegend, und wann die Weite und Entlegenheit des Orts die Liebe minderet, wie man zu ſagen pflegt, aus den Augen aus dem Sinn; wie vil mehr hat man zu beſorgen, daß diſe Entlegenheit, nemlich von einer Welt zu der andern, alles in Vergeſſenheit ſtelle, dann dermahl findet man der Menge von her erzehlten Wittiben die in deren Fuß-ſtapffen eintretten, deren erſter Gedancken nach dem Tod ihrer Männer iſt, wie ſie etwann einen andern, einen reichen ſchönern, einen jüngern bekommen, und in das Netz bringen können, und ſolt es auch offt nur ein nach ſ. v. Küh-Pfifferling ſtinckender Stall-Bub ſeyn, ihre Gedancken ſtehen nur dahin, widerum nach einem Mann zu trachten, und ſolten ſie ihn auch mit des Verſtorbenen hinterlaſſenem Guth erkauffen, auch ſeynd ſo gar nicht ausgenommen die ſchon alte roſtige Doppelhäcken, maſſen die Erfahrnuß lehret, daß dergleichen alte Gaiſſen offt eben ſo lieb, ja offt noch lieber Saltz freſſen, als die junge, wie ſolches mit klaren Worten bezeuget Neuizanus: Wenig wirſt finden, die dies Sinns ſeynd, wie Valleria, dann ſowohl die junge als alte Weibsbilder verweilen nicht, ſich das ander, dritt, und vierte mahl zu verbinden, als die junge, dann eine junge Gaiß friſſt daß Saltz, aber ein alte Gaiß friſſt Saltz und Sack miteinander.

Ich weis zwar gar wohl, daß ich mir

durch

durch alles das, was ich von denen böſen, und laſterhafften Weiberen geſchriben habe, ein ſchlechtes Lob von ſolchen verdienen, und mir hierdurch keineswegs jenen Credit erwerben werde den ein gewiſſer Cavalier erhielt, welchen ſie, weilen er mit vielen Ruhm von ihnen geſchrieben, den zunahmen Heinrich Frauen-Lieb und Weiber-Lob gegeben und nach ſeinem Tod die vornehmſten Frauen ihn ſelbſt zum Grab getragen, und daſſelbe mit ſo vil Wein begoſſen, das die gantze Kirch davon gerochen.

Weilen ich aber, wie ſchon Anfangs gemedt, hierinn mit nichten die frommen und tugendſamen Weiber berühret, oder durch angegriffen habē will, ſondern diſes eintzig und allein auf die Böſe gerichtet iſt: ſo habe ich bey allen dem doch nicht darum hier ein ende machen wollen, als getraute ich mir darinnen nicht fort zu fahren; ſondern es iſt deſſen die Urſach: weilen es doch unmöglich wäre alles zu beſchreiben was es in dieſer Materie noch gäbe, und es einen eher an Dinten Feder und Papier fehlen wurde als an derley geſchichten.

Ich verbleibe alſo bey dem Johann Kraut ſeinem gut gemachten Spruch:

Und Wann gleich wär das Firmament,
Lauter Pappier und Pärgament,
Und alle Waſſer ſamt dem Meer,
Nichts als nur lauter Dinten wär,
Die Stern im Himmel allzumahl,
Deren ſehr vil ſeynd ander Zahl,

Sich

Sich jeder thät zum Schreiben richten,
Könntens die Boßheit doch mit nichten,
Beschreiben eines bösen Weibs,
Der Teuffel in der Höll beschreibs,
Ich nit.

Die fromme Frauen und Weiber belangend, so ist es eine ausgemachte Wahrheit, daß sie von denen bösen eben so weit unterschieden seynd, als die Englen im Himmel von denen Teufeln in der Höll: derohalben kan ich nicht ausser acht lassen einigermassen hier anzuzeigen wie und was sie seynd; und dieses innen nur zu zeigen daß ich jederzeit beflissen bin solche zu Lieben, zu Loben, und zu verehren, damit sie mich nicht vor ihren Feind (: dann da geschehete mir sehr unrecht:) sondern als ihren besten Freund erkennen, ich habe dann ihnen zu ehren folgendes Lob in wenigen zeilen jerderman vor Augen legen wollen.

Eine tugendhaffte Frau, ist des himmels-leckerbüssen,
Ein Confect vom Paradeiß, das man nie gnug kan genüssen,
Ja ein Schatz von Edelsteinen kostbarer als Ophirs Gold,
Wie es einstens Salomon, zu dem Tempel hergeholt,
Gar ein eingefleischter Engel, und ein wahrer Glückes Tempel,
Ein erwünschtes Fridenshauß, kluger Wirthschafft schöns Exempel,
Aller Schmertzen Heilungs-Mittel, eine Freudenvolle Post,
Kurtz ein Innhalt alles Lobes, und des Mannes bester Trost.

Dises ist zwar vil gesagt, aber nicht genug gesagt. Zum Beschluß und guter Letzt will ich ein schönes und sehr kräfftiges Gebett den Weibern hieher setzen / welches sie täglich mit gröster Auferbau-

baulichkeit fleiſſig verrichten/ und betten ſollen/ damit dardurch die guten Weiber fromm und denen Männern gehorſam verbleiben, die ſchlimmen aber von GOtt zu allem Guten bekehret werden.

ALlmächtiger GOtt! der du das weibliche Geſchlecht aus Adams Rippen, und folgſam aus einem Bein erſchaffen haſt, verleyhe mir gnädiglich deine Hülff, damit ich hinfüro nicht verbeint, hartnäcktig, eigenſinnig, verſtockt und halßſtärig ſeye, habe Gedult mit meinem weiblichen Schwachheiten, Gebrechen und Blödigkeiten, wende von mir ab den angebohrnen Fürwitz, die eingewurtzelte üble Argwohn/ närriſche Eyferſucht und alle eitele Einbildungen, hoffärtige Gedancken, Wanckelmuth und Unbeſtändigkeiten, auch alle unordentliche Gelüſten und Verlangen; mache doch, ach! mache doch, daß ich mich recht behutſam vor allen ſündlichen Ehr-Abſchneidungen hüte, bewahre mich vor allem und jedem unnützen Geſchwätz auf dem Marckt oder bey Zuſammenkunfften böſer Weiber/ allermeiſt aber in der Kirchen, gib mir deine Gnad, daß ich gegen einem jeden Menſchen, abſonderlich meinem lieben Mann nicht falſch, hinterliſtig und unaufrecht ſeye; verſchaffe mir auch deinen Beyſtand, daß ich mich nicht murriſch, verſtockt und feindſeelig gegen obbemeldtem meinem Mann erzeige/ daß ich gegen ihm das Maul nicht hänge, poche, oder ſonſt wie ein Polter-Geiſt im Hauß mich aufführe, ſondern daß ich jederzeit gantz ehrbar, und nüchtern, ſanfft und mild, ſtill und verſchwiegen, treu und beſtändig, fromm und geduldig/ emſig und häußlich, redlich und wahrhafft/ dankbar und erkanntlich ſeye, nicht mein, O GOtt! ſondern dein, und nach deinem, auch meines Manns Willen in allem geſchehe; Letztlich auch verleyhe mir, daß ich meinen Mann beſſer reſpectire, als es bißhero geſchehen/ und ihn nicht zu meinem Untergebenen verlange, ſondern als meinem Herrn und Ernährer erkenne, und meinen Willen nach ſeinem Befelch richte, Amen.

ENDE.